DIE DEUTSCHE WACHT: MONATSSCHRIFT FÜR NATIONALE ENTWICKELUNG

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Deutsche Wacht.

Monatsschrift für nationale Entwickelung.

Erster Jahrgang.

Berlin NO., 1880.

Otto Hentze's Verlag.

15 Friedenstraße.

Digitized by Google

Gen 4.7

Harvard College Library
JUN 23 1913
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge
(I, II, III 1-6)

Digitized by Google

Inhalts-Uebersicht.

Seite

An die Adresse des hohen Bundesraths und des deutschen Reichstages 1
Eine neue Einnahmequelle 5
Israel im Heere. Von H. Naudh 10
Vom jüdischen Kriegsschauplatz 26
Rumänien 35
Die Reaktion 37
Semitische Gefechtsweise 41
Feuilleton 44
Auf gegen Rom. — Stöcker und Israel. — Zur Hetzfrage. — Der Tempel Salomonis. — Antimanchesterliche Pillen. — Vermischtes zum Nichttodtschweigen. — Vae victis.
Der „Giftbaum“ 57
Der Gesellschaftsvertrag mit dem Judenthum. Von W. Marr. 59. 113
Statistisches aus der Schweiz 71
Literarisches und Artistisches 72
Gegen die Freiheitsstrafen 75
Ein milder Beitrag zur Charakteristik Laskers, des „Schriftstellers“ . 79
Anti-Stöcker 81
Der Mauscheljude 83
Vom jüdischen Kriegsschauplatz 86
Stöcker. — 1803 und 1879. — Ein Siegesbulletin. — Das judenfeindliche Treiben in der Gegenwart.
Israel droht! 91
Zur Börsensteuer 94
Ave Maria 96
Das eiserne Kreuz 97
Die Socialdemokratie und das Judenthum 98
Feuilleton 100
Israel in der Gesellschaft. — Ein Wohlthäter. — Die neueste Fabel vom alten Fuchs.
Wucher- und Tagespresse 106
Eingesandt 109
Correspondenz 110. 167. 223
Aus der Journalistik Berlins 122
Israel in Bayern 123

Digitized by Google

Seite

Der Wucher in der Armee 138
Etwas Allbekanntes und stets Vergessenes 146
Sprüche Salomonis Kap. XVI. Vers 32 147
Zum Lotteriewesen 148
Vom jüdischen Kriegsschauplatz 150
Israel über Dir, Simson! — Dr. M. Joël, Rabbiner in Breslau. — Herr Dr. M. Lazarus. — Eine Warnung an die Adresse der Judenpresse. — Herr L. Philippso(h)n in Bonn. — „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt." — Jüdische Insolenz.
Literarisches und Artistisches 156
Joseph. — Antijüdische Literatur. — Handelsgeschichte der Juden des Alterthums.
Feuilleton 160
Israel an allen Orten. — Kleine Notizen. — Jung-Israel an der Universität. — Neuadel.
Zum internationalen Nothstand 169
Die Nothlage in Oberschlesien 173
Aus Nah und Fern 174
Israel in Wien. — Israel in Schwaben. — Israel in Mannheim.
Thorsperre im Osten 182
Noch eine jüdisch-semitische Studie 183
Eine Abart des Repräsentirens 186
Zur akademischen Seite der „orientalischen Frage" 188
Der jüdische Parlamentarier a. D. 190
Vom jüdischen Kriegsschauplatz 193
Herr v. Treitschke und der Kladderadatsch. — Vom Giftbaum. — Eine Pflicht. — Zur Verjudung Bayerns. — Noli-me-tangere. — Ein jüdischer Schornsteinfeger. — Heerschau. — Deutsche Juden oder jüdische Deutsche. — Moses Oppenheimer. — Der fränkische Courier.
Literarisches und Artistisches 201
Die Wahrheit. — Der Kulturkämpfer. — Die deutsche Reform. — Politische Fragmente — Die Lehrsätze des neugermanischen Judenhasses. — Schleiden, Die Romantik des Martyriums bei den Juden. — Jacob Offenbach über Richard Wagner. — Auch einmal „Maria Antonietta." — Reichs-Akademie für die nationaldeutsche Judensprache. — Schlechte Zeiten. — U. A. w. g.
Feuilleton 211
Israelitisches Mosaik. — Orthographie eines Geldfürsten. — Aus dem semito-germanischen „high-life" der Reichshauptstadt. — Judenhetzen. — Das goldene Kalb. — Die Rotte Rumpitz. — Eine musikalische Parallele aus der Gegenwart.
Keine politische Zeitung darf Inserate bringen, kein Intelligenzblatt politische Artikel 220

Digitized by Google

Seite

Das Adreßbuch 221
Zum Nothstand in Oberschlesien 225
Judenverfolgungen. Von W. Marr 232
Die Privilegien der besitzenden Klassen und ihr Einfluß auf die Socialdemokratie 240
Correspondenz aus München 246
Zur Inseratenfrage 248
Volks- oder Judenwirthschaft 250
Vom jüdischen Kriegsschauplatz 253
Ulk. — Der Liberalismus auf dem Hamburger Berg. — Der Israelschemel. — Zum Todtschweigen in der Judenpresse. — Eine semitische Lüge. — Ueber den Wucher in der Provinz Posen. — Pesach-Mehl. — Wie es in Ungarn 1848 aussah. — Wohlthätigkeit. — Heißt das in Frieden mit uns leben wollen?
Statistisches 265
Einleitung. — Eine Betrachtung. — Borussia Felix. — Austria Felix. — Israel auf der Schule. — Israel in Hamburg.
Literarisches und Artistisches 285
Paul Lindau, oder: die Wunder der Reklame.
An unsere Leser 289
Unsere Wirthschaft 290
Statistisches und Betrachtungen aus Oesterreich 314
„Liberale" Gesetze 318
Kleinere Aufsätze 339
Israel in der Justiz. — Die Entweihung der Sonntage und christlichen Feiertage durch die Juden. — Jüdische Staatslehre. — Eine Perle deutschen Humors. — Oesterreichische Literaten.
Recensionen 350
Schwarze, Die Freiheitsstrafe. — Raudh, Minister Maybach und der „Giftbaum."
Das Innungswesen und die gewerbliche Arbeiterfrage, oder die neue privat- und wirthschaftsrechtliche Regelung des Gewerbebetriebes. Von Dr. B. Stolp 353. 449
Zur Bevölkerungsfrage 370. 505
Was heißt national? 386
Kleinere Aufsätze 410
Zur Börsensteuer. — Der marasmus senilis der verjudeten Fortschrittspartei. — Das „Organ von und für Bummler." — Jüdisches aus Mannheim.
Gleichberechtigung der Juden mit den Christen ethisch unfaßbar und antivolksrechtsthümlich 433
Der Panama-Canal 466
Kleinere Aufsätze 481

Digitized by Google

Seite

Hinterpommersche Kulturskizze. — Die Judentochter in Volksliedern. — Aus Oesterreich.

Unsere Kapitalwirthschaft und ihre Umbildung in genossenschaftliche Gliederung 526

Gegenwart und Zukunft des verjudeten deutschen Reiches 534

Ein „liberales" Zeugniß der Judenherrschaft 547

Kleinere Aufsätze 556

Aus Baden. Amtliche Illustrationen zur Judenfrage. — Mischehen. — Aus Oesterreich. — Die „moderne" Kulturforschung über die Juden. — Vom ältesten Gymnasium Berlins.

Recensionen 568

Israel und die Gojim. — Die Juden im deutschen Staats- und Volksleben. — Die Ursachen der Entstehung und Entwickelung der Socialdemokratie 2c.

Der jüdische Messias, Lord Beaconsfield, und seine Politik . . 577. 670

Wahrheiten über die Juden in Oesterreich 594

Die drei legitimen Faktoren des Staates und das Judenthum . . . 615

Die christlich-sociale Arbeiterpartei im Jahre 1879/80 629

Kleinere Aufsätze 648

Shylok kein Jude? — Correspondenz aus Mannheim.

Recensionen 653

Köhler, Die Verjudung Deutschlands und der Weg zur Rettung. Bongartz, Die Klöster in Preußen und ihre Zerstörung.

Sociale Extreme 657

Kleinere Aufsätze 685

Jüdischer Patriotismus. — Dr. Martin Luther und die Judenfrage. — Judendeutsch in Galizien. — Die Statistik der jüdischen Volksschule in Preußen. — Von Hopfen-, Wein- und anderen Juden.

Verbrecherstatistik des Judenthums 705

Jüdisches Heil 710

Die Doppelwährung 719

Das Recht auf Bildung 736

Kleinere Aufsätze 747

Jüdische Convertiten und die englische Kirche in Berlin. — Von der Afterbildung bis zur Gehirnerweichung.

Digitized by Google

Band I. Heft 1.

Die Deutsche Wacht.

Monatsschrift

für

nationale Kulturinteressen.

(Organ der antijüdischen Vereinigung.)

Redigirt

von

Wilhelm Marr.

Berlin 1879.

Otto Hentze's Verlag.

105a. Friedrichstraße.

Inhalts-Uebersicht.

An die Adresse des hohen Bundesraths und des deutschen Reichstages . . . . . Seite 1
Eine neue Einnahmequelle . . . . . „ 5
Israel im Heere. Von H. Naudh. . . . . „ 10
Vom jüdischen Kriegsschauplatz . . . . . „ 26
Rumänien . . . . . „ 35
Die Reaktion . . . . . „ 37
Semitische Gefechtsweise . . . . . „ 41
Feuilleton:
Eine Römerfahrt . . . . . „ 44
Stöcker und Israel . . . . . „ 45
Die Judenfrage . . . . . „ 47
Der Tempel Salomonis . . . . . „ 50
Antimanchesterliche Pillen . . . . . „ 52
Vermischtes zum Nichttodtschweigen . . . . . „ 54
Vae victis. Gedicht von Karl Weitbrecht . . . . . „ 55
Den Israeliten zur Beachtung . . . . . „ 56

Nachdruck ist ohne Erlaubniß des Verlegers nicht gestattet.

Digitized by Google

Die Deutsche Wacht.

November 1879.

An die Adresse des hohen Bundesrathes und des deutschen Reichstages.

„Was dem Einen recht ist,
das ist dem Andern billig."

Von allen „Errungenschaften" des Jahres 1848 ist eine einzige nicht nur ungeprüft geblieben, sondern hat sich von Jahr zu Jahr mächtiger entwickelt.

Die Preßfreiheit mußte es sich zuerst gefallen lassen, daß man ihr durch Preßgesetze einen Zügel anlegte. Die Ausschreitungen deutscher Journale — vielleicht der meisten — ließen es dem Staate zweckmäßig erscheinen, dem Journalismus die Rolle des Löwen zu schmälern und das „souveraine Volk" ließ seine Zeitungslöwen souverain im Stiche. Vielleicht mochte „populus" auch instinktiv fühlen, daß, wo die Gelehrten der Presse in den wichtigsten Fragen so uneinig unter einander waren, es nicht darauf ankäme, ob die „Löwen" weniger laut brüllten.

Das Vereins- und Versammlungsrecht erlebte ein gleiches Schicksal. Was uns heute oft nur noch im Lichte der Komik erscheint, die Danton und Mirabeau der Klubs, die ungeheure selbstverliehene Wichtigkeit, wo jeder erste beste „im Namen des Volkes" den Mund aufthat, wo „Resolutionen" gefaßt wurden von oft wundersamer Naivetät, wo man lärmte und demonstrirte und gelegentlich auch kravallirte, — das Alles ward der Mehrzahl der Bürger zuletzt theils langweilig, theils lästig, ja, noch mehr, es verlor sogar den Reiz der Neuheit im eigenen Klubpublikum und selbst die Mitspielenden ermüdeten. Die Vereins- und Versammlungsgesetze, welche auch diese „Errungenschaft" in Schranken hielten, damit sie nicht ausarteten, wurden von der Gesammtheit der Bürger ebenfalls acceptirt.

Die Institution der Schwurgerichte ist gleichfalls nur mit Modifikation in's Leben getreten.

Dasselbe gilt von dem allgemeinen direkten Wahlrecht.

Die Freizügigkeit, die sog. „Handels- und Gewerbefreiheit" unterliegt heute, trotz St. Manchester, unter dem Beifall der ungeheuren Majorität der Staatsbürger, einer einschneidigen Umgestaltung.

Der Institution der obligatorischen Civilehe, der confessionslosen Schule rückt die Revision ebenfalls näher, ehe diese Errungenschaften sich noch zur vollen Blüthe entfaltet haben.

Ohne uns hier in den Kampf der Parteien mischen zu wollen, constatiren wir nur die Thatsache, daß Staat und Gesellschaft mit allen „Märzerrungenschaften" von 1848 experimentirt haben, und daß, unter Zustimmungen der parlamentarischen und der Majorität in der Bevölkerung, sämmtliche Errungenschaften der Revision und der Modification anheimfielen.

Nur eine einzige „Errungenschaft" ist noch da, welche der Welt gleichsam ein „guai a chi la tocca!" (Wehe dem, der sie anrührt!) entgegenruft.

Es ist die sogen. **Judenemancipation.**

Stehe man auf welchem Parteistandpunkt man wolle, man wird den alten Satz: „was dem Einen recht ist, das ist dem Andern billig" nicht wegleugnen können.

Setzen wir uns zurück in jene Märztage von 1848, wo wir — ideale „Wolkenwandler," — Schreiber dieses nicht in letzter Linie, — den „Völkerfrühling" träumten. Der Traum war schön. Wir schämen uns seiner nicht, denn durch Irrthümer und Enttäuschungen gelangt man oft besser zur Erkenntniß, als durch dicke Bücher, und vorurtheilsfreier, als wenn wir den geistigen Standpunkt mit der Muttermilch eingesogen haben.

Als man in den Agitationscomités die „Forderungen des Volkes" formulirte, wurde, und zwar wesentlich auf Anrathen der jüdischen Mitagitatoren, die Frage der Judenemancipation so gefaßt, daß das Wort „Juden" unausgesprochen blieb. „Politische und bürgerliche Gleichstellung aller Staatsangehörigen ohne Unterschied der Confession" lautete die Formel. Das Kind getraute sich mit seinem wahren Namen nicht an die Oeffentlichkeit und christliche Agitatoren, welche verlangten, man solle das Ding ehrlich beim wahren Namen nennen, wurden in den betreffenden Comité's aus Opportunitätsrücksichten überstimmt.

Wie üblich, wurden nach ihrer Feststellung auf dem Papiere, die „Forderungen des Volkes" in den „Volksversammlungen" verlesen und fast überall, wenn nicht überall, bot sich ein gleiches Schauspiel dar: —

Allgemeines Wahlrecht. — Hurrah! Bravo!
Preßfreiheit. — Hurrah! Bravo!
Vereinsrecht. — Hurrah! Bravo!
Schwurgerichte für politische Vergehen. — Hurrah! Bravo!
Handels- und Gewerbefreiheit, Freizügigkeit. — Hier war in den Versammlungen bereits eine getheilte Stimmung bemerkbar.

Politische und bürgerliche Gleichstellung ohne Unterschied der Confessionen. — Der Sturm brach los! Alle ehrsamen Zunftmeister etc., welche nur mit Mühe bei der Gewerbefreiheit majorisirt waren, faßten neuen Muth. Die abstrakten Freiheiten bejubelten sie, vor den in's wirkliche Leben einschneidenden stutzten sie. Mit allem Aufwand von Rhetorik wurde es dann dahin gebracht, daß eine Menge Menschen das Lokal verließen und die „Schlußabstimmungen" im Tumult erfolgten.

Dies ist die ungeschminkte Wahrheit der „demokratischen" Geburt der Judenemancipation. Ehrliche Männer werden es ferner nicht leugnen, daß bei den Parlamentswahlen in den 35 deutschen Vaterländern jüdische Kandidaten wesentlich vorerst in von Juden stark bevölkerten Wahlbezirken aufgestellt werden mußten. Und da es Keinem einfallen wird, die revolutionaire Bewegung von 1848 eine besonders christglaubenskräftige zu nennen, so fällt auch der Vorwurf eines „Glaubenshasses" gegen die Juden in Nichts zusammen. Die große Menge, die den idealen Agitatoren in Allem gehorchte, wie ein geschultes Pferd, sträubte sich und schlug aus in der Judenfrage, ja, sie stützte sich dabei auf die Ansichten ihrer gefeierten Autoritäten, wie Fichte, Herder u. A. —

Man darf also dreist behaupten, die Judenemancipation ist eine Contrebande der Revolution von 1848 gewesen, sie ist eingeschmuggelt worden.

— Die Juden müssen wir mit durchschmuggeln, bemerkte dem Schreiber dieses ein geistvoller Jurist in Hamburg.

Ja, wir behaupten, hätte man, trotz aller Rhetorik, das „Volk" über den „Judenparagraphen" der „Volksforderungen" geheim abstimmen lassen, $^9/_{10}$ der Stimmen hätten mit **Nein** votirt.

Wir fordern beide, Juden und Christen, welche den „Völkerfrühling" aktiv mitgemacht haben, auf, zu sagen, ob wir auch nur im Geringsten übertreiben?

Zählen wir nun heute und in dieser Auslassung die intellectuellen und materiellen Leiden nicht auf, welche die „Judenemancipation" über

unſer Volk gebracht hat. Sie ſind größer und nachhaltiger in der Geſellſchaft geworden, als polternde Zeitungsartikel, als bramarbarſirende Klubreden, als Barrikadenputſche. Die ganze Geſellſchaft ſeufzt unter dem Fleiſch und Blut gewordenen Geiſt der Verjudung, der ſeit der Judenemancipation, ſeit der Entſtehung talmudiſcher Weltanſchauung wie ein „Krebs“ um ſich frißt.

Es iſt daher hohe, vielleicht die höchſte Zeit, auch dieſe „Errungenſchaft“ zu revidiren. Oder ſollte man an maßgebender Stelle wirklich der Anſicht ſein, vor allem Irren, vor allen Wirren der Revolution die Flagge zu ſtreichen, weil dieſe Revolution — — die Geſellſchaft der Gefahr der Verjudung überliefert hat?

Wir maßen uns nicht an, die Wahrheit gepachtet zu haben und ſind weit davon entfernt, Staatsmännern Vorſchriften machen zu wollen. Iſt man in den maßgebenden Kreiſen der Ueberzeugung, daß die von allen Parteien erkannte Verjudung des Vaterlandes das einzig vollkommen Gute der Zeit von 1848 ſei, die einzige, **keiner** Reviſion bedürftige „Errungenſchaft,“ oder: glaubt die Staatskunſt unſere Nation durch dieſe ſchwere Prüfung, wie auf einer Etappenſtraße, zum Beſſeren führen zu müſſen, ſo — verbiete man die Kritik des Judenthums im chriſtlich-deutſchen Staate.

Iſt dies aber nicht der Fall, fehlt es in den maßgebenden Kreiſen nur an Kraft oder Luſt zur Initiative, ſcheut man ſich, die Frage anzuregen, ob die Fremdlinge unter den Völkern nach der Herrſchaft ſtreben ſollen, ſo mögen patriotiſche Männer in den geſetzgebenden Körpern furchtlos genug ſein, der immer lauter werdenden Stimme des deutſchen Volksbewußtſeins Ausdruck zu verleihen, um die einzige, unrevidirt gebliebene „Errungenſchaft“ der glücklichſituirten jüdiſchen Minorität, wenn nicht auf die formelle Tagesordnung, ſo doch zur parlamentariſchen Sprache zu bringen. Wenn die chriſtliche Kirche es ſich gefallen laſſen muß, parlamentariſch diskutirt zu werden, ſo darf das Judenthum das Vorrecht der Undiskutirbarkeit nicht beanſpruchen.*)

*) Wir verweiſen bei dieſer Gelegenheit, zum Beweiſe, daß wir nicht allein ſtehen mit unſern Anſichten, auf die ſcharfe aber treffende Schrift: „Neu Paläſtina“. Von einem Konſervativen. (Berlin, Otto Hentze.)

Eine neue Einnahmequelle.

„Wozu in die Ferne ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah!“

Seit der neuen Wirthſchaftspolitik iſt die Phantaſie des Humors der nationalliberalen, reſp. freihändleriſchen, Preſſe einmal wieder recht erfinderiſch geworden. Wir ſind keine Griesgrame und lachen über jeden guten Witz, ſollte auch ſeine Spitze ſich gegen uns ſelber kehren. Und ſchlägt der Humor eine Tanzſteuer für die Mücken und eine Zirpſteuer für die Grashüpfer vor, wir könnten unſere Stirn nicht in catoniſche Falten legen. Ein Volk, daß den Humor nicht vertragen kann, wenn dieſer ſonſt ſeine idealen Güter reſpektirt, iſt ein krankes Volk, und neue Steuern und Abgaben haben bekanntlich mit dem Idealismus Nichts zu ſchaffen.

Es iſt wahr, der Staat braucht Geld, heidenmäßig viel Geld; aber zu einer Mücken- und Grashüpferſteuer braucht er noch nicht zu ſchreiten und wir „Vertreter der öffentlichen Meinung,“ — ich bitte, nicht zu lachen! — vulgo Journaliſten, haben vor Allem den Beruf, über unſere Selbſterkenntniß den Humor nicht zu verlieren und den armen Mücken und Grashüpfern beizuſpringen, daß ſie vor einer neuen Steuer bewahrt bleiben. Die Sorge um des „Volkes Wohl“ ſchwimmt ja in allen unſern Dintenfäſſern, jeder Strich unſerer Stahlfeder iſt ja ein Hieb oder Stoß für die Volkswohlfahrt, und wenn das arme Volk mit neuen Steuern gedrückt wird, ſo vergießen wir Thränen auf dem Papier, daß die Krokodile des Nils vor Neid darüber aus der Schuppenhaut fahren könnten.

Um ſo mehr aber iſt es unſere Pflicht, daß wir unſer Scherflein dazu beitragen, dem armen Volke ſeine Steuerlaſt erleichtern zu helfen, und grade wir, die „Organe der öffentlichen Meinung,“ die Volkstribune mit der Feder, — wir bitten den Leſer wiederholt, nicht zu lachen! — wir, die ſouverainen Apoſtel des „public life“ müßten uns am erſten frei von allen ſchnöden Mammonsgelüſten zeigen und das „goldene Kalb“ nicht über den deutſchen Reichsadler ſtellen. Wir ſehen es voraus: es wird ein Wetteifer unter uns entſtehen, wer von uns die Tugend der Selbſtloſigkeit am praktiſchten vertritt, um die Preſſe zu einer wahren, wirklich Credit erweckenden „Großmacht“ im Vaterlande zu geſtalten.

An die Arbeit alſo, edle Collegen und Mitauguren!

Die lästige Stempelsteuer ist schon lange ein Gegenstand unserer Angriffe gewesen und es herrschte auf diesem Gebiete eine fast rührende Einigkeit unter uns. Der Stempel fiel. Phantasievolle Leser glaubten, was wir ihnen mit Emphase versprochen hatten, die Zeitungen würden nun billiger werden und phantasievolle Leser wurden durch uns belehrt, daß die Zeiten schlechter und theurer geworden seien und daher die Geschenke von nahezu 50,000 Thlr. jährlich, welche der Staat großen Zeitungen, wie die „Köllnische" u. A. durch die Aufhebung des Stempels jährlich gemacht hatte, keinen Einfluß auf den journalistischen Preis-Courant ausüben könnten. — Dieselbe Erscheinung trat zu Tage in Staaten, wo statt der Zeitungsstempel- die Inseratensteuer existirte.

Die Zahl der Blätter vermehrte sich riesig, die Formate wurden größer und größer. Die Jagd auf Inserate wurde ein journalistischer „Sport." Die kleinsten Kläffer — pardon für dieses salonwidrige Wort — in den kleinsten Städten spannen — namentlich in der Gründerzeit — Seide durch Inserate und Reklamen. Die vielen faulen Gründungen in jener Zeit mußten ja, um in der öffentlichen Meinung „gut zu fahren," die Räder der öffentlichen Meinung, die Presse, gut schmieren und die sonst so mißtrauische Presse glaubte den bezahlten Versicherungen der Gründer so unverfroren, daß sie das arme Publikum förmlich in die Schafschur hineintrieb. Ohne die viele Millionen verschlungen habenden Ausposaunungen der Presse wäre nicht der zehnte Theil der Schwindeleien zu Stande gekommen. Es wäre eine Aufgabe für den rastlosen Fleiß und die Ausdauer eines Otto Glagau, eine Sammlung der Reklame der Presse zu Gunsten des zahlenden Schwindels herauszugeben. Wir begnügen uns damit, auf die eine Thatsache zu verweisen, daß selbst anständige Zeitungen sich nicht schämen, einen **Reklametarif** an die Spitze ihres Blattes zu stellen und somit für jede Anpreisung einer Wundersalbe etc. eine intellectuelle Verantwortlichkeit zu übernehmen. Denn die Reklame, da sie nicht im allgemeinen Anzeigetheil einer Zeitung steht, spekulirt stets auf die Leichtgläubigkeit, die Dummheit des Publikums, dem der Glaube beigebracht werden soll, die Zeitung als solche empfehle das betreffende Objekt.

Wäre es dem „christlichen" Staat wirklich Ernst mit der „Moral," er würde diesen Reklameunfug mindestens eben so sehr beachten, als ein gewöhnliches Preßvergehen.

Aber die s. g. Inseratenfreiheit hat noch andere Schattenseiten. Das Publikum wird unter die Censur von Spekulanten

gestellt. So ein Zeitungseigenthümer refüsirt oft literarische Anzeigen, welche nicht in seinen politischen Kram passen. Die großen Zeitungen, die ein Bedürfniß für Inserenten geworden sind, haben gewissermaßen ein Monopol. Sie haben Rechte, aber keine Pflichten gegen das Publikum. Und andererseits diktirt das Speculationsinteresse die politische Haltung der Zeitungen.

Wer dieses Getreibe der modernen Journalistik nicht kennt, der wundert sich z. B., wie systematisch die „Judenfrage" selbst in vielen nicht jüdischen Zeitungen todtgeschwiegen wird, in Zeitungen, deren Chefredakteure unter vier Augen Nichts weniger als judenfreundlich gesinnt sind. Der Grund ist einfach. Israel beherrscht den Handel. Israel hat die Gewohnheit, unverhältnißmäßig stark zu inseriren. Was Wunder, daß die Zeitungsspekulanten eine Hand die andere waschen lassen. Ist doch fast der ganze Journalismus zu einem Inseratengeschäft geworden. Die großen Zeitungsformate wären unmöglich ohne Inserenten. Man soll sich also nicht wundern, daß fast alle die großen Zeitungen nationalliberal, manchesterlich, judenfreundlich sind. Der Schlüssel zu ihrer Haltung liegt im Anzeigetheil!

Hier tritt nun ganz von selbst die Frage in den Vordergrund: Ist es nothwendig, daß das Inseratenwesen Monopol von Privatspekulanten bleibe? Und die weitere Frage: Kann der Staat im Interesse der Parteilosigkeit und der finanziellen Staatsinteressen eine solche horrende Einnahmequelle, die heute nur die Mühlen des Manchesterthums treibt, nicht für sich verwerthen, wie es früher der Fall war? Drittens: Liegt es nicht auch im Interesse der öffentlichen Moral z. B. die Humbuginserate, die schlüpfrigen Anzeigen von Spezialärzten etc. zu inhibiren? Viertens: Ist es nicht ökonomischer für das Publikum, wenn dasselbe nicht in einer ganzen Reihe von Zeitungen zu inseriren braucht, sondern wenn ihm das amtliche Intelligenzblatt offen steht?

Was beklagen sich unsere conservativen Zeitungen, daß sie wenig Leser haben, daß sie nicht ins Volk dringen? Die Spekulation der Journalistik macht es unmöglich und **mit der Inseratenfreiheit subventionirt die Regierung geradezu ihre Gegner.**

Privatspekulation mit bezahlten Inseraten und „Organ der öffentlichen Meinung" sein, das erscheint uns lächerlich. Da „redigirt" in erster Linie das Portemonnaie.

Das Inseratenwesen, außer in den amtlichen Anzeigern, ist daher strengstens von der Politik zu trennen.

Die Wiedereinführung des Stempels, oder eine Inseratensteuer, träfe nur das Publikum, denn die Zeitungsindustriellen würden sofort die Preise erhöhen, was sie besser verstehen, als die Preise herabzusetzen. Dagegen handelt der Staat nur im Interesse des Publikums, das er davor schützt, drei-, vier- oder mehrfach sein Geld für eine und dieselbe Sache auszugeben, das er vor dem Reklameschwindel bewahrt, aus dem die Zeitungen ein Extrageschäft machen, wenn er, der Staat, das ganze Inseratenwesen, das mit der politischen öffentlichen Meinung, also mit dem **Zweck** der Tagespresse absolut Nichts gemein hat, staatlich verwaltet. —

Der geistige Werth der Zeitungen, und das ist doch die Hauptsache, bleibt unangetastet; ja, er erhält sogar noch mehr Credit, wenn die Preßtribunen nicht mehr mit Inseraten schachern. Inhalt und Gehalt verlieren Nichts.

Gebt keine drakonischen Preßgesetze, gebt —

„Raum, Ihr Herren, dem Flügelschlag
Jeder freien Seele!"

Aber **macht** diese **Zeitungsseele frei** von den goldenen und silbernen Ketten der **Inseratenspekulation**.

Und die Praxis?

Sehr einfach!

Wir haben die „Kreisblätter," die nur aufzuhören brauchen redaktionell Politik mit Ausschluß der Oeffentlichkeit zu treiben und deren etwaige politische Weisheit ebenfalls in den Inseratentheil zu verweisen wäre. Die Kreisblätter würden eine Revenüe, statt kostspieliges Papier für den Staat werden und die gesammte Tagespresse würde unbeschadet der freiesten Meinungsachtung mit einem Schlage reformirt.

Wir werden auf diesen Gegenstand noch des öfteren zurückkommen.

— — — — — — — — — — — — — —

Bis hierher hatten wir geschrieben, als uns eine bei C. Reißner und Ganz in Leipzig erschienene Schrift: **„Das Inseratenwesen ein Staatsinstitut"** von R. Schmölder zu Gesicht kam. Die Schrift trägt als Motto den Spruch: „Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat" und läßt den Leser einen Blick in den Abgrund der Habsucht des journalistischen Industrieritterthums unserer Tage thun. Diese

„Zeitungsmaſſas“ müſſen die Augen niederſchlagen vor jedem Leſer der genannten Schrift, ſo hochvornehm und ehrbar ſie auch thun mögen. Wir ſehen den Augiasſtall der Inſeratenfreiheit hier vor uns und kein anderes Mittel, ihn zu reinigen, als daß man den fiskaliſchen Strom hindurchleitet. Wir empfehlen das Büchlein dringend dem hohen Bundeskanzleramt mit der beſonderen Betonung der Thatſache, daß es die Ehre hat, von der Manchesterpreſſe todtgeſchwiegen zu werden, denn es deckt die haarſträubende Corruption des modernen Inſeratenweſens in einer Weiſe auf, daß ſo ſtarke Nerven dazu gehören, wie ſie die Manchesterpreſſe beſitzt, um nicht zu ſchaudern, in welch ſchamloſer Weiſe, mit welchen Obſcönitäten das Inſeratenindustrieritterthum der modernen Journaliſtik Sitte und Anſtand mit Füßen tritt.

Unſere Leſer mögen es uns nicht verübeln, wenn der Inhalt ſolcher Schriften die Form unſerer Sprache erwärmt. Aber es iſt ſo ſtaunenerregend, wenn man ſieht, wie das Publikum durch die Gewinnſucht der Preſſe dirigirt und entſittlicht wird. Wir rümpfen prüde die Naſe zu Lascivitäten im Theater und tagtäglich ſtrotzen die Zeitungen in ihrem Anzeigetheil von Rückſichtsloſigkeiten gegen Scham und Ehrlichkeit, während manche dieſer publiciſtiſchen Induſtrieritter Ankündigungen antijüdiſcher Schriften zurückweiſen, weil die meiſten ſolcher Schriften zugleich Enthüllungen des ſchamloſen Treibens der publiciſtiſchen Induſtrieritterſchaft enthalten. Wie kann die Regierung ſich wundern, daß eine Preſſe, welche um Groſchen die Sittlichkeit untergraben, dem Schwindel und Betrug Vorſchub leiſten darf, den oppoſitionellen Anſtand der Regierung gegenüber nicht wahrt? Schneide man der Preſſe dieſe goldene Ader des Schachers durch, überlaſſe man Moral und Ehrlichkeit nicht der Cenſur von Inſeratenſpekulanten und man wird von Heute auf Morgen, — unbeſchadet des freien Wortes, — eine honette Preſſe ſchaffen und dem Staate eine neue Einnahmequelle zum Vortheil des Publikums ſichern. —

Das oben erwähnte Büchlein kann nicht dringend genug empfohlen werden.

Israel im Heere.

Von H. Handy.
Verfaſſer der Schrift: „Die Juden und der deutſche Staat.“

Ahasverus. Mir iſt es einerlei, wem ſie die Pſalmen ſingen,
Wenn ſie nur ruhig ſind, und mir die Steuern bringen.
Haman. . . . . ſie haben einen Glauben,
Der ſie berechtiget, die Fremden zu berauben
Und der Verwegenheit ſtehn deine Völker blos:
O König ſäume nicht, denn die Gefahr iſt groß.
. . . . . .
Der Jude liebt das Geld und fürchtet die Gefahr,
Er weiß mit leichter Müh' und ohne viel zu wagen,
Durch Handel und durch Zins Geld aus dem Land zu tragen.
Das ließe ſich vielleicht auch noch verſchmerzen,
Doch finden ſie durch Geld den Schlüſſel aller Herzen
Und kein Geheimniß iſt vor ihnen wohlverwahrt.
Mit Jedem handeln ſie nach einer eignen Art,
Sie wiſſen Jedermann durch Borg und Tauſch zu faſſen:
Der kommt nie los, der ſich nur einmal eingelaſſen;
Und von dem niedern Volk, das in der Irre wandelt,
Wird Recht und Eigenthum, Amt, Rang und Glück verhandelt;
Es iſt ein Jeglicher in deinem ganzen Land
Auf ein' und andre Art mit Israel verwandt.
Goethe: Das Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern.

Unſere Heeresverwaltung zeichnet ſich durch weitblickende Vorſicht aus: wenn ſie aber in Iſrael einen Feind des deutſchen Heeres erkannt und zur Abwehr deſſelben in dem neuen Kadettenhauſe zu Lichterfelde neben der katholiſchen und der evangeliſchen Kapelle die Einrichtung eines jüdiſchen Betſaales unterdrückt hat, ſo kommt ſie diesmal zu ſpät. Die Juden können nicht mehr vom deutſchen Heere ausgeſchloſſen werden, welches ihnen geſetzlich preisgegeben iſt und in dem Kadettenhauſe zu Lichterfelde wird ſich nicht nur die Anlage eines jüdiſchen Betſaales, ſondern auch die Einrichtung einer koſcheren Küche und die Anſtellung eines Rabbiners und eines jüdiſchen Schächters ebenſo nothwendig machen, als in jeder Kaſerne. Wenn die Juden dies nicht ſchon laut gefordert haben, ſo zeigen ſie eine bei ihnen wunderbare Beſcheidenheit.

Uns aber drängt ſich die Frage auf, wie Iſrael im Heere am zweckmäßigſten verwendet werden könne und ob ſich dabei vielleicht eine Ableitung von Juſtiz und Verwaltung finden ließe, die doch für alle Juden keinen Platz haben.

Die alte Geſchichte der Juden läßt dieſelben als ein beſonders kriegeriſches Volk erſcheinen. Sie werfen in Kanaan alle Feinde nieder, erobern die befeſtigten Städte und Nichts unterbricht ihren Siegeslauf,

bis sie endlich unter Salomo ein großes blühendes Reich errichtet haben. Auch fehlt es nicht an blutigen Bürgerkriegen unter ihren Stämmen, und wenn sie der assyrischen und später der babylonischen Unterjochung erliegen, so muß ihnen die große Uebermacht der Sieger zu Gute gerechnet werden. Wie wenig es an ihrem Heldenmuthe gefehlt haben könne, das zeigen uns die Makkabäischen Kriege und ihre Gegenwehr gegen Titus.

Nur Schade, daß wir für alle diese Heldenthaten keine besseren Gewährsleute haben, als die Juden selbst. Wer 1866 in der Siegeswoche in Berlin gewesen ist und miterlebt hat, wie neben den amtlichen Siegesberichten an der Judenbörse stets noch besondere erläuternde Nachrichten umliefen von den vielen Kanonen, die der „Vetter Itzig" erobert, oder den oesterreichischen Generalen, die der „Neffe Schmul" gefangen genommen hatte — so daß es fast scheinen mochte, als ob die jüdischen Freiwilligen allein zur Entscheidung des Krieges ausgereicht haben würden und es nur auf einem Versehen des Kriegsministers beruhe, daß man die übrige Armee nicht zu Hause gelassen habe — der wird einiges Bedenken tragen, jüdische Heldengeschichte aus jüdischen Quellen für mehr, als jüdisches Heldengedicht zu halten. Er wird auch sicher sein, daß die jüdischen Ritter des eisernen Kreuzes von 1870 gewiß nicht zu klagen haben, wie Wallensteins Wachtmeister:

„Doch meine Verdienste, die blieben im Stillen"

und er wird sich erinnern, daß 1871 ein Berliner Jude das eiserne Kreuz erhielt, der mit Todesverachtung und einer Provision von einigen Millionen die Wechsel besah, in welchen die Stadt Paris die auferlegte Contribution bezahlte.

Von dem ersten Auftreten der Juden in Kanaan machen wir uns wahrscheinlich eine ganz unrichtige Vorstellung. Vermuthlich haben sie nur die Existenz einer Zigeunerbande geführt, die stehlend und raubend im Lande umherzog, dann und wann eine Stadt überfallend und nur dann ihrer Haut sich wehrend, wenn sie von den Beraubten gestellt wurden und nicht davon laufen konnten. Ihre Hauptwaffen scheinen schon damals dieselben gewesen zu sein, welche sie noch heute mit besonderer Virtuosität führen: Lärm und Geschrei, mit denen sie die Midianiter und noch manche Andere eingeschüchtert und die Mauern Jericho's wie unsern Verstand zu Falle gebracht haben.

Die Makkabäischen Bücher sind von mehreren Verfassern und zu verschiedenen Zeiten zusammengeschrieben worden und höchst unzuver-

läſſig; bezüglich des römiſchen Feldzuges aber geht die Judenverherrlichung von dem Leibjuden der Flaviſchen Kaiſer, von Joſephus aus.

Unſere Juden haben 1813 weniger Begierde nach kriegeriſchem Ruhm gezeigt; denn als ſie zur Aushebung herangezogen werden ſollten, baten ſie um die Erlaubniß, ſich mit Geld loskaufen zu dürfen und der Rabbiner von Jaſtrow ſtellte Namens ſeiner Gemeinde in einer Immediateingabe dem Könige vor, „daß zehntauſend Thaler für den Krieg doch nützlicher ſeien, als das feige Geſindel.“

Wie viel Wahres an den Erzählungen von den alten jüdiſchen Heldenthaten aber auch ſein möge, ſo wurden ſie unter anderen Bedingungen verübt, als der Jude im deutſchen Heere findet. Die alten Juden wurden durch religiöſen Fanatismus getrieben und durch die Rückſicht auf ihre Exiſtenz als Volk. Beide Motive fehlen dem jüdiſchen Soldaten im deutſchen Heere und wir müſſen denſelben deßhalb ohne Rückſicht auf ſie nach ſeiner militäriſchen Tüchtigkeit fragen.

Zunächſt mag uns ſeine körperliche Anlage beſchäftigen.

Schon Apion erzählt (Josephus c. Apionem lib. II_2):

„Als ſie einen Marſch von ſechs Tagen gemacht, hatten ſie Bu„bonen und deßhalb ruhten ſie am ſiebenten Tage, nachdem ſie ſich in „das Land, welches jetzt Judäa heißt, gerettet hatten und nannten den „Tag Sabbath, die Sprache der Egypter beibehaltend, denn die Egypter „nennen die Bubonenkrankheit Sabbatoſis.

In der neueren Zeit hat Herder bereits auf den Plattfuß der Juden aufmerkſam gemacht und in der Schrift „Die Juden und der deutſche Staat“*) findet ſich eine vollſtändigere Beſchreibung des jüdiſchen Körperbaues, welche im Allgemeinen wohl als richtig anerkannt werden dürfte. Es heißt daſelbſt wörtlich:

„Wenn man ein Volk auf ſeine Zweckmäßigkeit prüft, ſo iſt nicht „allein die geiſtige Anlage, ſondern auch die körperliche weſentlich, und „dieſe entſpricht bei den Juden ihrem Urſprung. In dieſer Beziehung „beſitzen ſie gegenüber den germaniſchen Stämmen die Mängel der ſüd„lichen Racen ohne ihre Vorzüge. — Es fehlt ihnen die körperliche Kraft „und das rüſtige Temperament. Sie haben nicht die Fülle der Muskeln „nordiſcher Völker und es fehlen ihnen die ſtraffen Sehnen der Araber. „Wenn ſie fleiſchig ſind, iſt das nicht eine Wirkung der ſtarkentwickelten „Muskelfaſer, ſondern eine Anhäufung lockeren, ſchwammigen Fettgewebes. „Ihre Knochen ſind nicht ſtark, wie bei den Germanen, und nicht feſt,

*) Berlin, F. Graf Behr, 10. Auflage. 1879

„wie bei den Südländern. — Ihr ganzes Knochengerüst ist fehlerhaft; „die Brust ist nicht breit und gewölbt, die Schultern nicht gerade und „flach, Hals und Kopf nicht aufrecht; der Arm ist unrichtig an der „Schulter, der Oberschenkel falsch an der Hüfte eingesetzt, die Knie selten „gerade, meistens einwärts und nach vorn gestellt, die Knöchel schief, der „Hacken auswärts und lang, die Mittelfußknochen mehr oder weniger zum „Plattfuß entwickelt und Ballen und Zehen nicht regelmäßig aufliegend."

„Aus diesem unrichtigen Bau, aus der fehlenden Spannkraft ihrer „Muskeln entstehen jene energielosen und unschönen Bewegungen, die „wir an ihnen belächeln, und jene Scheu vor körperlicher Arbeit und „Anstrengung, die eine so wesentliche Einwirkung auf ihre Geschichte „gehabt hat."

„Es ist eine sich jährlich wiederholende Erfahrung, daß bei den „Militäraushebungen die Juden ein verhältnißmäßig viel kleineres Con„tingent brauchbarer Rekruten stellen, als die übrige Bevölkerung, und „daß bei Märschen und Manövern die Maroden zu ganz unverhältniß„mäßigem Antheil aus Juden bestehen."

Nach der „statistischen Correspondenz" vom 19. Januar 1878 waren von der preußischen Bevölkerung:

Evangelische	16,712,700
Katholische	8,625,840
Juden	339,790
Verschiedenen Sekten angehörig	64,074
	25,742,374.

Dagegen in der preußischen aktiven Armee:

	Offiziere	Militärärzte	Militärbeamte	Unteroff. u. Gemeine	Zusammen aktiv
Evangelische .	3594	682	1655	164982	175913
Katholische . .	880	130	316	75286	76612
Juden	—	17	2	1305	1324
Versch. Sekten	10	1	—	229	240

Es kommen also auf je 10,000:

	Offiziere	Militärärzte	Militärbeamte	Unteroff. u. Gemeine	Zusammen aktiv
Evangelische .	5 14	0,41	0.99	98,74	105,25
Katholische . .	1,02	0,15	0,37	87,28	88,42
Juden	0,00	0,50	0,06	38,41	38.97
Versch. Sekten	1,56	0,26	0,00	35,76	37,46

„Die geringe Militärtüchtigkeit der Juden, welche daraus deutlich „hervorgeht, wird hier nicht zum ersten Male festgestellt."

Sie liefern verhältnißmäßig noch nicht zwei Fünftel ſoviel brauchbare Rekruten, als die Deutſchen.

Körperliche Untüchtigkeit iſt ſelten die Grundlage kriegeriſchen Muthes und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die Juden hiervon eine Ausnahme machen ſollten, — wenigſtens geben die Erfahrungen des täglichen Lebens keinen Anhalt dafür, denn der einzelne Jude iſt, wo er Gefahr wittert, durchaus friedfertig.

Nun giebt es freilich zweierlei Arten des Muthes: eine, welche ſich unter allen Umſtänden bewährt und eine andere, die ſich nur in Geſellſchaft äußert. Wenn Voltaire behauptet, daß ſich für einen Franzoſen nichts Unangenehmeres denken laſſe, als ungeſehen gehangen zu werden, ſo hat die franzöſiſche Armee oft genug bewieſen, daß es ihr dagegen an dem geſellſchaftlichen Muthe nicht fehle. Aber die Geſellſchaft kann ihre günſtige Wirkung nur üben, wenn der Einzelne ſich mit den übrigen Gliedern derſelben identiſch fühlt; denn der Geſelligkeitstrieb iſt der Trieb, mit Seinesgleichen zu verkehren. Die Geſellſchaft iſt die Beziehung gleicher Weſen zu einander, und da jeder Menſch in dem Andern das vernünftige Weſen ſucht, das Vernünftige aber nur für gleiches Denkorgan daſſelbe ſein kann, ſo gehört zu einer wirklichen Uebereinſtimmung der menſchlichen Geſellſchaft gleiche Anlage des Denkens und Fühlens. Dieſe Gleichheit der Anlage fehlt zwiſchen Deutſchen und Juden.

Eigentlich haben wir die ganze Judennoth nur einer zoologiſchen Liederlichkeit zu verdanken. Jehovah ſelbſt zwar trennt ſein „auserwähltes“ Volk ſtreng von allen übrigen Menſchen und wenn wir auch den Geſchmack ſeiner Wahl nicht theilen, müſſen wir doch ſeiner wiſſenſchaftlichen Genauigkeit Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Seine Nachfolger in der Zoologie aber ſind weniger aufmerkſam zu Werke gegangen und ihre Fahrläſſigkeit iſt namentlich den germaniſchen Völkern mit ihrem wunderbaren Aberglauben an „Wiſſenſchaft“ verhängnißvoll geworden. Die heutigen Zoologen berückſichtigen im übrigen Thierreich die kleinſten Unterſchiede für die Trennung der Arten, bei der Gattung homo aber werfen ſie Alles in einen Topf und laſſen keine Unterſcheidung zu, obgleich der Buſchmann und der Chineſe, der Neger, Jude und Deutſche mehr von einander abweichen, als der Hund vom Wolf und Schakal oder der Eſel vom Pferde, die man doch in beſondere Arten trennt. Man fragt umſonſt nach einen Grunde dieſes Verfahrens, denn zwiſchen Pferd und Eſel ſind Baſtarde eben ſo möglich, als zwiſchen Deutſchen und Juden und beide gleich widernatürlich. Auch die Ent-

deckung der Darwiniſten, daß die Juden von einem anderen Affen abſtammen als die Germanen und ſich viel ſpäter zu ihrer Differenzirung von der väterlichen Sippe entſchloſſen haben, iſt ohne Einfluß auf die ſyſtematiſche Zoologie geblieben, das eigene Zugeſtändniß der Juden, daß ſie eine beſondere Race ſeien, iſt nicht berückſichtigt worden, und ſo finden wir, daß zwar das Kind und der unbefangene Menſch — ja wegen des foetor judaicus ſelbſt der Hund — den Juden auf hundert Schritt unterſcheiden, der „Gebildete" aber, je nach dem Verhältniß, in welchem die Schule ſeinen natürlichen Verſtand beſchädigt hat, dieſen Unterſchied mit mehr oder weniger blinder Zuverſicht auf ſeine Wiſſenſchaft abläugnet und in der „wiſſenſchaftlichen" Formel: „alle Menſchen ſind gleich" ſeinen geſunden fünf Sinnen zum Trotz es ſich bequem macht.

Widerſpricht dieſe unrichtige Formel der Wirklichkeit, ſo wird ſie als politiſcher Grundſatz geradezu verderblich. Das liegt auf der Hand, wenn man ſich klar macht, daß unter politiſcher Freiheit doch nur die Freiheit eines Volkes verſtanden werden kann, nach ſeiner Eigenthümlichkeit zu leben und ſich zu entwickeln, und alſo Freiheit nur möglich wird, je nachdem dieſe Entwickelung zur Einmüthigkeit fortſchreitet. Denn frei iſt nur, wer aus innerem Triebe thun muß, was das Geſetz von ihm verlangt, weil ſeine Natur mit dem Geſetze und dieſes mit ſeiner Natur übereinſtimmt. Von dieſem Geſichtspunkte ausgehend, ſagt ſchon Fichte, daß der letzte Endzweck einer guten Regierung ſein müſſe, ſich ſelbſt unnöthig zu machen, möge das Ziel nun in näherer oder fernerer Zeit erreichbar erſcheinen. Daß es aber auch nicht annähernd erreichbar ſei, wenn der Staat aus verſchiedenen Menſchenarten mit entgegengeſetzten und vielleicht feindlichen Naturanlagen beſtehen ſoll, iſt ohne weiteres klar, und daß man dies auch bei uns fühlt, erſieht man aus der Sündfluth von Geſetzen, welche der Judenliberalismus über uns ergoſſen hat, wie denn überhaupt der Liberalismus jede eigentliche Volksfreiheit unmöglich macht, weil er die Eigenart des Volkes ignorirt. Auch eine gemeinſchaftliche gleiche Freiheit für verſchiedene Menſchenarten in einem und demſelben Staate iſt nicht zuläſſig, weil die bösartigere eine größere Beſchränkung erfordert als die beſſere, und am wenigſten darf man die letztere der erſteren unterwerfen. Obgleich der Neuſeeländer in Deutſchland ſich unfrei fühlen dürfte weil es ihm verſagt wäre, zum Sonntag ſeinen Nachbar am Spieße zu braten, würden ſelbſt die liberalen Juden dafür ſtimmen, dieſen Mitbürger mit einigen Vorſichtsmaßregeln zu umgeben, wenn auch ſie vielleicht am wenigſten in Gefahr wären, den Ge-

ſchmack des Antipoden zu reizen. Wir aber laſſen uns von den Juden verſpeiſen, denen wir thöricht genug waren, den ſo nöthigen Maulkorb abzunehmen, während man ſofort mit Ausnahmegeſetzen bei der Hand war gegen die katholiſche Kirche und ihre religiöſen Orden, die den Judenliberalen zuwider ſind, und gegen die Socialdemokraten, welche nur eine andere Form des Erwerbes ſuchen und in ihrer ſchlimmſten Conſequenz nur bis zur Theilung des Eigenthums gehen — alſo doch Jedem einen Theil laſſen und nicht gegen die ſittliche Grundlage des deutſchen Staates, die chriſtliche Moral, verſtoßen würden. Bei den Juden aber iſt der Widerſpruch gegen dieſe religiöſes Dogma und angeborene Eigenthümlichkeit und ſie würden keinem Andern irgend Etwas laſſen. Ihnen unterwirft man Geſetzgebung, Juſtiz und Verwaltung und läßt ſich von der Preſſe beherrſchen, welche vollſtändig in ihren Händen iſt. Die Deutſchen müſſen nun — und ſie werden ſich dieſer Nothwendigkeit ſchon bewußt — jüdiſchen Character und jüdiſche Rechtsanſchauungen ſich anzueignen ſuchen, denn mit deutſcher Ehre läßt ſich jüdiſcher Ehre gegenüber nicht aufkommen. Sich beſchneiden laſſen, oder auswandern, das iſt die Alternative: oder....!

Unzählige Völker ſind gewaltſam unterjocht worden, aber daß ein großes und tüchtiges Volk dem Joche einer Handvoll Fremdlingen freiwillig, wie der Zugochſe, den Nacken dargeboten hätte — und zwar Fremdlingen einer Race, die aus dem Kehricht der alten Welt entſtanden (Manetho, Tacitus: „pessimus quisque"), von jeher die verworfenſte Moral geübt und durch Schmutz innen und außen allen übrigen Völkern ein Ekel geworden iſt — dafür hat die Geſchichte kein zweites Beiſpiel und die Sache iſt ſo ſchmählich, daß wir nicht einmal zur Erlangung mildernder Umſtände uns auf die alten Aegypter berufen können, welche einen Stier anbeteten und auf die Siameſen, deren conſtitutioneller Kaiſer ein weißer Elephant iſt. Denn der Ochſe war mit einem Arm voll Grünfutter und der Elephant mit einem Sack Reis abzufinden — der Jude aber frißt Alles: Gut und Blut, Wohlſtand, Cultur und Sitte. Kaum im Thierreiche findet ſich etwas Aehnliches. Wenn auch weſtlich vom Miſſiſſippi bei den in unterirdiſchen Bauen lebenden Prairie-Haſen in jeder Höhle eine Eule und eine Klapperſchlange wohnen, welche die jungen Haſen verzehren, ſo frißt doch gelegentlich die Schlange auch die jungen Eulen und die Eule die jungen Schlangen. So hat zwar der unglückliche Haſe doppelte Juden in ſeinem Hauſe — aber dabei den Vortheil, daß ſeine Juden ſich unter einander auffreſſen, was die unſrigen bekanntlich nicht, oder doch nicht in hinreichendem Maße thun,

und er hat die Entschuldigung voraus, daß er nicht im Stande ist, sein Hausrecht zu wahren. Und wenn wir jetzt die unglücklichen Rumänen etwa zwängen, sich ebenfalls von den Juden verzehren zu lassen, so würde uns das nicht zu dem miserablen Troste: „socios habere malorum“ gereichen, sondern zum Vorwurf und als Ritter der Juden uns dem Gespötte noch mehr aussetzen. Der Jude Boerne sagt, ein Volk sei berechtigt, seinen König wegzujagen, wenn ihm dessen Nase nicht gefalle: Wem aber soll des Juden Nase gefallen? Und soll der Jude mehr Recht haben als der König?

Jedoch es heißt einmal: „alle Menschen sind gleich“ und wenn in unserer Zeit eine Formel erst glücklich zur Welt gekommen ist, so wird sie leicht eine Macht, weil das bischen Mutterwitz, welches die Natur dem Menschen mitzugeben pflegt, bei den Meisten mit Haut und Haar vom Schulwitz aufgefressen wird, der von eigenem Denken erlöst. Es fehlt dann auch nicht an Klugen, die mit dem Siege solcher Formeln ihren eigenen Vortheil zu befördern suchen, und so ist es möglich geworden, sogar die nüchternen Amerikaner zu unerhörten Geld- und Menschen-Opfern zu verleiten, damit Schwarz für Weiß und der Neger gleich dem Arier gelte. Nun haben sie den Ekel, der erst ein Ende nehmen kann, wenn entweder die fremde Species homo niger ausgestorben oder die ganze Gesellschaft in „ein scheußlich Grau“ gemischt sein wird.

Daß die Deutschen auf ähnliche Weise den Juden in die Falle gehen mußten, ist viel weniger zu verwundern. Es giebt wohl keine Dummheit, für welche der Deutsche nicht zu begeistern wäre, wenn sie ihm nur „wissenschaftlich“ servirt wird. Zu Tacitus Zeiten betrank er sich in Meth: heute, mit „gebildeteren“ Nerven, berauscht er sich an der „Wissenschaft.“ Aber den Katzenjammer vom Meth hatte er am nächsten Tage ausgeschlafen: den Katzenjammer von dieser „Weisheit“ wird er zeitlebens nicht verwinden. Dem Uebel würde er entgangen sein, hätte er in seinem Lehrbuch der Zoologie unter den Zweihändern homo germanicus, homo niger, homo judaicus ꝛc. als besondere Unterarten aufgeführt und nicht „wissenschaftlich“ festgestellt gefunden, daß innerhalb der Gattung homo sapiens keine Unterschiede stattfänden. Mögen die Schulmeister dafür in der Hölle braten!

Wenn die Ameisen Blattläuse finden, so kitzeln sie dieselben mit den Fühlhörnern am Bauche, bis die dumme Blattlaus vor Wonne einen süßen Saft ausschwitzt. So kitzelten die Juden, als die Deutschen dabei waren, ihr neues Reich aus Formeln aufzubauen, Urwähler und

Staatsmänner. Aber das deutsche Volk wird nicht so wohlfeil davon kommen, als die Blattlaus: ihm — wenn wir ein zweites Beispiel aus der Insectenwelt anführen dürfen — wird es ergehen, wie der Raupe, in welche Schlupfwespen ihre Eier gelegt haben. Anfangs befindet sie sich ganz munter, wenn aber aus der Puppe der Schmetterling ausfliegen soll, kommt statt seiner die Brut des Parasiten zum Vorschein, welche inzwischen das „Wohnthier" von innen aufgefressen hat. So waren die Deutschen lustig und guter Dinge, als ihnen in der liberalen Aera die Juden eingeimpft wurden; aber jetzt melden sich die Leibschmerzen von dem Fressen der Ichneumonen, welche Nichts als die leere Schaale übrig lassen werden und dem unglücklichen Wohnthiere keine Aussicht auf Rettung gestatten — falls Gott nicht ein Wunder thäte.

Das deutsche Heer wird dem Juden nie als die Gesellschaft von Seinesgleichen erscheinen, wie der jüdische Apotheker schlagend illustrirt hat, der unmenschlich genug war, 1866 die preußischen Militärlazarethe mit gefälschten Heilmitteln zu versorgen. Ihn trennt von dem Deutschen die Religion und die Race und ein eigentliches Vaterland, welches das Band knüpfen könnte, kennt er nicht. Sein eigenes Volk ist über die ganze Welt zerstreut und geht lediglich seinem Schacher nach: ubi bene, ibi patria ist eine Redensart, für welche Cicero verdient hätte, beschnitten zu werden. An der 1870 aufgelegten preußischen Kriegsanleihe betheiligten sich bekanntlich die Berliner Geldjuden fast gar nicht, wohl aber an der französischen, von welcher sie sich mehr versprachen, und als man Einen derselben dafür einstecken wollte, gab es großes Geschrei — denn mit den Juden ist es, wie mit den Hunden in Constantinopel: wenn man den einen auf den Schwanz tritt, hat man die ganze Meute auf dem Halse.

Wenn eine Truppe vorbei marschirt, so ruht die Arbeit und Alles läuft, um sie zu sehen. Es ist nicht allein der militärische Pomp oder der Ruhm der Armee, welcher dieses Interesse erregt, sondern das Herz des Deutschen schlägt für sein Heer, weil er in ihm die Blüthe seines Volkes, die Gewähr seiner nationalen Existenz und den Träger deutscher Zuverlässigkeit und deutscher Ehre liebt. Der Jude sieht mit höhnischem Lächeln den Gojim nach, die Chamer (Esel) genug sind, sich todtschlagen zu lassen, damit er seinem Schacher und Wucher nachgehen könne.

Man hat in neuerer Zeit sich viel darauf zu Gute gethan, die Religion als gleichgültig für den Staat und die Beziehungen der menschlichen Gesellschaft anzusehen und ist sich in der Phrase „Trennung des

Staates von der Kirche“ besonders weise vorgekommen. Aber es giebt wohl nichts Oberflächlicheres, als diese Weisheit.

Die Religion ist das Streben des Menschen, sich mit der göttlichen Weltordnung in Einklang zu setzen. Da das Unendliche dem menschlichen Verstande unfaßbar ist, so kann er diese Uebereinstimmung nur in seinem Gemüth und in seinem Gewissen erlangen und in Bildern ausdrücken. Es kommt nicht darauf an, in welchen Bildern er sich dieselbe symbolisirt, wohl aber darauf, wie sie sich in seinem Gewissen abspiegelt und welche Moral er ihr unterlegt, denn letztere wird seine eigene Moral sein und seine Auffassung des Naturrechts begründen. Auf diesem, oft vielleicht nicht klar zum Bewußtsein gekommenen Grunde beruht der Religionshaß und aus demselben entstanden die Religionskriege. Innerhalb der christlichen Welt hat man dann Religionsfrieden geschlossen, weil man eingesehen hat, daß die Abweichungen der christlichen Secten unter sich die Moral nicht wesentlich berühren, denn ob Christus mit Gott identisch — homousios oder homoiusios — ob der heilige Geist nur vom Vater oder auch vom Sohne ausgehe, ob er sich nur über Priester oder auch über Laien ergieße, ob Brod und Wein sich wirklich in Fleisch und Blut verwandele — das Wesentliche im Christenthume ist das Gesetz der Liebe. Aber nur innerhalb des Christenthums hat die religiöse Toleranz Berechtigung.

Wenn dagegen dem Juden ein Gott denkbar ist, der die anderen Menschen auszurotten und die ganze Welt zu plündern befiehlt, ein Gott, der für die Juden Vorliebe, für alle Uebrigen keine Gerechtigkeit hat,*) wenn ein solches Wesen seinem Begriffe der Weltordnung nicht widerstrebt, so erklärt er damit seinen Widerspruch gegen die Anschauungen von Recht, welche die christliche Welt beherrschen und dadurch ist jede sittliche Gemeinschaft zwischen ihm und deren Bewohnern — mögen sie nun an die Person Christi glauben, oder nur den ethischen Inhalt des Christenthums anerkennen — unmöglich geworden und mit Recht hat ihn deshalb die Geschichte für bescholten erklärt und ihm die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt.

Daß der Jude von seiner Religion sittlich nicht beeinflußt werde, läßt sich nicht behaupten, denn in seiner Religion offenbart sich eben seine Sittlichkeit. Der Gott wohnt in dem Herzen des Menschen und diese Religion des Hasses ist eine Funktion des jüdischen

*) Vergl. Die Juden und der deutsche Staat.

Gehirns, eine Raceneigenthümlichkeit, welche in dreitausendjähriger Inzucht ungestört erhalten worden ist. Das heutige jüdische Gehirn wird deßhalb noch in derselben Denkweise functioniren, wie das alte. Es ist auch ein müßiges Gefasel, daß die Juden durch das Leben neben uns und in unserem Clima geändert worden seien und wird durch Erfahrung und Augenschein widerlegt. Die Holländer leben seit Jahrhunderten am Cap, ohne den Hottentotten ähnlich zu sein und die Neger in Nordamerika sind weder roth geworden, wie die Huronen, noch weiß wie die Yankee. Damit aber die Welt sich anders in ihm spiegele, dazu müßte der Kopf des Juden sich ändern und diese Aenderung würde auch an der Nase sichtbar werden. Sie wäre nur möglich durch Vermischung mit anderen Völkern — aber die Eigenschaften solcher Maulesselracen könnten uns erst interessiren, wenn letztere zur Welt gekommen wären: ein sehr günstiges Vorurtheil haben wir nicht. Auf die besondere Eigenart der reinen Juden konnte der Darwinsche „Kampf um das Dasein" allein nicht abschwächend wirken. Sie haben zweitausend Jahre als Ungeziefer auf anderen Völkern gelebt und diese Lebensart wurde ihnen um so leichter, je weniger sie sich durch Ehrgefühl oder Sympathie mit ihren Wohnthieren hindern ließen. Sie konnte also ihre „Eigenthümlichkeit" nur verstärken, wie auch die Sittenlehre zeigt, welche sie unterdessen im Talmud ausgearbeitet haben und welche die ursprüngliche des Pentateuch an Schändlichkeit übertrifft.

Man darf sich daher nicht einer arglosen Zutraulichkeit hingeben, wenn der Jude Schweinefleisch mit uns ißt: der Schinken „thut's freilich nicht." Mag er die Symbole seiner Religion über Bord geworfen haben, seine ihm angeborene Sittlichkeit hat er behalten. Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

Sucht die Religion Uebereinstimmung mit der göttlichen Weltordnung, so sucht die Ehre die Uebereinstimmung des Menschen mit sich selbst, und insofern eine andere Religion eine andere Sittlichkeit und ein anderes Naturrecht bedingt, bedingt sie auch eine andere Ehre. Selbstlose Pflichterfüllung, unverbrüchliche Treue, Aufopferung für ideale Zwecke sind von dem Juden nicht zu erwarten, der es für Gottesgebot halten konnte, seine Mitmenschen zu schädigen und zu vernichten, soweit es ihm nützt und dem es daher völlig unfaßbar erscheint, daß es ein höheres Interesse für ihn geben könne, als das des Profits. Von einer Nationalehre die ihn mit den Deutschen verbinde, kann er natürlich keine Ahnung haben.

Das deutsche Heer ist ein Volksheer. Es wird nicht allein durch

eiſerne Disciplin und durch lange Gewöhnung, nicht durch den Korporalſtock zuſammengehalten, wie die geworbenen Heere früherer Zeiten, bei denen es möglich wurde, aus widerſtrebenden Elementen ein Ganzes zuſammenzuprügeln — und ſelbſt in ſolchen Heeren hat man unſeres Wiſſens einen Verſuch mit den Juden nie gewagt. Ein Volksheer ſetzt vor allen Dingen das Gefühl der gegenſeitigen Zugehörigkeit und der Uebereinſtimmung in Recht und Ehre und gegenſeitiges Vertrauen voraus. Nun hat man zwar die Juden zu Miniſtern gemacht, in der Verwaltung angeſtellt und ihnen das Recht in die Hand gegeben und man hat das Volk gezwungen, ſich die Juden in dieſen Stellungen gefallen zu laſſen. Wozu man es aber nicht gezwungen hat und wozu man es nicht zwingen kann, das iſt, ſie für Seinesgleichen zu halten und ihnen zu vertrauen.

Der einzelne jüdiſche Soldat wird in einer deutſchen Truppe immer ein ſehr bedenkliches Element ſein. Zuverläſſigkeit und aufopfernder Muth entſpringen nicht einem Naturtriebe, ſondern ſind das Produkt idealer Sittlichkeit, denn der natürliche Trieb iſt auf Selbſterhaltung und Vermeidung der Gefahr gerichtet. Der Jude, welchem ein anderes Sittengeſetz eigen iſt, als dem Deutſchen, wird zwar der Truppe folgen, ſo lange ein Zurückbleiben unmöglich oder gefährlicher iſt, als das Vorgehen: ſowie ihm aber die Gefahr bei dem Letzteren größer erſcheint, wird er dem Naturtriebe gehorchen und dieſen durch ſein Beiſpiel auch in ſeiner Umgebung anregen. Und auch in minder kritiſchen Fällen wird er durch die in ſeiner Natur liegende Zuchtloſigkeit und Unregelmäßigkeit, ſowie durch die Unmöglichkeit eines näheren, kameradſchaftlichen Verhältniſſes zu dem deutſchen Soldaten viele Uebelſtände herbeiführen und eine Plage ſeiner Vorgeſetzten ſein. Man weiß, wie ſchwer es iſt, auch dem pfiffigſten Juden die einfachſten Griffe mit dem Gewehr beizubringen und ihn an die nothdürftigſte Reinlichkeit und Sauberkeit zu gewöhnen.

Die Fahne hat für ihn nur den Goldwerth der Franſen und er leiſtet den Fahneneid nur als eine Formel, die zum Geſchäfte gehört, — einem Geſchäfte, das ihm Nichts einbringt — und die Welt iſt für ihn doch nur des Schachers wegen geſchaffen, denn Schacher iſt ſein Leben. Und er ſucht ihn ſelbſt unter der Fahne. Bei einem beliebten Garderegiment kaufte ein jüdiſcher Füſilier ſeiner Corporalſchaft die gelieferten Commißbrode — welche die Soldaten gern durch feineres Gebäck erſetzen — für $3^1/_2$ Sgr. das Stück ab, um ſie an arme Leute für 4 Sgr. wieder zu verhandeln. Das war unkameradſchaftlich und unſchicklich: daß er ſich aber wegen der dafür genoſſenen Tracht Prügel bei dem Vor-

gesetzten beschwerte, war der Ausdruck ächt jüdischer Schamlosigkeit, die in der Sache gar kein Arg sah.

In einem anderen Falle bezog ein zu den Truppen eingezogener jüdischer Reserveoffizier von einem berliner Wucherer, der in Offizierswechseln und Ehrenscheinen macht, eine monatliche Zulage, damit er über die Vermögens- und Familien-Verhältnisse seiner Kameraden laufend berichte.

Die deutschen Offiziere mögen sich nicht damit trösten, daß es bis jetzt in der activen Armee an diesen angenehmen Kameraden fehle. Die Rangliste von 1879 weist Israel im Heere in erschreckender Anzahl als Reserveoffiziere nach, und vom Reserveoffizier ist der Uebergang zum Offizier in der Truppe nicht mehr schwer und im Kriege werden die Reserveoffiziere bei den activen Truppen verwendet. Vorläufig ist es den Juden schon Geschäftssache, Reserveoffizier zu werden, weil sie davon Vortheile beim Schacher erhoffen, denn Michel ist gewohnt, in dem Offizier den Repräsentanten ritterlicher Ehre zu sehen.

„„Ist das der richtige Preis für den Weizen?" fragte der Guts„besitzer v. X." — so erzählt der Getreidehändler Josephsohn — „ant„wortet mein Sohn, der Lieutenant,: „auf Ehre, Herr Kamerad!" Es „ist doch gut, daß mein Sohn Offizier ist, hat er doch drei Thaler am „Wispel erspart". — Freilich spielt sich die Scene manchmal auch anders ab, und der reisende Reservelieutenant Samuel muß sich sagen lassen: „Herr Samuel, Sie wissen, ich kaufe von Ihnen Nichts und Sie be„lästigen mich doch fortwährend und ihr Kamerad, der Lieutenant Pincus, „ist mit seinen sauren Weinen und seinem eisernen Kreuze ebenso auf„dringlich: dort ist die Thüre!" Das muß auch die Offiziersehre vertragen!

Die Grazien haben nicht um die Wiege des Juden gestanden, vielleicht, weil die Ehre in derselben fehlte. Und doch ist ein würdiges Aeußere für ein Offiziercorps unentbehrlich, das einer aus allen Volksschichten zusammengesetzten und Personen der höchsten Bildung und der besten Gesellschaft einschließenden Armee vorangehen soll. Die Juden aber müssen schon durch ihr äußerliches Auftreten, namentlich wenn sie in Eifer gerathen, ihren Untergebenen Stoff für Spott und Witz liefern und ihren Kameraden ein Gräuel sein. Denn der Jude vollführt eine Art zu sprechen, zu lachen, zu liegen, zu sitzen, zu stehen, zu gehen, zu essen und zu trinken, die nicht allein alle Sinne beleidigt, sondern geradezu die Schamhaftigkeit verletzt. Und wie er aussieht! — Und

wie seinem Körper die Anmuth, so fehlt seiner Seele das Gefühl für Schicklichkeit.

Als nach dem Nobilingschen Attentate die Offiziere der Berliner Garnison sich vor dem Palais versammelten und in Trauer und ängstlicher Spannung die ärztlichen Berichte über das Befinden des schwerverwundeten Kaisers erwarteten, drängte sich ein jüdischer Reserveoffizier, ein paar Curtisanen am Arme, dazwischen und verübte eine so frivole Unterhaltung mit diesen und ein so unschickliches Benehmen, daß er handgreiflich entfernt werden mußte. Das war derselbe Judenjunge, der erst kurz zuvor gegen den Wunsch seines Regiments durch besondere Gnade als Offizier eingestellt worden war, und es hielt trotz dieses öffentlichen Scandals schwer, ihn wieder aus dem Offizierstande zu beseitigen. Denn Israel hat lange Arme. — Es werden im Uebrigen auch keine Mittel unversucht gelassen, Offiziere zu jüdischen Diners, Bällen, Soupers in taktloser und aufdringlichster Weise zu pressen. Dann entfaltet die Frau vom Hause die ekelhafteste Liebenswürdigkeit: „Herr Graf" „Herr Baron" vorn, „Herr Graf" „Herr Baron" hinten. Allmählig kommt aber heraus: „mein Sohn Samuel möchte bei Ihrer Compagnie sein Jahr abdienen." In den Gründerjahren hausirten die Berliner Juden förmlich mit Einladungen bei den Offizieren, welche die Benutzung derselben als spaßhaften Sport betrachteten: sie bekamen gut Essen und Trinken als Zugabe, während sie im zoologischen Garten Eintrittsgeld hätten zahlen müssen.

Wird der jüdische Offizier den deutschen Offizieren als angenehmer Kamerad immer unheimlich sein, so wird er niemals die richtige Stellung zu seinen Untergebenen haben, weil es ihm an dem Vertrauen derselben fehlt. Der deutsche Soldat wird sich erinnern, daß der Oberjude Salomo seinen Leuten einprägt:

(Prediger 9. 4—5.)

„Besser ein lebendiger Hund, denn ein todter Löwe . . . ."
„ . . . denn die Todten . . . . verdienen Nichts mehr."

und er wird daher immer glauben, daß der Jude seinen Salomo im Herzen trage und lieber dem Verdienste nach, als dem Tode entgegen laufen werde, während er von seinem Offizier erwartet, daß er den Tod des Löwen dem Leben des Hundes vorziehe.

„Im Grunde genommen", was geht auch das deutsche Volk den Juden an, daß er sich für dasselbe todtschießen lassen sollte. Zwar befindet er sich in keinem Lande so wohl, als in Deutschland und in

keinem iſt er ſo gründlich zur Herrſchaft gelangt, aber die Deutſchen ſind doch nicht ſeine eigentlichen Landsleute: in einem viel innigeren und feſteren Verbande hängt er mit der Judenſchaft der ganzen Welt zuſammen und nur mit dieſer fühlt er ſich ſoweit identiſch, um allenfalls ein Opfer zu bringen. Das deutſche Volk hat für ihn nur den Werth äußerer Vortheile. Es wäre freilich eine Unbequemlichkeit, wenn das Wohnthier eher zu Grunde ginge, als es vollſtändig ausgefreſſen wäre, aber die unterbrochene Mahlzeit ließe ſich vielleicht anderswo fortſetzen und die Störung iſt nicht werth, daß man das Leben dagegen wage.

Vielleicht würde man glauben, den Mangel an innerem Zuſammenhang zwiſchen Juden und Nichtjuden dadurch zu umgehen, daß man die jüdiſchen Soldaten in beſondere Regimenter zuſammenſtellt. Aber ein deutſcher Offizier würde ſich lieber todtſchießen, als eine jüdiſche Truppe gegen den Feind führen, und wollte man dieſe nur mit jüdiſchen Offizieren beſetzen, ſo träte der bedenkliche Umſtand ein, daß eine ganze Truppe ſich außer Zuſammenhang mit dem übrigen Heere fühlen und ihren Weg möglichſt dort ſuchen würde, wo die Kugeln nicht hinfliegen.

Erſcheint es alſo wenig zweckmäßig, die Juden direct gegen den Feind zu verwenden, ſo müßte man ſich nach einem anderen Gebrauch umſehen. Man könnte meinen, daß ſie beim Train paſſende Einſtellung finden möchten. Aber der Train iſt ein ſo wichtiger Faktor für die Heeresleitung und erfordert zur Conſervirung des koſtbaren Materials eine ſo große Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit, daß man ihn ohne ernſthafte Gefahr nicht jüdiſcher Unzuverläſſigkeit anvertrauen könnte. Die Wagen würden ohne Reparatur, die Achſen ungeſchmiert und die Pferde ohne Futter und Wartung bleiben und die verdrießlichſten Nachtheile würden eintreten.

Für die Intendantur walten gleiche Bedenken ob. Die Heeresverpflegung iſt meiſt ein ſehr vortheilhaftes Unternehmen und bleibt deshalb natürlich in den Händen der herrſchenden Race: jüdiſche Intendanturbeamte würden alſo mit ihren Blutsgenoſſen — Juden unter ſich für Rechnung der Gojim! — Geſchäfte abzuwickeln haben, von denen vielleicht das Wohl und Wehe des Staates abhinge. Man bedenke, welch' großes Vermögen — man ſchätzt daſſelbe auf 40—50 Millionen — Gambetta in der kurzen Zeit zwiſchen ſeiner Luftfahrt und dem Frieden als Kriegsminiſter ſich gemacht hat.

Unſeres Erachtens würde es daher am Zweckmäßigſten ſein, ſtatt Iſrael im Heere zu behalten, Iſrael aus dem Heere

zu entfernen und der Anſicht des würdigen Rabbiners von Jaſtrow ſich anzuſchließen. Betrachtet man den Militärdienſt als Abgabe, ſo entziehen ſich die Juden auch dieſer Steuer in unbilligem Verhältniß durch ihre körperliche Untüchtigkeit und bezahlen das Wenige mit ihren ſchlechten Rekruten noch in beſchnittener Münze.

Man laſſe ſie deshalb ſich loskaufen und zwar gemeindeweiſe in ſolidariſcher Verpflichtung — wie ſie ja ihren ſolidariſchen Gemeindeverband auch ſonſt den Deutſchen gegenüber aufrecht erhalten und man rechne nicht blos den geringen Werth, welchen die jüdiſchen Soldaten in natura haben würden.

Iſrael im Heere zu dulden und wie das nicht ausbleiben würde, Iſrael im Heere ſich ausbreiten zu laſſen, würde die Auflöſung des Nationalgefühles in der Armee und das Abfaulen der militäriſchen Ehre bedeuten. Von dem Militärdienſt einen beſſernden Einfluß auf die Juden zu erwarten, würde erſt Grund haben, wenn ſich herausſtellen ſollte, daß durch denſelben ihre Naſe ſich ändere.

Will man aber Iſrael im Heere nicht miſſen, ſo bleibt nur ein Ausweg übrig.

Es iſt nicht anzunehmen, daß „Michel“ ohne alle Zuckungen ſich werde von den Juden das Fell vollſtändig über die Ohren ziehen laſſen. Die „Gebildeten“ freilich haben ſich dumm gelernt und halten ſich deshalb für klüger, als alle Menſchen, die ſeit dreitauſend Jahren gelebt haben. Sie ſehen nicht, daß die Juden, wie ſie ihrer paraſitiſchen und ehrloſen Natur nach niemals im Stande geweſen ſind, einen kulturtragenden Staat zu bilden, eben dieſer Natur wegen auch jedes andere Staatsweſen ruiniren müſſen, in welches einzudringen man ihnen geſtattet. Aber diejenigen Volksſchichten, denen der geſunde Menſchenverſtand noch nicht ganz abhanden gekommen iſt, werden dieſe Frage einfach und praktiſch behandeln. Man ermahnt ſie zur Genügſamkeit und tröſtet ſie damit, daß der Genuß nicht Zweck des Lebens ſei: wenn ſie aber auch die Mittel zum Leben nicht mehr erwerben können und ſich von einer Race beherrſcht ſehen, die keinen anderen Zweck kennt, als die rückſichtsloſeſte Ausbeutung, und deren Gebahren ein Hohn iſt auf alle Ideale, an welchen ſie ſich ſonſt aufrichteten, ſo wird es ihnen nahe liegen, die Schwierigkeit durch Abſchaffung dieſer Race mitſammt des Eigenthums zu beſeitigen. Sie werden dann das jus occupationis auch für ſich in Anſpruch nehmen — und die Socialdemokratie wird uns von dieſer Fremdherrſchaft zu befreien ſuchen. Wenn es ſoweit iſt, dann wird vorausſichtlich der deutſche Reichstag zum

größten Theile aus Juden bestehen und es möchte sich empfehlen, bei Zeiten zum Schutze desselben eine jüdische Brigade unter jüdischen Offizieren als Parlamentsgarde zu formiren. Diese würde dann fühlen, daß sie für „ihre Leute" fechte und den Muth der Maccabäer wiederfinden und für Israel würde eine solche Einrichtung viel Anziehendes haben. Die Offiziere würden sich in der guten Gesellschaft hervorthun und bei Hofe glänzen, der dann der Mittelpunkt des jüdischen Adels sein würde: nebenbei aber möchten sie in der großen Stadt hinreichenden Spielraum zu nützlicher Thätigkeit finden. Der Kommandeur könnte als „Oberhofschatchin" in „allerfeinsten Fleischwaaren", die Stabsoffiziere in Hypotheken, die Hauptleute in Wechseln und Ehrenscheinen machen, die Lieutenants nach der Parole als Pfuschmakler an die Börse gehen und die Unteroffiziere auf Pfand leihen oder mit alten Kleidern handeln. Die Gemeinen aber würden mannichfache Gelegenheit haben, außer den Dienststunden entweder im Interesse ihrer Vorgesetzten oder auf eigene Hand sich im Schacher zu üben und die nöthige Lokalkenntniß zu erwerben, um nach beendeter Dienstzeit Neu-Jerusalem — alias Berlin — gleich als bleibenden Schauplatz ihrer nützlichen Thätigkeit wählen zu können. Und was würde es groß schaden, wenn der Posten vor dem Reichstagsgebäude auf die Frage des Rondeoffiziers: „Was Neues?" antwortete: „Credit 457"!

Eine prächtige Uniform würde den Reiz erhöhen. Etwas geräumige Hosen könnten mit der Rücksicht auf die eigenthümlichen Beinbewegungen motivirt werden und im Uebrigen dürften gelber Kaftan und Fez der Tradition und dem Racentypus und goldene Tressen und Troddeln dem Racengeschmack entsprechen.

Dem Reichskanzler würden sie eine Ehrenwache aufdrängen.

Vom jüdischen Kriegsschauplatz.

Wenn ein großer Kulturkampf einmal im Gange ist, so darf man sich nicht wundern, daß er krankhafte Ausgeburten erzeugt, und wir brauchen in dieser Hinsicht nur auf den im Gefolge der Reformation auftretenden „Bauernkrieg" zu verweisen.

Auch die auf der Tagesordnung ſtehende und nicht mehr todt zu ſchweigende Judenfrage wirft ihre Blaſen, da ſie von Neapel an bis in den fernſten Weſten der nordamerikaniſchen Union diskutirt wird. „Brother Jonathan“ benimmt ſich in ſeinem angebornen Drange, „praktiſch“ zu ſein, natürlich ſehr plump. Gleichwohl iſt ſein Auftreten ein Beitrag zu dem antijüdiſchen Stimmungsbilde, das, wie jedes Bild, Licht und — Schatten zeigt.

Den nachſtehenden Bericht, — er wurde von der Preſſe wieder einmal ignorirt, — entnehmen wir dem „Hamburger Fremdenblatt“ vom 9. September, deſſen Sympathie mit dem Judenthum offenkundig iſt und auch in dem Artikel ſelbſt beſtätigt wird.

Das Hamb. Fremdenblatt meldet:

Ueber die Befehdung der Juden in Nordamerika geht uns aus dem Staate Louiſiana von befreundeter Seite folgende Mittheilung zu:

Bonner, Lincoln Pariſh, 15. Aug. 1879.

Geſchätzter Herr Redacteur!

Ein alter Leſer Ihres Blattes, der manches Mal ſehnſüchtig die Minute erwartete, wenn der Zeitungsjunge das „Fremdenblatt“ bringen ſollte, hat jetzt in den Hinterwäldern von Louiſiana ſein Zelt aufgeſchlagen, und wenn ihr geſchätztes Blatt auch nur alle ſechs oder ſieben Wochen durch Vermittelung der Freunde in der alten Heimath mir zu Händen kommt, ſo glauben Sie feſt und ſicher, daß das Intereſſe deſto mehr für das „Fremdenblatt“ geſteigert wird. Mit großem Vergnügen habe ich beſonders die Artikel Ihrer Zeitung geleſen, welche alle Intoleranz in religiöſer Hinſicht befehden; ich bewundere die freimüthige und offene Sprache, mit welcher Sie alle religiöſen Streitfragen behandeln und bedaure, daß der größte Theil der zahlreichen Zeitungen dieſer großen Republik einen andern Weg geht, indem dieſelben ſich entweder ganz von der Beſprechung religiöſer Streitfragen fern halten, oder dieſelben vom Standpunkt der Parteilichkeit beſprechen.

Doch „es kann ja nicht immer ſo bleiben,“ und unſere Redacteure, ſowohl diejenigen der größten Zeitungen von Newyork und anderer Weltſtädte, wie auch die der kleinſten Dorfblättchen ſind durch ein Ereigniß plötzlich aus ihrer Lethargie aufgeſchreckt, welches mit Recht ein „Kreuzzug gegen die Juden“ genannt wird. Das in Rede ſtehende Ereigniß verſtößt dermaßen gegen den geſunden Menſchenverſtand und gegen die Geſetze eines jeden civiliſirten Landes, daß es verdient, überall wo vernünftige Menſchen wohnen, bekannt gemacht zu werden.

Nicht weit von Newyork befinden ſich zwei der faſhionableſten Badeplätze und Sommer-Reſſorte in den Vereinigten Staaten, die Orte Saratoga und Cooney Island.

Vor zwei Jahren begab ſich einer der reichſten Newyorker Banquiers, Namens Seligmann, mit ſeiner Familie nach Saratoga und beabſichtigte, im Grand-Union-Hôtel Quartier zu nehmen. Der Beſitzer dieſes großartigen Hôtels weigerte ſich jedoch, Herrn Seligmann und Familie aufzunehmen; als Grund ſeiner Weigerung gab Herr Hilton, der Eigenthümer des Hôtels, an, er wolle keine „Juden“ in ſeinem Hauſe haben.

Dieſe Angelegenheit wurde für einige Zeit in den Zeitungen beſprochen, ſchlief jedoch bald wieder ein und wäre aller Wahrſcheinlichkeit nach für ewig der Vergeſſenheit anheim gegeben worden, wenn nicht vor einigen Wochen ein College und Geſinnungsgenoſſe des Herrn Hilton auferſtanden wäre. Dieſer wackere Kämpfer auf dem Gebiete des wahnſinnigſten Fanatismus nennt ſich Auſtin Corbin und iſt Miteigenthümer und Geſchäftsführer des größten Hôtels in Coobey Island. Auch er haßt, wie ſein College Hilton, die Juden dermaßen, daß er den Angehörigen dieſes Glaubens die Thüren ſeines Hôtels verſchließt.

Aber nicht genügend zufrieden geſtellt damit, ſich in dieſer Weiſe in den Augen jedes gebildeten Menſchen lächerlich gemacht zu haben, verſuchen die Herren Hilton und Corbin eine regelrechte Judenverfolgung in Scene zu ſetzen und haben ſie zu dieſem Zwecke eine „Geſellſchaft zur Unterdrückung der jüdiſchen Race" in's Leben gerufen. Aus welchen Elementen dieſe Geſellſchaft beſteht, mag daraus hervorgehen, daß ein Mitglied derſelben öffentlich bekennt, er ſei im Zuchthauſe vom Judenthum zum Chriſtenthum übergetreten, und vorſchlägt, ſämmtliche Juden mit Gewalt zu bekehren. Dieſer edle Menſch nennt ſich „Roſevalley," eine Amerikaniſirung ſeines deutſchen Namens Roſenthal, und iſt in New Orleans, der Hauptſtadt des Südens, als der größte Lump und Schuft unter der Sonne bekannt.

Um nun allem ihrem Unſinn die Krone aufzuſetzen, haben die Mitglieder der oben erwähnten Geſellſchaft in einer Verſammlung eine Anzahl Beſchlüſſe gefaßt, die nicht allein von dem ärgſten Fanatismus zeugen, ſondern klar beweiſen, daß eine Anzahl Tollhäusler ſich auf freiem Fuße befindet, denen von Rechtswegen die Zwangsjacke angelegt werden ſollte.

Es iſt der Zweck dieſes Schreibens, Sie und Ihre Leſer mit den genannten Beſchlüſſen bekannt zu machen, und da ich die feſte Ueberzeugung habe, daß dieſelben auch auf Ihrer Seite des Erdballs Intereſſe hervorrufen werden, ſo hoffe ich, daß Sie ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, dieſe lange Epiſtel durchgeleſen zu haben.

Halten Sie dieſes hingegen nicht für intereſſant genug, um die Druckerſchwärze daran zu verſchwenden, ſo geben Sie dem Papierkorb, was des Papierkorbs iſt.

Mit Achtung

Ihr J. L.

Möglichſt wortgetreue Ueberſetzung der in der Verſammlung der „Amerikaniſchen Geſellſchaft zur Unterdrückung der jüdiſchen Race" gefaßten Beſchlüſſe:

Die Amerikaniſche Geſellſchaft zur Unterdrückung der jüdiſchen Race hielt am Dienstag, den 6. Auguſt 1879, im blauen Salon des „Grand Union-Hôtel" eine Verſammlung ab, in welcher Henry Hilton präſidirte und Auſtin Corbin als Secretair fungirte. Max Roſevalley hielt es für gerathen, ſämmtliche Juden zum Chriſtenthum zu bekehren; er ſelbſt ſei im Zuchthauſe zu Albany, während er daſelbſt ſeine Strafe abſaß, zum chriſtlichen Glauben übergetreten. Herr Corbin erſuchte, alle religiöſen Elemente von der Discuſſion auszuſchließen, da die Mitglieder der Geſellſchaft Nichts gegen die jüdiſche Religion einzuwenden haben, ſondern nur deshalb Gegner der Juden ſind, weil dieſelben eine gemeine und niedrige Race ſind. Er glaubt, die Zeit ſei endlich ge-

kommen, in welcher gebildete und vernünftige Chriſten ſich ermannen und der Duldung der Juden in der amerikaniſchen Geſellſchaft entgegentreten ſollten. „Wenn dieſes Land ein freies Land iſt," fragte der Redner, „warum ſollten wir uns nicht von den Juden befreien?"

Der nächſte Redner, Herr Hilton, erklärte ſich vollſtändig mit den Anſichten des Vorredners einverſtanden. Die Juden in den Vereinigten Staaten, gleich ihren Vorfahren in Egypten, würden zu zahlreich und zu mächtig, um geduldet zu ſein. Ihre Energie und Fähigkeiten in geſchäftlicher Hinſicht ſeien eine beſtändige Drohung gegen den chriſtlichen Geſchäftsmann, und wenn Amerika nicht in ein jüdiſches Land verwandelt werden ſoll, ſo müſſen ſich die Chriſten vereinigen und mit aller Macht verſuchen, dieſen furchtbaren Nebenbuhler zu unterdrücken. Um dies bewerkſtelligen zu können, ſchließe man ſie von allen geſellſchaftlichen Vortheilen aus, erniedrige die Männer, mache die Frauen lächerlich und beunruhige ſie bei jeder Gelegenheit. (!)

Durch ſolche Unannehmlichkeiten würden ſie bald gezwungen ſein, nach Jeruſalem zurückzukehren.

Nachdem noch C. V. Corbin und C. Chattfield kurze Bemerkungen gemacht hatten, wurden die folgenden Beſchlüſſe verleſen und einſtimmig angenommen:

„Die ſchnelle Steigerung der Anzahl der jüdiſchen Einwohner in den Vereinigten Staaten, und beſonders in Newyork, bedroht die Wohlfahrt der Bürger dieſes Landes im höchſten Grade. Jüdiſche Concurrenz, unterſtützt von jüdiſcher Frechheit, hat ſowohl im commerciellen, wie im profeſſionellen, politiſchen und literariſchen Leben die höchſten Stufen erklommen. Unſere Hôtels und Clubs ſind von Juden überſchwemmt, ebenſo iſt es mit unſeren Theatern, die von Juden geleitet werden, welche jüdiſche Künſtler engagiren, um die Werke jüdiſcher Autoren aufzuführen. Das politiſche und commercielle Vertrauen liegt in jüdiſchen Händen, Juden practiciren an unſeren Gerichtshöfen als Advocaten, Juden ſitzen auf unſeren Richterbänken, Juden ſind die Redacteure unſerer bedeutendſten Zeitungen; welchen Lebensweg die Juden auch wählen mögen, ſie ſind ſtets erfolgreich, mit der größten Gemeinheit führen ſie uns ihre Proſperität vor Augen und ohne den Schaden zu bedenken, der uns durch ihre Concurrenz zugefügt wird, beleidigen ſie uns noch obendrein. In Berückſichtigung aller dieſer Umſtände halten wir es für höchſt wichtig, unmittelbar die wirkſamſten Maßregeln zu ergreifen, um das fernere Wachsthum des jüdiſchen Einfluſſes zu ver-

hindern, und zu diesem Behufe verpflichten wir uns, bei Allem, was uns heilig ist, die folgenden Principien zu befolgen:

„Wir bedauern auf's Tiefste die Ernennung von Juden zu Aemtern im Staatsdienst, und wenn wir Disraeli an der Spitze der englischen Regierung, Jessel auf der englischen Richterbank, Goldschmidt, Rothschild, Simon und Isaac im englischen Parlament, Gambetta (kein Jude. D. Red.), Simon (kein Jude. D. Red.)*) und Cremieux mächtig in Frankreich, Lasker als einen der Leiter der liberalen Partei in Deutschland, Arton im Staatsdienste in Italien und den Juden Hamburger als Dictator der äußeren Angelegenheiten im russischen Ministerium sehen, so fühlen wir, daß es von der größten Wichtigkeit für uns ist, sofort mit Energie unser Werk zu beginnen!

„Wir erklären es für eine Schande, daß in unserem Lande Juden, wie Judah P. Benjamin, Vice-Präsident der conföderirten Staaten und Senator für Louisiana, David S. Yulee, Senator für Florida, Henry M. Philipps, Abgeordneter zum Congreß für Pennsylvanien und Emanuel B. Hart für Newyork, Henry Hyams, Vice-Gouverneur von Louisiana, Mordechai M. Noah, Sheriff von Newyork und Uriah P. Levy, Admiral der Flotte, solche hervorragende Stellungen einnehmen konnten, und daß die Nachfolger dieser Männer ebenfalls Juden waren.

„Wir erklären ebenfalls die kürzlich stattgefundenen Erwählungen des Senator Jonas von Louisiana, Morse und Einstein als Congreß-Abgeordnete für Massachusetts und Newyork für höchst tadelnswerth. Wir bedauern die Ernennung des Juden Dr. Moritz Ellinger zum Ober-Polizeiarzt von Newyork; es ist eine Schmach, daß die Juden Heß, Dessau, Engelhart, Steinert und Seebacher zur Staatsversammlung, und Joachimson, Koch, Dittenhöfer und Otterbourg zu Richtersitzen zugelassen werden. Wir tadeln den Bürgermeister Cooper von Newyork dafür, daß er Jacob Heß zum Vorsteher der öffentlichen Wohlthätigkeits- und Strafanstalten ernannt, und daß er die Juden Katzenberg und Cohen als Mitglieder des Erziehungsrathes beibehalten hat.

„Wir erklären es fernerhin für eine Schande für amerikanische Bürger und Stimmgeber, daß die folgenden Juden zu öffentlichen Aemtern erwählt worden sind: Cahen, Marks, Godchaux und Jastremski zur Louisiana-Staatsconvention, Seasongood zum Senator von Ohio,

*) Die Red. des Hamburg. Fremdenblattes macht hier die Getauften Semiten zu Nicht-Juden.

Benjamin Levy zum Oberrichter von Eureka (Nevada), Schweixter und Lehmann zur Indiana-Legislatur, Hirsch zum Staatsschatzmeister von Oregon, Bachmann zum Stadtschatzmeister von Portland (Oregon); ebenso, daß eine große Anzahl Städte, zu zahlreich, um hier erwähnt zu werden, jüdische Bürgermeister haben.

„Mit tiefstem Bedauern sehen wir, daß die Juden sich auf dem Gebiete der Musik und des Dramas einen Weg gebahnt haben, und um sie wieder davon zu vertreiben, verpflichten wir uns, kein Theater zu besuchen, in denen die Werke jüdischer Componisten oder Schriftsteller aufgeführt werden, oder in denen jüdische Künstler wirken. Wir wollen den Nachfolgern der Schauspieler Rachel, Lewinski, Dawison und Schneider alle Unterstützung entziehen. Wir wollen keiner Vorstellung beiwohnen, in denen die Jüdinnen Sarah Bernhardt oder Rosa Eytinge mitwirken. Wir wollen weder die Sängerin Adeline Nilsson hören, weil ihr Geschäftsführer Strakosch ein Jude ist, noch werden wir zu einer Vorstellung der Mademoiselle Ainnée gehen, weil ihr Geschäftsführer Grand ebenfalls Jude ist. Wir wollen Wallack's Theater nicht besuchen, weil der Eigenthümer Wallack von jüdischer Abstammung und weil sein Cassirer Theodor Moß ein Jude ist. Wir wollen keiner musikalischen Vorstellung beiwohnen, in denen Compositionen der Juden Mendelssohn, Meyerbeer, Halévi, Offenbach oder Strauß (kein Jude. D. Red.), aufgeführt werden, oder in denen die Juden Joachim, Rubinstein (getauft), Wieniawski, Lucca (keine Jüdin), (!) Heilbronn oder Levy mitwirken. Wir wollen uns von allen Kirchen fernhalten, in denen die Psalmen des Juden David gesungen oder in denen jüdische Melodien gespielt werden.

„Wir werden keine Bücher lesen, noch werden wir den Verkauf solcher Bücher begünstigen, die von den Juden Disraeli, Aguilar, Auerbach, Goldschmidt, Heine, Rothschild, Lazarus oder Fargeon geschrieben sind. Wir wollen den „New-York-Herald" nicht lesen, weil der Eigenthümer desselben mit dem Juden Levy vom „Daily-Telegraph" in geschäftlicher Verbindung steht. Wir wollen das „Home Journal" nicht lesen, weil der Redacteur desselben einer dieser verhaßten Juden ist. Ebenfalls werden wir weder den von dem Juden d'Avigdor redigirten „Examiner," noch das „XIX. Jahrhundert" halten, weil die Juden Montefiore und Adler Mitarbeiter desselben sind. Wir halten es ebenfalls für eine unserer heiligsten Pflichten, die Juden aus den Kreisen der Maler, Zeichner und Bildhauer zu vertreiben, und erklären, daß wir aus diesem Grunde das von den Juden Nast, Wolf und Eytinge

illustrirte „Harpers Wochen-Journal" nicht lesen werden; wir werden keine von dem Juden Sarony angefertigten Photographien, noch von den Juden Israel, Vervner, Mayer, Hynemann, Marks oder Hart gemalte Bilder kaufen. — Wir erklären der Regierung der Vereinigten Staaten unser größtes Mißfallen, weil dieselbe die Freiheitsstatue von dem Juden Ezekiel zum Geschenk angenommen hat. — Wir werden unsere Kinder nicht in solche Schulen schicken, in denen die aus der Fabrik des Juden Bien hervorgegangenen Landkarten zur Verwendung kommen.

„Um den Juden möglichst große Geschäftsvortheile zu entziehen, wird Keiner von uns weder in der „Grundeigenthums-Gesellschaft" noch mit der „Equitable" Lebens-Versicherungs-Gesellschaft geschäftliche Verbindungen eingehen, und zwar, weil Erstere die Juden Seligmann, Wallach, Thalmessinger, Rosenbaum und Josephsthal zu ihren Directoren zählt und weil der Jude Seligmann Präsident der Letzteren ist. Schließlich erklären wir, daß wir niemals zu einer Anleihe der Vereinigten Staaten zeichnen werden, weil die Juden Seligmann und Belmont Mitglieder des Syndicats sind.

„Die Juden müssen von aller guten Gesellschaft ausgeschlossen sein, und fordern wir daher alle Newyorker Clubs auf, ihre jüdischen Mitglieder, wie Seligmann, Einstein, Nathan, Florence, Hart, Meyers u. s. w. von ihrer Liste zu streichen und auszustoßen. Die Juden sollen nicht in Long Branch Zutritt haben; die Villa's der Seligmann's, Sternberger, Moß und Anderer sollten dem Erdboden gleich gemacht werden. (!) Die Hauptstraße von Newport, die nach dem Juden Touro benannt ist, muß einen christlichen Namen erhalten, und die christliche Gesellschaft muß den Verkehr mit Juden vollständig abbrechen. — Es ist die Meinung dieser Gesellschaft, daß ein Unfug wie die Ertheilung von Preisen an jüdische Zöglinge in unseren öffentlichen Schulen aufhören muß, denn hierdurch wird der Racestolz der Juden nur erhöht; man kann sie täglich mit ihrer Ehrlichkeit prahlen hören (während die jüdische Bevölkerung von Newyork ein Zehntel der Einwohnerschaft ausmacht, stellen sie nur ein Procent zu den criminellen Classen); ebenso schadet der christlichen Gesellschaft die bewiesene Unwirksamkeit ansteckender Krankheiten auf die Juden, ihre sprichwörtliche Nüchternheit und ihr Ruf als gesetzliebende Bürger. Wir sind überzeugt, daß dieser gute Ruf durch Geld erkauft ist, und wir erklären die „Newyorker Sun" für ein Schandblatt, weil dieses Blatt in einer kürzlichen Ausgabe den Juden ein öffentliches Lob er-

theilt. — Die schärfsten Maßregeln zur Verhinderung der weiteren Ausbreitung des jüdischen Einflusses müssen ergriffen werden, und wir erklären aus diesem Grunde, daß wir Gegner des Artikel VII des Berliner Vertrages sind, weil dieser Artikel den Juden in Rumänien gleiche Rechte mit den Christen desselben Landes garantirt. Wir erklären uns als schärfste Gegner aller ferneren Juden-Emancipationen und appelliren an alle gute Christen, uns in der Wiederherstellung des Ghetto, der Inquisition und aller gleichartigen Institutionen behülflich zu sein, um die Juden möglichst schnell auszurotten. (!!) Wir wollen die Juden nicht länger durch Lesen ihrer Bibel ermuthigen. Wir verwerfen das alte Testament, wir verwerfen die von dem Juden Moses gegebenen zehn Gebote (!) und wir versprechen hiermit, keine Kirche zu besuchen, in welcher der Name des Juden Jesus Christus erwähnt wird.*) Mit vollständigem Vertrauen in unsere gerechte Sache bitten wir alle Christen, uns in diesem heiligen Kreuzzuge gegen die Juden beizustehen und wir verpfänden unser Ehrenwort, daß wir alle möglichen Anstrengungen machen und nicht eher ruhen und rasten werden, bis wir die jüdische Race entweder in die Stellung zurückgewiesen haben, welche sie im Mittelalter einnahmen, oder bis wir sie bis auf den letzten Mann vom Erdboden vertilgt haben." (!)

Diese Resolutionen wurden einstimmig angenommen. Zum Schluß wies Austin Corbin darauf hin, daß die Juden in Europa sich in die ältesten Adelsfamilien eingedrängt hätten; er führte beispielsweise an, daß die edelsten Familien Englands Verbindungen mit den Rothschild's eingegangen seien und verlas eine Liste von Männern, wie Montefiore, Sassoon, Salomons, Vogel, Philipps, Ellis und Goldschmidt, welche den englischen Adel beschmutzt hätten, indem sie Mitglieder desselben geworden sind. Hierauf wurde dem Präsidenten ein Dankesvotum ertheilt, und unter Hochrufen auf Hamann, Torquemales und die Inquisition vertagte sich die Versammlung."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die obigen Bizarrereien haben aber auch eine Kehrseite, wenn wir die Sache in ihrem kulturgeschichtlichen Zusammenhang auffassen. Verdamme man, so viel man will, die Rohheit der Form der antijüdischen Bewegung in den Vereinigten Staaten, und wir schließen uns dieser Verdammung an, so wird man doch aus der Thatsache dieser Be-

*) Ist verdreht wiedergegeben. Es heißt dem Sinne nach: in welchen die jüdische Nationalität Christi besonders betont wird. D. R.

wegung in dem freieſten Lande der Welt und im 19. Jahrhundert in ihr keine aus der blauen Luft gegriffene Seifenblaſen erkennen. Und wenn wir perſönlich zurückblicken auf das letzte Mal, wo wir auf unſere Reiſen New-York berührten (1860), ſo erſchien uns die „Empire city“ ſchon damals, wo wir noch für die Judenemancipation eintraten, in einem Lichte, wie ſich, was die Macht des Judenthums betrifft, heute Berlin und Wien darſtellen, nur mit dem Unterſchiede, daß der **abſtrakte** Begriff „Freiheit“ den Yankee hinderte, den Mund aufzuthun. Die Juden mögen es uns glauben: es iſt kein Spaß, den großen philoſophiſchen Errungenſchaften des 18. Jahrhunderts, wie einer ungerathenen Mutter, den Rücken zu kehren. Auch die Philoſophie hat ihre Pietät! — — — Philoſophirt man aber, wenn das Haus brennt? wenn der Sturm über uns hereinbricht? Wollt Ihr es denn wiſſen, — die **ſocialpolitiſchen Verhältniſſe** haben uns mit rauher Hand in die Nothwendigkeit der Erkenntniß hineingeſchleudert, daß das, was wir als Ideal verehrten, verpfuſcht und verdorben wurde. — — —

Welche Zuſtände müſſen das heute in der Union ſein, daß Männer von geſellſchaftlicher Stellung in ſolchen Formen gegen die Verjudung vorgehen! Nord-Amerika iſt das Land der Allmacht des Geldes und das Geld ſelber empört ſich gegen die Verjudung. Faſſe man dieſe Kehrſeite des Bildes einmal leidenſchaftslos auf. — — Was ſchreit denn Iſrael, wo ſein Triumphzug durch die Welt doch eine Thatſache geworden iſt? — Der helotiſche Ton der obigen Reſolutionen zeigt eben nur, daß die Verjudung der Vereinigten Staaten Heloten geſchaffen hat, und daß die „Alliance israélite“ im Sturmſchritt vorging. Da hilft kein ſüffiſantes Gewitzel; wir haben es hier mit einer rohen Thatſache zu thun und deren Geneſis in's Auge zu faſſen. Da hilft auch kein fanatiſches Gebrüll über „Intoleranz,“ weil die Völker den Selbſterhaltungstrieb nicht opfern wollen. Da hilft nur die Selbſterkenntniß des Judenthums, wenn eine ſolche möglich iſt. Der jüdiſche Schriftſteller Perinhart hat mit dem Worte „Eigenart“ den Nagel auf den Kopf getroffen. Es iſt die Judenfrage in der That nur das Ringen zwei verſchiedener „Eigenarten,“ ſo verſchieden auch die Gefechtsweiſe ſein mag.

Die obigen bizarren Reſolutionen ſind eben **Symptome einer kranken Zeit**. Dem wird uns Keiner widerſprechen.

Es fragt ſich nur, ob Moſes und der Talmud die richtigen Aerzte ſind.

Rumänien.

Ginge es nach dem Wunſche der ſemitiſchen Preſſe, ſo müßte ſofort eine Exekutionsarmee in Rumänien einrücken und Regierung und Volk mit den Bajonetten kitzeln, um die Beſtimmung des Berliner Kongreſſes, die Judenfrage in Rumänien betreffend, radikaliter und Knall und Fall in's Leben zu rufen.

Die Weltgeſchichte lehrt, daß Kongreſſe nicht unfehlbar ſind und ſich zu keiner Zeit für unfehlbar ausgegeben haben. Die hohe Politik muß ſogar die Opportunität höher ſtellen als Theorien, denn ſie iſt nicht in der bequemen Lage, den abſtrakten Prinzipienreiter ſpielen zu können. Der berliner Kongreß, wie das im Drange des Augenblicks und bei der Maſſe des Materials, welches ſtaatsmänniſch zu bewältigen war, auch kaum anders ſein konnte, legte der Judenfrage in Rumänien weſentlich nur den Werth einer untergeordneten Epiſode bei, nicht ahnend und nicht wollend, daß die Verhältniſſe, wie ſie nun einmal ſind, dieſe Frage zu einer ſocialpolitiſchen Revolution zu geſtalten drohten. Der Kanzler wollte allſeitig den Frieden ſchaffen.

Die Lücken der orientaliſchen Frage zu füllen, iſt ihm, trotz des beſten Willens, auch heute noch nicht gelungen, und die einſichtsvollen Staatsmänner, welche unter dem Vorſitz Sr. Durchlaucht des Fürſten Bismarck tagten, ſind weit entfernt davon, die Situationen brüskiren zu wollen und ihr Werk für ein „Prokruſtesbett" auszugeben. Der Kongreß formulirte gewiſſe ſtaatsmänniſche Prinzipien. In wie weit dieſelben lebensfähig ſind, kann nur die reale Wirklichkeit darthun und das Temperiſiren iſt auch hier nur ſtaatsmänniſche Tugend. Wir glauben nicht, daß man dem politiſchen „Tohuvabohu" aus dem Wege gegangen iſt, um ein ganzes Land in die ſocialpolitiſche Verwirrung zu ſtürzen. Daß dies geſchehen würde, davon konnte man am „grünen Tiſch" noch keine Ahnung haben, als man bezüglich der Judenfrage eine politique de bonhomme trieb. Würden ſämmtliche Völker die Beſtimmungen des Kongreſſes als „Bons" für Freund Shylock betrachten, der Thurmbau zu Babel ſtände leibhaftig wieder vor uns und es würde wieder luſtig getrommelt und geſchoſſen werden! —

Die Aufgabe der Staatskunſt iſt nicht der rohe Mechanismus, ſondern die organiſche Entwickelung der Dinge. Staatsmänner können keine eigenſinnige Kinder, keine têtes-carrées von Partei-

häuptlingen sein, die mit der Faust auf den Tisch schlagen. Der Kongreß hat ein Prinzip aufgestellt. Das war die Theorie. Die praktische Staatskunst hat die Momente der Lebensfähigkeit dieses Prinzips zu erwägen.

Nehmen wir einmal den Fall an, der Kongreß hätte beschlossen — — Palästina zu einem jüdischen Staate zu machen und den Exodus von Israel im Prinzip festzustellen. So große Sympathien ein solcher Beschluß bei Millionen von Occidentalen erregt haben würde, so wäre doch seine exekutorische Ausführung ein Ding der Unmöglichkeit und wir Nichtsemiten dürften nicht „drängeln."

Ist es nun aber nicht nahezu das Lachen erregend, wenn wir tagtäglich in der Judenpresse auf der einen Spalte das **„Fort mit Bismarck!"** zu lesen verdammt sind und in der Spalte daneben den Fürsten zum **Exekutor für Israel** in Rumänien gepreßt sehen?! — Heißt das nicht geradezu einen Staatsmann wie einen „Muley Hassan" behandeln? — Im Innern hat „der Mohr seine Schuldigkeit gethan und kann gehen." Nach Außen — „brauchen" wir ihn noch, um „Fiesko" von Sem einen Dienst zu leisten. Wahrhaftig! Dame Klio wird humoristisch! In der linken Spalte der Zeitungen wird der arme Fürst ans Kreuz geschlagen, in der rechten wird ihm das „Schwert Gideons" in die Hand gedrückt.

Und was ist die „Moral von der Geschichte"? —

Herr von Sem möge in Rumänien nicht „drängeln."

Unser **deutsches** Vaterland nicht in auswärtige jüdische Konflikte hineindrängeln.

Herr von Sem behauptet ja immer, Israel sei **keine** besondere Nation; in Frankreich sei der Jude Franzose, in Deutschland, Deutscher u. s. w., und da man den Juden in Rumänien die Synagogen und den Glauben der Väter nicht verbietet, so ist die Judenfrage eine ganz intern rumänische, die uns — nach den ausposaunten Prämissen des Herrn von Sem selber als Deutsche, Franzosen 2c. eigentlich gar Nichts angeht.

Die Reaktion.

„Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt zur rechten Zeit ein Wort ſich ein."
Goethe.

Der Liberalismus führt, Alles in Allem genommen, doch ein glückliches Daſein. Auf der ganzen Linie — wenigſtens moraliſch — geſchlagen, gehaßt von allen conſervativen Parteien, verſpottet von der Socialdemokratie, ſeiner Unproduktivität wegen von der Regierung bei Seite geſchoben, geräth er keinen Augenblick in Verlegenheit und ſtellt ſich ſelbſtgefällig als das Opfer einer Erſcheinung dar, welche den völlig korrekten Namen „Reaktion" führt.

Ja, der Liberalismus hat Recht und die offiziöſe Preſſe, welche es abzuleugnen ſucht, hat Unrecht: Die Aera einer Reaktion hat begonnen. Aber darin irrt und überſchätzt ſich der Liberalismus, wenn er wähnt, dieſe „Reaktion" ſpitze ſich weſentlich im abſtrakten Parteiſinn gegen ihn zu. Der Liberalismus vergißt, daß die Regierung lange, vielleicht allzulange, mit ihm experimentirt hat, und wahrlich nicht zum Nutzen des allgemeinen geſellſchaftlichen Wohles. Er vergißt, daß die Regierung ſich von ihm, dem Liberalismus, nur allzuſehr beeinflußen ließ und daß es in unſeren inneren Verhältniſſen die Regierung war, welche bei dem Experimentiren mit dem Liberalismus von dieſem geſchoben wurde, ſtatt zu ſchieben.

Dem unbefangenen, unter keiner Parteiknechtſchaft lebenden Beobachter ſtellt ſich das Bild kurzgefaßt folgendermaßen dar:

Regierung und Liberalismus hatten ſich viribus unitis ſocialpolitiſch — feſtgefahren. Die Regierung, auf deren Schultern denn doch ſchließlich die Hauptverantwortlichkeit ruhte, erkannte dieſe Thatſache zuerſt. Der unverantwortliche Liberalismus will ſie ſelbſt- und vielredend natürlich nicht wahr haben und hüllt ſich in die banale und wohlfeile Alltagsweisheit, daß Alles ſich von ſelbſt geklärt und gut geſtaltet haben würde. Ihm iſt Staat und Geſellſchaft eine chemiſche Retorte. Die Subſtanzen mögen gähren und kochen, wenn nur der Herr Chemiker dabei nicht zu Schaden kommt.

„Naturphiloſophiſch" mag der Liberalismus nicht ſo ganz Unrecht haben. Unglücklicherweiſe aber liegt es auch in der Natur der Menſchen, daß ſie den Regenſchirm aufſpannen, wenn es regnet und gegen den Blitz den Blitzableiter anbringen, trotzdem auch in

dieſen Fällen das mancheſterliche laissez faire, laissez aller zweifelsohne ſehr — naturphiloſophiſch wäre. Der liebe Gott hat nun einmal in Jeden von uns den leidigen Selbſterhaltungstrieb gelegt, der aller Abſtraktionen ſpottet.

Gewiß, der Traum einer „Univerſalrepublik“ mag ein ſchöner Traum ſein. Unglücklicherweiſe fehlen dazu die „Republikaner und die Univerſalſprache.“ Gewiß, Handels- und Gewerbefreiheit und Freizügigkeit ſind wunderſchöne Dinge. Unglücklicherweiſe können es aber auch in dieſem Freiheitsmeer die kleinen Fiſche nicht vertragen, daß ſie von den großen verſpeiſt werden. Maßen nun der Menſch kein Fiſch iſt, ſo liebt er es auch nicht, von theoretiſchen Haifiſchen praktiſch verſchluckt zu werden und flüchtet ſich unter die Flügel der „Reaktion,“ um neue Lebenskräfte zu — neuen Abſtraktionen zu ſchöpfen!

Die „Reaktion“ iſt eine naturgeſetzliche Nothwendigkeit geworden und eine ſocialpolitiſche dazu, nachdem der Liberalismus ſich feſtgewirthſchaftet hat. Und zählten wir, — was keineswegs der Fall, — zu den Radikaliſſimi, es wäre uns unmöglich, die Nothwendigkeit der Reaktion zu leugnen, denn ſie iſt zum unvermeidlichen Elementarismus in der Geſellſchaft geworden, der ſich auf der liberalen Bierbank nicht wegtheoretiſiren läßt.

Wir müſſen hindurch, wenn wir uns nicht dem Nihilismus ergeben wollen. Und wir betreten die Aera der „Reaktion“ ohne Zagen, denn nach den gemachten Erfahrungen hat der Conſervatismus aus der Weltgeſchichte mehr gelernt als der Liberalismus, welcher letztere ſeit 30 Jahren nur mehr oder minder „geiſtreich“ zu ſchwatzen verſtand und mit den idealſten Phraſen nur ein Syſtem der ſchnödeſten materiellen Selbſtſucht inaugurirte, deſſen praktiſche Folgen uns heute in allen Gliedern liegen.

Sollen wir es offen ausſprechen, welche Miſſion die jetzt beginnende „Reaktion“ zu vollziehen verſuchen **muß**? Es iſt eine ſocialpolitiſche Reformation; es iſt der unvermeidlich gewordene Krieg gegen den abſtrakten Individualismus und ſeinen ſehr bequemen Standpunkt. Wie die Dinge nationalökonomiſch heute liegen, **muß** ſich das, was wir „Reaktion“ nennen, auf das materielle Volkswohl ſtützen, welches der Liberalismus der abſtrakten Spekulation, dem Schwindel des Großkapitalismus im Namen der „Freiheit“ (!) überantwortet hat. Nie iſt die arme Freiheit ſchamloſer mit Füßen getreten in allem, was das materielle Wohl und das logiſche Denken

des Volkes betrifft, als unter der Herrschaft des Liberalismus in dem letzten Decennium, als unter dem „liberalen" Advocatenthum und Finanzjunkerthum und — ganz naturgemäß mußte ein solches System als „Kehrseite der Münze" die Socialdemokratie erzeugen.

Aber sogar auf abstrakt-theoretischem Gebiete der Politik hat sich der Liberalismus kurzsichtig und impotent gezeigt.

Wir erinnern an die „Confliktszeit" der ersten Hälfte der sechsziger Jahre.

Für jeden denkenden Menschen, — freilich die Zahl dieser war nie groß, ist es nicht und wird es nie sein, — für jeden denkenden Menschen also waren die Intentionen der preußischen Regierung, die deutsche Mission des Hauses Hohenzollern zu erfüllen, denn doch transparent genug, um begriffen zu werden, ohne daß man sie mit den Fingern zu betasten brauchte! Wer sie nicht verstand, oder nicht verstehen wollte, das war derselbe Liberalismus, der diese Mission von allen Dächern gepredigt hatte.

Und warum? Weil „Junker" Bismarck sie unternahm; weil die preußischen „Junker" ihm zustimmten. Und — horribile dictu! — weil eine Hand voll ehrlicher und muthiger Idealisten in Deutschland die große Mission Preußens gleichzeitig erkannten und — „Renegaten" wurden am „Liberalismus." Wahrlich! so groß, als die versuchte Reaktion des Liberalismus gegen die Neugestaltung unseres Vaterlandes bis 1866 gewesen ist, ist selten eine Reaktion in der Weltgeschichte gewesen. Nicht Vernunftgründe, nein, der Kanonendonner von Königgrätz machten ihn stutzig, der Erfolg bekehrte ihn, aber nur, um die Herrschaft für sich zu erlisten.

Fast scheint es, als ob das entsetzliche „Vae victis!" so sehr es die bessere Menschennatur empören muß, eine politische Nothwendigkeit sei. Denn als der Minister Bismarck nach dem Feldzuge von 1866 im Namen der Krone beim Landtage um „Indemnität" für die „budgetlose" Zeit nachsuchte, als der „baiser de l'Amourette" erfolgt war, wirthschaftete der Liberalismus drauf los, daß es „krachte." Politisch zum Byzantiner Bismarcks geworden, ging er volkswirthschaftlich bei gelockertem Zügel durch wie ein wildes Pferd und rannte dabei den allgemeinen Wohlstand über den Haufen.

Sehen wir das Ding „Reaktion" einmal ohne Parteibrille an, denn jede verspielte Partei hilft sich ja bekanntlich mit einem Schlagwort, so müssen wir sagen, daß die Reaktion gegen den Liberalismus

von Unten her schon vor Jahren begann. Und zwar durch die Socialdemokratie. Als die liberale Wirthschaft — in der Gründerzeit — in ihrer höchsten Blüthe stand, als der Schwindel das Leben bedenklich vertheuerte, siehe, da wollten die Arbeiter auch mitspielen und reagirten in ihrer Werkeltagsweltanschauung gegen die liberalen Wirthschaftstheorien durch die bekannten Lohnstrikes. Sie bildeten, wenn auch keine Aktien- so doch Aktionsgesellschaften und machten dem Liberalismus schon damals das Leben herzlich sauer. Von dieser Seite also, so recht aus dem Volke heraus, erhielt der Liberalismus die erste Gegenströmung. Die Strikes waren, ganz analog mit dem Manchesterstrom, so recht eine „care the devil about" Bewegung, das heißt eine Bewegung, die sich den Teufel um Etwas anderes kümmerte als um sich selbst und der Liberalismus grollte damals der Regierung ganz gewaltig, daß sie so liberal war, auf Strikes eben so wenig Galgen und Rad zu setzen, wie auf Gründungen.

Und was that die Regierung. Mein Gott! sie hielt ja ganz strenge den vom Liberalismus inaugurirten Manchesterstandpunkt des laissez faire, laissez aller inne, den heute der Liberalismus wieder so energisch vertheidigt. Sie hielt ihn so lange inne, bis die socialdemocratischen Extravaganzen den Staat, und sogar den „liberalen" Manchesterstaat inkommodirten. Die wirthschaftliche Reaktion gegen den Liberalismus hat also von **Unten** auf ihren Anfang genommen.

Ueberhaupt sollte man seine Augen nicht länger vor der Thatsache verschließen, daß die ganze Bewegung im Staatsleben den abstrakt politischen Standpunkt längst verlassen hat und es sich nicht mehr um das Wohlergehen einer besonderen Partei handelt. So lange der „vierte Stand" Nichts war als „Stimmvieh" und sich abspeisen ließ mit Phrasen, konnte der Liberalismus, dem die Phraseologie mehr zu Gebote steht, als den conservativen Parteien, die Stellung einer nach der Herrschaft strebenden Partei behaupten. Das ist aber anders geworden. Rhetorik und Abstraktionen genügen nicht mehr. Die bittere Noth und die Nothwendigkeit hat uns gezwungen, erzprosaisch zu werden und es ist einfach eine Umkehr auf wirthschaftlichem Gebiete, die sich vollzieht, nachdem in dieser Hinsicht das „liberale" Experimentiren mißlungen ist. Behauptet der Liberalismus, das Fiasko, das er gemacht, läge an den „Zeitverhältnissen," so entgegnen wir: Wer hat diese Zeitverhältnisse geschaffen? Und behauptet der Liberalismus, wenn wir noch ein paar Jahrzehnte Geduld hätten, so würde sich Alles von selbst ordnen, so entgegnen wir: zu solcher „Ge-

duld" fehlt uns eben die Kraft, wenn der Magen und das Portemonnaie leer ſind. Dem Liberalismus, als hochfliegenden Theoretiker, graut vor dieſer „Magenfrage," uns nicht. Der Schutz der Schutzloſigkeit der nationalen Arbeit hat ſich überlebt und wenn die conſervative Partei jetzt ſocialpolitiſch auftritt, ſo hat der Liberalismus am wenigſten ein Recht, den Kritiker zu ſpielen. Der durchgefallene Schauſpieler darf nicht das erſte Rollenfach beanſpruchen.

Aber die wirthſchaftliche Umkehr wird in ihrem Gefolge auch eine Reaktion auf anderen Gebieten bringen! ruft der Liberalismus.

Zuverläſſig! Und eben ſo zuverläſſig werden auch hier manche Irrthümer, manche Ausſchreitungen, manche — Dummheiten paſſiren. Es läßt ſich das nicht ändern und es mögen ſolche Irrthümer bekämpft werden. Aber ach! es will uns ſchier bedünken, daß das große Publikum freudig Ja und Amen ſagen wird, wenn noch mancher eingebildete Dünkel durch die „Reaktion" an die Wand gedrückt wird und was unſere Stellung betrifft, ſo geſtehen wir offen, dieſes Andiewandgedrücktwerden kann hier und da gar nicht ſchaden, und die „Reaktion" hat in der That eine kulturgeſchichtliche Miſſion zu erfüllen. Es iſt eine „Reaktion" nicht wie jene nach 1815, die gegen Abſtraktionen kämpfte, gegen Ideologen; die heutige Umkehr gründet ſich auf reale Bedürfniſſe, ſie iſt eine geſellſchaftliche; vor dem geſellſchaftlichen Wohl haben die politiſchen Parteivelleitäten zu verſtummen.

In einem ſolchen Uebergangsſtadium befinden wir uns jetzt. Mit demſelben Recht, mit welchem in der wirthſchaftlichen Manchesterei der Liberalismus die Unterdrückung aller ihm entgegenſtehenden Beſtrebungen verlangte, kann der Conſervatismus verlangen, daß die „liberalen" Hinderniſſe ſeiner Miſſion beſeitigt werden. — Es iſt ein Zuſtand des Kampfes, in welchem wir uns befinden und derjenige iſt ſchließlich Sieger, der beſſere poſitive geſellſchaftliche Zuſtände ſchafft, als ſie die Wirthſchaft des Liberalismus ſeit dem letzten Decennium und darüber zu ſchaffen wußte.

Semitiſche Gefechtsweiſe.

Rohling und Eiſenmenger. Seit die Judenfrage wieder einmal mächtig in den Vordergrund getreten iſt, konnte es nicht ausbleiben, daß auch die epochemachende Schrift des Profeſſor Dr. Aug. Rohling

„Der Talmudjude," (6 Auflagen! Münster, Adolph Russel's Verlag) als Streitmaterial vielfach angezogen wird. Was thut nun die Judenpresse, wie der „Berliner Börsen-Courier" und andere semitische Lanzknechte? Das Buch „der Talmudjude" ist so epochemachend geworden, wie „Der Börsen- und Gründungsschwindel" von Otto Glagau und da sich auf ein sachliches Eingehen die jüdische Tagespresse in dem antisemitischen Kulturkampf nicht einläßt, so flüchtet sie sich in die Buschklepperregion der Invektiven. So ist für Rohling in dieser Presse das Prädikat „der berüchtigte Rohling" erfunden. Vortrefflich! Denkfaule deutsche Michel müssen jetzt überzeugt sein. Zum Unglück giebt es aber noch folgende zahlreiche Klassen von Menschen, welche der Meinung sind:

1., daß 2 × 2 = 4 sind und bleiben, gleichviel wer diesen Satz ausspricht;

2., daß man sich die Mühe geben müsse, nicht blindlings zu glauben, was die Judenpresse uns vorflunkert.

In wiefern ist nun Professor Rohling „**berüchtigt?**" Durch vom alleinseligmachenden Judenthum abweichende Ansichten wird der Mensch doch noch nicht „berüchtigt."

Hat Rohling gestohlen? Hat er gar „gegründet?" Hat er sonst ein bürgerliches Verbrechen begangen? Nein! Nicht einmal das schrecklichste Verbrechen, den „Dalles" hat er aufzuweisen, denn er bietet 3000 Mark für den Nachweis einer einzigen Unwahrheit in seiner Schrift. — Einige jüdische Rabbiner, die ihn gelehrt widerlegen wollten, haben sich blamirt, die Tagespresse witzelte und schwieg todt. Das Todtschweigen wurde auch hier zur besten Reclame, das bei der Feigheit

„klingt wie ein Ruf, wie Donnerhall" und — Rohling wird einfach jetzt „berüchtigt" geschimpft. Dazu ist er Katholik, und im „Kulturkampf" durften Katholiken in den Augen der Presse keine Wahrheiten sagen. Jetzt aber, meine Herren, nehmen Protestanten die kirchlich anders Denkenden gegen die semitischen Angriffe in Schutz, denn zwischen ehrlichen Gegnern darf sich kein vorlauter Dritter drängen, um ehrliche Gegner noch mehr auf einander zu hetzen und sie an einer Verständigung zu hindern. Unsern Dank daher auch der „Nordd. Allg. Zeitung," daß sie den jüdischen berliner Communalgranden, Straßmann s. Z. in seine Schranken zurückwies.

Aber Rohling lebt und kann sich vertheidigen. Der arme Ge-

lehrte Eisenmenger dagegen ist todt und muß es dulden, wenn die Judenpresse ihn mit dem Koth der Verleumdung bewirft, daß er, Eisenmenger, sein berühmtes Werk über den Talmud den Juden um 30,000 Thaler zum Verkauf angeboten habe. Gräber sind nicht sicher vor der semitischen Schändung des guten Rufes in der entarteten Judenpresse unserer Tage.

Die historische Wahrheit ist, daß die Juden es durchsetzten, beim Kaiser Leopold, das Werk: „Das entdeckte Judenthum" zu unterdrücken, nachdem sie mit 1200 Gulden den Autor Eisenmenger zur Unterdrückung desselben vergeblich zu kaufen gesucht hatten.

Eisenmenger starb — — vor Gram. Und dem **ersten preußischen König Friedrich I.** gebührt das Verdienst, daß er das Werk wieder erstehen ließ, aufmerksam gemacht durch die Orientalisten Buddeus, Tychsen, Michaelis, Wolf u. A. — Das berliner Kammergericht deponirte in seinem Archiv zur juridischen Nachachtung später noch das folgende Urtheil:

„Die von Eisenmenger aus klassischen jüdischen Schriftstellern ge„lieferten Auszüge sind mit einer Treue geliefert und übersetzt, die jede „Probe aushält. Da es für ein Verbrechen von den Juden selbst „gehalten wird, ihre Rabbinen-Aussprüche für ungereimt zu erklären, so „können sie es blos sich selbst zuschreiben, wenn vernünftige „Leser aus Gift keinen Honig, aus Unsinn keine Wahrheit, aus In„toleranz keine Toleranz, aus Feindschaft und Haß keine Freund„schaft und Liebe herauszuziehen auch mit dem besten Willen im „Stande sind."

Die jüdische Frechheit geht aber noch weiter. Sie stempelt Eisenmenger zu einem getauften Juden, eine Lüge, die zu dumm ist, um selbst frech genannt zu werden. Ist uns doch ein Fall bekannt, wo die Juden unverfroren den Sohn eines echt germanischen — — Schweineschlächtermeisters zum Juden gestempelt haben, weil aus der Familie desselben Angriffe gegen Israel hervorgingen! „**Jude!**" das ist also der höchste Grad jüdischer Invektiven gegen die Gegner. Quem Jupiter perdere vult dementet. Uns können diese Selbstenthüllungen der Verjudung natürlich nur willkommen sein, denn sie geben uns Anlaß, unsern Lesern aller Parteien und aller Confessionen das Rohlingsche Büchlein „Der Talmudjude" auf's wärmste zu empfehlen und eben so blicken wir mit Stolz auf Preußens ersten König zurück, der das berühmte Werk Eisenmengers: „Das ent-

deckte Judenthum" sine ira et studio vor der Vernichtung geschützt hat. Denn die Redlichkeit und Parteilosigkeit war stets eine Zierde des Hauses Hohenzollern. Daran ändern die jüdischen Skribisaxe Nichts. — Nicht wir, die Geschichte selber klopft ihnen die langen Finger der Geschichtsfälschung.

Feuilleton.

Eine Römerfahrt.

„Auf gegen Rom!" Das ist jetzt die Parole in den Zelten Israels. — Da nun der Muth unter allen Umständen eine rühmenswerthe Eigenschaft ist, so wollen wir ihn auch bei den Semiten anerkennen, jedoch unter der Bedingung, daß uns Herr von Sem das Beispiel der That giebt. Zu diesem Ende erlauben wir uns folgende unmaßgeblichen Rathschläge.

Man pflanze den „Ulk" als Fahne in der Hasenhaide auf. Die jüdischen Journalisten sammeln sich um diese Fahne, welche etwa von dem als Jungfrau von Orleans gekleideten R. Mosse getragen würde, und stimmen als Heerruf ein mörderliches „Waih geschrien über Rom" an.

Selbstredend strömt Israel kampfesmuthig in hellen Haufen herbei, bewaffnet mit oder ohne Courszettel. Die Börse wird geschlossen und die Jobber bilden die schwere Artillerie, die den Beruf hat, Rom in Grund und Boden zu — **„gründen."**

Das tapfere Heer setzt sich in Bewegung, nimmt Rom ein und — — — marschirt dann schleunigst weiter nach **Jerusalem.**

Wir sind überzeugt, der ganze Vatikan nimmt Reißaus, wenn er den zweibeinigen Heuschreckenschwarm ante portas sieht, und jeder Semit erscheint ihm als ein Hannibalmeyer oder Brennusleben.

In Rom wird dann an Stelle des Papstes als Generalkonsul von Jerusalem eine goldene Hochwohlgeboren aus Berlin oder Frankfurt am Main eingesetzt. Die katholischen Römer werden beschnitten, die Peterskirche wird in eine Synagoge umgewandelt und der Generalkonsul fungirt als jüdischer Papst.

Dies Geſchäft gemacht, rückt das tapfere Heer weiter, vernichtet die Türkei mit einem Hauptanlehen und fällt ſodann in Aſien ein.

In Jeruſalem iſt der Sitz der weltlichen, in Rom der Sitz der geiſtlichen Macht Iſraels und wir ſind überzeugt, Rom und Jeruſalem werden ſich alsdann ganz prächtig vertragen.

Alſo was zögert Ihr, tapfere „Mannen" Iſraels! Der Weg iſt frei. Wir hindern Euch nicht an Eurem Ruhm. Wir machen Euch keine Konkurrenz, wenn Ihr zur Römerfahrt über die Alpen klettert. Wir beobachten die ſtrengſte Neutralität. Mögen ſich die Römer ihrer Haut wehren, ſo gut ſie können.

Ihr zaudert noch immer? Traut Ihr Euch nicht die Kraft zu, Rom zu verjuden? —

Ja, lieben Leute, dann müßt Ihr den Schnabel halten! Dann müßt Ihr Euch nicht in Dinge miſchen, welche nur die Proteſtanten und Katholiken, Euch aber gar Nichts angehen, ſo wenig wie uns Chriſten das, was Ihr in Euren Synagogen treibt und worüber Ihr Euch in theologiſchen Dingen zankt. Denn, lieben Leute, Euer Geſchrei „Auf gegen Rom!" könnte ſonſt zuletzt bei Proteſtanten und Katholiken ein Echo hervorrufen, welches klingt wie: „Auf gegen Iſrael!"

Die Sache decent graziös aufgefaßt, ſo leben Staat und Kirche in einer unfriedlichen Ehe. Aber nur der chriſtliche Staat und nur die chriſtliche Kirche, und von keiner Seite hat man die jüdiſche Intervention in dieſem ehelichen Streit verlangt.

Kümmert Euch, beiſpielsweiſe, um Euren Beſchneidungszwang und haltet den Schnabel, wenn vom chriſtlichen „Taufzwang" die Rede iſt. Es ſind dies Sachen, die Euch gar Nichts angehen, Ihr lieben Leute, und die am wenigſten in den Kladderadatſch, Weſpen und Ulk hineingehören; Dinge, die abſolut kein Futter für den jüdiſchen Humor-Cerberus ſind.

Aber, jucken Euch die Sohlen ſo gewaltig zur Fahrt „gegen Rom," mein Gott, ſo geht doch hin! Schnürt Euern Geldſack und **kauft, was Ihr kaufen könnt,** um Rom zu erobern."

Wir wünſchen Euch glückliche Reiſe. —r.

Stöcker und Iſrael.

Selbſtredend werden wir im weiteren Erſcheinen dieſer Hefte uns weniger ausſchließlich mit Iſrael beſchäftigen als in der jetzigen Sturm-

und Drangperiode, in welcher die „Deutsche Wacht" geboren wurde, denn wir geben noch nicht alle Hoffnung auf, daß der Semitismus aus dem sich gegen ihn in allen Parteien und allen Klassen erhobenen Sturm eine Lehre ziehen wird.

Inmitten dieser Sturm- und Drangperiode haben wir aber noch eine Pflicht zu erfüllen, indem wir das Wort ergreifen für einen Mann, der den Muth seiner Ueberzeugung — und zwar nicht anonym wie das Völkchen der Zeitungsschreiber, das ihn mit Koth bewirft — dokumentirte.

Wir reden von dem Hofprediger Stöcker.

Es thut Nichts zur Sache, daß wir nicht auf demselben kirchlichen Standpunkt stehen, wie der Genannte. Es hat uns aber die journalistische Fälschung indignirt, welche die „liberale" Presse mit den Reden Stöckers treibt und der semitische Fanatismus gegen Stöcker geht so weit, daß man die Stadtverordneten zu Werkzeugen machen will, um bei Se. Majestät den Sturz Stöckers herbeizuführen. Ueber das Resultat einer solchen albernen Demonstration braucht sich Herr Stöcker keine Sorgen zu machen. Die Demonstration als solche kennzeichnet aber die Frechheit ihrer Faiseurs und lohnte es sich der Mühe, wir würden vorschlagen, als Gegendemonstration eine Massenpetition an die Regierung zu veranstalten, des Sinnes, daß der Staat, der sich „christlich" nennt, keine nichtchristlichen Beamten und Gesetzgeber anstelle. Wie? wir diskutiren frisch von der Leber weg in Volksversammlungen die Dogmen der christlichen Kirche, wir lauschen den freigeistigsten naturwissenschaftlichen Vorträgen, und ob sie auch zehnmal an tausendjährigen Ansichten rütteln, und einzig und allein die **Judenfrage** und ihre socialpolitische Bedeutung sollte **undiskutirbar** sein?

Meine „liberalen" Herrschaften, „malen Sie den Teufel nicht an die Wand!" Hodie mihi, cras tibi! Die ärgste „Reaktion" soll kommen? Sie ist im Zuge, durch den „Liberalismus" inaugurirt zu werden. Der „Liberalismus" proklamirt sie in einer Weise, wie es selbst Mühler nie gewagt hat. Ist das Gerechtigkeit, Amtsentsetzung Andersdenkender zu verlangen? — Die „liberalen" (!) Herren stimmten gegen das Socialistengesetz. Freilich! Das Judenthum kam ja dabei nicht in Frage. Die **Versocialdemokratisirung** der Gesellschaft sollte nicht gehindert werden. Aber das soll verhindert werden, daß man Staat und Gesellschaft vor der **Verjudung** schützen will. Hier heißt es: Fort mit dem freien Wort! Hors des débats!

Ihr „liberalen" Herrſchaften, es ſtehen Euch Zeitungen mit 76,000 Abonnenten zu Gebote, es ſteht Euch das ganze Volk zu Gehör durch das Vereinsrecht und Ihr — — ruft die „Polizei," wenn Euch ein einzelner Theologe kritiſirt!

Pfui! das iſt geſchmacklos.

Ihr habt gejubelt als die Bibel und das Chriſtenthum (in den 40er Jahren) der zerſetzendſten Kritik unterworfen wurden; der „Bildungsphiliſter" knirſchte bei der Entſetzung Bruno Bauers vom theologiſchen Lehrſtuhl in Bonn. Aber heute, wo die theologiſche, philoſophiſche und ſocialpolitiſche Kritik das Judenthum kritiſirt, — — „Ja Bauer, das iſt ganz was Anders!" heißt es bei Euch.

Und das in einem proteſtantiſchen Staat, und das Angeſichts des Andenkens **Martin Luthers**, mit deſſen Anſichten über das Judenthum wir Euch heute noch verſchonen wollen. — — —

„Reaktion!" ruft Ihr? Mein Gott, wir ſind mitten drinn! Wir wüßten nicht, was die despotiſchſte Regierung Schlimmeres thun könnte, als der Liberalismus im Zuge iſt, zu thun.

„Junker" und „Pfaff" — die müſſen herhalten. Das iſt kein „Klaſſenhaß." Der „Jude" aber iſt unnahbar, wenn man ihn kritiſiren will.

„Liberalismus!" „geben Sie Gedankenfreiheit!"

Ein moderner Marquis Poſa könnte ſonſt ausrufen:

„Es ſtieß mein Fuß auf hohle Fortſchrittsſchädel."

Und — wohlverſtanden, Ihr Herren! — wir gehören nicht zur chriſtlich-ſocialen Arbeiterpartei.

Zur „Hetzfrage."

Wir haben jetzt „Hetzkaplane," „Hetzhofprediger," „Hetzjunker," „Hetzpfaffen" u. ſ. w. Alles, was nicht an die Unfehlbarkeit Iſraels glaubt, was den ſemitiſchen Geiſt, der in unſerem Volke ſein Weſen treibt, anzweifelt, oder gar kritiſirt und negirt, wird in die Klaſſe der „Hetze" geworfen. Nur eine Spezies fehlt uns noch in dem Regiſter: Der Hetz-**Semit.**

Die Lücke muß ausgefüllt werden.

Der Hetzſemit ſchilt den Edelmann und den Geiſtlichen, der nicht nach der liberalen Pfeife tanzen will, Junker und Pfaff. —

Der Hetzſemit jubelt und ſchreit „Vivat sequens“, wenn in Folge der Maigeſetze katholiſche Prieſter nach dem Buchſtaben dieſer Geſetze eingeſperrt, oder des Amtes entſetzt werden. Er rauft ſich aber die Haare aus, wenn unſere proteſtantiſchen Kirchengeſetze einem judenfreundlichen Prieſter das Leben ſauer machen. Iſt aber ein ſolcher Prieſter bei aller Freiſinnigkeit kein Judenfreund, dann wird er und ſein Schickſal von dem Hetzſemiten todtgeſchwiegen. Der Hetzſemit ſchreit über Glaubenshaß, wenn der Spötter in der Ebbe des rothen Meeres und in dem zurückfließenden Waſſer des Jordans die Waſſerſcheu der Kinder Iſraels ſymboliſirt findet, und bekränzt Gensdarmen, welche den „Kurort Marpingen“ nicht aufkommen laſſen. Für jede andere Meinung als die ſeinige, hat er ein Schimpfwort, womit er die Menge gegen ſeine Gegner verhetzt. In der Licentia fingendi eines artiſtiſchen Traumes (vide Börſen-Courier) zeichnet er Chriſtus als einen ſchäbigen Judenjungen, und ſchilt in einem Athem diejenigen Zeloten, welche ſich gegen die Unverſchämtheit der Preßjuden empören und auf den Tadel des Traumſtaatsanwalts kein Gewicht legen.

Dreißig Jahre lang hat der Hetzſemit nun den Ton angegeben. Iſt es ein Wunder, wenn der germaniſche „Fellah“ auf der ſemitiſchen Folter zuletzt dem Galgenhumor verfällt und Ausſchreitungen wie „Jeitteles Teutonicus“ begeht, oder galgenhumoriſtiſche Betrachtungen à la „Schleſiſche Volkszeitung“ anſtellt? — Wir geſtehen gern ein, unſere Autorität in Glaubensſachen iſt eine ſehr ſchwache, aber wir können uns in das Gefühl ſtrenggläubiger Chriſten ſehr wohl verſetzen. Empört uns ſelbſt, die wir außerhalb der kirchlichen Streitigkeiten ſtehen, doch die Unverſchämtheit, mit welcher der Hetzſemit Beide, proteſtantiſche wie katholiſche Strenggläubige behandelt. — Die abendländiſche Welt hat ihre ganze Hausordnung zu Gunſten der ſemitiſchen Socialnomaden umgeſtoßen und dieſe ſpielen ſofort die Herren im Hauſe. Und wahrlich! keine toleranten und gütigen Herren!! Ehrlich diskutiren **wollen** dieſe Socialnomaden nicht mit uns. Die neue Hausordnung iſt ihr Shylokſchein geworden. Die leiſeſte Klage über die neue „Hausordnung“ wird uns als „Glaubenshaß“ verhetzt. Nicht raiſonnirt! ſonſt heißt es „Junker und Pfaff,“ „Judenhetze.“ Seit zwanzig Jahren wurde es vergeblich verſucht, die Judenfrage zu diskutiren, ſtatt ſie mit den Worten Shyloks; „Ich ſtehe auf meinem Schein“ todtmachen zu laſſen. Und was wollen wir denn heute noch weiter, als die Diskuſſion? —

Sind wir denn nur auf der Welt, um dem Staate Opposition zu machen und den Fürsten Bismark zu ärgern?!

Es sind noch nicht sechs Wochen her, daß der „Börsen-Courier" süffisant, wie es Brauch ist in Israel, über **„eine sogenannte Judenfrage"** witzelte. Heute schreit er Zeter über „die Judenhetze." — Aber wenn der Hetzsemit schreibt: „Der preußische Landtag weist eine erdrückende Majorität von Junkern und Pfaffen auf," — das ist natürlich keine Hetze. Aber wenn wir z. B. die Thatsache constatiren, daß von 9 Vertretern der Millionenstadt Berlin 2 Semiten im Landtage sind, also beinahe „25%" — das ist „Glaubenshaß," „Judenhetze!"

Der konservative Ausfall der Wahlen im Lande rührt nicht von „Versprechungen," von „Junker und Pfaff" her, denn im Punkte der „Versprechungen" gebührt dem Liberalismus stets die Palme. Der socialpolitische Druck, der auf uns gekommen ist, trieb das Volk in das konservative Lager und wäre es nur — instinktiv. Aber wir haben noch ein Wörtchen an den Hetzsemiten zu richten. — Er beschneidet die todten Vorfahren seiner Gegner in ihren Gräbern, um sie zu Semiten zu verlügen, — wie es fast scheint, das ärgste Schimpfwort in Israel! Enkel von ehrsamen Schweineschlächtermeistern und protestantischen Schulmeistern werden an den Stammbaum, dessen Wurzel Abraham ist, aufgehenkt. — Erbarmen! meine Herren. „Hetzen" Sie uns wenigstens nicht in Israel hinein. In solcher Weise sind u. A. Perrot, Glagau und Marr an den semitischen Stammbaum gehenkt worden und sie mögen hiermit losgeschnitten sein.

Auf welcher Seite ist nun die „Hetze?" Wir klagten über die Verjudung des Vaterlandes, — man **verhöhnte** und **verspottete** uns. Unsere Klagen werden lauter, — man **schimpft** uns. Der Hetzsemit vindicirt sich das Recht, in Alles seine Nase zu stecken; wir aber sollen vor dem auserwählten Volke mehr Respekt haben, als Jehovah selber.

Nachdem der Hetzsemit nun aber sogar die todten Vorfahren seiner heutigen Gegner selbst im Grabe nicht in Ruhe läßt, so denunciren wir ihm auch Kant, Fichte, Herder, Goethe u. s. w. u. s. w. und bitten ihn, diese großen Todten ebenfalls zu begeifern. Oder fürchtet sich der Preßsemit vor Todten? Ebenso den ersten preußischen

König, Friedrich I., der das Eisenmengersche Werk nach gewissenhafteſter Prüfung, ob es auch keine Unwahrheiten enthalte, vor der Vernichtung gerettet hat.

Und hiermit ſei der Hetzſemit vorläufig entlaſſen.

Der Tempel Salomonis.

Seit die Judenfrage wieder auf der Tagesordnung ſteht und es dem Judenthum trotz aller Anſtrengung nicht gelingt, uns Chriſten des „Glaubenshaſſes“ gegen die Juden zu überführen, wird mit Vorliebe eine Glanzepoche jüdiſcher Kultur betont, die in dem Zeitalter des Königs Salomo ihre höchſte Spitze erreicht haben ſoll. Ganz in der Ordnung iſt es auch, daß man den Tempelbau dieſes jüdiſchen Königs als den Gipfelpunkt der jüdiſchen Kunſt hinſtellt.

Geſtehen wir hier einſchaltungsweiſe ein, daß wir Germanen, oder die Vorfahren der Leute, welche dieſen Namen führten, in der Kultur noch primitiver als die Juden waren zur Zeit des Königs Salomo. Die Baukunſt in unſeren rauhen Breitegraden waren mehr oder weniger die ſog. Pfahlbauten und kein nur halbwegs vernünftiger Occidentale wird mit künſtleriſchem Stolz auf jene Zeit verweiſen. Wir waren eben — Wilde. Wilde in des Wortes „waldurſprünglichſter“ Bedeutung! Wir verdanken unſere Civiliſation erſt dem Chriſtenthum, welches die rohe Naturkraft der nordiſchen Völker zu bändigen verſtand und geſtehen gern ein, daß uns Anno Salomonis die Juden in der Kultur voraus waren.

Dagegen hat die Vergangenheit der iſolirten nordiſchen Völker unſtreitbar ein höheres archäologiſches Intereſſe, als das Zeitalter des Salomo, welches weder von den Aegyptern noch von den Phöniziern Etwas zu lernen verſtand. Kunſtliebende Leſer, welche ſich für Architektur und Ornamentik intereſſiren, mögen in der Bibel 2. Chronika das dritte und vierte Kapitel ſtudiren, allwo der Tempel des Königs Salomo möglichſt ausführlich beſchrieben iſt. Man wird dort etwas Barockes finden, bei welchem jedem künſtleriſchen geſunden Inſtinkt die Haare zu Berge ſtehen, ohne daß er an den Hellenismus vergleichsweiſe zu denken nöthig hat, oder an die gothiſche Baukunſt.

Eine boshafte Kritik könnte ſogar noch weiter gehen und zwiſchen den Zeilen der erſten 3 Kapitel des zweiten Buches der Chronika herausleſen, daß die Juden in Gold- und Silbergeſchäften beſſer

bewandert waren, als in allen anderen Verrichtungen des praktischen Lebens. — — Doch lassen wir dies unerörtert.

Kulturgeschichtlich hochinteressant ist dagegen, daß die Juden ihren eigenen Tempel nicht einmal selbst gebaut haben, ja daß sie in der gepriesenen Kulturglanzepoche des Salomo — — sogar den **Architekten** sich aus der Fremde verschreiben mußten. Das zweite Kapitel des zweiten Buches der Chronika giebt hierüber sehr klare und lehrreiche Aufschlüsse.

V. 1. Salomo faßt die Idee zum Tempelbau.

V. 2. Er macht eine Statistik der Arbeitskräfte, als:

70,000 Mann zur Last. (Maurer und Handlanger.)
80,000 „ „Zimmerleute auf dem Berge."
3,600 „ Aufseher.

Summa: 153,600 Mann.

Wir bitten, diese Zahl im Gedächtniß zu behalten.

Hierauf schreibt der jüdische König an den König Huram von Tyrus, bittet ihn um Baumaterial und um einen „weisen Mann, zu arbeiten in u. s. w." Er bittet ihn, daß seine, Hurams „Knechte" das Holz hauen mögen, da sie es „zu hauen wissen" und „meine" (Salomos) „Knechte sollen mit deinen" (Hurams) „Knechten sein."

König Huram entspricht dem Wunsche Salomos und sendet ihm in der Person (V. 13) „Huram-Abifs" den Architekten zum Tempelbau.

Hierauf (V. 17) zählte Salomo „alle Fremdlinge im Lande Israel," nämlich **153,600** und theilte sie ein, wie in Vers 2 bereits erwähnt wurde in (Vers 18.)

70,000 Träger (Maurer ꝛc.)
80,000 Hauer auf dem Berge (Zimmerleute ꝛc.)
3,600 Aufseher
153,600.

Und somit ist der Tempel von einem fremden Architekten und von fremden Arbeitskräften gebaut worden.

Zum Ueberfluß ist 2. Chronika 8, 9 sehr deutlich gesagt: „Von den Kindern Israel machte Salomo nicht Knechte zu seiner Arbeit, sondern sie waren Kriegsleute ꝛc."

Es folgt hieraus, daß die originale Produktivität der Kinder Israels im Siècle de Salomon le grand nicht gerade allzu starke Prätensionen auf eine Glanzkulturepoche machen dürfte. Die Geschichte

ſagt uns nicht, wer der Zeichner des dekorativen Theils des Tempels war; aber jeder moderne Tapezier wird uns zugeben, daß hier weder von einem ernſt egyptiſchen, noch helleniſchen, noch von medicäiſchem Geſchmack auch nur annähernd die Rede ſein konnte und daß der ſalomoniſche Bauſtyl bei keinem Volke der Welt Anklang gefunden hat. Ebenſo finden wir die Wahl der Farben und deren Zuſammenſtellung höchſtens bei den Vogelfederſchürzen ſüdamerikaniſcher Indianer, aber auch hier minder grell, und der ſalomoniſche „Styl" kann im günſtigſten Fall als ein Oſtentationsſtyl um jeden Preis aufgefaßt werden.

Lieſt man Kap. 4, ſo muß man faſt glauben, daß der Baudirektor Huram-Abif in ſeinen Anordnungen und Fabrikaten ſich über die Kinder Iſraels habe insgeheim luſtig machen wollen, gerade als baute er für einen Stamm von Wilden, denen man der „Kinkerlitzchen" nicht genug vormachen könne.

Unſere Meinung geht dahin: die Juden können ſtolzer auf das Zeitalter Rothſchilds, als auf das Zeitalter Salomos ſein.

Auch läßt Rothſchild mit Hilfe beſſerer Architekten beſſere Paläſte bauen, und jedenfalls ſtylvoller als der ſalomoniſche Tempel.

Antimanchesterliche Pillen.

Abſolute Handels- und Gewerbefreiheit, abſolute Freizügigkeit! Nieder mit dem „Staat." Der Staat iſt Nichts, das Individium Alles, und zur Sicherheit des Individiums — Standrecht.

Vortrefflich!

* * *

Sogar nicht ohne eine gewiſſe naturgeſetzliche Berechtigung. Denn Alles in der Natur iſt ein ewiger Kampf. Die großen Fiſche freſſen die kleinen. Der Menſch gehört zur Natur, folglich muß im Menſchenreiche dieſelbe „Anarcheia" herrſchen, wie im Thierreiche.

Wenn alſo die großen Menſchenfiſche in individueller Freiheit die kleinen beißen und die kleinen wehren ſich, — ſo beißt man ſie todt.

* * *

Es geſchieht dem Handwerker ſchon recht, daß ſeine Arbeit nicht geſchützt wird; warum iſt er kein Spekulant, warum kein Kapitaliſt,

daß er es eben so machen könnte, wie die großen Menschenfische? Und warum hat er kein Geld, um, wenn er zu Hause Nichts verdient, die Erzeugnisse des Auslandes kaufen zu können? —

* * *

Ach ja! Ist man reich, kann man wild und toll spekuliren, dann ist die Handels- und Gewerbefreiheit ein herrliches Ding. Und die absolute Freizügigkeit, die uns die Walter von Habenichtse massenhaft in die großen Centren lockt, läßt uns auch aus der menschlichen Arbeitskraft einen Spekulationsartikel machen. Und wenn der enttäuschte Walter von Habenichts „muckst" gegen unsere individuelle Freiheit, bah! dann schießen wir ihn todt, denn der einzige Paragraph des Schutzes der individuellen Freiheit lautet: Standrecht!

* * *

Meine Herren, ich bin Kornspekulant. Was gehts mich an, ob der nationale Landbau zu Grunde geht? Ich wage, um zu gewinnen. Warum wagen die Andern nicht?

Weil sie kein Geld, keinen Credit haben.

Was geht das mich an? —

Ich verlange keinen Schutz, denn ich brauche keinen.

Ich stehe auf der „Höhe der Zeit"
Und mein Gewissen ist meilenweit,
Mit oder ohne Sauce bei Tische,
Laß' ich mir schmecken die „kleinen Fische."

* * *

Aber bester Herr, solche Zustände führen zur Massenverarmung, zur Revolution!

Wie haißt Revolution? Wofür haben wir Soldaten? Ich bin ein gebildeter Mann und weiß, daß Revolutionen nothwendig sind: Man kartätscht, die Masse wird wieder ruhig und die Menschheit entwickelt sich auf der „Basis der individuellen Freiheit" ganz von selbst weiter! Betrachten Sie die Thierwelt! Stammen wir denn nicht Alle vom Affen ab?

Aber wir **sind** keine Affen mehr!

Ganz recht! Und darum beißen wir uns nicht mehr, wir lassen todtschießen, was uns inkommodirt.

* * *

Wallfischfahrer erzählen: wenn der Wallfisch böse ist, dann wirft man ihm eine leere Tonne hin, mit welcher er spielt. Während der

biedere Wallfisch nun mit der Tonne spielt, fliegen ihm die Harpunen in den Leib.

Blasirt dummes Volk! Dir wirft man nur zwei Worte hin: „**Individuelle Freiheit.**“ Mit einer leeren Tonne kann man wenigstens den Ofen heitzen. Du spielst mit den zwei Worten, und aus purer Angst, das abstrackte **Spielzeug** deiner Freiheit zu verlieren, gehst Du zu Grunde.

Doch Du hast die „Freiheit“ — zu verhungern.

* * *

Trugschlüsse! elende Trugschlüsse! Hätte man uns „Freihändler“ nur noch zehn Jahre wirthschaften lassen, das Volk wäre glücklich geworden. Aber Fürst Bismarck, — nicht gedacht soll er mehr werden, zerreist uns Alles mit rauher Hand.

Es war einmal ein Mann, der wollte seinem Pferde das Fressen abgewöhnen. Er entzog ihm täglich mehr Hafer aus der Krippe und setzte das Verfahren lange Zeit fort.

Und gelang ihm das Experiment?

Es wäre ihm gelungen. Aber in demselben Augenblick, als der Mann das Problem gelöst hatte, — starb der Gaul.

Vermischtes zum Nichttodtschweigen.

Die **Dresdener Nachrichten** meldeten: In dem seit 7 Jahren verwaisten Schloßtheater zu Teplitz veranstaltete am 24. September die fürstlich Clarysche Familie einen Theaterabend, an welchem nur von Mitgliedern der böhmischen Aristokratie eine franz. Komödie: Boquet Père et Fils, sowie die komische Operette: „Acht Mädchen und kein Mann“ aufgeführt wurden. Das Stadttheater war auf Anordnung der Israeliten von Teplitz am 25. und 26. September wegen hoher jüdischer Feiertage geschlossen. Die Christen mußten zwei Tage auf den Theaterbesuch verzichten. Eines Commentar hierzu enthalten wir uns.

Aus **Nürnberg** schreibt man: Wie es die Wucherer treiben, davon hat kürzlich eine Schwurgerichts-Verhandlung in Nürnberg wieder ein schlagendes

Beiſpiel gegeben. Der Hopfenhändler Iſaak Strauß von Eichſtätt hatte einem Bauern 4000 Fl. geliehen und ſich dafür 12,000 Fl. als Hypothek eintragen laſſen. Dabei hatte Strauß die Unverſchämtheit, in der Gerichtsſitzung zu erklären, die 8000 Fl. ſeien „Proviſion". Um aber ſeinen Zweck zu erreichen, hatte Strauß bei der notariellen Protokollirung der Schuld eine fremde Perſon untergeſchoben, welche die Rolle der nichts ahnenden Ehefrau des Schuldners ſpielen mußte. Dieſer Betrug koſtete dem Strauß zweijährige Zuchthausſtrafe und eine Geldſtrafe von 1800 M. Wegen Wuchers konnte man ihm bei dem Mangel geſetzlicher Beſtimmungen nicht beikommen. Der als Zeuge anweſende Notar Beck gab haarſträubende Angaben über das Treiben der Wucherer in Eichſtätt.

„Humanität." Unter dieſem Namen hat ſich in Karlsruhe ein Verein von Iſraeliten gebildet, der es ſich zur Aufgabe geſtellt hat, den jüdiſchen Wucher zu verfolgen und die Herren Wucherer der öffentlichen Meinung zu denunciren. Die ſogenannte „Judenhetze" hat alſo wenigſtens eine gute Frucht davon getragen. Und in der That, was Iſrael Noth thut, das ſind Männer, welche aus ſeiner Mitte erſtehen und ebenſo kräftig, wie die alten Propheten, die Sünden ihres Volkes geißeln. Wenn der Verein „Humanität" ſeine Aufgabe nicht bloße Redensart bleiben läßt, ſo erfüllt er eine wahrhaft edle Miſſion. Aber wir fürchten, er wird unter ſeinen Stammesgenoſſen nicht allzuviel Freunde finden. Die Anſchauung, daß „Geld eine Waare" iſt, die man wie jede andere Waare ſpekulativ beliebig in die Höhe treiben kann, iſt ſo vorherrſchend und dann — was ſoll die Legion der „Geldnegozianten," die weiter Nichts können, als ſchachern und wuchern, anfangen? Wie dem aber auch ſei, es erregt ein wohlthuendes menſchliches Gefühl, inmitten des erbitterten Parteikampfes auch in Iſrael ein Verſtändniß der Zeit aufdämmern zu ſehen.

Vae victis!

Der Gallier ſtand in Rom, die Römer wogen
Das Schmachgold hin, das jener ſich begehrt —
„Halt, Gallier! Falſch Gewicht! Du haſt betrogen!"
Der Fremdling lacht und wirft ſein plumpes Schwert
Noch in die Schale: „Wehe, wer beſiegt!
Es knirſcht vergebens, wer am Boden liegt!"

Das Deutſche Schwert liegt wuchtig in der Wage
Des Völkerſtreits — der Gallier hats verſpürt!
Wir nennen Sieger uns ſeit jenem Tage,
Da neu des Reiches Kaiſer ward gekürt —
Doch unſer Volk iſts, das ins Joch ſich ſchmiegt:
Weh dem Beſiegten, wenn der Jude ſiegt!

Der Jude wirft ſein Schmachgold in die Wage,
Das Deutſche Schwert ſchnellt federleicht empor!
Der Jude ſiegt! Es heult die Jammerſage
Auf Markt und Gaſſen ſchon im dumpfen Chor —
Wach auf, mein Volk, bevor Du ganz beſiegt!
Es knirſcht vergebens, wer am Boden liegt!

Carl Weitbrecht.

Den Israeliten zur Beachtung!

Nicht wie Ihr in Euren Preßorganen uns todtſchweigt oder verläſtert und uns in denſelben nicht ein Wort der Vertheidigung unſerer Sache geſtattet, ſollt Ihr von uns in unſerem Organ behandelt werden. Als dem angegriffenen Theil, der ſich wohl oder übel ſeiner Haut wehren muß, ſtellen wir Euch zwei Seiten unſerer „Deutſchen Wacht“ für Entgegnungen **„koſtenfrei“** zur Verfügung. Aber, das bitten wir uns aus: **Fechtet nicht mit Phraſen, nicht mit unanſtändigen Waffen**, wie Eure judenpreßliche Taktik bis zur Stunde geweſen iſt. Offenes Viſir, und ſachlich! — Das iſt unſere erſte und letzte Bedingung.

Wir ſichern Euch zu, daß wir Eure Entgegnungen im ſelben Heft nicht kritiſiren werden. Mehr könnt Ihr doch in keinem Falle verlangen!

Die Redaction der „Deutſchen Wacht.“

Verantwortl. Redacteur: Wilh. Marr. — Otto Hentze's Verlag.
Druck von Max Bading, Berlin, Neu Kölln a. W. 14.

In **Otto Hentze's Verlag** in **Berlin N.**, sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Ein Appell an das Deutsche Volk. Rede des Deutschen Reichskanzlers Fürst von Bismarck bei Gelegenheit der Eröffnung der Zoll- und Steuerdebatten im Deutschen Reichstage am 2. Mai 1879. Preis eleg. broch. 25 Pf.

Ein zweiter Appell an das Deutsche Volk, insbesondere an die Deutschen Landwirthe. Rede des Deutschen Reichskanzlers Fürst von Bismarck bei Gelegenheit der Berathung der Getreidezölle im Deutschen Reichstage am 21. Mai 1879. Preis eleg. broch. 40 Pf.

Für die wirthschaftliche Entwickelung des Reiches sind diese Reden von höchster Bedeutung; jeder Deutsche, er möge den Zoll- und Steuerreformen des Reichskanzlers zustimmen oder ihnen widerstreben, hat die Pflicht, dieselben ihrem vollen Wortlaut nach kennen zu lernen.

Marr, Wilh., Der Weg zum Siege des Germanenthums über das Judenthum. Ein Mahnwort an die Deutschen nichtjüdischen Stammes aller Confessionen. Mit Schlußwort: „An die Juden in Preußen". 4. Aufl. von: Wählet keinen Juden. 3 Bog. eleg. broch. 90 Pf.

Der durch seine Schriften: Der Sieg des Judenthums über das Germanenthum, Vom jüdischen Kriegsschauplatz, allseitig bekannte Autor unterwirft in dieser sensationellen Schrift das entartete Judenthum einer vernichtenden Kritik. An der Hand der Thatsachen — nicht mit leeren Phrasen bekämpft er es. Citate von **Kant, Fichte, Herder, Schopenhauer** u. A. m. werden dem gesunden Sinn des Deutschen Volkes vorgeführt, die am Besten documentiren, was für eine Bedeutung die von der Judenpresse geleugnete „Judenfrage" für uns Christen und Germanen hat. Der **jüdische Wucher** wird durch **aktenmäßige haarsträubende** Fälle gekennzeichnet.

Geradezu klassisch sind die Schilderungen des **Reformjuden, Anti-Sedanfeierjuden** und der **Alliance-israélite.**

Die Judenpresse hatte nicht den Muth, sachlich über die Broschüre zu referiren; der Autor wurde einzig durch die bekannte jüdische Manier — **schamlose Infamien** — mit Schmutz beworfen.

In **Otto Henke's Verlag** in **Berlin N.**, sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Neu-Palästina

oder

Das verjudete Deutschland.

Ein milder Beitrag
zur Kenntniß der Judenherrschaft im sogenannten
„Deutschen" Reiche.

Von einem Konservativen.

Motto: Die soziale Frage ist wesentlich Judenfrage, alles Uebrige ist Schwindel.
(Otto Glagau.)

Preis eleg. brosch. 90 Pf.

In scharfer, treffender Weise geißelt der Autor an der Hand von Thatsachen die Ausschreitungen des Semitenthums und hält dem germanischen Volke einen Spiegel seiner Schwächen vor. Er fordert festes Zusammenschließen aller wahrhaft reichstreuen Parteien zum Zwecke der Bekämpfung des verjudeten Liberalismus und seiner Früchte, unter deren Druck wir wirthschaftlich dem Ruin nahe gebracht worden sind.

Statut

der

Antisemiten-Liga zu Berlin.

Preis brosch. 50 Pf.

Jedem Germanen, der für die Sache ein reges Interesse hat, kann dasselbe empfohlen werden. Das Büreau der **Antisemiten-Liga** befindet sich Berlin S., Prinzenstraße 48 I. an welches Zuschriften, die Liga betreffend, zu richten sind.

Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Sammlung

Band I. Heft 2.

Die Deutsche Wacht.

Monatsschrift
für
nationale Kulturinteressen.

(Organ der antijüdischen Vereinigung.)

Redigirt
von

Wilhelm Marr.

Berlin 1879.
Otto Hentze's Verlag.
105a. Friedrichstraße.

Inhalts-Uebersicht.

Der „Giftbaum“ . . . . . Seite 57
Marr, W., Der Gesellschaftsvertrag mit dem Judenthum . . . „ 59
Statistisches aus der Schweiz . . . . . „ 71
Literarisches und Artistisches: . . . . . „ 72
Gegen die Freiheitsstrafen . . . . . „ 75
Noch ein milder Beitrag zur Charakteristik Laskers des Schriftstellers . . . . . „ 79
Anti-Stöcker . . . . . „ 81
Der Mauscheljude . . . . . „ 83
Vom jüdischen Kriegsschauplatz:
Stöcker . . . . . „ 86
1803 und 1879 . . . . . „ 88
Ein Siegesbülletin . . . . . „ 90
Das judenfeindliche Treiben in der Gegenwart . . . . . „ 90
Israel droht! . . . . . „ 91
Zur Börsensteuer . . . . . „ 94
Ave Maria . . . . . „ 96
Das eiserne Kreuz . . . . . „ 97
Die Socialdemokratie und das Judenthum . . . . . „ 98
Feuilleton:
Israel in der Gesellschaft . . . . . „ 100
Die neueste Fabel vom alten Fuchs . . . . . „ 104
Wucher und Tagespresse . . . . . „ 106
(Eingesandt) . . . . . „ 109
Korrespondenz . . . . . „ 109

Nachdruck ist ohne Erlaubniß des Verlegers nicht gestattet.

Der Abonnementspreis der **„Deutschen Wacht“** beträgt für 3 Hefte 3 Mark. Man abonnirt auf dieselbe in allen Buchhandlungen, bei den Postanstalten und bei der Verlagshandlung.

Die Deutsche Wacht.

Dezember 1879.

Der „Giftbaum."

„Das Wort sie sollen lassen stahn!"

Der Minister Maybach hätte gar nicht nöthig gehabt, seine geflügelten Worte: „die Börse ist ein Giftbaum, dessen Wurzeln und Aeste man beschneiden muß", näher zu erläutern. —

Jedermann weiß es und hat es in der Gründerzeit bitter genug gefühlt, daß, sobald die Börse ihre „Wurzeln und Aeste" schrankenlos ausdehnt, sie ein Giftbaum ist. Hazardspiel, künstlich in die Höhe getriebene Schwindelaktien, der Ruin von vielen Hunderttausenden von Leuten, die den künstlich gemachten Zahlen der Börsencourszettel Glauben schenkten, — das sind die Früchte dieses „Giftbaumes", der „Aeste und Wurzeln," — jene oberirdisch, diese unterirdisch, — in die Gesellschaft ausstreckte.

Die getroffene Meute der Börsenjobber heult. Diese vaterlandslose goldene Internationale **wagt** es wirklich noch, Angesichts des Elends, das sie über unser Vaterland gebracht hat, den Minister zu begeifern, weil er von der „Beschneidung der Aeste und Wurzeln" der Börse gesprochen hat.

Wir glauben es gern, so heilig das „Beschnittensein" bei der „Eigenart" der Mehrheit der Börsenbesucher ist, — die Beschneidung der **Börsenmoral** ist ihnen ein Gräuel und echt talmudistisch verdreht sie den rationellen Sinn der Worte Maybachs.

Es sei dieses freche Rauschen des „Giftbaums" eine ernste Mahnung für die Regierung, die Herren Jobber mit einer scharfen Börsen-**Umsatz**-Steuer zu treffen. Die **ganze Nation,** mit Ausnahme der Jobber selbst und ihrer Sykophanten, wird jubelnd eine solche That der Rechtschaffenheit und der Gerechtigkeit gegen die übrigen Steuerzahler begrüßen.

Fürchte sich die Regierung nicht! Wo es Prozente zu verdienen giebt, wird die Börse mit affenartiger Geschwindigkeit auf dem Posten sein. Je kräftiger man gegen diese Sorte Menschen vorgeht, desto „billiger thun sie es!“ Die Macht der Börse ist ein Popanz, denn das Verdienen geht ihr über die Ehre!

Nehmen Sie die „Holzart“, Herr Minister! Hauen Sie der Börse die „faulen Aeste und Wurzeln“ ab und Sie schaffen vielleicht eine neue Börse, über deren Eingang man die Worte:

„Ueb' immer Treu und Redlichkeit“

schreiben darf, ohne sich lächerlich zu machen.

Wir fordern eine **Umsatzsteuer**. Nur Muth und nicht auf das goldene Geschrei und Gemauschel geachtet. Das ganze Volk wird **jubeln**, wenn St. Mumpiz der „Jener“ besteuert wird, daß die Decken der Börse von dem Rufe „Waih geschrien!“ wiederhallen! Die Börse **ist** ein „Giftbaum“ geworden, weil ihre „Aeste und Wurzeln“ zu groß geworden sind, um anders, als durch — — **Aussaugung** des socialen Körpers sich erhalten zu können.

Mit einer solchen modernen Börsengesellschaft, der die ganze Nation heimlich und offen **flucht**, noch Umstände machen, wäre eine gouvernementale Schwäche! Noch besteht die erdrückende Mehrzahl des preußischen Volkes aus **ehrlichen** Leuten, die durch Arbeit ihr Brod verdienen und nicht durch das Börsenjen nach Gummirädern streben.

Haltet den Mund, Ihr **Börsenzeitungsjuden!** und hetzt das Volk nicht gegen die Regierung auf, wo die Regierung einen Akt des ehrlichen Mannes zu thun im Begriff steht und die **Laster** der goldenen Internationale besteuern will.

Denn mit Stumpf und Stiel ausrotten, — was das Beste wäre — kann ja die Regierung dieses Gesindel nicht, das die Börse zu einem „Giftbaum“ **gemacht** hat. —

Muth! Herr Maybach! Wagen ist das Geheimniß der Reformation, und eine „Reformation“ von **Oben** thut uns Noth gegen den **Börsenschwindel**; denn **„Juden“** — — sind immer noch zu viel **Gimpel**, die auf den „Leim“ gehen, mit welchem **„Aeste und Wurzeln“** des **„Giftbaumes“** bestrichen sind.

Schützen Sie die armen Gimpel des bodenlos dummen Volkes, und **beschneiden** Sie die „Aeste und Wurzeln“ des „Giftbaumes.“

Ganz Europa wird gezwungen sein, Ihnen nachzuahmen, und die Herrschaft der „Pinkus“ und „Zeiteles“ ist gestürzt. —

Muth! Die rechtschaffenen Leute der ganzen Welt stehen hier der Regierung zur Seite. W. M.

Der Gesellschaftsvertrag mit dem Judenthum.

Von

W. Marr.

Jene große socialpolitische Umwälzung, welche wir die französische Revolution nennen, mag von den Parteien auf der einen Seite verherrlicht, auf der andern verdammt werden, in den Augen des leidenschaftslosen Beobachters unserer Tage muß sie als eine unvermeidliche Nothwendigkeit erscheinen. Die socialpolitischen Zustände waren unhaltbar geworden, und man thut den einzelnen Parteiführern zu viel Ehre an, wenn man ihre edeln oder abscheulichen Handlungen anders auffaßt, als Episoden und als desparate Experimente, Neues und Besseres an die Stelle des Alten zu setzen. Der königstreue Henry de Larochejoquelin in der Vendée verdient die Bewunderung republikanischer Schriftsteller in demselben Maße, wie der furchtbare „Unbestechliche,“ der rousseauische Formelmensch Maximilian Robespierre. Der „weiße Schrecken“ nach dem 9. Thermidor hat dem rothen Schrecken Nichts vorzuwerfen. Auf allen Seiten glühte der Fanatismus der Ueberzeugung; die Menschen wußten für ihre Ueberzeugung zu leiden und zu sterben, und nicht nur der „Dichter,“ auch der Geschichtsschreiber hat

„— — — auf einer höhern Warte,
Als auf der Zinne der Partei zu stehen.“

Aber es bleibt trotz aller geläuterten Urtheile eine wehmüthige Frage offen: Was hat der armen Menschheit, die „durch Blut und Thränen watet“, wohl im Verhältniß zu ihren Opfern jene furchtbare Zeit genützt in wahrhaft humanitärer Beziehung? —

Man hat viel deklamirt und geschrieben über das „ancien régime“ und dabei doch stets übersehen, daß die **Geburt** in der gesellschaftlichen Weltordnung das anerkannte Dogma der Macht war. Man hat dieses Dogma gestürzt und — — ein anderes an seine Stelle gesetzt:

das Dogma des Geldes. Und betrachten wir unsere Gesellschaft parteilos, so finden wir in ihr so ziemlich alle Laster des „ancien régime“ wieder herrschend, aber ohne ihren zügelnden Beisatz von Idealismus und Heroismus. An die Stelle der „Pergamente des Adels“ sind „Gesetze“ getreten, welche dem Gelde fast größere Vorrechte einräumen, als sie die Geburt besessen hat. Der „Zufall der Geburt,“ — der doch die Ehre des Namens zu wahren die moralische Pflicht hatte, ist dem Zufall des Geldes gewichen, und das Finanzjunkerthum braucht sich — Dank der modernen Gesetzgebung — um keine andere Moral zu kümmern, als den Wegweiser, das Zuchthaus höchstens „mit den Aermeln zu streifen.“ Das goldene Junkerthum reißt sich nicht aus den Armen seiner Courtisanen los, um eine Schlacht bei Fontenay zu schlagen; ihm fehlt jeder Beisatz von „Noblesse,“ welche — „oblige“*). Ideale Pflichten kennt es nicht.

Wir müssen hier die Sonde schon Etwas tief in die Wunde der Zeit hineinstoßen. Das gestürzte ancien régime fand seinen lachenden Erben im abstrakten Individualismus. Dieselben Laster, aber nicht dieselben Tugenden. Der Uebermuth der Geburt machte dem Uebermuth der Habsucht Platz.

Man nenne uns in der ganzen Geschichte des ancien régime, sei es in Frankreich, England, Deutschland und wo immer, einen grand seigneur, dessen Reichthümer auch nur annähernd den Vergleich mit denen unserer modernen semitischen Finanznoblesse aushalten könnten. Diese Concentrirung des Reichthums hat zu keiner Zeit so grassirt als in unsern Tagen.

Und darum der Sturz von „Thron und Altar?“ Darum die „Proklamation der Menschenrechte,“ die denn doch Nichts geworden ist, als eine alberne, abstrakte Phrase? — Waschlappige Seelen entsetzen sich noch heute, daß die Junker des vorigen Jahrhunderts den Bauern die Felder schädigten, wenn sie auf der Jagd nach Hasen waren. Aber auf der „Jagd nach dem Glück“ sieht man das moderne Finanzjunkerthum die Existenz von Millionen zerstören durch den Schwindel und die Agiotage, und in „Provisionen“ bei Staatsanleihen indirekt ein tolleres Spiel treiben, als es je ein „fermier général“ in Frankreich direkt getrieben hat und — — findet das ganz in der Ordnung! —

*) „Noblesse oblige,“ (der Adel hat Pflichten) war der Wahlspruch der Montmorency in Frankreich.

Wir dürfen es alſo ausſprechen: das praktiſche Reſultat der Revolution iſt der individuelle Wucher geweſen, die ſchmutzigſte individuelle Habſucht, die nicht einmal durch eine Doſis „Romantik" abgeſchwächt wird. Ote-toi de là, que je m'y mette. (Stehe auf, daß ich mich hinſetze.)

Dieſe revolutionaire Prämiſſe einmal feſtgeſtellt, war es ganz natürlich, daß ſich ihrer mit allen Konſequenzen das Schachervolk par exellence, das Judenthum, bemächtigte; die Geſellſchaft war ja eine Waare geworden! Robespierre hatte gut köpfen, der „weiße Schrecken" hatte gut Repreſſalien gebrauchen; die Prämiſſe war einmal feſtgeſtellt, und der abſtrakte Individualismus machte den Lauf durch die Welt. Er allein war es, der aus den furchtbaren Kämpfen und Krämpfen jener Zeit ſiegreich hervorging. Er hatte ſich ja mit den **Phraſen** der Freiheit gemäſtet und der dumme Pöbel jubelt noch heute in den goldenen Ketten, die ihm die Lebensluft zuſammenſchnüren, und der „Bildungsphiliſter" beugt ſich vor **der** „Freiheit," die ihn mit Füßen tritt.

Die Erklärung der Menſchenrechte in Frankreich brachte es mit ſich, daß die franzöſiſchen Juden emancipirt wurden. Das Wagniß war nicht groß, denn es lebten in Frankreich nur ſehr wenig Juden, und die Emancipation dieſer wenigen war zugleich ein ſtaatskluger Akt nach Außen hin, denn er eroberte die Sympathien von ganz Iſrael für die franzöſiſche Staatsumwälzung. Dieſe Gallomanie der Juden hat, wie Jeder weiß, in Deutſchland ſo lange gedauert, bis dieſe auch bei uns die politiſche und bürgerliche Gleichſtellung erhalten hatten. Als Napoleon I. ſeinen Einzug in Frankfurt a. M. hielt, umſprangen ihn die dortigen Juden jauchzend. Er brachte ihnen ja die Emancipation, und Iſraels Jubel war berechtigt. Grollende deutſche Patrioten ſpannten zwar Bindfäden über die Straßen aus und machten die Juden ſtolpern, wenn ſie ihr Vive l'empereur! ſchrieen, aber ſie vergaßen dabei, daß das auserwählte Volk ſehr wenig Intereſſe haben konnte, ſich als Deutſche zu fühlen. Der „Fremdling unter den Völkern" denkt ubi bene ibi patria, er iſt nicht dazu auf der Welt, um mit andern Völkern zu leiden. Die Geſchäftsbilanz diktirt ſeinen Patriotismus.

In unſrer „aufgeklärten" Zeit hüpft man nur zu gern über die Geſchichte hinweg. Wo man ſie nicht fälſchen kann, ſchweigt man ihre bedeutungsvollen Epiſoden todt. Schon Lamartine in ſeiner „Histoire des Girondins" nannte die berliner Judenſchaft „une colonie des Juifs enrichis par la guerre." In den Zeiten der tiefſten Er-

niedrigung unſeres Vaterlandes, 1808, charakteriſirte ſie das „Intelligenzblatt“ zu der Zeitſchrift „Neue Feuerbrände“ (Nr. 28, Jahrgang 1808) wie folgt:

„Wer nicht klagt, ſind die Juden mit und ohne Bart, denn ſie befinden ſich in der allgemeinen Noth ſehr wohl. Es ſind die Diebe bei der Feuersbrunſt. Die Regierung hätte für ſie nichts Vernünftigeres thun können, als der Münze nur 25% wahren, den Treſorſcheinen aber gar keinen Werth zu geben, denn ſie ſind es, welche das, was ſich daraus machen läßt, in ihre Taſchen ſtecken. An ſie denkt die Regierung nicht, auf den unzähligen Wechſelläden in Berlin ruht keine Abgabe. Es fällt Niemand ein, dieſen Blutegeln ihre Beute zu beſtimmen.“

Man muß hier unwillkürlich an das ſemitiſche Geſchrei denken, welches ſich im Jahre 1879 gegen die projektirte Börſenſteuer erhebt.

Pertz berichtet in ſeinem „Leben Stein's“ (Thl. II. S. 284):

„Aber die Mißbräuche bei allen Behörden gingen, wo es Juden betraf, ſo weit, daß Befehle und Verordnungen beinahe gar nicht mehr wirkten, ſie erlaubten ſich Alles, ſobald Juden mittelbar oder unmittelbar dabei im Spiele waren. Der jüdiſche Einfluß erſtreckte ſich äußerſt weit, die Juden wurden daher immer frecher und verwegener und berühmten ſich, einen Kriegs- und Steuerrath beſtochen zu haben.“ Blos in dem kleinen preußiſch gebliebenen Netzediſtrikt hatten ſich 1700 Juden eingeſchlichen, die aus Mangel an Erwerb zu Räuberbanden werden mußten. Auch der Einfluß auf die geſammten Unterbehörden erklärt ſich leicht, wenn man aus den „Neuen Feuerbränden“ (Heft 6 vom Jahre 1807) vernimmt, daß faſt alle königlichen Officianten in läſtige Geldverbindungen mit dem auserwählten Volke verwickelt waren, und die Hälfte der Gehälter der Civilbeamten jährlich gleich nach der Zahlung von den Empfängern an die Juden abgegeben wurde; ſo blieb unter dieſen Umſtänden dem Gläubiger Nichts durch ſeinen Schuldner verſchwiegen, was in der Staatsverwaltung vor ſich ging. Der Jude erfuhr jede Staatsoperation weit früher, als das übrige Publikum, und konnte zu ſeinem Vortheil ſeine Maßregeln treffen. Dem Juden wurden zuerſt die Lieferungen zugewandt, die wichtigſten Entrepriſen waren in der Juden Hände. Die Entſcheidungen der Gerichtshöfe erfuhr der Jude vor Veröffentlichung des Urtheils. Nicht viel beſſer ſchien es, nach einem Ausſpruche des Miniſters v. Stein, mit den höheren Staatsbeamten in der Reſidenz beſtellt geweſen zu ſein. Nach Entdeckung der groben Mißbräuche bei der Bank und Seehandlung, welche durch die Begünſtigungen der jüdiſchen Bankiers entſtanden waren,

äußerte der Minister von Stein über diese (Pertz I. S. 321), daß „ihre List, Beharrlichkeit, Zusammenhang und Mangel an Ehrgefühl, wenn nur ihre Habsucht befriedigt wird, in jedem Staate verderblich ist und besonders nachtheilig auf den Beamtenstand wirkt."

Daß es auch in Preußen einst Hofjüdinnen gab, scheint wenig bekannt zu sein. Unter Friedrich I., welcher eine besondere Liebhaberei für Diamanten hatte, genoß die Hofjüdin Liebmann aus Halberstadt ein so unbedingtes Vertrauen, daß sie zu jeder Zeit unangemeldet in des Königs Gemach treten durfte. Nichtsdestoweniger hatte die Jüdin dasselbe auf das Unverschämteste gemißbraucht, weswegen sie nach des Königs Tode vom Hofe und aus der Stadt verwiesen wurde, nachdem ihr ein Theil ihres ungerechten Gewinnes wieder abgenommen worden war." (Faßmann, „Das Leben Friedrich Wilhelm's I." Thl. I, S. 42.)

Seit die Judenfrage wieder auf der Tagesordnung steht, giebt man sich Mühe, an der Hand der Geschichtsforschungen den socialpolitischen Charakter Israels nachzuweisen. Die Juden geben sich im 19. Jahrhundert vergebene Mühe, uns des Glaubenshasses, der religiösen Intoleranz zu beschuldigen. Ein solcher wäre selbst in frühern, finstern Zeiten nicht zum Ausbruch gekommen, wenn die socialpolitisch gequälten Völker des Abendlandes in ihrer Noth und — Dummheit nicht zu diesem Auskunftsmittel gegriffen hätten, um sich ihrer morgenländischen Peiniger zu entledigen. Die Juden handeln übrigens **sehr unpolitisch**, wenn sie den Glaubenshaßteufel fortwährend „an die Wand malen" und ihn der rohen Menge gewissermaßen aufoctroyiren. Der jüdische „Achilles" sollte seine „Ferse" nicht so bloß stellen. Wir aber in unserer Zeit prüfen die Geschichte und die Epochen, welche den Judenverfolgungen vorangingen und beweisen dadurch nur das ewige Naturgesetz, daß Druck Gegendruck erzeugt.

Die „christlich-socialen Blätter" (Rellingen, Redakteur A. Bongartz) bringen in dieser Hinsicht sehr beherzigenswerthe historische Studien, die auch in protestantischen Kreisen die größtmöglichste Verbreitung verdienen.

(S. 693, Jahrg. 1879) heißt es daselbst in einem geistvollen Essai „Hof- und Münzjuden":

„Auch in Spanien, wo ungefähr ein jeder neunte Mensch ein Jude, und sein Geschäft Handel war, und die Genossenschaft, durch die, ihnen als Juden allein mögliche Monopolisirung desselben in den Stand

geſetzt wurde, die ganze Geldmaſſe des Reiches an ſich zu ziehen, finden wir ſie als die Finanziers der Könige und des reichen und mächtigen Adels, die Rathgeber, Factors, Helfer der Großen, und ihre Retter in ſelbſtverſchuldeten Verlegenheiten. Schon im Jahre 1367 ſtellten die Stände von Burgos dem Könige vor, daß die Uebel, von denen das Land bei den bürgerlichen Unruhen heimgeſucht wurde, durch die Rathſchläge der Juden entſtänden und baten, daß in Zukunft alle jüdiſchen Beamten möchten entfernt werden. Doch hatten dieſe und ähnliche Vorſtellungen keinen Erfolg. Die Verwaltung der königlichen Einkünfte war ganz in ihren Händen; oft wurden ſie bei den ſchreiendſten Unterſchleifen ertappt. Sie erhielten trotzdem allerlei Vorrechte und Belohnungen."

„Wir übergehen flüchtig die Hofjuden ſpäterer Zeit, noch unter Heinrich III., welcher einen Juden als ſeinen Brautwerber zum Könige von Portugal ſandte, der ſich hier freilich nur eine abſchlägige Antwort holte; ferner die Leibärzte R. Don Mair*) Alguades und noch einen anderen R. Mair, von welchem Letzteren Jedermann glaubte, daß er ſeinen 28jährigen königlichen Herrn vergiftet habe, und den dritten, Don Moſes Zarzal. Minder vorſichtig in der Form dagegen war der Leibarzt Königs Alphons XI., der, den nationalen Zug auch äußerlich nicht verleugnend, zugleich nebenbei noch die gewinnbringende Stellung eines Zollpächters und Münzdirektors ſich zu verſchaffen gewußt hatte."

„Unter den Juden, bemerkt der Jude Lugath, gab es damals weiſe Staatsmänner, unter denen ſich vorzüglich Abravanello auszeichnete. Worin beſtand indeß die in den Augen der jüdiſchen Nation ausgezeichnete Staatsweisheit, und welche Wirkung hatte ſie auf die Spanier? Die Erpreſſungen und Plackereien nämlich, welche ſie ſich gegen die Eingeborenen des Landes erlaubten, erregten einen allgemeinen Unwillen. Viele Einwohner mußten ihre Heimath verlaſſen. Laut und herzzerreißend waren die Klagen, welche von allen Seiten ertönten. Den Gipfel ihrer Macht und ihres Einfluſſes erreichten ſie unter dem Sohne Alphonſo's, Pedro dem Grauſamen. Bei dieſem Könige erſchlich der Zuhalter ſeiner Buhlerin Maria de Padilla, der Jude Samuel Levy, den Rang eines Schatzmeiſters, vertrauten Miniſters

*) Auch bei den ſpaniſchen Juden begegnet uns der Name Mair, Meir, welcher durchaus in keiner Verbindung mit dem Deutſchen aus dem Lateiniſchen von Major ſtammenden Mayer, Meier, ſteht. Der Judenname Meier iſt ein Hebräiſcher — Meïr — und bedeutet: „Der Erleuchter".

und Alles vermögenden Günstlings. Gleichzeitig ward der Jude Abraham Aben Zarzal, Vater des Ebengenannten, des Königs Leibarzt."

„Die sich besser als die Spanier dünkenden Juden fingen, nach dem Zeugnisse spanischer Schriftsteller, zuerst an, ihrem Namen den Titel „Don" vorzusetzen, und ihr Beispiel steckte endlich selbst die Eingeborenen an, so daß sogar Bauern und Hirten sich diese, eigentlich nur den höheren Gesellschaftsklassen zukommende, Ehrenbenennung anmaßten. Wenn man des Dr. M. Kayserling „Sephardim, Romanische Poesien der Juden in Spanien" (Leipzig 1859) Schilderungen liest von dem prahlerischen Luxus der Juden ganz im Allgemeinen, also auch der gewöhnlichen Schacherjuden — eine Gliederung der Stände kennt diese Nation von Händlern ja nicht — namentlich im Vergleich zu den entsprechenden Berufsschichten bei den Spaniern und Mauren, welchen die mit körperlichen Anstrengungen verknüpften Arbeiten überlassen wurden*), so kann man sich vorstellen, in welcher süffisanten und herausfordernden Art erst der Jude Joseph, Königlicher Zolladministrator, auftrat. Söhne spanischer Granden waren seine Domestiken; sein Aufwand der eines Königs. Bei seinem Ausgehen folgtem ihm 50 Livreebedienten. Selbst nach seinem Tode mußte die ganze Armee seinen Leichnam nach Cordova begleiten (Siehe Holberg's „Jüdische Geschichte," S. 628).

Man ersieht aus obigen Anführungen, daß die Juden zu allen Zeiten sich einer ganz besonderen Protektion zu erfreuen hatten, und daß

*) Interessant ist, was der für das Interesse seines Volkes eifrige Jude Dr. Kayserling über den gesellschaftlichen Verkehr der mit Privilegien begünstigten Judenschaften des 14. Jahrhunderts auf S. 14 und 15 genannten Werkes sagt: „Ihr Luxus, und was gewöhnlich in seinem Gefolge ist, der Hochmuth, kannten keine Grenzen. Sie kleideten sich in Sammet und Seide gegen den hohen Befehl, „„ihre Frauen gingen wie die Maulesel der Päpste,"" und durch den Glanz der goldenen Ketten, durch das Funkeln der ihren Busen bedeckenden Diamanten machten sie sich schon von fern bemerkbar; ihre Kinder wurden gleich Fürstenkinder im Fechten und Reiten unterrichtet, wiewohl vom Militärdienste sie als Juden ausgeschlossen blieben. Nicht dachten sie mehr, daß an den Strömen Babels ihre Harfen sie gelassen hatten; Musik und Tanz hörten in ihren von Luxus und Pracht strotzenden Häusern und fürstlichen Wohnungen nicht auf. Daß auch jüdische Sänger und Sängerinnen sich vernehmen ließen, erzählt uns der größte Dichter seiner Zeit, der Exprieſter von Hita. Nirgends fehlte der Jude, allenthalben war er der erste, am Hofe der erste, in der Handelswelt und auf dem Markte der erste, an den öffentlichen Plätzen der erste; wo Vergnügen und Lust sich fand, war sicher auch der Jude zu finden." Von diesen Tagen aber an bis zu ihrer gänzlichen Vertreibung, etwa hundert Jahre, sind eine lange oder auch eine kurze Zeit.

sie zu allen Zeiten diese Protektion in frechster, unverschämtester Weise **mißbrauchten** und die Völker zur Empörung trieben. Und wir fragen: welche andere Fahne konnten denn die gequälten Völker in „finstern Zeiten" aufpflanzen, als die Fahne des Glaubens und Aberglaubens? Israels Spekulation mit den schlechten Leidenschaften der Großen ließ in der That in jenen „finstern Zeiten" nur den religiösen Gegensatz als „Parole" der Empörung aufkommen. Heute zucken wir über den starren Satzungsjuden lächelnd die Achseln; denn mit dem, was er seine „Religion" nennt, wird er unter uns keine Propaganda machen. Heute gilt der geistige Kampf wesentlich dem socialpolitischen „Reformjudenthum," das mit uns die schnödeste, gesellschaftliche Maskerade aufführt und als Freiheitsharlequin agirt, um unter dieser Maske uns zu knechten auf allen Gebieten des Lebens.

Die Geschichte zeigt uns, daß der Jude kein Talent zum Patriotismus besitzt. Mit dem „Vaterlande" genießen, das „Vaterland" ausbeuten kann er meisterlich. Mit dem Vaterlande **leiden** versteht er nicht. Der **Vortheil** diktirt seine Gesinnung. Er „schlägt sich zu unsern Feinden" wenn es sein Vortheil erheischt.

Wir wollen ihn dieser „Eigenart" wegen nicht einmal verdammen! Er war, ist und wird stets sein ein Fremdling unter den Völkern. Sein Naturell bricht stets hervor, sobald eine Zeit der Krisis in der Geschichte eintritt. Da zeigt er sich als der Besondere und nimmt für die Ausnahme die Regel in Anspruch. Er kann unmöglich, wenn er einen Blick in das Buch der Geschichte wirft, behaupten, der „Druck" habe ihn zu dem gemacht, was er ist, denn der Glanz- und Machtepochen seines Daseins sind viele gewesen, und sie herrscht auch in unsern Tagen wieder. Sie herrscht frecher, als je zuvor. Denn zu keiner früheren Zeit hat es der Jude gewagt, in **christlich-kirchliche** Angelegenheiten seine Nase und Mund wortführend zu stecken, wie er es heute thut!! Er hatte sich begnügt, das Reale an sich zu reißen. Das **Ideale** in jüdische Pacht zu nehmen, das war dem 19. Jahrhundert vorbehalten!! — — — Mit welchem **Recht**, Herr R. Davidsohn vom „Berliner Börsen-Courier" und Sie, mein Herr Gelehrter vom „Tageblatt," dürfen Sie sich — **unterstehen**, sich in **christlich-kirchliche** Streitigkeiten zu mischen? — Lassen Sie **unsere** Confessionen in Frieden, wie wir uns nicht um Ihre Confession bekümmern! Sie bringen es sonst doch noch fertig, die Menge zum „Glaubens"-Vertheidigungskampf gegen die jüdische **Vormundschaft** zu treiben, und das wäre ebenso entsetzlich, wie — geschmacklos!

II.

Was können wir Christen und Deutsche aber thun?

Wenn z. B. der Fall einträte, daß eine plötzliche Einwanderung von einigen Hunderttausend Chinesen oder Türken in Deutschland erfolgte — und unmöglich ist bei den heutigen Kommunikationsmitteln nur weniges — so würden ganz „zweifelsohne" Politik und Wissenschaft „umkehren," resp. konsequenter sein, als sie bisher in ihrer abstrakten Laufbahn waren. Wir würden das Wesen, die Eigenart solcher hereinfluthenden Völker „wissenschaftlich" prüfen und uns mit ihren „Eigenthümlichkeiten" nicht sofort auf den Fuß vollständiger Gleichheit stellen. Wir würden uns die mit dem „Auserwählten Volk" gemachten Erfahrungen zu Nutze machen und die gedachten braven Leute als eine Kolonie betrachten, der wir Hospitalität gewährten, mit welcher wir uns aber auf den Standpunkt der Verträge zu stellen hätten. Rechnen wir zu der asiatischen Einwanderung noch eine solche der aethiopischen Race hinzu, so würden schon die religiösen Feiertage eine bedenkliche Störung der Gesellschaft hervorrufen. Wir Christen feiern den Sonntag, die Juden den Sonnabend, die Muhamedaner den Freitag und manchen Negervölkern ist der Donnerstag ein Feiertag, von den andern Eigenthümlichkeiten ganz zu schweigen. Wir sind überzeugt, selbst ein so berühmter Gelehrter und Naturforscher, wie Virchow, würde der gedachten Einwanderung einen modus vivendi zudiktiren, wie er auf den Gesetzestafeln der „Fortschrittspartei" bis dato nicht verzeichnet ist. Im Prinzip wären wir also wissenschaftlich einig. Unsere Ansichten gehen nur im Bezug auf den jüdischen Semitismus wissenschaftlich auseinander, indem uns der semitische Typus unausrottbar und der Gesellschaft nicht heilbringend erscheint. Wir haben daher mit der Fortschrittspartei wissenschaftlich nur über die Resultate des Semitismus in der abendländischen Gesellschaft zu streiten und finden Koryphäen, wie Virchow u. A. diese Resultate vortrefflich, — die Wissenschaft soll es ja nicht mit Abstraktionen zu thun haben, — so sind wir entgegengesetzter Ansicht, denn wir können dem Semitismus nur einen parasitischen Charakter vindiciren. Das Wohl der Gesellschaft besteht nicht darin, daß die Zahl der semitischen Millionaire und Milliardaire sich vermehrt, sondern in dem materiellen und geistigen Wohlergehen der Mehrzahl der Staatsbürger.

Es liegen nun folgende „wissenschaftliche" Thatsachen vor.

Der Semitismus ist ein uns überkommenes, fremdes Volkselement, welches innerhalb unserer Gesellschaft ebb't und fluthet und in Ebbe

und Fluth ſeine Spezialität zu unſerm Nachtheil ſtets zu bewahren wußte.

Der Semitismus hat eine nicht zu beſiegende Scheu vor der Rückkehr nach Kanaan.

Es bleibt uns daher Nichts übrig, als die Geſellſchaft und ihre terra firma — figürlich geſprochen — durch Errichtung von „Deichen" gegen das ſemitiſche Hochwaſſer zu ſchützen. Denn die barbariſchen Mittel muß der gebildete Menſch entſchieden perhorresciren.

Wir müſſen uns an den Gedanken gewöhnen, daß wir den Juden ihr „Kanaan," ihren „Staat" in unſerm Staate einrichten helfen, um mit dem Judenſtaat innerhalb des gegebenen Rahmens neben einander in Frieden leben zu können. Richten wir dieſen Judenſtaat ſtreng nach moſaiſchen Auffaſſungen ein, ſo können die Kinder Iſraels ſich nicht beklagen, wenn wir ihre Exceptionellität zur Wahrheit machen. Der Judenſtaat wird dann gleichſam eine „Enklave" im germaniſchen Staat. Wir brauchen dabei durchaus nicht ſo rigorös zu verfahren, wie Moſes, der aus Iſrael ein Ghetto machte.

Das jüdiſche Volk unter uns iſt zahlreich genug, um durch den ausſchließlichen Verkehr unter Seinesgleichen beſtehen zu können.

An dieſem Verkehr, an dieſer ſeiner normalen Lebensbedingung ſoll es nicht gehindert werden.

Heilt man die große Judenkrankheit auch nicht mit „Roſenöl und Moſchus," ſo braucht ſie darum noch lange nicht mit „Blut und Eiſen" geheilt zu werden. Ein wenig Konſequenz aus den ſelbſtſemitiſchen Prämiſſen thut es auch, und man braucht kein Haar auf einem ſemitiſchen Schädel oder in einem ſemitiſchen Barte zu krümmen.

Gehen wir in dieſer Betrachtung leidenſchaftslos weiter und entwickeln wir unſere poſitiven, praktiſchen Anſichten, welche — ausdrücklich ſei es hier geſagt — keinen Anſpruch auf Unfehlbarkeit machen, ſondern lediglich das Recht der freien Meinungsäußerung in Anſpruch nehmen. —

Was uns vor Allem, und als unabweisbare Einleitung Noth thut, iſt — **eine genaue Statiſtik** unſerer Bevölkerung. Und da — zufälligerweiſe — die „Confeſſion" hier eine Rolle ſpielt zur Beurtheilung der Racen und „Eigenarten," ſo iſt es nur ſtreng „wiſſenſchaftlich," wenn die Confeſſion der Staatsangehörigen nicht länger ein Staatsgeheimniß bleibt. Es kann zudem für einen ehrlichen Menſchen doch keine Schande ſein, wenn in den Adreßbüchern an ehrlichen Namen

eine Bezeichnung des Glaubens zu finden ist, dem er angehört, und wenn die Adreßbücher oder die statistischen Jahrbücher genau und regelmäßig Register führen über den numerischen Stand der verschiedenen Stammesarten der Bevölkerung.

Es ist in Wahrheit seltsam und befremdend: wir können auf den statistischen Büreaus zu jeder Zeit erfahren und ganz genau erfahren, wie viele Pferde, Hunde, wie viele Katholiken und Protestanten im Staate leben, aber wir würden umsonst eine Prämie aussetzen zur genauen, „wissenschaftlichen", statistischen Feststellung des Judenthums.

Beispielsweise ersuchen wir hier einen „Gelehrten" **nur** um eine Statistik der Berliner Journalisten, inclusive Reporter, und zwar nach der „Confession" geordnet, sowie: ob getauft oder ungetauft, ob der Autorname ein Anagramm, oder der wahre Name ist. Selbst innerhalb dieses beschränkten Rahmens entschlüpft uns die semitische Statistik.

Wir sollten denken, selbst ganz abgesehen von der Judenfrage, dürfte der Staat die wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit der Statistik zeigen und die Wissenschaft der Statistik nicht zu einem Spielwerk Israels machen. Ein „confessionell" (wir sagen ein Racen-) statistisches Werk zu schreiben ist für den größten Ausbund von Gelehrsamkeit heute ein Ding der Unmöglichkeit! Und somit ist der Zukunft auch die Möglichkeit einer „wissenschaftlich" genauen Kulturgeschichte unserer Tage abgeschnitten. Die semitische Statistik ist auf dem besten Wege, eine Hypothese zu werden!

Streng genommen ist die Judenfrage überhaupt sachlich und ohne zu persönlichen Invektiven sich hinreißen zu lassen, erst zu diskutiren, wenn das ganze Publikum die numerische Stärke des semitischen Volksstammes kennt. Es fallen dann alle absichtlichen und unabsichtlichen Irrthümer aus der Diskussion weg.

Oder — und bei dieser Frage werden wir bei keinem ehrlichen „Fortschrittsmann" auf eine Verneinung stoßen — hat es denn gar keinen „wissenschaftlich"-statistischen und kulturgeschichtlichen Werth, wenn das Publikum und die Wissenschaft tabellarisch Kenntniß erhalten, wie groß die Zahl z. B. der jüdischen Bankiers, Kaufleute, Advokaten, Aerzte, Journalisten, Künstler, Beamten u. s. w. u. s. w. ist? Ist die Registrirung der Vermehrungsfähigkeit im Hinblick auf den Volkstypus so ganz und gar bedeutungslos? Und dürfen wir Abstand von einer solchen Statistik nehmen, weil das Prädikat des semitischen Volkes „Jude" lautet? Selbst vom rein akademischen Standpunkt aus erscheint

uns die Ausfüllung dieſer Lücke in der Statiſtik geboten. Beiſpielsweiſe finden wir im Adreßbuch der Stadt Leipzig in der Berufsabtheilung als „Privatgelehrte“ die Namen der Publiciſten aufgeführt. Im Adreßbuch der Stadt Berlin fehlt dies Verfahren. Der Publiciſt verſchwimmt hier im großen Volksſtrom. Warum grade dieſer? — Wir haben darüber unſere Vermuthungen. — — Nur 2 Büreaus für „Vermittelung literariſcher Geſchäfte“ mit ausgeprägt ſemitiſch klingenden Firmen ſind im Berliner Adreßbuch der Literatur gewidmet, in der „Hauptſtadt der Intelligenz.“ Sollte einer oder der andere unſerer Herren Collegen im Stande ſein, uns eine **genaue Statiſtik nur des journaliſtiſchen Perſonals der berliner Tagespreſſe zu verſchaffen, er würde uns zu großem Danke verpflichten.** Das Judenthum läugnet es ja beharrlich, unverhältnißmäßig ſtark in der Journaliſtik vertreten zu ſein, und wir laſſen uns gern eines Andern belehren. —

Iſt nun die Statiſtik des Semitismus in der Bevölkerung feſtgeſtellt, dann kann die Formulirung unſerer Vorſchläge einer unbefangenen Diskuſſion anheimfallen.

Dieſe Vorſchläge gipfeln in dem Satze:

Das Judenthum auf den Stand einer Kolonie im Staate zu bringen und mit dieſem Staat im Staate einen Geſellſchaftsvertrag abzuſchließen, welcher den Semitismus auf ſich ſelbſt verweiſt, und ſeinem zügelloſen Uebergreifen in die chriſtlich-germaniſche Geſellſchaft eine Schranke aufrichtet.

Das jüdiſche Volk iſt, wie bereits erwähnt, zahlreich genug, um in ſich und durch ſich ſelbſt beſtehen zu können und wird ihm eine ſolche Situation geſchaffen, ſo tritt wahrſcheinlich auch der Fall ein, daß die uralte Krankheit des Schachers ſich vermindert und der Semit ſich Lebensberufen zuwendet, die er jetzt den Deutſchen überläßt.

In unſerm nächſten Heft werden wir die Hauptbeſtimmungen des Geſellſchaftsvertrags mit dem Judenthum des Nähern unſern Leſern unterbreiten.

Statiſtiſches aus der Schweiz.

Wir geben hier die Volkszählungen der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft von 1860 und 1870.

Zählung von	Proteſtanten	Katholiken	Sektirer	Iſraeliten
1860	1,476,982	1,023,430	5,866	4,216
1870	1,566,001	1,084,665	11,420	7,009
Zunahme	89,019	61,235	5,554	2,793

Dieſe Ziffern ſind ſehr lehrreich. Hat ſich die Zahl der Sektirer abendländiſcher oder chriſtlicher Religion nahezu in 10 Jahren verdoppelt, ſo hat das ſemitiſche Volkselement, die jüdiſche „Eigenart," in demſelben Zeitraum eine Zunahme von nahezu 50 pCt. erhalten.

Im ganzen Frankreich leben nur ca. 45,000 Juden, in der kleinen Schweiz 7000. Im Verhältniß zur Bevölkerungszahl beider Länder ſollten auf die Schweiz höchſtens 1100 Juden kommen. Mit Ausnahme der romaniſchen Kantone Genf und Neufchatel und Waad, wo die Zahl der Juden ca. 2250 beträgt, wovon allein auf die Stadt Genf ca. 900 kommen, iſt die deutſche Schweiz mit Juden geſegnet. (Beiſpielsweiſe die Stadt Baſel auf 46,000 Einw. mit 516 Juden.) Das germaniſche Element zeigt ſich auch in der Schweiz widerſtandsloſer gegen das jüdiſch-ſemitiſche. Intereſſant iſt die Scheu Iſraels vor Hoch-Gebirgsregionen, wo die Körperarbeit unvermeidlich iſt. So finden wir in Graubündten, deſſen große Mehrzahl der Einwohner doch Proteſtanten ſind (Geſammtzahl der Einwohner: 91,730. Proteſtanten 51,841. Katholiken 39,889) nur **17 Juden.** Dagegen im Kanton Baſelland (Einwohner: Proteſt. 43,523. Kathol. 10,245. Zuſammen: 53,768) **131 Juden.** Im Kant. Wallis auf 96,000 Einwohner nur **4 Juden**. Wo es Nichts zu ſchachern giebt, hält ſich Iſrael fern. Das zeigt die Statiſtik. Es nomadiſirt, von den Centren ausgehend, nur ſchachernd im Lande. Die Seßhaftigkeit der Juden aber ſcheut in der Schweiz die Stellen der körperlichen Arbeit, gerade wie in Frankreich und Deutſchland. In dem Gebirgslande kommt auf 380 Schweizer erſt 1 Jude, während in Deutſchland auf ca. je 80 Menſchen ein Jude kommt. Aber trotzdem daß die Schweiz und die Schweizer weniger ausgiebige Objekte für Iſrael ſind, hat die Zahl der Semiten von 1860—1870 um ca. 50 pCt. zugenommen.

In der That, es ſteckt in dieſem jüdiſch-ſemitiſchen Volke eine Expanſivkraft, die man bewundern müßte, wenn ſie nur nicht ſo traurige Folgen für uns Andern mit ſich brächte. Der praktiſche Schweizer iſt heute dem Juden noch gewachſen. Ob er es nach 25 Jahren noch ſein wird, iſt die Frage. Es können ja auch die Alpen hypothecirt werden, wenn das „goldene Kalb" erſt die andern Länder abgegraſt hat. Empfunden wird die orientaliſche Nachbarſchaft in den Städten der Schweiz bereits heute ſehr mächtig. —

Aber alles Eifern dagegen hilft wenig. Wir müſſen ſelbſt eine innere ſocialpolitiſche Umkehr vollziehen und Staat und Geſellſchaft ſo einrichten, daß beide die jüdiſch-ſemitiſche Eigenart nicht mehr reizen können. Iſrael wird uns dann in Frieden Lebewohl ſagen und wir können ihm eben ſo friedlich glückliche Reiſe wünſchen.*)

Literariſches und Artiſtiſches.

Der deutſche Büchermarkt hat in der Letztzeit eine ſtattliche Anzahl von Schriften pro und contra Iſrael aufzuweiſen gehabt, welche ſämmtlich eine agitatoriſche Färbung trugen. Die Gelehrten, ſonſt der Agitation theoretiſch vorangehend, ſind diesmal die Nachzügler geworden, aber ſie ſind uns darum nicht minder willkommen und wir nehmen gern Vormerkung von einer „Kulturgeſchichte des Judenthums von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart" von Herrn Profeſſor Dr. Otto Henne-Am Rhyn, welche in Lieferungen im Verlage von Rudolph Coſtenoble in Bern erſcheint. Freilich denkt die ſemitiſche Kritik auch hierin anders als wir. Aus dem Henneſchen Werk praſſelt kein polemiſcher Ton. Es iſt wiſſenſchaftlich gehalten; da es aber populair geſchrieben iſt, ſo muß es in den druckpapiernen Zelten Iſraels, wenigſtens in deſſen Tagespreſſe, todtgeſchwiegen werden. Auf ſemitiſchem Standpunkt ganz ſchlau. Unſere ſo viel Spektakel machenden jüdiſchen Herren Collegen auf die Menſur zu bringen, fällt ſchon entſetzlich ſchwer, wenn man ſelber Spektakel macht. Wie ſollten ſie vollends ernſten wiſſenſchaftlichen Arbeiten die Beachtung des Publikums zuwenden, Werken, welche langſamer aber ſicherer wirken als die Broſchürenliteratur

*) Wenn 1860 die Bevölkerung der Schweiz ca. 2,500,000 Seelen betrug, darunter ca. 4216 Juden, ſo hätte ſie 1870 bei verhältnißmäßiger Zunahmekraft auf 2,666,000 Seelen — nur 4228 Juden zählen müſſen. Statt deſſen zeigt die Zunahmekraft der jüdiſchen „Eigenart" eine Ziffer von 2793 auf.

und nicht nur anregen, ſondern aufklären. Herr Dr. Henne muß ſich alſo darauf gefaßt machen, daß ſein Werk die Zahl der Leidensgefährten vorläufig vermehrt. „Das Schweigen iſt ja der Gott der Glücklichen.“ Beati possidentes, und Iſrael hat das Heft der Kritik ja noch in Händen. „Zookomiſch“ aber wahr.

Dieſes eben ausgeſprochene Fremdwort bildet den Titel einer in demſelben Verlage erſchienenen drolligen Humoreske. „Zookomiſches“ heißt das Büchlein in lieblichen Reimen und mit 96 Federzeichnungen von Reinhold Wrege. Es ſchildert den „Elephanten auf Kunſtreiſen,“ „Mylord im Bärengraben,“ den Beſuch im Aquarium (von Ziegen!) u. ſ. w. u. ſ. w. — Ein richtiges Bilderbuch für den Weihnachtstiſch großer und kleiner Kinder ohne irgend welches politiſches Tendenzbärengebrumme, und ſolche Humoresken ſind in unſerer Sturm- und Drangperiode ebenſo erheiternd, wie — —

die dramtiſchen Schwangerſchaften Paul Lindau's.

Umſonſt wirft der kleine David in partibus infidelium, der Doktor Oskar Blumenthal die Steine ſeiner Schleuder gegen den Goliath der „Gegenwart.“ — Lindau verſteht beſſer Franzöſiſch als Blumenthal und Paul Lindau heißt in's Franzöſiſche überſetzt: „La camaraderie.“ Scribe hat Lindau ſicher ſchon ca. 40 Jahre vorhergeahnt, als er ſein berühmtes Luſtſpiel dieſes Namens ſchrieb, wenn er, Scribe, den Helden ſeines Stückes auch zu einer paſſiven Natur machte. Paul Lindau iſt aktiv, aktiv mit Hochdruck wenn er ſich in dramatiſchen intereſſanten Umſtänden befindet. Die Welt erfährt dann die kleinſten Toilettengeheimniſſe bülletinartig Tag aus Tag ein und der Bülletinſtyl iſt von einer Uniformität, daß er der Adjuſtirung eines Garderegiments Ehre machen würde. Das geht ohne Pardon zu geben ſo fort bis das Kind zur Welt gekommen iſt und der hohe Wöchner es zur Bühnentaufe gebracht hat. Im Stadium der Geburtswehen verlaſſen die Bülletins jede Discretion. Alle Intérieurs der Wochenſtube werden ausgeplaudert. Man glaubt „die goldene Hundertzehn“ mit ihrer ganzen vielſeitigen Unvermeidlichkeit zu ſehen. Keine Kaiſerin der Welt, ſelbſt im alten Byzanz nicht, hatte ſich je ſolcher Aufmerkſamkeit zu erfreuen, wie Paul le bien aimé. Aber auch keiner Kaiſerin wird ein ſo thätiges Hofmarſchallamt zu Gebote geſtanden haben, das die Bülletins ſogar bis in die noch unentdeckten Orte der Lüneburger Haide zu ſenden wußte.

— Paul Lindau ſoll, wie wir vernehmen, die Abſicht haben, ein neues Stück zu ſchreiben. — Paul Lindau hat die Ausführung dieſer Abſicht noch vertagt. — Paul Lindau hat den Entwurf ſeines neuen Stückes den Herren X. Y. Z. vorgelegt, welche entzückt von der Idee ſind. — Der Dichter hat ſeine Arbeit abermals vertagt. —

So ungefähr lauten die Inhalts-Regiſter der Einleitung. Der Bülletinismus erwärmt ſich. Schon tauchen Drathmeldungen auf. — Bereits werden über das Befinden des Embryo Bülletins ausgegeben. Der Foetus wird

gar zum Geſtenmachen gezwungen. Das arme Kind hat im Vaterleibe keinen Augenblick Ruhe!!

Du machſt ihm wahrlich viel Beſchwerden,
Der Muſe Kind, ich dacht es nie!
Das muß ein klaſſiſch Kindlein werden,
Allons enfants de la patrie!
Die Bülletins jetzt ſcharf geladen,
Der Vorhang ſteigt, der Vorhang fällt; —
Die letzten Wehen, Kameraden!! — —
Und „Leah“ kommt zur Welt. —

Kleine Scherze, daß Direktor Pollini in Hamburg die „Leah“ als Eigenthum erworben und die Regiſſeure des Burgtheaters in Wien für dieſes fremde Eigenthum Operationen vorſchreiben, ſie ſind wohl nur

— Der ſcharfe Cayennepiment
Der Reklamen Mockturtleſuppe.

Das mag nun Alles ganz ſchön und gut, und vor Allem „zeitgemäß“ ſein. Aber „wozu ſo ſtarke Mittel“ bei einem Autor, der das Prädikat der Bedeutung beanſprucht und ſich ſo transparent in ſeinen intereſſanten Umſtänden zeigen läßt?

Der arme kleine David, Oskar Blumenthal, kommt bei allem guten Willen dagegen nicht auf. In der Konkurrenz hört die Gemüthlichkeit ſelbſt in Iſrael auf. David hatte Malheur mit „Unſere Abgeordneten“ und grade die Stammverwandten ſind es, welche dem todten David noch die hämiſchſten Fußtritte verſetzen. Armer David! Du mußt noch viel vom Goliath lernen. Du mußt das Federvieh dahin bringen, daß es Deine Werke lobpoſaunt, bevor ſie fertig ſind, dann müſſen die Kickerikis, dem Publikum zum Trotz, Dich loben. Der Dichter der Tragikomödie, welche die „Deutſche Reichsbank“ heißt, Ludwig Bamberger, ſagte einmal: „Die Aufgabe unſerer Zeit beſteht darin, keine Zinſen zu verlieren.“ — Der Dichter darf keine Reklame verlieren. Er muß dieſe „Coupons“ tagtäglich aus den Zeitungen ſchneiden können.

— Aber was ſagen vernünftige Leute dazu? fragſt Du, lieber Leſer! —

— Bah! was haben einzelne Tropfen im Ocean zu ſagen! —

Gegen die Freiheitsstrafen.

Ein Beitrag zur Kritik des heutigen Strafverfahrens. Von Dr. Otto Mittelstädt. (2. Auflage. Leipzig bei S. Hirzel. 1879.)

Als im Jahre 1849 in Hamburg die 1848 aus Urwahlen hervorgegangene konstituirende Versammlung, — denn auch Hamburg hatte ein solches Spielzeug neben dem deutschen Parlament, — ihr Werk auf dem Papier festgestellt hatte, rief ihr der alte Senator Lutteroth zu: „Meine Herren, ich fürchte. Ihr Werk ist eine Alpenblume!"

Hohn und Spott war die Antwort, in deren Ertheilung auch wir damals mit einstimmten. Ach! es ist ja der Fehler der meisten Verordnungen und Gesetze, daß sie von idealen Menschen für ideale Menschen gemacht werden, für gedachte Menschen, aber nicht für die rauhe Wirklichkeit und nur die leidige „Konsequenz" hält uns ab, diese traurige Wahrheit und unsere Irrthümer zu bekennen.

Auch die „sentimentale Justiz," wie sich Johannes Scherr treffend ausdrückt, war ein Produkt jener Zeit. Der berühmte — republikanische — Kulturgeschichtsschreiber erklärt z. B. sehr richtig, er sähe nicht ein, warum die Gesellschaft die Existenz eines nichtsnutzigen, der Gesellschaft verderblichen Subjektes nicht vernichten sollte. Und in Wahrheit, die Frage der Todesstrafe halten auch wir für keine Frage der Humanität, oder Nichthumanität, sondern einfach für eine sociale Kriegsfrage. Der todeswürdige Verbrecher ist ein Rebell gegen die Gesellschaft und ihre Moral. Mit Rebellen haben die freisinnigsten Staaten von jeher wenig Umstände gemacht. Und somit ist die „Todesstrafe" Nichts als ein radikales Vertilgungsmittel gegen Verbrecher, welche das Leben ihrer Mitmenschen nicht respectirt haben und daher auch keinen Respekt vor ihrem eigenen Leben verlangen können. Wir finden die Aufhebung der Todesstrafe sogar sehr unsentimental gegen das nicht mordende Publikum, das die Mörder zu Besserungsexperimenten (im Zuchthause!) noch füttern soll. Mag die Todesstrafe abschreckend oder nicht abschreckend wirken, — das scheint uns eine müssige Frage zu sein. Unkraut jätet man aus im Garten, obgleich man in einzelnen Fällen aus Unkraut auch leibliche Früchte ziehen kann. Mit dem Experimentiren an einzelnen Unkrautpflanzen schädigt man nicht die Gartenkultur. Alphonse Karr hat ganz Recht, wenn er sagt: „Mögen die Herren Mörder uns mit gutem

Beispiel vorangehen und zuerst den „Mord" abschaffen!" Ueberdies ist die Todesstrafe ein Ding, zu welchem ihre erbittertsten Gegner unter Umständen greifen. Auf Robespierre's Antrag wurde in der franz. Nationalversammlung 1789 die Todesstrafe abgeschafft und der gute Maximilian sah sich gezwungen, die Guillotine schneller arbeiten zu lassen, als sie je gearbeitet hatte, um den Staat zu erhalten! Die Todesstrafe ist also — „Staatsraison." Das Bedürfniß diktirt ihre Anwendung. Und so wird es bleiben, so lange es keine idealen Menschen giebt, wie es ideale Gesetzgeber giebt. Traurig, entsetzlich, — was Ihr wollt, — aber leider wahr! Heute geben wir die „humansten" Gesetze und siehe da — —

„Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage; —
Weh' Dir, daß Du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage."

„Aber — es kann ein Unschuldiger hingerichtet werden!" — Aber es kann ein Unschuldiger zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe verurtheilt werden, und 10—15 Jahre „trockene Guillotine" im Kerker sind schlimmer als das Fallbeil. Sie brechen Leib und Seele.

Ist jetzt in Bezug auf die Todesstrafe die öffentliche Meinung in voller Emancipation von der „sentimentalen Jurisprudenz" begriffen, so tritt nunmehr ein anerkannter Jurist, der ehemalige preußische Staatsanwalt in Altona, jetziger Hamburger Obergerichtsrath, Dr. Otto Mittelstädt in einer (oben genannten) Schrift gegen die Sentimentalität in den „Freiheitsstrafen" auf. Er reißt uns die Binde von den blinden Augen, daß, was wir längst mit Händen greifen konnten, nämlich, „daß die heutigen Freiheitsstrafen weder abschrecken, noch bessern."

Aber daß, „statt den Sittenzustand zu fördern und zu heben," „das heutige Strafsystem den bestehenden Rechtszustand nicht mehr vor der wachsenden Gefahr der Verschlechterung schützt."

Den Nagel auf den Kopf treffend, sagt M. (S. 65 ff.):

„Der thörichte Schulstreit, ob und weßhalb und in welcher Beziehung die Strafen überhaupt und die Freiheitsstrafen in's Besondere auf den Abschreckungszweck zu gründen sind, gehört der philosophischen Scholastik und dem verdorrten polizeilichen Utilitarismus des vorigen Jahrhunderts an, und kann gänzlich bei Seite bleiben. Die Strafe soll ein Uebel sein, und von Jedermann als Uebel empfunden

werden, eben weil sie Strafe ist, und nur in solchem Sinne überhaupt gedacht werden kann. Deshalb soll sie allerdings und in alle Wege, wenn man durchaus das todte Wort hören will — abschrecken, soll sie als Schmach und Pein und ernsthafte Trübsal im Rechtsgefühl, in den Vorstellungen und lebendigen Empfindungen der Menschen gemieden werden. Deshalb sollten auch die Freiheitsstrafen, soweit sie nicht zu entbehren sind, oder man sie nicht entbehren zu können glaubt, endgültig dem bisherigen Regime einer weichlich verhätschelnden, in Erziehungsversuchen spielenden, professionellen Humanität entrissen, und voll hineingestellt werden in die strenge, erbarmungslose Herrschaft der Entbehrungen, Duldungen und Schmerzen. Insbesondere vermeine ich, daß die intensivste Steigerung der Zwangsarbeit vor Allem von Nöthen ist, um wieder Zucht und Furcht und ernsthafte Buße in die Strafrechtspflege hineinzubringen.

Darnach vorzüglich, nach der schonungslosen Härte der Zwangsarbeit, sollten sich die Grade der Freiheitsstrafen abstufen, und nicht so ausschließlich nach dem arithmetischen Maßstabe von Zeitlängen. Man braucht kein Schwärmer für die Galere oder die Tretmühle zu sein, und doch ohne Verständniß bleiben für die ängstliche Scheu vor der Belastung der Sträflinge mit Bergwerks- und schweren landwirthschaftlichen Arbeiten. Grade in der heutigen Zeit mit ihren zahllosen menschenverwüstenden Produktionsformen in Fabriken, Hochöfen, Bergwerken, auf den Eisenbahnen und Dampfschiffen hat diese Empfindsamkeit zu Gunsten der Schonung unfreier Arbeit gar keinen Sinn. Vor der Gefahr eines Rückfalls in die rohe, sinnlose Grausamkeit vergangener Jahrhunderte ist unser Geschlecht durch seine physische Organisation ohnehin zur Genüge geschützt. — Und ebenso verkehrt erscheint mir die übertriebene Fürsorge für eine möglichst reichliche und zweckmäßige Ernährung der Gefangenen. In der ehemals üblichen Verschärfung der Freiheitsstrafen durch zeitweise Beschränkung der Kost auf Wasser und Brod lag mehr Humanität, als in dem heutigen Schlendrian, der trotz aller rationellen Speise-Reglements durch die unvernünftige Länge der Freiheitsstrafen Körper und Seele verwüstenden Gefängnißpflege. Der Hunger ist als Strafübel ebenso am Platz, wie Zwangsarbeit und Strafübel ebenso am Platz, wie Zwangsarbeit und Strafknechtschaft überhaupt."

Und Seite 53 ff.

„Stehen nur erst wieder unsere Zuchthäuser ein paar Jahre unter dem Regime des Hungers und der Prügel, und es wird das heute

gänzlich abhanden gekommene Gefühl, Strafe bei Schmach und Schande, auch wieder lebendig werden. Denn, das ist wesentlich, worauf es ankommt: nicht, daß und wieviel in den Strafanstalten wirklich geprügelt wird, sondern, daß überhaupt geprügelt werden kann, ist die Hauptsache. Die Freiheitsstrafen dürfen nicht länger als ein Asyl für faule und verkommene Subjekte, eine vorübergehende Unannehmlichkeit für ein zügellos ungebundenes Leben, und eine durchaus wohlanständige Auseinandersetzung mit dem Staate behandelt, sondern sie müssen als eine unter allen Umständen zu meidende, abschreckende, Achtung und Ehre mindernde Buße empfunden werden. Ist die herabwürdigende Körperstrafe aber überhaupt ein aktuell zum Zuchthause gehöriges Element, dann sollte man auch den nächsten weiteren Schritt thun, und für besonders ehrlose Verbrechen eine Verschärfung der Zuchthausstrafe durch Hunger und Prügel unter die strafgesetzlich zulässigen, fakultativ vom Strafrichter zuzuerkennenden Qualificationen der Freiheitsstrafen wieder aufnehmen. Was man im Gefängnisse dem Gefängnißbeamten zugesteht, sollte doch auch dem Strafrichter erlaubt sein, und die Aufrechthaltung von Zucht und Disciplin in der freien bürgerlichen Gesellschaft kann nicht für gleichgültiger gelten, als Zucht und Disciplin unter den unfreien Sträflingen im Zuchthause!"

Gewiß, diese Worte sind ein Stoß auf unsere angekränkelten Nerven, die in Theorien, denen die Praxis in's Gesicht schlägt, verweichlicht sind. Aber es handelt sich nicht darum, ob die Wahrheit bitter schmeckt, sondern ob sie Wahrheit ist. Zehnmal ehrlicher als der Liberalismus, welcher Zeter schreit über die Mittelstädt'sche Schrift, ist noch die Socialdemokratie, die für alle Verbrechen sehr bequem die „schlechte Gesellschaft" verantwortlich macht.

Und das liberale Manchesterthum und seine Advokaten finden diese Gesellschaft ja ganz vortrefflich und plaidiren für Alles, was in handgreiflichster Weise unsere socialen Zustände zerstört, wie die absolute Freizügigkeit mit obligatem Armenrecht, Handels- und Gewerbeanarchie, Verjudung der Gesellschaft ꝛc. Ja! sie berufen „Volksversammlungen", (wie der Dr. jur. Wex in Hamburg), um vor einem tausendköpfigen Auditorium eine ernste wissenschaftliche Frage zur Entscheidung zu bringen. Zuverlässig schreien in einer solchen Versammlung Alle, deren Gewissen eine Perspektive auf Zuchthaus und Gefängniß beherbergt, fürchterlich Bravo und das liberalisirende Advokatenthum macht sich „populär" und zugleich — Geschäftsreklame. Man kennt das. Die „Philantrophie" steckt den Kopf in den Sand und unterdessen wird

luſtig weiter gebaut an Gefängniſſen und wächſt die Zahl der Verbrecher Entſetzen erregend. Unterdeſſen verhungern zahlloſe ehrliche aber arme Teufel, während Taugenichtſe Villegiatur bei der „Humanität" (!) unſerer Strafanſtalten halten.

Die Mittelſtädt'ſche Schrift iſt eine That und eine That der Humanität gegen die ehrlichen Leute, die denn doch, Gott ſei Dank, noch die ungeheure Mehrheit bilden. Sie wirft den duſelhaften Aberglauben, als könnte das heutige Strafſyſtem „beſſern" oder „abſchrecken" über Bord, und wir müſſen dieſer Wahrheit in's Auge zu ſchauen den Muth haben, und Taugenichtſen zu Liebe nicht das Wohl ehrlicher Leute gefährden und deren Steuerkräfte für Experimente in Anſpruch nehmen, die täglich ſich immer hohler erweiſen. Gegen den armen ehrlichen Fabrikarbeiter ſind unſere liberalen ſocialpolitiſchen Tartüffe hart wie Stahl; gegen den Zuchthäusler ſchwitzen ſie „Philantrophie" aus allen Poren! Wahrlich! eine ſpätere Generation wird mit dem Lächeln des Spottes auf unſere, in Widerſprüche verrannte Zeit blicken.

Noch ein milder Beitrag zur Charakteriſtik Laskers, des „Schriftſtellers."

Indem die „Poſt" in dem meiſterhaften Feuilleton ihrer Nr. 313 die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit des Herrn Eduard Lasker einer ſehr gerechten Kritik unterzieht, leiſtet ſie gewiß einem Theil ihrer Leſer einen großen Dienſt, denen es ſchwer wurde, ſich von dem Aberglauben zu emanzipiren, jener ehemalige Abgeordnete ſei ein großer Mann. Denn der brave Deutſche glaubt gern was ihm oft vorgeredet wird, und noch vor Kurzem galt es für ausgemacht, Lasker ſei ein „großer," „ſcharfſinniger," „rechtſchaffener" ꝛc. Mann. Noch vor Kurzem hat profeſſorenhafte Weisheit dieſen armen, unglücklichen Menſchen als den Helden geprieſen. Soweit erkenne ich gern an, daß das aus berufenſter Feder herrührende Feuilleton der „Poſt" Manchen belehrt haben mag. Indeſſen möchte ich zweierlei dagegen geltend machen: Zuvörderſt müſſen

für die jüngsten literarischen und rhetorischen Sünden jenes kleinen „Gernegroß“ mildernde Umstände in noch entschiedenerer Weise in Anspruch genommen werden, als der geehrte Herr Verfasser thut. Man denke nur: Er hat jetzt keinen Ort, an dem Er seiner Redewuth tagtäglich fröhnen kann, kein Publikum, das genöthigt ist, Ihn stundenlang anzuhören, Seine jetzige Manie zu reden und zu schreiben ist entschieden eine Art Krankheit: Er muß immer etwas sagen und sei es das fadeste Geschwätz, der breitgetretenste Quark. Ich fürchte deßhalb, daß der geschätzte Feuilletonist der „Post“ ein für die Schwäche des Gegners unverhältnißmäßig schweres Geschütz angewendet hat: Herrn Lasker der Pflege des Psychiatrikers zu empfehlen, scheint mir geeigneter. Ganz im Vertrauen will ich dabei mittheilen, daß Herr Lasker im Laufe der nächsten Wochen folgende Themata als Vorträge und Essais behandeln wird: „Das Wesen der menschlichen Erkenntniß;“ „Geschichte der bildenden Künste von den Pyramidenerbauern bis auf A. v. Werner;“ „Der Darwinismus und der Parlamentarismus;“ „Die Geschichte Roms verglichen mit der Pekings;“ „Pythagoras und Gambetta;“ „über das Blech bei den alten Phöniziern und im 19. Jahrhundert“ 2c. 2c. — Ich gebe diese indiskreten Mittheilungen ohne Garantie der Richtigkeit. Es wird sich aber empfehlen, rechtzeitig auf die „Deutsche Rundschau“ zu abonniren, da die Nachfrage bei dem „gebildeten Publikum“ nach diesen literarischen Meisterwerken eine sehr beträchtliche werden dürfte.

Zweitens wollte ich gegen den wissenschaftlich sehr bedeutenden, einen Sprachforscher bester Art verrathenden Artikel bemerken, daß es **seit Jahren schon** zu den Eigenthümlichkeiten dieses „redlichen,“ „gewissenhaften“ Parlamentariers gehört, über Dinge zu schreiben, von denen er nichts, aber auch schlechterdings **nichts** versteht. Auch früher schon hat sich die „Deutsche Rundschau“ nicht entblödet, ein schamloses Gewäsch, welches in dem bösesten Deutsch eine ganz ungewöhnliche Ignoranz verräth, ihren Lesern aufzutischen. Man schlage die vor mehreren Jahren an genannter Stelle abgedruckten Laskerhaften Aufsätze nach und für Jeden, der lesen und denken kann, ist dann ein Wort des Beweises völlig überflüssig. Es hat auch damals durchaus nicht an Stimmen gefehlt, welche dieses in jeder Hinsicht unqualifizierbare Gebahren gebrandmarkt haben; beispielsweise hat Duboc in der Magdeburger Zeitung den Schriftsteller Lasker critisirt; auch die Börsen-Zeitung brachte noch vor einigen Monaten eine kurze aber treffende Zurückweisung dieser schwer begreiflichen Schreiberei. Vor Allem möchte ich einen Schriftsteller nennen, der obzwar befangen und einseitig, doch

gegen einzelne Auswüchse der Laskerhaften Schreibweise scharf ins Zeug geht. Es ist dies Wilhelm Tobias, der in seinem Buche „Grenzen der Philosophie ꝛc." sagt: Es ist eine überaus unerfreuliche Thatsache, daß ein „Mann des Volkes," der schriftlich und mündlich als belehrende Kraft (?) thätig ist, in so leichtfertiger Weise über etwas spricht, das, zumal für deutsches Culturleben, von hoher Bedeutung bleibt, und wovon er so sehr ungewöhnlich wenig versteht; denn in der That, eine so tiefe Unwissenheit über Kantische Philosophie, wie Lasker sie zur Schau stellt, fängt an ausgezeichnet zu sein;" ꝛc. Schließlich nennt Tobias die „ganze Stelle über Kant, von A bis Z, eine große Liederlichkeit und besonders für einen von Nationalbewußtsein erfüllten Deutschen so unschicklich als möglich."

Ohne daß ich es für nöthig hielte, auf die angedeuteten, an Form und Inhalt gleich kläglichen Machwerke Laskers einzugehen, constatire ich also, daß Lasker gelegentlich über den schärfsten und größten deutschen Denker schlechtweg geurtheilt hat, ohne auch nur im „Brockhaus" oder „Bildungs-Meyer" den Artikel „Kant" nachzulesen. Nennt man das „Redlichkeit?" — Das Vorgehen von Tobias ist um so anerkennenswerther, als er im Uebrigen von Laskers Bedeutung noch sehr durchdrungen ist, also auch durch die klägliche Rolle, die Jener in der Gründerzeit gespielt hat, noch nicht über dessen wahres Wesen aufgeklärt ist, ferner dadurch, daß Tobias sich ausdrücklich als einen „Stammesgenossen" Laskers bekennt.

Die Laskerhaften Zeitungen und Zeitschriften werden natürlich solche Aeußerungen, wie üblich, todtschweigen; doch sehe ich Symptome, die mich hoffen lassen, daß der Mann, mit dem wir uns über Gebühr lange beschäftigt haben, bald der verdienten Geringschätzung und Vergessenheit anheimfällt. — Trügen diese Zeilen etwas dazu bei!

Anti-Stöcker.

Offener Brief und Nachwort von Dr. E. Lesson, Sanitätsrath a. D. Berlin bei Max Schildberger.

Diese Schrift hat das Gute, daß sie wenigstens nicht völlig in den Ton verfällt, mit welchem die Judenpresse die „Judenfrage" behandelt.

Sie hat den Fehler, daß sie sachlich auf die Judenfrage nicht eingeht, sondern sich auf ein Wortgefecht gegen Stöcker beschränkt, das gut gemeint, aber ziemlich billig ist. Der generelle, typische Charakter des jüdischen Semitismus wird ignorirt und dagegen der Accent darauf gelegt, daß Stöcker „hetzt." Unglücklicherweise passirt dem Herrn Sanitätsrath dabei das Malheur, daß er anläßlich der Erwähnung der Mendelssohnfeier den „Adler" Maimonides anführt, um zu beweisen, daß Stöcker den Spruch „Von Moses bis Moses ist Niemand wie dieser" nicht verstanden habe. Nun, Moses Mendelssohn mag sich im Grabe noch bei den Juden bedanken, mit Moses Maimonides verglichen zu sein, denn der „Adler" sagt:

„Wer dem Nichtjuden sein Verlorenes wiedergiebt, thut Sünde, denn er stärkt die Macht der Gottlosen." Jad ch. 4. 11. 3. f. 31. 1.)

Der „Adler" Maimonides schreibt (Seph. mizv. f. 73, 4):

„Gott hat uns **befohlen**, von einem Goi Wucher zu „nehmen und erst dann ihm zu leihen, so daß wir ihm keine Hülfe „leisten, sondern ihm Schaden zufügen sollen, selbst in einer Sache, „wo er uns nützlich ist, während wir einem Israeliten solches „nicht thun sollen." (Vergl. Rohling: Talmudjude.)

Herr Lesson sei also behutsam in seinen Darlegungen.

Uebrigens wollen auch wir Eins erklären. Herr Stöcker nimmt als christlicher Prediger Rücksichten auf das Gemüth seiner Zuhörer, die wir Profanen nicht nöthig haben, zu nehmen. Uns ist die Judenfrage eine Friktion zweier ganz verschiedenen nationalen „Eigenarten."

Das Gleichniß mit den eingewanderten „Hugenotten," das Herr L. anführt, hinkt gewaltig. Denn diese Gallier haben sich mit uns typisch vollständig amalgamirt, während das jüdisch-semitische Volk die prononcirteste Specialität geblieben ist. Hier liegt der wissenschaftliche Schwerpunkt der Judenfrage und der Herr Sanitätsrath dürfte den psychologischen Standpunkt Etwas respektiren. Wenn er von der Presse behauptet, ihre Statistik zu kennen, so bitten wir ihn höflichst, uns die Statistik des Redaktionspersonals, der Eigenthümer und Herausgeber nur der Nationalzeitung, des Tageblatts und des Börsencouriers mitzutheilen. Der Semitismus, vorläufig nur dieser drei Zeitungen, möge durch ihn selbst enthüllt werden, ehe wir ihn enthüllen, was im geeigneten Moment ja doch geschehen wird.

Uebrigens giebt sich die L'sche Schrift wenigstens Mühe, sachlich zu scheinen. Es wäre aber besser gewesen, die Persönlichkeit

Stöckers nicht über die Sache zu ſtellen und dieſen Fehler hat der Verfaſſer begangen. Selbſtredend empfehlen wir die Leſſon'ſche Schrift zur Lektüre, wie wir Alles empfehlen, was die brennende Judenfrage, (wir bitten höflichſt, hierbei nicht an „Scheiterhaufen" zu denken,) behandelt; denn es iſt nicht unſere Art todtzuſchweigen, oder den Gegner nur jüdiſch füffiſant frech zu bewitzeln.

„Der Mauſcheljude."

Unter dieſem Titel iſt eine neue Broſchüre gegen die Verjudung der Geſellſchaft erſchienen. Ein „Volksbüchlein für deutſche Chriſten aller Bekenntniſſe" von einem „deutſchen Advokaten." (Paderborn, Verlag der Bonifacius-Druckerei.) Der Verfaſſer betont ausdrücklich, daß ihm bei ſeiner Arbeit nur eine gewiſſe Spezies von Juden vorgeſchwebt habe, und wem der Schuh paßt, der mag ihn alſo anziehen. Ob ihm, dem Verfaſſer, dieſe Erklärung eine unbefangene Aufnahme in Iſrael ſichern wird, iſt aber fraglich. Wir glauben ſchon aus dem Grunde nicht, weil der Autor u. A. auch Herrn Stöcker als Autorität citirt und das iſt heutzutage ſo gefährlich unter den Zelten Iſraels, wie wenn man die Excellenz Haman citiren wollte.

So Seite 11:

„Stöcker wies am 10. Oct. d. J. nach, daß die 45,000 Berliner Juden am Handel betheiligt ſeien mit 55 Procent ihrer Bevölkerung, die Proteſtanten dagegen nur mit 12 Procent; ferner daß 71 Procent der Juden Arbeitgeber ſeien, während von den Proteſtanten nur 38 Procent dieſer Branche angehören. Daß grade nach dem Beſitz großer Geſchäfte, welche den größten Gewinn abwerfen, das Streben des Mauſcheljuden gerichtet ſein muß, liegt in ſeiner Natur und in ſeinem Weſen. Dazu kommt, daß Sparſamkeit und Zähigkeit im Geſchäfte kein Menſch dem echten Mauſcheljuden abſprechen kann."

„Um ein Geſchäftchen zu machen, kann man ihn oft genug mit einer Kruſte Brod und einem Schluck Schnaps vom Morgen bis zum Abend Dörfer und Höfe „abklopfen" ſehen, den Ballen Schaffelle oder Haſenbälge auf dem Rücken und den Angſtſchweiß auf der Stirne. Aber was dem Mauſchel nicht mundet, das iſt richtige, körperliche

Arbeit. Die Pflugsterze in die Hand nehmen, Waizen dreschen, Hafer mähen — das ist überhaupt Nichts für ihn."

Und Seite 12 heißt es:

„Jawohl, Thätigkeit liebt der Mauschel, aber höchst selten Arbeit. Das paßt nun freilich schlecht zu unserem Klima und zu unserem Boden, wo gearbeitet sein will und zwar fest und stramm, wenn die Scholle etwas hervorbringen und die Leute essen sollen. Mauschel indeß macht keinen Anspruch darauf, Producent zu sein; um so lieber nimmt er die Producte väterlich in seine Obhut und in sein Kornmagazin. Er kauft auf und vor, legt auf Lager, macht die Preise, hält fest oder öffnet die Speicher, je nachdem es an der Zeit ist, um den Gojim zu zeigen, daß sie des Himmels Thau und der Erde Fett dem „auserwählten Volke" überlassen und für sich selber des Tages Last und Hitze behalten sollen.

Doch die Landgüter von Mauscheljuden?! Ohne Frage hat das Mauschel-Semitenthum seit Jahren ein besonderes Auge auf den Grundbesitz geworfen. Es sieht ein, daß das Geld allein es schließlich nicht thut. Wem der Boden, dem gehört die Erde. Schließlich kann man das goldene Kalb doch nicht essen. Darum hätte Mauschel den Grundbesitz gerne ganz allein und als sein Privilegium in Händen. Die Gojim thun ihm dabei die Arbeit und er spielt den Aufseher und Herrn. Das gibt ihm eine süße Revanche für die Frohndienste, die seine Väter einst ihren Besiegern leisten mußten. Dabei verkostet er bereits einen kleinen Vorgeschmack von dem himmlischen Glücke, welches der Talmud verspricht, da Söhne Israels die Welt beherrschen und alle Gojim ihnen frohnen werden. Der Talmudische Traum von Israels Weltherrschaft steckt nun einmal jedem rechten Mauschel im Blute. Doch alles dieses sind nur Kleinigkeiten und Bagatellen gegen das Wetten und Wagen der großen Mauschel. Ja, Mauschel hat auch seine „großen Lait." Diese Groß-Mauschel helfen mit gründen die Banken und leiten die Börse, entscheiden über Krieg und Frieden, verschreiben Recepte für Gold- oder Silberwährung, haben den Geldmarkt mit in Händen, entscheiden mit über Eisenbahnlinien und klügeln mit aus für manche Cabinete und Parlamente die Gesetze."

Der „deutsche Advocat" schreibt, wie man sieht, nicht mit Resedawasser, wenn auch nicht völlig so grob, wie die Zeitungsjuden, die uns „Judenverbrenner" schelten, wenn wir nur murren über die Judenherrschaft. Gewiß, die Juden werden nie daran denken, Scheiterhaufen für uns anzuzünden. Die Todten geben keinen Profit.

S. 19:

„Stöcker wies am 10. Oktober d. J. von Berlin nach, daß bei 4764 protestantischen, 1488 jüdische Schüler die Gymnasien besuchen d. h. 5 Procent der Bevölkerung, aber 30 Procent der Gymnasiasten. Ferner bewies er ziffermäßig, daß unter 10,000 Juden 1391 Directoren und Directricen seien, unter 10,000 Protestanten aber nur 697. Das sind allerdings schreiende Mißverhältnisse.

Am Schluß des „Volksbüchleins" wird noch der Inhalt von Briefen aus Ungarn an die Zeitung „der Reichsbote" in Berlin rekapitulirt.

Der Inhalt der Briefe ist dieser: „In Pest wohnen sehr viele Juden, die meist sehr wohlhabend sind und ihre Söhne studiren lassen wollen. Seit einigen Jahren konnten nicht alle Judenknaben, die sich zum Gymnasium meldeten, wegen zu großen Zudrangs aufgenommen werden. Confessionslose Gymnasien gibt es in Ungarn nicht. Um die Judenknaben aufnehmen zu können, wurden nun an den Gymnasien Parallelklassen eingerichtet. Nun ging das Gewimmer der jüdischen Eltern an, daß im Unterrichte auf die Confession ihrer Söhne nicht Rücksicht genug genommen werde, namentlich in der Geschichte, Naturlehre u. s. w. und sie forderten, besonders in diesen Fächern, einen confessionslosen Unterricht. Im beginnenden Schuljahre war der Andrang von Judenknaben so groß, daß auch die Parallelklassen nicht mehr ausreichten, weshalb das Ministerium verordnete, daß ein eigenes jüdisches Gymnasium auf Staats-Kosten errichtet werde. Die jüdische Gemeindevertretung sollte bei der Bildung dieser Anstalt mitwirken. Was thut nun Jung-Israel? Es schreiet: „Au waih!" Es sei nicht nöthig, sie in eng confessionelle (d. h. jüdische) Schranken zu bannen, sie wollen Zutritt zu den christlichen Staatsgymnasien, nur soll man dort den Unterricht nicht confessionell ertheilen! — Daraus geht hervor, daß die ungarischen Semiten die christlichen Confessionsschulen beseitigen wollen. Das ist ihr eigentliches Ziel. Ob die Juden Ungarns eine andere „Eigenart" besitzen als die Stammesgenossen in der übrigen Welt, wissen wir nicht, bezweifeln es aber ganz außerordentlich."

Wir bedauern bei dem allen nur, daß die jüdische Presse alle solche Dinge todtschweigt, oder es läugnet, daß überhaupt eine „Judenfrage" existire, und trotz alledem von „Judenhetzen" redet.

Vom ersten Auftreten Stöckers haben wir nur verketzerndes Geschrei in Israel gehört. Glagau und Marr erlebten ein gleiches Schicksal. Perrot und Willmanns dito. Damit ist Nichts geholfen.

Wir verlangen ſachliche Widerlegungen von den Judenzeitungen. Widerlegt uns ſachlich, und das Publikum, das jetzt unſere Schriften in großen Maſſen lieſt und kauft, wird ſich mit Abſcheu von uns wenden. Bedenkt doch, es iſt zumeiſt der gebildete Theil des Publikums, der uns lieſt. Antwortet doch auf unſere Zahlen, auf unſere Beweiſe. Straft uns doch mit Beweiſen Lügen. Ihr richtet mit Euren Judenwitzen allein nichts aus, wo wir tagtäglich, ja ſtündlich mehr in's Volk bringen. Widerlegt uns; widerlegt Kant, Fichte, Herder, Schiller, Schopenhauer ꝛc., die wir citirten. Der Witzmauſchel hilft Iſrael nicht zum Siege. Schreit Ihr über „Hetzen," ſo gebt Ihr zu, daß die Zeit eine ernſte für Euch geworden iſt. So bringt doch den Ernſt in die ernſte Zeit! Aus Achtung vor dem beſſeren Theil von „Euren Leuten" müßtet Ihr es ſchon thun, wo Ihr ſeht, daß wir ſo viel Terrain gewinnen. Ja! wo — in Folge Eurer dummen Judenwitze — ſogar die „Antiſemitenliga" in Berlin dreimal ſo ſtark geworden iſt, als ſie zuvor war!

Wir denunciren Euch hier den „Mauſcheljuden" zur ſachlichen Vernichtung.

Auf die Menſur alſo, meine Herren — mit Reſpekt vor unſern Leſern zu melden — Davidſohn und Moſſeleben in Berlin.

Vom jüdiſchen Kriegsſchauplatz.

Stöcker. Mit einer ſtaunenswerthen Beharrlichkeit ſetzt die jüdiſche Preſſe ihre Angriffe gegen den berliner Hofprediger Stöcker fort. Es iſt, als ob die Alliance israélite dem internationalen Judenthum die Parole gegeben hätte, dieſen Mann um jeden Preis zu ruiniren. Der Beweggrund zu dieſer Concentrirung aller jüdiſchen Kräfte gegen den einzelnen Mann liegt auf der Hand. Weil Stöcker ein Prediger iſt, ſo glaubt die Judenpreſſe es ſei leicht, ihn bei dem Bildungsphiliſter als „Pfaffe" zu verdächtigen. Andrerſeits aber fürchtet die Judenpreſſe den Einfluß des geſprochenen Wortes mehr als den des geſchriebenen und gedruckten. Das in öffentlicher, großer Verſammlung geſprochene Wort läßt ſich nicht todtſchweigen. Es iſt ein Ereigniß, von welchem der Reporter des Tagesklatſches der Zeitungen ſchon

Notiz nehmen muß, ſonſt murren die Leſer. Und deßhalb ſpielen alle ſemitiſchen Geſchoſſe gegen den einen Mann, während wir „Weltkinder“ todtgeſchwiegen werden.

Nachdem uns Iſrael ſolchergeſtalt nun ſelbſt ſeine ſchwächſte Stelle gezeigt hat, dürfte es ſich empfehlen, daß auch wir „Weltkinder“ neben dem geſchriebenen Wort das geſprochene nicht mehr vornehm geringſchätzen und direkt, mündlich und perſönlich mit dem Volke verkehren. Allerdings weichen unſere Anſichten in Bezug auf die Art, die Form dieſes Auftretens, von denen Stöcker's ab. Herr Stöcker beſitzt die edele, aber — er verzeihe uns den Ausdruck — kindliche Naivetät, an die Möglichkeit einer geordneten ſachlichen Diskuſſion in großen Verſammlungen zu glauben, wo es in der Macht eines jeden Einzelnen liegt, von der Sache abzulenken oder der Verſammlung einen burlesken oder tumultariſchen Charakter zu verleihen. — Dieſen naiv-edeln Glauben haben wir längſt verloren. Wir ſind der Meinung, daß **Vorträge** über die Judenfrage, von Einzelnen gehalten, wirkſamer ſind, als die unmittelbar im Momente der Erregtheit pro und contra daran geknüpften Debatten. Der Vortragende iſt wie ein Autor. Er producirt ein Werk. Dieſes Werk zu diskutiren iſt die Sache des Publikums und ſollte dieſes den Vortrag erſt mit Muße geiſtig verdauen, ſtatt ſofort ſich in Interpellationen ꝛc. zu ergehen. Der Moment de vivacité, die augenblickliche Erregung iſt ſtets eine ſchlechte Grundlage einer Diskuſſion und in der That zeigen denn auch faſt alle ſolche Maſſendiskuſſionen (und zwar nicht blos bei Stöcker,) daß man „vom Hundertſten in's Tauſendſte“ geräth. Dem beſten Redner kann ein falſch verſtandenes Wort entſchlüpfen, — der Tumult iſt da! — Eine einzige Burleske eines Debattirenden kann die ganze Stimmungsfähigkeit für oder wider umſtoßen.

Das Diskutiren an ſich ſoll von uns damit nicht verdammt werden. Aber der Vortrag muß unmittelbar nicht beeinträchtigt werden. Wir empfehlen daher in der Judenfrage den Vortrag. Dazu befähigte Männer mögen öffentliche Vorträge veranſtalten. Diejenigen, welche den Inhalt dieſer Vorträge diskutiren wollen, mögen beſondere Diskuſſionsverſammlungen berufen, in welchem der, welcher den Vortrag gehalten hat, nicht mitzudiskutiren braucht.

Jedenfalls haben wir von Stöcker die Macht des geſprochenen Wortes erkennen gelernt, und dieſe Macht ſchützt auch uns „Weltkinder“ vor dem Todtgeſchwiegenwerden in der Preſſe. Wenn wir „Weltkinder“ uns aber nicht rühren, ſo wird Iſrael auch

ferner uns Alle des „Glaubenshasses“ verlügen, denn Israel kann ja täglich seine Galle auf einen Prediger ergießen und diesen, weil er ein Prediger ist, gleichbedeutend mit einem „zelotischen Pfaffen“ hinstellen, auf die Dummheit der Menge spekulirend.

Wir empfehlen daher Vorträge über den Einfluß des Judenthums auf die **Presse**, auf die **Musik**, auf die **Theater**, auf die **Kunst** im weitesten Sinne des Wortes. Lauter Dinge, welche mit der „Kirchlichkeit“ Nichts zu thun haben und daher der Verdächtigungen der Judenpresse jede Handhabe entziehen.

Ein Einzelner hält den Vortrag. Er spricht seine Ansichten aus und überläßt es dem Auditorium, sie zu prüfen und zu diskutiren, ohne jedem Einzelnen einen Privatkursus der Belehrung zu geben, wie dies in diskutirender Massenversammlung unvermeidlich ist. Nur so kann die Judenfrage dem Kreise frivoler Beurtheilungen in der Presse entzogen, nur so wird die jüdische Presse gezwungen werden, die Literatur in der Judenfrage eben so — aufmerksam zu behandeln, wie sie Stöcker behandelt. Der christliche Prediger Stöcker darf nicht länger allein bleiben. Wir „Weltkinder“ haben auch Pflichten gegen unser Vaterland zu erfüllen, so gut wie die Kirche, und **uns** kann die Judenpresse nicht mit dem Ausdruck „**Pfaffe**“ abfertigen. Sucht man uns die Feder aus der Hand zu schweigen, so muß das gesprochene Wort der Feder zu Hilfe kommen. Die Judenpresse zeigt uns ja deutlich ihre Furcht vor dem gesprochenen Wort. Verlügt, verdreht sie auch die Worte der „Weltkinder,“ wie sie es bei Stöcker thut, so kann sie bei uns doch kein so leichtes Spiel mit den Vorurtheilen der Menge treiben, wie sie es bei dem Theologen treibt. Und darin besteht unsere Kraft.

Wir schlagen Vorträge vor gegen Entrée, dessen Ertrag einem wohlthätigen Zweck, etwa der Militairinvalidenstiftung oder der Kaiser Wilhelm-Stiftung zufließt. Es sichert dieser Modus ein sich anständig und aufmerksam betragendes Auditorium, aus dem der „Juchheh-Charakter“ von vornherein verbannt ist. In Vorträgen haben wir zu erörtern, das Wort muß der Schrift zu Hilfe kommen.

1803 und 1879. Der „Berliner Börsen-Courier“ bringt in seiner Nr. 531 folgende Auslassung:

„Eine Reminiscenz von vor sechsundsiebenzig Jahren, die gerade heut ein nur allzu lebhaftes Interesse für sich hat. Die Reminiscenz ist eine Verordnung des Polizeidirectors von Berlin und sie lautet wie folgt:

„Obrigkeitliche Bekanntmachung.

Der Unfug, der ſeit einiger Zeit durch Druckſchriften wider und für die Juden und deren Verkündigungen durch die öffentlichen Blätter veranlaßt und getrieben worden, macht es nothwendig, hiermit auf Befehl eines Hohen General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Directoriums feſtzuſetzen und bekannt zu machen: Daß zur Steuerung dieſes Unfugs die ernſthafteſten Vorkehrungen getroffen ſind. Beſonders iſt es verfügt worden, daß Schriften dieſer Art nicht wieder die Cenſur paſſiren, und keine Anzeigen von Schriften dieſes Gegenſtandes in die hieſigen Zeitungen und Intelligenzblätter aufgenommen werden dürfen, welches zur Nachricht und Nachachtung hiermit bekannt gemacht wird.

Berlin, den 26. September 1803.

Königl. Preußiſches Polizey-Directorium.
(gez.) Eiſenberg."

Seitdem ſind volle dreiviertelhundert Jahre verfloſſen —, dreiviertelhundert Jahre der Cultur-Entwickelung. Hätten wir noch eine Cenſur, — die Bekanntmachung könnte vom 12. November 1879 datirt und ſtatt mit dem Namen „Eiſenberg" mit dem des Herrn v. Madai unterzeichnet ſein."

Soweit der Berl. B.-C. — Er vergißt nur, welche Entrüſtung die Judenwirthſchaft bereits 1803 hervorgerufen hatte, trotzdem die Juden noch nicht emancipirt waren. Er vergißt die damalige Schwäche des Staates, der überhaupt kein pro und contra vertragen konnte. Im Verlaufe von dreiviertel Jahrhunderten hat ſich das „engelsreine, unſchuldige" und emancipirte Iſrael ſocialpolitiſch die Mißſtimmung in noch höherem Grade zugezogen. Die „goldene Internationale" arbeitet von Oben am Ruin des Staates; die Judenpreſſe, die vom politiſchen und Familienſkandal lebt, die ihre freche, unverſchämte Naſe ſogar in die kirchlichen Angelegenheiten des deutſchen Volkes, maßgebend ſein wollend, ſteckt, von Unten. Wer noch einen Funken von Patriotismus in der Bruſt trägt, — gehöre er zu welcher Partei er wolle — muß der jüdiſchen **Inſolenz** endlich überdrüſſig werden. Wir haben die ſocialdemokratiſche Inſolenz nicht zurückgewieſen, um uns die Inſolenz des goldenen und Zeitungsjudenthums gefallen zu laſſen. Unſer Vaterland ſteht uns höher als Iſrael. Werdet beſcheiden Ihr Herren Juden! Noch iſt Deutſchland keine ausſchließlich jüdiſche Domäne geworden und ſoll es mit Gottes Hülfe auch nicht werden. Noch haben wir einen deutſchen Staat und keinen „Jeiteles" an der Spitze der Staatsgeſchäfte.

Ein Siegesbülletin. Der Allg. Ztg. des Judenthums ward im Oktober aus Berlin geschrieben:

„In diesen Tagen wurden die für das Berliner Landgericht I. bestellten Handelsrichter vereidigt, und die „B. B. Z." theilt die Namen sämmtlicher Herren mit, welchen dieses Ehrenamt für die nächste Periode übertragen worden ist. Ihrer sind in 8 Kammern für Handelssachen 32, von welchen wir 10 als der jüdischen Religion angehörig erkennen. Es sind ihrer aber vielleicht noch einige, die uns als solche nicht bekannt sind. Jedenfalls liegt hier ein unparteiisches Urtheil vor, wie sehr jüdische Kaufleute einen ehrenfesten Platz unter ihren Standesgenossen einnehmen."

Wenn diese Schlußfolgerung richtig ist, so heißt das entweder, daß die „Ehrenhaftigkeit" unter den jüdischen Kaufleuten Berlins statistisch unverhältnißmäßig stärker vertreten ist, als unter den christlichen Kaufleuten. Oder es zeigt, daß sich der Handel statistisch unverhältnißmäßig in den Händen der Juden befindet.

Das judenfeindliche Treiben in der Gegenwart. — Dieselbe Zeitung meldet:

„Ein Correspondent aus London schreibt uns: „Welche Zustände jetzt im deutschen Reiche! So viel Haß, so viel Schlechtigkeit und Dummheit, soviel Vorurtheile, die man längst beseitigt glaubte! Die sel. Gerlach und Stahl hätten dies wieder erleben sollen, das Hepp-Hepp-Geschrei, diese specifisch-confessionellen Schulen, diese Proclamirung des „christlichen Staates," den doch das Christenthum selbst nicht haben will, das Christenthum, dessen „Reich nicht von dieser Welt," das die Rechtssphäre nicht anerkennt, sondern nur das Motiv der Liebe. Und dabei politisch der regste Wetteifer unter den Parteien, welche am billigsten das bischen Freiheit und Parlamentarismus verhandeln will. Sind dies die Früchte des deutschen Reiches, oder glaubt man auf diese Weise dasselbe zu stützen, für Jahrhunderte zu begründen? Man beleidigt nicht ungestraft die besseren und edleren Gefühle des Menschen, man bekämpft nicht ungestraft die siegreichen Gedanken und Tendenzen der Zeit! Noch hat die Geschichte immer gelehrt, daß der Mangel an aufrichtigen Sym-

pathien, daß die bloße Furcht vor der materiellen Macht kein Mittel ist, einen welthistorischen Staat zu erhalten."

Die gesperrt gedruckten Stellen zeigen deutlich, was Israel will. Israel's Reich ist sehr „von dieser Welt;" das Reich der Deutschen braucht es nicht zu sein! Die „siegreichen Gedanken und Tendenzen der Zeit" — nämlich die socialpolitische Anarchie, die Herrschaft der goldenen Internationale dürfen nicht bekämpft werden!

Israel droht!

Durch die Zeitungen läuft die nichts durchbohrende Nachricht von einem beabsichtigten Auszug der reichen Juden aus Breslau nach Wien. Dieser „Exodus" soll eine Folge der „Judenhetze" sein, welche die „Schlesische Volkszeitung" betreibt. Die genannte Zeitung enthüllt seit einigen Monaten schonungslos den Wucher und die Wucherer, aber wenn unsere Augen nicht blind sind, ohne Rücksicht auf die Confession solcher straflosen Briganten, denn wir lesen — leider! — das Prädikat „christlich" auf den moralischen Steckbriefen häufig genug.

Aber halten wir uns an die Sache selbst. Israels Drohung mit seinem Exodus ist nationalökonomisch der perfekteste Blödsinn, den man sich denken kann und macht dem sonst über allem Zweifel erhabenen Kalkulationsgeist des Herrn von Sem wenig Ehre.

Der Staat verliert durch diesen Exodus vielleicht ein Dutzend „höchstbesteuerter" Leute. Die Möglichkeit, daß diese braven Semiten hohe Steuern zahlen können, wird aber selbstredend bedingt dadurch, daß es ihrer Finanzschlauheit gelungen ist, Tausende und aber Tausende — steuerzahlungsunfähig zu machen. Eine socialistische Progressivsteuer, welche dem Reichthum ein „Halt! bis hierher und nicht weiter!" zuruft, haben wir nicht. Der Auszug einer Anzahl solcher Maximalsteuerzahler, d. h. die Befreiung von der unangenehmen Gegenwart socialer Vampyre, würde also nur die Folge haben, daß die Minimalsteuerzahler wieder zu Kräften kämen und zwar in unverhältnißmäßig großer Anzahl. Was der Staat heute an einem Paar Dutzend Millionären an Steuern verliert, das nimmt er nach kurzer Zeit

aus der Mehrheit der Bürger vielleicht doppelt und dreifach wieder ein, wenn die Gesellschaft die Finanzblutegel los wird, die doch über ein gewisses Maß hinaus nicht besteuert werden können!

Dem Staate gegenüber ist also Israels Drohung mit der goldenen Ruthe ein — Schlag in's Wasser.

Redet man von dem Einfluß des jüdischen Reichthums auf den Privatverkehr, so wollen wir die Ausgaben von 12 Millionären auf je 50,000 Thaler veranschlagen. Macht 600,000 Thaler, die dem lokalen Verkehr jährlich entzogen würden. Dagegen valedirt, daß Tausende von Menschen befreit würden von den jüdischen Wucherern, also neue Lebenskraft, neue Consumsfähigkeit erlangen würden und die Bahn — von der semitischen Konkurrenz gereinigt würde, welche das kaufmännische Geschäft nicht als Lebenserwerb betreibt, sondern wesentlich um sich durch **„billig und schlecht"** die Mittel zur Agiotagespekulation zu ergattern. Und so wird — auch in lokaler Hinsicht der Auszug der Kinder Israels aus Breslau ein wahrer Segen sein.

Die .wüthend franzosenfreundliche Wittwe des jüdischen Bankiers Heine in Hamburg zog s. Z. plötzlich von Hamburg nach Paris und entzog von Heute auf Morgen der Stadt Hamburg ein Sümmchen von 100 Millionen Mark Banco = 50 Millionen Thaler. Kein Hamburger Sperling ist deßhalb vom Dache gefallen. Die Dame hat eine Menge Häuser in Hamburg noch immer leer stehen, denn ihre Mittel erlauben ihr, auf hohe Miethspreise zu halten und sie hat sich selbst die meisten finanziellen Weitläuftigkeiten bereitet. So gilt auch hier in lokaler breslauer Hinsicht das Sprüchlein: „Bange machen gilt nicht" und nur ein nationalökonomischer Dilettantismus läßt sich in's Bockshorn jagen.

Zu beklagen ist bei dieser Gelegenheit nur Frau Austria, welche einen Zuwachs, nicht an Arbeitskräften erhält, sondern einen Zuwachs an Prozent- und Gurgelabschneidern.

Aber auch das hat sein negativ Gutes. Denn es ist voraus zu sehen, wenn der schöne Leib der Austria noch mit immer mehr Schröpfköpfen und Blutegeln der goldenen Internationale besetzt wird, so geht auch unserer Freundin an der Donau u. s. w. die Geduld aus und sie sucht die goldenen Parasiten abzuschütteln. Und solcher Weise schiebt sich vielleicht Israel ganz organisch nach und nach **selbst** wieder nach Kanaan zurück. Dort wünschen wir ihm Alles Gute.

Auffallend ist aber, wie zähe Israel sich an die Rockschöße der Völker rein germanischer und slavischer Race heftet.

So mächtig der Einfluß der Juden intellektuell in Frankreich auch ist, so ist die Verjudung doch nicht annähernd so tief in das französische Volk gedrungen, wie bei uns. Das Judenthum ist in Frankreich auf einige wenige große Städte lokalisirt. Dasselbe gilt von England. Freilich herrscht in beiden Ländern mehr nationales Selbstbewußtsein und Nationalstolz. Weniger Zersplitterung des Nationalgefühls, weniger verschwommener Kosmopolitismus als in Deutschland und weniger blindwüthiger Nihilismus als in Rußland. Israel preist nun die „Toleranz" der Franzosen und Engländer an, aber es beglückt diese Nationen numerisch sehr spärlich mit seiner Gegenwart. Es kann dort noch nicht der Mineur von Unten auf werden, wie in Deutschland und den slavischen Ländern. Es nistet dort an den „Spitzen der Pyramiden," grassirt aber noch nicht mit seinem Einfluß im eigentlichen Volke. In den germanischen und slavischen Ländern hat es den ganzen socialpolitischen Körper durchdrungen. Es ist eine Krankheit geworden, die nur mit der Gesundung des Körpers selbst ausgeschieden werden kann. „Recipi":

1. Lassen wir nicht ab, die Judenfrage öffentlich und privatim zu diskutiren.

2. Entziehen wir uns, jeder nach Möglichkeit, dem geschäftlichen Verkehr mit Juden.

3. Halten wir uns im gesellschaftlichen Verkehr unter uns.

4. Unterstützen wir die Judenpresse nicht mehr durch Abonniren auf dieselbe. (Man kann diese Presse ja in Kaffeehäusern und Restaurants lesen, wenn man die Lektüre aus Neugier nicht lassen kann!)

5. Geben wir unsere Stimmen bei Wahlen keinem Angehörigen dieses exceptionellen Volkes.

6. Verbitten wir uns bei jeder Gelegenheit die „pikante" Einmischung des Judenthums in unsere christlich-kirchlichen Angelegenheiten, wie immer unsere eigenen Parteiansichten hier auch sein mögen.

Mit einem Worte: werden wir „vornehm zugeknöpft" in der Berührung mit dem Judenthum und lernen uns als Germanen fühlen, bevor wir, den Juden zu Liebe, „bildungsphilistermäßig" kosmopolitisch „schwabbeln" und gleichsam eine „Internationale" anderer Art bilden.

Isoliren wir das Judenthum in Staat und Gesellschaft. Dazu kann der Geringste wie der Mächtigste beitragen. In dieser „Ge-

fechtsweiſe" iſt der letzte Arbeiter eine ebenſo mächtige Potenz als der erſte Miniſter.

Kalt-logiſch muß der Kampf gegen die Verjudung unſeres Vaterlandes geführt werden.

Betrachtet ihn als eine „Schachpartie," die wir gewinnen **müſſen** durch kalte Beſonnenheit und logiſches Denken.

Und ſchwatze man nicht mehr von „Hetzen," an die Niemand denkt und die auch höchſt überflüſſig ſind und nur durch den frechen Uebermuth der Judenpreſſe hervorgerufen würden. —

Zur Börſenſteuer.

Die „Berliner Börſenzeitung" in Nr. 516 ſchreibt:

„Es iſt in hohem Grade erfreulich, daß, wenn nun einmal immer von neuem auf die Abſicht einer Börſenſteuer zurückgekommen wird, man wenigſtens frühzeitig daran denkt, die competenten Kreiſe zu einem Votum mit heranzuziehen. Wir werden es in dieſem Sinne aufzufaſſen haben, wenn heute auf der Börſe das folgende Schreiben der Königlichen Generaldirection der Seehandlung circulirte und eingehend beſprochen wurde, welches dieſelbe an ihren Vertreter zu dem Behufe gerichtet hatte, um das Votum der größeren Häuſer einzuholen. Es lautet dieſes Schreiben wörtlich nämlich folgendermaßen: „Es beſteht die Abſicht, das bereits mehrfach erörterte Project einer Beſteuerung der Börſengeſchäfte wieder aufzunehmen. Dabei bildet die Beſteuerung der Werthpapiere einen Gegenſtand von beſonderer Wichtigkeit. Die Stempelabgabe auf künftige Emiſſionen inländiſcher Werthpapiere iſt mit $1/2$ % in Ausſicht genommen. Während die franzöſiſche und engliſche Geſetzgebung keinen Unterſchied macht zwiſchen inländiſchen und ausländiſchen Effecten, ſind hier von vielen Seiten Bedenken erhoben gegen die Beſteuerung ausländiſcher Werthpapiere überhaupt, insbeſondere aber gegen die Uebertragung des für die inländiſchen Papiere projectirten Steuerſatzes auf die ausländiſchen. Man beſorgt, daß die Beſteuerung künftiger ausländiſcher Emiſſionen die Folge haben würde, daß die emittirenden Häuſer auf den deutſchen Markt ganz oder theilweiſe verzichten, und dem hieſigen Verkehr durch die Erſchwerung des Zugangs ausländiſcher

Werthe erhebliche Benachtheiligungen und Geſchäftsſtörungen erwachſen würden. Es wäre mir erwünſcht, wenn Sie ſich nach Beſprechung mit competenten Perſönlichkeiten darüber äußern wollten, ob und in welchem Umfange die Beſorgniß gerechtfertigt iſt, daß das hieſige Geſchäft durch die beabſichtigte Maßregel in erheblicher Weiſe geſchädigt werde, und welcher Procentſatz nach ſachverſtändigem Ermeſſen eventuell den ausländiſchen Papieren ohne empfindliche Beeinträchtigung aufgelegt werden könnte." — Wir haben, um vorweg falſchen Auffaſſungen entgegen zu treten, darauf aufmerkſam zu machen, daß es ſich hiernach bei dem gegenwärtigen Projecte nicht ſowohl um eine Umſatz-Steuer für alle Börſengeſchäfte, als vielmehr um eine eigentliche Monopolſteuer für alle zu emittirenden Papiere zu handeln ſcheint. Daß der Procentſatz von $^1/_2$ % zu hoch iſt, iſt die ganz allgemeine Ueberzeugung, vor allem aber wird von allen Seiten darauf aufmerkſam gemacht, daß es die allergefährlichſten Folgen haben würde, wenn es ſich hierbei etwa nur um eine preußiſche Einrichtung handeln ſollte und nicht alle deutſchen Plätze gemeinſam herangezogen würden. Denn für einen ſolchen Fall würden ja Plätze wie Berlin und Frankfurt in der empfindlichſten Weiſe auf Koſten etwa von Hamburg geſchädigt werden.

Wenn aber eine derartige Stempel-Steuer einmal eingeführt werden ſollte, ſo iſt ſie ſicher gerade für die ausländiſchen Papiere, welche auf dem deutſchen Markt emittirt oder gehandelt werden, am meiſten gerechtfertigt, denn es würde hierin ja nur eine Ausgleichung liegen für die Beſteuerung auswärtiger, d. h. in dieſem Falle auch deutſcher Papiere, wie ſie in Frankreich und England beſteht. Freilich würde es ſo ziemlich Alles vom deutſchen Markte verjagen, wenn man wirklich an dem im obigen Schreiben erwähnten Satze von $^1/_2$ % feſthalten würde. Jedenfalls wird dieſes Schreiben nunmehr einen erneuten Anlaß geben müſſen, dieſe ganze Steuerfrage von neuem auf die Tagesordnung zu ſetzen und das ganze Project vielleicht in einer gemeinſamen Erörterung zu beſprechen und die hierbei gewonnenen Ueberzeugungen dann in einer eingehenden, für die Regierung beſtimmten Denkſchrift niederzulegen. Es bleibt, wie wir Eingangs erwähnten, jedenfalls anerkennenswerth, daß die Königliche Seehandlung die Anregung zu dieſer Erörterung gegeben hat."

Herr von Sem, oder was daſſelbe iſt, die haute et petite finance, das „Parket" und die „Couliſſe" der Börſe ſuchen der Börſenſteuer augenſcheinlich wie ein Aal durch die Finger gleiten zu wollen. Die Börſenſteuer würde ſich zu einem bloßen Humbug geſtalten, wenn ſie

nur eine Emiſſionsſteuer würde, die der arme geldbedürftige Staat Deutſchland doch nur ſelbſt bezahlen müßte, weil Herr von Sem einfach bei einer zu negocirenden Anleihe um den Betrag der Steuer weniger bieten würde. Was geht es überhaupt das Publikum an, ob die Herren **Jobber** mehr oder weniger glänzende Fondsgeſchäfte machen? Die gemachten Geſchäfte müſſen bei einer Börſenſteuer beſteuert werden. Alſo eine **Umſatzſteuer**, (etwa durch beeidigte amtliche Makler,) auf alle **in-** und **ausländiſchen** Fonds. Dieſe würde eine nicht wieder zu escamotirende Einnahmequelle bieten. Vielleicht würde die Jobberei an der Börſe dadurch Etwas eingeſchränkt werden, jedenfalls dem Staate aber horrende Summen zufließen, denn der jährliche Spielumſatz iſt **allein hier**, an der Berliner Börſe. viel größer, **als alle auf dem Courszettel notirten Werthe in der Summe der davon überhaupt vorhandenen Kapitalien.**

Keine Spiel**pächter**ſteuer alſo, ſondern eine **Spiel**ſteuer. Wer an der Börſe „jeuen“ will, zahle dem Staate ſeine Prozente für das Spiellaſter. Eine **Umſatzſteuer** iſt das einzig rationelle. Moraliſch genommen, — wenn nämlich im „chriſtliſch-germaniſchen Staate“ die Moral ſich noch eine Bemerkung erlauben darf, — iſt die „Börſenſteuer“ einfach eine Spielopferſteuer. Drücke man ſie nicht zu einer Kartenſtempelſteuer herab. Eine bloße Emiſſionsſteuer kommt aber nur einem Kartenſtempel gleich! Möge der Staat auf ſeiner Hut ſein der goldenen Internationale gegenüber!

„Ave Maria.“

Unter aller Reſerve theilen wir ein vielleicht unbedeutend erſcheinendes Vorkommniß mit, welches in der letzten Hälfte des Novembers geſchehen ſein ſoll.

In der chriſtlichen *** Kirche in Berlin fand ein geiſtliches Concert unter Mitwirkung mancher Dilettanten ſtatt. Ein Fräulein ***, Iſraelitin, ſang als Solo-Partie in dem gedachten Concert ein „Ave Maria.“ Der Geiſtliche der Kirche hatte umſonſt remonſtrirt, die Corporation, welche das Concert veranſtaltet hatte, ſetzte es durch, daß eine Jüdin den Gruß Maria's ſang.

Obwohl wir zu den „Kindern dieſer Welt“ zählen, und daher z. B. den Concertſaal oder das Theater nicht für ungeeignet halten, wenn

in einer muſikaliſchen Aufführung jüdiſche Sänger und Sängerinnen ihr Talent in jeder Form leuchten laſſen, ſo will es unſerm Sinn für Anſtand doch nicht einleuchten, daß in einem chriſtlichen Gotteshauſe — Komödie geſpielt wird. Denn Komödie iſt es ja doch, wenn Bekenner des Moſaismus Rollen ſpielen, welche in's Chriſtenthum gehören und wir glauben nicht, daß die Hausordnung einer chriſtlichen Kirche ſich mit ſolchem Komödieſpiel verträgt. Hält man uns entgegen, daß auch in katholiſchen Kirchen bei Oratorien ꝛc. Sänger aller Confeſſionen mitwirken, ſo müſſen wir doch die gegenwärtige Zeit betonen und es zum Mindeſten unſchicklich finden und brüskirend, daß eine Jüdin in einer chriſtlichen Kirche als Virtuoſin das „Ave Maria" ſingt. Um zu glänzen, hat Iſrael ja noch eine Menge andere Felder offen, als das Innere einer chriſtlichen Kirche. Auch glauben wir nicht, daß das „tolerante" Judenthum ſeine Tempel und Synagogen dazu hergeben würde, um z. B. von einem chriſtlichen Männerchor den Choral „Jeſus meine Zuverſicht" ſingen zu laſſen. Iſrael würde in dieſem Fall auf moſaiſchen Anſtand halten und hätte nicht Unrecht.

Das eiſerne Kreuz.

Dieſes Ehrenzeichen wurde 1813 vom König Friedrich Wilhelm III. geſtiftet, als es galt, in den Kampf auf Tod und Leben gegen die franzöſiſche Fremdherrſchaft zu ziehen.

Das Kreuz iſt das Symbol ſtandhaften Leidens. Dieſes Symbol als Orden war die ehrenvolle Auszeichnung für perſönliche Tapferkeit, für perſönliche Todesverachtung im Kriege. Das eiſerne Kreuz iſt kein Orden „pour le mérite" von Thaten, bei welchen man für das Vaterland nicht das Höchſte, das Leben in die Schanze ſchlägt.

Abgeſchwächt wurde der patriotiſch volksthümlich empfundene Werth und die Bedeutung des eiſernen Kreuzes ſchon dadurch, daß es in neueſter Zeit auch an — Nichtcombattanten verliehen wurde, an Leute, welche pro patria keinen Tropfen Blut riskirt haben, und mit ſchlecht verhehlter Mißſtimmung blickt der Bürger auf dieſe letzte Gattung von Trägern der ſchönſten vaterländiſchen Dekoration.

Wenn — beispielsweise — in einer Zeit der Krisis ein Bankier den Staat aus einer Geldklemme hilft, so thut er es im Vertrauen auf die **Rechtschaffenheit** seines Königs und des Staates. Er negozirt die Bedürfnisse des Staates und gewiß ist dies ein Akt kaufmännischer Geschicklichkeit, getragen von dem Reichthum und dem Credit, dessen Besitzer der Bankier **durch** den Staat und **in** demselben geworden ist.

Eine solche Geschicklichkeit mag eine Auszeichnung verdienen, aber die Auszeichnung, an deren Tradition das **Leben** des Dekorirten als in die Schanze geschlagen, geknüpft ist, das eiserne Kreuz verdient sie unseres Erachtens nicht.

Und der Werth dieses Ehrenzeichens wird noch mehr abgeschwächt, wenn man sich sagen muß:

> Die im Vertrauen auf die Rechtschaffenheit des Monarchen und des Staates bewiesene **Geschicklichkeit** des Bankiers hat diesen **Millionen an Provision verdienen** lassen.

An der Brust des Soldaten, ja an der Brust eines Civilisten, von dem Jedermann weiß, er hat sein Leben völlig **selbstlos** eingesetzt für König und Vaterland, erfüllt uns der Anblick des eisernen Kreuzes mit patriotischer Freude.

Wir können den Hut ziehen vor dem letzten gemeinen Soldaten, der das schöne patriotische Ehrenzeichen trägt. Rollt das eiserne Kreuz aber auf Gummirädern an uns vorüber nach der Börse und erblicken wir es, wo man jobbert und fixt, dann bleibt unser Hut gefälligst auf dem Haupte sitzen.

Nichts für ungut, daß wir die Traditionen des eisernen Kreuzes heilig halten.

Es steckt das im deutschen Blut. —r.

Die Socialdemokratie und das Judenthum.

Wir finden es völlig erklärlich, daß eine unterdrückte Partei grollt und zürnt, und daß sie ihren Gegnern alles nur mögliche Böse wünscht. Und somit erklärt es sich auch, wenn ein großer Theil der Socialdemokraten sich heute manchesterlich geberdet und in der Judenfrage mindestens

eine wohlwollende Neutralität gegen das Judenthum beobachtet. Der socialdemokratiſche Staat, der denn doch gegen das Manchesterthum und gegen die goldene Internationale ſeinem ganzen Weſen nach die feindſeligſte Stellung einnehmen müßte, iſt in weite Ferne gerückt und gewiſſermaßen zum Peſſimismus gezwungen. Das heißt: diejenigen Momente müſſen ihm heute am liebſten ſein, welche am meiſten zur Zerſetzung und zum Zerfall der bürgerlichen Geſellſchaft beitragen. Die Socialdemokratie erkennt denn auch mit richtigem, — peſſimiſtiſchem — Inſtinkt, daß das Manchesterthum und die Verjudung der Geſellſchaft, daß die Concentrirung der Reichthümer in den Händen immer Wenigerer die gewaltigſte revolutionaire Triebkraft iſt, ob ſich die Perſonen, welche dieſe Kraft repräſentiren, auch noch ſo konſervativ und loyal ausſtaffiren.

Der Socialdemokrat ſieht daher dem Kampfe mit verſchränkten Armen zu und wo ſich, wie unlängſt in Dresden, Gelegenheit dazu bietet, intervenirt er durch ſanftes Tulmultiren zu Gunſten Iſraels und des Mancheſterthums. Die Alliance israélite kann ja auch, wie bei den ruſſiſchen Nihiliſten, Stammesgenoſſen unter den deutſchen Socialdemokraten zählen. Und der jüdiſche Socialiſt bleibt in erſter Linie Jude ſo gut wie der jüdiſche Conſtitutionelle oder der jüdiſche Abſolutiſt.

Die Socialdemokratie erkennt daher in Iſrael das **zerſetzende** ſociale Element, denn die poſitiven Ideen des Socialismus paſſen zur jüdiſchen Weltanſchauung wie die Fauſt auf's Auge!

Die ſocialdemokratiſche Stellung zur Judenfrage iſt daher erklärlich, aber ſie irrt im Hauptpunkt. Sie glaubt zu ſchieben, wo ſie geſchoben wird. Sie unterlag im vorigen Jahre der Polizeimacht. Jeder halbwegs klar denkende Socialiſt wird mit uns darin übereinſtimmen, daß die Geldmacht, der „Kapitalismus", eine noch tauſendfach ſtärkere Potenz iſt als die Polizei. Der „Kapitalismus" und ſeine Grundſätze gipfeln im Judenthum. Die Zeit, wo er ſich ſelber „aufgefreſſen" hat, zu erleben, dürfte das Alter Methuſalems nothwendig ſein. Aber bei dieſem Selbſtauffreſſungsprozeß leidet nur das **Volk**, wird das Volk immer höriger, entnervter, demoraliſirter und die Frage liegt nahe, ob ein ſolches Volk dann überhaupt noch „revolutionaire" Lebenskraft beſitzt.

Wir muthen der heutigen Socialdemokratie noch keine Umkehr aus Utopia zu. Will ſie aber — abgeſehen von Utopien — das materielle Wohl des Volkes verbeſſern, ſo iſt der Wahlſpruch Alles oder Nichts der geradezu entgegengeſetzte Weg dazu und ſie macht ſich

im Volke ſelbſt täglich neue Gegner, indem ſie eine wohlwollende Neutralität gegen die jüdiſch-ſemitiſche Fremdherrſchaft, unter welcher all' Klaſſen zu leiden haben, affektirt. Wir ſagen „affektirt," denn im Innerſten iſt wohl kein Socialdemokrat ſo albern, ſich für Herrn von Sem zu opfern.

Die obige kurze Darlegung mag zur Erklärung der beinahe komiſchen Erſcheinung dienen, wie eine Partei, welche Donnerkeile gegen Schacher und Wucher, gegen Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen ſchleuderte — einer ganzen Nation von Schacherern heute eine wohlwollende Neutralität bezeigt und Herrn Bamberger näher ſteht als dem Fürſten Bismarck, der durch ſeine Wirthſchaftspolitik dem Mancheſterthum und der Verjudung den erſten praktiſchen Stoß verſetzte.

Freilich darf nicht außer Auge gelaſſen werden, daß die Socialdemokratie auch einen perſönlichen Haß gegen den Fürſten Reichskanzler hegt und, Perſönlichkeiten trüben immer die Klarheit des Urtheils. Die Perſon, die uns verletzt hat mag ſagen: 2 × 2 = 4; der perſönliche Haß ſagt dann: Nein fünf ſind grade! Dieſen Geiſteskrankheitsſtoff hat die Socialdemokratie noch nicht ausgeſchieden. Ihr allernatürlichſter Gegner, das Mancheſterthum, kann ihre Kurzſichtigkeit jetzt beſſer ausbeuten als dies vor dem Socialiſtengeſetz der Fall war.

Mit großen Herren mag ſchlecht Kirſcheneſſen ſein, mit goldenen Herren aber noch ſchlechter, denn dieſe haben keine andere Idee als nur den eigenen „Arnheim."

Feuilleton.

Iſrael in der Geſellſchaft.

Die auffallende, wucherartige Ausbreitung der Semiten im Staats- und Communaldienſt iſt Hand in Hand mit ihrem Eindringen in die gute Geſellſchaft, reſp. dem Hineinziehen hervorragender Glieder derſelben in ſemitiſche Kreiſe gegangen und weſentlich dadurch unterſtützt und befördert. Es fällt

kaum mehr auf, daß der Offizier, Künſtler und Hofmann ſich jetzt in Itzig's Salon ein Rendez-vous geben, während noch vor wenig Jahren kein Mann der guten Geſellſchaft daran denken mochte, zum mindeſten aber die allgemeine Aufmerkſamkeit in unliebſamer Weiſe auf ſich zog. Die Kunſt, mit der der Jude dieſen Scenenwechſel fertig bekommen hat und täglich fertig bringt, wird nur übertroffen durch die dabei zu Tage tretende Aufdringlichkeit.

Da der Offizier in Uniform nur die gute Geſellſchaft beſucht und es bekannt iſt, daß derſelbe in der Auswahl ſeiner Kreiſe ſehr reſervirt ſein muß, richtete ſich natürlich Iſraels Auge vorerſt auf dieſen hervortretenden Repräſentanten der guten Geſellſchaft. Wie es aber anfangen, um die inſtinktive Abneigung des Cavaliers gegen den Juden zu überwinden?

Kein Baum fällt auf den erſten Hieb. Nur conſequent und ſchlau!

Ebenſo wie dem Juden der „Reſerveoffizier" Geſchäftsreklame iſt, ebenſo, und noch mehr dient er ihm geſellſchaftlich als Aushängeſchild und Salon-Schlepper.

Der Offizier der ſtändigen Berliner Garniſon ſteht mit wenigen Ausnahmen den jüdiſchen Kreiſen fern. Dieſe Ausnahmen („langjährige Hausfreunde und Gönner") ſind als weiße Raben darum bei Iſrael doppelt geſchätzt und beliebt. Viel leichter als dem ſo ſehnlichſt gewünſchten Litzen-Kragen iſt dem Epaulett des auf kürzere oder längere Zeit nach Berlin kommandirten jüngern Offiziers beizukommen, welcher aus der Provinz meiſt ohne Familienbekanntſchaft eintrifft und ſich amüſiren will. Er fällt leicht auf den Juden herein, indem er ſich damit tröſtet, daß bei ſeinem kurzen Aufenthalt weder für ihn noch für ſeine Uniform Conſequenzen aus der Reiſe nach Jeruſalem erwachſen können. Gegen ihn wird nun „mein Sohn, der Reſerveoffizier" ins Feuer geſchickt. Ganz „zufällig" trifft er den Offizier ſeines Regiments, von deſſen Ankunft er in Wahrheit ſchon lange unterrichtet iſt, und dem er ſchon lange aufgelauert hat. Wie er ſich freut, die liebe Uniform des Regiments zu ſehen, wo er ſo ſchöne Tage verlebt hat! Wie er den Herren ewig dankbar iſt, die ihn in ihre Reihen aufgenommen! Wie ſich Papa und „ſeine Damen" freuen würden, einen ſo liebenswürdigen Kamerad kennen zu lernen, von dem er ſchon ſo oft erzählt hat!

Er benimmt ſich mit großer Beſcheidenheit und Zurückhaltung, dieſer orientaliſche Kamerad, es iſt wahr. Eigentlich iſt er doch ein guter Kerl, na! und „Jude" iſt doch ein überwundenes Vorurtheil!

— „Schlagen Sie es mir nicht ab, eſſen Sie morgen zu Mittag mit uns. Wir ſind ganz en famille. Sie finden nur unſern Hausfreund und langjährigen Freund meines Papa's" (folgt der Name eines bekannten Offiziers aus einem vornehmen Reiter-Regiment).

Wohl oder übel, der höfliche Offizier ſagt zu. Schwapp, ſitzt er feſt! Er findet in Itzigs Haus Alles Anders, als er geargwöhnt. Alles comfortable,

gediegen und bei einem gewiſſen Luxus doch einfach. Welch liebenswürdigen halb mütterlichen (ſchwiegermütterlichen?) Anſtrich hat nicht die Hausfrau! Der Hausherr, der durch vornehme Schweigſamkeit die mangelnde Orthographie ganz geſchickt verdeckt, ſieht in ſeinem ſchwarzen Rock ſo diſtinguirt aus und die Ordensbänder im Knopfloch verbieten ja von vornherein den Argwohn, daß der Träger dieſes Rockes ein ganz ausgetragener Gurgelabſchneider war und iſt. Wie nett und gut erzogen ſind die Töchter, wie intim der militäriſche Hausfreund! „Wo ſolch ein Mann verkehrt, kannſt du es auch" denkt der Argloſe, und zur nächſten Tanzgeſellſchaft intereſſirt er ſich ſchon für Tänzer, und es gelingt ihm, ½ Dutzend Kameraden heran zu ſchlagen. So kommt Itzigs Salon en vogue. Wenn den Opfern auch allmählig die Augen aufgehen, ſie können nur ſchwer zurück. Wer A ſagt, muß auch B ſagen, und der Jude iſt wie eine Klette. Bei jeder Gelegenheit (am liebſten natürlich öffentlich) reicht der orientaliſche Kamerad ſeine Rechte. Der Mann iſt zwar zudringlich, aber abweiſen kann man ſeine Hand nicht mehr. Man verkehrt doch bei ihm, hat bei ihm dinirt und getanzt und dann — er iſt doch „Reſerve-Offizier"!

Ja, wie iſt er aber dazu gekommen? Eine meiſt lange und dunkle Geſchichte. In Berlin diente er ſein Jahr ab, und dann beglückte er ein Regiment in der Provinz wo Tatteleben „langjährige Freunde" hat.

„Wir wollten ihn Alle nicht und da — war er es mit einem Male doch." —

Los zu werden iſt er nicht mehr, denn gegen alle Anſpielungen, ſich zu drücken, iſt er mit dem Attila oder Küraß ſemitiſcher Dickfälligkeit gewappnet.

So muß der Offizier dem Juden ſeine geſellſchaftliche Stellung machen.

Ebenſo wird der Hofmann gepreßt. Itzig hat ihm manch' wichtigen Dienſt geleiſtet. Er weiß, daß er mit ſeinem Erſcheinen manche Proviſion ſtreicht, es koſtet ja nur ein wenig Ueberwindung und dann — man weiß nie, wann man ihn wieder braucht. Der vornehme Mann geht hin, natürlich ohne ſeine Damen. Itzig begnügt ſich mit dem Finger. Er weiß, daß ihm die Hand gehört, ſobald er will. Das Weitere beſorgen „ſeine Damen." Die Frau v. X. liebt ſo die Blumen und die Frau Commerzienrath Dingsheim ſchickt ſo reizende Bouquets. Daß die ſilberne Fruchtſchale manchmal an den Blumen kleben bleibt, iſt eine Merkwürdigkeit des kommerzienräthlichen Silbergeſchirrs. Und wenn es ſich nun erſt um „Palmenarrangements" handelt! — —

Der Haupttrumpf, den Itzig aber ausſpielt, iſt ſein Schwiegerſohn: der Herr Premierlieutenant, Herr Baron von X. Die Mitgift, die er ihm mitgiebt aus dem Gelde, welches beim Cravattenprobiren die Standesgenoſſen hergeben mußten, bringt ſich mit Zinſen ein. Er iſt ja jetzt verwandt mit den vornehmen Leuten, und die jungen „Baronche," ſind ſie nicht

ſein Blut? In der That ähneln ſie auch durchaus nicht ihrem germaniſchen Vater mit blondem Bart und Haar, ſondern ſind dem krummen Großvater Lazarus wie aus den Augen geſchnitten. Wo Itzig ſich mit ſolchen Mitteln feſtgeſetzt, iſt er natürlich nur ſehr ſchwer zu delogiren. Der Cavalier muß ſich ja zum Vertheidiger des Juden hergeben, wenn er ſich nicht ſelbſt ins Geſicht ſchlagen will.

Ebenſo wie den Offizier und Legationsſekretär, kurz Alles was Stand, Namen und Orden hat, weiß ſich Iſrael auch den Künſtler und Gelehrten dingfeſt zu machen und zu dekorativen Zwecken zu gebrauchen. Sie bilden ebenſo den Hofſtaat des reichen Banquiers wie der einflußreiche, „geiſtſprühende" jüdiſche Reporter, der im Stande iſt, den Ruhm eines Buches oder Bildes von Berlin bis zum Rhein zu tragen. Dem berühmten Maler bringen ſeine Bilder große Preiſe reſp. glänzende Kritiken. Der unbekannte und unbemittelte Künſtler hilft in der Erwartung einer Beſtellung lebende Bilder ſtellen und Cotillons arrangiren. Beſtellungen bekommt er aber doch nicht. Zwar hat Itzig die Manie, ſich in Oel malen zu laſſen, vielleicht in der dunkeln Vorahnung, für einen Ahnenſaal bei Zeiten ſorgen zu müſſen. Aber er läßt ſich bei einem von „unſere Leit" malen. Der malt billiger und blanker und ſo ſchön glatt!

Wehe dem Künſtler und Schriftſteller, der den Juden beharrlich ablehnen würde, ſelbſt wenn ſeine pekuniäre Lage und ſein Geſchmack es ihm erlauben. Die nächſte Kritik ſeines Buches oder Bildes würde ihm zeigen, was es heißt, den Zorn Iſraels auf ſich zu laden. Und auch, wo dieſe Bande nicht ſind, iſt Itzig ſchwer los zu werden. Profeſſor's haben ſchon drei Beſuche von Benjaminſohns unerwidert gelaſſen. Sie wollen den Umgang aufgeben. Da erſcheint Frau Benjaminſohn und Tochter: „Sie wollen uns wol los werden, liebe Frau Profeſſor. Ja, ja, das merken wir wol, aber uns werden Sie nicht los!" ſagt die Alte mit echt jüdiſch-frivoler Frechheit.

Weiß Gott! Wenn das Thürweiſen nicht in natura erfolgt, ſind ſie nicht los zu werden.

Intereſſant, und traurig zugleich iſt die Thatſache, daß Iſrael auch den Sport in ſeine Machtſphäre gezogen und demſelben bereits ein eigenthümliches Parfüm verliehen hat. Der um den Sport leuchtende Schein der Ritterlichkeit fängt an manchen Stellen an zu verblaſſen und dem intenſiveren „Börſenſchein" Platz zu machen. Nicht etwa, daß Itzig aktiver Sportsmann wäre. Bewahre! Warum ſollte er auch ſeinen Wanſt über die Mauer und das Fließ von Hoppegarten riskiren! Findet er doch (!!) Cavaliere, die des Juden Pferd über die Bahn reiten und ſogar ſeine „Farben" tragen! Nächſtens werden wir neben dem Henkel-Preis auch eine „Synagogen-Steeplechaſe" und die „Jom Kippur-Hürden" zu verzeichnen haben. Wunderbar, daß man nicht jetzt ſchon Itzig im rothen Frack am Rendez-vous beim

Stern ſieht. Oder flößt ihm nur das dort zu jagende Schwein Abneigung ein? — —

Doch Scherz bei Seite. Dahin wird es hoffentlich nie kommen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird ſchon in dieſer Saiſon der beſternte Frack und das Epaulette in Itzigs Salon ſpärlicher werden. Möchten ſie doch ganz und für immer daraus verſchwinden! Bringen wir nur erſt geſellſchaftlich den Juden auf den ihm gebührenden Platz! Es iſt nicht ſo ſchwer, wenn ſich alle anſtändigen Männer im ſtummen Gelöbniß darauf die Hand geben. Im Herzen trägt ja jeder den Wunſch, den Juden los zu werden. Fangen wir geſellſchaftlich damit an, das Andere kommt nach. Im Juli 1870 ſoll Benedetti aus Paris die Parole empfangen haben: Brusquez le roi! So müßte jetzt für den anſtändigen Mann die geſellſchaftliche Parole ſein: **Isolez le juif.**

Ein Wohlthäter.

Ein jüdiſcher Bankier ſoll zum Beſten eines Fonds zur Befreiung von Offizieren aus Wucherhänden einen namhaften Fonds zu mäßigem Zins gegeben haben. Ehre dieſem Ehrenmann! — —

Die neueſte Fabel vom alten Fuchs.

(Aus Aeſop's Fabelnachlaß.)

Unter allen Thieren iſt der Fuchs am ſchlaueſten, das wiſſen die kleinen Kinder ſchon, von allen Füchſen aber ſind die beſchnittenen die reichſten an Liſten und Schwänken. Das wiſſen auch die großen Kinder und nehmen ſich doch nicht in Acht.

Es lebte vor Jahren ein Fuchs in einem Lande ganz kümmerlich. Er hatte nur eine enge, ſtänkrige Röhre und mußte ſich von Allem nähren, was ihm in die Klaue kam, ſehr oft von Roßkäfern. Und es ging ihm ſehr ſchlecht. In dem Lande aber lebten auch viele Hühner, die waren fett und hatten Federn, namentlich die Perl- und Cochinchinahühner, und die Faſanen. Es gelang aber dem Fuchs, an die Hühner zu kommen, und er würgte ſie und machte Compagnie mit dem Marder und Iltiß, die ſeine beſten Freunde waren. Sie rupften ihnen die Federn aus und biſſen ſie todt, und wenn

es den Hühnern auch wehe that, der Fuchs ließ ſich nichts merken. Das ſchmeckte beſſer wie Roßkäfer. Und bald verließ er ſeine Röhre und legte ſich in der Hauptſtadt dieſes Landſtriches einen neuen Bau an. Seine Röhren ſtanden aber immer in Verbindung mit der Wohnung des Iltiſſes und Marders. Nun machte er die Bekanntſchaft von Silber- und Goldfaſanen. Denen redete er ein, das Rupfen müſſe ſo ſein und nahm von ihren Federn ſo viel er wollte. Und weil er ſie nicht todt würgte, ſagten ſie: Es iſt doch ein anſtändiger Fuchs.

Bald wurde ihm ſein Bau zu enge, ſo viel Federn hatte er, und das dortige Federvieh war kahl. Darum zog er mit Frau Ermelin und den liſtigen Kleinen nach der Haupſtadt des Landes, wo König Nobel Hof hielt, und hier baute er ſich in der Nobelſtraße ſein Malpertaus. Und er lernte die bedeutendſten Thiere vom Hofe kennen. Iſegrim und Braun, die Generäle, Bellin den Legationsrath und die Abgeordneten Hinz und Balduin, ſowie den Journaliſten Scharfkneip, und er lud ſie zu Gaſtereien und ſie kamen und halfen ihm die andern Thiere plündern, ohne es zu wollen. Denn der Fuchs war klüger als ſie. Und er wußte, wie der König Nobel viel auf ſeine Leibgarde von Kampfhähnen hielt, und daß dieſelben auch bei den andern Thieren in Ehren ſtanden. Da ſuchte er ſich bei Nobel einzuſchmeicheln und half einen Sack Weizen kaufen, von dem die invaliden Hähne ſollten gefüttert werden. Während er ſo für die invaliden Thiere ſorgte, rupfte er den geſunden die Federn und Haare und zog ihnen das Fell über die Ohren und Keiner ſagte Etwas. Denn Alle meinten: Wie wohlthätig iſt Reinecke!

Und er kaufte ſeinem Söhnchen, dem jungen Fuchs, ein abgelegtes Hahnenkleid, damit er ſich ab und zu unter die Haupthähne miſchen könne, wenn Nobel Hof hielt. Denn er ſelbſt wurde nicht zugelaſſen wegen ſeiner ſtarken Witterung.

Aber die Hähne merkten bald den falſchen Hahn und rochen den richtigen Fuchs.

Allen beſchnittenen Füchſen in Nobels Stadt ging es aber gut und ſie ſetzten Talg an und wurden fett, die andern Thiere aber wurden immer ärmer und magerer. Da rafften ſie ſich einmal auf und riefen: Wir ſind ſo viel und der Füchſe ſo wenig. Warum jagen wir ſie nicht fort? Und ſie erhoben einen Lärm, daß den Füchſen in ihren Röhren Angſt und Bange wurde und ſie abſcheulich rochen.

Unſer Hauptfuchs aber erkannte die große Gefahr und beſchloß den andern Thieren bei Nobel zuvorzukommen. Und er rief Braun und Iſegrimm und ſchrie: „Wie traurig iſt es, daß der verfluchte Marder und Iltiß den ſchönen Hähnen die Federn ausrupfen und ihnen die Gurgel abbeißen. Ich habe ja ſo viel Federn liegen und um dem König Nobel und den edlen Hähnen zu helfen, will ich meine Federn den Hähnen ſehr billig borgen.

So entgehen unſre theuren Hähne dem räuberiſchen Iltiß und Marder. Ich aber thue alles ohne Intereſſen.“ Denn Braun und Iſegrimm ſollte es bei Hofe dem Nobel ſagen. Und der Fuchs dachte die Thiere zu überliſten. Dieſe aber rochen die Fuchswittrung und riefen: Du verfluchter Fuchs haſt die Federn ja ſelbſt geſtohlen und der Iltiß und Marder waren früher deine beſten Freunde. Wir glauben dir nicht. Und die Thiere wurden nur noch aufmerkſamer auf das Treiben der Füchſe und beobachteten ſie um ſo ſchärfer!

Wucher- und Tagespreſſe.

Die Zahl der Selbſtmorde Unglücklicher, welche keinen Ausweg ſehen, den Klauen der Wucherer, in die ſie gerathen, zu entrinnen, mehrt ſich in Aufſehen erregender Weiſe! —

Aus der großen Zahl der für Selbſtmorde angegebenen Urſachen, wollen wir zwei herausgreifen, die ſich im Monat Auguſt dieſes Jahres ereigneten. Der eine betrifft den Sohn eines hochgeſtellten Militairs in Berlin, der andere einen armen Briefträger in Hamburg. In jenem Fall wurde das traurige Ereigniß geſchildert, und der Name des unglücklichen jungen Mannes mit ſeinen Anfangsbuchſtaben derart bezeichnet, daß Jedermann ihn ſofort erkannte. In Hamburg ſchilderte die Preſſe ſogar alle Einzelheiten, wie der arme Subalternbeamte in haarſträubender Weiſe ſyſtematiſch ausgeplündert worden war, und wie ihm Nichts übrig blieb, als durch Inſolvenzerklärung ſeine Stelle bei der Poſt zu verlieren. Der Beamte, Familienvater von Frau und 4 Kindern, ſtürzte ſich in ſeiner Verzweiflung in's Waſſer. In ſeinen Taſchen fand ſich ein Brief vor, der die Motive ſeiner That angab. Der Name des Selbſtmörders wurde in der Preſſe voll ausgedruckt, und die unglücklichen Hinterbliebenen mußten indirekt Spießruthen laufen in der Zeitungsleſerwelt.

Und die Namen der Wucherer? fragt jeder unbefangene Leſer **Die blieben verſchwiegen!!** In einer angehängten Bemerkung in „allgemeiner Dichtung“ ein Paar Gemeinplätze über die Verwerflichkeit des Wuchers, — das war Alles. Die moſaiſchen Männer, in deren Händen faſt ausſchließlich das Reporterweſen der Tagespreſſe liegt, und deren Begabung, auf der Jagd nach Neuigkeiten das Gras wachſen zu hören, über allem Zweifel erhaben iſt, breiten in ſolchen Fällen ſtets den Mantel der chriſtlichen Nächſtenliebe

über die Schlächter, tranchiren dagegen die Schlachtopfer für die öffentliche Ausstellung auf's Gründlichste, unbekümmert darum, ob das Gefühl der Angehörigen jener Opfer dabei aus tausend Wunden bluten muß. —

— „Wozu den Mann (den Wucherer) namhaft machen? Er hat ja Nichts gegen das Gesetz gethan!" gab uns einmal ein jüdischer Reporter in einem solchen Fall zur Antwort.

Ein anderer Reporter, philosophischer als der eben erwähnte, breitete auf unsere Vorwürfe eine Zeitung vor uns aus und deutete stillschweigend auf eine Reihe feststehender Inserate in einer nationalliberalen Hamburger Zeitung.

Wechsel.

Hiesige Wechsel werden täglich in der Wechselbank, Dammthorstraße 4a, discontirt.

Das Wechsel- und Depot-Geschäft von **Cohn Gebr.**, alt. Steinweg 54, I., geöff. 10—12 U. Morg. und 7—8 U. Ab.

Unter **streng. Verschwiegenh.** ist **Geld auf Wechsel** bis zu **jeder Höhe schnell u. coulant** zu haben: Kl. Bäckerstr. 28, I. Etage.

Geld auf Wechsel, Sparkassenbücher oder sonst. Werthsachen, mäßige Zinsen, Werftr. 8, 1. E. r.

Geld auf Wechsel, Häuserpöste u. Sparkassenbücher. **A-B-C-Straße 18, 1. Et.**

Geld auf Wechsel, Sparkassenbücher, Waaren u. Häuserpöste **Werftr. 3,** 1. Et. r.

Geld ist auf wöchentliche oder monatliche Abzahlung zu haben. Paſtorenſtr. 10, part.

Geld ist täglich geg. Wechsel, Sparkassenbücher, Häuserpöste, gegen reelle Zinsen, auch ohne Bürg. zu hab. 1. Marienstr. 27, I. Etg., in Hbg.

! Geld !

Auszahlungen 8 bis 1 u. 3 bis 8,

sofort baar, bis zu jedem Betrag, unter strengster Verschwiegenheit, gegen 6% jährlich. Hauspöste u Sparkassenbücher werden sofort ohne Verlust ausbezahlt und auf Waaren u. Wertheffekten Anzahlungen u. Vorschuß bewilligt, auch Erbschaften am hiesigen Platz u. auswärts regulirt und wenn gewünscht, sofort Vorschuß darauf geleistet.

M. Rothenstein's Regulirungs-Bureau,

Gr. Neumarkt 28, 1. Etage.

Geld auf Waaren, Kleidungsstücke, Betten, Uhren, Gold, Silber, Sparkassenbücher, Werthpapiere zu billigen Zinsen. **Spedition und Vorschuß auf Koffer und Reiseeff. Neust. Fuhlentwiete 54, neb. d. Convegarten.**

Geld auf Wechsel, Waaren, Betten, Mobilien, Uhren, Gold, Silber, Pretiosen, Sparkassenbücher, Werthpapiere. **Für eine Mark 2 Pfennige pro Monat. Speersort 20, 2 Etage.**

Geld gegen Waaren, Sparkassenbücher u. andere Werthsachen billig. **Poolstr. 37.**

Standespersonen, Capitalisten, Banquiers ꝛc.

Unter strengster Discretion habe stets sichere Papiere und Pretiosen auf kurze oder längere Zeit zum hohen Zinssatze von 1500 bis 50,000 Mk. zu lombardiren.

Standespersonen, Capital., Banq. ꝛc., die flüssig Geld haben, resp. machen können, solches sicher garantirt, zu hohen Zinsen anlegen wollen und mit einem reellen Kaufm. in Verbindung zu treten beabsichtigen, belieben ihre werthen Adressen mit der Aufschrift **P. 118** an das **Intelligenz-Comptoir, Berlin,** Kurstraße 14 zu senden.

Bei 90 Thaler Zinsen

pro **1000 Thlr.** per **Monat** u. Sicherstellung von **Königl. Werthpapieren ꝛc.** suche einen discreten Geldgeber zur Ausdehnung meines **Lombard-Geschäftes.** Adressen einzusenden an die Expedition des **„Berliner Tageblatt," Berlin S.,** Prinzenstr. 35, sub **L. Z. 148.**

Ja freilich! Solche Anzeigen repräsentiren eine tägliche Einnahme von ca. 25 Thalern und ist man redaktionell indiskret, so läuft man Gefahr, in der Expedition eine Einbuße an nahrhaften Inseraten zu erleiden. Arme Teufel, die eine Semmel stehlen und deßhalb vor den Polizeirichter gelangen, Bauernfänger, welche, wie jene armen Semmeldiebe nicht inseriren, u. s. w. u. s. w. werden sans gêne bei Namen genannt. Bei dem „straflosen Verbrechen" des Wuchers ändert sich die Sache. Hier wird der „Verbrecher" mit Zartgefühl von der Tagespresse behandelt und die Opfer des „Verbrechens" werden auf Druckpapier in die Oeffentlichkeit geschleift. Trotzdem die einfache Namensnennung der „Geldnegozianten" die beste öffentliche Zuchtruthe für ihr Treiben sein würde!

Hat, so fragen wir, eine solche Tagespresse, die ihr Müthchen an den Opfern des Wucherverbrechens kühlt, auch nur das Minimum eines sittlichen Rechts, in staatlichen und gesellschaftlichen, in socialpolitischen Angelegenheiten eine maßgebende Moral zu predigen? — Es kommt hier nicht darauf an, lieber Leser, zu welcher Partei Du Dich bekennst. Ganz und gar nicht. Aber — — laß Dich von dieser Tagespresse nicht wie einen „Peter Simpel" behandeln und erkenne diese druckpapierne Weisheit nicht als Autorität an, denn Du weißt nicht, wie man über Deine Dummheit auf den Redaktionsbureaus oft spottet! Wie wir Journalisten die Selbstironie in Gesprächen handhaben, wenn wir Dir im Interesse der „Zeitungsmassas" Sand in die Augen streuen müssen. Jedes mauvais sujet von einem hebräischen (oder nicht hebräischen) Wucherer wird zarter behandelt als die Minister! Nach oben hin giebt sich diese

Tagespreſſe den Anſchein ritterlicher Kämpfer. Nach unten hin entſittlicht ſie die öffentliche Meinung aus induſtrieller Gewinnſucht. Weil das „Geſetz“ noch keinen Galgen für die Finanzmeuchelmörder hat, hängt die Preſſe die Gemordeten und deren Angehörige an den Galgen der Oeffentlichkeit.

Iſt das eine Preſſe?!

(Eingeſandt.)

Die Berliner Zeitung vom Sonntag, den 2. November 1879 ſchreibt wörtlich über die Generalſynode:

> „In dieſelben Räume, wo ſeit den letzten Wochen ein ſo inbrünſtiges Hoſiannah gen Himmel erſcholl, und wo das Gebet der rührigſten Diener der Kirche wie ein gewaltiger Ruf aus dem Jenſeits in jedes evangeliſche Herz drang, werden die Mitglieder des Herrenhauſes einziehen, um dort klug und weiſe über das Wohl und Wehe, namentlich aber über die Wahrung ihrer eigenen hochconſervativen und kirchlichen Intereſſen zu berathen. Aus dieſen Gründen wird es nicht nöthig ſein, die Säle auf der Leipzigerſtraße vorher zu desinficiren“ ꝛc.

Man weiß hier wahrhaftig nicht, worüber man mehr ſtaunen ſoll: Ueber die echt jüdiſche Frechheit, mit der dieſer Redacteur Dr. Ad. Kohut die Diener der Kirche ſo beſchimpft, oder über die echt deutſche Langmuth, mit der unſer Volk ſich ſo bodenloſe Unverſchämtheiten gefallen läßt.

Wo desinficirt man? Da, wo ein Peſtkranker im Hauſe geweſen iſt. Als Peſtkranke alſo wagt dieſer Dr. Kohut die Vertreter der chriſtlichen Kirche hinzuſtellen! Und damit nicht genug. Denn was folgt aus dem: „Es wird nicht nöthig ſein, die Säle zu desinficiren?“ Wann nur braucht man, ſelbſt nach dem Auszuge eines Peſtkranken, für einen neuen Ankömmling die von Jenem innegehabten Räume nicht zu desinficiren? Wenn der neu Ankommende gleichfalls ein Peſtkranker iſt! Alſo auch die Mitglieder des Herrenhauſes, unter ihnen der Oberbürgermeiſter von Berlin, bezeichnet der Redacteur der Berliner Zeitung als Peſtkranke!

Hier tritt die Unverſchämtheit der jüdiſchen Preßbengel zu klar zu Tage, um eines näheren Hinweiſes zu bedürfen.

Korreſpondenz.

S. in P. — Hundert „mittelalterliche Raubritter" haben noch nicht den hundertſten Theil zuſammengeraubt, als manch' einer unſerer modernen **Raubrechner.** — Etwas vergleichende Kulturgeſchichte ſei Ihnen empfohlen.

Poſtſtempel Bremen. — „Er kennt die Geſetze nicht!" Daß die Geſetze im Fall eines Krieges die Privateiſenbahnen dem Staate zur Verfügung ſtellen, wird der Miniſter Bitter ſchon wiſſen. Aber was er nicht wiſſen kann, iſt, ob und in wie weit Privateiſenbahnverwaltungen in Zeiten „militairiſcher und politiſcher" Kriſen den Werth der Geſetze abſtumpfen, durch läſſigen oder böswilligen Dienſt dem Vormarſch wie den Rückzügen Schwierigkeiten bereiten können u. ſ. w.

Ein „alter 1848." — Und Sie reden den Junkern von der **Agiotage** das Wort?! Denn weiter iſt es doch Nichts, wenn Sie gegen die „Börſenſteuer" eifern. —

An Diverſe. — Die „Deutſche Wacht" iſt keine Arena zur Abwehr perſönlicher jüdiſcher Gemeinheiten. Wir verweiſen Sie auf die elfte Auflage der Schrift „Der Sieg des Judenthums über das Germanenthum" (Bern bei Coſtenoble), woſelbſt in einer neuen Vorrede „Herr von Sem" gründlichſt abgefertigt iſt.

v. M. — Ihre Bemerkung iſt korrekt. Semit und Jude ſind nicht abſolut identiſch. —

M—w. in New-York. — Die Antiſemitenliga, deren Statut durch alle Buchhandlungen zu beziehen, iſt eine Vereinigung von Männern aus allen Klaſſen der Geſellſchaft. — Die „antijüdiſche Vereinigung" wirkt weſentlich auf dem Gebiete der Preſſe. — Die chriſtlich-ſociale Arbeiterpartei iſt kein ſogen. „Muckerverein." Sie vertheidigt dagegen, und mit Recht, auf ihrem kirchlichen Standpunkt die chriſtliche Kirche gegen die Bevormundung des Judenthums. Ein Gleiches, und mit demſelben Recht, thut die katholiſche Preſſe in Deutſchland. **Alle** Confeſſionen ſind des Dreinſchwatzen's der Juden in chriſtlich-kirchliche Angelegenheiten im Superlativ überdrüſſig; und weil ſich die Chriſten von den Juden keine Kirchengeſetze mehr vorſchreiben laſſen wollen, ſchreit die Judenpreſſe über „Intoleranz" und „Glaubenshaß." — Wenn das Ehrgefühl der Deutſchen erſt dahin gekommen iſt, grundſätzlich der Judenpreſſe den Rücken zu kehren, dann wird auch dieſes Geſchrei, als keine Groſchen einbringend, verſtummen.

Poſtſtempel Kopenhagen. — Die Meuchelmorde der ruſſiſchen Nihiliſten gelten dem Amt. — Ebenſo gelten die perſönlichen Angriffe der Judenpreſſe auf Stöcker dem Prieſteramt. Iſrael ſucht dabei das Vorurtheil des Pöbels auf ſeine Seite zu bringen. Der Verſuch ſcheitert. Voilà tout.

Poſtſtempel Poſen. — „Der Herr vom Hauſe: Herr von Sem, Sie haben ſich Etwas ſchmutzig gemacht. Wollen Sie nicht ein wenig Toilette machen? Hier iſt ein Spiegel, Bürſte u. ſ. w. — — Herr von Sem: Wie haißt „ſchmutzig

gemacht?" — Wie haißt „Toilette?" — Herr! Sie ſind ein Torquemada, ein Peter Arbues! Ein Judenverbrenner! Ein Scheiterhaufenanzünder! Ein Hetzer! Ein — ein — — Waihgeſchrien!! (die Stimme verſagt ihm, er ſchnappt über.)

Ein Unparteiiſcher in Worms. — Die Statiſtik der Gefängniſſe in confeſſioneller Beziehung der Inſaſſen iſt ebenfalls nur „mit Ausſchluß der Oeffentlichkeit" auf der Welt. Wir können daher jetzt die Behauptung, daß faſt gar keine Juden die Strafanſtalten bevölkern, noch nicht entkräften. Uebrigens führen „ſtraſloſe Verbrechen, wie Wucher, geſetzlich nicht zu hindernde Gaunereien ꝛc. ꝛc. an die Gefängniſſe vorüber. Zu „Meſſeraffairen," welche den Menſchen hinter Schloß und Riegel bringen, gehört immer ein gewiſſer perſönlicher Muth. Schlauer und vorſichtiger als der Germane iſt aber der Jude. Gleichwohl ſei hier die Bitte um ſtatiſtiſches Material aus den Gefängniſſen ausgeſprochen. Daß man aus der Tagespreſſe ſo wenig von geſetzlicher Beſtrafung von Juden erfährt, werden Sie ſich erklären können. Aus unſerer eigenen journaliſtiſchen Epoche ſind uns Fälle bekannt, wo die ganze „Miſchpoche" verurtheilter Juden auf dem Redaktionsbüreau beim ſtammverwandten Chefredakteur Diskretion erbat und erhielt. — **Wir richten daher an einflußreiche Geſinnungsgenoſſen die Bitte, uns ſtatiſtiſches Material aus den Strafanſtalten zu verſchaffen.** Der Prozentſatz wird die beſte Aufklärung geben.

„Ein antiquirter Regenſchirm." — (Poſtſtempel Berlin.) — Nicht unſere Waffe.

„Humorcerberus." — (Poſtſtempel Berlin.) — Wenn Sie gelacht haben zu den Späßen und Bosheiten des Polichinelli, ſo dürfen Sie ihnen die Hälſe nicht umdrehen. Im Uebrigen iſt Ihre Idee eines Antijüdiſchen Witzblattes nicht übel. Wir ſchlagen den Titel „**Jeiteles**" vor. Stoff genug iſt in den jüdiſchen Witzblättern ſelbſt zu finden.

C. in P., H. in F. a. O., H. in M. u. ſ. w u. ſ. w. — Die Statuten der Antiſemitenliga ſind in jeder Buchhandlung für 50 Pfg. zu haben. Das Central-Bureau der Liga iſt Berlin S. 48 Prinzenſtraße I.

Poſtſtempel Zürich. — „**Die Börſe iſt der Giftbaum der Nation.**" Selbſtverſtändlich ſprach der Miniſter Maybach hier von der Fondsbörſe. Dies geflügelte Wort, das dem Genie eines Bismarck Ehre machen würde, wird zuverläſſig „die Runde um die Welt" machen. In früheren Zeiten war die Fondsbörſe ſehr konſervativ. Seit man aber beim Liberalismus beſſer im Trüben fiſchen kann, iſt ſie gewaltig „liberal" geworden. Die Worte des Miniſters ſind ein furchtbarer Schlag gegen den jüdiſch-ſemitiſchen Mangel an Patriotismus der Fondsbörſen, denn $^9/_{10}$ dieſer Börſenritter hat die Wurzel ihres Stammes in Abraham. Die Fondsbörſe iſt es, welche allen Gründungsſchwindel, der die Nation zu Grunde richtet, — negozirt. Ein gewiſſer Chriſtus ſagte: „Ein fauler Baum wird abgehauen und" — — — u. ſ. w.

Poſtſtempel Ingenheim 9. Nov. (bayer. Pfalz). — „Bei der geſtern abgeſchloſſenen Gemeinderathswahl bei 7 Proteſtanten, 6 Katholiken und 5 Juden wurde ein Jude zum Bürgermeiſter gemacht. (Derſelbe war bisher ſchon Bürgermeiſter.) Sie müſſen aber dabei wiſſen, daß die Katholiken, obwohl ſie gewiſſermaßen den Proteſtanten ihre Wahl zu verdanken hatten und obgleich vertraulich abgeſprochen

und versichert war, den bisherigen Bürgermeister nicht wieder, sondern einen Protestanten zum Bürgermeister und einen Katholiken zum Adjunkten zu wählen, die Katholiken bis auf einen Einzigen ihr Wort nicht hielten und dem Juden ihre Stimme gaben. Ist dies nicht traurig? Wir hätten ein Resultat von 14 Christen und 4 Juden gehabt, allein ein Christ nahm nicht an und darauf kam ein Jude als Ersatzmann an die Reihe. Es gibt hier bei 650 Protestanten und 430 Katholiken 432 Juden und diese sind die Reichsten.

Sie können sich denken, welche Aufregung hier unter den Christen darüber herrscht." — Sie dürfen hier nicht in pleno „die Katholiken" verantwortlich machen. In kleineren Orten sind stets kleine persönliche Motive und Animositäten mächtig. Dies wird auch bei Ihnen wohl der Fall gewesen sein. Schiller sagt: „Im engen Rahmen stoßen sich die Dinge." Uebrigens scheint Ihr kleiner Rahmen ein groß Jerusalem zu sein. Dagegen muß Berlin statistisch beschämt die Augen nieder schlagen.

J. in Ofen. Für dieses Heft zu spät. Ob die Judenfrage im pr. Landtage angeregt werden wird, vermögen wir nicht zu sagen. Ganz zuverlässig wird sie aber im Reichstage erscheinen, nachdem derselbe neu gewählt ist. Also Nichts überstürzen.

Ein Israelit. — Beruhigen Sie sich! — Gernegroß Lasterleben findet sicher noch ein Loch, durch welches er in den Landtag schlüpft. — Da hilft kein Zacherl!

☞ **Unverlangten Manuscripten, deren Rücksendung im Fall der Nichtaufnahme gewünscht wird, bitten wir die entsprechenden Freimarken beizufügen und machen zugleich darauf aufmerksam, daß uns wesentlich statistisches Material willkommen ist.**

Die Redaktion.

Verantwortl. Redacteur: Wilh. Marr. — Otto Hentze's Verlag.
Druck von Max Babing, Berlin, Neu Kölln a. W. 14.

Für jeden Gebildeten!

Im Verlage von **R. Costenoble** in **Bern** erscheint:

Kulturgeschichte des Judenthums

von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Von

Dr. Otto Henne-Am-Rhyn.

Die erste und zweite Lieferung dieses aus 5 Lieferungen bestehenden epochemachenden Werkes sind in jeder Buchhandlung zu haben.

In demselben Verlage erschien:

Die 11. Auflage

der Schrift

Der Sieg des Judenthums über das Germanenthum

von **W. Marr**

und zwar mit einer scharfen

Abfertigung Israels

auf dessen Angriffe gegen den Verfasser vermehrt. In dieser Abfertigung weist **Marr** die ganze Gemeinheit und Niederträchtigkeit jüdischer Gefechtsart in wahrhaft **vernichtender** Weise nach.

Ebenfalls bei **Costenoble** erschienen:

Jeiteles Teutonicus.

Harfenklänge aus dem vermauschelten Deutschland.

III. Auflage.

Vom jüdischen Kriegsschauplatz.

Eine Streitschrift von **W. Marr.**

IV. Auflage.

Zookomisches.

Eine reizende Humoreske.

Mit 96 Illustrationen nichtpolitischer Art.

In **Otto Henke's Verlag** in **Berlin, N.,** 105a. Friedrichstraße erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Minister Maybach

und

Der „Giftbaum": „die Börse".

Von

L. Nandh.

(Verfasser von: Die Juden und der deutsche Staat; Israel im Heere.)

Preis eleg. broch. 50 Pf.

Das „geflügelte Wort" des Ministers Maybach hat in Israel, soweit es jobbert und fixt, Heulen und Zähneklappern wachgerufen. Es läßt ahnen, daß nunmehr endlich dem **frivolen** Börsenspiel, dem müheloſen Erwerb, ernsthaft zu Leibe gegangen werden wird. Welcher verständige Mann muß da nicht Partei ergreifen für den Minister, der seiner Ueberzeugung und der des nicht am Börsenspiel interessirten erwerbsthätigen Volkes in so mannhafter Weise im Landtage offen Ausdruck gab! Der bekannte Herr Verfasser weist in schneidiger, überzeugender Sprache nach, daß die heutige „Börse" ein „Giftbaum" **ist,** dessen **„Wurzeln und Aeste"** beschnitten werden **müssen.**

Jeder, der am Staatswohlergehen Antheil nimmt, möge die Schrift lesen und in den weitesten Kreisen dieselbe zu verbreiten bemüht sein.

Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Band I. Heft 3.

Die Deutsche Wacht.

Monatsschrift

für

nationale Kulturinteressen.

(Organ der antijüdischen Vereinigung.)

Redigirt

von

Wilhelm Marr.

Berlin 1880.

Otto Hentze's Verlag.

105a. Friedrichstraße.

Inhalts-Uebersicht.

Marr, Wilh., Der Gesellschaftsvertrag mit dem Judenthum (Fortsetzung und Schluß vom vorigen Heft) . . . . . Seite 113
Aus der Journalistik Berlins, I. . . . . „ 122
Israel in Bayern. (Aus München) . . . . . „ 123
Der Wucher in der Armee . . . . . „ 138
Etwas Allbekanntes und stets Vergessenes . . . . . „ 146
Sprüche Salomonis Kap. XVI. Vers 32 . . . . . „ 147
Zum Lotteriewesen . . . . . „ 148

Vom jüdischen Kriegsschauplatz:

„Israel über Dir, Simson" (von Treitschke) . . . . . „ 150
Dr. M. Joël, Rabbiner in Breslau . . . . . „ 151
Herr Dr. M. Lazarus . . . . . „ 153
Eine Warnung an die Adresse der Judenpresse . . . . „ 153
Herr L. Philippso(h)n in Bonn . . . . . „ 154
„Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt" . . . . . „ 155
Jüdische Insolenz . . . . . „ 155

Literarisches und Artistisches:

Joseph . . . . . „ 156
Antijüdische Literatur . . . . . „ 158
Handelsgeschichte der Juden des Alterthums . . . . . „ 159

Feuilleton:

Israel an allen Orten (Genrebild) . . . . . „ 160
Kleine Notizen . . . . . „ 164
Eingesandt . . . . . „ 165
Korrespondenz . . . . . „ 167
Neuadel. Gedicht. Von Sempronius . . . . . „ 168

Nachdruck ist ohne Erlaubniß des Verlegers nicht gestattet.

Der Abonnementspreis der **„Deutschen Wacht"** beträgt für 3 Hefte 3 Mark. Man abonnirt auf dieselbe in allen Buchhandlungen, bei den Postanstalten und bei der Verlagshandlung.

Die Deutſche Wacht.

Januar 1880.

Der Geſellſchaftsvertrag mit dem Judenthum.

Von

W. Marr.

(Fortſetzung und Schluß vom vorigen Heft.)

Als erſten Grundſatz ſtellen wir auf, daß ſich das „Volk von Kaufleuten," welches das Judenthum heißt, mit uns geſchäftlich auseinander zu ſetzen hat:

1. **Im Militairweſen.**

Der Verfaſſer des Artikels „Iſrael im Heere" in unſerem erſten Heft hat bereits die weſentliche Untauglichkeit jüdiſch-ſemitiſcher Männer zum Heeresdienſt nachgewieſen und ſeine Anſichten werden bei einem Militair von Fach ſchwerlich auf Widerſprüche ſtoßen.

Die jüdiſche Colonie iſt daher ſolidariſch verpflichtet, für jeden Mann, der das Alter der militairiſchen Dienſtpflicht erreicht hat, für die geſetzliche Dauer der Dienſtzeit ein Aequivalent an Geld zu zahlen. Der „jüdiſche Plattfuß" u. ſ. w. darf kein Privilegium ſein, welches von der Militairpflicht befreit, und wenn Mutter Natur dem Juden Vorſchub leiſtet, ſich ſeiner Militairpflicht zu entziehen, darf es nicht zum Nachtheil von Vater Staat geſchehen. Vater Staat muß ja Leben und Eigenthum der Juden ebenfalls ſchützen und Plattfuß u. ſ. w. u. ſ. w. berechtigen nicht, daß dieſer Schutz gratis gewährt werde. Die jüdiſchen Gemeinden haben ſomit die pekuniäre Stellvertretung zu ſtellen. — Vom aktiven Militairdienſt iſt der Jude ein für allemal ausgeſchloſſen, damit die Armee nicht nach und nach ebenfalls ein Opfer ſeiner ſemitiſch-nationalen Selbſtſucht, — der „Eigenart" der Juden! — werde. Der Ausrede einzelner Gemeinden, „zu arm" zu ſein, wird dadurch begegnet, daß in ſolchem Fall die nächſtliegenden jüdiſchen Gemeinden zur Leiſtung mit verantwortlich gemacht werden. Iſrael wird

in dieſer Hinſicht des Regreßverfahrens ſich ſchon eine „Conſtitution“ zu geben wiſſen.

2. **In der Geſetzgebung, in der Staats- und Communalverwaltung ſowie in der Juſtiz des chriſtlich-deutſchen Staates hat der Jude weder Sitz noch Stimme.**

Dagegen giebt der Staat für die Juden keine andern Ausnahmsgeſetze, als eine beſondere jüdiſche Kopfſteuer, für deren Entrichtung die jüdiſche Colonie ſolidariſch verantwortlich iſt. — Eine Fremdenſteuer.

Das Judenthum mag für ſeine nationalen Angelegenheiten ein eigenes Parlament wählen. Es mag jüdiſche Tribunale für den Handels-Verkehr unter ſich errichten, ſowie ſein Armenpflegeweſen ſeine Sache iſt.

3. **Jedes kaufmänniſche Geſchäft, welches der Jude mit dem Chriſten reſp. Deutſchen macht, iſt in Streitfällen bei deutſchen Tribunalen nicht anhängig zu machen. Der gegenſeitige Geſchäftsverkehr zwiſchen Juden und Deutſchen, und umgekehrt, iſt gerichtlich gegenſtandlos.**

Es wird dieſe Beſtimmung manchen Schwachmatikus ſtutzig machen und doch — **exiſtirt** ſie prinzipiell ſchon lange in Fällen von Differenzgeſchäften an der Börſe! Und doch bildete ſie in der nach Banco-Valuta rechnenden Hanſeſtadt Hamburg die Baſis des ſoliden Handels. Die Waare — das Geld! — Ja, noch vor ca. 30 Jahren mußte ein jeder Kaufmann, welcher in Fonds ſpekulirte, fürchten, ſeine Reputation zu verlieren. Es war unanſtändig in der alten Handelsſtadt, mit Fondsſpekulanten überhaupt geſellſchaftlich intim zu verkehren.

Die Grundlage eines Verkehrs mit den Juden ſei daher das Comptantgeſchäft. Dem chriſtlichen Staat dürfen aus den Geſchäftstransaktionen mit Juden, bei welchen der **Wechſel** eine Rolle ſpielt, keinerlei gerichtliche Umſtände erwachſen. Wer mit Juden in Geſchäftsverkehr treten will, thue es — — „reinlich und zweifelsohne.“ Unſere Gerichte brauchen ſich an den jüdiſchen Wechſeltransaktionen nicht zu Tode zu arbeiten. Jede Umgehung dieſer Beſtimmung muß criminaliter beſtraft werden.

Der Schein, das Blatt Papier (des Shylock) hat im Verkehr zwiſchen Juden und Chriſten keine Rechtsgültigkeit.

Da habt Ihr zugleich den ganzen jüdiſchen Wucher ausgerottet! Ihr habt zwiſchen Juden und Chriſten einen ſoliden Geſchäftsverkehr

hergestellt, dem jede Chikane, jede Weitläufigkeit genommen ist, ohne den soliden Verkehr auch nur im allergeringsten einzuschränken.

Was die Juden im Geschäftsverkehr unter sich treiben, ob sie wuchern, Wechseltransaktionen machen, das geht dem christlich-deutschen Staat Nichts an. Die Juden mögen für die „Eigenart" ihres Geschäftsverkehrs eigenartige Tribunale in der jüdischen Kolonie errichten. Der christlich-deutsche Staat ist ihr Exekutor nicht.

Diese Gesetzesbestimmung gilt auch für den getauften Juden, denn wir haben es hier nicht mit der Confession, sondern mit der Nationalität zu thun und mit ihrer „Eigenart."

4. **Das Schulwesen ist ein streng getrenntes.**

Israel mag seine Realschulen, Gymnasien und Universitäten für sich gründen.

5. **Der jüdische Advokat ist von der deutschen Rechtspraxis ausgeschlossen.**

Haben wir solchergestalt dem „Volk von Kaufleuten" im Geschäftsleben und in der Gesetzgebung und Verwaltung die isolirte Stellung zurückgegeben, die ihm schon Moses zuerkannt hat, so bleibt uns nur noch übrig, uns vor der erneuerten Agressivität Israels sicher zu stellen.

6. **Der Jude darf in der Journalistik nicht in die Angelegenheiten des christlich-deutschen Staates hineinreden, ebensowenig in unser deutsches Familienleben.**

Das Leitartikeln und das Tagesklatschen über den deutschen Staat und die deutsche Gesellschaft ist den Juden untersagt.

Gefallen die Zustände beider den Mitgliedern der jüdischen Kolonie nicht, so steht ihnen der Weg nach Kanaan, oder wohin sie sonst wollen, offen. Wir haben sie nicht gerufen, wir werden sie nicht halten. — Eben so wenig ist es der deutschen Presse gestattet, sich in die inneren Angelegenheiten des isolirten Judenthums zu mischen. Die Anonymität der Autoren hat aus der Tagespresse überhaupt zu verschwinden. Die persönliche Verantwortlichkeit tritt an die Stelle der redaktionellen. Die Inseratenfreiheit ist aufzuheben. Denn nur um Leser und Inserenten anzulocken, wird der Schmutz und Scandal in der Judenpresse colportirt. Amtliche Intelligenzblätter fordern wir. —

7. **Landbesitz darf der jüdische Kolonist nur dann erwerben, wenn er denselben mit jüdischen Leuten bewirthschaften kann.*)**

*) Wie es unter Friedrich Wilhelm III. in Preußen schon galt.

Durch dieſe Beſtimmung wird dem Judenthum ſelber die größte Kulturwohlfahrt erwieſen, indem die jüdiſche Kolonie genöthigt ſein wird, ihre eigenen „Leute“ ſelber von der Bahn des Schachers abzulenken. Darum:

8. **Der Hauſir- und Karrenhandel iſt den Juden zu unterſagen.**

Das Hauſiren überhaupt in Privatwohnungen, ſtrengſtens zu verbieten.

9. **Der Vertrieb von Looſen der deutſchen Staatslotterien iſt den jüdiſchen Leuten zu entziehen.**

Es iſt des Staates unwürdig, ſich der Aufdringlichkeit jüdiſcher Colportage und Müſſiggängerei zu bedienen und die Zahl der jüdiſchen Schacherſemiten künſtlich zu vermehren.

10. **Das ganze Syſtem der Staatsanleihen iſt dahin zu ändern, daß jede Anleihe eine Zwangsanleihe wird, ſo daß man der Negocirung des Juden nicht bedarf.**

Dadurch wird es möglich, die jüdiſchen Millionaire und Milliardaire zur Tragung der Laſten einer Anleihe heranzuziehen, anſtatt ihnen, wie bisher, durch jedes Bedürfniß oder in jeder Kalamität des Staates Goldgruben zu ſchenken, die ſie mit wenigen Minuten Kalkulation ausbeuten können.

Der Staat verlangt von ſeinen Angehörigen in der Stunde der Noth und Gefahr den Einſatz des Lebens. Die „Mutter aus dem Volke“ muß den eigenen Sohn opfern und es iſt überflüſſig, daß die goldene jüdiſch-ſemitiſche Internationale **Proviſionen bei der Noth verdient.** Sie muß vielmehr **progreſſiv** zur Tragung der Laſten einer jeden Anleihe herangezogen werden. Der einzig rationelle Bankier des Staates iſt der Staat ſelber.

11. **Die vorwiegend jüdiſch-ſemitiſche Spielwuth an der Börſe muß durch eine ſcharfe Umſatzſteuer belegt werden.**

Die Börſen müſſen reingefegt werden vom Spieler- und Glücksrittergeſindel. Die Spielſteuer iſt um kein Haar ungerechter als die frühere Bordellſteuer. Der Staat hat das Recht und die **Pflicht**, die ſchlechten Leidenſchaften höher zu beſteuern als die guten. Das Gefühl der allgemeinen Sicherheit darf nicht von der Fondsjobberei der Börſen diktirt werden, ohne daß der Unfug derſelben mit der öffentlichen Meinung wenigſtens nicht ſcharf und hoch beſteuert werde.

12. **Das christliche Patronatsrecht jüdischer Gutsbesitzer muß aufhören.**

Der gesunde Menschenverstand wird keine Motivirung dieser Forderung verlangen.

* * *

Diese zwölf Punkte mögen vorläufig genügen, um den modus vivendi neben einander zu schaffen.

Die jüdische Kolonie wird dadurch weniger centrifugal gemacht; d. h. der christlich-germanische Staat wird weniger ein Ausbeutungsobjekt der jüdischen „Eigenart" werden. Die Begabung der Kinder Israels muß sich selbst unter einander gegenstandsvoller werden.

Zahlreich genug sind die jüdischen Kolonisten in Deutschland zu einem „Gesellschaftsvertrag" mit uns. Je weniger verschwommen ein solcher Vertrag ist, desto besser für die Zukunft beider Theile. Heute aber weiß man schon kaum mehr, wo im deutschen Staat der jüdische Staat anfängt und wo er aufhört!

Man nehme nur irgend eine beliebige Nummer des Berliner Börsen-Courier, (der im Publikum für das Organ des „Baron" „von" Bleichröder gilt (??) — zur Hand und sehe, mit welcher grenzenlosen Frechheit dieser Zeitungsjude — nicht doch! das Wort „Jude" ist hier schon nicht mehr zutreffend, sagen wir also: dieser Zeitungsmauschel — das Großmaul in unsern kirchlichen Angelegenheiten weit aufreißt, wie er sich in jede christliche Theologenkontroverse mischt! Hat man je gehört, daß wir Christen uns um jüdische Rabbinerdifferenzen kümmern? Nein, wir lassen solche Dinge völlig links liegen, um nicht in den Verdacht confessioneller Intoleranz zu kommen. Aber der angezogene freche jüdische Skribler mischt sich in Alles. In der Politik allarmirt er fortwährend, fordert der vorlaute Bursche chronisch die Absetzung des Reichskanzlers, malt die schwärzesten Wolken an den politischen Horizont und sein „Reporter" qualmt förmlich von dem gemeinsten Skandal und Klatsch. Denn diesem Judenzeitungsschreiberthum ist jeder Sinn für Wahrheit und Ehre abhanden gekommen und sie wälzen sich förmlich im Kothe ihrer Lügen. Der christlich-germanische Staat duldet es ja, daß solche Patrone im Schlupfwinkel der Anonymität und eines redaktionellen Strohmann- und Prügeljungensystems, mit welchen ein reinlicher Mensch sich nicht in Contakt bringen darf, ihren Unfug treiben. Und eine solche schamlose

Presse redet noch von „Judenhetze"! Solche semitischen Jämmerlinge, die dem deutschen Volksbewußtsein tagtäglich in's Angesicht schlagen, wundern sich noch, daß das deutsche Rechts- und Anstandsgefühl sich gegen sie empört! daß alle kirchlichen und politischen Parteien, alle Klassen und Stände der jüdischen Frechheit müde werden. Ja! es hat fast den Anschein, als wollten diese Zeitungssemiten unser deutsches Volk gegen sich aufreizen, als wollten sie, — Gott weiß im Interesse welcher schmutzigen Spekulation! — eine „Judenhetze" gewaltsam provociren.

* * *

Wir haben daher, nachdem wir die Staatshülfe angerufen haben, auch die Selbsthülfe in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen.

1. Darf man die Judenpresse grundsätzlich nicht durch Abonniren auf dieselbe kräftigen. Werden die Auflagen dieser Presse kleiner, wie dies z. B. beim „Berliner Tageblatt" schon der Fall ist, trotz aller Mosselebenschen Flunkereien, so mindern sich auch die Inserate. Das Publikum muß aufhören, zum Gaudium und zum Nutzen des Zeitungsjudenthums — — dumm und leichtgläubig zu sein. Kann man es nicht lassen, den publicistischen Knoblauchsduft einzuathmen, so kann man in jeder Restauration bei 15 Pf. Bier die ganze Judenpresse gratis lesen. So machen wir es, die wir sie leider ex officio lesen müssen und — sparen unser Geld dabei. Selbst die guten und schlechten Romane in den Feuilletons der Judenpresse kann man nach kurzer Zeit in jeder Leihbibliothek erhalten, ohne den Judenzeitungen dafür das Geld zuzuwerfen. — Probatum est.

Man lasse sich also — völlig unnöthigerweise — von den Zeitungsjuden das Geld nicht aus der Tasche locken, man mache sich selbst in den Augen dieser Patrone nicht lächerlich. — Der praktische Zeitungsjude lacht ja doch nur über den dummen, unpraktischen Germanen. „Die Dummen sterben nicht aus," ist die landläufigste Redensart in Israel. —

2. Isolirt man das Judenthum in der Presse, so muß es auch möglichst thunlich in der Gesellschaft isolirt werden. Nicht, indem man es brüskirt oder insultirt und ohne äußeren Anlaß sich mit ihm reibt. Nein! Der „Hep-Hep"-Charakter ist unanständig und vom Standpunkt der Sittlichkeit ist Israel damit sogar eine negativ zu große Ehre erwiesen. Man darf den Juden nicht auch noch das Vorrecht einräumen, sich als den Märtyrer der Brutalität aufzuspielen.

Das jüdisch-semitische Element werde für uns gesellschaftlich gegenstandslos. Kühl und zugeknöpft, wo der sociale Verkehr sich nicht vermeiden läßt. Ablehnend, wo das Judenthum sich in unsere Gesellschaft einzudrängen sucht.

Wir erhielten in dieser Beziehung aus Süddeutschland ein Schreiben, welches an Klarheit und Präcision Nichts zu wünschen übrig läßt und an dieser Stelle die geeignetste Aufnahme finden möge:

„Es ist in der jüdischen Presse (Frankfurter Zeitung und Mannheimer Anzeiger) in neuerer Zeit Mode geworden, über grasse Intoleranz zu schreien, wenn geschlossene Gesellschaften, Casino's, Club's u. s. w. einem Juden die Aufnahme verweigern.

„Wir wollen die Sache einmal etwas näher beleuchten und zeigen, daß nicht religiöse Unduldsamkeit, sondern ganz andere, durchaus richtige und nur auf Selbstvertheidigung basirende Motive, bei diesen Vorgängen leitend sind.

„Man hat in Städten, in welchen der Handelsstand vorwiegend vertreten ist, die Erfahrung gemacht, daß, sobald Juden als Mitglieder einer geschlossenen Gesellschaft aufgenommen werden, letztere ihren Character ändert.

„Aus einem Verein gebildeter Männer, welche sich nach des Tages Mühe und Arbeit durch Lectüre, anregende, belehrende und erheiternde Unterhaltung, erholen wollen, wird ein Börsen-Café und diese Metamorphose ist leicht zu erklären.

„Ein Club bietet dem Besucher eine reiche Auswahl von Zeitungen, auch ist Niemand verbunden etwas zu verzehren.

„Der Jude findet also dort zunächst das unentgeldliche Material zur Befriedigung seines Lebens-Interesses: „die Course," welche er entweder in selbst zu bezahlenden Zeitungen oder im Café suchen muß.

„Die Course beschäftigen den Juden bei Tag und bei Nacht — wo Juden verkehren, da ist jede geistige Unterhaltung unmöglich — von ¼ und ⅛, von Credit und Franzosen, von Tabak, Frucht und Hopfen schwirrt die Luft.

„Sobald nur ein Jude Mitglied eines Clubs geworden ist, wird sein Bestreben sein, noch andere Gesinnungsgenossen herein zu ziehen, denn er fühlt sich vereinsamt; dabei kommt es ihm gar nicht auf die Qualität an — wenn der Betreffende nur reich oder ein gewiegter Geschäftsmann ist, seine Vergangenheit sei wie sie wolle.

„Wir kennen jüdische Kaufleute, welche heute Millionaire sind, aber ihre ganze Art und Weise, ihre Unterhaltung und ihr Auftreten

verräth jeden Augenblick die Herkunft — Vor 1870 noch armer Handelsmann oder Viehhändler auf einem Dorfe, im Kriege durch Armeelieferungen reich geworden, bleibt er doch ein ungebildeter Mensch, welcher glaubt, sein Geld ertheile ihm das Privilegium, sich in die Gesellschaft anständiger Christen zu drängen.

„Der Durchschnittsjude aus dem Handelsstand hat außerdem noch Angewohnheiten, welche ihn im Umgang geradezu als Schrecken für gebildete Menschen erscheinen lassen.

„Wo er auftritt, im Club, im Caféhaus, im Theater und in Conzerten, geschieht dies mit möglichst viel Spektakel, er spricht laut, er lacht zuerst, wenn er Witze von sich giebt, er frägt bei jedem Gegenstand nach dem Preis; hört er eine Ziffer aussprechen, so drängt er sich herbei um zu hören, ob nicht von einem Course die Rede ist.

„Wird in einer Unterhaltung nur das Wort Jude (süddeutsch Judd) laut, so spielt er den im tiefsten Innern seiner Seele gekränkten Menschenfreund, erlaubt sich selbst aber bei jeder Gelegenheit das absprechendste Urtheil über christlich-religiöse und confessionelle Gegenstände.

„Möge jede geschlossene Gesellschaft anständiger Christen den Grundsatz befolgen: „Widerstehe dem Anfang" und von vornherein keinen Juden aufnehmen."

Wir fügen hier noch hinzu, daß selbst der sog. „Ausnahmsjude" dabei nicht berücksichtigt werden kann, denn dieser wird — erfahrungsgemäß — sehr bald diesen oder jenen „Durchschnittsjuden" mit einschmuggeln, blos weil derselbe — „ein guter Kerl" ist. Die gesellschaftliche Disharmonie ist aber unvermeidlich, denn die „Eigenart" Israels ist und bleibt das Sichvordrängen, die Sucht, eine Rolle zu spielen. Es ist ein zersetzendes Element. Auch ist eine ungezwungene Unterhaltung z. B. über Racenverschiedenheiten, über kulturgeschichtliche Erscheinungen in des Juden Gegenwart unmöglich. Ein noch so unabsichtlicher Scherz über das Judenthum, ja, das Wort „Knoblauch" kann verstimmend wirken, wenn es ein Nichtjude ausspricht. Die Selbstironie ist sogar jüdisches Vorrecht in der Gesellschaft geworden. Und aus diesem Grunde ist es für beide Theile besser, wenn die Geselligkeit ebenfalls neben einander, aber nicht mit einander, existirt.

Den einzelnen uns persönlich fremden Juden, — ausdrücklich sei es hier bemerkt — dürfen in öffentlichen Lokalen keine Demonstrationen unserseits behelligen. Er ist ein Mensch und kann Nichts dafür, daß ihm seine „Eigenart" anklebt. Die Vernunft und die Gesetze gebieten

uns, daß wir uns nur abwehrend verhalten im Privatverkehr mit Juden, wie wir vom Staate ja auch Nichts als die Abwehr verlangen, die Isolirung des Judenthums.

Damit ist keineswegs ausgeschlossen, daß wir den semitischen Frechling, wenn dieser uns initiativ oder agressiv entgegen tritt, energisch zurückweisen. Aber es ist kein Heldenstück, den einzelnen Juden, so lange er es nicht provocirt, Sottisen nachzurufen. Diskutiren wir unter uns die Judenfrage überall, wie die Judenpresse die Christenfrage und Deutschenfrage diskutirt, und verbitten wir uns die persönliche Einmischung des Juden in unsere Discussion; es wird dem Judenthum dabei unbehaglich genug werden und es meidet von selbst unsere Gesellschaft!

Das Judenthum ist ein Krankheitsstoff der Gesellschaft. Meide die Gesellschaft den kontagiösen Contact mit diesem Krankheitsstoff. Es ist dies das radikalste Heilmittel, das der Selbsthilfe gesetzlich zu Gebote steht. Eine offene, das Licht nicht scheuende „Verschwörung" innerhalb des Rahmens der Gesetze isolirt das Judenthum und kann es in wenigen Monaten um allen Einfluß bringen. Der jüdischen Schlauheit die germanische Grobheit agressiv entgegenstellen, nützt zu Nichts. Abwehr der jüdischen Aufdringlichkeit ist probater. Isolirung dessen, was uns nicht sympathisch ist. Israel muß fühlen, daß es die Sympathie des Deutschen durch sein Treiben verloren hat. Die Regierung muß einsehen, daß dem Judenthum nicht blos ein individuelles Poltergeisterthum, sondern das deutsch-nationale Bewußtsein gegenübersteht. Sein Müthchen an diesen oder jenen Einzeljuden kühlen, ist kindisch.*) Es ist unwürdig.

Zeigt erst, daß Ihr Germanen auch nur ohne die **Judenpresse** leben könnt. Unterdrückt erst Euren eigenen Kitzel und Geschmack an dieser semitischen Marktschreierei. Zeigt, daß Ihr gesellschaftlich **werth** seid, eine Nation für Euch zu bilden. **Isolirt** mit eiskalter Besonnenheit und Konsequenz das Judenthum in Staat und Gesellschaft, und wir kommen in drei Monaten weiter, als in dreißig Jahren unfruchtbarer Redensarten und Polemisirens.

Der „Gesellschaftsvertrag" mit dem Judenthum heißt:

Israel bleibe für sich.

* * *

*) Die Zeit scheint also schon gekommen, wo der Verfasser von „Der Sieg des Judenthums ꝛc." den Juden vor „ardor civium" zu schützen suchen muß!

Zeigt nun, was Ihr könnt, Ihr „Germanen"! Aber schelte uns Keiner auf „die Juden," der z. B. auch nur einen Groschen für die Judenpresse ausgiebt. Könnt Ihr Euern eigenen Geschmack am „Knoblauch" nicht besiegen, so verzichtet um Gotteswillen darauf, Sieger im Kampfe gegen die Verjudung zu werden.

Nun, Israel, wir denken, daß wir unserm eigenen Volke gegenüber mit der Wahrheit nicht hinterm Berge halten und somit das Recht haben, auch Dir, Israel, die Wahrheit zu sagen.

Aus der Journalistik Berlins.

I.

Wir begnügen uns für heute mit der Statistik der „liberalen" bekannten und unbekannten Zeitungen der Hauptstadt des deutschen Reiches, um den Einfluß des Judenthums auf die Presse nachzuweisen. Berichtigungen betreffs des Semitismus oder der semitischen Abstammung finden selbstredend Aufnahme.

Bank- und Handelszeitung: Red. Dr. Wasner. Verlag Heymann.
Berliner Zeitung: Red. Dr. Kohut. Verlag Ullstein & Co.
Berliner Börsen-Courier: Red. G. und R. Davidsohn.
Allgemeine Börsenzeitung: Verlag R. Lehmann. Redacteur J. Holländer.
Berliner Börsenzeitung: Red. Dr. Th. Konevka.
Berliner Bürger-Zeitung: Dr. W. Löwenthal. W. und S. Löwenthal. G. Harschkamp.
Die Gegenwart: Paul Lindau.
Gerichtszeitung: Red. H. Jüterbock. Verl. H. Förstner.
Klabderadatsch: A. Hofmann. E. Dohm. Löwenstein.
Deutsches Montagsblatt: Verl. R. Mosse. Red. Dr. Arthur Levysohn.
National-Zeitung: F. Dernburg. Dr. B. Wolff. Lasker ꝛc.
Deutsche Rundschau: J. Rodenberg.
Berliner Tageblatt: Red. Dr. Behrendt. Verl. R. Mosse. Mitarbeiter: Perl, Oskar Blumenthal, P. Gisbert, Siegb. Meyer alias Siegmey ꝛc. Lectrice der Romane des Feuilletons: Frau Mosse. Hauptreporter: Bennemann und Wagner!! — —

Tribüne: Red. Dr. Liepmann, Mitarb. J. Stettenheim.
Ulk. S. Haber. R. Mosse.
Volkszeitung: A. Philipps, A. Bernstein, Holdheim.
Wespen: Jul. Stettenheim.
Deutsche Hausfrauenzeitung: Lina Morgenstern. Verl. Wolf Peiser.
Der Frauenanwalt: Jenny Hirsch.
Parole: Amtliche(?) Zeitung des deutschen(!) Kriegerbundes. (Nicht lachen!) Verl. R. Mosse.*) Red. J. Bloch. Jerusalemerstraße.
Berliner Theater-Anzeiger. Red. F. Rosenthal. Verlag F. Rosenthal.

Mit Ausnahme der „Vossischen Zeitung," welche übrigens — öffentlich — sich ebenfalls judenfreundlich zeigt, (sie ist ein Anzeigeblatt) ist somit die Thatsache festgestellt, daß die **gesammte** „liberale" und „fortschrittliche" Tagespresse der Hauptstadt des deutschen Reiches in **Judenhänden** ist.

Israel in Bayern.**)

(Aus München. Ende November 1879.)

Zuvörderst ein Wort über unsern Standpunkt, von dem aus wir die Dinge der Welt betrachten. Wir halten dies für nöthig, weil wir voraussehen, daß die Juden, wenn sie unsre Ausführungen lesen, sagen werden: Aha, da haben wir es wieder, das ist ein russiger „Schwarzer" der aus München, einem Hauptsitze des Ultramontanismus, schreibt! Sie behaupten ja immer, daß die freisinnige Welt auf ihrer Seite stehe, und Jeder, der z. B. die Witze des Kladderadatsch liest, wird wissen, daß sie sich bezüglich der Judenfrage nur gegen die Orthodoxen beider christlichen Konfessionen richten. Der Welt soll eben Sand in die Augen gestreut werden, denn so dumm ist Pfiffikus Israel nicht, um zu über-

*) Vergleiche: „Die Deutsche Wacht" I., Seite 44 und 45.

**) Der Verfasser ist ein Mann von gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Stellung. Wie aus dem ganzen Artikel hervorgeht, steht er auf dem Boden der modernen Naturwissenschaften. Er nennt sich selbst einen Liberalen. Seine Arbeit ist also wieder ein bedeutsames Zeichen der Zeit. Auch der „Liberalismus" und die moderne Naturwissenschaft beginnen, gegen die Verjudung unseres Vaterlandes zu protestiren, und es ist nur eine kurze Frage der Zeit, daß auch die deutsche „Fortschrittspartei" gegen die Fortschritte des Judenthums protestiren wird. D. R.

ſehen, daß hier alle Männer, ſoweit ſie den Namen Deutſche verdienen, übereinſtimmen müſſen. Man frage auch nur im Publikum, und man wird bei allen Richtungen das Gleiche hören. Das iſt allerdings zweifellos: der großen Maſſe der Liberalen kam die Einſicht in die Gefährlichkeit des Judenthums ſpäter als den andern Parteien, vorab weil die Preſſe, welche ihre Anſchauungen verfocht, direkt oder indirekt von den Juden abhängig iſt; nun aber iſt das Eis gebrochen, und wir ſegeln in verhältnißmäßig freiem Fahrwaſſer. Denn das will ja nicht mehr viel heißen, daß die alten Führer der Partei ſich ſo in ihre Anſchauungen verrannt haben, daß ſie die neuen Bedürfniſſe nicht mehr verſtehen: auf der jungen Generation beruht unſre Hoffnung, und da ſteht es, wie wir aus eigner Erfahrung ſprechen können, vorzüglich. Wir ſelbſt bekennen unſern, der modernen Naturwiſſenſchaft entnommenen, nicht kirchlichen Standpunkt, und wir haben gegen den Ultramontanismus, der die Freiheit des Denkens verkümmern will, gekämpft, und ſetzen den Kampf unentwegt fort. Wir glauben auch, es heißt das Kind mit dem Bade ausſchütten, wenn das Volk jetzt in Verzweiflung über die iſraelitiſche Ausbeutung ſich völlig der kirchlich-orthodoxen Richtung zuwenden und die immenſen Fortſchritte der modernen Wiſſenſchaft negiren wollte, wie zu thun ein finſteres Element ihm zuraunt. Hängen denn die moderne Wiſſenſchaft und das Judenthum untrennbar zuſammen? Müſſen wir, weil wir die erſtere freudig begrüßen, uns der wirthſchaftlichen Knechtſchaft der letztern hingeben? Nein, nun und nimmermehr brauchen wir freie Männer und Knechte in Einem zu ſein, und man frage nur, wer ſind die Bahnbrecher der Wiſſenſchaft in Deutſchland, England und Frankreich? Sind es nicht Chriſten? Wer ſind die unſterblichen Männer, die die Gegenwart zum Zeitalter der Entdeckungen gemacht haben? Aber das müſſen wir ſagen: wir betrachten die Klerikalen als ehrliche Gegner, ſie ſind von unſerm Stamme und ſuchen uns nicht in das Helotenthum hinabzuſtoßen; wir erkennen in ihnen Deutſche, deren Weſen mit dem unſrigen übereinſtimmt, und wir vermögen nicht blos gegen ſie, ſondern auch bei gegebener Gelegenheit, wie jetzt, Schulter an Schulter mit ihnen zu kämpfen. Nein, ihr ausbeuteriſchen Schacherer, das werdet ihr wohl zum Letztenmal der Welt weiß gemacht haben, daß die neu-wiſſenſchaftliche Richtung, und die Leute, welche ihr huldigen, mit euch ſympathiſiren! Ihr ſelbſt wißt das wohl, aber die Welt ſoll betrogen ſein, und mit eurer gewöhnlichen Frechheit ſchiebt ihr uns finſtern Religionshaß unter, wo wir uns für unſre Exiſtenz wehren.

Leider! das ist wahr: die „liberale“ Presse ist ganz in eurer Hand. Ihr wußtet eben die eminente Bedeutung des Zeitungswesens höher zu schätzen, als der arglose Michel, der sich von euch vertreiben ließ. Es ist ja so weit gekommen, daß in keinem liberalen Blatte (einzelne Ausnahmen zählen kaum) eine Erörterung der Judenfrage möglich ist — selbst nicht einmal vom kühlen Standpunkte der reinen Statistik, von dem des unterdrückten Deutschen ganz zu geschweigen. Und solche Zeitungen bringen langathmige Leitartikel, wenn dem Sultan etwa ein neues Ministerium beliebt, bringen wissenschaftliche Aufsätze über fremde Völker — aber das Judenthum ist Tabu! Und doch ist diese fortwährende Verdrängung des arischen durch das semitische Element eine über allen Zweifel erhabene Thatsache, verdiente also zum mindesten „wissenschaftlich“ behandelt zu werden. Freilich, wenn etwa in Hinterindien, bei den Kaffern oder Hottentotten ein derartiger Wechsel vor sich ginge, dann würde, vorausgesetzt natürlich, daß Israel auch da nicht der Verdrängende wäre, Tinte genug verschrieben — aber bei uns darf diese Machtverschiebung nicht einmal erwähnt werden. Mag dies aus eigensinniger Verranntheit oder, wie in den allermeisten Fällen, aus egoistischen Gründen stammen, es ist bei den in deutschen Händen befindlichen Zeitungen offener Verrath am eignen Volke. Den Juden selbst kann man natürlich ein anderes Verfahren nicht zumuthen. Und immer mehr greift die semitisch-asiatische Pest um sich, immer weitere Schatten wirft der „Giftbaum“ und saugt aus der deutschen Erde sein verderbliches Leben; von Jahr zu Jahr wächst das jüdische Geld, wächst das deutsche Proletariat. Das schlauere Element überwindet eben das arglosere, weniger raffinirte, die Hartherzigkeit das Mitleid, der Realismus den Idealismus; weltfähiger und einträglicher ist natürlich der Erste. Und wenn es bei dem Geld nur bliebe! „Herr von Sem“ ist aber dadurch in den Stand gesetzt, seinen Kindern eine bessere Ausbildung zu geben, ihnen körperlich und geistig alle Vortheile zu bieten und uns dadurch zu Fellahs in beiderlei Beziehungen zu machen. Die Anzahl der jüdischen hervorragenden Männer wird ständig zunehmen, und „Mauschel“ wird nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, um die Ungerechtigkeit der Angriffe darzuthun. „Wie viel geistig bedeutende Männer zählen wir;“ das ist sein Refrain, und so mancher dumme Kerl läßt sich durch solchen Köder bestechen. Denn das muß doch jeder Vernünftige einsehen, daß das deutsch-germanische Element dadurch, daß ihm stetig mehr die Mittel zur Erlangung der Bildung entzogen werden, hinter dem Judenthum auch in geistiger Beziehung zurückweicht. Das läßt

ſich eben nicht trennen: Reichthum und höhere Bildung ſind, wenn auch ſelbſtverſtändlich nicht in jedem einzelnen Falle, doch im Großen und Ganzen unzertrennlich. Die Prozentzahl der gebildeten Juden muß im gleichen Verhältniſſe wachſen, die der Deutſchen ſinken. Ohne Zweifel wird, wenn es das Judenthum noch zwanzig Jahre ſo weiter treiben darf, der Reichthum, und damit die Macht und die Bildung vollkommen in den Händen Iſraels ſein, und wir blos Kulturdünger für das leibliche und geiſtige Wohl dieſer Herren! Das kann Jeder einſehen, der es eben einſehen *will*. Man muß nur in Gegenden, die mit Juden beſonders geſegnet ſind, ſich aufgehalten haben, um die volle Widerwärtigkeit ihres Gebahrens zu kennen, und es iſt ohne Zweifel bei judenfreundlichen Deutſchen, abgeſehen natürlich, wenn klingende Gründe ſie beſtimmen, meiſt der Fall, daß ſie keine Gelegenheit hatten, die Sippſchaft genügend kennen zu lernen. Da kann man freilich leicht über Intoleranz ſchreien, Freiheit und allgemeine Menſchenrechte betonen — Freiheit und Menſchenrechte, die bei dem Judenvolke in der ungeſtraften und rückſichtsloſen Ausbeutung ihrer Mitmenſchen beſtehen. Konſequent verſchmähen dieſe Fremdlinge die körperliche Anſtrengung, und ſie liefern dadurch dem Arbeiter den lebenden Beweis, daß ihn ſein Mühen nicht emporbringt, daß vielmehr Schachern und Börſenſpiel zu ausgiebigem Gewinne führen. Welch' ein abſonderliches Schauſpiel: ein eng unter ſich *verbundenes* Volk, dem die ehrliche Arbeit, das Produciren ein Greuel iſt, das ſich aber eben deswegen zur materiellen und geiſtigen Präpotenz empor geſchwungen hat. Nicht der Landmann, der im Schweiße ſeines Angeſichtes und mit unzähligen Sorgen ſeinen Acker baut, zieht davon den Gewinn, ſondern der Händler, der den Bauer mit raffinirter Geſchwätzigkeit, biedrer Rede, aber hinterhältigen Gedanken, in ſeine Netze verſtrickt. Wie mancher, der Verhältniſſe Unkundige, freut ſich, wenn die Ernte gut iſt und der Bauer ſeine Taſchen füllt. Hohnlachen der Hölle: der *jüdiſche* Spekulant zieht den Gewinn! Was *Baiern* anbelangt, ſo ſind namentlich in den Provinzen *Pfalz* und *Unterfranken*, auch *Mittelfranken* die Landleute in den Händen der Juden, die mit Lug und Trug ſie zu knebeln verſtanden haben. Wir haben ſelbſt lange Zeit in der Pfalz gewohnt und den höchſten Abſcheu vor dieſen wucheriſchen, erbarmungsloſen, dabei kriechenden und feigen Bauernſchindern mit fortgenommen. Es iſt wohl angezeigt, hier einen Paſſus zu bringen, der ſeiner Zeit in der Handelsbeilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 23. November 1878 zu leſen war. Denn dieſe Worte gelten gleichſo für genannte bairiſche Provinzen, ſind mit

genauer Sachkenntniß geſchrieben, und es iſt überhaupt rathſam, ſolche Wahrheiten der vergänglichen Tagesleküre zu entreißen und ſie für die Dauer feſtzuhalten. Der Korreſpondent ſchreibt: „Es wird unter allen Umſtänden viele Mühe koſten, daß, um es mit einem Worte zu ſagen, in Elſaß-Lothringen der Grundbeſitz, vor Allem der ländliche, den wucheriſchen Geſchäften, vor Allem den jüdiſchen Spekulanten entriſſen werde. Es gilt freilich in unſerer Zeit, wo die Juden auch in politiſchen Dingen eine ſo große, vielleicht zu große Rolle ſpielen, für nicht recht anſtändig, über das Treiben derſelben ſich irgendwie tadelnd auszuſprechen.*) Wir ſind auch fern davon, gegen die Juden überhaupt aufzutreten; aber das darf wohl mit Fug und Recht behauptet werden, daß in manchen Gegenden Deutſchlands die nur zu gut bekannte Klaſſe jüdiſcher Geldwucherer, Güterſchacherer, Vieh- und Fruchthändler für die Landbevölkerung eine wahre Plage und ein Hemmniß ihres wirthſchaftlichen Fortſchreitens iſt. Es iſt auch keineswegs zufällig, daß alle dieſe „„Geſchäftsleute““ Juden ſind, ſondern es iſt dies in dem ganzen Charakter dieſes gewandten und zähen Volksſtammes begründet. Der Jude weiß beſſer, als jeder Andere, die ſchwachen Seiten ſeiner Mitmenſchen zu erfaſſen und in der für ihn ſelbſt vortheilhafteſten Weiſe auszubeuten; er verſteht insbeſondere unſere deutſchen Bauern ganz ausgezeichnet zu behandeln, und indem er ſich denſelben gegenüber als den ſtets gefälligen, ja ſelbſt unterwürfigen Geſchäftsmann darſtellt, deren Mangel an Ordnung, Verſchwendungsſucht und Unerfahrenheit in Geldſachen als eine ergiebige Geldquelle zu benutzen. Zu den deutſchen Ländern, in welchen die Landbevölkerung am meiſten in den Händen der Juden iſt, gehört unſtreitig das Reichsland, wie ſchon die große Anzahl der daſelbſt wohnenden Juden (ca. 40,000, während ganz Frankreich nur 50,000, dazu meiſt aus dem Elſaß ſtammende Juden hat) beweiſt. Faſt der ganze Güterhandel, der Viehhandel, der Getreidehandel, ein ſehr großer Theil des ländlichen Hypothekenverkehres iſt in den Händen der Juden. Man ſchlage die Hypothekenbücher auf, und man wird auf jeder Seite jüdiſche Namen finden; man ſehe ſich das Publikum an, welches bei Verſteigerung von Immobilien auftritt, und man wird faſt ausſchließlich Juden finden ꝛc. In manchen Gegenden des Elſaß iſt der Bauer auch ſo an die Beihülfe des Juden gewöhnt, daß er kein Grundſtück, kein Stück Vieh verkauft

*) Natürlich, weil die den Juden ergebene Preſſe ſofort, wenn ein ehrlicher Mann dieſen Punkt berührte, ein Verläumdungsgeſchrei erhob.

ohne Vermittelung des Juden,*) daß faſt in jeder bäuerlichen Erbtheilung ein Jude mitbetheiligt iſt, und daß gewöhnlich die einzelnen Ortſchaften die ausſchließliche Domäne eines jüdiſchen Geſchäftsmannes oder mehrerer ſind, die alle Vermögens- und Familienverhältniſſe der einzelnen Beſitzer kennen und ſich in alle Geſchäfte miſchen. — — Auf dieſe Weiſe mußten die jüdiſchen Geſchäftsleute einen Einfluß auf das wirthſchaftliche Leben der Landbevölkerung erwerben, der in der That für die Entwicklung des landwirthſchaftlichen Credits ſehr hinderlich iſt. Die nachtheiligen Folgen dieſes Zuſtandes beſtehen nämlich nicht blos darin, daß die erwähnten Geſchäftsleute ſich auf Koſten der Bauern bereicherten, ſondern noch bedenklicher iſt es, daß die Bauern auf dieſe Weiſe in einem Zuſtand wirthſchaftlicher Unmündigkeit und Unſelbſtſtändigkeit gehalten werden, der eine geſunde Weiterentwicklung ſehr erſchwert."

Bei uns in Altbaiern gab es früher keine Juden, oder doch nur ſporadiſch. Das Ding aber hat ſich geändert; wenn auch das Judenthum noch nicht die Rolle ſpielt, wie in andern Gegenden Deutſchlands, ſo gewinnt es tagtäglich mehr Einfluß, und die Folgen machen ſich ſeit ca. 10 bis 12 Jahren bedeutſam geltend. Die Ganten ſind an der Tagesordnung, und ſo mancher Bauer ſeufzt unter dem Drucke des Geldmannes. So iſt z. B. die Grubmühle unweit Stockdorf, die ſchönſte der Gegend, in die Hände eines gewiſſen Braunſchild gefallen, dem natürlich, nach erprobtem Brauche der Kinder Iſraels, nicht einfällt, den Müller ſelbſt zu ſpielen; die Arbeit kann ein deutſcher Sklave thun; und ſoeben hat Herr Hofbankier und Gutsbeſitzer Freiherr J. v. Hirſch, der reichſte Mann in München, das ſtattliche Wirthsanweſen zu Großhadern unter die Gant gebracht. U. ſ. w., aber ohne Grazie. Freilich ſagen die Juden ſtets, wenn man ſie koramirt, es giebt auch unter den Chriſten Wucherer. Leider wahr, aber dieſe folgen doch nur dem Vorantritt Juda's, und es iſt immer nur ein geringer Prozentſatz unſeres Volkes, der ſich zu ſolchem verwerflichen Treiben herbeiläßt, angeſteckt durch die glänzenden Reſultate Mauſchels; wie immens dagegen iſt die Prozentzahl der jüdiſchen Geldſpekulanten mit der jüdiſchen Bevölkerung ſelbſt verglichen. Und

*) Der Bauer kann es auch nicht anders, indem er pekuniär an den Juden gebunden zu ſein pflegt und die jüdiſchen Geſchäftsleute, ſo neidiſch ſie auf einander ſind, doch in ſolchem Falle eng zuſammenhalten. Das kann man in der Pfalz jeder Zeit erleben.

man muß ja, wenn man gerecht urtheilen will, immer nur die relativen Prozentſätze nehmen.

Aber es iſt nicht blos der Bauer, es iſt auch das Handwerk, das unter dem hebräiſchen Drucke ſchmachtet. Dieſen beiden Ständen ſteht das Judenthum direkt feindſelig gegenüber, denn ſie beruhen auf der Produktion durch Handarbeit, die „Herr von Sem“ principiell aus ſeinem Kreiſe ausſchließt, weil ſie anſtrengt und zu wenig einträglich iſt. Es iſt in vielen Orten ſoweit gekommen, daß es z. B. einem Schneidergeſellen unmöglich iſt, zu einer ſelbſtſtändigen Exiſtenz zu gelangen. Die Semito-Phönicier halten ſich Sklaven, denen ſie einen Hungerlohn geben, ſtapeln die Produkte zu bedeutenden Lagern zuſammen und verkaufen ſie billiger, als ſie der nicht mit dem gleichen Kapital ausgerüſtete Schneider liefern kann. So werden auch Handwerker, von denen man es früher kaum vorausſetzte, zu Proletariern herabgedrückt. Sie müſſen die Produkte in ſtrenger Arbeit hervorbringen, müſſen ſich in kümmerlichen Verhältniſſen bewegen, die ſie leiblich und geiſtig zu einem frühzeitigen Verkommen führen — der Jude aber, der nichts gelernt hat, zieht den Gewinn! Müſſen ſich da nicht alle ſittlichen Begriffe verkehren? Und da wundert man ſich über die Zunahme der Verbrechen und der Unſittlichkeit. Mir aber iſt der Straßenräuber doch lieber, der doch wenigſtens ſein Leben wagt, als der hinterliſtige Wucher- und Börſenjude, der ſich kein Gewiſſen draus macht, argloſe Menſchen von Haus und Hof zu vertreiben, der um raſchen Gewinnes halber falſche Gerüchte kolportirt, in frevelhaftem Spiel das Wohl von Tauſenden zu Grunde richtet. Und dabei prahlen die Juden noch mit ihrer geringen Verbrecheranzahl! Freilich! Verbrechen des Muthes werden ſie wenig begehen, Verbrechen der Feigheit aber in Hülle und Fülle, das ſind aber zumeiſt, wie Marr ſich ſchlagend ausdrückte, „ſtraflose Verbrechen.“ Man wird allerdings ſagen: auch der deutſche Handwerker beſchäftigt Arbeiter. Wahr, aber iſt es denn nicht ein ganz anderes Verhältniß, wenn der Gehilfe weiß, daß der Meiſter ſich ſelbſt, wie er, geplagt hat und an der Arbeit mithilft? Dem Juden aber ſteht blos die brutale Macht des Geldes zur Seite. Und das Uebel frißt um ſich, man wird noch ſonderbare Erfahrungen machen, wie der Großbetrieb immer mehr aus deutſchen in jüdiſche Hände übergeht, und ſich die Letztern auch ſolcher Beſchäftigungen bemächtigen, die ihnen jetzt noch fern liegen. Metzger, Bäcker, Brauer ꝛc. wiegt euch nicht in falſche Sicherheit, es droht euch daſſelbe Schickſal, wie Schneidern, Schuhmachern, Tiſchlern u. ſ. w., auch ihr müßt ſchließlich dem Juden zur Frohne leben!

Verhältnißmäßig am meisten befreundet den Semiten, ist der Beamtenstand. Es ist dies sehr natürlich. Der Beamte hat ein sicheres, wenn auch gewöhnlich nicht glänzendes Auskommen, verrichtet keine harte Handarbeit und spürt demnach den jüdischen Druck in den meisten Fällen nur dann, wenn er in Wucherklauen gerathen ist. Ihm stehen die kapitalistischen und Konkurrenzverhältnisse ferner, und es ist eine alte Erfahrung, daß sich die Leute wenig um das zu kümmern pflegen, was sie nicht speciell berührt: ob Tausende von Deutschen unter orientalischem Joche seufzen, das interessirt so Manchen gar nicht, um so weniger, als solche Leute meist gar keine Vorstellung davon haben, was in andern Kreisen vorgeht. Wir aber, die wir uns mit Stolz Deutsche, Germanen nennen, haben ein Herz für unsre Stammesgenossen, Bauern, Handwerker, Arbeiter, und wir zögen immerhin eine Kette vor, die ein kriegerischer, manneskräftiger Feind um uns geschlungen hielte, als diese durch List und Tücke eines Volkes geschaffene, das den König Mammon als obersten Herrscher anerkennt.

Dazu kommt noch, daß der Jude, pfiffig wie er ist, auch gesellschaftlich die höhern Klassen zu gewinnen sucht und versteht. Er kommt solchen Leuten mit süßer Höflichkeit entgegen, spielt den Biedermaier mit Virtuosität, erschöpft sich in kleinen Freundschaftsbeweisen, und, last not least, er ladet einflußreiche Männer, Beamte, Künstler, Schriftsteller zu seiner Tafel, weil er weiß daß die Leute, wenn gut gefüttert, zur Schwärmerei geneigt sind. „Was für eine treffliche Familie," „ja es sind doch charmante Menschen, diese Juden" heißt es dann im Chorus, und man bekümmert sich wenig drum, ob die Mittel, aus denen Israel uns die Brocken des Lobes und des Mäcenatenthumes zugeworfen hat, aus dem Ruin stammverwandter Existenzen herrühren. Dies schlaue persönliche Kaptiviren, dies jüdische Gunstbezeigen, ist ohne Zweifel eines der stärksten Glieder in der Kette, die der Orientale um unsg eschlungen hat.

Und schließlich werden, wenn es so fortgeht — und die diesjährige Münchener internationale Ausstellung zeigte bereits schon mehr als den Anfang dazu — unsre Künstler von den Ideen und dem Geschmack des „Mäceneles" gänzlich abhängig; sehr natürlich, denn nach 15 bis 20 Jahren werden unter 100 Käufern mindestens 95 jüdische sein, weil diese bis dahin das Geld noch in ganz anderm Maßstabe bei sich konzentrirt haben werden, als es jetzt schon der Fall ist. Rieselfeldermalerei à la Liebermann und freche Hetärendarstellungen, wie sie das jüdische Bankiers- und Kaufmannsherz goutirt, sind die Folge.

Auch glaube der Beamte nur nicht, daß seine Existenz und die seiner Kinder so sicher seien! Immer unverhältnißmäßiger, nach der gegenseitigen Racenzahl, strömen die Mauschel den Gymnasien und Universitäten zu, weil ihnen die Mittel dazu besser zu Gebote stehen, als uns, immer unverhältnißmäßiger wächst die Zahl der jüdischen Mediciner und Juristen. Sie suchen sich selbstredend mit Vorliebe solche Fächer heraus, die sich später lukrativ verwerthen lassen, und wenn sie einmal Philologie studiren, so darf man sicher an allerlei Hintergedanken glauben. Einem Juden fällt es nicht ein, sich mit der mühsamen Erziehung der Knaben zu beschäftigen, bei der ein selbstloses Interesse, eine sich selbst genügende Pflichterfüllung vorausgesetzt werden muß — die Gojim sollen nur seine Kinder dressiren, diese selbst aber dann das Gelernte zur möglichst allseitigen Ausbeutung verwerthen. Unsere Richter werden bald von der jüdischen Konkurrenz eingeengt und schließlich weggeschoben werden.*) Das liegt halt in der Natur der Dinge. Wo aber dann das Rechtsbewußtsein unseres Volkes hinkommt, das braucht man wohl nicht erst zu fragen. Wir werden eben auch im Beamtenstand im Laufe der Zeit auf die niedern Dienste verwiesen werden, und namentlich dürfte die Verwaltung unserer Gewerbe- und Kunstmuseen, die der Beamte, wo ihm, wie dem Juden, der sittliche Halt fehlt, lukrativ verwerthen kann, auf die Letzteren übergehen. Wer eben nur irgendwie schärfer zu blicken versteht, wird auch hinter dem gebildeten Israeliten den Geldmenschen finden, und die Thatsache, daß auch solche zu Reichthum zu gelangen verstehen, sollte doch auch dem blödesten deutschen Michel die Augen öffnen. Schließlich wird es, [nach dem sehr empfehlenswerthen Büchlein Jeiteles teutonicus (Bern, Costenoble)] heißen:

An reicher Tafel sitzt der Jud',
Läßt sich vom Besten geben,
Ein schäbig, hungernd Christenblut
Sitzt demutsvoll daneben!

In München war, wie gesagt, früher vom jüdischen Drucke wenig zu spüren, aber das hat sich geändert, und die bairische Residenz ist ein Hauptsitz der Gesellschaft geworden. Ihr Straßenleben führt uns die meist kleinen und krummen Figuren, die vom kräftigen Altbaier sonderbar abstechen, bei jeder Gelegenheit unter die Augen, und namentlich sind ihre Frauen fast den ganzen Tag unterwegs, auf den nobeln

*) Unter den Privatdocenten der Münchener Universität ist bereits der vierte Theil Juden.

Spaziergängen, in Konditoreien, im Theater. Männer und Weiber sind in München überaus elegant, stutzerhaft geputzt, sie thun dies einmal wegen ihrer Gefallsucht, dann aber auch, weil sie wissen, daß nur eine exquisite Kleidung ihr Aeußeres erträglich machen kann. Von München aus ziehen sie ihr Netz über Stadt und Land zusammen. Und es ist gerade der Altbaier am wenigsten geeignet, ihnen Widerstand zu leisten; man muß unsre Bauern nur selbst kennen: sie sind ehrlich, muthig, kraftvoll, darum gute Soldaten, aber von sehr geringer geschäftlicher Raffinirtheit, sie lieben es noch mehr, als die andern Deutschen, Stunden lang gemüthlich im Wirthshause zuzubringen, und die Berechnung, was ihnen ihr Treiben einbringt, kümmert sie wenig. Auf dem Lande fühlt man sich noch ganz in die Taciteischen Zeiten versetzt: Spielen, Trinken sind das Hauptvergnügen der Markomannenenkel, und die Selbsthilfe spielt eine Rolle. Wir wollen den Fehler unsrer Landsleute nicht verschweigen, aber wir lieben sie, denn sie haben auch treffliche Vorzüge, und sie sind wehrlos einem Volk gegenüber, das nur berechnet, und dem der Vorzug des Gemüthes und der Herzlichkeit, die die Masse der Deutschen immer noch kennzeichnen, fehlt. Der Publicist Israel rief in einer zu Berlin kürzlich stattgefundenen Versammlung: „Macht es so wie wir!“, aber, müssen wir dem Herrn entgegnen, wir **können** es nicht so machen, und zwar sind wir stolz drauf! So lange der Deutsche noch deutsch fühlt, wird der Ausdruck „jüdisches Benehmen“ ein Schimpfwort bei ihm bleiben, dieses Wesen, das bei jeder Sache zuerst fragt: was trägt sie ein?

Fürth in Mittelfranken und Nürnberg sind freilich noch ganz anders inficirt, als München. Man muß in Fürth selbst gewesen sein, um das Königthum der Juden und das Sklaventhum des Deutschen völlig zu empfinden. Dort ist der Jude der Herr und wohnt großentheils in palastähnlichen Gebäuden, die ihm körperliches und geistiges Wohlsein verbürgen. — Der Deutsche aber ist in unverhältnißmäßigem Prozentsatz Fabrikarbeiter und wohnt in schlechten Häusern und engen Straßen. In Fürth ist alles Verhältniß der beiden Racen in geradezu krasser Weise verschoben, der Jude hat das Geld, der Deutsche die Arbeit, und auch als Fabrikherr, als Arbeitgeber weicht der Letztere zurück. Die Stadt ist neben Nürnberg das Hauptbollwerk der bairischen Socialdemokraten, die aber kostbare Geschichten aufgeführt haben, und man weiß ja, mit welchem Recht Marr darauf hingewiesen hat, daß die Juden sich auch der socialistischen Bewegung aufgedrängt haben, um sie in der Hand zu behalten, die sie aus Princip keine Arbeiter sind. Da ist

es ſchwer, keine Satyre zu ſchreiben, natürlich nicht über das Judenvolk, das noch immer das goldene Kalb anbetet, ſondern über die Dummen, die ſich beſchwatzen ließen. Die Fürther Socialdemokratie wollte einen Geſinnungsgenoſſen in den Reichstag und ſtimmte für den als Agitator und Redakteur eines Winkelblattes bekannten — Löwenſtein! „Bürger“ Löwenſtein fiel allerdings 1874 und 1877 durch, weil die zu Fürth gehörigen Diſtrikte ihn im Stiche ließen, und nun kam die Judenſchaft auf die Idee, einen gewaltigen Mann zu citiren, einen ihrer modernen Propheten, Hrn. Sonnemann, Eigenthümer der „Frankfurter Zeitung und Handelsjudenblatt.“ Ich erinnere mich noch ſehr gut, wie ich damals im Sommer 1878 darüber gelacht und an die völlige Ausſichtsloſigkeit einer Sonnemannſchen Wahl in Baiern geglaubt hatte. Dennoch war die Berechnung nicht übel und die Socialdemokratie ſtimmte für den reichen Mann, den ächten Vertreter der jüdiſchen Börſendemokratie, die unter mißtönendem „Geewwer“ (Frankfurter Judenausdruck) auf der Börſe und im Handel Geld zu machen ſucht. Seine Zeitung iſt ja das Hauptorgan der Frankfurter Geldmänner. Freilich thut Sonnemann dem Arbeiter ſchön, wie es ja überhaupt ein Charakteriſtikum der jüdiſchen Abgeordneten (Lasker, L. Löwe, Jakoby ꝛc.) war und iſt, daß ihre Reden von Freiheit, Gerechtigkeit, Sorge für den armen Mann überfließen, trotzdem oder vielmehr weil ihr Volk von dieſen Dingen am wenigſten wiſſen will. Fragt nicht nach ihren Reden, fragt nach ihrem Thun! Sonnemann fiel zwar durch, aber mit keiner großen Stimmenzahl, und wer weiß, ob nicht das nächſte Mal der Genoſſe der republikaniſchen Millionaire ſiegt — durch Unterſtützung des blutarmen Volkes. Es geht nichts über die Schlauheit Iſraels!

Wär' dieſe Sache nicht ſo furchtbar ernſt,
Man wär' verſucht, ſich drüber todt zu lachen!

In Nürnberg, wo ebenfalls der eingeborne Deutſche ganz unverhältnißmäßig zum Proletariat herabgedrückt iſt, florirt der Hopfenjude. Die Producenten müſſen ſich vor ihm bücken und ſehen, wie er den Hauptgewinn davon trägt. Es giebt überhaupt für den Deutſchen nicht leicht ein niederdrückenderes Gefühl, als bei Durchwanderung der Hopfengegend, die ſich um die Karolinenſtraße gruppirt, zu bemerken, wie die Juden in den Comptoirs die Herren ſpielen, oder mit lauernden Blicken an den Hausthoren die Vorübergehenden muſtern, während der Deutſche als Schreiber, Hausknecht oder Handlanger ihnen ſchlechtbezahlte Dienſte leiſtet.

Was die Münchener Preſſe anbelangt, ſo bietet ſie einen be-

merkenswerthen Eindruck. Das verbreitetste Blatt, die „Neuesten Nachrichten," deren Verdienste um die Erwerbung deutsch-nationaler Gesinnung, um die Versöhnung mit der preußischen Spitze und um geistige Freiheit nur von einseitigen Parteimännern verkannt werden können, hat sich leider festgerannt und nicht bemerkt, daß die neue Zeit auch neue Bedürfnisse in sich birgt, denen ein Tagesblatt auch gerecht zu werden hat. Auf diese Weise haben die „Neuesten" den früheren Einfluß verloren, auch bei den Liberalen; es sollte mir leid thun, wenn sie nicht einsehen wollten, was die Spatzen auf den Dächern predigen. Tüchtig von jeher hat das Sigl'sche „Vaterland" gegen die moderne Geldjudenwirthschaft gekämpft, und wir erinnern uns oft die schlagendsten Ausführungen in ihm gelesen zu haben, Ausführungen, welche die Zeit bestätigt hat. Wir stehen auf ganz anderm Boden in kirchlicher und politischer Hinsicht, aber wo der Gegner Verdienste hat, soll man es auch anerkennen. Ein ähnliches Verhältniß haben wir zu dem „Bairischen Landboten," einem deutsch-konservativen Blatte, das sich energisch gegen die weitere Umklammerung durch die Juden wehrt, ein Verdienst, das sich die Zeitung leider durch ihre Hetze gegen die Simultanschulen verkümmert. Als weißer Rabe unter den liberalen Zeitungen erscheint die „Süddeutsche Presse," deren Redaktion den anerkennenswerthen Muth hat, die Wahrheit in der Judenfrage nicht zu verschweigen, und für ein liberales Blatt gehört dazu unstreitig Muth.

Mancher Harmlose mag sich freilich wundern, daß auch die nicht Juden speciell gehörige Presse in ihr Horn bläst. Das beruht aber vorwiegend auf den massenhaften jüdischen Inseraten, dann auf der Abhängigkeit von jüdischen oder judengenössischen Correspondenten und Zeitungen, ferner auf der Thatsache, daß die liberalen Blätter sehr viel von Juden gehalten werden. Man fürchtet für seinen Geldbeutel, ja für seine Existenz, wenn man die Wahrheit sagt. So hat das Judenthum die öffentliche Meinung geknebelt und beutet auch seine Ueberlegenheit in bekannter Weise aus — durch „Glissiren" und „Lanciren" von Gerüchten, erfundenen Nachrichten, Einmischung von judenfreundlichen Artikeln und Notizen, die dann der Leser als baare Münze aufnehmen soll.

Lernen könnte der Deutsche freilich von dem Juden das Zusammenhalten und das Stammesgefühl. Sie unterstützen sich gegenseitig, loben einander, wissen ihre bedeutenden Männer in's Gespräch zu bringen, führen, wenn man von der Tagesliteratur spricht,

ſofort die „Frankfurter Zeitung“ und die „Neue freie Preſſe“ auf, und der Jude iſt, wo er es kann, gewöhnlich auch der Kunde des Juden. Nicht minder iſt er, ſo ſehr die Geldgier ihn beherrſcht, im Stande, wo es die Zwecke ſeines Volkes zu fördern gilt, mit größter Bereitwilligkeit die Mittel dazu herzugeben, wie er auch hier und da Brocken von ſeinem Reichthum an die hungernde Chriſtenheit oſtentativ hinauswirft, die dann als Beweiſe jüdiſcher Großmuth und Wohlthätigkeit verwerthet werden. Wie fehlt dagegen bei uns aller Zuſammenhalt, wie kindiſch pflegen wir zu ſein, wenn das Judenthum ſeinen Sirenengeſang, der uns von der wirklichen Gefahr ablenken ſoll, ertönen läßt! Als beliebtes Objekt ſolcher Ablenkung dient ihm ein Höllengeſchrei über das Papſtthum, ferner über den „Militarismus,“ der an der Verarmung der Maſſen Schuld ſein ſoll; die goldene Internationale will aber über die Thatſache wegtäuſchen, daß gerade ſie in den jetzigen „militariſtiſchen“ Zeiten einen unerhörten Einfluß gewonnen und ſich die Taſchen vollgeſtopft hat. Aehnlich fiel „Mauſchel“ über die Gründer her, **nachdem** ſie bereits in Mißkredit gekommen waren, verſchwieg aber weislich die Thatſache, daß gerade ſein Volk den Reigen geführt hatte! Und ſpricht man den Juden von ihrer Geldſchneiderei, ſo geben ſie es wohl für einzelne Fälle zu, reden ſich aber darauf hinaus, man habe ſie dazu getrieben. Blos für den Nichtdenkenden berechnete Ausrede! Sie ſind nach Deutſchland als Handelsleute gekommen und ſolche ſind ſie geblieben, und es gehört ein tüchtiges Stück deutſcher Naivetät dazu, zu glauben, die Juden hätten irgendeinmal in Deutſchland den Pflug, den Meißel oder die Axt führen wollen, — dazu ſind ſie zuviel Orientale. Das Mittelalter ließ ihnen eben die Thätigkeit, die ihnen eingeboren war, nur glaubte man, ſie an einer Kette halten zu müſſen, denn einmal losgelaſſen, hätten ſie Geld und Beſitz, den Lebensſaft der Nationen aufgeſaugt, juſt wie ſie heutzutage es ſchon großentheils fertig gebracht haben. So wie man einmal die Zügel locker ließ, brachten ſie es gleich dahin, daß man ſie wieder ſtraff anziehen mußte. Intereſſant iſt hier eine Stelle aus Wirth, Geſchichte der Deutſchen, 2. Aufl. I. p. 558, die wir folgen laſſen: „Wir haben ſchon früher bemerkt, daß in der deutſchen Urzeit der Handel vorzugsweiſe in den Händen der Juden war. Dies Verhältniß hatte ſich im Laufe der Zeit nicht geändert, vielmehr befeſtigt. Durch Kunſtgriffe aller Art und wegen krankhafter Liebe zum Geld der Ertragung aller Entbehrungen und Mißhandlungen fähig, hatten ſich die Juden trotz der tiefen Verachtung, welcher ſie verfallen waren,

gleichwohl in Deutſchland und Gallien allenthalben feſtgeſetzt und beträchtliche Reichthümer erworben. Gewohnt, immer den Mächtigen zu ſchmeicheln und zu dienen, hatten ſie bei dem Aufkommen des (fränkiſchen) Königthums ſogleich zu den Königen ſich hingedrängt, und da dieſe durch ihren Aufwand bald des Geldes bedürftig waren, entſtand ein gewiſſes näheres Verhältniß zwiſchen ihnen und den Juden. — — Ein vorzügliches Bereicherungsmittel der älteſten Zeit war der Menſchenhandel, und die Juden trieben ihn nicht nur in der größten Ausdehnung, ſondern auch mit der gefühlloſeſten Berechnung. Sie kauften insbeſondere Sklavenkinder, zogen ſolche zur Erſparung der Koſten hart und elend auf und verkauften dieſelben im erwachſenen Zuſtande. Ludwig der Fromme war niedrig genug, zu den Juden zu halten, als die Geiſtlichkeit die Abſtellung dieſes einträglichen Menſchenhandels forderte, dennoch wurde den Juden wieder der Zügel ſtraffer gezogen". Wir täuſchen uns zwar nicht über Wirth's Mängel als Geſchichtsſchreiber, aber jenes Verhältniß ſteht einfach in den alten Quellen zu leſen, und ganz beſonders intereſſirt uns, wie ſehr Wirth, ein Mann von glühendem Patriotismus und ſeltener Seelenreinheit, von dem Judenthum abgeſtoßen worden war, es zeigte ja auch gerade das Gegentheil von dem uneigennützigen Idealismus jenes Ehrenmannes. Zudem ſtand er (es war im Anfang der vierziger Jahre) noch nicht unter dem jüdiſchen Literaturterrorismus, unter dem jetzt ſo Mancher, der im vertrauten Zwiegeſpräch kein Hehl aus ſeiner wirklichen Schätzung des Judenthums macht, dennoch öffentlich mit ſeiner Meinung zurückhält.

Manchmal hört man ſogar jetzt noch ſagen: nun, das Judenthum wird ſich auffaugen laſſen! Daß die Förderer der Emancipation damals glaubten, Iſrael würde nun ein dem Deutſchen konformes Leben beginnen, war noch verzeihlich, weil ſie keine Erfahrungen in die Zukunft machen konnten, aber daß zu unſrer Zeit noch von Manchem an die Aufſaugung geglaubt wird, iſt ſchier unglaublich. Es iſt zwar allerdings richtig, daß in gewiſſen, namentlich Berliner Kreiſen, Jüdinnen, weil ſie den Mann in materielle Unabhängigkeit verſetzten, als Gattinnen geſucht ſind, aber ſolche Miſchheirathen werden ſich immer nur auf beſtimmte Verhältniſſe beſchränken: die Maſſe des Volkes bleibt davon unberührt. Allerdings müſſen die Juden die Verheirathung ihrer Töchter mit einflußreichen Männern wünſchen, denn es iſt ja der Fall, daß ſie durch ſolche Ehen einen bedeutenden Boden bereits jetzt für ſich gewonnen haben, weil ihre Verſchwägerten dann an ſie gekettet ſind, aber

das ſind Ausnahmen, denn die Maſſe der Deutſchen bietet ihnen zu wenig, und es wäre eine grobe Täuſchung, zu glauben, daß das Judenthum ſeine ganze Tradition aufzulöſen geneigt ſein könnte. Es iſt ja immer das auserwählte Volk, es fühlt ſich als Ganzes und hat auch ein unſtreitiges Recht, darauf ſtolz zu ſein. Nein, die Wucht der jüdiſchen Vergangenheit iſt zu groß, als daß der Kern des Judenthums nicht intakt bleiben ſollte. Eine weitere Entwickelung der Verhältniſſe würde nur dazu führen, daß der Vollblutjude und die kleine Anzahl deutſch-jüdiſcher „Zuchtwahlſprößlinge" unſere Herren, unſere Ariſtokratie bilden werden, und man überſehe ja nicht, daß das ausgeſaugte Polen, „der große Sack, aus dem das Volk Iſrael über Deutſchland ausgeſchüttet wird" (wie Franz von Löher in der Allgemeinen Zeitung, Beilage vom 18. November ſagt) noch Jahrhunderte lang einen intakten Stamm von Juden für uns reſervirt hält. Denn mit den Polen und Ruthenen brauchen ſie ſich nicht zu verbinden, weil ſie ihnen das Geld bereits abgenommen haben, und ſo wandern ſie eben allmälig wieder zu uns herüber. Auf dieſe Weiſe wird unſer Vaterland immer mehr von den Juden inficirt. Könnten wir 2000 Jahre warten, ſo wäre Iſrael vielleicht „aufgeſaugt," aber wir können es kaum 20, denn bis dahin ſind wir vollſtändig ruinirt. Und welche Gefahren das mit ſich bringt, brauchen wir wohl nicht zu ſagen, namentlich würde der Deutſche dann ſchwerlich geneigt ſein, für das Wohlergehen ſeiner Blutſauger ſich mit Begeiſterung zu ſchlagen. Und wie gering kriegstüchtig die Juden ſelbſt ſind, wie ſehr in ſofern jede Vermehrung ihrer Anzahl in Deutſchland eine Schwächung der Heerkraft bedeutet, iſt ja in dem 1. Hefte dieſer Zeitſchrift nachgewieſen worden!

Ein ſüddeutſcher Liberaler.

Der Wucher in der Armee.

(Betrachtungen eines invaliden Kameraden.)

Jedermann weiß, daß die höhere, oder geringere Qualität einer Armee lediglich von dem mehr oder minderen Gehalt des Offiziercorps in geistiger und moralischer Beziehung bedingt ist.

Nicht allein die Tapferkeit der Offiziere im Felde ist es, welche entscheidend für die Erfolge der Waffen wird. Diese soldatische Tugend halte ich bei uns Deutschen für überflüssig zu erwähnen. Bei der Beurtheilung einer Armee müssen wir darauf sehen, in welcher Weise die Ausbildung im Frieden vor sich geht, mit welchem Eifer — neben dem vorauszusetzenden Verständniß — der Offizier sich seiner selbstlosen Aufgabe, der Heranbildung der Mannschaften für ihre Verwendung im Felde hingiebt.

Bei jedem Menschen, er mag Handwerker oder Gewerbtreibender, Künstler, Gelehrter oder Beamter sein, wird seine Productionskraft, sein Können und Schaffen eingedämmt durch die gewaltige Macht, welche in der Unsicherheit seiner materiellen Existenz liegt.

Wohl Niemand wird bestreiten wollen, daß die Arbeitsfreudigkeit leide durch die beengenden Bande, mit welcher „das Leben aus der Hand in den Mund," die Sorge um unser täglich Brod unser ganzes Sein unfehlbar umschlingt.

Sollte das nun beim Offizier anders sein? — so lange er jung ist, möchte das gehen. Da setzt ihn der jugendliche Leichtsinn über Dinge hinweg, die in der Folge ihn schwer belasten. Wird er älter, hat er für Familie, für Weib und Kind zu sorgen, so wird eine etwaige Schuldenlast ihn derart bedrücken, daß dadurch seine Arbeitskraft unbedingt leiden muß.

Betrachten wir nunmehr in materieller Beziehung den Entwicklungsgang eines Offiziers unserer Armee. — Wir fügen gleich hinzu, daß diese Betrachtung nur eine oberflächliche sein, nur in scharfen Pointen gegeben werden kann, die aber genügen werden, dem Leserkreis dieses Blattes über manche Dinge die Augen zu öffnen, welche ihm vielleicht bisher unbekannt waren.

Wir müssen zu Beginn zwei große Klassen von Offizier-Aspiranten unterscheiden, um dem etwaigen Vorwurf zu begegnen, daß das für

ſeinen Zweck vortreffliche Inſtitut, das Cadettencorps, gerade die von uns geſchilderten Söhne des Mars in die Armee ſchicke.

Daß Offiziercorps rekrutirt ſich alſo aus den im Cadettencorps gebildeten Jünglingen und denen, welche Gymnaſien, Realſchulen ꝛc. beſucht haben. Erſtere unterſcheiden ſich von den Letzteren vielleicht in den erſten Dienſtjahren dadurch, daß ſie ein wenig mehr „vorn und hinten ausſchlagen," weil ſie bisher die ſtraffe Feſſel gefühlt und nun ihre Freiheit mit deſto gierigeren Zügen trinken, in kurzer Zeit hört der Unterſchied auf, und können wir getroſt einen Leiſten bei Betrachtung beider Kategorien anlegen.

Die Epauletten ſchmücken zum erſten Mal die Schultern des Lieutenants, der Feldwebel tritt herein, er bringt die erſte Monatsgage und nebenbei einige Briefe. — Unter Letzteren befinden ſich mehrere Rechnungen, mit dem Mahnvermerk, daß nunmehr, nachdem „der Herr Baron" zum Offizier avancirt ſei, die als Fähnrich contrahirte Schuld unbedingt getilgt werden müſſe, ſonſt — folgt Drohung mit Anzeige beim Regimentskommandeur.

Aergerlich wirft der Lieutenant die Wiſche bei Seite und überzählt ſein Gehalt. Er will die Leute ja bezahlen, aber ſeinem Vater, der eben die Koſten der Equipirung beſtritten; kann er jetzt nicht mit neuen Bitten um Geld kommen. Derſelbe iſt meiſt ſelbſt Offizier oder Beamter, vielleicht gar ſchon verabſchiedet, an ihn darf er ſich nicht mehr wenden. Und dann iſt eine ſolche Beichte, und ſei es ſelbſt der vorliegenden Lappalien wegen, gar zu fatal.

Da fällt dem Offizier ein Billet in's Auge, welchem er bisher keine Beachtung geſchenkt, da daſſelbe lithographirt iſt, und er es deshalb für eine Cigarren- oder ſonſtige Offerte gehalten hat. Er öffnet es und lieſt etwa Folgendes:

„Euer Hochwohlgeboren erhalten hierdurch die ergebenſte Anzeige, daß unſer Bankhaus es ſich zur Aufgabe geſtellt hat, den Herren Offizieren der Armee in möglichſt annehmbarer Weiſe Credit zu verſchaffen. Die Bedingungen haben wir folgendermaßen geſtellt: —"

Nun folgt die Forderung von nur 6 % mit obligatem Damno, Proviſion ꝛc., was wir zu wiederholen für überflüſſig halten, da dieſe Vereinbarungen ſchon in anderer, ähnlicher Form zu oft bei Gelegenheit des Auftauchens der Wucherfrage publicirt worden ſind.

Zuerſt hatte der Offizier, welcher nach Eröffnung des Briefes einen unbändigen Reſpect vor der Creditfähigkeit ſeiner Epauletten erhalten, einen Schuldſchein, auf drei Monate lautend, ausſtellen müſſen, nach

Ablauf dieſes Zeitraums wird aus dem Schuldſchein ein Wechſel und endlich nach Jahresfriſt, nachdem das Capital um mehr als das Doppelte angewachſen iſt, wird der bekannte Ehrenſchein verlangt und — gegeben.

Von nun an iſt das Opfer verloren, wenn es ſich nicht dazu entſchließt, ſeinen Verwandten reinen Wein einzuſchenken. In dieſem Falle werden Vettern und Baſen zuſammengetrommelt, die Ehre des Namens der Familie muß gerettet werden, und Opfer werden gebracht, die im Verhältniß zu der urſprünglich von dem Wucherer entlehnten Summe himmelſchreiend ſind.

Hierbei fügen wir noch hinzu, daß die Bewucherer der Offiziercorps ſtets über die perſönlichen Verhältniſſe der Eltern und Verwandten ihrer Opfer auf's Genaueſte unterrichtet ſind und natürlich die Schlinge ſofort zuziehen, das heißt ihr Ultimatum ſtellen, wenn ſie glauben, daß der letzte Thaler herausgepreßt iſt.

Dieſe erſte Klaſſe von zum Schuldenmachen neigenden Offizieren, welche einmal gerettet iſt, wird faſt immer in ihren alten Fehler zurückfallen, weil die Verführung ſtets von Neuem an ſie herankommt. Jeder Geldcalamität tritt entweder eine directe Geldofferte, oder eine Annonce in dem Inſeratentheil unſerer geleſenſten Blätter entgegen. Dazu kommen in Berlin und den größeren Garniſonſtädten eine Anzahl von Schleppern, Leute oft von den vornehmſten Namen, welche die Verbindung zwiſchen den Offizieren und Capitaliſten aufrecht halten und Letzteren ihre Opfer zuführen.

Vor Jahren circulirte in der Armee eine Liſte dieſer Ehrenmänner, um die Offiziere vor ihnen zu warnen. Man ſtaunte über die Enthüllungen und dennoch iſt es beim Alten geblieben, die Armeeverwaltung iſt eben machtlos, wenn ihr die Geſetzgeber nicht zu Hülfe kommen.

Hierbei haben wir noch eines nichtswürdigen Kunſtgriffs zu gedenken, welcher leider nicht vereinzelt von Wucherern angewendet wird, es betrifft das die Herbeiſchaffung einer zweiten Namensunterſchrift.

Es wurde bei den Fällen, welche wir im Auge haben, von den Gläubigern eine weitere Prolongation des Wechſels verweigert, wenn nicht der Lieutenant N. mit ſeinen Namen unter das Papier ſetze. Es wäre ja nur nöthig, daß das kleine Wörtchen darunter ſtände, der Wechſel käme nicht aus dem Schubfach, zu dem der Biedermann ſtets den Schlüſſel in der Taſche trüge.

Die Opfer, kaum dem Jünglingsalter entwachsene, unerfahrene Männer, gingen in's Garn. Sie wußten gar nicht, welches Verbrechen sie damit verübten, sie hatten den besten Willen, ihre Schuld abzutragen, nur augenblicklich konnten sie es nicht, darum setzten sie den fremden Namen selbst auf das Papier und — wurden zu Wechselfälschern.

In beiden, uns bekannten Fällen hatte der Wucherer als Bürgen einen Offizier genannt, von dem er wußte, daß er nie eine Schuld contrahirt hatte, also jedenfalls auch jetzt seine Namensunterschrift als Gefälligkeitsaccept verweigern werde.

Das Ende war, daß beide Offiziere, nachdem der Wucherer ihnen und endlich auch den Eltern mit der steten Drohung, er werde das Verbrechen zur Anzeige bringen, den letzten Pfennig erpreßt hatte, den Abschied nehmen und nach Amerika gehen mußten.

Auf diese und ähnliche Weise verliert Deutschland einen guten Theil seiner besten Kräfte, abgesehen von denen, die dem unerträglichen Dasein des Verschuldetseins durch eine Kugel ein Ende machen. Freilich giebt es auch viele Offiziere, welche sich durch alle möglichen Manipulationen über Wasser halten. Der terminus technicus des Offiziers nennt solchen Kameraden „manövrirfähig."

Es ist oft bewundernswerth, wie der Verschuldete von Neuem Schulden macht, um einen alten Gläubiger zu befriedigen, — wie er diesen dann wieder in Contribution nimmt, nachdem er ihn so in Sicherheit gewiegt, um seine Schuld bei Jenem abzutragen. Naturgemäß wächst so die Schuldenlast immer höher, aber der Offizier hat nicht nöthig, den Abschied zu nehmen, seine „Manövrirfähigkeit" hilft ihm über alle Fährlichkeiten, bis er endlich als Stabsoffizier doch den bunten Rock ausziehen muß und sich nun bis zum Ende seiner Tage, von dem kümmerlichen Rest seiner Pension nährt, oder sich — was unseres Erachtens noch schlimmer — durch eine Geldheirath rettet, bei der oft nicht bedacht wird, daß das semitische Blut das urgermanischste in der Nachkommenschaft vollständig besiegt. —

Nun werden uns Viele zurufen: Das sind doch nur seltene Ausnahmen! —

Leider müssen wir nach unseren Erfahrungen dem widersprechen. Selbstredend giebt es eine große Anzahl gut situirter Existenzen in der Armee, aber Jeder, der redlich an der Besserung dieses Krebsschadens arbeiten will, und der jenen Verhältnissen je im Leben nahe gestanden hat, muß zugeben, daß der Wucher und die Verschuldung

zu einer Gefahr für die moralische Qualität unseres Offiziercorps geworden ist. —

Uns liegt nichts ferner, als den Offizierstand als solchen anzugreifen; wir erkennen an, daß in ihm, in der durch ihn gebildeten Armee vor Allem die Basis für die sichere Entwickelung unseres Vaterlandes liegt, wir wollen nur die Schäden unserer schwindelhaften, liberalen Gesetzgebung aufdecken, welche diesen integrirenden Theil unseres Volks, wie überhaupt das ganze Volk der Ausbeutung durch das Capital überliefert hat. —

Man hüte sich hier wohl, einen Stein auf den einzelnen Offizier zu werfen, ihn etwa des unverantwortlichen Leichtsinns zu zeihen! Wenn ältere Herren heute sprechen: Wir sind in der guten, alten Zeit mit der Hälfte des Gehalts ausgekommen, so bedenken sie nicht, daß seitdem das Geld nicht nur um die Hälfte entwerthet ist, sondern auch die Lebensbürfnisse um das doppelte gestiegen sind.

Es ist gut sagen: Bleibt zu Hause, eßt Kommisbrod und trinkt einfaches Bier dazu, statt elegante Restaurants zu besuchen und dort „Beefsteaks mit Hindernissen" und Exportbier zu vertilgen. In der guten, alten Zeit gab es eben keine feinen Restaurants, die Folge — man konnte sie nicht besuchen. —

Alle Welt lebte einfacher, als heutzutage, darum konnte man die Einfachheit auch als keine sonderliche Tugend bezeichnen. Will man nun heute vom Offizier verlangen, er solle als Einziger ein spartanisches Leben führen, während die Klassen der Gesellschaft, in denen er sich bewegt, in Ueppigkeit und Reichthum schwelgen? — möglich, daß wir trüben Zeiten entgegengehen, welche uns zu der alten Sparsamkeit und Einfachheit zurückführen, etwa in derselben Weise, wie es dereinst das Trauerjahr 1806 that!! — —

Nochmals wiederholen wir, daß wir von dem Grundsatze ausgehen, uns stehe kein Recht zu, über das Leben in den Offiziercorps zu urtheilen, nur auf eine Calamität möchten wir das Augenmerk berufener Männer lenken, es ist dies „das sogenannte Repräsentiren."

Der junge Offizier heirathet meist nur auf das gesetzlich nothwendige Vermögen (36,000 Mark) hin. Kaum sind die Flitterwochen vorüber, so verlangt man von ihm, er solle Besuche machen, worauf er von den anderen verheiratheten Cameraden, respective den Civil-Familien eingeladen wird. Naturgemäß muß er sich revanchiren, wobei es uns gestattet sei, die Frage aufzustellen, wie es möglich ist,

daß er dieſes thun — das heißt zwei bis drei größere Geſellſchaften geben kann, bei denen es zum guten Ton gehört, daß mehrere Sorten Wein auf den Tiſch kommen, — wenn ihm nur die 1800 Mark Zinſen und ſeine karge Lieutenantsgage zur Dispoſition ſtehen? — —

Bei dieſer Gelegenheit können wir uns einer Bemerkung nicht enthalten, daß man nämlich in größeren Städten — wie Berlin und Breslau — unſeres Erachtens viel zu milde über den Umgang der Offiziere in gewiſſen Kreiſen des Civilſtandes denkt. Es ſind uns Fälle bekannt, wo es genügte, daß der Banquier Ameier ein großes Haus machte und als ſehr reich galt, um ſein Parquet zum Tummelplatz der jungen Offizierswelt zu machen.

Wir meinen, daß es doch gut wäre, wenn hier an maßgebender Stelle weniger tolerant gedacht, eventuell eine ſchärfere Controlle ausgeübt würde. Bei dem Manne mit dem ſchlechten Rock erkundigt ſich theilnehmend die Polizei, wo er zu dem Gelde gekommen, welches er verſchwendet, während man ſich den Champagner des mit Orden und Titeln behangenen Banquiers ſchmecken läßt und nicht darnach frägt, ob nicht an ſeinem — in der Gründerzeit oder an der Börſe erſchwindelten — Vermögen der Ruin hunderter Familien klebt. Oder gehört auch ſolch ein Umgang zu den Pflichten der Repräſentation des Offiziers?

Jedenfalls dürfte es ihm ſchwer werden, die Koſten der Revanche für jene Menus in würdiger Weiſe zu beſtreiten, welche die Börſen-Zeitung und ähnliche Blätter dem hungernden Publikum, als Erſatz für den knurrenden Magen, auftiſchen. —

Nachdem wir uns in Vorſtehendem ein Bild von dem in den Offiziercorps unſerer Armee graſſirenden Wucher gemacht, welches von der Wirklichkeit wahrſcheinlich übertroffen wird, kommen wir darauf zurück, in welcher Weiſe nun die Schlagfertigkeit, überhaupt die Qualität unſerer Truppen durch den genannten Krebsſchaden geſchädigt wird.

Wir können nur wiederholen, was wir bereits oben geſagt: Ein verſchuldeter Menſch, er mag thätig ſein, in welcher Branche es auch immer ſei, wird an Arbeitsluſt, an Thatkraft verlieren durch das Geſpenſt, welches ihn nie verläßt, durch das Bewußtſein, von einem unbarmherzigen Gläubiger abhängig zu ſein.

Der verſchuldete Offizier, welcher ſich zum Dienſt begiebt, hat vielleicht bereits am Morgen jene bekannten Drohbriefe erhalten.

Der Gedanke an den Inhalt derſelben wird und muß lähmend auf ſeine Pflichterfüllung, auf ſeine Energie wirken, und ſomit die Ausbildung der Mannſchaften unter dieſem Einfluß unfehlbar leiden. —

Dann müſſen wir aber noch auf einen andern Punkt kommen, den das Verſchuldetſein des Offiziers im Gefolge haben wird: Wir meinen die Schädigung ſeiner Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft.

Wenn auch im Offiziercorps Dinge gedachter Art mit lobenswerther Discretion behandelt werden, ſo wird es ſich nicht vermeiden laſſen, daß Gerüchte über dieſen und jenen Fall in die Oeffentlichkeit transſpiriren. Meiſt wird dies Schuld des Wucherers ſelbſt ſein, dem vor dem gänzlichen Ruin ſeines Opfers daran gelegen ſein muß, daſſelbe bei der Menge als leichtſinnig und verſchwenderiſch zu discreditiren, damit er ſelbſt ſpäter möglichſt in der Folie des geſchädigten Menſchenfreundes erſcheint.

Wie dem auch ſei, Schreiber dieſes hat oftmals ſelbſt Gelegenheit gehabt, zu hören, wie von Civiliſten dieſer wunde Punkt berührt wurde und ſtets den Eindruck davon getragen, daß bei einer ſolchen Discuſſion zu ſeinem tiefſten Bedauern ein Schatten auf den ganzen Stand fiel, der beſonders in einem Staate mit allgemeiner Wehrpflicht, wo der Sohn des Grafen, wie der des Bauern, den Offizier als ſein Vorbild zu betrachten hat, in fleckenloſer Reinheit daſtehen ſoll. — —

Es ſei uns zum Schluß noch vergönnt, Betrachtungen darüber anzuſtellen, ob die Nichtswürdigkeit des Wuchers, verbunden mit der Unerfahrenheit und dem Leichtſinn des jungen Offiziers allein das Uebel verſchulden? — ob es nicht noch andere Factoren giebt, welche die Wucherung des Krebsgeſchwürs befördert haben?

Wir brauchen nur auf den Character unſerer ganzen Zeitrichtung zurückzukommen. Ohne Peſſimiſt zu ſein — wir glauben an die Wiedergeburt unſeres Vaterlandes — müſſen wir uns geſtehen, daß es uns ſchwer werden wird, uns aus dem Labyrinth, in welches uns die Frivolität der Judenpreſſe, welcher weder Religion noch Regierung heilig iſt, in welcher uns der kraſſe Realismus, die jammervolle Anbetung des Materialismus und Mammonismus auf jeder Spalte gepredigt wird, hineingeriſſen hat, auf das Gebiet der Ideale zu retten.

Wie Jeder unter uns, wird ſich auch der Offizier eingeſtehen müſſen, daß auch er von den Uebeln unſerer Epoche angekränkelt iſt. Man trinkt eben von keinem Gifte, ohne ſeiner Geſundheit zu ſchaden, und gewöhnt man ſich ſelbſt tropfenweiſe an den Genuß des Morphium, die üblen Folgen bleiben darum doch nicht aus, der Organismus muß in ſeinen tiefſten Grundfeſten erſchüttert werden.

Daſſelbe gilt von dem Gifte, welches uns die Preſſe täglich zuführt, auch dieſes wird Niemand auf die Dauer genießen können, ohne Schaden zu leiden an Character und Grundſätzen. Es iſt gerade jetzt, ſoviel über dieſen Punkt geſchrieben worden, daß wir den Leſer nicht mit längeren Auslaſſungen über dieſen, unſeren wundeſten Fleck, beläſtigen wollen, nur eine Frage ſtellen wir:

Giebt es Jemand, der da glaubt, daß je ein Menſch geboren worden, der nie — wir ſagen niemals — gelächelt hat, wenn er jene frivolen, ſogenannten Witze des „Kladderadatſch," des „Ulk," der „Weſpen" las, in welchen Papſt und Kirche, Religion, Regierung, Parlamente und gekrönte Häupter mit dem Gift der Satyre beſpritzt wurden?

Und fühlt man ſich als „königstreuer, patriotiſch geſinnter" Mann, iſt man ſich bewußt, daß man jeden Augenblick gern und freudig ſeinen letzten Blutstropfen für Kaiſer und Reich hingeben würde, man wird ſich doch an die Bruſt ſchlagen müſſen und ausrufen: Auch ich habe mich blenden laſſen durch die buntſchillernde, beſtechende Außenſeite jener kosmopolitiſchen, vaterlands- und idealloſen, „geiſtſprühenden" Witze, aber — — — Du willſt es nicht wieder thun? — wie das Kind ſagt; und dabei bleibſt Du ein großes Kind! — und haſt nicht den Muth, zu ſagen: „Apage satanas!" — hinaus mit jenem Gift! — weg mit den Schandblättern, die die Luft jedes geſunden, chriſtlich-germaniſchen Hauſes verpeſten! — deren jämmerliche Scherze und ſchmutzige Inſerate von unſern Kindern geleſen werden und uns jene Jugend gezeitigt haben, die hohnlachend und blaſirt auf Alles herabſieht, die nichts kennt, als Wohlleben und Großmannsſucht, — die zum Revolver greift, als ſei der Schritt in's Jenſeits ein Cancanpas über die Schwelle eines Tingeltangel, wenn ſie ihrem Ehrgeiz nicht Genüge geſchehen ſieht, oder ſie ihrer Genußſucht nicht fröhnen kann. —

Und meint man nun, daß der Geiſt des Offiziercorps gänzlich intact bleibe durch die von uns gegeißelten Schäden unſerer Zeit? —

Die Beantwortung dieſer Frage überlaſſen wir den Führern unſerer Armee, zu denen das Volk mit vollem Vertrauen, im Angedenken an unſere ruhmreiche Vergangenheit emporſieht.

Diejenigen, welche die Söhne unſeres geliebten, deutſchen Vaterlandes gegen den Feind zu glorreichem Siege geführt haben, mögen ebenſo treu im Frieden ihres Amtes walten, ſo wird ihnen der Dank unſeres greiſen Heldenkaiſers und ſeines Volkes nicht fehlen, und —

des Schüttelfroſtes des Philiſters wird es ein Ende ſein.

Etwas Allbekanntes und stets Vergessenes.

Es ist bekannt, daß schon allein die Erben des im Jahre 1874 verstorbenen Chefs des Wiener Hauses Rothschild, das bekanntlich das „ärmste" ist, circa 400 Millionen Gulden der österreichischen Erbschaftssteuer mit dem Bedeuten unterstellten, daß jenes Vermögen, welches der verstorbene Chef außerhalb Oesterreichs besaß, hierin nicht einbezogen sei. Von dem Pariser Hause wurde 1850, gelegentlich des Austrittes des Procuristen des Rothschild'schen Hauses, Herrn Pereire, bekannt, daß dasselbe damals etwa 3 **Milliarden** besaß, welche sich in den inzwischen verflossenen, für das Geldmonopol überaus einträglichen 28 Jahren, ziemlich begründeter Meinungen zufolge, um das Drei- bis Vierfache vermehrt haben dürften. Als noch reicher wird das Londoner Haus Rothschild geschätzt; hierzu kommen noch die enormen Reichthümer der Frankfurter Firma und das große Vermögen der Sprößlinge dieser Familie in Neapel 2c.

Ein solches colossales Anwachsen des Vermögens in einigen wenigen Händen, sowie das Entstehen Hunderter von Millionairen, endlich das Anhäufen so vieler Millionen von Capitalien in den seit 30 Jahren geschaffenen vielen Banken mit dem Umstande in Zusammenhang gebracht, daß fast alle diese Firmen und Banken für das Creditbedürfniß des Mittelstandes nahezu unzugänglich sind und daß die bei ihnen angehäuften Milliarden immer noch weitere Riesensummen an sich ziehen, welche den Canälen, in denen sie früher circulirten, so gut als entzogen bleiben, giebt sehr vielen Stoff zum Nachdenken, wohin dies schließlich für den gesammten bürgerlichen 2c. Stand führen muß und damit ist auch ein Theil des herrschenden, sich jetzt naturnothwendig mehr und mehr vergrößernden wirthschaftlichen Elendes erklärt.

Der Begründer des so weit verzweigten Hauses Rothschild aber war ein armer Schacherjude und die aufgehäuften Milliarden sind den Völkern durch allerlei Staatsanleihen und Speculationen abgewuchert worden.

Diejenigen Städte aber, welche solche Millionaire zu ihren Bewohnern zählen, scheuen sich, nur einen verhältnißmäßig geringen Beitrag zu ihren Gemeinde-Bedürfnissen von denselben zu fordern,

in der Besorgniß, ein solcher Gold- (Hai-) Fisch möchte sich anderswohin wenden.*)

Auf der einen Seite gerathen der Adel, der Mittelstand, die Beamten und das Volk immer tiefer in die Verarmung hinein; auf der andern steht ein Häuflein Menschen, welche ein übermüthiges Finanzjunkerthum bilden: die „goldene Internationale," die über ein höchst mäßiges Maximum hinaus nicht besteuert wird.

Die genialsten Staatsmänner müssen mit ihren besten Absichten scheitern an solchen verschrobenen socialpolitischen Zuständen. Steht hier der socialpolitische Zusammensturz der Gesellschaft nicht wie ein Rechenexempel vor unseren Augen? — — —

Und „Liberalismus" und „Fortschritt" schreien noch selbst gegen eine **Börsen-Umsatz-Steuer**!! — —

Wann bricht sich die Erkenntniß kräftig Bahn, daß Gott, König und Vaterland höher stehen als — — das „goldene Kalb"? —

Sprüche Salomonis Kap. XVI. Vers 32.

In einer Cavallerie-Garnison der Provinz ereignete sich Mitte der 70ger Jahre folgende spaßhafte Geschichte:

Ein Student beider Rechte, mosaischen Glaubens, der, obwohl Reformjude, dennoch die berüchtigte „Eigenart" des auserwählten Volkes recht ausgeprägt zur Schau trug und dem man den „Mauschel" schon auf 50 Schritte ansah, war — man sollte es kaum für möglich halten — in eine deutsche Studentenverbindung aufgenommen. Es gab selbstredend für Itzigleben kein erhebenderes Gefühl, als in Couleurfarben einherzustolziren und auch jene Stadt, in der er seine Gymnasialstudien absolvirt hatte, recht oft mit seiner liebenswürdigen Anwesenheit zu beglücken. Galt es doch den jüngeren Gymnasiasten zu imponiren und sich so breit, als möglich, zu machen. Flotter Corpsbursch, wie er war, hielt er es für seine Pflicht, stets arrogant aufzutreten und seine freche Judennase überall hineinzustecken. Aber dennoch sollte unser Held einst an den Unrechten kommen. Es war Königs-Geburtstag

*) Aus der kleinen Schrift: „Beitrag zur Reform des Abgabenmodus für die Stadt Dresden von G. A. Müller, (Referent der Commission der 5. Bezirksvereine, Dresden) von G. A. Müller, Dresden, Carl Weiß.

und als Patriot mußte sich das „Judenknäblein" natürlich tüchtig betrinken. Dies ward sein Verhängniß! Auf dem Heimwege nämlich kommt Mauschelchen bei dem Lokal vorbei, in dem eine preußische Cavallerie-Escadron den Geburtstag ihres obersten Kriegsherrn feierte. Als ob er auch dahin gehörte, und mit der ihm eigenen Frechheit, betritt Itzigleben ohne Weiteres den Tanzsaal und mischt sich in den Tanz. Allgemeines Erstaunen — doch man ließ ihn vorläufig gewähren und freute sich über die Bocksprünge des betrunkenen, krummbeinigen Jüdchens. Aber diesem schwoll der Kamm zu sehr, er begann Streitigkeiten mit einem Cavalleristen und der kommandirende Offizier herrschte ihn an: „Verlassen Sie frecher Judenlümmel sofort den Saal, oder ich lasse Sie hinauswerfen." „Wai, wai geschrien, wie haißt? Herr Baron, ich bin Corpsstudent, Jurist." Eine schallende, durch den ganzen Saal ertönende Ohrfeige war die Antwort. Und ehe sich noch unser braver Corpsbursch von seinem Schreck erholen konnte — die Gebeine zitterten ihm vor Angst — sah er sich unter dem lauten Bravo der Soldaten von drei handfesten Husaren erfaßt, ein Moment — und Itzigleben in Couleur befand sich unter freiem Himmel. Was hat er nun zur Rettung seiner Ehre gethan? Man staune! Der hoffnungsvolle Jurist erscheint am nächsten Morgen in feinster Gesellschaftstoilette bei dem Herrn Baron, um — abzubitten und zu quittiren über die erhaltene Maulschelle.

Dieser Ehrenmann mit so „eigenartiger" Auffassung von studentischer, speziell „corpsstudentischer Ehre" ist heute Referendar. Er wird vermuthlich einst dem preußischen Richterstande angehören. Ob er diesem ehrenwerthen Stande zur Ehre gereichen wird? Wir meinen nein!

Zum Lotteriewesen.

In der „Straßburger Zeitung" lesen wir folgende, schwer in's Gewicht fallende Verdächtigung:

„**Wo bleiben die hohen Treffer einzelner Geld-Lotterieen?** — Die Einführung einer bayerischen Klassenlotterie betreffend bringt die „Pf. Pr." einen Artikel, welcher, wenn sich das Erzählte in der That so verhält, auf den Geschäftsbetrieb der Hamburger und Braunschweiger Lotterie-Kollekteure ein bezeichnendes Licht wirft. Bei jeder Prämienlotterie, so heißt es in jenem Artikel, werden wir gewahr und durch die gesammte Presse geht die Kunde, wer „der glückliche Gewinner" des höchsten Treffers irgend einer Kirchenbaulotterie war. Seit zehn Jahren aber machen wir unsere Beobachtungen und nie konnten wir in der Presse den Namen oder Wohnort des Glücklichen erspähen, dem

Fortuna das große Loos der Hamburger oder Braunſchweiger Lotterie nebſt der großen Prämie in den Schooß geſchüttet habe. Das große Loos, die höchſte Prämie, bald in dieſe oder jene Gegend geſpielt, würde eine größere Zugkraft noch geübt haben, als 300,000 Schwindelbriefe, als alle Proſpekte, mit denen alle kleineren und größeren Städte, ja hauptſächlich auch die Landbevölkerung überſchwemmt wird. Wo aber das große Loos, beziehungsweiſe die hohe Prämie bleiben, das ſollten wir bei der zuletzt ausgeſpielten Braunſchweiger Lotterie erfahren. Einem uns bekannten Agenten waren nämlich durch alle ſechs Klaſſen hindurch die Loosnummern 15,200 bis 15,300 zugegangen und nur die Loosnummer 15,289 allein nicht. War uns dies ſchon auffallend, ſo war es uns noch auffallender, daß gerade in der 6. Klaſſe auf die fehlende Nr. 15,289 die Prämie von 300,000 Mark entfallen war. Am allerauffallendſten aber war es uns, als wir uns nach Braunſchweig wandten mit der Bitte, uns den Namen und Wohnort des glücklichen Gewinners mitzutheilen, und uns die lakoniſche Antwort wurde: ‚Der Gewinn iſt in Braunſchweig geblieben! Das war's, was wir ſeit einem Jahrzehnt vermutheten und was uns nun zur Gewißheit geworden war — die hohen Treffer mit Prämien bleiben in Braunſchweig! (Wir geben dieſen Artikel unter Reſerve wieder, wünſchen aber dringend, daß, falls die Angaben der „Pf. Pr." unrichtig ſind, die Direktionen der hamburger und braunſchweiger Lotterieen den wahren Sachverhalt kundthun.)"

Eine auffallende Thatſache von kulturgeſchichtlichem Intereſſe müſſen auch wir konſtatiren. Während in unſerer zerfahrenen Zeit der Schwindel und Betrug in allen Klaſſen der Geſellſchaft ſeine Helden zu Tage fördert, haben wir beim Lotterieweſen noch nie Etwas, welches den Steckbrief ꝛc. nach ſich zog, gefunden, und es wäre wahrhaft erhebend, wenn einzig auf dieſem, von Iſrael ſo ſtark kultivirten Gebiete, die Treue und Redlichkeit ein Aſyl gefunden hätte. — — Wie dem aber auch ſei, ſo tritt an den Staat dennoch eine Mahnung heran; an den Staat, der die Steuerkraft ſeiner Bürger möglichſt genau zu kennen das Recht und die Pflicht hat. Aus dieſem einfachen und gewiß einleuchtenden Grunde erlauben wir uns den Vorſchlag, daß die Bekanntmachung der Namen der glücklichen Gewinner in den reſp. Lotterien obligatoriſch werde. So hört man alle Augenblicke, daß ein „Achtel" des großen Looſes auf „arme Leute" gefallen ſei. Wo die übrigen $^7/_8$ geblieben ſind, das weiß Merkur, der Gott der Kaufleute und der — — „Götterbote". Wenn es nun alſo — und wir wagen nicht daran zu zweifeln — ausbundartig ehrlich in dem complicirten Mechanismus des Lotterieweſens zugeht, der Tauſende und Tauſende von Semiten beſchäftigt, ſo wäre es doch wünſchenswerth im Intereſſe des

Steuerweſens, daß die Heimlichthuerei mit den Namen der Gewinner der großen Treffer endlich einmal aufhörte. Es bleibt ja den Dummen, die „nie alle werden," unbenommen, ihr Geld zum Lotteriejuden zu bringen.

Zum Schluß eine kleine Anekdote, welche keine Anekdote iſt.

— Wie kann man bei der Lotterie Geld gewinnen?! fragten wir einſt ironiſch den hamb. Lotterie-Collekteur Adolf Lilienfeld. —

— Wenn Sie nie ſpielen, antwortete der brave Mann. — Dann ſparen Sie Ihr Geld. —

Vom jüdiſchen Kriegsſchauplatz.

— „Iſrael über Dir, Simſon" (von Treitſchke.) Die erſchütternde Wirkung, die Heinrich von Treitſchke's Aufſatz in der November-Nummer der „Preußiſchen Jahrbücher" gemacht hat, läßt ſich aus dem verlegenen Schweigen der Herren Lindau, Frenzel, Kletke ꝛc. ebenſo gut erkennen, wie aus den krüppelhaften Aeußerungen der Blätter, die den ſogenannten Berliner „Witz" cultiviren.

Von einem Liberalen, der Witze für Geld macht, alſo ſich ohne mildernde Umſtände proſtituirt, etwas anderes zu erwarten als das gaſſenjungenhafteſte Benehmen, wäre von vornherein unklug. Dieſe profeſſionellen Narren thaten nur was ſie durften; aber ungeſchickt haben ſie es gemacht. Denn maßvoller und vorſichtiger als Treitſchke über dieſe Frage ſchreibt, konnte man ſich kaum äußern, aber dennoch ein wildes Wuthgeheul, ein unvorſichtiges Loslaſſen ihrer Jauche gegen einen unſrer reinſten Männer. Sollte man es aber glauben? Sie taſten mit ihren ſchmierigen Judenhänden auch Treitſchkes Bedeutung als Hiſtoriker an! Das iſt ſehr günſtig für uns, weil hier ihre ſchamloſe Frechheit ohne Weiteres das Gegentheil deſſen beweiſt, was ſie beweiſen will. Einen Aufſatz, wie den über den Abfall der Niederlande, über die Freiheit, über Bundesſtaat und Einheitsſtaat ꝛc. ꝛc. ſchreibt nicht ſo leicht einer der heutigen Hiſtoriker! — Außerdem iſt Treitſchke der erſte Rhetor Deutſchlands. Sein Vorgehen iſt eben deßhalb ſo bezeichnend, weil es die ſich vollziehende Umwandlung der unbefangenen Gemüther ſo ganz sine studio et ira durch die unabweisliche Logik der Thatſachen ankündete. —

Keine Frage, daß Treitſchke auch noch den weiteren Schritt thun wird, thun muß, vor dem er jetzt noch zurückſchreckte. Er, der gelehrte Hiſtoriker, der feinfühlende Stiliſt, der ehemalige Parteigenoſſe Laskers, Bambergers ꝛc. wird genöthigt einzuſehen und zu bekennen, daß es ſo nicht fürder geht, daß wir umkehren müſſen, er ruft mit dem Bruſtton vollſter Ueberzeugung, was wir Andern freilich ſchon ſeit Jahren wiederholen: „videant consules ne quid respublica detrimenti capiat!“

Es werden noch Andre folgen, uns gehört die Zukunft!

Einſtweilen hat die Antiſemiten-Liga allen Grund, die Herren vom Börſen-Courier, Kladderadatſch, Ulk, Weſpen und der „Schleſiſchen Preſſe“ zu ihren Ehrenmitgliedern zu ernennen, denn dieſe haben dem Verein mehr Vorſchub geleiſtet als viele direkte Bemühungen. In dem letztgenannten Organ nämlich ſchreibt ein Rabbiner Joel (!) ein ganz wildes Gemauſchel gegen den braven Treitſchke. Er iſt ganz empört über die unwahren Behauptungen des Profeſſors, daß es in Polen Juden giebt, daß dieſelben mit alten Hoſen handeln, daß es an der Börſe Juden giebt, daß es beſchnittene Zeitungs-Redakteure giebt ꝛc. Wie kann man aber auch ſo unvorſichtige Behauptungen wagen? Den Breslauer Pamphletiſten möchte ich in Schutz nehmen, da er 1) Joel heißt, 2) Rabbiner iſt!! Dafür ſoll er mir eine Behauptung Heinrich von Treitſchke's zugeben und zwar auf Grund ſeiner Selbſterkenntniß, nämlich die, „daß dem polniſchen Judenſtamm die Narben vielhundertjähriger Knechtſchaft aufgedrückt ſind.“ Vergl. auch Lindau, Bleichröder, Auerbachleben, Laskerchen ꝛc. ꝛc.

So werden wir uns vielleicht mit dem muthigen Rabbi in Breslau noch in Güte einigen!

Ich kenne viele Berliner Gelehrte ꝛc., die ſofort auf die „Preußiſchen Jahrbücher“ abonnirt haben. Dr. Fr. Bismark.

Dr. M. Joël, Rabbiner in Breslau wendet ſich in einem Wortgefecht gegen Treitſchke. Es iſt darin von allem Möglichen die Rede, von Hegel, Darwin, Schopenhauer ꝛc. ꝛc. — der reine theoretiſche 50 Pfennig-Bazar! — um, nach jüdiſcher Gefechtsart, die Einfachheit und Klarheit der Judenfrage zu zerſplittern und zu umwölken. Gleichwohl aber tritt der Breslauer Herr Rabbiner — vielleicht wider Willen — der Frage direkt näher und dieſes Nähertreten gipfelt im folgenden Satz:

.... Das ganze Gerede übrigens von der Schwierigkeit der Verſchmelzung iſt profeſſoraler Doctrinarismus. Daß wir hierländiſche Juden Orientalen

ſind, iſt gerade ſo wahr, wie: daß die heutigen Deutſchen Orientalen ſind.[1]) Wir ſollen fremd ſein, weil unſere Väter vor 1800 Jahren muthmaßlich in Paläſtina geweſen. Ich ſage muthmaßlich, weil es bekanntlich ſchon große jüdiſche Gemeinden vor der Entſtehung des Chriſtenthums in Europa gab,[2]) ja, dieſe Thatſache die Verbreitung des Chriſtenthums erſt möglich machte.[3]) Damals hätte es Herrn Marr gelohnt, gegen die Juden vorzugehen, er hätte gleich das Chriſtenthum mit erſtickt. Kann denn Herr von Treitſchke angeben, wo ſeine Väter vor 1800 Jahren waren? Wollen Sie, Herr Profeſſor, einen körperlichen Eid leiſten, daß Sie ein wirklicher Nachkomme der Germanen ſind, die einſt in den deutſchen Eichenwäldern gelebt? Ich glaube nicht, daß Ihr Familienname damals bei den Germanen ſchon vorkommt. Baut ſich denn eine heutige, eine moderne Nationalität aus lauter Menſchen von gleicher Abſtammung auf?[4]) Wollen Sie jedem Deutſchen das Bürgerrecht verſagen, deſſen Backenknochen bezeugen, daß er von Mongolen ſtammt? Sind die Engländer keine große Nation, weil ſie ein Miſchvolk ſind, ja ſind ſie nicht vielleicht gerade darum eine ſo große Nation?[5])

Mit der Racen-Eigenart hat ſich das exceptionelle Weſen des Judenthums äußerlich und innerlich erhalten, iſt äußerlich und innerlich im **Gegenſatz** zu den abendländiſchen Völkern geblieben, iſt **Jude** geblieben an Leib und Seele, was man von den unter uns lebenden Wenden, Slaven, „Mongolen" u. ſ. w. äußerlich und innerlich **nicht** behaupten kann.

Die Judenfrage iſt alſo inſofern eine „**Racenfrage**," als die jüdiſch-ſemitiſche Race ihre Eigenart als **Gegenſatz** zu der unſern ſtarr aufrecht erhält.

Und dies iſt der wahre wiſſenſchaftliche Kern der Judenfrage. Alles übrige iſt Staffage, ſchätzbares Material. Dieſer jüdiſch-ſemitiſche Gegenſatz iſt die Quelle unſeres Leidens geweſen und geblieben. Das begreift jetzt ſogar der „fortſchrittliche" „Bildungsmeier."

---

[1]) Wir Deutſchen haben uns aber „entaſiatiſirt;" die Juden haben ſich nicht „entorientaliſirt."

[2]) Jawohl, wenn auch keine Dörfer und Städte, wo die Juden als Koloniſten, (Ackerbauer ꝛc.) lebten, ſo hatte die Auswanderung von jüdiſchen Kaufleuten und Schacherern nach Europa doch ſchon lange vor Chriſto exiſtirt. (Vergl. Henne Am Rhyn: Kulturgeſchichte des Judenthums S. 158. Bern bei Coſtenoble)

[3]) Dieſe Behauptung iſt etwas kühn, wenn ſie ſagen ſoll, daß die Juden den chriſtlichen Miſſionairen Hilfe leiſteten!

[4]) Nein, aber die Nationen verſchmelzen ſich, amalgamiren ſich und die Minoritäten gehen in den Majoritäten auf.

[5]) Ganz recht, weil die Volksſtämme, welche das heutige England bilden, nicht ſo ſtarr iſolirt blieben wie die Juden.

Herr Dr. M. Lazarus hielt unlängſt in Berlin einen Vortrag über die Judenfrage, auf deſſen Hauptſtellen wir uns eine Entgegnung erlauben. Herr Lazarus ſagte u. A.:

— „In jeder Nation giebt es Menſchen von verſchiedener Abſtammung. Auf dem Boden ſelbſt, auf dem wir ſtehen, findet ſich eine Miſchung von Slaven und Deutſchen. Als hauptſächliches Kennzeichen der Nationalität findet nun Böckh nur die Sprache."

Die angezogenen Wenden und Slaven haben längſt ihren typiſchen nationalen Charakter verloren und ſind unterſcheidungslos aufgegangen. — Bei den Juden iſt die typiſche Spezialität nicht nur im Aeußern und Innern geblieben, ſondern auch in der Sprache; ſie reden unter jeder Nation den eigenthümlich jüdiſchen Jargon.

„Man hat uns mit Vorliebe den Vorwurf gemacht, daß wir ein großes Vermögen erwerben. Wir vermehren damit aber nur den Nationalreichthum."

Der „Nationalreichthum" wird, unſeres Erachtens, nicht durch die Vergrößerung der Zahl jüdiſcher Millionaire vermehrt. Dieſe ziehen vielmehr den Nationalreichthum an ſich und individualiſiren ihn. Was aufgeſpeichert bei A B C liegt, fehlt bei D—Z. Nicht das Wohl des Einzelnen, ſondern das der Geſammtheit bedingt den Nationalreichthum. Die centrifugale Wirkung des Reichthums der Rothſchilds u. ſ. w. iſt z. B. keine Vergrößerung des Reichthums der Nation. Der Beamte, der ſeinen Gehalt wieder unter die Leute bringen muß, iſt nationalökonomiſch ein korrekterer Faktor des „Nationalreichthums" als der Millionairbankier, deſſen Einnahme die Ausgabe tauſendfach überwiegt.

Sapienti sat.

Eine Warnung an die Adreſſe der Judenpreſſe.*) — In König's „Religionshandbuch" (Freiburg i. B. Herderſche Verlagshandlung 1879) befinden ſich auf Seite 97 zwei bemerkenswerthe Stellen, Luther betreffend:

„Die düſtere Stimmung, welche ſchon lange den Urheber der großen Spaltung gequält hatte, und die durch die reißende Zunahme der Sittenloſigkeit und Uneinigkeit im Kreiſe ſeiner Anhänger und andere entmuthigende Erfahrungen, ſowie durch Glaubenszweifel nur vermehrt wurde, ſpiegelt ſich in ſeinen damaligen Schriften, beſonders auch gegen die Juden ab."

*) Die Judenpreſſe citirte unlängſt Luther gegen die Wirren der Reformation.

Und in einer Anmerkung:

„In zwei furchtbaren Schriften (die zweite heißt: „Vom Schem Hamphoras") eiferte Luther gegen die Juden, die als „junge zur Hölle verdammte Teufel aus dem Lande gejagt und deren Synagogen mit Schwefel und Pech verbrannt werden müßten."

Unsere jüdisch-semitischen Herren Collegen, welche unverfroren den „Glaubenshaßteufel" an unsere Wand malen, obschon sie sehr gut wissen, daß confessioneller Bekehrungseifer in der Judenfrage des 19. Jahrhunderts absolut gar keine Rolle spielt, sollten dies bedenken. Bis jetzt ist die Judenfrage wesentlich unter den gebildeten Ständen debattirt worden. Diese gebildeten Stände werden in der Judenpresse des Glaubenshasses verlogen und Israel sucht den Pöbel seiner Zeitungsleser gegen uns zu hetzen. Glaubt der Zeitungsjude an den Erfolg einer solchen „Hetze," so bedenke er die Autorität, welche Luther doch noch immer im Volke besitzt und zwinge uns nicht, den Reformator von Wittenberg weiter zu citiren. Der Zeitungsjude nehme den Kampf auf dem Boden der total verschiedenen nationalen „Eigenarten" der Semiten und Germanen an und hüte sich, künstlich ins 19. Jahrhundert zu zerren, was dem 16. Jahrhundert etwa noch anklebte.

Herr L. Philippso(h)n in Bonn, Red. der „Allg. Ztg. des Judenthums" richtet an die Juden in Nr. 48 seiner Zeitung im Hinblick auf die jetzige Lage der Dinge die nachstehenden Worte:

„Aber es mahnt uns doch, uns möglichst zurückzuhalten, eine gewisse Reserve zu beobachten, uns nicht vorzudrängen, sondern uns suchen zu lassen, niemals auszubleiben, wo eine Forderung an uns herantritt, aber nicht allzu eifrig die Gelegenheit zu suchen, wo wir thätig seien und uns bemerkbar machen."

Ganz einverstanden! Aber kennt denn der gelehrte Herr aus der Geschichte der ältesten Zeit bis auf heute diese unausrottbare „Eigenart" seines eigenen Volkes nicht? Und jammert er in demselben Artikel nicht, daß der General- und Universal-Vordränger Gernegroß Lasker in Frankfurt a. M. und Breslau bei den Wahlen durchfiel? — Bester Herr Philippso(h)n, empfehlen Sie doch nur dem „Berliner Börsencourier" und dem dito „Tageblatt," den Herren Davidsohn und Moses — pardon! Mosseleben — das „Vordrängen" in allen Dingen, von der Zote bis aufwärts in die heiligsten

Fragen des deutſchen Volkes zu laſſen. Durch dieſes Vordrängen werden ja „Groſchen gemacht.“ Denken Sie an die dramatiſch bearbeiteten „Extrablätter“ dieſer Judenzeitungen zur Zeit der Attentate auf unſern Kaiſer, an die kühnſten Erfindungen, die der dumme Philiſter glaubte, bis die Behörde den jüdiſchen Klatſch als verlogen bezeichnete. Nein! dieſe „Eigenart“ Iſraels rotten Sie ſelbſt in der Preſſe nicht aus, viel weniger unter dem „Giftbaum“ und in der Geſellſchaft!

„Spät“ kommt Ihr, doch Ihr kommt.“ Prof. H. von Treitſchke verdient für ſeinen Artikel in den „Preußiſche Jahrbücher“ über das Judenthum den Dank aller Patrioten. Nur ſollte der gelehrte Herr nicht ſo vornehm auf die Bahnbrecher der jetzigen Bewegung herabblicken. Wir haben Decennien auf die Koryphäen der Wiſſenſchaft gewartet und haben vergeblich gewartet, daß ſie, die wahrhaft Berufenen und Auserwählten, das Wort und die Feder ergriffen. Doch „mieux vaut tard que jamais.“ Möge Treitſchke nur ausharren im Kampfe und nicht, wie „Graf Iſolan,“ dem die Eingangsworte zugerufen wurden, wieder abſchwenken. Und mögen andere deutſche Männer der Wiſſenſchaft gleichfalls jetzt, — wo die Bahn gebrochen iſt! — uns „Stumpfrednern“ vorangehen! Wir können die bittere Bemerkung nicht unterdrücken: Ohne uns dii minorum gentium, ſäßen ſie noch am Pult und ſähen die Welt durch die trübe Profeſſorenbrille nicht! Nun, ſie kommen wenigſtens, die Herren Gelehrten, ſie ſehen ein, daß ſie auch Deutſche ſind. Henne Am Rhyn iſt gekommen, Dr. Dühring iſt gekommen, Treitſchke iſt gekommen. Und lebte Leſſing noch und ſähe die heutige Judenwirthſchaft, der ſcharfe Denker hätte — — nicht auf uns „Stumpfredner“ gewartet; er hätte längſt initiativ das Wort ergriffen und dem Zuviel des Judenthums ein „Halt!“ zugerufen. —

Jüdiſche Inſolenz. Der „Berliner Börſencourier“ ging mit dem Centrum in's Gericht über die Haltung dieſer Partei in der Eiſenbahnfrage im preußiſchen Landtage und apoſtrophirt das Centrum mit folgenden Worten:

„Das iſt das rechte Feld für die Herren nicht, die vorgeſtern den 25jährigen Geburtstag der ganz unbefleckten Empfängniß Mariä gefeiert haben. Das iſt zu weltlich für ſie, zu irdiſch. Wenn ſie ſich für „Bahnen“ begeiſtern, dann ſollten es am Ende nur jene ſchmalen Bahnen ſein — ach, in dieſer argen Welt iſt

auf ihnen durchweg der secundäre Betrieb eingeführt! — die zum Himmelreich führen. Aber so ganz plump weltliche Eisenbahnen, aus Kiesschüttung, Schwellen und Stahlschienen, die gehen eigentlich diese parlamentarischen Vertreter himmlischer Mächte garnichts Rechtes an."

Wir erlauben uns die ganz bescheidene Frage in Neu Palästina, was die Juden sagen würden, wenn Katholiken über den Jom-Kippurtag, das Purimfest an sich gleichlautender Bemerkungen gestatteten, wie es die jüdischen Scribenten hier thun? Wenn dann einmal von „Glaubenshetze" die Rede sein soll, so fragen wir: sind solche frechen Redensarten, wie die oben citirten, nicht wie gemacht dazu, 8 Millionen deutsche Katholiken zur confessionellen Erbitterung zu provociren? — Wir fragen ferner: was gehn euch Juden die christlich-kirchlichen Ansichten an, — daß Ihr die kirchlichen Elemente der Christen in die Politik hineinzerrt? Zu solcher Frechheit habt Ihr es selbst im „Mittelalter" nicht gebracht.

Aber — ob „protestantischer Bußtag," ob ein „katholischer Dogma," — dem semitischen Scribbisax ist das gleich. Wenn er nur seine frech-frivolen Glossen machen kann, so verschlägt es Nichts, daß er gar kein Recht hat, in solchen Dingen hineinzumauscheln. Doch! — er hat ein Recht dazu! — die deutsche Indolenz, die Gedankenlosigkeit und der Mangel an geistiger Selbstachtung der deutschen „Bildungsphilister" geben ihm das Recht — zur „Christenhetze." — **Ein Protestant.**

Literarisches und Artistisches.

Joseph. Israelitische Jugendzeitung. (Kattowitz, P. Schönwald.) Mit permanentem Kopfschütteln begleiteten wir die Lektüre dieser Jugendzeitung für israelitische Kinder, denn es klimperte und klapperte aus den moralischen Erzählungen eitel Geld und wieder Geld als Lohn der Tugend. U. A. träumt einem alten Juden, er müsse nach London gehen, dort werde er sein Glück machen. Frau und Kinder läßt der Biedermann darbend zurück und „schnorrt" sich glücklich bis in die Themsestadt, wo aber sein „Dalles" und folglich sein Schnorren auch nicht aufhörten.

„Wochen gingen darüber hin und der Mann wurde wegen seiner Bettelei in der Gemeinde bekannt. Damals gab es noch in London eine jüdische Polizei, die über die vagabondirenden jüdischen Bettler wachte und die Gemeindemitglieder vor Zudringlichkeiten zu schützen suchte. Der Beamte ging nun gegen den fremden Bettler mit strengen Worten vor. „Ich habe," sprach er, „das lange genug mit angesehen,

aber länger kann ich doch dieſes zweckloſe Umherſtreifen nicht dulden. Ihr bettelt und beläſtigt die Leute; was wollt Ihr denn eigentlich hier?" „Ach," antwortete ihm der Fremde, „ich will Euch die reine Wahrheit ſagen. Mir träumte, es werde mir in London geholfen werden, und darum bin ich hier." „Alſo um einen Traum," donnerte ihm der Polizeibeamte entgegen, „darum ſollen wir Euch hier ausfüttern, ſo lange es Euch gefällt? Mir träumte vor längerer Zeit recht lebhaft, in einer Stadt in Preußen, in einem Seitengäßchen, das in einer vom Ringe ausgehenden Straße mündet, im dritten Hauſe von der Ecke links, — das Häuschen ſteht ganz deutlich in meiner Erinnerung vor mir — in der Hinterſtube, im Winkel an dem einen Fenſter, darin liegt in der Erde unter der Diele ein großer Schatz vergraben; werde ich darum nach Preußen reiſen und die Stadt, das Haus und die Stube aufſuchen, um den Schatz auszugraben? Nein, lieber Mann, für Träumereien kann ich Euch länger den Aufenthalt hier nicht geſtatten.

Unſer armer Mann hörte ſtaunend die Worte des Gemeindebeamten an. Er erkannte in der Zeichnung ganz genau ſeine Wohnſtube wieder und glaubte nun, dort liege ſeine Hilfe vergraben. Eilig reiſte er nun von London ab, bettelte ſich wieder heimwärts und gelangte zu den Seinen zurück. Wenn auch herabgekommen und zerlumpt, wurde er doch von dem Weibe und den Kindern freudig begrüßt. Er eröffnete ihnen ſeine Erfahrungen in Englands Hauptſtadt und in einer Nacht, heimlich, damit es Niemand erfahre, hob er die Bretter des Fußbodens und grub in dem Winkel an dem einen Fenſter nach und fand eine große Truhe mit vielen Goldſtücken aus ſehr alten Zeiten, die vor Jahrhunderten während eines Krieges dort verſcharrt und aufbewahrt worden iſt, wie man vermuthen muß.

Mit dieſem Schatze legte der Mann den Grund zu ſeinem Reichthume, der ſich in ſeiner Familie vererbte und erhielt. Da er aber den Sohn, der ihm darauf noch geboren wurde, in frommer Erinnerung an die waltende gnadenvolle Vorſehung, vor der Aufnahme in den Bund in der Truhe, wie in einer Wanne badete, ſo verblieb es bei den ſpäteren Nachkommen im Gebrauche, dieſelbe zu gleichem Zwecke zu benutzen."

Gleiwitz. Dr. H. H. H.

Schnöde Germanen und Chriſtenmenſchen, ſowie eine nicht auf der Höhe der „Toleranz" ſtehende deutſche Polizei, würden hier einfach einen — **Funddiebſtahl** conſtatiren.

In der Geſchichte — ſie heißt „Die alte Truhe" — wird der kupferne Keſſel als Badewanne für neugeborene Kinder in Ehren gehalten. — Ebenſo ſpielt das Geld in den übrigen Kindererzählungen die Hauptrolle. Humoriſtiſch erquickend iſt dagegen die Naturanſchauung, die ſich in einem Programmgedicht ausſpricht. Iſrael wird mit einem „Bächlein" verglichen, welches — trotz aller Hinderniſſe — in den Ocean gelangt.

In ſanftem, weichem Bette
Auf friedlich ſtolzer Bahn,
Macht es die größten Städte
Sogar ſich unterthan.

Bald ſtand es an dem Ziele
Und majeſtätiſch groß
Nahm es in ſeine Kühle
Des weiten Meeres Schooß.

„So führt zum ſchönen Ziele
Des Willens Kraft und That,
Wenn auch der Feinde viele
Dir treten in den Pfad."

Sander-Zabrze, Lehrer.

Der Weg zu dieſem Ziele iſt, wie wir geſehen, u. A. Arbeitsſcheu, Schnorren, Schacher und Aberglaube an Träume. Nun, jede „Eigenart" hat ihren beſonderen Geſchmack, alſo auch die Eigenart jüdiſcher „Jugendzeitungen" wenn ſie auch nicht ganz mit den Grundſätzen Peſtalozzis u. A. übereinſtimmt.

Antijüdiſche Literatur. Vielfachen Aufforderungen entſprechend, geben wir unſern Leſern hier ein vorläufiges Verzeichniß der epochemachenden antijüdiſchen Schriften:

Stephan Schulz, Ein Beitrag zum Verſtändniß der Juden und ihre Bedeutung für das Leben der Völker. Gotha, 1871.

Prof. Aug. Rohling, Der Talmudjude. 6. Auflage. Münſter, 1873.

Stadtgerichtsrath Willmanns, Die goldene Internationale. 4. Auflage. Berlin, 1876.

Osman Bey, Die Eroberung der Welt durch die Juden. 7. Auflage. Wiesbaden, 1875.

Dr. Hil. Bankberger, Die ſogenannte deutſche Reichsbank, eine privilegirte Aktiengeſellſchaft von und für Juden. 2. Auflage. Berlin, 1877.

Dr. Perrot, Die Juden im deutſchen Staats- und Volksleben. 2. Auflage. Frankfurt a. M., 1878.

W. Marr, Der Sieg des Judenthums über das Germanenthum. 11. Auflage. Bern, 1879.

— — Vom jüdiſchen Kriegsſchauplatz. 4. Auflage. Bern, 1879.

— — Wählet keinen Juden! 4. Auflage. Berlin, 1880.

— — Die Deutſche Wacht. Monatsſchrift für nationale Kulturintereſſen. Organ der antijüdiſchen Vereinigung. Berlin, 1879.

Otto Glagau, Des Reiches Noth. Osnabrück, 1879.

Anonym, Die Juden und der deutſche Staat. 10. Auflage. Berlin, 1879.

— — Iſrael im Heere. Berlin, 1879.

— — Neu-Paläſtina oder das verjudete Deutſchland. 2. Aufl. Berlin 1879.

von Wedell, Vorurtheil oder berechtigter Haß? Berlin 1880.

Zu vorſtehenden und ähnlichen Schriften ſind neuerdings noch hinzugekommen:

Egon Waldegg, Die Judenfrage gegenüber dem deutſchen Handel und Gewerbe. Ein Manifeſt an die deutſche Nation. Dresden 1879.

— — Judenhetze oder Nothwehr? Dresden und Berlin, 1880.

Dieſe beiden letzten Broſchüren haben ſich raſch Bahn gebrochen, was ihrer populairen Sprache und ihren praktiſchen Anſichten zu danken iſt. Namentlich die letztgenannte Broſchüre bildet eine Art Katechismus in der Judenfrage und läßt ſich zur Maſſenverbreitung beſtens empfehlen. Sie kann auch gleichzeitig als das Programm des „Deutſchen Reformvereins" in Dresden angeſehen werden.

Noch Etwas vom beſiegten Germanenthum heißt ein „offener Brief" von M. von Ernſt, Dresden 1879. Dem Herzen wird darin Luft gemacht und „der Jude muß fort!" iſt das Schlußwort.

Henne Am Rhyn's Kulturgeſchichte des Judenthums (Bern) ſei hier nochmals auf's wärmſte empfohlen. Dieſes Werk iſt von dauerndem Werth und ſollte in keiner Privatbibliothek fehlen.

Handelsgeſchichte der Juden des Alterthums. Von Dr. L. Herzfeld Landesrabbiner von Braunſchweig. (Verlag v. J. H. Meyer. Braunſchweig 1879). Obgleich der Verfaſſer den Kampf der Gegenwart in der Judenfrage als unberechtigt erklärt, trägt ſein Werk keinen polemiſchen Stempel. Es ſucht vielmehr nachzuweiſen, daß die alten Juden ſich allen Beſchäftigungen des Lebens hingegeben hätten. Allerdings konnten ſie gegen ihre Mitſemiten, die Föniker (Philiſter ꝛc.) in merkantiler Beziehung noch nicht recht aufkommen, denn erſt nach der Auflöſung dieſer letzten Völker trat Iſrael recht eigentlich in die Stelle des Schachers, nur daß ihm das Talent zur Seefahrt fehlte. Der Verfaſſer iſt Jude; er ſchreibt aber beſonnen und belehrend und geſteht es offen ein, wo er gezwungen iſt Hypotheſen aufzuſtellen. Das Werk ſelbſt darf ſchon um ſeiner Schilderungen der Einzelheiten des Verkehrs und der Verkehrsmittel dem Laien empfohlen werden, wenn auch die kulturgeſchichtliche Kritik Vieles davon zu tadeln finden wird. Herr Herzfeld bringt reiches Material und das iſt, — unbeſchadet des Standpunktes, den wir gegen das jüdiſche Volk vertreten, — anerkennungswerth.

Feuilleton.

Israel an allen Orten.

Genrebild.

„Israel im Heere" iſt Gottlob in einer wohlthätigen Minderheit und „Israel in der Geſellſchaft" kann man Gottlob gleichfalls ausweichen, wenn man will. An öffentlichen Orten aber muß man Israel über ſich ergehen laſſen, man mag wollen oder nicht. Berlin iſt ein modernes Central-Ghetto. Es iſt, als ob alle Ghettos der „guten alten" Zeit, die in dieſer Beziehung ihren Namen gewiß mit Recht trägt, ihre Inſaſſen auf unſere Promenaden und Vergnügungslokale ausgeſtrömt hätten. Auf allen Straßen, in den Theatern und im Cirkus, im Conzerthaus, Skating-Rink und Tatterſall, im Capweinkeller und der Conditorei, in allen Reſtaurants und Bierſtuben, in allen Cafés und Vergnügungslokalen, mit beſonderer Bevorzugung derer, in welchen getanzt wird, und wo „Jung Israel" ſeine Salonſtudien macht, iſt Itzig da, überwiegend da, ſehr laut und ſehr unangenehm bemerkbar. Beſonders an Sonn- und Feſttagen gewinnt es den Anſchein, als ob jeder Berliner Semit einen Doppelgänger hätte.

Wir ſind ſchon gezwungen mit dieſer Eigenthümlichkeit des öffentlichen Lebens zu rechnen, welche dem Fremden auf den erſten Blick ſo unangenehm auffällt. Der Berliner hat ſich allmählig daran gewöhnt, d. h. gewöhnen müſſen, ebenſo wie an die Panke und ihren Parfüm.

Itzig iſt bei uns entſchieden der Meinung, daß die Trottoirs nur für ihn da ſeien. Man beobachte auf der einen Seite, wie gefällig ſich das Publikum, weß Alters und Standes es ſei, ausweicht, wie ältere und jüngere Herren vom Trottoir treten, um die Paſſage für Damen frei zu machen und ſehe auf der andern Seite Itzigs Gebahren. Zu Zweien und Dreien, oft untergefaßt, ziehen ſie dahin in der ganzen Breite ihrer Gemäſtetheit. Es fällt ihnen nicht ein, auch nur einen Schritt auszuweichen. Die meiſten Paſſanten biegen aus, weil ſie zu dem einzig richtigen Mittel gegen dieſe Dickfälligkeit nicht aufgelegt ſind, das iſt, Itzig einen kräftigen Rippenſtoß zu geben, den er regelmäßig mit „pardon" quittirt. Namentlich Frauen ſind Itzigs Brutalität gegenüber wehrlos. Ueberhaupt iſt ſein Benehmen am hellen Tage, anſtändigen Frauen und Mädchen gegenüber, oft geradezu empörend, und wie ſelten erreichen den ſemitiſchen Don Juan die ſo wohl verdienten Maulſchellen! Drum etwas mehr Aufmerkſamkeit, ihr Herren, ohne Unterſchied des Standes, mehr Wachſamkeit gegen dieſe ſemitiſche Wegelagerei. Die Fälle, daß anſtändige Frauen von ſolchen jüdiſchen Schlingeln

in empfindlicher Weiſe attakirt werden, ſind leider ſehr zahlreich, und nicht immer ſind die Frauen ſo reſolut, den erſten beſten des Weges kommenden Herrn um Schutz zu bitten. Alſo ein wenig Aufmerkſamkeit und dann energiſche Selbſthilfe.

Geradezu gefährlich wird das Paſſiren des Trottoirs, wenn Iſrael beiderlei Geſchlechts daſſelbe gepachtet hat.

„Schließt Augen euch, hier iſt nicht Zeit
Euch ſtaunend zu ergötzen.“

Nur ein Sprung über den Rinnſtein bringt Rettung und dann: Vorüber, ihr Schafe, vorüber, dem Schäfer wird gar zu weh! Luft — freie Natur! Nach dem Thiergarten! Dort entgeht man vielleicht der orientaliſchen Caravane. Welch elegante Equipage! Wir lieben ſchöne Pferde und hübſches Angeſpann; der Wagen hält, alſo halten wir auch, um zu ſehen, wem dieſes ſchöne Coupée gehört. Die Inſaſſen ſteigen aus. — So, wie uns, muß einem Raucher zu Muthe ſein, dem aus einer Cigarrentaſche von Schildpatt mit Emaille-Monogramm ein Knaller à 5 Pfg. präſentirt wird! — Die Signora mit Perlen, Diamanten und Ketten behangen, in ſtarrer Seide, den Sammetmantel auf dem, bei den älteren Exemplaren dieſer Species ſo eigenthümlichen, gewölbten Rücken. Der Signor in Dandy-Toilette mit bedenklich weiten Lackſtiefeln. Bei jedem Menſchen ſtößt ein ſüffiſanter, hochmüthiger Ausdruck ab. Doppelt widrig und gradezu herausfordernd aber wirkt er bei dieſem ci-devant Fellhändler und Hoſenträgerhauſirer. Die Tochter hat im Bewußtſein der Mitgift den Aberglauben, daß jeder Cavalier ſich um ſie bewirbt. Sie ſieht von oben herab auf die geſammte junge Männerwelt, von der ſie nur die Species „Cavallerie-Offizier“ auf ihrer „Tanzkarte durchs Leben“ notirt, um ſchließlich doch mit einem auswärtstretenden Mauſchel dieſen Tanz anzutreten.

Sie rauſchen dahin, geſtreift von manchem moquanten und verwunderten Blick, oft auch von manchem neidiſchen! Wie ſüß! Der Droſchkenkutſcher II. Güte aber, der ſchwerfällig an der im Schritt folgenden Equipage vorbeirollt und von dem Lenker der beiden braunen „Perponchers“ vom hohen Bock herab einen vornehmen Blick erhält, giebt dem Gefühl der niederen Volksklaſſen beim Anblick dieſer jüdiſchen Bramſigkeit den richtigen Ausdruck und ruft ihm ironiſch zu: „Du brauchſt Dir über Deine Miſchpoche nich ſo zu ſchämen, Aujuſt, et ſind ja och Menſchen.“

Weiter auf unſerer Promenade! Ueberall Itzig, zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde, überall, überall! Dort begrüßen ſich die ••• thals mit den ••• ſohns, dort die Veiteles mit den Jeiteles — grand cercle. Alſo hinein in den Thiergarten, vielleicht findet ſich dort noch ein ſtilles Plätzchen, wo man keinen Semiten ſieht. Gieb die Hoffnung auf, Unſeliger! Auf jener Bank ſitzen ſie, das glückliche Ehepaar, und vor ihnen der 3jährige Moſes, welchem mit lauter Stimme von Vater und Mutter das Einmaleins beigebracht wird.

Es bleibt nur der Luftballon übrig. Sowie dieſe Art der Communikation aber en vogue käme (und ſelbſtverſtändlich das Gefährliche verlöre) würde Itzig natürlich auch nur en ballon fahren, aber mit Gummireifen. Vielleicht kämen wir „Andern" dann wieder zum freien Genuß unſerer Plätze und Promenaden. Alſo heiliger Securius, hilf!

Um uns aus dieſem Wulſt krummer Naſen und krauſer Haare zu retten, fliehen wir wieder zur Stadt. Aber nirgends Rettung, außer in unſern vier Pfählen. In jedem Reſtaurant, bei Dreſſel und Hiller, bei Landvogt und im Theater-Reſtaurant, bei Siechen und Lantſch — überall iſt Itzig ſchon da. In auffallender Weiſe vernachläſſigt (?) er die Weißbierlokale. Die dort herrſchende Einfachheit, ſowie das Publikum, das zur Mehrheit aus dem ſoliden, kleinen Bürger- und Beamtenſtande beſteht, ſagen ihm nicht zu. Dieſe Thatſache allein müßte einen Gegner des Weißbiers mit dieſem Getränk ausſöhnen. Man ſehe aber nur zu, wenn im Sommer in einem Biergarten an einem Tiſch, der von Juden theilweis occupirt iſt, ſich ein ehrſamer Handwerker mit ſeiner Frau niederläßt. Wie ſie die Naſe rümpfen und ſich anſehen, wie ſie das einfache, im Schweiß des Angeſichts und durch Arbeit erworbene Kleid der verlegenen Frau halblaut kritiſiren. Wie die Bochers frech die Ankömmlinge anſtarren und „Tatteleben" halblaute Worte murmelt von „unter uns bleiben."

Da kommt eine alte Frau betteln und obgleich ſie noch vier Tiſche entfernt iſt, ſagt das würdige Familienhaupt mit ſeinem ſonoren Organ ſo recht ſchön laut, damit es weit zu hören iſt: „Jakobche, nimm de 10 Pfennig und bring ſe de alte Frau. Du mußt der lernen, wohlthätig ſein." Und Jakobche ſpringt davon, gefolgt von den leuchtenden Blicken der ganzen Tiſchgeſellſchaft und ärgert ſich unterwegs, daß er nicht zwei einzelne Fünfpfennigſtücke hat, um bei der Gelegenheit einen kleinen „Schmuh" zu machen.

Im Theater geht es uns nicht beſſer, wie im Reſtaurant.

„Prophete rechts, Prophete links — das Weltkind in der Mitten"! ſo ſitzt man eingekeilt zwiſchen Iſidor und Roſalie, zwiſchen Louis und Jettchen. Der ganze erſte Rang, vorzüglich die vorderſten Reihen, ſind mit Juden garnirt, die ihre Schnäbel über die Logenbrüſtung hängen. Hier kann man ebenſo Kleiderſtoffe und Schmuck ſtudiren, wie ſchwellende Formen, die oft im Uebermaaß dem Blick des Zuſchauers preisgegeben werden, Reize, welche Viſcher in ſeinem „Mode und Cynismus" mit einem ſehr derben, deutſchen Worte charakteriſirt. Nicht nur das Auge, ſondern auch das Ohr wird verletzt durch das permanente Gemauſchel und Geträtſche. Die Intimes der Wirthſchaft und Familie kommen ebenſo zur Kenntniß des unſchuldigen Nachbars, wie die abſichtlich laut erwähnte Bekanntſchaft mit vornehmen Leuten, wobei Itzig es liebt, das Wörtchen Herr und den Titel auszulaſſen. Der „von ſo und ſo." Das klingt ſo intim. Dieſe Sprache der Zungen wird während der Vorſtellung durch die Augen und Geberdenſprache erſetzt.

Wie verſtändnißinnig ſie ſich zublinken, wie lüſtern ſie die Augen zwinkern, bei einer Obſcönität Offenbachs oder Lecocques, dieſe heißblütigen Kinder Iſraels!

In den Zwiſchenpauſen geht der „ſchöne Louis" mit Oſtentation hinaus, nachdem er vorher vernehmbar ſeine Abſicht kund gethan, dieſe oder jene Künſtlerin aufzuſuchen. Ebenſo laut kommt er wieder, mit geheimnißvoller Miene (Diskretion Ehrenſache) und ſeine Damen flüſtern: „Gott, was ein Schmetterling, der Louis"!

Ebenſo, wie im Theater, iſt es im Cirkus, Conzerthaus ꝛc. Es will durchlebt und durchlitten ſein, um ganz verſtanden zu werden. Nach dem Theater ſind wieder alle Reſtaurants und Bierlokale von Sem überfluthet, beſonders die mit Damenbedienung und den Cabinets aparts. Ja, Itzig liebt dies „Aparte," er ſchwärmt dafür und kanns ja bezahlen. In einem beliebten Bierlokal wurde der Verſuch gemacht, daſſelbe dadurch ein wenig zu „desſemitiſiren," daß „unſere Leit" Seidel ſervirt wurden, die auf den Deckeln pikante antiſemitiſche Verslein und Bildchen trugen. Half Nichts! Itzig lächelt, ſüß-ſauer zwar, aber — er trinkt. Man muß den Leuten zeigen, wie vorurtheilsfrei man iſt. In dieſen Lokalen muß nun der hilfloſe Gaſt die Vorträge eines jungen Handelscommis über die Börſe, den „Giftbaum-Affront," über Courſe und Conjunktur, über Pleite und Akkord, kurz über die Quinteſſenz des kaufmänniſchen Wiſſens über ſich ergehen laſſen. Während ſein linkes Ohr ganz merkantil ausgefüllt wird, wird es ſein rechtes juriſtiſch. Die bemerkenswertheſten Auslaſſungen über Rechtspflege, Geſetzgebung und Gerichtsordnung entfliehen dem Gehege der Zähne eines jungen, ſemitiſchen Studenten. Nach der Sicherheit und Unfehlbarkeit, mit der dieſe Bemerkungen hervorgebracht werden, könnte man eher auf einen alten Rechtsanwalt, als auf einen jungen Menſchen ſchließen, der erſt vor ſechs Monaten ſein Abiturienten-Examen gemacht hat. Aber, was ein Lasker werden will, ſchwadronirt bei Zeiten. Die Schule iſt für die meiſten dieſer jungen Leute die einzige Erziehung geweſen. Zu Hauſe iſt an ihrer Herzensbildung nicht gearbeitet und im Café chantant und in der Kneipe erwirbt man dergleichen nicht. Religionsunterricht! Gott, was ein Stuß, bei der heutigen aufgeklärten Zeit! Nach überſtandenem Abiturienten-Examen, oft auch viel früher, ſieht man dieſe moraliſch vagabondirenden Pflänzchen in den Reſtaurants und den Theatern herumlungern und das große Wort führen. Dann wird der „Doctor" gemacht und damit iſt auch der literariſche Vagabond gemacht. Tatteleben ebnet ihm die Bahn — los für's Geld: Wer bezahlt, hat ihn, ſo lange, bis Einer mehr bietet. Doch zurück zu unſerm Thema.

Nicht nur in literariſch-, wiſſenſchaftlich-rhetoriſchen Freiübungen producirt ſich Itzig, ſondern auch in körperlich-gymnaſtiſchen: im Reiten, Tanzen und Skaten. Im Sattel zeigt er ſich verhältnißmäßig ſelten (noch ſeltener der weibliche Itzig) und die Beſucher des Tatterſalls gratuliren ſich dazu.

Ganz anders iſt es auf dem Skating Rink. Hier hat das Waſſer ja Balken. Hier blüht Itzig, hier leuchtet, hier duftet er. Es lohnt der Mühe, nach dem Skating Rink zu gehen, wo Sem in allen Exemplaren, alt und jung, weiblich und männlich vertreten iſt. Hier zeigt er die Kraft ſeiner Lenden, hier ſpielt er den Galanten und macht die Cour: ernſthaft — bei Seinesgleichen, en passant bei Nicht-Jüdinnen, wo er eben ankommen kann. Und er kommt oft an. Es wäre eine Aufgabe für die Statiſtik, feſtzuſtellen, wie viel Opfer jährlich die ſo prononcirte ſemitiſche Sinnlichkeit und Lüſternheit fordert. Ebenſo wie eine gewiſſe Sorte Wucherer ſich ihre Beute in den ärmeren Kreiſen ſucht, ſo auch der ſemitiſche Don Juan. Die Dürftigkeit und das Elend widerſtehen den mit fauniſchem Grinſen vorgebrachten Galanterien; ſie werden gewonnen durch den mit Beharrlichkeit angebotenen Paletot, mit Hut und Muff. Die offene und verſchämte Armuth — hier iſt es, wo Itzig ſeine galanten Triumphe feiert. Mit merkwürdiger Spürnaſe ſchnüffelt er die günſtige Gelegenheit aus. Da iſt er nicht knauſerig, da läßt er etwas drauf gehen.

Mein Gott, der Menſch muß Etwas für ſich thun! Und dann iſt ja kein Riſiko dabei. Ein armes, wehrloſes Mädchen, eine arme, oder eine gewiſſenloſe Mutter, wie dankbar iſt da die Rolle des — Wohlthäters.

Ja, ja, der Skating Rink könnte Manches erzählen. Und welch Material würden erſt die Confektionsgeſchäfte und Wäſchefabriken liefern!

In ſeiner Glorie iſt Itzig in den Tanzlokalen. Er ſucht ſich auch hier die feinſten aus und wird ſich wohl hüten, diejenigen zu beſuchen, wo der Küraſſier und der Handwerksgeſelle ihre Mädchen drehen. Dort würde es zu oft Handgreiflichkeiten ſetzen. Aber auch in den von ihm bevorzugten Lokalen geht es ohne dieſe nicht ab. Das germaniſche Element empört ſich häufig (leider noch ſelten genug) gegen das Vordrängen Itzigs und obgleich er auch hier in der Majorität iſt, hilft es ihm Nichts. Die Parole wird gegeben und — „raus muß er.“ Ab und zu ſoll er ſogar Verſuche machen, ſich zu wehren. Aber er kommt wieder, ebenſo wie die Fliege, dies treue Abbild ſemitiſch-frecher Dickfälligkeit. Zwanzigmal verjagt man ſie vom Geſicht, immer wieder ſitzt ſie da. Und noch immer keine rationellen Fliegenwedel erfunden!

Kleine Notizen.

Ein Kurioſum. Auf unſere Bereitwilligkeit, Iſrael 2 Seiten unſerer Monatsſchrift zur Verfügung zu ſtellen, erhielten wir jetzt einen hirnverbrannten Brief, unterzeichnet mit J. M. Kohn aus Deſſau (Poſtſt. Berlin), den wir dem Vorſtand der jüdiſchen Gemeinde gern im Original zur Verfügung ſtellen.

Der Schlußpaſſus dieſes ſonderbaren Geſchreibſels lautet wörtlich:

„In dem „Sieg des Judenthums über das Germanenthum" ſprachen „Sie es ſelbſt aus, Herr Marr, daß die radikale, revolutionaire Partei, der „auch Sie angehörten, wohl hätte **ſehr gefährlich** „(3 mal unterſtrichen)" „werden können, wenn derſelben Geldmittel zur Verfügung geſtanden hätten. „Nun, Herr Marr! — **wir haben das Geld!** und wenn Sie uns zum Aeuſ„ſerſten treiben, könnte es wohl geſchehen, daß „— — — (3 Gedanken„ſtriche!) —" Ein jeder möge ſich ſelbſt die furchtbaren Konſequenzen „ausmalen, die hieraus entſtehen können, entſtehen müſſen."

J. M. Kohn aus Deſſau.

„P. S. Beanſpruche für dieſen Artikel 30 Mark, einzuſenden „an das Hauptpoſtamt in Berlin unter Chiffre J. M. K. 10 poſt. „reſt., da ich immer auf Reiſen bin und nie weiß, wo ich den nächſten Tag „ſein werde. Erwarte bis ſpäteſtens Sonntag Beſcheid, oder Zurückſendung „des Manuſcripts." Achtungsvoll **J. M. Kohn.**

— „Wir haben das Geld!" — — und — „bitten um 30 Mark poste restante"! — Weitere Kommentare wären ſündhaft. Sollen wir armen Teufel von Chriſten den Juden auch noch Geld zahlen für ihre Drohungen? Uebrigens ſcheint uns die Handſchrift bekannt. Der Vorſtand der jüdiſchen Gemeinde mag ſie bei uns einſehen, wenn er will. Die Redaktion.

(Eingeſandt.)

Jung-Iſrael an der Univerſität. Wenn man Vormittags etwa um 11 Uhr die Hallen der Berliner Univerſität betritt, ſo kann man leicht darüber im Zweifel ſein, ob man ſich wirklich in der Berliner Univerſität, oder zu Jeruſalem in einer Rabbinerſchule befindet. Ueberall, wo man hinblickt, die bekannten krummen Naſen und das ſchwarzgelockte Haar und wenn man im Gedränge getreten wird, ſo merkt man bald, daß man es nicht mit germaniſchen Füßen, ſondern mit recht reſpektabeln Plattfüßen zu thun hat. Es iſt wirklich kaum glaublich, einen wie hohen Prozentſatz die Juden an hieſiger Univerſität ausmachen und dieſer Prozentſatz erſcheint noch viel höher dadurch, daß ſie in der bekannten anmaßenden und frechen Weiſe ſich überall hervordrängen. Wem dieſe Worte zu ſchroff erſcheinen, verfüge ſich nur einmal Mittags nach der Univerſität und er wird dort in dieſer Hinſicht ſehr angenehme Erfahrungen machen. Namentlich wird es ihm nicht leicht ſein, das ſchwarze Brett zu leſen, da dieſes ſtets von einer ſchwarzgelockten

Jünglingsſchaar umlagert iſt, die jeden andern fortſtößt. Es iſt aber auch nichts Kleines, was das ſchwarze Brett zum Preiſe Jung-Iſraels verkündet. War doch da zu leſen, daß im akademiſch-juriſtiſchen, oder in einem der andern mehr oder minder verjüdelten Vereine Vortrag gehalten wurde, natürlich von einem Herrn mit ſemitiſchem Namen, über die Gemeingefährlichkeit der Wuchergeſetze, über die Schädlichkeit des Schutzzolles, über den Nutzen des Handels mit Inhaberpapieren für die Volkswirthſchaft und über die Bedeutung des Volkes Iſrael als alleiniger Träger der modernen Cultur. Wundern ſoll es uns nicht, wenn in Bälde ein ſemitiſcher Jüngling es übernimmt, uns auch über die ethiſche und ſegensreiche Wirkung der Berliner Börſe für das deutſche Volk aufzuklären. Prangen doch auch die Namen edler Semitenjünglinge unter den Einladungen zu den Verſammlungen als Vorſtandsmitglieder. — Am meiſten beliebt iſt gegenwärtig bei den jüdiſchen Kallen als Ehegeſponſt der Juriſt, während es früher der Mediziner war und ſo ſtudirt denn der Sohn des Wucherers und Rückkaufshändlers wacker Jurisprudenz, zumal er ſeinem Vater, der ja oft in höchſt heikle Affairen verwickelt iſt und mit den Strafgeſetzen auf mehr oder weniger geſpanntem Fuß ſteht, einen Rechtsanwalt ſpart. Die Vermehrung der Juden in der juriſtiſchen Facultät geſchieht ganz in der Art der Wucherpflanzen. Während vor einigen Jahren nur wenige Juden in der juriſtiſchen Facultät zu finden waren, beträgt ihre Zahl heute bereits weit über die Hälfte ſämmtlicher Juriſten. Namentlich haben wir merkwürdiger Weiſe das Kirchenrecht gerade von den Semiten ſtets ſehr zahlreich beſucht gefunden, wo ſie die vorderſten Bänke in dicht geſchloſſenen Reihen einzunehmen pflegen und bei Erwähnung chriſtlicher Dogmen, was ja in dieſer Vorleſung unvermeidlich iſt, das religiöſe Gefühl ihrer chriſtlichen Commilitonen durch ihr höhniſches Grinſen auf's Tiefſte beleidigen. Sogar die rein theologiſchen Vorleſungen ſind vor jüdiſcher Zudringlichkeit nicht ſicher. Möchten wenigſtens die Leute regelmäßig ſolche Vorleſungen beſuchen, damit ſie ein Verſtändniß für die chriſtliche Kirche erlangten; aber ſo gehen ſie eine Stunde hin und ſind dann natürlich mit ihrer bekannten Beſcheidenheit befähigt, über die Tiefen der chriſtlichen Kirche mitzuſprechen. Was aus dem deutſchen Volke werden ſoll, ſoweit dann noch ein deutſches Volk exiſtirt, wenn dieſe Maſſen jüdiſcher Studenten zu Staatsämtern gelangt ſein und eine geſchloſſene Macht im chriſtlichen Staate bilden werden, möge der Himmel wiſſen.

Max Grübeau.

Korreſpondenz.

Rudolf-Stiftung in Wien. Wir bitten, uns Zeitungsausſchnitte mit den ſpezialärztlichen Inſeraten, Notirung der reſp. Blätter und Bezeichnung der ſemitiſchen Spezialiſten ꝛc. zuzuſenden.

Reiſender z. Z. in Frankfurt a./O. Daß am Giebel der Dresdener Bank in der Wilsdruffer Straße zu Dresden das Wort „Jehovah“ in hebräiſchen Lettern zu leſen iſt. — darüber **wundern** Sie ſich noch im Jahre 1879?! Die 3 Bankdirektoren ſollen ja Juden ſein. Wir finden die hebräiſche Inſchrift ganz zeitentſprechend in einer „**deutſchen**“ Stadt. — Die „deutſche“ Reichsbank in Berlin trägt übrigens an der Außenſeite ihres Gebäudes zur Zeit noch keine hebräiſche Aufſchrift.

Erſter antiſemitiſcher Privatverein in Wien. Unſern Glückwunſch. Die Schrift haben wir verſchrieben.

Sempronius in Wien. „Die jüdiſche Geheimpolizei.“ Unter dieſem Titel erwartet man Spezialien, welche nur in Paris und St. Petersburg zu beſchaffen ſind. Die einleitenden Schritte dazu aber koſten die Kleinigkeit von 100,000 Fcs.!

Ein deutſcher Oeſterreicher in Wien. Für das Februarheft zurückgelegt.

G. in R. Wir empfehlen Ihnen die ſoeben erſchienene Schrift: „Miniſter Maybach und der Giftbaum.“ (Berlin, Otto Hentze.)

Derſelbe. Von Perrot's Schrift: „Die Juden im deutſchen Staats- und Volksleben“ erſcheint die 4. vermehrte Auflage.

Carlotta in Florenz.

Wenn in fernen, fernen Zeiten,
Nach viel hunderttauſend Jahren,
„Hund und Katze“ nicht mehr ſtreiten,
Braucht man auch nicht mehr „Huſaren.“
Doch ſo lange genus homo
Zappelt an der Zwietracht Kette,
Muß ſelbſt Cicero pro domo
Sprechen: „Toujours en vedette.“

Iſt Ihr „zartbeſaitetes“ Gemüth damit beruhigt? —

Dr. v. B. in Philadelphia: Wir werden nächſtens antworten. Einſtweilen herzl. Gruß. „Die grüne Stange mahnt!“

Barmen. Allerdings iſt das neue Zollſyſtem eine „Kulturfrage“ und wir läugnen nicht, daß auch wir dem Syſtem der „Werthzölle“ den Vorzug geben. Jedoch muß man die nöthigen Erfahrungen erſt machen, bevor wir uns eine Kritik des Geſchaffenen erlauben können.

v. T. in Sp. Wir haben die angegebenen vornehmen Straßen im Berliner Adreßbuch nachgeſchlagen und das Reſultat iſt S. E. & O.: Unter den Linden, von 78 Häuſern ca. 30 Eigenthum von Semiten. Behrenſtraße, 72 Häuſer, ca. 26 ſemitiſche Eigenthümer. Victoriaſtraße, 37 Häuſer, darunter ca. 22 ſemitiſche Eigenthümer. Bellevueſtraße 22 Häuſer, ca. 14 im Beſitz von Semiten. Zu-

ſammen 209 Häuſer, ca. 92 im ſemitiſchen Beſitz = 44 %. Für vollſtändige ſtatiſtiſche Genauigkeit können wir ſelbſtredend nicht einſtehen.

N. E. K. Kein anderer „Haß" leitet uns, als der Haß gegen das Schlechte und ſeine Repräſentanten. Seit 30 Jahren hat Iſrael an unſerer deutſchen Geſellſchaft die ſchneidendſte Kritik auf allen Gebieten geübt, ſo daß wir endlich einmal den Spieß umkehren und Herrn von Sem einen Spiegel vorhalten müſſen. Exceptio firmat regulam. Wem aber der Schuh paßt, der ziehe ihn an. Wir wollen nicht weiter verjuden, wollen uns den Ton in Kirche, Staat und Geſellſchaft nicht von Herrn von Sem länger diktiren laſſen. Predigen Sie ihm Moral, wir halten ihm den Spiegel vor. Beides iſt gut. —

☞ **Wir richten im wahren Intereſſe der Sache an unſere zahlreichen Geſinnungsgenoſſen die freundliche Bitte, uns weſentlich mit ſtatiſtiſchem Material aus der Gegenwart in der Judenfrage zu verſehen.**

Einſendungen für die Redaktion ſind direkt an dieſelbe

Berlin N., Eichendorff-Straße 19,

zu richten. **D. R.**

Neuadel.

Hat Raubgeſindel
In Trug und Schwindel
Errafft die Mittel,
So kauft ſich's Titel
Und hohe Orden, —
Iſt adlich worden,
Zu Rittern und Baronen.
Und um mit Raubgeſchick
Zu paaren Adelsblick
Und Feinmanieren
Aus Kochregionen,
Nimmt's Lektionen
Bei bankerotten Cavalieren.
Und haſſirten Offizieren.

Wien, im December 1879. Sempronius.

Druckfehler-Berichtigung: Durch Verſehen des Correctors ſind in dieſem Heft zwei entſtellende Druckfehler ſtehen geblieben. Seite 155 Zeile 1 von oben füge hinter: Fragen des deutſchen Volkes, zu laſſen, ein; ebendaſelbſt Zeile 6 von unten, lies, ſtatt großen Landtag, preußiſchen Landtag.

Verantwortl. Redacteur: Wilh. Marr. — Otto Hentze's Verlag.
Druck von Max Boding, Berlin, Neu Kölln a. W. 14.

In **Otto Hentze's Verlag** in **Berlin** N. ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Judenhetze oder Nothwehr?

Ein Mahnwort.

Von

Egon Waldegg.

Preis eleg. broschirt 60 Pfennig.

Wir citiren an dieser Stelle einige Aussprüche des bekannten Autors, die am Besten die Tendenz der Schrift klarlegen werden:

„Mehr Ramschgeschäfte und Fünfzig-Pfennig-Bazare, mehr Prozesse und Gerichte, mehr Concurse und Zwangsversteigerungen, mehr Staats-Anwälte und Gerichtsvollzieher, mehr Vergehen und Verbrechen, mehr Zucht- und Armenhäuser, mehr Noth und Elend, mehr Verzweiflung und Selbstmord, mehr — **Wucherer und Juden!** Das ist die Signatur unserer Zeit! Das sind die herrlichen Errungenschaften des sogenannten liberalen Regiments!

Des modernen Liberalismus, der sich liberal nannte, — ein Bastard, gezeugt von dem modernen Juden- und Heidenthum mit der Humanitätsduselei!"

In überzeugender, durchaus sachlicher Sprache begründet der Autor diese schweren Anklagen. So kann nur sprechen, wem es Herzenssache ist mit dem Bestreben, Besserung der Zustände herbeiführen zu helfen. Auf dem Boden der vom Dresdener Reformverein aufgestellten Punkte stehend, plaidirt er für deren Verwirklichung und fordert zur Bildung von Zweigvereinen auf; denn nur, wenn die große Masse des Volkes bestrebt ist, mitzuarbeiten an der Beseitigung der offenkundigen Schäden, ist auf wirkliche und dauernde Wohlfahrt des Volkes und des Reiches zu hoffen.

„Hinter den heutigen Zuständen lauert die Revolution, der Kampf Aller gegen Alle; beugen wir diesem vor, indem wir mannhaft und treu für wahre Freiheit und wahre Gerechtigkeit eintreten und lassen wir uns nicht bethören durch die servile sogenannte unabhängige Presse mit ihrem Geschrei von der Reaction.

Es ist die Reaction gegen Verzweiflung und Verarmung, gegen Kummer und Noth, gegen Hunger und Elend!"

In **Otto Hentze's Verlag** in **Berlin N.**, sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Ein Appell an das Deutsche Volk. Rede des Deutschen Reichskanzlers Fürst von Bismarck bei Gelegenheit der Eröffnung der Zoll- und Steuerdebatten im Deutschen Reichstage am 2. Mai 1879. Preis eleg. brosch. 25 Pf.

Ein zweiter Appell an das Deutsche Volk, insbesondere an die Deutschen Landwirthe. Rede des Deutschen Reichskanzlers Fürst von Bismarck bei Gelegenheit der Berathung der Getreidezölle im Deutschen Reichstage am 21. Mai 1879. Preis eleg. brosch. 40 Pf.

Für die wirthschaftliche Entwickelung des Reiches sind diese Reden von höchster Bedeutung; jeder Deutsche, er möge den Zoll- und Steuerreformen des Reichskanzlers zustimmen oder ihnen widerstreben, hat die Pflicht, dieselben ihrem vollen Wortlaut nach kennen zu lernen.

Marr, Wilh., Der Weg zum Siege des Germanenthums über das Judenthum. Ein Mahnwort an die Deutschen nichtjüdischen Stammes aller Confessionen. Mit Schlußwort: „An die Juden in Preußen". 4. Aufl. von: Wählet keinen Juden. 3 Bog. Preis eleg. brosch. 90 Pf.

Naudh, H., Israel im Heere. (Separat-Abdruck aus: Die Deutsche Wacht [Organ der antijüdischen Vereinigung].) Preis eleg. brosch. 50 Pf.

Neu-Palästina oder Das verjudete Deutschland. Ein milder Beitrag zur Kenntniß der Judenherrschaft im sogenannten „Deutschen" Reiche. Von einem Konservativen. 2. Auflage. 3¼ Bog. gr. 8°. Preis eleg. brosch. 90 Pf.

Statut der Anti-Semiten-Liga zu Berlin. Preis 50 Pf.

Der Ertrag fließt in die Kasse der Liga für Agitationszwecke.

Waldegg, Egon, Judenhetze oder Nothwehr. Ein Mahnwort. 2 Bog. gr. 8°. Preis 60 Pf.

v. Wedell, R. A. C., Vorurtheil oder Berechtigter Haß. Eine vorurtheilslose Besprechung der Judenfrage. 3 Bog. gr. 8°. Preis eleg. brosch. 1 Mark.

Naudh, H., Minister Maybach und der „Giftbaum". 2⅛ Bog. 8°. Preis eleg. brosch. 50 Pf.

Max Boding, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Band I. Heft 4.

Die Deutsche Wacht.

Monatsschrift
für
nationale Kulturinteressen.

(Organ der antijüdischen Vereinigung.)

Redigirt
von
Wilhelm Marr.

Berlin 1880.
Otto Hentze's Verlag.
105a. Friedrichstraße.

Inhalts-Uebersicht.

Zum internationalen Nothstand . . . . . Seite 169
Die Nothlage in Oberschlesien . . . . . „ 173

Aus Nah und Fern:

Israel in Wien . . . . . „ 174
Israel in Schwaben . . . . . „ 177
Israel in Mannheim . . . . . „ 180
Thorsperre im Osten . . . . . „ 182
Noch eine jüdisch-semitische Studie . . . . . „ 183
Eine Abart des Repräsentirens . . . . . „ 186
Zur akademischen Seite der orientalischen Frage . . . . . „ 188
Der jüdische Parlamentarier a. D. Von Dr. Friedr. B. . . . „ 190

Vom jüdischen Kriegsschauplatz:

Herr von Treitschke und der Kladderadatsch . . . . . „ 193
Vom Giftbaum . . . . . „ 195
Eine Pflicht . . . . . „ 196
Zur Verjudung Bayerns . . . . . „ 197
Noli-me-tangere . . . . . „ 197
Ein jüdischer Schornsteinfeger . . . . . „ 198
Heerschau . . . . . „ 198
Deutsche Juden oder Jüdische Deutsche? . . . . . „ 199
Moses Oppenheimer . . . . . „ 200
Der Fränkische Courier . . . . . „ 201

Literarisches und Artistisches:

Die Wahrheit. — Der Kulturkämpfer. — Deutsche Reform. — Politische Fragmente. — Stern, Die Lehrsätze des neugermanischen Judenhasses. — Schleiden, Die Romantik des Martyriums bei den Juden. — Jakob Offenbach über Richard Wagner. — Auch einmal Maria Antonietta. — Reichsakademie für die national-deutsche Judensprache. — Schlechte Zeiten. — U. A. w. g. — . . . . . „ 201

Feuilleton:

Israelitisches Mosaik . . . . . „ 211
Orthographie eines Geldfürsten . . . . . „ 216
Aus dem semito-germanischen „high-life“ der Reichshauptstadt „ 217
Judenhetze . . . . . „ 218
Das goldne Kalb . . . . . „ 219
Der Teufel spricht . . . . . „ 219
Die Rotte Mumpitz . . . . . „ 219
Eine musikalische Parallele a. d. Gegenwart . . . . „ 220
Keine politische Zeitung darf Inserate bringen, Kein Intelligenzblatt politische Artikel . . . . . „ 220
Das Adreßbuch . . . . . „ 221
Korrespondenz . . . . . „ 223

Die Deutſche Wacht.

Februar 1880.

Zum internationalen Nothſtand.

Werden wir aus der traurigen, ernſten Zeit, die wir durchleben, eine ernſte Nutzanwendung ziehen?

Schwerlich! „Amme Gewohnheit" läßt uns nicht los vom Gängelband und gedankenlos wird der alte Kreislauf von Illuſionen zum Verderben immer wieder von Neuem angetreten.

Arbeitloſigkeit!

Woher dieſe Erſcheinung?

Weil kein „Geſchäft" iſt, weil das Mißtrauen herrſcht!

Aber die Menſchen wohnen, ſie eſſen und trinken, ſie kleiden ſich.

Schon Recht, nur mit Ausnahme der Hungerleider, deren Zahl ſich aus jeder neuen Kriſis rekrutirt und vermehrt. Und vom wirklichen Konſum kann die Jagd nach dem Glück, die Spekulation, nicht exiſtiren und die Jagd nach dem Glück, die Spekulation iſt es, welche die — Perioden der ſog. „guten Zeiten" ſchafft. Die Ueberproduktionen auf dem Gebiete der Induſtrie ziehen ſtets einen Rückſchlag nach ſich; die Kapitalien bleiben müßig liegen oder werfen ſich auf den Börſenſchwindel.

Milliarden ſind heute dem Geſchäftsverkehr entzogen und in den Händen Weniger. Dieſe Wenigen verſpüren keine Luſt, ihre Kapitalien zu Gunſten der Arbeit rolliren zu laſſen. Tritt dieſe Luſt wieder ein, — neue Spekulation, neue Ueberproduktion, neuer Schwindel, — neuer Krach. Einige wenige Schlauberger, welche im Trüben zu fiſchen verſtehen, vermehren die Zahl der Millionäre, werden Oberbürgermeiſter in Judenſtädten und das Proletariat wächſt rieſig. Was bei dieſer Jagd nach dem Glück, bei dieſem Spekulationsſchwindel von Handel und Induſtrie leidet, das iſt — der Landbau, die Grundlage jeder Geſellſchaft, in welchem das Glücksritterthum nicht die Hauptrolle ſpielt.

Die einzige Ueberproduktion, welche der Gesellschaft nicht schadet, ist die des Landbaues. Denn sie kommt dem menschlichen Magen zu gut, der menschlichen Lebenskraft.

Wird der Landbau künstlich beeinträchtigt, indem man der Jagd nach dem Glück in Handel und Industrie die Zügel schießen läßt, so muß Nothstand und Theuerung eintreten.

Die Aufgabe des Staats ist daher: die Grundlage des Staates wieder solider zu machen, der merkantilen und industriellen wilden Jagd nach dem Glück Zügel und Gebiß anzulegen.

Ja wohl! Die „Kornzölle" verfehlen ihre segensreiche Wirkung, so lange der Staat nicht den Muth hat, die Hindernisse ihres Segens aus dem Wege zu räumen, der ungesunden Industrie das rasche Reichwerden zu erschweren. Hier ist Ueberfluß an Arbeitskräften, im Landbau mangeln sie von Jahr zu Jahr mehr. Diese ungesunde Industrie, an welcher die Gesellschaft krankt, korrumpirt zugleich die Arbeitskraft des Volkes und macht auch aus ihr ein Glücksritterthum.

Wir müssen der drohenden Gefahr der Zersetzung der Gesellschaft fest in's Auge zu blicken uns nicht scheuen. Mit dem Ankämpfen gegen den Staat, mit dem manchesterlichen laisser faire laisser aller sind wir in eine Sackgasse gerathen, an deren Ende die Auflösung der Gesellschaft zu Gunsten des Schwindels lauert, wenn nicht noch Schlimmeres.

Nicht in das Gebiet socialistischer Utopien brauchen wir uns zu flüchten; wir haben nur dem Staate die nöthige Autorität wieder erobern zu helfen, daß er von seinem natürlichen Recht Gebrauch machen kann, dem entfesselten Individualismus die Schranken aufzurichten, welche das Gesammtwohl erheischen.

Dahin gehört in erster Linie die schon geplante scharfe Börsen-Umsatz-Steuer.

In zweiter: das Recht der Concessionsertheilung für die Großindustrie, daß nicht Jeder beliebige X einen Industriezweig wählen kann, von dem er persönlich absolut Nichts versteht, und den er nur als Objekt blindwüthiger Spekulation ausbeutet. So wird die industrielle Ueberproduktion wenigstens gezügelt. Man kann unmöglich jeden Einzelnen mit zarten Glacéhandschuhen anfassen, wenn man die allgemeine Krankheit heilen will.

Die Spekulation muß ihre Schranken haben, wie jede individuelle Freiheit überhaupt. Was dabei die in der Luft schwebende

großindustrielle Spekulation an auszunutzenden Arbeitskräften verliert, das fließt naturgemäß dem Landbau, der Grundlage der Gesellschaft, wieder zu. Und das wäre ein Segen.

Ferner wäre es anzurathen, einen festen, prüfenden Blick auf die durch bloße Geldnegociationen wahnsinnig aufgehäuften, dem Arbeitsverkehr entzogenen Reichthümer gewisser Finanzbarone zu werfen und zu prüfen, ob und in wie weit dieselben mehr zu der ausgebenden als zu der einnehmenden Betheiligung am Staatsleben heranzuziehen wären. — —

Wer rechnen kann, wird und muß sich sagen, daß die Zinsen jener wahnsinnigen, für das Gesammtwohl mehr als halbtodten Reichthümer aus der Lebenskraft der Gesammtbevölkerung bestritten werden.

Hat der Feldherr in der Schlacht das unbestreitbare Recht, ganze Theile seiner Mannschaft in den sichern Tod zu schicken, um die Armee zu retten, so haben die Staatslenker in dem socialen, traurigen Kriegszustand, in welchem wir uns befinden, ebenfalls das Recht, auf den Trümmern der Gesellschaft nicht höflich den Hut zu ziehen vor Einzelnen, deren Situation einen schreienden Gegensatz zu der allgemeinen Calamität bildet.

Wir führen die Worte „Gott, König und Vaterland" täglich im Munde, aber unsere Thaten sind, als ob jene drei Dinge erst ganz zuletzt, wie die „Knackmandeln" beim Dessert eines Diners, berücksichtigt zu werden brauchten! Die „Freiheit" scheint uns keine Institution für einige wenige Spekulanten und Finanznegocianten zu sein, und der Staat einen zu übermäßigen Respekt vor solchen Ausnahmen zu besitzen, die weder durch Landbau, noch durch wirkliche Arbeit sich der Gesellschaft nützlich machen.

Endlich würde der Staat die christlich-germanische Gesellschaft vom Parasitenthum des Schachers und Zwischenhandels zu befreien haben, das in Asien besser zu Hause sein dürfte als bei uns, und das größtentheils von der Noth Anderer lebt.

Nennt man das „Despotismus", — nun so schütze uns Gott vor der „Freiheit", wenigstens vor der Freiheit, unter welcher wir heute — Sklaven des Manchesterthums sind.

Jedem denkenden Menschen wird es einleuchten, daß hier selbstredend auch die Judenfrage ihrer Lösung harrt; denn das Judenthum hat, so lange es unter uns weilt, noch nie aufgehört, in Frage gestellt zu werden. Fremd waren und fremd sind die Völker

des Abendlandes dieſer eigengearteten Erſcheinung gegenüber geblieben, und unausrottbar, wie die jüdiſche Eigenart, iſt auch die Reaktion gegen dieſelbe im Volksbewußtſein. Jahrtauſende konnten ſie nicht überwinden. Hier ſind organiſche Gegenſätze, die aller Paragraphen ſpotten. Das Judenthum iſt kein Segen der abendländiſchen Welt. Es bedurfte nicht der übermüthigen Triumphrufe eines Crémieux, nicht deſſen Drohung, daß das Judenthum „Kaiſer und Päpſte ſtürzen werde," um das heute wieder einzuſehen.*) Das Judenthum iſt eine Erſcheinung geworden, mit welcher man, ſich vertheidigend, rechnen muß, unbekümmert um das Geſchrei der Zeitungsmauſchel. Das Todtſchweigen dieſer Sorte von Semiten dürfte bald auf unſerer Seite ſein. Wir Preußen namentlich haben das Glück einer ſtreng rechtſchaffenen Dynaſtie, zu der wir freudig ſtehen können, eines gewiſſenhaften und arbeitſamen Beamtenthums, einer nicht reichen, aber ſtramm und mühſam arbeitenden Bevölkerung. Mögen wir auchſonſt unſere Fehler haben, dieſe geſunden Elemente, von fremden Eigenarten die uns notoriſch nicht zum Segen gereichen, zu emancipiren, iſt die Aufgabe des preußiſchen, des ganzen deutſchen Volkes und hohe Zeit wäre es, die Erſcheinung des Judenthums einer gründlichen und genauen ſtaatlichen Enquête zu unterziehen. Wir ſprechen dies aus ohne irgend eine Abſicht, die einzelnen Juden zu verletzen. In einer Enquête über das Judenthum kommen die Rothſchild, Erlanger, Bleichröder, Landau ꝛc. ꝛc. ſelbſtverſtändlich ja auch zu Gehör und ſie mögen den Segen nachweiſen, den die jüdiſche Eigenart in die Geſellſchaft gebracht hat. — — — Wir verlangen nur eine Klarſtellung der Verhältniſſe zwiſchen uns Germanen und der Alliance israélite, zwiſchen dem deutſchen und dem jüdiſchen Bund. Der akute Charakter, den die Judenfrage angenommen hat, iſt lediglich durch das anfängliche Todtſchweigen und das ſpätere, frech-ſüffiſante Auftreten der Judenpreſſe provocirt worden. Soll die Judenfrage noch immer akuter werden? — — —

Komme uns der Staat nur mit einer gewiſſenhaften Statiſtik zu Hilfe, u. A. auch über den Wucher (chriſtlichen und jüdiſchen) wie es die „Weimarſche Zeitung" unlängſt gethan hat, über deren Enthüllungen ſich die jüdiſche Preſſe ſo gründlichſt ausgeſchwiegen hat.

---

*) Aber es fehlen uns deutſche Fürſten, welche ſich, wie zur Zeit der „Reformation," an die Spitze der heutigen Kulturbewegung ſtellen.

Die Judenfrage tritt in immer ernſthaftere Stadien. Soll ſie nicht vulgär werden, — und auf dieſes zelotiſche Gebiet drängt ja die Judenpreſſe hin! — ſo behandele man ſie Oben mit ſtatiſtiſchem Ernſt. Die Reſultate mögen dann ſprechen.

„Suum cuique!“ Ja wohl, aber auch dem Staate das Seine, — ſein Recht, die Geſammtheit mehr im Auge zu haben, als die Einzelheiten, die — offen oder heimlich — zu St. Mancheſter beten und das Gebet mit den Worten ſchließen: „Gott erlöſe uns von dem Staat!“ —

† Die Nothlage in Oberſchleſien.

Wer trägt die Hauptſchuld an dem moraliſchen und wirthſchaftlichen Elend, das wie ein fortwucherndes Krebsgeſchwür an der an und für ſich geſunden Baſis des jungen deutſchen Reiches nagt, und das ſelbſt das ſcharfe Secir-Meſſer des großen Operateurs, wenn auch zu lindern, doch nicht gänzlich zu entfernen vermag, ſo lange die internationale Diplomatie das Intereſſe Derjenigen in den Vordergrund ſtellt, die in geſchloſſener Phalanx zur Ausbeutung ihrer chriſtlichen Mitbürger mehr und mehr gewinnen? —

Jeder gebildete Chriſtlich-Deutſche, der nicht dermaßen in Partei-Vorurtheilen verrannt iſt, daß ſein politiſches Denken einzig und allein durch die Parteiſchablone regulirt wird, kann nur der Behauptung zuſtimmen, daß unſer wirthſchaftliches Elend, wenn auch zum großen Theil aus der ſchrankenloſen Anwendung der deſtruktiven Lehren des Mancheſterthums und der aus demſelben naturgemäß hervorgehenden Ueberproduktion reſultirend, doch ſehr weſentlich mit durch die Wirkungsſphäre des Semitenthums gezeitigt worden iſt.

Eine conkrete Unterlage erlangt dieſe unſere Behauptung wiederum durch das in Oberſchleſien nicht mehr wegzuleugnende Elend in der ſtädtiſchen wie in der ländlichen Bevölkerung.

Als vor langen, langen Jahren der Schreiber dieſer Zeilen Gelegenheit hatte, einen Einblick in die ländlichen Verhältniſſe Oberſchleſiens zu thun, fand er vorzugsweiſe in den Kreiſen Rybnik, Pleß, Ratibor

die Wirthshäuser auf dem Lande, wie auch in den kleineren Städten, in jüdiſchen Händen; der ſogenannte kleine Mann, der ſeinen Whyski auf Kredit ſchlürfte, war nicht allein in der Hand des Juden, oft waren die Feldfrüchte der größeren Bauern, ja mitunter ſelbſt der Rittergutsbeſitzer, noch ehe geerntet, ſchon im Beſitze des Juden, der ſo über eine große Zahl chriſtlicher Sklaven zu disponiren hatte, und ſie nach Möglichkeit ausbeutete.

Daß die geſetzgebenden Faktoren nicht rechtzeitig eingeſchritten ſind, um ſolchen unterminirenden Zuſtänden ein Ziel zu ſetzen, daran war eben die liberale Schablone ſchuld, die auch noch in dieſem Augenblick im internationalen Rath der Kulturſtaaten ſo vorherrſchend iſt, daß wir ein braves, tüchtig angelegtes Volk, dem es gelungen, das türkiſche Joch abzuſchütteln, widerſtandslos einem weit gefährlicheren Joche entgegengeführt ſehen, was denn auch ſehr bald zu oberſchleſiſchen Zuſtänden führen dürfte.

Wäre es denn nicht als durchaus gerecht zu bezeichnen, wenn die bei Weitem nicht ausreichenden Hilfsmittel der Privat-Wohlthätigkeit zur Bewältigung des oberſchleſiſchen Nothſtandes durch eine hochgegriffene Steuer ergänzt würden, welche diejenigen wohlbekannten Perſönlichkeiten zu entrichten hätten, die in wucheriſcher Weiſe die finanziellen und Lebensbedürfniſſe ihrer Mitbürger ausbeuteten.

Um der Noth nachhaltig abzuhelfen, bedürfte es allerdings auf dem wirthſchaftlichen wie auf dem ſocialen Gebiet einer tiefer einſchneidenden Reform der Geſetzgebung, als die neuerdings angebahnte.

Aus Nah und Fern.

Iſrael in Wien. In Wien leben gegenwärtig etwa 100,000 bis 120,000 Juden. In dieſer enormen Anzahl iſt meines Wiſſens — und ich glaube die einſchlägigen Verhältniſſe genau zu kennen — mit Ausnahme der jüdiſchen Koſcherſchlächter, kein einziger Kleingewerbsmann, ſondern $^5/_6$ iſt Handelsmann, Agent, Zwiſchenhändler aller Art, und der Reſt Advokat, Arzt, „Schriftſteller," Privatiers ꝛc.! Der Jude alſo in allen ſogenannten „beſſeren Ständen!" Unſere Banquiers, unſere

Großfabrikanten der Textil=, der Leinen= u. ſ. w. Induſtrie, unſere Kaufleute, Goldwaarenhändler — u. ſ. w. ſind Juden — unſere ſämmtlichen Zeitungen — Juden! Das Alles iſt in Deutſchland gerade ſo, nur bei uns ein wenig ſtärker! Unſere Wiener Induſtrie, einſt eine allerorts wegen des geläuterten Geſchmackes ihrer Erzeugniſſe und wegen ihrer Solidität anerkannte und geſchätzte, verſinkt immer mehr und mehr in den Sumpf der „Verwohlfeilung" und — Verſchlechterung des Judenthums und verfallen dadurch dem Ruin tauſende fleißige und brave Exiſtenzen!

Unſer Advokatenſtand, einſt der Stolz Wiens wegen der tüchtigen mannhaften Charaktere, deren unbefleckte Reinheit keinen Gedanken an Verlotterung aufkommen ließ, iſt heut ein Tummelplatz für Juden, ſo daß faſt keine Woche verſtreicht, in welcher nicht der eine oder andere Advokat, natürlich Hebräer, wegen ſchmutziger „Geſchäfte" ſich zu verantworten hat!

Und nun unſere Aerzte! Neun zehntel Juden! Leſen Sie doch einmal den Inſeratentheil unſerer „Neuen Freien Preſſe", des „Fremdenblatt" u. ſ. w. und Sie finden ganze Seiten von Annoncen jüdiſcher Aerzte für „geheime Krankheiten", welche Krankheiten übrigens durchaus nicht geheim gehalten werden, ſondern öffentlich zum Ekel aller Wohlgeſinnten und zur Schmach des Landes im Inſerat aufgeführt werden!

Nun die Zeitungen! Daß da Alles „Jude" iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Ebenſo ſelbſtverſtändlich iſt auch, daß der Jud=Redakteur, Jud=Mitarbeiter, Jud=Reporter, ja ſogar der Jud=Inſeratenagent, immer und ohne Aufhörens für die Judenſippe agitirt und unſeren — ahnungsloſen chriſtlich=germaniſchen Mitbürgern Sachen zum Leſen auftiſcht, die natürlich nur den einzigen Zweck „Förderung jüdiſcher Intereſſen" haben können! — z. B. der Jud=Redakteur verweigert ſelbſtverſtändlich die Aufnahme aller jener Artikel oder Richtigſtellungen oder Notizen, welche in irgend einer, wenn auch nur in der entfernteſten Weiſe dem Judenthume ſchaden, oder nur nicht — nützen können! Es wäre hierzulande geradezu unmöglich, chriſtlich=germaniſches Intereſſe oder kirchlich=katholiſches oder evangeliſches Intereſſe in unſeren Blättern, wenn man ſich nicht der Kirchenblätter ſelbſt bedienen will, zu veröffentlichen, wenn nicht der Jude ſeine gnädige Erlaubniß dazu giebt, die er aber in der Regel nur wieder — Juden giebt!

Der Jud=Mitarbeiter iſt hier, wie auch bei Ihnen, der Schreiber der Zeitung und handelt natürlich gerade ſo wie ſein Chef, der Redakteur!

Der Jud-Reporter bringt alle Recenſionen über Gerichtsverhandlungen, Theater u. ſ. w. und da finden Sie denn, daß die Reden der jüdiſchen Advokaten, gelegentlich der Vertheidigung, ellenlang gebracht werden, daß dieſer „geiſtreiche Anwalt" als der Sucus aller Jurisprudenz hingeſtellt wird! Von der maß- und gehaltvollen Rede des germaniſchen Vertheidigers wird nur ſo obenhin mit ein paar Worten erwähnt!

Der jüdiſche Schauſpieler oder Schauſpielerin erndtet natürlich immer Lob, während das deutſche Talent nur dann eine mäßige Anerkennung findet, wenn, nun wenn die landesübliche Währung die Laune des Recenſenten munter erhält!

Der Jud-Reporter bringt natürlich unter den Hof- und Perſonalnachrichten, daß der Dr. Mauſcheles Polizeiarzt des X-Bezirkes ſich mit dem Fräulein Pinkeles verlobt habe, daß Herr Dr. ſo und ſo von ſeiner Badereiſe zurück ſei u. ſ. w. u. ſ. w.! Kein Menſch kennt den Dr. Mauſcheles oder den Dr. ſo und ſo; Jedermann iſt es auch mehr als gleichgiltig, ob ſich ein jüdiſches Mäuſepaar zuſammen thut oder ob irgend ein Syphilis-Doctor mehr oder weniger vom „Bade" kommt, aber — alles für Iſrael!

Ueber die Wahlen in den Judengemeinden, über die Wohlthätigkeit der Juden, welche natürlich faſt immer nur Juden zugute kommt, werden ellenlange Artikel geſchrieben — zum Zwecke, das Judenthum und jüdiſches Intereſſe nur allerwegs und ohne Athem dem argloſen Publikum vorzuſchwatzen, bis es endlich zu dem Glauben gebracht wird, daß ohne Jud nichts Rechtes mehr geſchehen kann!

Natürlich — last not least — benutzt der wackere Jud-Redacteur das Organ der „öffentlichen Meinung" redlich dazu, um Alles ferne zu halten, was dem Judenthum unangenehm wäre! Von der großen Prinzipienſache an, bis zur perſönlichen Angelegenheit, iſt er mit peinlicher Aengſtlichkeit befliſſen, Iſraels Intereſſen zu wahren! Sie haben ſelbſt darüber ſo treffend geſchrieben, daß ich mich füglich enthalten kann, dieſen Gegenſtand zu berühren, und nur erwähnen will ich, daß der Jud-Schuft ſelten in der Zeitung genannt wird, ſondern man ſchweigt derlei „Unannehmlichkeiten" einfach todt! Es wurde z. B. vor wenigen Wochen einem Wiener Advokaten, Jud und Gemeinderath der Haupt- und Reſidenzſtadt Wien (gewählt von der inneren Stadt!) von der n.-ö. Advokatenkammer die Ausübung der Advokaturpraxis auf ein Jahr entzogen, natürlich wegen Schuftereien, die ſich der ſaubere Herr Gemeinderath und Advokat zu Schulden kommen ließ; — keine

Wiener Zeitung hat den Fall gebracht! Nur als die neuen Gemeinderathswahlen (eben jetzt) und mit ihnen die Namen der Räthe veröffentlicht werden mußten, die sich einer Neuwahl zu unterziehen haben, hieß es in der Liste „für den ausgetretenen Dr. ... eine Neuwahl."

Gegen einen Nichtjuden wäre Israel gewiß nicht so — delikat!?

Ich könnte Ihnen über die Verjudung unserer Schulen u. s. w. u. s. w. noch eine Menge haarsträubender Dinge erzählen, wenn das nicht zu weit führen würde, und will Ihnen hinsichtlich des bekannten und thatsächlichen Wohlthätigkeitssinnes unserer Stadt nur noch eine Bemerkung machen, um schließlich meine Gedanken darzulegen, wie am Besten dem Judenthume beizukommen wäre! —

In Wien wird viel, sehr viel für öffentliche Wohlthätigkeits-Institute gethan! Der Jud giebt für allgemeine Institute in der Regel Nichts oder doch nur dann, wenn für ihn was Erkleckliches herausschaut! Dagegen ist er munificent gegen rein jüdische Institute und die hier bestehenden jüdischen Armenkassen, jüdischen Kinderbewahranstalten, Taubstummen- und Blindeninstitute werden aus Judenmitteln und aus unseren Mitteln musterhaft erhalten! Und das kommt so: Während der Jud nur für Israel giebt — was man aber weislich in der Zeitung verschweigt und nur die Summe und nicht Widmung kennt, giebt oder testirt der Christ, also der Nichtsemite, für Wohlthätigkeitszwecke „ohne Unterschied der Confessionen," denn man darf beileibe kein Finsterling sein! Ehrliche, brave Deutsche stiften Stipendien für Hörer „ohne Unterschied der Confessionen" und der schlaue Hebräer weiß es dann so gut einzurichten, daß er nicht nur alle Gaben und Stipendien der Juden sondern — o Gaudium! auch den Löwenantheil von den Gaben und Stipendien der Christen für seine Zwecke in Empfang nimmt, und so kommt es, daß Massen von galizischen Judenbuben nach Wien strömen, um hier gratis zu studiren.*)

Israel in Schwaben. Ich erlaube mir, Ihnen eine Beilage der Nr. 294 des „Staatsanzeigers für Württemberg" zu übersenden. Diese Beilage enthält nämlich eine Aufforderung seitens des Amtsgerichts Riedlingen in der Untersuchungssache gegen eine Anzahl Juden wegen Kapitalsteuergefährdung. Man bekommt hier wieder einen Einblick in das Treiben dieser Schacherjuden auf dem flachen Lande.

---

*) Bei aller Achtung vor dem Ueberfluthungstalent Israels halten wir doch manche Angaben in Obigem für übertrieben. Wir bitten daher unsern Herrn Korrespondenten sine ira nach dem Wiener Adreßbuch uns vorläufig möglichst

Riedlingen.

Aufforderung.

Es ſtehen wegen Kapitalſteuergefährdung in Unterſuchung die iſraelitiſchen Handelsleute:

Jakob Abraham Einſtein,
David Abraham Einſtein,
bezw. deſſen Hinterlaſſenſchaft,
Raphael Kosmann Erlanger,
Iſak Erlanger,
Gebrüder Neuburger, David, Michael und Raphael,
Pferdehändler,
Gebrüder Moos, Heinrich, Abraham und Joſef,
Lumpenhändler,
ſämmtliche aus Buchau.

Dieſelben haben theils allein, theils in Gemeinſchaft mit andern Handelsleuten in verſchiedenen Bezirken des Landes, namentlich des Donaukreiſes, einen ausgedehnten Geld-, Güter-, Vieh- und Pferdehandel betrieben, und ſich verzinsliche Forderungen durch Handel aller Art erworben, und in einer größeren Anzahl von Gemeinden Hofgüter ſtückweiſe veräußert.

Im Intereſſe der Unterſuchungen liegt es nun, daß aus allen Bezirken und Gemeinden dieſe von den Genannten gemachten Geld- und Handelsgeſchäfte und Güterveräußerungen zur Kenntniß des Unterzeichneten kommen und erſuche ich daher die Schultheißenämter aller derjenigen Gemeinden, in welchen die Angeſchuldigten allein oder in Gemeinſchaft mit anderen Handelsleuten Gutsverkäufe vorgenommen, Darlehen gegeben, Güterzieler oder verzinsliche Forderungen irgend welcher Art erworben haben, mir hiervon unter näherer Bezeichnuug der Zeit, der Schuldner, Käufer, Kaufſchillinge, Ceſſionen ꝛc. und unter Anſchluß einer Koſtenrechnung Anzeige zu machen; ebenſo erſuche ich Jedermann, der ſachdienliche Mittheilungen machen kann, mir ſolche zukommen zu laſſen.

Den 27. November 1879.

Der K. Unterſuchungsbeamte:
Amtmann Filſer.

---

genau die Zahl der ſemitiſchen Aerzte, Advokaten, Großhändler Bankiers und Wechsler anzugeben. Die Arbeit iſt eine leichte, wenn man einige Platzkenntniß hat. Die Zahl der Chriſten in den genannten Branchen wird dann daneben geſtellt und der relative Prozentſatz iſt gegeben. Etwa in dieſer Form:

	Jüdiſch	Chriſtlich
Aerzte . .		
Advokaten .		
Großhändler		
Bankiers . .		
Wechsler . .		

In unserem Schwabenland haben diese Herren in den letzten Jahren in erschrecklicher Anzahl zugenommen und es giebt nicht mehr viel Handwerker und Bauern, die sich rühmen könnten, nicht vom jüdischen Credit abzuhängen.

Der hauptsächlichste Krebsschaden ist auf dem Lande. Dort wird den Bauern von den Juden ein Anlehen aufgedrungen (natürlich zu Wucherzinsen).

Kommt dann eine schlechte Ernte, so wird dem Mann das Kapital gekündigt, weil man weiß, daß er in Folge der schlechten Ernte nicht zahlungsfähig ist; er wird genöthigt und gepeinigt, bis der Konkurs über ihn verhängt wird. Der Jude hat seinen Zweck erreicht, nämlich: er zieht die Liegenschaften seines Opfers zu Schleuderpreisen an sich.

Es wäre, meines Erachtens, Aufgabe der antijüdischen Presse, die Gründung von Kreis- resp. Bezirkssparkassen, die unter Aufsicht des Staates stehen, zu empfehlen, wie bereits solche bei uns schon einige bestehen, welche den Bauern gegen mäßigen Zins Anlehen gewähren, so daß dieselben nicht in die Hände der Gurgelabschneider gerathen. Für die Gründung solcher Institute wären im Interesse ihrer Gemeinden hauptsächlich die Bürgermeister die geeigneten Personen, in deren Hände die Organisation derselben zu legen wäre. Dieselben könnten auch die Gemeindeglieder über den Nutzen solcher Kassen unterrichten und so auf diese Weise den Juden ihr Handwerk in der Gemeinde legen.

Was nun uns Kleinhandwerker in den Städten betrifft, so sieht es nicht minder gut aus. Die Juden haben alle Branchen an sich gezogen und wir sind deren Handlanger geworden und nagen an den mageren Knochen, welche die Judenemancipation und die Gewerbefreiheit uns übrig ließ.

In Anbetracht dieses traurigen Zustandes und des Sprichwortes: „Steig vom Kreuz und hilf Dir selber" haben sich hier zwei Gewerbe, das der Schneider und das der Schuhmacher, je unter sich, vereinigt, um Rohstoffgenossenschaften zu gründen, welche nun seit mehreren Jahren zum Nutzen und Segen ihrer Mitglieder in erfreulicher Thätigkeit funktioniren.

Es ist hier dem kleinen Mann Gelegenheit geboten, um billigen Preis gute und solide Waare zu beziehen und ist derselbe daher in der Lage, dem frechen und aufdringlichen Reisejuden die Thüre weisen zu können.

Auch dies wäre ein dankbares Feld für die antijüdische Presse, die Gründung solcher Genossenschaften zu empfehlen und zum Gegenstand von Abhandlungen zu machen.

In die Vergnügungsgesellschaften, deren es hier in großer Anzahl giebt, suchen die Herren Semiten sich mit der größten Beharrlichkeit einzunisten, obwohl einige dieser Gesellschaften mit der Aufnahme von Juden sehr vorsichtig zu Werke gehen, jedoch wieder andere, worunter eine der größten, mit Juden vollständig überfluthet sind.

Hier macht sich Herr von Sem breit und benimmt sich mit einer Frechheit und Ungenirtheit, daß ein anständiger Christenmensch gezwungen ist, der Gesellschaft den Rücken zu kehren und dem Juden das Feld räumt, der sich nun im Besitz des werthvollen Vermögens und Inventars der Gesellschaft befindet und als triumphirender Sieger sich dann häuslich dort einrichtet.

Israel in Mannheim. Von unsern vier hier erscheinenden Tageblättern haben drei — von Christen redigirt — nicht im entferntesten den Muth, den zwischen Deutschthum und Judenthum entstandenen Antagonismus auch nur zu konstatiren, geschweige denn zu besprechen: sie wagen es nicht! Und das bei einer deutschen Bevölkerung von nahezu 42,000 Seelen gegenüber 5000 Semiten,*) während die von dem beschnittenen J. Bensheimer herausgegebene „Neue Bad. Landeszeitung," eine Miniaturausgabe der guten Frankfurterin, es sich nicht nehmen läßt, von Zeit zu Zeit über die „erbärmlichen Judenhetzer" der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts herzufallen und sie mit ihrer giftigen Galle zu begeifern, und das gegenüber einer passiven christlichen Bevölkerung, die doch, zur Ehre ihr gesagt, in ihrem Innern die antiisraelitische Bewegung als das Dämmern socialer Befreiung begrüßt.

Als man voriges Jahr für die Juden- und Magyarenstadt Szegedin sammelte, brachte genanntes Blatt ganze Colonnen voll Jammerberichte; es regnete Hilferufe, gegen die sich die Bitten um unsere Spessarter Landsleute gar kläglich ausnahmen. Wir gehören nicht zu Jenen, die, wenn es sich um die Linderung menschlichen Elends handelt, nach religiösen oder politischen Nüancirungen fragen; doch scheint uns der übergroße Eifer bei Unterstützung eines Landes, das kurz zuvor durch

*) Ei, ei! also der achte Mensch ein Jude. So weit haben wir es selbst in Berlin noch nicht gebracht. Wir bitten unsern Herrn Korrespondenten nun auch um eine Statistik, die bei vorhandener Platzkenntniß leicht aus dem Adreßbuch gemacht werden kann: Die Zahl der Aerzte, Advokaten, Bankiers und Wechsler, Lotteriekollekteure, Kaufleute und Ladeninhaber semitischen Stammes bei einer Bevölkerung von nur 42,000 Seelen. Wir müssen statistisch nachweisen, wie Israel Alles überfluthet, was nicht die wirkliche körperliche Arbeit verlangt.

engherzige, chauviniſtiſche Geſetze deutſche Sprache und Bildung perhorrescirt, deutſche Beamte und Lehrer zu Tauſenden verdrängt hat, geradezu eine Erbärmlichkeit und politiſche Häreſie, wie ſie nur der vaterlandsloſe ſemitiſche Kosmopolitismus zu leiſten im Stande iſt.

Während bei dem diesjährigen Nothſtand in Oberſchleſien ſich die meiſten größeren Organe Deutſchlands mit rühmlichem Eifer der armen Bevölkerung jener Gegend annahmen, hat es unſere — vergangenes Jahr — ſo wohlthätige N. B. L. bei einem einzigen winzigen Aufrüflein bewenden laſſen. Sie appellirt an den erprobten Wohlthätigkeitsſinn unſerer Bürgerſchaft in der Hoffnung, dieſelbe werde jener armen Leute, die uns allerdings örtlich fern wären, nicht vergeſſen. Hören Sie es, Oberſchleſien liegt „örtlich fern!" Szegedin liegt wohl örtlich näher? Andere Gefühle und Argumente weiß diesmal der beſchnittene Journaliſt nicht in's Treffen zu führen. Wie ſollte er auch? Hungernde Juden wird man wohl in den Bergbaudiſtricten Schleſiens vergebens ſuchen, und die Wucherer, von denen Herr Miniſter Bitter ſo Erſtaunliches erzählte, dürften ſich auch ohne Unterſtützung durchzubringen wiſſen.

Julius Oppenheimer, ehemals Schulmeiſter, dann Socialdemokrat und als ſolcher mit dem Innern der preußiſchen Gefängniſſe wohl vertraut, nimmt ſich heraus, in „Ein offener Brief an den Hofprediger Herrn Stöcker" auf erbärmliche Weiſe gegen gen. Herrn zu pamphletiren. Er vertheidigt darin in der bekannten verbrauchten Weiſe das jüdiſche Geldmacher- und Protzenthum, das er als Socialer verdammen ſollte und ſiehe! Iſrael nimmt das freche verſtoßene Schaf, mit Freuden auf, vergiebt ihm ſeine Schulden (!) kauft ſein unſägliches Geſudel, läßt es in allen Blättern Mannheims annonciren und keine Stimme regt ſich, den deutſchen Ehrenmann Stöcker — ſeine kirchliche Tendenz iſt uns vollkommen gleichgiltig — gegen einen ſolchen, der Geſellſchaft nutzloſen Menſchen zu vertheidigen.

In einem ſpäteren Briefe gedenke ich Ihnen, geehrter Herr Marr, über hieſige Geſellſchaftsangelegenheiten Einiges mitzutheilen, das vielleicht verwendbar wäre.

Thorsperre im Osten.

Seitdem die wahrhaft klassischen Artikel Heinrich von Treitschke's über die Judenfrage erschienen sind, spricht man in allen Kreisen davon, ob das Verbot einer weiteren semitischen Einwanderung aus Polen und Rußland nicht angezeigt sein dürfte. Man fügt sogar hinzu, den unter uns lebenden Semiten selbst würde damit eine Wohlthat erwiesen.

Insofern es diese letzteren vor einer größeren semitischen Geschäftskonkurrenz schützte, allerdings, und diese Art Konkurrenz ist bekanntlich mächtiger als die germanische.

Wir haben aber in der Judenfrage uns nicht darum zu kümmern, ob wir den ansässigen Semiten das Leben noch angenehmer machen sollen, sondern darum, wie wir uns von der Macht des Semitismus überhaupt emancipiren können. Und das geschieht nicht, indem wir die Einwanderung etwaiger Zukunft-Rothschilds und dito Bleichröder 2c. inhibiren und die Monopolisirung des socialpolitischen Lebens der ansässigen Juden durch eine Judenthorsperre kräftigen. Es handelt sich also weniger darum, die semitische Einwanderung zu hindern, als vielmehr ihre Auswanderung zu befördern. Die Juden waren, sind und bleiben ein nomadisirendes Ausnahmsvolk unter den Völkern, ohne Talent zu einer selbstständigen, dauernden, nationalen Seßhaftigkeit; das lehrt ihre eigene Geschichte. Wo immer sie aber sich niederließen, „fruchtbar" waren und „sich mehrten", wurden sie eine Landplage der Völker. Es handelt sich also wesentlich darum, in friedlicher Weise die 5—600,000 Juden oder mehr, die wir „besitzen", loszuwerden als dieselben vor stammverwandter Konkurrenz zu schützen. Denn der „Aussterbeetat" ist eine Illusion. Die Judenfrage und ihre Lösung ist eine Aufgabe der internationalen Staatskunst. Die abendländische Gesellschaft steht auf dem Kriegsfuß mit dem Judenthum. Die Staatskunst hat die Aufgabe, diesen Krieg unmöglich zu machen. Dies geschieht weder dadurch, daß sie uns zu Gunsten des Semitismus niederhält, noch, daß sie den Semitismus lokalisirt. Letztere Taktik würde nur eine Menge von Kriegen schaffen.

Wir müssen uns daher mit dem großen, kulturgeschichtlich nothwendigen, Gedanken vertraut machen, daß die einzige Lösung der Juden-

frage darin beſteht, den Juden das wiederzugeben, was ihnen ein politiſches Dogma iſt: — Paläſtina. Und „Umgegend", denn das alte gelobte Land dürfte zu klein geworden ſein. Was wir (vergl. die Schrift: „Vom jüdiſchen Kriegsſchauplatz" Bern, Coſtenoble) noch vor 8 Monaten als einen „Traum" hinſtellten, das tritt als unabweisbare Forderung heute an uns heran. Die Judenfrage kann weder durch „Judenhetzen" gelöſt werden, noch durch Verbot ſemitiſcher Einwanderung. Sie iſt eine Frage der Diplomatie geworden, der Staatsraiſon, der Staatsraiſon in ihrer größten Tragweite, in einer Tragweite, die ſelbſt vor den Rothſchilds und Konſorten nicht zittert. — — —

Videant consules etc. etc.!

Im Gegentheil, kann man es nur zu dem Palliativmittel bringen, die neue jüdiſche Einwanderung zu hindern, nur zu einer antiſemitiſchen Thorſperre im Oſten, — es wäre vielleicht beſſer, man öffnete die Oſtthore doppelt und dreifach.

Es ginge dann raſcher mit uns zu Ende, und vielleicht ſtreiten ſich auf den Trümmern des Abendlandes — „Jerobeam" und „Rheobeam" noch einmal, und ein neues Kulturvolk ſpielt die Rolle Babylons in umgekehrter Weiſe.

Es iſt daher gut, wenn das letzte Wort unſerer Wünſche ausgeſprochen wird. Es heißt: Die Rückkehr Iſraels nach Paläſtina.

Noch eine jüdiſch-ſemitiſche Studie.

In allen jüdiſchen Streitſchriften wird — wir wollen es zugeben, zum Theil in gutem Glauben — der Mangel an „Völlerei", die Mäßigkeit des auserwählten Volkes hervorgehoben. — „Selten oder nie ſieht man einen betrunkenen Juden!" ruft Herr von Sem triumphirend aus, und ſelbſt manchen Nichtjuden macht dieſe Thatſache ſtutzen.

Ehe wir auf dieſes Thema eingehen, wollen wir offen die deutſche „Todſünde" der „Völlerei", die uns Iſrael vorwirft, bekennen. Tränke

der Deutſche weniger Bier — namentlich weniger „Dividendenjauche“ aus den Aktienbrauereien — die Weltgeſchichte würde ihm nicht ſo oft über den Kopf wachſen, er würde nach „glorreichen Siegen“ nicht ſocialpolitiſch miſerabler werden als der beſiegte Feind, ſich nicht wie eine Heerde Schafe hineintreiben laſſen in Schwindel und Betrug, ja, er würde nicht einmal eine jüdiſche Reichsbank als einen Begriff der Möglichkeit haben auffaſſen können. Denke ſich der Leſer noch eine Anzahl Vorwürfe hinzu und gebe er uns das Zeugniß, daß wir die Sünden unſeres eigenen deutſchen Volkes in keiner Weiſe beſchönigen.

Haben wir aber bisher geſchwiegen zu dem Mäßigkeitsſelbſtlob Iſraels, ſo war dies eine erlaubte „Kriegsliſt“. Der Feind ſollte erſt möglichſt ſicher gemacht werden. Es war uns daher auch ganz willkommen, daß auf unſerer Seite, — vielleicht auch in Folge unſeres vielen Biertrinkens! — Niemand auf die jüdiſche Mäßigkeitskanone antwortete. Dieſe mag jetzt genug gedonnert haben.

Es iſt eine alte Erfahrung, daß paſſionirte Raucher keine Freunde von Konditorwaaren ſind und daß die Stammgäſte des Konditors mit Ruhe den Noli-me-tangere-Regalias entgegen ſehen, die uns das Tabaksmonopol beſcheeren wird. So gehört zu den „Eigenarten“ Iſraels die Haupteigenart der — „Todſünde des Geizes und der Habſucht.“

„Der Geiz iſt die Wurzel alles Uebels.“

Dieſe dämoniſche Leidenſchaft des auserwählten Volkes beherrſcht und leitet alle ſeine übrigen Fehler. Herr von Sem gönnt ſich, ſo lange er auf der Jagd nach dem Glück iſt, kaum das liebe Brod. Und hat er das Glück erhaſcht, ſo läßt er Etwas drauf gehen, — weil es ihm ja Geſchäftsreklame macht. Aber auch hier bleibt er ſich treu. Er drängt ſich — vor Allem zum Graus der Reſtaurationspächter — in Clubs, weil er dort Wenig oder gar Nichts zu verzehren braucht; — er überſchwemmt — ebenfalls dem Wirth das Daſein verſäuernd — die Gartenkonzerte, wo er die Tiſche in Beſchlag nimmt und den Kellnern mehr den Rücken als das Antlitz zeigt. Dieſer Geiz, dieſe Habſucht beherrſcht ihn dämoniſch. Dem Hazardſpieler gebietet die leere Börſe ein Halt, dem Wollüſtling die erſchlaffte Natur, dem Trunkenbold der Katzenjammer. Der Geiz und die Habſucht iſt die Rieſin unter den „Todſünden“; ihre Conſtitution iſt unverwüſtlich.

„Selten oder nie ſieht man einen betrunkenen Juden“ — Nein! er hat ſelten Zeit ſich zu betrinken. Und dann — ein betrunkener

Jude!! Welch ein tragipoſſenhafter Anblick! Wie geſtaltet ſich da die ſemitiſche Muskulatur, welche Studie für Oſteologen! Es hieße der Menſchheit in's Geſicht ſchlagen, wenn nicht in ganz Iſrael dieſe — Indiskretionen, welche der Menſch begeht, verpönt wären. Ein „betrunkener Jude!" — unſere ſtudentiſchen und unſere jungen kaufmänniſchen Leſer werden mitunter dieſes Schauſpiel für Satyrn ſchon genoſſen haben, wo der Raçenunterſchied erbarmungslos ſich ſelbſt entſchleiert.

Aber wir möchten behaupten, ein älterer Jude betrinkt ſich **nie**. Für ihn iſt die Todſünde, welche die Bibel die „Wurzel des Uebels" nennt, alleinherrſchend geworden und geſtattet dem „Wurzelmann" von der Todſünde der „Völlerei" nur zu nippen. Er extravagirt als Hazardſpieler, als Lüſtling; aber das einzige Laſter, wo der Menſch völlig „aufgeknöpft" erſcheint, wo der wahre Adam zum Vorſchein kommen muß, davor ſchützt ihn der Dämon des Geizes und der Habſucht.

Iſt das nun ein Verdienſt, wenn uns eine Todſünde ſo beherrſcht, daß wir für eine unter den übrigen keinen Sinn haben?

Wenn Beiſpiele beweiſen könnten, ſo würde man ſagen: der Jude, der ſich habituell „bekneipt", iſt ein „guter Kerl" und er verlernt den Schacher und Wucher.

Der Wolf rühmte ſich einmal, kein Schaf gefreſſen zu haben:
Er hatte ſeit ſeiner Jugend an der Kette gelegen.
Iſrael liegt an der Kette des Geizes und der Habſucht:
„Selten oder nie ſieht man einen betrunkenen Juden."

Quod erat demonstrandum.

Uebrigens empfehlen wir unſeren deutſchen Stammesgenoſſen, mehr an das Vaterland, als an den Bierkrug zu denken; denn in der Behauptung, daß wir zu viel Bier trinken, hat Herr von Sem vollſtändig Recht.*)

*) Da die Judenpreſſe ſich über die „Deutſche Wacht" ſo gründlich ausſchweigt, wie ſie es Monate lang über die Schrift „Der Sieg des Judenthums" gethan, ſo bitten wir unſere Leſer, der obigen Erklärung jüdiſcher „Mäßigkeit" die weiteſte Verbreitung zu geben. Durch Veranſtaltung eines Separat-Abdrucks werden wir dies erleichtern. Derſelbe ſteht unſeren Abonnenten in jeder Anzahl gratis zu Dienſten. D. Red.

Eine Abart des Repräſentirens.

Kein Stand wird von unſerer modernen „Plutokratie“*) ſo gemißbraucht, als der Offizierſtand.

Die Salons des Millionär-Bankiers wollen auch mit Menſchen elegant dekorirt ſein. Was Wunder, daß der Plutokrat in dem repräſentabelſten Stande, im Offiziercorps, unter den Uniformen, die dekorativen Menſchenelemente zu annektiren ſucht und alle Hebel dazu in Bewegung ſetzt. Wie dies geſchieht, iſt in „Iſrael in der Geſellſchaft“ (Nr. 2 d. „Wacht“) angedeutet. Daß dieſe Manöver eben noch immer ſo oft gelingen, iſt um ſo auffallender, als damit dem Offizier, wenn auch nicht bedeutende, ſo doch immerhin gewiſſe pecuniäre Opfer erwachſen, die das „Vergnüge“ ſelbſt nicht werth iſt. Denn rechnen wir Handſchuh, Droſchke, Trinkgeld ꝛc. zuſammen, ſo kann man für dies Geld bei Hiller und Dreſſel auch ganz gut eſſen. Und darum iſt die Annahme grundfalſch, der Offizier hätte irgend einen Vortheil davon, daß er Judengeſellſchaften beſucht. Im Gegentheil: Er iſt der Schenkende, der Jude der Beſchenkte. Und wozu ſoll der Offizier dem Juden etwas ſchenken, ſowie ſich in Ausgaben ſtürzen, die, wenn auch nur klein, doch durch ihre Wiederkehr, der durch das „nöthige Repräſentiren“ ſchon genug in Anſpruch genommenen Kaſſe, den meiſten Offizieren unangenehm ſind.

Die Familie des Offiziers kann von altem, beſtem Adel ſein und doch — „kein Geld haben.“ (Gott ſei Dank iſt unter dem Adel das „kein Geld haben“ noch keine Schande!) Der Premier- und Sekonde-Lieutenant ohne Vermögen muß für jedesmalige „Ehre“, die Salons des Plutokraten verziert zu haben, eine ſtattliche Breſche in ſeine Gage ſchießen und hat noch außerdem das „Vergnügen“ gehabt, ſich in — „gemiſchter Geſellſchaft“ befunden zu haben, in Konverſationen, die, was die Melodie der Sprache betrifft, ſelbſt auf dem Exerzirplatz — abermals Gott ſei Dank! — nicht zu hören iſt und — ſo Gott will — nie zu hören ſein wird!

Der begüterte junge Offizier mag es immerhin als eine Art „Sport“ betrachten, ſich in ſolcher Parvenü-Geſellſchaft zu bewegen; der ruinirte Offizier mag in ſeiner Verzweiflung denken: „In der Noth

*) Das Wort bedeutet frei in unſer „geliebtes Deutſch“ übertragen, Geldprotzenherrſchaft.

frißt der Teufel Fliegen" und ſich in dem Wahne wiegen, bei „Plutokrates" neben einem weiblichen Herzen auch eine Million zu erlangen; (als ob die Millionen ſo häufig wären, als ob Plutokraten den Schwiegerſöhnen nur ſo gleich „cash down" gäben!) der unbemittelte Offizier, und das iſt die Mehrzahl, wird herangelockt, um mit ſeinem Namen und Wappenſchild das Parvenüthum dekorativ aufzuputzen!"

„Du nennſt die Krankheit, nenne die Arznei!"

Sie liegt in der Erkenntniß des Mannesſtolzes, daß der losgegangene Knopf vom Interims-Paletot eines Sekondelieutenants, wenn er durch den Offiziersburſchen in gewiſſe Parvenü-Soiréen geſchickt würde, noch immer ein Dutzend gewiſſer „Commerzienräthe" verdunkeln könnte.

„Bezahlen" kann und darf der Plutokrat den unbemittelten Offizier nicht, der ſich als plutokratiſcher Salonputz in Ausgaben ſtürzt, und würde eine ſolche Offerte auch gar nicht gewagt werden dürfen. Der arme Offizier muß alſo auf ſeine Koſten — „repräſentiren". — Was?! Den Glanz des Plutokraten, eines Plutokraten, der vielleicht die Tapferkeitsmedaille im Kriege gegen die deutſche Grammatik zehnmal verdient hat!

Man wirft — liberalerſeits — dem Offizier einen „exkluſiven" Geiſt vor. Wir ſind der Meinung: der Offizier in ſeiner Harmloſigkeit iſt viel zu wenig „exkluſiv" und macht ſich viel zu ſehr zugänglich in Kreiſen, die der Knopf an ſeinem Paletot überſtrahlt. Er ſtürzt ſich in Ausgaben für den Glanz des Plutokraten. Der arme junge Mann, er will doch „repräſentiren!" Wir ſind keine Freunde eines Spartanerthums. Athen thut es auch, aber es iſt eine Krankheit unſerer Zeit, daß die Phäaken des Geldes den Offizierſtand geſellſchaftlich ausbeuten.

Jeder verſtändige Mann hat in unſerer ernſten Zeit tauſendmal mehr Reſpekt vor dem Waffenrock eines Fähnrichs als dem Frack des Börſenemporkömmlings, und wir bezwecken mit dieſen Zeilen, den Stolz des Offiziers als vollkommmen berechtigt zu bezeichnen, wenn er ſich, dem Emporkömmling zu Liebe, in keinen Groſchen Ausgabe ſtürzt. Der Degen des Königs wiegt in den Augen verſtändiger Leute mehr, als zehn Federn ſelbſt Rothſchilds und Konſorten.

Der junge Offizier wagt nichts dabei, wenn er ſich der Emporkömmlingsgeſellſchaft gegenüber bis an die Augen und Ohren „zuknöpft." Im Gegentheil, es ehrt ihn.

Herr Conſul J....., wie kommen Sie dazu, Geſellſchaften „in allen Waffengattungen“ zu geben?!

Wiſſen Se, s'iſt 'ne beeſe Szeit, man muß ſich's Millethör ſzu Freinde halten! Un s' koſt' mich nich mehr, als wenn ich einlad' Civiliſten, und's blitzt mehr. (Schauplatz: Hamburg, Alſterdamm. Zeit: 1865).

Zur akademiſchen Seite der „orientaliſchen Frage“.

Die nachfolgende Aufſtellung kann, wie alle Statiſtik der inneren orientaliſchen Frage, keinen Anſpruch auf Genauigkeit machen. Die Herrſchaft des ſog. „Liberalismus“ hat in der Statiſtik die Quellen verſtopft, aus welchen dieſe Wiſſenſchaft, in Bezug auf den Semitismus, ſchöpfen könnte, und, um völlig ſtatiſtiſch unkontrollirbar zu werden, brauchten ſämmtliche Semiten nur den Namen Brennecke, oder einen ähnlichen, anzunehmen. Man müßte denn ſchon von Pontius zu Pilatus laufen, wenn es ſich auch nur um genaue Feſtſtellung der ſemitiſchen Studenten an der Berliner Univerſität handelte; denn die, neben der Race (die für uns die Hauptſache), auch eine Confeſſion ausdrückende Bezeichnung „Iſraelit“ war den Juden ſtets fatal. Der Liberalismus verbannte daher aus der Statiſtik und Amtsſprache das Prädikat „chriſtlich“ und ſo entſchlüpfte Herr von Sem der Kontrolle ſeiner Fortſchritte in der Geſellſchaft. Wir können daher nur, wenn wir ſo ſagen dürfen, mit der etymologiſchen Laterne durch das amtliche Verzeichniß der Studirenden an der Berliner Univerſität mehr tappen als wandern und, ein vernehmliches „Salve errore et omissione“ ſprechend, die Hülfe gleichgeſinnter Akademiker anrufen, unſere Fehler zu berichtigen, unſere Lücken auszufüllen.

Gehen wir nach dem Alphabet.

Aus dem	Buchſtaben	A	leuchten	und	flimmern	uns	32	Semiten
„	„	„	B	„	„	„	74	„
„	„	„	C	„	„	„	29	„
„	„	„	D	„	„	„	24	„
„	„	„	E	„	„	„	10	„
„	„	„	F	„	„	„	50	„

Aus	dem	Buchſtaben	G	leuchten	und	flimmern	uns	70	Semiten
„	„	„	H	„	„	„	„	98	„
„	„	„	I	„	„	„	„	34	„
„	„	„	K	„	„	„	„	67	„
„	„	„	L	„	„	„	„	100	„
„	„	„	M	„	„	„	„	65	„
„	„	„	N	„	„	„	„	24	„
„	„	„	O	„	„	„	„	12	„
„	„	„	P	„	„	„	„	53	„
	„	„	Q	„	„	„	„	1	„
„	„	„	R	„	„	„	„	67	„
„	„	„	S	„	„	„	„	136	„
„	„	„	T	„	„	„	„	15	„
„	„	„	U	„	„	„	„	5	„
„	„	„	V	„	„	„	„	3	„
„	„	„	W	„	„	„	„	50	„
„	„	„	Z	„	„	„	„	13	„

zuſammen 1032 Semiten.

Zuverläſſig; wir haben entweder eine Kleinigkeit zu viel, oder eine Portion zu wenig angegeben und warten daher auf ſachverſtändige Berichtigung.

Nach unſerer im Halbdunkel tappenden Forſchung ſtudirt Sem faſt zu 30 % an der Berliner Univerſität. Zu dieſer Univerſität, deren Geſammtzahl von Studirenden 3609 beträgt,

ſtellen ca. 40,000,000 Germanen . . 2577 Studirende
„ „ 700,000 Semiten . . . 1032 „

Schnöde mathematiſch aufgefaßt, müßte die ſtatiſtiſche Formel lauten:

? geben . . . . . 700,000 Juden
wenn 40,000,000 Deutſche . . . 2,577 Studenten

geben und das Facit würde ſein: **45 Semiten.**

„Wenn der Sohn ſtudiren ſoll,
Muß der Alte Gelder ſchicken"

heißt ein goldener Spruch. Aber die Möglichkeit, dieſen goldenen Spruch zu ſprechen, entſchwindet den Deutſchen in unheimlicher Progreſſion immer mehr und geht zu Herrn von Sem über.

Intereſſant wäre es, die einzelnen Fakultäten zu präciſiren, welche der Semitismus vorzugsweiſe kultivirt. Leider herrſcht bei germaniſchen Sachverſtändigen dazu zu viel germaniſche **Indolenz**, und wie er dem Semiten das *agreſſive Rechnen* in allen 4 Spezies längſt überlaſſen

hat, ſo verzichtet der Deutſche ſogar auf das Addiren, um ſich zu vertheidigen.

Vielleicht, daß dieſe Notizen einen oder den anderen unſerer Akademiker zu einer ſtatiſtiſchen*) Kraftanſtrengung veranlaſſen, um der antijüdiſchen Vereinigung zu Hülfe zu kommen. Vielleicht auch nicht. Wir haben unſere Schuldigkeit gethan, ſo gut und ſchlecht wir konnten.

Der jüdiſche Parlamentarier a. D.

Eine pſychologiſche Studie

von

Dr. Friedrich B.

Da ſich die „Deutſche Wacht" die Erforſchung des homo sapiens Judaeus mit ſo eingehender wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit angelegen ſein läßt, ſo ſollten Forſcher auf demſelben Gebiete dem verdienten Organ ihre gelegentlich gemachten Beobachtungen nicht vorenthalten. Verfaſſer dieſes, ein beſcheidener Gelehrter, leiſtet hiermit ſeinen kleinen Beitrag, mit welchem er zugleich, für erfahrenere Kenner jener edlen Race, ein gutes Beiſpiel zur ferneren Nachahmung hinſtellen möchte.

Zu einer Zeit der tiefſten Erniedrigung des deutſchen Volkes, die ich am liebſten mit einem Opiumrauſch vergleichen möchte, war es einem mißgeborenen Wurzelmann gelungen, in den Ruf eines großen Mannes zu kommen. Ein dürrer, abſolut phantaſieloſer und unglaublich gedankenarmer Menſch, wurde er von der ſeinem Stamme eigenen Eitelkeit gepeinigt und erging ſich bei jeder paſſenden oder unpaſſenden Gelegenheit in endloſen Reden, deren tödtliche Langeweile nur noch durch die ſchamloſe Dreiſtigkeit übertroffen wurde, mit der er ſein Geſchwätz an den Mann brachte. Aber geſprochen mußte ſein, mochte er etwas zu ſagen haben oder nicht. Der Berliner hat für dieſes politiſche Gemauſchel den onomatopoetiſch ſo überaus bezeichnenden Namen „Gequatſche."

Unſer Held fand ſeine Zeit! Der Philiſter, dem die Gedankenöde unſres „Eduard" — ſo nennen wir unſern Helden — über die Maßen

*) über — — deutſchen.

ſympathiſch war, hatte zuförderſt ihm gegenüber das beruhigende Gefühl, von keinerlei Größe gedrückt zu werden; dann aber calculirte er: wer ſo unbeſcheiden auftritt, muß doch etwas zu ſagen haben. Außerdem war politiſches Geträtſch grade damals ein recht gangbarer Artikel. Ehe man ſichs verſah, war „Eduard" ein großer Mann; er kam in's deutſche Parlament; ſein Phraſenſchwall betäubte mehr, als er gehört wurde. Wenn er durch Gründe nicht weiter kam, ſo ſchimpfte er!

Verhülle Dein Haupt, Genius der edlen deutſchen Nation, ſchämt Euch, Ihr Nachfahren Eurer Vorvordern: ein polniſcher Jude, der das Deutſch gebrochen ſpricht, half die Geſetze des edlen deutſchen Volkes machen! — Freilich ſind ſie danach!

Wer mich hier recht verſtehen will, leſe die köſtliche kleine Erzählung von Amadeus Hoffmann: „Klein-Zaches, genannt Zinnober." Es iſt faſt, als hätte der feinfühlende Romantiker das achte Decennium ſeines Jahrhunderts vorausgeahnt.

Unſer Held war nun berauſcht; es gelüſtete ihn, auch noch auf anderen Gebieten Lorbeeren zu pflücken: er ging unter die Schriftſteller und ſchrieb ein Buch ſo voll — Galanterien, daß er es kurze Zeit darauf ſelbſt wieder aufkaufte und vernichtete. Ich weiß nicht, ob die Sittenpolizei, oder ſeine einſichtsvolleren und muthigeren Freunde, ihn zu dieſem Akt der Selbſtvernichtung veranlaßt haben.

Man glaubt nun wohl, daß die Mannesſeele beſcheiden geworden wäre? Ja, wenn ſie das Talent dazu hätte! Sein Gebahren im Reichstag und Landtag dauerte fort, ſeine Dürre und Schamloſigkeit zeigte beſtändig denſelben öden Charakter troſtloſeſter Langeweile.

Gelegentlich ſchrieb er auch und zwar, man erſchrecke nicht — über Philoſophie! Das unreifſte Primanerſcriptum, an dem der arme Profeſſor ſich müde corrigirt, iſt nichts, verglichen mit der frechen Unwiſſenheit und den logiſchen Schnitzern dieſes aufgeblähten Parlamentariers. Ueber den Styl ſpreche ich lieber nicht; ſelbſt als Fremdling, da er doch jahrelang in Deutſchland lebt, brauchte er nicht ſo ſchlecht zu ſchreiben. Auch nahmen jetzt wiederum Parteiblätter unabhängigeren Charakters Anſtoß an der Indiskretion ihres Parteihelden, ſei es aus Ehrlichkeit, ſei es, weil ſie fürchteten, durch ihn compromittirt zu werden. Aber dieſe wohlgemeinten Mahnrufe verhallten ohne Wirkung: der deutſche Philiſter hatte ſich einmal von ſeinen liberalen Organen die Meinung einreden laſſen „Eduard iſt ein großer Mann," und um dieſen gewaltigen Gedanken auszudenken, hätte er vielleicht einige Viertelſtunden in der Woche

weniger Kannegießern müſſen. So blieb unſer Held länger in dem Beſitz ſeines Ruhmes, als es mit der Ehre des deutſchen Namens vereinbar iſt.

Endlich fallen die Schuppen von den Augen unſrer Mitbürger; der häßliche Wurzelmann hat ſeinen Zauber verloren, man beginnt ihn zu ſehen, wie er iſt, und nicht lange Zeit, ſo wird er dem verdienten Gelächter der ewigen Verachtung anheimfallen. Er ſelbſt gräbt mit Eifer ſein Grab! Aus ſeiner unqualifizirbaren, parlamentariſchen Thätigkeit endlich bei Seite geſchoben, ſcheint er von einer Krankheit befallen zu ſein, die ich nicht beſſer zu bezeichnen weiß, als mit dem mediziniſchen Ausdruck: „Mund-Diarrhoe!“ Jetzt ſpricht und ſchreibt er bei jeder nur denkbaren Gelegenheit über jedes nur denkbare Thema, allerdings mit einer ſehr ſchwer vorſtellbaren Dreiſtigkeit und Unwiſſenheit. Sein Mangel an Kenntniſſen, an Phantaſie, Geſchmack, Logik darf als das ſeltſamſte Merkmal an ihm angeſehen werden und wird vielleicht nur noch durch die Schamloſigkeit übertroffen, mit der er ſeine Banalitäten an den Mann bringt. Wohl uns: er iſt auf dem beſten Wege, ſich in kürzeſter Zeit abſolut unmöglich gemacht zu haben; noch einige Dutzende dieſer Eſſays, Vorträge, Reden, Aufſätze, Verſuche, Artikel über „Erziehung,“ „Raphael,“ „Bildung,“ „Kant'ſche Philoſophie,“ „Gymnaſien,“ „Entſtehung der Sprache,“ „Entdeckung Amerikas,“ „über den Nutzen der Tugend,“ „Reden und Trinken“ ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. — und dann wird ja wohl auch das allerblödeſte Auge ſehen, was zu ſehen iſt, und einer wird erſtaunt den andern fragen, warum er die ſiebente Bitte bis dahin nicht mit mehr Inbrunſt gebetet habe.

Der zweiten preußiſchen Stadt gebührt der nicht zu ſchmälernde Ruhm, daß an ihrem Bürgerſinn, gelehrter Verbildung zum Trotz, dieſer Kobold ſeinen Entzauberer gefunden hat. Oder ſollte es nicht doch beſſer geweſen ſein, ihn in die Kammer zu wählen um vor ſeiner Schreibwuth ſicher zu ſein? Nun, ſeine literariſchen Leiſtungen lieſt ja Niemand, während man ſich im Landtag ſchwer vor ſeiner Zudringlichkeit retten konnte.

Der Tag, da Breslau ihn fallen ließ, iſt ein Ehrentag in der Deutſchen Geſchichte!

Vom jüdiſchen Kriegsſchauplatz.

Herr von Treitſchke und der Kladderadatſch. Von C. von Brandt. Wie Recht Herr Marr hatte, wenn er in ſeinem „Sieg des Judenthums über das Germanenthum“ behauptete, daß unſere jüdiſche Preſſe, welche mit der größten Unverfrorenheit in chriſtlich-kirchlichen Angelegenheiten das große Wort führt, über eine jede Aeußerung, in der ſie einen Angriff gegen das Judenthum wittert, mit Hohn und Spott herfällt, beweiſt am Klarſten das — man kann wohl ſagen ſchamloſe Vorgehen des Kladderadatſch gegen Herrn Prof. von Treitſchke.

In einem Artikel in den preußiſchen Jahrbüchern, „Unſere Ausſichten“ betitelt, beſpricht Treitſchke die Bewegung gegen das Judenthum in der allerobjectivſten Weiſe. Er weiſt es als ſchweren Irrthum zurück, in der Judenfrage nur eine flüchtige Aufwallung zu ſehen; der Inſtinct der Maſſen habe hier richtig einen ſchweren Schaden, eine drohende Gefahr des deutſchen Lebens erkannt. Gewiß ſeien viele getaufte und ungetaufte Juden gute deutſche Männer geworden — Mendelsſohn, Veit, Rieſſer — aber die Mehrzahl unſeres Judenthums habe keineswegs den Willen gute Deutſche zu werden; es ſei ein gefährlicher Geiſt der Ueberhebung in jüdiſchen Kreiſen erwacht. Treitſchke hebt noch hervor, wie ſtark das Semitenthum an dem Gründerthum und der Schwindelperiode betheiligt ſei; wie es ſyſtematiſch den Wucher betreibe; wie in der Literatur ein betriebſamer, feſt unter ſich zuſammenhängender Schwarm von Talenten dritten Ranges an einer gegenſeitigen Verſicherungsanſtalt arbeite: vor Allem, wie ſehr die Juden die Tagespreſſe beherrſchen.

Schlagfertigkeit und Schärfe ſei ihnen nicht abzuſprechen, wohl aber wahre Sachkenntniß, Ernſt und Pietät.

Gegen die „Schmähungen“ tritt nun im Intereſſe der „Toleranz“ der Kladderadatſch voll ſittlicher Entrüſtung auf; jedoch in einer Weiſe als ob das Judenblatt es beſonders darauf abgeſehen hätte, die Behauptung Treitſchkes über die Juden-Literatur als zu mild zu beweiſen und damit die Achtung aller anſtändigen Menſchen vollends zu verſcherzen. —

Man höre und urtheile!

In der Nummer vom 7. Dez. erſchien folgendes Gedicht:

Gedanke des Rabbi Ben Akiba in Tirſchtiegel.

Man kann im Urtheil frei und doch im Vorurtheil befangen ſein,
Auf breitgetretner Spur und doch auf falſcher Spur gegangen ſein,
Man kann im Wahn ein Redner zwar und nichts doch als ein Schwätzer ſein,
Aufklärung predigen, aber doch geheim ein finſtrer Hetzer ſein,
An Wiſſen furchtbar reich und doch nur ein armſel'ger Denker ſein,
Scheinbar begeiſtert und doch nur ein Zänker und ein Stänker ſein
Scharfblickend ins Vergangne zwar und Freund hiſtoriſcher Klarheit ſein
Und blind doch für die Gegenwart und taub für ſchlichte Wahrheit ſein,
Für Duldung ſchreiben und doch nur ein wüth'ger Judenfreſſer ſein.
Man kann ein ſcheinbar ernſter Mann und doch ein eitler Tropf nur ſein,
Man kann ein ſehr gelehrtes Haupt und doch — ein leerer Kopf nur ſein.

Solche unverſchämte, rohe und pöbelhafte Schmähungen wagt ein freches Judenblatt gegen den als Hiſtoriker, Politiker, Patrioten und Lehrer gleich geachteten und verehrten Mann auszuſtoßen. Und der deutſche Philiſter lieſt ſie, ärgert ſich eine Weile, iſt aber zu indolent um dieſen Kladderadatſch auf Nimmerwiederſehen von ſich zu werfen; und die deutſche akademiſche Jugend hört eine ſolche Beſchimpfung eines ihrer geliebteſten Lehrer ruhig an!

Giebt dieſes Machwerk — denn Gedicht können wir es nunmehr doch wohl kaum nennen, Zeugniß von der Schamloſigkeit der Judenpreſſe, ſo zeigt ein in der folgenden Nummer erſchienener Erguß deutlich den „Geiſt der Ueberhebung" in jüdiſchen Kreiſen. Das deutſche Volksblatt in Stuttgart hatte den Treitſchke'ſchen Artikel reproducirt und commentirt. Darauf der Kladderadatſch:

Wenn Dein Werk dem Braven nicht gefällt,
So iſt das ſchon ein ſchlimmes Zeichen;
Doch wenn es gar des Schwarzen Lob erhält,
Dann iſt es Zeit es auszuſtreichen.

Der brave Kladderadatſch! Es iſt wahrhaft rührend!

Um ſich ein recht anſchauliches Bild von der Bravheit des Kladderadatſch zu machen, durchblättere man einmal den Annoncentheil. Es muß einen jeden Leſer zum Mindeſten „eigenthümlich" berühren, in einem Blatte, welches die edle Aufgabe übernommen hat, die Schwächen und Fehler der Zeit zu geißeln, $^4/_5$ von allen Inſeraten folgender Art zu finden: Gummi-Artikel. — Das Neueſte in Gummi. — Mad. Joſéphine Semel à Paris Gummiartikel; jeder Beſteller erhält 25 hochfeine Photographien.

Ferner von derſelben Sorte: Pikante Photographien. — Pikante Stereoſkopenbilder. — Pariſer Neuheiten. — Ein

Blick ins Jenſeits. — Unfehlbarkeit für Männer jeden Alters. — Diskretion: Damen finden Aufnahme — und ſo weiter mit Grazie.

Natürlich muß auch der Wucher hier ſeine Stelle finden: Aktive Offiziere erhalten Darlehen. Beamte erhalten unter Diskretion Darlehen zu mäßigen Zinſen.

Wenn in letzter Zeit in der deutſchen Preſſe der Verſuch gemacht wurde, nachzuweiſen, daß ſie ſich nicht ganz und gar in Judenhänden befinde, ſo kann ſich der Kladderadatſch an dieſem Verſuch nicht betheiligen: denn er trägt den Stempel des reinſten Judenthums an der Stirn; er iſt der Typus eines Juden mit allen ſeinen liebenswürdigen Zügen: Unverſchämtheit, Selbſtüberhebung; im Inſeratentheil geile Unſittlichkeit und unausrottbare, fortwährende Neigung zum Wucher.

Und dieſes Blatt, deſſen Inſerate den Text oft um das Zehnfache überſteigen, wird in allen Theilen Deutſchlands mit Eifer geleſen! Bedarf es noch eines Beweiſes für die Verjudung Deutſchlands?*)

Vom Giftbaum. Iſrael ſchreit ſtets über „gewiſſenloſe Hetze," wenn man über ſein Treiben die Wahrheit ſagt. Wir laſſen nun einen „Fondsbörſen-Wochenbericht" (vom 31. Dezember) aus Berlin, der ſich in der Handelsbeilage der Augsburger Allg. Ztg. vom 4. Januar 1880 findet, folgen. Wir erinnern uns kaum ſo etwas Schlagendes, ſo etwas in nuce Komprimirtes geleſen zu haben. Für den Einſichtigen ſpricht der Artikel Bände. Die Juden können nichts gegen den Abdruck haben, da der Artikel ja ganz naiv, als ſich von ſelbſt verſtehend, geſchrieben wurde:

*) Man darf bei dem Inſeratenſkandal aber nicht blos den Kladderadatſch im Auge haben, ſondern faſt die ganze Tagespreſſe, ſo weit ſie von Herrn R. Moſſe inſertionell gedüngt wird. Vorne, redaktionell, trieft dieſe Preſſe von ſittlichen und politiſchen Anmaßungen und hinten im Inſeratentheil macht ſie Groſchen aus Gemeinheiten, Jämmerlichkeiten und Niederträchtigkeiten und kolportirt dieſelben in die Geſellſchaft und in die Familie. Und dabei verlangt man, daß das Volk „chriſtlich" werde, daß es „fromm" werde!! Wir ſind der Meinung, daß das Syſtem der **Inſeratenfreiheit** 1000mal mehr Unheil ſtiftet als die ganze Hegelſche Philoſophie und der Darwinismus! Und wir fragen außerdem: Muß denn Herr Moſſe mit Gewalt ein Millionair werden auf Koſten des Anſtandes und der Sittlichkeit? Müſſen die Zeitungen ſich bereichern durch Inſeratenſchacher? Muß das Publikum gezwungen ſein, in Dutzenden von Zeitungen zu inſeriren, wo es ſein Geld ſparen könnte, wenn wir amtliche Intelligenzblätter hätten? Muß endlich der Staat eine Einnahme, die ihm gebührt, Herrn Moſſe und Konſorten überlaſſen?! — D. Red.

„Die wenigen Tage, welche diese Berichtsperiode umfaßt, waren für die Börse außerordentlich inhaltsreich. Nach den starken Steigerungen, welche der Dezember mit sich gebracht hatte, konnten umfangreiche Gewinnstnahmen kaum überraschen. Aber es waren weniger solche, welche dem Geschäft seinen Charakter verliehen, vielmehr Zwangsverkäufe seitens derjenigen schwachen Hände, welche kein Geld für die Fortführung ihrer Engagements erhalten konnten. Unter 9 pCt. ward am Montag überhaupt kaum Geld für Reports gegeben; dieselben waren also zum Verkauf ihrer Dezemberwaare genöthigt, nahmen dieselbe aber sofort wieder auf Januar zurück, so daß sehr bedeutende Unterschiede zwischen den Baarpreisen und den Januarkursen entstanden, beispielsweise für Kreditaktien 3½ Mk., für Diskonto-Kommandit-Antheile über 1 pCt. u. s. f. Hierin sprachen sich zunächst die Schwierigkeiten aus, überhaupt Käufer gegen baar zu finden, andrerseits aber auch die außerordentliche günstige Meinung, welche für den Januar und das nächste Jahr im Allgemeinen besteht. Die Errungenschaften des Jahres 1879 haben der Spekulation Muth gemacht, ähnliche Erfolge auch von der nächsten Zeit zu erhoffen, und die größten Gewinne, welche den Börsen, namentlich auch der Berliner, durch den Kursaufschwung sämmtlicher Papiere, in den Schooß gefallen sind, haben auch die Mittel gegeben, kräftige Anstrengungen zu machen, ja selbst Opfer zu bringen, um die Fortführung der Hausse zu ermöglichen."

Wenn man einem Wilden, etwa einem Kanadier, der noch Europens „übertünchte Höflichkeit" nicht kennt, diesen Börsenjargon in der Sprache seines Landes plausible machen könnte, er würde zuverlässig wieder ausrufen: „Wir Wilde sind doch bessere Menschen!" und wir glauben, ein Bothokude oder ein Zulukaffer würde sich ähnlich äußern. Selbst die Menschenfresser von Métier würden ob solcher börsennaiven Ausdrucksweise erstaunen. Nun, „le style c'est Monsieur de Sem", der bekanntlich nach seinen Geschäften nicht zum heiligen Antonius von Padua betet. — —

Eine Pflicht erfüllen auch wir, indem wir die nachstehende Notiz veröffentlichen:

Rio de Janeiro. (Ausgewiesene Deutsche). Nach Berichten aus Rio de Janeiro ist die kaiserlich brasilianische Regierung zu einiger Steuerung der daselbst in unbotmäßigster Weise betriebenen Prostitution zu der Maßregel geschritten, eine Anzahl der notorischsten Kuppler und Mädchenhändler, unter denen sich leider auch

ein ſtarkes Kontingent deutſcher Staats-Angehöriger befindet, Landes zu verweiſen. Demnach ſind bereits unterm 27. Oktober v. J. elf dieſer Individuen mit dem Steamer der franzöſiſchen Messageries Maritimes „Equateur“ von Rio de Janeiro expedirt worden. Da es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß ein Theil der gemeingefährlichen Perſonen nach Deutſchland zurückkehrt, um hier als Agenten ihre Thätigkeit durch Verleitung junger Mädchen zur Auswanderung nach Braſilien fortzuſetzen, ſo ſind die Polizeibehörden angewieſen, dieſelben eventuell ſtreng zu überwachen. Die Namen dieſer Perſönlichkeiten, nachweislich deutſchen Urſprungs, ſind: Moritz Silbermann (alias David Alkme oder Ana oder Ultem), Markus Weinbach, Moſes Redam (oder Redom oder Redann alias Silberſtein), Markus Freemann, Moritz Hermann; die übrigen Deportirten (anſcheinend auch Deutſche) heißen: Benjamin oder Hermann Fiſcher, John Fund, Moritz Eiſenberg, Markus Schooner, Markus Schwarz, Gerſon Baum. Nach den Namen zu urtheilen, dürften faſt Alle Semiten ſein. (Hannöv. Cour.)

Wir bemerken dazu einfach, als thatſächlich, daß „liberale“ Zeitungen, welche zahlreiche jüdiſche Inſerenten zählen, wie das „Hamb. Fremdenblatt“ u. A. den Schlußſatz, der auf den Semitismus der saubern Kumpane hinweiſt, weggelaſſen haben. Wir dagegen dürfen betonen, daß es ſemitiſche „Angehörige des deutſchen Staats“ ſind, um die es ſich hier handelt.

Zur Verjudung Bayerns. Man ſchreibt uns: In die Anwaltskammer Nürnberg, welche die Provinzen Mittelfranken und Oberpfalz umfaßt, wurden kürzlich folgende Advokaten gewählt: Dr. J. J. Jäger, Vorſitzender; W. Frankenburger, ſtellvertretender Vorſitzender; E. von Praun, Schriftführer; W. Vorbrugg; A. Prechtl; Siegfried Hänle; Wolf Gunzenhäuſer; G. Joſephthal. Die Hälfte Juden. Bald werden ſie drei Viertel, ſchließlich das Ganze bilden. — Des „Chriſtgermanen“ Wille iſt ſein Judenreich.

Noli-me-tangere. Herr von Sem iſt wirklich die reine Mimosa pudica geworden. Der Abgeordnete Stroſſer gebrauchte im pr. Landtag gegen die Unterbrecher ſeiner Rede die Wendung: es möchten doch nicht 25 auf einmal ſprechen, „wie in der Judenſchule“. — Darob fanatiſches Geheul in der berliner Judenpreſſe. — „Wie in der Judenſchule“ iſt nun zwar eine Redensart der allergewöhnlichſten Art, ſo gut wie man ſagt: wie der polniſche Landtag, wie der babyloniſche Thurmbau, wie ein Gänſegeſchnatter ꝛc. Aber, es wird noch ſo weit kommen, daß, wenn wir auf der Straße kein ſeelenvergnügtes Geſicht machen, wenn ein Jude vorüber geht, dieſer uns anſchnauzt

mit den Worten: Herr, ich weiß, was Sie denken! Sie denken ich sei ein Semit. Wenn Sie das noch einmal denken, so erkläre ich Sie für einen niederträchtigen — — Hetzer und überliefere Sie dem „Reporter" des Berliner „Börsen-Mauschel."

Ein jüdischer Schornsteinfeger mit jüdischen Arbeitern könnte in unserer Zeit ein reicher Mann werden! Ganz Israel würde ihm seine Kundschaft zuwenden. Und besonders in Berlin. Nun sagt Israel freilich, es sei ihm durch Jahrtausende langen Druckes die Arbeit unmöglich gemacht (was freilich eine Unwahrheit ist, denn als Kaufleute kamen die Herren derer von Sem nach dem Abendlande); aber die lange Zeit der Emancipation sollte doch Etwas producirt haben, wenigstens in England und Frankreich: einen einzigen semitischen Schornsteinfeger! Es giebt aber nicht einmal in Paris und London ein solch' jüdisches Unicum. Wir glauben, es giebt in der ganzen Welt keinen. Ist es nun aber dennoch wahr, daß Herr von Sem durch den „langen Druck" so degenerirt ist, daß er nicht einmal einen Schornsteinfeger mehr produciren kann, dann — — helfe er uns, daß wir ihm Palästina wiedererobern und kehre in's gelobte Land zurück. Unsere heißen Glückwünsche würden ihn begleiten.

Heerschau. So weit die stiefmütterlich behandelte Statistik noch Kraft hat, zeigt sie uns den Semitismus im Jahre 1878 wie folgt:

Es leben:

In Rußland ca. . . .	2,621,000	Juden
„ Oesterreich	1,375,000	„
„ Deutschland	512,000	„
„ Rumänien	301,000	„
„ der Türkei	102,000	„
„ Italien	35,000	„
„ Holland	75,000	„
„ England	50,000	„
„ Frankreich	49,000	„
„ Spanien und Portugal	4,000	„
„ der Schweiz	7,000	„
„ Norwegen (wo rauhe Arbeit nöthig) . .	25	„

In Schweden	1,800	Juden
„ Dänemark	4,000	„
„ Asien	200,000	„
„ Afrika	80,000	„
„ Amerika	1,050,000	„
Hierzu kommen noch speziell:		
auf Gallizien	575,000	„
auf das Herzogthum Posen	61,000	„
	7,102,825	Juden,

welche ihre „Eigenart" unter allen Völkern und in allen Verhältnissen kräftig aufrecht erhalten, so daß sie in dieser Hinsicht allen Nationen als Vorbild dienen könnten.

Könnten nun diese 7 Millionen Juden nicht in Palästina füglicherweise einen eigenen Muster-Staat bilden, statt daß sie in der ganzen Welt eine Art von Zigeunerleben führen, dessen Segnungen den übrigen Völkern durchaus nicht einleuchten wollen?

„Deutsche Juden" oder „jüdische Deutsche"! Ueber diese Bezeichnung des Herrn von Sem hat ein Streit zwischen Deutsche und Semiten begonnen. Eine wahre „querelle allemonde", (müssiger Streit). Aber was hilft's? Wir sind Deutsche und müssen unser Sprüchlein auch dazu sagen, wenn Herr von Sem verlangt, wir sollten den alten Sprachgebrauch ändern und jüdische Deutsche statt deutsche Juden sagen. Wir thun es, ohne Hoffnung, die immer kecker werdenden Zumuthungen der Juden zum Schweigen zu bringen. Sagt man: „Der gute Vater", so drückt man dadurch aus, daß der Vater — gut ist. Sagt man: das katholische Frankreich, so heißt dies, daß Frankreich ein wesentlich katholisches Land ist. Jetzt verlangt Herr von Sem von uns, wir sollten die Begriffe umkehren: aus dem Substantivum ein Adjektivum machen. Uebersetzt man: „jüdische Deutsche" z. B. in's Französische, so würde es heißen: Allemands juifs; der Engländer würde sich noch deutlicher ausdrücken müssen in seiner Sprache und statt german Jews sagen: jewish German. Zurückübersetzt in's Deutsche heißt das dann einfach: verjudete Deutsche, Deutsche, welche jüdisch sind.

Wir bedanken uns nun aber schönstens für das angestrebte Spiel mit Worten; denn es handelt sich in der Judenfrage um keinen confessionellen, sondern um einen Stammes-, einen Nationen-Gegensatz. Es muß der Begriff bleiben: Die „Deutschen" (d. h. die in

Deutſchland geborenen), welche **Juden geblieben** ſind und es darf nicht heißen: die Deutſchen, welche Juden ſind. „Un français juif“ war ſelbſt in Frankreich eine unpaßliche Redensart und jüdiſche Deutſche wollen wir der ſemitiſchen Minorität zu Liebe nicht ſcheinen. Sem's Eigenſchaft iſt Jude. In ſeinen Kreiſen mag er das „Deutſch“ zuletzt betonen. In unſern Kreiſen betonen wir es zuerſt und bleiben bei „Deutſche Juden“. Höchſtens könnte der Humor und die Satire einen „Zeitungs-Pinkus“ einen „jüdiſchen Deutſchen“ nennen. Der Jude iſt Jude und bleibt Jude, ob er zehnmal in Deutſchland geboren, — oder aus der Polackei eingewandert iſt. Wir ſagen deutſche Juden, lediglich, um den Unterſchied der Sprache, in welcher gemauſchelt wird, anzudeuten. Generell ſei Herr von Sem ſo höflich, national nicht im erſten Gliede ſtehen zu wollen. Wir ſagen, ohne daß Jemand ſich dadurch beleidigt fühlt: Deutſche Proteſtanten, deutſche Katholiken, und wir werden der „Eigenart“ Israels zu Liebe nicht ſagen: jüdiſche Deutſche, ſondern den korrecten und logiſchen Sprachgebrauch: Deutſche **Juden** beibehalten. Der Accent liegt in dem Unterſcheidungsfalle auf dem Prädicat Jude. Alſo keine ſprachlichen Spitzfindigkeiten! Die „Eigenart“ nicht in germaniſche Wolle eingewickelt. Wir Deutſche lieber es, uns ehrlich und offen um unſere Exiſtenz zu ſchlagen und lieber ehrlich und offen an der Verjudung zu Grunde zu gehen, als mit „Fiſematenten“! Die Gegenſätze ſind zu ſchroff geworden um mit ſprachlichen Verdrehungen aus der Welt geſchafft werden zu können. Nichts für ungut, meine Herren Deutſche Juden, aber es iſt einmal ſo. 30 Jahre lang haben wir das ſtets wachſende jüdiſche Joch getragen, jetzt — **„zählen wir uns.“**

Moſes Oppenheimer. Unter allen von jüdiſcher Seite aus verſuchten Widerlegungen der dem ſemitiſchen Volksſtamm durch mündliche und ſchriftliche Kundgebungen des erwachten germaniſchen Volksbewußtſeins zur Laſt gelegten, gemeinſchädlichen Intereſſen und Beſtrebungen dürfte dem leſenden Publikum wohl kaum ein flacheres, nichts ſagenderes und ſtiliſtiſch wie logiſch ſtümperhafteres Machwerk geboten worden ſein als: Ein offener Brief an Hofprediger Stöcker von Moſes Oppenheimer in Mannheim.

Ohne auf den Inhalt genannten Geſchreibſels auch nur flüchtig einzugehen, wodurch demſelben eine unverdiente Ehre zutheil würde, wollen wir deſſen Exiſtenz lediglich konſtatiren als einen erneuten Beleg dafür, wie gehaltlos und hinfällig die ſemitiſchen Reinwaſchungsverſuche

ausfallen, wie ferner alle, in Tagespresse und Pamphlet, die Tendenz zeigen, persönliche Verdächtigungen in den Vordergrund zu schieben, um dahinter des Pudels Kern zu verdecken.

Wir registriren daher pflichtschuldigst nur die Existenz des dummen Geschreibsels.

Der Fränkische Courir schreibt: „Fürth, 16. Jan. Nach Ausweis der Standesregister für das Jahr 1879 wurden in hiesiger Stadt 1192 Personen geboren, worunter 1165 lebend, 27 todt. Von den Lebendgeborenen waren 922 ehelich und 243 unehelich, von den Todtgeborenen 23 ehelich und 4 unehelich. Als bemerkenswerth und den sittlichen Zustand der Israeliten charakterisirend, verdient hervorgehoben zu werden, daß die Israeliten, obgleich 12 % der Bevölkerung betragend, zu den unehelichen Geburten nur den verschwindenden Bruchtheil von 2 Geburten oder 0,8 % stellen."

Zu bemerken dabei ist, daß 1. die 12 % Juden in Fürth meistens reiche Leute sind, 2. daß nur Mädchen uneheliche Kinder zu bekommen pflegen und drittens sei die Frage gestattet, wie viele jüdische Mädchen arbeiten in den Fürther Fabriken?

Literarisches und Artistisches.

— „Die Wahrheit." Red. de Grousilliers, Verlag von Hermann Polenz. Berlin. Ein humoristisch-satirisches Wochenblatt, das wir schon der guten Sache wegen empfehlen und doppelt empfehlen können, weil nach den uns vorliegenden Nummern Text und Illustrationen sich selbst empfehlen. Die Tendenz der „Wahrheit," — wir hätten für ein satirisches Blatt lieber einen weniger ernsten Titel gewünscht, — ist antisemitisch. Das Blatt ist eine berechtigte Repressalie gegen den jüdischen „Humor-Cerberus" Kladderadatsch, Wespen, Ulk, der in Alles, was ihm gar Nichts angeht, hineinbeißt und bellt, und wenn dieser dreiköpfige Hof-Wau-Wau der jüdischen Plutokratie seinen Bändiger in der „Wahrheit" findet, soll es uns freuen.

— „Der Kulturkämpfer" heißt eine monatlich zweimal erscheinende Zeitschrift von O. Glagau, (Luckhardt, Berlin) für deren antisemitische Tendenz der Name des Redakteurs bürgt. Das Unternehmen darf um so

willkommener geheißen werden, als Symptome vorhanden ſind, daß der „Giftbaum“ neue Gründungsmiasmen aushauchen will, und da iſt Glagau bei ſeiner gründlichen Kenntniß der Rotte Mumpitz ganz auf ſeinem Platz, dieſer Rotte, wenn das bei der Dummheit unſerer „aufgeklärten“ Zeit möglich iſt, einen Riegel vorzuſchieben. Aber die Rotte Mumpitz iſt frech genug zu ſprechen: Wie haißt? Auch das iſt Reclame für uns, denn was nicht Alle wird, das ſind die Dummen! Nebbich!

— „Die Deutſche Reform“ iſt der Titel einer ebenfalls ausgeprägt mannhaften antijüdiſchen Wochenſchrift, welche in Dresden erſcheint und namentlich dem Handwerker und Induſtriellen empfohlen werden kann. Aus beſter Quelle können wir mittheilen, daß dieſes Blatt in den betreffenden Kreiſen das größte Terrain gewinnt.

— Die „politiſchen Fragmente“ brechen in Wien als Wochenſchrift die Bahn gegen die Verjudung. Sie ſind geiſtvoll geſchrieben und elegant ausgeſtattet. Nur ein Weilchen Geduld und wir werden auch unſere großen Tageblätter zu Stande bringen.

— „Die Lehrſätze des neugermaniſchen Judenhaſſes,“ mit beſonderer Rückſicht auf W. Marr's Schriften hiſtoriſch und ſachlich beleuchtet von Ludwig Stern, Schuldirektor in Würzburg. 2. Auflage. Verlag der Stahel'ſchen Buchhandlung in Würzburg.

Zweierlei, ſo ſcheint es, kann der Jude nicht laſſen. Ward und wird ſein Judenthum kritiſirt, ſo hat er noch immer — uns iſt nur Perinhart als Ausnahme bekannt — den und die Kritiker perſönlich zu verlügen geſucht. Daß wir Judenfeinde ſelbſt — „von Juden abſtammen,“ dieſer jüdiſche Bär iſt ſchon zu Eiſenmengers Zeiten verſucht worden, den Leuten aufzubinden. Alſo iſt es kein Wunder, wenn auch Herrn Stern dieſe „Eigenart“ ſeines Volkes anklebt. Der Verfaſſer von „Der Sieg des Judenthums ꝛc.“ hat in der Vorrede zu der elften Auflage ſeiner Schrift dieſe und andere, beinahe ebenſo freche Lügen ſeiner ſemitiſchen Gegner ſo kräftig ad absurdum geführt, daß er in dem jüdiſchen Weſpenſchwarm die Würzburger Weſpe nicht noch extra abzufertigen braucht. Die zweite Erſcheinung iſt die totale Unfähigkeit des Juden, die Welt- und Kulturgeſchichte in großen Zügen aufzufaſſen. Er iſt auch hier „50 Pf.-Bazar“, Hauſirer. Wie ein Spatz pickt er aus einem Haufen Unkrautkörner einzelne gute Saatkörner heraus, und, die ſeltene Ausnahme zur generellen Regel machend, ſophiſtiſirt er, daß ſchwarz weiß iſt.

Herr Stern hat denn auch gewiß eine Geſchichte des Judenthums, die als ein Geſchichtsbuch, das für Judenſchulen eigens fabricirt iſt, excerpirt und ſo wird er in dieſen Regionen ſchon Glauben finden, daß Iſrael das erſte Volk, das idealſte iſt, über welches unſer Herrgott die Sonne je hat ſcheinen laſſen. Der Titel der Stern'ſchen Schrift enthält ſchon eine Unwahrheit. Von „Marr's

Schriften" wird nur die erste eingehend besprochen: das Pronunciamento des M'schen Pessimismus, „Der Sieg des Judenthums ꝛc." Die Streitschrift „Vom jüdischen Kriegsschauplatz" wird nur so nebenher erwähnt. „Wählt keinen Juden!" wo das erdrückendste Material als Beweis der Verjudung geliefert wird, eine bereits stereotypirte Schrift, die hoffentlich bei den Reichstagswahlen noch ihre Dienste thun wird — — ist todtgeschwiegen. Die „Deutsche Wacht" — todtgeschwiegen. Redliche Gefechtsweise wäre vom Juden zu viel verlangt.

Die Antwort auf die Stern'sche Schrift ist also längst erschienen, noch bevor Herr Stern seine Feder ansetzte, und was der Antwort an Vollständigkeit etwa noch fehlen sollte, wird die „Deutsche Wacht" successive bringen. Wir müssen daher das auserwählte Volk, dessen Dolmetsch Herr Stern ist, auf die letztgenannten beiden Erzeugnisse Marr's verweisen und ebenso auf Henne-Am Rhyns „Kulturgeschichte des Judenthums." Wir dürfen, aus Achtung vor unsern Lesern, uns doch nicht ewig selbst abschreiben und unsern Gegnern die Mühe nicht sparen, sich zu unterrichten, wenn es ihr Dünkel erlaubt. Den Regeln der Höflichkeit der Kritik wollen wir aber für zwei Punkte gerecht werden, in welchen die Großvolkssucht — um nicht zu sagen der semitische Größenwahnsinn — sich selbst überpurzelt.

S. 19 wird Abraham ein Loblied gesungen als „Urbild der Humanität" und mit herausforderndem Trotz ruft Stern:

„Hat die germanische Urzeit einen Abraham aufzuweisen?"

Nein, sie hat keine menschliche Helden idealisirt, welche mit ihren Frauen reisten und diese Frauen, in der Manie von Abraham — geschäftlich verwertheten. —

Wir müssen hier den Leser selbst auf das erste Buch Moses Kap. 12, Vers 10—16 verweisen. — —

Wir sollten denken, es wäre besser, wir fassen die jüdischen Urhelden nicht zu verbotenus historisch biblisch auf! — —

S. 51. „Der mittelalterliche Staat bediente sich der Juden, den übrigen Ständen ihr Geld abzupressen, um es dann seinerseits den Juden wieder abzunehmen." —

Bitte recht sehr! Zu diesem einfachen Dienst hätte der „mittelalterliche Staat" nicht nöthig gehabt, die Juden zu inkommodiren! Die Herren Juden „hatten das Geld," sie leisteten, um einen Schmuh zu machen, den schlechten Leidenschaften der Großen Vorschub (grade wie heute!) erhielten daher die Steuern verpfändet und das Exekutionsrecht, brachten dadurch die Völker zur Erbitterung und dieser Erbitterung mußten die Großen Rechnung tragen!

So lehrt die nichtjüdische Geschichtsschreibung in klaren und großen Zügen.

S. 35 und an mehreren andern Stellen behauptet Stern, der Atheismus habe keinen Juden zum Vertreter gehabt. Nun ist aber der Vater des philosophischen Atheismus Spinoza, (übersetzt in's Deutsche zuletzt durch Auerbach). Ich führe dies nur als Thatsache an, ohne einen abschweifenden Essai über den großen Denker liefern zu wollen.

Damit ist den Regeln der kritischen Höflichkeit Genüge geleistet. Dagegen, daß der Jude die Weltgeschichte beschneidet und die Thatsachen verdreht, ist nicht anzukämpfen.

Aber wir nähern uns immer mehr der Zeit, wo das „salus respublicae" entscheidet und die Spitzfindigkeiten aufhören. Das Blaue vom Himmel kann man so wenig herunterlügen, wie die Landplage der Judenwirthschaft als nicht vorhanden erklären.

Wie der „Sieg des Judenthums", so lange es nur irgend möglich war, von Israel todtgeschwiegen wurde, so schweigt dieses „Volk von Kaufleuten" jede neue publicistische Erscheinung so lange todt, als es nur irgend kann. Es ignorirt die statistischen Tabellen, die wir bringen, es ignorirt Alles, was es nicht mit seinen Spitzfindigkeiten und Wortklaubereien verdrehen kann. Seine Prämisse ist: wir Juden sind das erste Volk und mit dieser Elle und Gewicht werden die Thatsachen gemessen.

Die Kunstkniffe der anderen jüdischen Autoren, die sophistische Gaukelei, aus den Aussprüchen einzelner Ausnahmsjuden die Grundsätze des ganzen jüdischen Volkes rein zu waschen, dürfen aber nicht entschlüpfen: Das alte Testament ist hier für uns sehr lehrreich; denn von Moses an, bis durch die Propheten hindurch, ist es eine furchtbare Anklage der jüdischen Eigenart, eine Anklage schlimmerer Art als die „mittelalterlichen Verdächtigungen" der Juden. Das ist es ja eben! Die „Eigenart" Israels spottete stets der Moral, die ihm seine erleuchteten Männer predigten.

Laßt uns sehen:

Jesaias 3, 12. 14. Ihr habt den Weinberg verderbet und der Raub von Armen ist in Euerm Hause.

Jeremias 9, 3. Sie stiften mit ihren Zungen eitel Lügen und keine Wahrheit, und treiben es mit Gewalt im Lande, und gehen von einer Bosheit zur andern. — 5. Ein Freund täuscht den Andern und redet kein wahres Wort; sie fleißigen sich darauf, wie Einer den Andern betrüge und ist ihnen leid, daß sie es nicht noch ärger machen können. — 8. Mit ihrem Munde reden sie freundlichst gegen den Nächsten, aber im Herzen lauern sie auf denselben. —

Hesekiel 20. Den Fremdlingen thun sie Gewalt und Unrecht, die Wittwen und Waisen schinden sie. — Sie wuchern und übersetzen einander und treiben ihren Geiz wider ihren Nächsten. —

Micha 7, 2. Die frommen Leute sind weg in diesem Lande. — Sie lauern alle auf Blut; ein Jeglicher jagt den Andern, daß er ihn verderbe:

Der Beſte unter ihnen iſt wie ein Dorn, und der Redlichſte wie eine Hecke. —

Maleachi 3, 7. Ihr ſeid von Eurer Väter Zeit auf immerdar abgewichen von meinem Gebote und habt ſie nicht gehalten. —

Nun, ſo ſcharf haben wir noch nicht geſchrieben. Und wenn Jeſaias 5, 5 donnert: „Die Ihr in der Brunſt zu den Götzen laufet und ſchlachtet die Kinder an den Bäumen unter den Felsklippen“ (und ebenſo Heſekiel 20. 31) iſt es da einem kulturgeſchichtlich klar denkenden Menſchen nicht ſogar begreiflich, daß der „Volksglaube“ von getödteten Chriſtenkindern redete? Wir glauben nicht daran, wir wollen ſogar glauben, daß die alten Propheten übertrieben, als ſie Iſrael als eine Rotte Kannibalen ſchilderten. Aber um Gottes Willen, verherrlicht nur Euer Judenthum nicht; oder ſagt, daß Eure Geſetzgeber und Propheten Lügner und Windbeutel geweſen ſind!

Die „Eigenart,“ meine Herren! dieſe betonen wir ja ſtets. Wir haben ſie aus dem alten Teſtament, dieſem Buche der Strafpredigten für Iſrael kennen gelernt und die Gegenwart zeigt uns die Verderblichkeit Eurer „unausrottbaren Eigenart.“ Leſ't die Geſchichte Jakobs, da habt Ihr das Prototyp des Juden. Weder Moſes durch ſeine furchtbare Strenge konnte Euch höher bringen als zu Formalien und Satzungen, noch konnten die Propheten Euch und Eure Eigenart ändern.

Die Autoritäten aus dem alten Teſtament, die Ihr zu Eurer Verherrlichung anzieht, haben Euch ſammt und ſonders „die Leviten geleſen.“ Haben Euch gröber und rückſichtsloſer behandelt als alle „Judenfreſſer“ der Neuzeit zuſammen genommen. Aber es half Nichts. Sie mochten Euch von Eurer höhern Miſſion reden, um Euer ethiſches Gefühl zu ſchmeicheln, ſie mochten Euch andonnern, — Eure „Eigenart“ blieb dieſelbe.

Das alte Teſtament, meine Herren Juden, iſt ein ſcharfes, zweiſchneidiges Schwert, deſſen Griff in unſern Händen iſt. So wenig wie die profane Weltgeſchichte, gelingt es Euch, die „heiligen Bücher“ zu verdrehen. Alle Eure wortklaubende Dialektik nützt Euch Nichts. Ihr waret und ſeid unfähig zu einem Urtheil in großen Zügen. Euch iſt Alles 50 Pf.-Bazar.

Und damit ſei Herr Stern entlaſſen.

Die Romantik des Martyriums bei den Juden. Von Dr. M. Schleiden. Ich bin ein Mann, der gern nach dem Grundſatze verfährt: „Audiatur et altera pars! So habe ich auch in den jüngſten Tagen obige Schrift von Dr. Schleiden zur Hand genommen, um zu ſehen, was denn die Juden und Judengenoſſen Vernünftiges zur Widerlegung unſerer Angriffe gegen die Semitenherrſchaft zu ſagen wüßten. Als ich jedoch die Schrift zu Ende geleſen, mußte ich mich fragen: was will denn eigentlich der gute

Doctor mit seinem Pamphlet bezwecken? Von einer Widerlegung der Marr'schen Flugschriften ist in dem ganzen Machwerk nicht die Spur. Der gelehrt sein wollende Autor, der gleich auf der ersten Seite von Professor Billroth sagt: „er müsse eine besondere Leidenschaft haben, sich durch seine Unwissenheit lächerlich zu machen," verfällt durchweg in denselben Fehler. Er hat, wie es scheint, keine Ahnung von der neuesten Literatur über die Judenfrage, denn er erwähnt weder die Marr'schen Schriften auch nur dem Namen nach, noch scheint er von der Existenz der treffenden Schrift: „Neu-Palästina, oder das verjudete Deutschland," gehört zu haben. Sein ganzes Machwerk ist eine Zusammenstoppelung historischer Daten aus allen möglichen und unmöglichen Autoren, welche uns beweisen sollen, was wir ja noch niemals bestritten haben: nämlich, daß die Juden im Mittelalter heftig verfolgt und unterdrückt wurden. Ich hätte von Dr. Schleiden, auch als Gegner, mehr erwartet. Was er geleistet hat, könnte jeder angehende Primaner auch zuwege bringen; er dürfte sich nur eine Masse mittelalterliche Scharteken zusammentragen und daraus seine Excerpte über Judenverfolgungen zusammenlesen.

Uebrigens wäre dem Herrn Doctor in Zukunft ein etwas besserer deutscher Styl zu empfehlen.

So heißt es gleich Seite 2: „Die Leiden der Israeliten begannen schon sehr früh. Ursprünglich bestanden sie nur aus ganz selbständigen, unabhängigen Stämmen." Also wer denn? Die Leiden?! — —

Nach Schleiden (S. 8) wären die Juden durch ihre Leiden zu strenger, sittlicher Zucht erzogen worden. Ich möchte den Herrn Doctor bitten, mir zu definiren, was er denn eigentlich unter strenger, sittlicher Zucht und Gottvertrauen versteht. Unter ersterer wahrscheinlich das: sich selbst als das auserwählte Volk zu betrachten, welches dazu erzogen werden soll, uns Gojim, als unreine Thiere, (vide Talmud) anzusehen, um uns ohne Gewissensbisse aussaugen zu können. Unter letzterem (dem Gottvertrauen), wohl Juda's Vertrauen auf seinen Mammon. Wir andern Christen bedanken uns für solche sittliche Zucht. (!) —

Von vernünftiger Logik scheint übrigens Schleiden keinen Begriff zu haben, oder aber hat er in seiner kritiklosen eifrigen Zusammenstellung für das Judenthum günstiger Daten, die Prinzipien einer logischen Schlußfolgerung ganz vergessen. Man höre und staune (S. 23):

„Die Juden brauchen sich desselben (des Sklavenhandels) um so weniger zu schämen, da auch die christlichen Geistlichen selbst häufig Sklavenhandel trieben." Also schließt Schleiden logisch (?!) folgendermaßen: Weil A ein Schurke ist, braucht sich B nicht zu schämen, auch einer zu sein! — Wahrhaftig! Dr. Schleiden scheint eine ihm ganz eigenthümliche Moral zu haben.

Wir haben schon Eingangs erwähnt, daß Schleiden es liebt, seinen Gegnern Unwissenheit vorzuwerfen, denn so etwas verfängt ja beim unwissenden Haufen am ehesten. Wie haißt: „Calumniare audacter" 2c. 2c. —

Schleiden ſelbſt iſt ſo unwiſſend, daß er behauptet, die Juden hätten erſt nach dem Jahr 1000 unſerer Zeitrechnung angefangen zu wuchern. Daß aber ſchon Moſes und ſpäter der Talmud es geradezu zur religiöſen Pflicht gemacht, die Gojim „aufzufreſſen" und „auszuwuchern" davon weiß der Herr Doctor in ſeiner Gelehrſamkeit nichts.

Den größten Unſinn leiſtet Schleiden aber auf S. 29, wo er beweiſen will, daß die Juden frühere Bewohner Weſteuropas geweſen, als z. B. die verſchiedenen deutſchen Stämme der Gothen, Franken, Sachſen ꝛc. und ſomit — höret es, Ihr Germanen! — wir Deutſchen, ſowie Franzoſen und Engländer, mit eben ſoviel Recht von den Juden aus unſerem Vaterlande vertrieben werden könnten, als wir das früher mit ihnen gethan! — „Difficile, satiram non scribere!" Ich will die Leſer der „Deutſchen Wacht" nicht länger mit Dr. Schleiden's, aus kritiklos zuſammengeſtoppelten Daten und vernunftlos gezogenen Trugſchlüſſen langweilen. Nur das will ich noch beifügen: Wer Dr. Schleiden's Pamphlet kaufen wollte, in der ehrlichen Abſicht, auch einmal gegneriſche Anſichten zu vernehmen, der wirft ſein Geld zum Fenſter hinaus; denn Anſichten ſind in dem ganzen Büchlein nicht enthalten, ſondern nur zuſammengeleſene Daten.

J. v. V.-M.

Jakob Offenbach über Richard Wagner. Der „Berliner Börſen-Mauſchel" bringt folgende Notiz:

„Von den Beiträgen, welche dem Feſtblatte „Paris-Murcia" von berufenen Schriftſtellern zu Theil wurden, ſind naturgemäß die meiſten intereſſant. Diejenigen, welche Souveraine und berühmte politiſche Perſönlichkeiten ſchrieben, ſind theils geiſtvoll, theils charakteriſtiſch, theils banal und gleichgültig. Amüſant ſind einzelne der Beiträge, ſo zum Beiſpiel einer von Jaques Offenbach, deſſen Geſchäft es ja allerdings iſt, amüſant zu ſein und die Leute lachen zu machen, — diesmal geſchieht das Lachen freilich auf ſeine Rechnung. Offenbach hat die Gelegenheit für günſtig erachtet, ſeine Meinung über Richard Wagner zum Beſten zu geben — der Meiſter des Cancans über den Meiſter des „Tannhäuſer" und des „Lohengrin". Jaques Offenbach ſchreibt: „Muſiker ſprechen nicht ungeſtraft über Muſik; nichts iſt für ſie ſo ſchwierig und ſo gefährlich. Ihre zarten Nerven gerathen über das Geringſte in die äußerſte Aufregung." Man würde kaum glauben, wie leicht es iſt Peter Paul und ſelbſt — Jaques zu verletzen. Offenbach verſichert deshalb, er werde ſich hüten, „unſere jungen Meiſter zu kritiſiren, von denen einige wirkliche Talente ſeien und noch mehr Erfolg haben würden, wenn ſie nur mehr — Vertrauen zu ihrer eigenen Flugkraft hätten. Aber ſie Alle ſeien geradezu paralyſirt durch das Meduſenhaupt, das ihnen als Vorbild vorſchwebt — durch Richard Wagner. Sie faſſen dieſe mächtige Individualität als das Haupt einer Schule auf." Offenbach beſtreitet entſchieden,

daß Wagner dies ſei. Die mit demſelben geborne Richtung — ſagt er — wird mit ihm auch ſterben. Er ſtammt von Niemandem ab, Niemand wird von ihm Leben gewinnen. Er iſt ein wunderbares Beiſpiel der Ueberzeugung: Richard Wagner, der im Civilſtandsregiſter des Parnaß mit dem Beiſatze: „Vater und Mutter unbekannt“ eingetragen iſt, wird auch keine Nachkommenſchaft haben. Er iſt ein Nordlicht, das man für die Sonne gehalten hat.“ In dieſem Tone geht es weiter bis zu der Antitheſe: „Ich ſehe wohl Compoſiteure, die er aufgeregt, aber keine, die er angeregt hat. Nein, Wagner iſt kein Haupt einer Schule!“ Was die mit ſo viel Aufſehen und Lärm in Deutſchland in Scene geſetzten Aufführungen der Werke Wagners betrifft, ſo meint Offenbach: „Der Ruhm ging dem Werke immer voran, folgte ihm aber nicht nach.“

Der „Börſen-Courier“ zählt bekanntlich zu der Spezies, welche die Welt mit der Bezeichnung des „**Wagnerſemiten**“ belehnt hat. Daß er den „Stammverwandten“, Offenbach, und deſſen Frechheit, das Journal „Paris-Murcia“ zu einer Polemik über Richard Wagner mißbraucht zu haben, nur mit einer ſanft tändelnden Bemerkung introducirt, liegt in der Race. Einem chriſtlichen Antipoden Wagners heimzuleuchten, dies Vergnügen würde ſich der Wagnerſemit, der in Bayreuth bekanntlich den Ruhm des Meiſters höchſt taktlos ſo laut wie eine Jerichopoſaune blies, nicht haben entgehen laſſen. Wirkliche Innerlichkeit kann man von Herrn von Sem ja auch in der Kunſt nicht verlangen.

Was nun aber Herrn Jakob Offenbach betrifft, den Tondichter der Börſianer und der höheren und niederen demi-monde, ſo müſſen wir ſein Auftreten, — ſo berechtigt wir ſein Daſein für die demi-monde auch halten können, — für eine freche jüdiſche Unverſchämtheit und Mangel ſelbſt vom Schatten eines Taktes erklären. Die öffentliche Wohlthätigkeit zu mißbrauchen, um mit Kalauern und feuilletoniſtiſchen Eſpritſpielereien über einen Richard Wagner zu gloſſiren, — das bringt eben nur — Herr von Sem fertig, und eben ſo wenig findet Herr von Sem Worte der Entrüſtung über die ſtraßenknabenartige Bosheit, aus dem Hinterhalt der Wohlthätigkeit ſchnodderige Witze und Kalauer-Eſſais über einen Meiſter zu machen, der denn doch eine mehr als Opernſchreiber-Epoche geſchaffen hat. Nun, wenn Richard Wagner das „Meduſenhaupt“ iſt, — **Itzig Offenbach** iſt ſicher nicht der **Perſeus**, der es vom Rumpfe trennt! Mein Gott! wir ſind ſehr tolerant. Verſpürten wir einmal Luſt, uns mit Balletteuſen und dicken Bankiers zu encanailliren, zuverläſſig: wir würden Offenbach dazu aufſpielen laſſen! Die Muſik der hausse des Courszettels; eine Muſik, zu der man echten und nachgemachten Champagner trinken kann, und die ſelbſt den Knoblauch nicht zu ſcheuen braucht. Vive „Jaques!“

Auch einmal „Maria Antonietta.“ Daß Herr von Madai ſich durch das Verbot dieſes „königstreuen“ Drama's in Berlin den Zorn und Spott der Judenpreſſe zugezogen hat, iſt bekannt. Wäre es ein „Tendenzverbot,“ auch wir würden vielleicht ſo fein ſein, mißbilligend den Kopf zu ſchütteln. Es befremdet uns aber, daß Iſrael, welches doch ſonſt ſo vorlaut den „Aeſthetiker“ zu ſpielen liebt, nicht einmal auf die ſo nahe liegende Anſchauung kam, daß die „toilette du bourreau“ (die Henkertoilette) wie ſie in dem Stücke vorkommt — und ſehr realiſtiſch vorkommt! — das Schönheitsgefühl, dem die Kunſt doch in jeder Situation gerecht werden ſoll, verletzen muß. Das fatale „letzte Stündlein“ der Schillerſchen Maria Stuart iſt denn doch ganz anders zur Anſchauung gebracht, als ein ſolcher Cayennepfeffer auf den guten Geſchmack! Doch Iſrael liebt das auf allen Gebieten der Kunſt! Es iſt artiſtiſcher Börſen haut-goût. Ob er die beſſern Sinne durch Ueberreizung abſtumpft, was thut das?! Wir leben ja nur zwiſchen hausse und baisse der Courſe und ein Düngerhaufen mit Moſchus duftet auch gut! Die Linie zwiſchen dem Schönen und Häßlichen iſt längſt zerſchnitten. „Ungegruſelt“ wollen wir ſein. Wie darf da Herr von Madai eingreifen in die moderne jüdiſche Aeſthetik! — So lange die ſtarknervige Frau Kommerzienräthin Maſſematten heim den „Puff“ vertragen kann und in der Loge einem neuen ſemitiſchen Weltbürger kein verfrühtes Daſein giebt, — hat der deutſche Kunſtſinn den Mund zu halten.

Reichsakademie für die nationaldeutſche Judenſprache. Der „Berliner Börſen-Courier“ ſpricht ſich in einem erregten Einleitungsartikel ſeines „Reporter“ vom 10. Januar dahin aus: nach dem Muſter der franzöſiſchen Akademie ſollte ein deutſches Reichsamt gegen die Verfälſchung des wichtigſten Nahrungsmittels — die Sprache — geſchaffen werden. — Vierzig Schriftſteller von Rang und bedeutendem Namen würden dafür auch in Deutſchland aufzufinden ſein. (Es iſt aber 40 gegen 1 zu wetten, daß bei dem heutigen Zuſtande unſerer Literatur dieſe vierzig Sprachautoritäten meiſtentheils Juden, jedenfalls aber verjudete Styliſten ſein werden!) Der „Börſen-Courier“ bricht in die pathetiſche Exklamation aus: „Die Sprache iſt für eine Nation etwas heiliges, ſie ſoll ihre ewigen Geſetze haben, ſie ſoll lauter bleiben, wie die größern Geiſter ſie geſchaffen und gebildet haben und das ſind für die deutſche Sprache: Luther, Leſſing, Schiller und Goethe.“ Und dann bekundet er ſein tiefnationales Verſtändniß dieſer Sprache durch den Satz: „Kann denn jeder Schriftſteller mit dem unveräußerlichen Schatz der deutſchen Sprache umſpringen, wie er will?“ Wir kennen einen namhaften Schriftſteller, der in einem ſeiner jüngeren Werke davon ſpricht, daß „Hunde bollen,“ ſtatt zu ſagen „bellten.“ — O furchtbar! — Die Hunde bollen! Zufällig aber heißt das Präteritum von bellen nach den reindeutſchen Geſetzen und der Sprache Luthers, Leſſings, Schillers und

Goethes gerade: „bollen“ und nicht „bellten;“ wie denn überhaupt das Ueberhandnehmen des ſchwachen Präteritums, an Stelle des echtbürtigen, durch Ablaut gebildeten . . . . erſt durch den undeutſchen Judengeiſt in unſre Sprache ſo tief eingedrungen iſt, daß ein moderner Schriftſteller eine Kühnheit begehen muß, wenn er einmal boll oder buk oder pflug oder wob, die echtdeutſchen Formen, wieder gebraucht. Goethe ſagt z. B. in ſeinem „Leben“ (11. Buch) „der Jagdhund bʼoll“ — Grimm in der „deutſchen Mythologie“ „die Hunde bollen“ und derſelbe Jakob Grimm ſagt u. A. einmal: „Fühlt man nicht, daß es ſchöner und deutſcher klänge zu ſagen: „buk, wob, boll?“ — im Geſetze des Ablautes gewahre ich aber den ewig ſchaffenden Sprachgeiſt. Es iſt Alles daran gelegen, ihn zu behaupten und fortwährend erhalten zu laſſen.“ Aber freilich, bei der neuen deutſchen Reichsakademie wird nach Jakob Grimm nicht gefragt werden, auch nicht nach Luther und Goethe, ſondern nur nach der „lauteren“ Nationalſprache der Herrn Davidſohn und Conſorten, die ſo etwas nicht fühlen können, ſondern ſehr deutſch zu reden glauben, wenn ſie „bellte, backte, wobte“ — bald auch: ſchallte ſtatt ſcholl, ſchwellte ſtatt ſchwoll, u. dgl. m. ſagen, weil ja ſo der Zeitgeiſt aus dem Munde jedes nationaldeutſchen Judenjungen zu ſchwefeln pflegt.

Schlechte Zeiten. Bekanntlich gehört es in Iſrael zum guten Ton, über Kunſt und Wiſſenſchaft, Theater und Akademie, Nordpolexpeditionen und Afrikaexkurſionen großmäulig dreinzureden, als gäbe es Niemand, der ſich für die idealeren Seiten des Lebens, für das Aufſtreben des Menſchengeiſtes mehr erwärme als Sem. Daß jedoch ſein Intereſſe an geiſtigem Schaffen und Streben nur halbangeflicktes, faſhionables Flitterwerk iſt, das allemal vor ſeiner rein realiſtiſch angelegten Natur zurücktritt, ſobald der Geldbeutel ins Spiel kommt, weiß Jeder, der das Malheur hat, mit ihm verkehren zu müſſen. Hiervon ein kleines, ziemlich unſchuldiges Pröbchen: In der Illuſtrirten Zeitung Nr. 1904 vom 27. Dez. 1879 leſen wir einen Artikel über die in der rue de la Régence zu Brüſſel neuerbaute Synagoge. Darin heißt es: Das iſraelitiſche Conſiſtorium ſiſtirte ohne weiteres den Bau der Kuppel. „Die Zeiten ſind zu ſchlecht“ meinten die Herren. Auf den ſchüchternen Einwand des Architekten, die Kuppel ſei die unerläßliche Krönung des in ſtreng romaniſch-byzantiniſchem Stil aufgeführten Gebäudes, wurde ihm mit mitleidigem Kopfſchütteln geantwortet: „Wozu die Koſten? In der Synagoge merken wir nichts von dem Mangel, der obendrein nicht einmal in der Nähe, ſondern höchſtens aus der Ferne beobachtet werden kann.“ — Der Berichterſtatter fügt bei, er habe ſich das Innere der Synagoge zum Vorwurf ſeiner Zeichnung genommen, da das Aeußere des Hauſes mit den beiden Seitenthürmen und der leeren

Stelle in der Mitte, aus der die Geſetzestafeln Moſes ziemlich komiſch hervorſtarrten, dafür kaum geeignet wäre! —

Iſt das nicht nett? Sem klagt auch über ſchlechte Zeiten, Sem hat auch kein Geld! Wo nur das verwünſchte Geld ſtecken mag? curios! nicht einmal für die ſchöne Architectur, die ſchon Altiſrael, zu des ſeligen Salomons Zeiten, ſo eifrig gepflegt hat, findet ſich in ſeinen abgebrannten Taſchen ein Scherflein!

Ganz recht, Sem, zuerſt Geſchäft, dann Vergnügen; nur immer praktiſch! Von bloßer Kunſtſchwärmerei mag der Teufel leben. Wenn übrigens die Brüſſeler eine andere Anſicht von Stadtverſchönerung und Architectur haben, nun, ſo können die ja helfen; Sem iſt gern bereit, die nöthigen Gelder zu einem anſtändigen Procentſatz vorzuſchießen. —

U. A. w. g. Das „Würzburger Journal," Organ der demokratiſchen Volkspartei iſt, wie die Blätter melden, in den Beſitz einer Aktiengeſellſchaft übergegangen. Weil die bairiſchen **Demokraten** ſich bekanntlich von jüdiſchen Frankfurter **Plutokraten** dirigiren laſſen, liegt die Vermuthung nahe, daß jene Aktiengeſellſchaft iſraelitiſcher Abkunft iſt. Wir bitten Kundige um wahrheitsgetreuen Aufſchluß. Das Gegentheil unſrer Vermuthung würde uns ſehr erfreuen.

Feuilleton.

Iſraelitiſches Moſaik.

Die verfloſſene Feſtzeit bot uns wieder überreiche Gelegenheit, unſern Mitbürger Sem „an allen Orten" in ſeiner „Eigenart" zu beobachten. Beſonders günſtig für ſemitiſche Studien waren die erſten Vorſtellungen der „Königin von Saba" im Opernhaus, wo man, unter einer der Situation angepaßten Muſikbegleitung, Alt- und Neu-Jeruſalem vereinigt fand. Ueberall Semit, auf der Bühne und im Zuſchauerraum. Der einzige Unterſchied dabei war, daß die Juden auf der Bühne Deutſche, die Deutſchen im Zuſchauerraum aber größtentheils Juden waren.

In der Friedrichsſtraße wurden während der Feſtzeit die Paſſanten am hellen lichten Tage noch mehr wie gewöhnlich von den dort auf ihre Opfer

lauernden Schacher- und Kleiderjuden angefallen, in den Läden drängten ſich Jud' und Jüdin noch mehr wie ſonſt vor, denn in dieſer aufgeklärten Zeit feiern ja die Juden auch das „Chriſtfeſt" (Wer lacht da?). In den Magazinen hatte meiſt der weibliche Semit das Privilegium, den andern Mitkäufern ebenſo unangenehm wie dem bedienenden Perſonal zu ſein. Dies Ausſuchen, Befühlen, Beriechen, Beſchnüffeln und Bekritteln der Waare, dies Dingen und Feilſchen um einige Groſchen und Pfennige iſt urechte „Eigenart." Die wartenden Damen laſſen es ſich meiſt mit himmliſcher, echt deutſcher Geduld gefallen, wenn eine breithüftige Iſraelitin den Ladentiſch occupirt und einer Kleinigkeit wegen zwei bis drei Verkäufer überlang in Anſpruch nimmt, als ob ſie nur allein im Laden wäre.

Wann endlich wird auch ein Berliner Kaufmann den Muth haben, den ſchon vor langer Zeit einzelne Pariſer gezeigt, nämlich an ſeinem Schaufenſter den Zettel herauszuhängen: „Hier wird Nichts an Juden verkauft!" Eine geſchäftliche Einbuße wäre kaum zu fürchten, da der Semit, wo er es irgend kann, doch immer vom Stammgenoſſen kauft. Die übrige Kundſchaft aber würde für dieſe Reinigungsmaßregel gewiß dankbar ſein und etwaige Ausfälle durch fleißigeren Beſuch decken.

Tannenbäume waren auch diesmal wieder Gegenſtand eines lebhaften jüdiſchen Handels. Wir hatten z. B. Gelegenheit an der Potsdamer Brücke eine Iſraelitin zu bewundern, die auf ein kleines Bäumchen ſo angeſtrengt handelte, daß ſie um 5 (ſchreibe fünf) Pfennige 2mal ging und kam, um ſchließlich doch nicht zu kaufen. Dabei trug dieſe Perſon eine Toilette mit Pelzgarnitur, für deren Erlös gewiß 5 Oberſchleſier ein ganzes Jahr lang zu unterhalten wären.

Apropos Oberſchleſien:

Der „Wohlthätigkeitsjude" iſt in ſeinem ff. Da wird geſammelt, bazart, concertirt, ſynageigt und ſynagogt und Alles — für die hungernden, frierenden Brüder. Das „Tageblatt" trieft förmlich von Wohlthätigkeit. Weit entfernt, daß die Rechte von der Thätigkeit der Linken Nichts weiß, erfahren wir ſogar die Nummern der abgeſandten Kollis und Kiſten. Ja, ja, die Juden ſind die echten Samariter. Dieſer Nothſtand kommt wie gerufen, um einerſeits die öffentliche Aufmerkſamkeit von der immer brennender werdenden Judenfrage ab — und andererſeits wieder auf den hervorragenden Wohlthätigkeitsſinn der jüdiſchen „Mitbürger" hinzulenken. Dieſe Semitenfrage wird unſeren Leuten jetzt doch bedenklich. Wer hätte das gedacht, daß die Sache ſo ernſt werden würde? Wenn ſie auch öffentlich unbefangen thun, unter ſich machen ſie doch ernſte Geſichter und man verfällt im orientaliſchen Lager ſchon auf verzweifelte Kriegsliſten. Deren luſtigſte eine iſt, daß ein im Lande angeſehener Jude kürzlich in einer Verſammlung jüdiſcher Familienmänner allen Ernſtes mit dem Vorſchlag herausgerückt iſt, dahin zu wirken, daß die Jüdinnen auf einige Zeit ihren Schmuck und

Diamanten wegthuen und ſich einfacher kleiden möchten. Sie erregten nur den Neid der Chriſtenfrauen und das wäre das Motiv der ganzen „Judenhetze.“ Allmählig würde ſich Alles beruhigen und dann könnten die blanken Sächelchen ja wieder vorgeholt werden. Nein, nein, Herr Sem, Sie täuſchen ſich. Eure Steine und Eure Sammetmantillen, werden Euch nicht beneidet, denn ſie dienen ja dazu, Euch in Eurer ganzen Eigenart ſo recht ſchön à jour gefaßt zu zeigen.

Die forcirte Wohlthätigkeit iſt, ebenſo wie der ſemitiſche Patriotismus, das Werfen mit der Wurſt nach der Speckſeite (wenn dieſer unkoſchere Vergleich geſtattet iſt). Wir aber fragen einfach: Wieviel wird bei der ganzen Affaire verdient? Wieviel Itzigs legen durch dieſe Conjunktur den Grund zum Commerzienrath? Es ſoll ſich denn auch in der That das oberſchleſiſch-ſemitiſche Vampyrgeſindel durch neue Zuzüge erheblich vermehrt haben, z. B. ſollen ganze Kolonnen Kleiderjuden dorthin abgegangen ſein, um den Inhalt der „numerirten Tageblatt-Kiſten“ wieder en detail abzuholen. Eine nette Reiſegeſellſchaft für den, der zufällig das Glück hatte.

„Ach welche Luſt gewährt das Reiſen“ ſingt in der reizenden Oper „Johann von Paris“ die Prinzeſſin. Es ſcheint alſo, daß in früheren Zeiten das Reiſen ein „ſogenannter Genuß“ geweſen iſt. Ob aber „Navarren's ſchönſte Zierde“ ſich zu dieſen Lobgeſang hätte hinreißen laſſen, wenn ſie einmal im Eiſenbahncoupé oder in der Poſt einige Stunden in hebräiſcher Geſellſchaft gereiſt wäre, iſt ſehr zu bezweifeln, denn dies iſt eine Lage, die ſich unter Umſtänden vom blos Unangenehmen zum geradezu Unerträglichen zuſpitzen kann.

Man kann wohl dreiſt behaupten, daß nirgends die jüdiſche Rückſichtsloſigkeit und Dickfälligkeit, der Mangel an Erziehung, die ſchlechten Formen und oft widerlichen Manieren ſo zu Tage treten, wie auf der Eiſenbahn und in der Poſt, nirgends der Semit das Parfum ſeiner Eigenart ſo intenſiv ausſtrömt wie hier. Auf der Straße kann man dem unſympathiſchen Hebräer theilweis ausweichen, im Reſtaurant ſetzt man ſich an einen andern Tiſch, im Theater kommt man mit ſeinem Pedal doch nur ausnahmsweis in Berührung und ſeinem Sprechenismus kann man in den Pauſen eventuell entſchlüpfen — aber auf der Reiſe iſt man ihm auf Gnade und Ungnade verfallen, und Barmherzigkeit kennt er nicht. Theilweis iſt es ja natürlich die Schuld der Mitreiſenden, daß Itzig ſich in ſeiner ganzen Natürlichkeit producirt. Aber wer fühlt ſich denn auch immer berufen, Bahnpolizei zu ſpielen, umſomehr als das Bahnpolizeireglement für Verhalten im Coupé doch nur beſchränkte Vorſchriften geben kann. Es iſt die Geſchichte vom Igel und dem Dachs — vieille histoire-grande-mère!

Zur Zeit Friedrich Wilhelm III. durften keine Meßjuden in den Hauptpoſtwagen aufgenommen werden. Es wurde Rückſicht auf das übrige Publikum genommen und dieſem das Riechen des „jüdiſchen Waldmeiſters“ alias

Knoblauch erſpart. Die Odeurs, die ein oder zwei Juden (es brauchen gar keine polniſchen in fettſtarrenden Kaftans zu ſein, gewöhnliche genügen ſchon) ausſtrömen, im Sommer beim Transpiriren, im Winter aus ihrem diverſen Pelzwerk, iſt derartig, daß ſich auch ein mit einem permanenten Stockſchnupfen Behafteter bald durcharbeitet. Es giebt natürlich in der ſemitiſchen Reiſegeſellſchaft verſchiedene Nuancen. Die Geſellſchaft des Commerzienraths mit Gattin und Tochter, die im „Coupon" 1. Kl. „im Bade" reiſen iſt etwa anders als die von ½ Dtzd. Meßjuden oder gar die von 2 polniſchen Juden im Poſtwagen. Es iſt etwas anders, aber — im Grunde doch dieſelbe Couleur in Grün.

Reiſt Sem mit Familie, ſo begleitet ihn ſeine „Berthe" mit den beiden Kleinen, die natürlich, als nicht billetpflichtig, eingeſchmuggelt ſind und ſich nachher als ein paar ſtramme, liſtige Bochers entpuppen, mit unruhig hin- und herflankirenden Augen und wohlausgebildeten Klappohren. Wenn ſie nicht den Reiſenden auf den Füßen herumtrampeln (denn auf dem Schoß der Mama halten es dieſe Säuglinge nicht aus, reſp. Mammeleben hält es nicht aus) ſo ſtehen ſie an den Fenſtern, reißen ſie bald auf bald zu, ſchreiben mit den Fingern auf dem Fenſterglas und flankiren von hier aus die Unterhaltung „Mame was koſt't das? Pappe was koſt' dies?" und die Eltern ertheilen ihren klugen Sproſſen Belehrungen, wobei die andren Reiſenden mit profitiren und Alles „fer umſonſt". Iſt Sem allein, ſo ſucht er eine Unterhaltung anzuknüpfen. Wird dies abgelehnt, ſo nimmt er die Zeitung vor und ſtudirt „in der Politik" indem er die Beine auf's Sitzpolſter flegelt. Bei dieſer Gelegenheit kann ſein vis-à-vis eine ganz intereſſante Bemerkung machen. Auf der Rückſeite der Zeitung ſieht man nämlich eine Maſſe fettgedruckter Judennamen und bei näherer Betrachtung findet man, daß es alle ſemitiſchen Medicinalprofeſſoren ſind — Meyer, Cohn, Hirſchfeld Samuel — die ihre Hilfe (auch brieflich) gegen geheime Krankheiten anpreiſen. Dieſes Faktum verdiente einmal eine gründliche Unterſuchung und Beleuchtung!

Das non plus ultra von Reiſegenuß aber iſt es, im Schnellzug in einem Coupé 2. Kl. als 8ter mit 7 Meßjuden aus Lyck, Ortelsburg, Sensburg, Neidenburg, Gilgenburg, Goldap und Löbau auf der Thorn-Inſterburger Bahn nach Berlin zu fahren. Was hilft dem Reiſenden das Proteſtiren? der Schaffner zwingt ihn hinein in dieſe Höhle. Kein Menſch kann verlangen, für ſein Billet 2. Klaſſe noch die Reiſegeſellſchaft von Hofmarſchällen und Geheimräthen zu haben, aber — 7 Meßjuden iſt auf der andern Seite auch unbillig.

Wie ſie daliegen in ihren ſchmierigen, ſtinkenden Pelzen, die Beine durcheinander geſteckt, unwillig brummend über den Eindringling der das ſynagogale Heiligthum entweiht. Eine Heerde — Robben, die ſich in der Sonne wärmen! Keiner rührt ſich, um Platz zu machen. Sobald aber Nummer 8 ſein kleines Handköfferchen auf einen Plattfuß ziemlich nach-

drücklich niederlegt, heißt es: „Verßeihen Se.“ Platz iſt nun da, aber Luft? Jeder Verſuch das Fenſter zu öffnen hat ein: „Se verßeihen, ich verkält mer“ zur Folge. Geknickt ſitzt der Reiſende da und läßt die Wogen der Unterhaltung über ſich zuſammenſchlagen.

Herr Laſerſtein reiſt zum 1. Mal. Er iſt etwas ſentimental angehaucht und denkt an ſeine Iſidora.

„Gott, ſchon nein Uhr. Jetzt macht meine Frau den Laden ßu.“

„Laſſen Se er ßumachen“ ſagte Herr David, der Neſtor der Geſellſchaft. „Wenn ich bin auf der Reiſe kümmer ich mer nich um zu Haus.“

„Se ſind auch länger verheirathet. Ich wollt, ich hätt ſe können mitnehmen de Frau.“

„Heeren Se, Herr Laſerſtein, nehme Se en Rath von n'em alten Praktikus: Man darf niemals mitnehmen auf der Reiſ' was man kann haben unterwegs“ und dabei lächelt Herr David fein, ſo fein wie es nur ein Mann kann, der die beſten und billigſten Quellen hat. (Ei, ei Herr David, denkt Nr. 8 iſt das die gerühmte Innigkeit Eures Familienlebens?) Ohne Unterbrechung geht die Unterhaltung die ganze Nacht. Am andern Morgen, kurz vor Berlin, wird Toilette gemacht. Herr David ſpuckt auf das mit großer Raumverſchwendung ausgenutzte Taſchentuch und feuchtet ſich die Thränenſäcke an. Seinem vis-à-vis wird übel — er ſieht nichts mehr, aber träumt noch die beiden nächſten Nächte von Jeruſalem. Wer Glück gehabt, hat vielleicht jetzt eine ähnliche Reiſe von Berlin nach Ratibor gemacht.

Die ſemitiſche Eigenart nimmt eben keine Rückſicht auf den Mitreiſenden, weder auf ſein körperliches noch geiſtiges Wohlbefinden. Ebenſo wie Itzig ſich auf dem Sitze rekelt, ſein Pedal ausſpreizt, den unſchuldigen Mitreiſenden zwingt, ſchaudernde Blicke in die tiefſten Tiefen ſeiner Toilette zu werfen, vom durchgeſchwitzten Strumpf bis zum dampfenden Flanellhemde, ebenſo wie er sans gêne rechts, links und geradeaus ſpuckt, ebenſo maltraitirt er den Mitpaſſagier durch ſeine Unterhaltung, gegen die es noch weniger Rettung, wie gegen die andern Unfläthigkeiten giebt. Wenn das reiſende Publikum eine energiſch ablehnende Haltung gegen dieſe Reiſeplage annehmen würde, würden auch wohl die Schaffner angewieſen werden, nach Möglichkeit wenigſtens, dem Gefühl des Publikums Rechnung zu tragen. Aber leider iſt die jüdiſche Eigenart den Deutſchen hierin überlegen.

Vor uns liegt ein höchſt ſpannend und anregend geſchriebenes Buch: Reiſe nach Central-Amerika von W. Marr, das wohl Niemand ohne Befriedigung aus der Hand legen wird. Der Verfaſſer ſchildert ſehr anſchaulich ſeine ſittliche Entrüſtung, als er zum erſten Mal in New-York (es ſind 28 Jahre her) an einem Eiſenbahnwagen die Inſchrift fand: „Coloured people admitted“. Als er nun als Vertheidiger der allgemeinen Menſchenrechte in ſeinem boarding house eine donnernde Philippika gegen die Unterdrückung der Farbigen losläßt, was antwortet ihm ein Yankee?

Dieſe Antwort, mit der kleinen Umänderung des Wortes „Farbig“ in „Semit“, unterſchreiben gewiß heute viele Tauſend Deutſche aus tiefſter Ueberzeugung.

Jener Yankee ſagte nämlich:

„Ich reſervire mir das Recht, mich nicht gleichzuſtellen mit einer Raſſe, welche ohne unſer Verſchulden in's Land gekommen iſt, deren geiſtige und körperliche Eigenthümlichkeit uns geiſtig und körperlich widerwärtig berührt, und welche ſich als Raſſe nie uns aſſimilirt. Ich liebe nicht — with respect for the ladies — den flavour eines Farbigen. Ich gebe ſehr wenig auf das Zeugniß eines Menſchen vor Gericht, dem die Verſchmitztheit eine Raſſeneigenthümlichkeit iſt. Ich kann dieſen Menſchen das Recht, meine Geſetzgeber im Congreß zu ſein, ebenſowenig einräumen, wie ich einem türkiſchen Prieſter zugeſtehen würde, mir Vorſchriften im Chriſtenthum zu machen.“ Sapienti sat.

Orthographie eines Geldfürſten.

Am 16. und 17. v. M. kam eine Reihe von Autographen in Frankfurt zur Verſteigerung, darunter ein Brief A. M. Rothſchild's, des Gründers des großen Bankhauſes. Es iſt dies ein an einen heſſiſchen Miniſter gerichtetes Mahnſchreiben, das aus dem Jahre 1804 ſtammt. Der Brief lautet:

„Aber mit Verwunderung denken S. Hochf. Durchlaucht gar an Keiner Zahlung, Scheint wohl, daß Höchſtderſelbe vermeinen, daß ein Printz nicht Verflicht iſt, Pinktliche Zahlung zu beſorgen, ſollte das ſein, ſo geſtehe aub Schon mit Meinem geringen Characteur zufrieden bin, ſo wünſche ich nur Ein Tag den Zahltag in der 3ten Meßwoch ein Printz zu ſein, daß ich auch nichts zu bezahlen benethigt wehre allein daß ſein Keine Sache, wenn es mich alles in der Welt ſoll koſten, ſo muß meine Zahlung richtig leiſten, ſo hoffe ich daß ein Printz das nehmliche zu thun Schuldig iſt. — — — ſollee denn ein Printz ſo ein Großes Vorrecht genieſen, da kan uhne möglich jemand dabey beſtehen bleibe, ſein ſie geſichert Mein Geld der haltet mir Meine Ehre u. Meine Ehre iſt Mein Leben, wehr mir Mein Geld nicht Zahlt, der nehmet mir meine Ehre.“

Das iſt nun der von jüdiſchen und judengenoſſiſchen Federn als ſo „hochherzig“ gegen den Fürſten von Heſſen geſchilderte Rothſchild! — In der Sache ſelbſt geben wir den Juden nicht Unrecht. Schulden müſſen bezahlt werden. Aber man idealiſire keinen „Manichäer“!! — Der frech-patzige Ton des Mahnbriefes erklärt ſich aus der Jahreszahl 1804.

Der Adler des Korſen (Bonaparte) regte ſeine mächtigen Schwingen gegen das zerſplitterte deutſche Reich bereits, das zwei Jahre ſpäter (1806 am 6. Auguſt) auch officiell in die Luft flog. Der Jude hatte eine „gute Witterung.“ — Ein jüdiſcher Weiſer, „Ben-Akiba“ hat mit ſeinem „Alles ſchon dageweſen“ wieder Recht, wenn ähnliche Zuſtände wie 1804 eintreten würden. Der Unterſchied der Rothſchild'ſchen Mahnbriefe beſtände dann wohl nur in einer beſſeren „Orthographie.“

1804: Der obige patzige Mahnbrief an einen deutſchen Fürſten.

1806: Die Auflöſung des deutſchen Reiches und die Schlacht bei Jena. —

Armes Vaterland!

Aus dem ſemito-germaniſchen „high-life“ der Reichshauptſtadt.

Die (ſemitiſche) „National-Zeitung“ brachte in ihrer Nummer vom 13. Dezember v. J. folgende Notiz, deren ſemitiſch-ſocial-officiöſe Anhauchung kaum zu verkennen iſt:

Der Botſchafter Graf v. Hatzfeld, der geſtern Abend 6 Uhr von Varzin hierher zurückgekehrt iſt, hat ſofort nach ſeinem Eintreffen ſeine Tochter, die ſich bei Frau Geh. Kommerzienräthin v. Bleichröder zum Beſuch aufhält, beſucht und iſt ſodann zum Diner beim Grafen Rantzau, Schwiegerſohn des Fürſten Bismarck, gefahren. Wie die „N. Pr. Ztg.“ hört, reiſt Graf Hatzfeld in Privat-Angelegenheiten zunächſt nach dem Rhein und begiebt ſich dann nach Konſtantinopel zurück. Es hält ſich die Annahme, er werde dort nicht lange bleiben, da ihm das Staatsſekretariat des Auswärtigen Amtes angetragen ſei. Auswärtigen Blättern wird es bereits als feſtſtehende Thatſache gemeldet, daß Graf Hatzfeldt Nachfolger des Herrn v. Bülow werden wird.“

Für das „europäiſche Gleichgewicht“ mag es irrelevant erſcheinen, ob zwiſchen dem Kavalier und der jüdiſchen Kommerzienräthin die geſellſchaftlichen Grenzlinien näher oder entfernter ſind, und der politiſche Accent läge einzig auf der Reiſe des Grafen H. nach Konſtantinopel, mit welcher die innere „orientaliſche Frage“ gar Nichts zu thun hat. Die Betonung der Frau Geh. Kommerzienräthin v. Bleichröder in der ſemitiſchen „National-Zeitung,“ welche uns eine ſtattliche Reihe von Gloſſen für die „Deutſche Wacht“ zugewandt hat, zeigt daher nur, daß die innere „orientaliſche Frage“ noch weit entfernt davon iſt, im Sinne deutſcher Patrioten gelöſt zu werden. —

Der Berliner „Börſen-Mauſchel“ brachte faſt gleichzeitig eine Notiz, nach welcher ein in der Diplomatie zu den „erſten Staatsmännern Deutſch-

lands zählender **Kavalier**" in nuptielle Verwandtſchaft mit einer Berliner vielgenannten Finanzgröße treten würde. — Die Causeries der clubs und Cafés illuſtrirten das Nähere dieſer bevorſtehenden „Verwandtſchaft" mit dem Mangel an Orthographie in Wort und Schrift des „Haut-financiers" und die Atmoſphäre in den erwähnten Cirkeln duftete auf drei Tiſche weit nur in Folge dieſer Cauſerien ſchon nach Haſenfellen und Kravattenprobiren! Um ſo mehr, als die médisance — le monde est si méchant! — hinzufügte, der in Rede ſtehende Haut-Cravatteur habe einen **Korb** ertheilt mit den geflügelten Worten: — „Meine Nichte ſoll keine „**Miſtalliance**" (mésalliance) machen!"

Da wir in dem goldenen Zeitalter des **Semito-Germanismus** leben, ſo dürften dieſe kulturgeſchichtlichen Betrachtungen aus der Gegenwart immerhin einen kleinen Beitrag zum Quellenſtudium für ſpätere Kulturgeſchichtsſchreiber bilden; denn es iſt jedenfalls nicht ohne Intereſſe, wenn die mauvaises langues behaupten, der „Juif" halte die Verbindung ſeiner Nichte mit einem **Kavalier** für eine „Miſtalliance," und wenn man in einer „National"-Zeitung den Beſuch eines Kavaliers bei einer Juive mit der **haute politique** in Verbindung bringt.

von Prudelwitz, homme sérieux und
Mitarbeiter an der „Deutſchen Wacht."

„Judenhetzen".

Willſt Du nicht an Kirch' und Staat
Juden ſehn den Schnabel wetzen,
Nimm, o Deutſcher, Dich in Acht!
Solches heißt man „Judenhetzen"!

Murreſt Du, daß Herr von Sem
Dich verdrängt an allen Plätzen,
Unglückſel'ger! ſchweige ſtill!
Seufzer ſchon ſind „Judenhetzen"!

Siehſt im Inſeratentheil
Moſſe Du ſich baß ergötzen
In der Preſſe, lukrativ; —
Schließ die Augen! — „Judenhetzen!"

Aber reißt Dir Herr von Sem
Von den Leib die letzten Fetzen
Und du dankeſt ihm dafür, —
Das ſind — **keine** „Judenhetzen!“

Habakuk.

Das goldene Kalb.

Freut Euch, Ihr Kinder Iſraels!
In Titeln prangend und in Orden,
Iſt heut' das zahme, goldene Kalb
Ein wilder goldner Ochſe geworden.

Der Teufel ſpricht:

Ich danke ab, will's laut verkünden:
Der Pinkus und der Jeiteles
Verſtehn ſich beſſer auf die Sünden;
Sie mögen die Welt zur Hölle „gründen“!
Ergebenſt

Mephiſtoles.

Die Rotte Mumpitz.

Die Rotte Mumpitz hört man ſchrei'n:
„In unſerer Szeit Nichts halbes!
Die ganze Welt ſoll Prieſter ſein,
Prieſter des goldenen Kalbes!“

So ſchrein ſie laut und fürchterlich,
Daß uns die Ohren klingen;
Und keine Erde öffnet ſich,
Die Rotte zu verſchlingen. — —

W. Marr.

Eine muſikaliſche Parallele aus der Gegenwart.

Die Muſik im Judenthum.

Konzert zum Beſten der nothleidenden Oberſchleſier in der jüdiſchen Synagoge.

Sonate für Poſaune und Violon von **Gabrieli** (chriſtl. Kirchencomponiſt); Organiſt an St. Marco in Venedig.
Fantaſie für die Orgel von **Biel** (chriſtl. Kirchenkomponiſt).
Konzert für Violine mit Orcheſter von **Johann Sebaſtian Bach**. (!) (Kantor an der Thomaskirche in Leipzig).
Geiſtliche Arie aus **Stradella**. (chriſtliche Kompoſition).
Geiſtliches Lied von **Radecke**. (daſſ.).
Andante von **Tartini** (Dirigent der Kirchencapelle von St. Antonio in Padua).
Abendlied von **Schumann**.
Sinfonie C-moll von **Beethoven**. (!In der Synagoge!)
Unter gefälliger Leitung des Herrn Prof. **Joſ. Joachim**.

Nur deutſche und italieniſche chriſtliche, meiſt kirchliche Muſiker!

Das Judenthum in der Muſik.

Matinée zum Beſten der nothleidenden Oberſchleſier im chriſtlich-deutſchen kgl. preuß. Hoftheater.

Ouverture zu Ruy Blas von Felix **Mendelsſohn-Bartholdy**.
Prolog von Jul. **Wolff**, geſprochen von Frl. Clara **Meyer**.
Ballade von Moritz **Moszkowski**, Air russe von Wieniawski, mit Klavierbegl. von **M. Moszkowski**. } geſpielt von Herrn **E. Sauret**.
„Verlöbniß bei der Laterne," Operette von Michel Carré und Léon Vellin Muſik von Jakob **Offenbach**.
„Papa hat's erlaubt," Schwank von **L'Arronge**, mit einem Couplet von **E. Jakobſohn**.
Unterzeichnet: Im Namen der **National**-Zeitung, Neuen Preußiſchen (**Kreuz**-) Zeitung (!), **Norddeutſchen** Allgem. Zeitung, Poſt, Voſſiſchen Zeitung: Dr. **F. Salomon**.

Nur deutſche, polniſche u. franz. Juden.

Poſtſtempel Bayreuth.

„Keine politiſche Zeitung darf Inſerate bringen, Kein Intelligenzblatt politiſche Artikel!"

In dieſen Worten, welche der Abgeordnete Windhorſt-Meppen im preußiſchen Landtag neulich ausrief, liegt die klare und einfache Formel des Kampfes gegen die Juden- und Judengenoſſenpreſſe.

Jeder mit dem Weſen der modernen Journaliſtik nur einigermaßen Vertraute muß ſich ſagen, daß heute Herr **Rudolf Moſſe und Conſorten** mehr Einfluß auf die öffentliche Moral ausüben können, als der Kaiſer, ſein Reichskanzler und ſämmtliche Miniſter.

Die Stimme kam aus dem „Centrum.“

„**Roma** hat geſprochen!“

Uns wundert, daß die Organe von Moſſeleben dieſen Kalauer noch nicht gebracht haben.

Fort mit der Inſeratenfreiheit, die das Publikum zwingt ſein Geld fünf- und ſechsfach für eine Anzeige hinzugeben, wo amtliche Intelligenzblätter es vor dieſer induſtriellen Ausbeutung durch die Preſſe ſchützen würden.

Fort mit der Inſeratenfreiheit, die dem Staate eine Einnahme wegnimmt, die er früher gehabt hat.

Fort mit dieſem korrumpirenden und demoraliſirenden gedruckten Mancheſterthum.

Der Dank aller ehrlichen und anſtändigen Männer gebührt Herrn Windhorſt. Es iſt keine politiſche und kirchliche Parteifrage.

Und wäre es „Rom“ das „geſprochen“ hätte!

Nun, dann iſt — leider! — „Rom“ in der Erkenntniß deſſen, was ehrlich und anſtändig iſt, Berlin zuvorgekommen.

„Keine politiſche Zeitung darf Inſerate bringen, kein Intelligenzblatt politiſche Artikel.“

Sei dies das „censeo“ der ehrlichen Leute aller Parteien.

Das Adreßbuch.

Zur Beachtung und Beherzigung.

Ich richte an alle meine Freunde und Geſinnungsgenoſſen eine Bitte. So klein dieſelbe auf den erſten Blick erſcheinen mag, ſo iſt ihre Erfüllung doch von großer Wichtigkeit für unſere Sache.

Ich bitte, mir die **Adreßbücher** aus allen Orten, wo ſolche exiſtiren, einzuſenden.

Es können die Adreßbücher vom Jahre 1879 oder 1878 sein, die man selbst nicht mehr gebraucht.

In der Abtheilung dieser Adreßbücher, welche die Geschäftsberufe enthält, bitte ich, die Namen der jüdischen Leute (auch der getauften) zu punktiren, (mit einem Punkte zu versehen).

Aus Universitätsstädten wäre eine in der angegebenen Weise bezeichnete Liste der Studirenden erwünscht.

Es ist diese Statistik in unserem Kampfe gegen die Verjudung unseres Vaterlandes wichtiger als die „geistreichsten" Leitartikel und mit dem besten Willen von der Welt kann ich dieses Material nicht Alles allein beschaffen.

Lasse man sich nicht abhalten dadurch, daß vielleicht in einzelnen Orten das Verhältniß für die Juden ein scheinbar günstiges ist, daß sie numerisch schwach vertreten sind. Der relative Prozentsatz ist hier entscheidend.

Ferner, wenn möglich, die Zahl der jüdischen Haus- und Gutsbesitzer, Kaufleute und Ladeninhaber, Aerzte und Advokaten, Bankiers und Wechsler sowie Lotteriecollekteure, Pfandleiher und Rückkaufshändler, endlich die der jüdischen Zeitungsinhaber und Literaten.

Der Einfluß des Judenthums auf „Fortschritt" und „Liberalismus" hat es ja glücklich fertig gebracht, daß eine staatliche, amtliche Statistik in confessioneller oder stammesartiger Beziehung verschwunden ist, ja, daß sogar auf Steckbriefen die Bezeichnung christlich oder mosaisch nicht mehr erscheint, mithin selbst ein eventuelles „Mauscheln" nicht mehr als „besonderes Kennzeichen" gelten kann.

Die Mühe und Arbeit ist gering und die Statistik bei einiger Platzkenntniß wenigstens annähernd genau zu beschaffen — nach dem Adreßbuch.

Diskretion ist unsrerseits selbstverständlich.

Man erfülle uns unsere kleine Bitte.

W. Marr,

Redakteur der „Deutschen Wacht"

Berlin N., 19 Eichendorffstraße I.

Wir fügen zur Erleichterung nachstehendes Schema eines auszufüllenden Formulars bei, falls man uns die Adreßbücher selbst (punktirt) nicht senden kann, aus welchen wir selbst allerdings noch Stoff genug schöpfen würden.

	Christen	Semiten
Total-Einwohnerzahl		
Advokaten		
Aerzte		
Großhändler		
Bankiers u. Wechsler		
Kleinhändler		
Pfandleiher		
Haus- u. Grundbesitzer		
Studirende		

Korrespondenz.

Poststempel Wien. Frage: „Als der bekannte (sic!) Herr von Ofenheim am Grabe des ebenso genialen als charakterlosen (und gründerhaften) Staatsmannes Giskra in die Worte ausbrach: „Ein Volk weint Dir nach!“ meinte er da das Volk Israel?“ — „Na, ob!“ sagt der Berliner.

Poststempel Hamburg. 20 Mark für Schlesien trotz der schlesischen „Judenhetze.“ — Noch besser hätten die edeln Geber gethan, wenn sie das arme Schlesien von 20 Schnaps- und Wucher uden befreit hätten.

Poststempel Halle. Ja wohl, die Verse des Herrn S. T. Fröhlich sind ein metrisches und aesthetisches Majestätsverbrechen.

Poststempel Brandenburg. Nach unsern Informationen hat das „Berliner Tageblatt“ zu Anfang 1880 nicht um 15,000, sondern nur um etwas über 10,000 Postabonnenten abgenommen. Aller Anfang ist schwer, auch der der Emancipation von Judenblättern.

Poststempel Wien. Die „Spezialien“ der „jüd. Geheimpolizei“ stehen uns ja nicht zu Gebote! Wir haben nur behauptet, man könnte sie sich verschaffen, wenn u. s. w. Uebrigens bringt die russische Regierung vielleicht etwas Licht in die semitische Finsterniß. Also patientia. — Die Gedichte sind doch etwas — zu kräftig in der Form. — **Statistik**, das ist es, was uns Noth thut!

Poststempel Wien. Die Adresse der dortigen „Antisemitenliga“ können wir nicht melden. Wir haben nur die Grüße dieser Liga erhalten, ohne nähere Angaben.

Poſtſtempel Wien. Die Artikel über den Wucher in der „Wiener Abendpoſt“ ſind mit der feinſten juriſtiſchen Logik geſchrieben, aber die Spitze dieſer Logik iſt ſo fein, daß ſie das Gebäude in der Praxis nicht wird tragen können. Ueber Wucherverbrechen ſollte nur eine Jury entſcheiden und der Geſchädigte ſelbſt müßte „Strafantrag“ ſtellen dürfen. Eine Reform der Geſetzgebung in dieſem Sinne halten wir für den einzigen Ausweg. Mißbrauch der Noth und des Vertrauens müßte mit Einbruchsdiebſtahl gleichgeſtellt werden. Daß allein in Wien an 1000 Familien vom Wucher leben, iſt ja „recht niedlich!“

Jewin von V.-R. Gott ſchütze uns in Gnaden davor, Parlamentarier zu werden!! Proſit Neujahr! Bitte um ſtatiſtiſche Notizen.

Sempronius in W. Bitten um eine Statiſtik der dortigen jüdiſchen und chriſtl. Aerzte und Advokaten. Nur die **Zahl** Beider. Wenn möglich auch die der jüdiſchen Studirenden, Bankiers ꝛc. Jetzt von größter Wichtigkeit!

Sch. in Cannstatt. Die Notiz iſt von A bis Tz erlogen. Wir haben mit dem Burſchen in Ehrenſachen nicht entfernt Etwas zu thun gehabt.

E. in Heidelberg. Bitten um Angabe der Zahl der jüdiſchen und chriſtlichen Studirenden. Wo möglich mit Erwähnung der Fakultät.

P. N r. Berlin. Das „Kl. Journal“ zählt ja gar nicht mit!

Dom. Külpenau. Soll gelegentlich benutzt werden.

Poſtſtempel Berlin. Anonymus mit verſtellter Handſchrift. „Gras ſoll wachſen vor Deiner Thür, die Hand ſoll Dir verdorren, den Dalles ſollſt Du hier in Berlin haben,“ — (na! als Rentiers würden wir nicht in Berlin leben!) — „nicht gedacht ſollſt Du werden! Druck's ab, wenn Du keine Memme biſt!“ — Sicher ein ſchlechter Witz, und darum in den Papierkorb und von da in den Ofen gewandert.

G. B. in B. Die Geſchichte des Joſeph iſt in den Schriften M's. bereits ganz in Ihrem Sinne behandelt worden.

P. in Hamburg. ☞ **Ein Artikel „Iſrael in Hamburg“ erſcheint in einem der nächſten Hefte.** Wir bitten um rechtzeitige Abonnementsbeſtellungen auf die „Deutſche Wacht.“

☞ Wir machen unſere auswärtigen, wirklichen Freunde darauf aufmerkſam, daß größere Beiträge bis zum 10. jedes Monats in unſern Händen ſein müſſen, und daß es vor Allem auf **möglichſt** genaue **ſtatiſtiſche** Mittheilungen ankommt. Mit geiſtreichen Leitartikeln können wir das **Volk der Zahlen** nicht ſchlagen. Klagelieder über die Verjudung ſind ebenfalls genug geſungen worden.

Verantwortl. Redacteur: Wilh. Marr. — Otto Hentze's Verlag.
Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a W. 14.

In **Otto Hentze's Verlag** in **Berlin N.**, sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Ein Appell an das Deutsche Volk. Rede des Deutschen Reichskanzlers Fürst von Bismarck bei Gelegenheit der Eröffnung der Zoll- und Steuerdebatten im Deutschen Reichstage am 2. Mai 1879. Preis eleg. brosch. 25 Pf.

Ein zweiter Appell an das Deutsche Volk, insbesondere an die Deutschen Landwirthe. Rede des Deutschen Reichskanzlers Fürst von Bismarck bei Gelegenheit der Berathung der Getreidezölle im Deutschen Reichstage am 21. Mai 1879. Preis eleg. brosch. 40 Pf.

Für die wirthschaftliche Entwickelung des Reiches sind diese Reden von höchster Bedeutung; jeder Deutsche, er möge den Zoll- und Steuerreformen des Reichskanzlers zustimmen oder ihnen widerstreben, hat die Pflicht, dieselben ihrem vollen Wortlaut nach kennen zu lernen.

Raudh, H., Israel im Heere. (Separat-Abdruck aus: Die Deutsche Wacht [Organ der antijüdischen Vereinigung].) Preis eleg. brosch. 50 Pf.

Neu-Palästina oder **Das verjudete Deutschland.** Ein milder Beitrag zur Kenntniß der Judenherrschaft im sogenannten „Deutschen" Reiche. Von einem Konservativen. 2. Auflage. 3¼ Bog. gr. 8°. Preis eleg. brosch. 90 Pf.

Statut der Anti-Semiten-Liga zu Berlin. Preis 50 Pf.

Der Ertrag fließt in die Kasse der Liga für Agitationszwecke.

Waldegg, Egon, Judenhetze oder Nothwehr. Ein Mahnwort. 2. Aufl. 2 Bog. gr. 8°. Preis 60 Pf.

v. Wedell, R. A. C., Vorurtheil oder Berechtigter Haß. Eine vorurtheilslose Besprechung der Judenfrage. 3 Bog. gr. 8°. Preis eleg. brosch. 1 Mark.

Raudh, H., Minister Maybach und der „Giftbaum". 2⅛ Bog. 8°. Preis eleg. brosch. 50 Pf.

Marr, Wilh., Der Weg zum Siege des Germanenthums über das Judenthum. Ein Mahnwort an die Deutschen nichtjüdischen Stammes aller Confessionen. Mit Schlußwort: „An die Juden in Preußen". 4. Aufl. von: Wählet keinen Juden. 3 Bog. Preis eleg. brosch. 90 Pf.

Zur gefl. Beachtung für die verehrlichen Abonnenten der Deutschen Wacht.

Diesem Hefte liegt eine **Probennmmer** der seit Januar 1880 in meinem Verlage erscheinenden

„Wahrheit“

Humoristisch-satirisches Wochenblatt mit Illustrationen.
Wöchentlich 1 Nummer 1—2 Bogen Folio. Preis pro Quartal 2 Mark.

bei.

Dieses Blatt ist bestimmt eine bisher **schmerzhaft empfundene Lücke** im Kampfe gegen das **liberale Phrasen- und Manchesterthum**, gegen das Ueberwuchern des **Semitismus**, gegen das **Preßjudenthum**, durch die scharfen Waffen des Humors und der Satire in Wort und Bild auszufüllen, dazu bestimmt eine Art **Anti-Kladderadatsch** zu sein. Wir bitten um wohlwollende Aufnahme in allen gleichgesinnten Kreisen durch zahlreiches Abonnement und allseitige Verbreitung.

Ferner erschien in meinem Verlage:

Nathan der Weise
und
die Antisemiten-Liga
von
H. de Grousilliers.

32 Seiten Octav, geheftet und beschnitten. Preis Mark 0,50.

Mit diesem Vortrag trat die **Antisemiten-Liga zum ersten Male in die Oeffentlichkeit** und mit unstreitigem, großem Erfolge. Geistvoll, mit Maaß und doch mit treffender Schärfe, entwickelt der Verfasser ein Bild der socialen, politischen und religiösen Kämpfe, welche die **„Judenherrschaft“** über unser Deutsches Vaterland gebracht hat. Er beweist, daß **Lessing's Nathan** nicht die **Emancipation des Judenthums** sondern die **Emancipation vom Judenthum** bedeutet.

Alle **Buchhandlungen** und die Verlagshandlung liefern Exemplare.

Berlin, S.
Prinzen-Straße 48, I.

Hermann Polenz,
Verlagsbuchhandlung.

Max Pading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Band I. Heft 5.

Die Deutsche Wacht.

Monatsschrift

für

nationale Kulturinteressen.

(Organ der antijüdischen Vereinigung.)

Redigirt

von

Wilhelm Marr.

Berlin 1880.

Otto Hentze's Verlag.

105a. Friedrichstraße.

Inhalts-Uebersicht.

Zum Nothstand in Oberschlesien . . . . . Seite 225
Marr, W., Judenverfolgungen . . . . . „ 232
Die Privilegien der besitzenden Klassen und ihr Einfluß auf die Socialdemokratie . . . . . „ 240
Korrespondenz aus München . . . . . „ 246
Zur Inseratenfrage . . . . . „ 248
Volks- oder Judenwirthschaft . . . . . „ 250

Vom jüdischen Kriegsschauplatz:

„Ulk" . . . . . „ 253
Der Liberalismus auf dem „Hamburger Berg" . . . . „ 253
Der Isolirschemel . . . . . „ 255
Zum Todtschweigen in der Judenpresse . . . . . „ 257
Eine semitische Lüge . . . . . „ 257
Ueber den Wucher in der Provinz Posen . . . . . „ 260
Pesach-Mehl . . . . . „ 263
Wie es in Ungarn 1848 aussah . . . . . „ 263
Wohlthätigkeit . . . . . „ 264
Heißt das in Frieden mit uns leben? . . . . . „ 264

Statistisches:

Einleitung . . . . . „ 265
Eine Betrachtung . . . . . „ 266
Borussia felix . . . . . „ 269
Austria felix . . . . . „ 273
Israel auf der Schule . . . . . „ 273
Israel in Hamburg . . . . . „ 278

Literarisches und Artistisches:

Paul Lindau oder die Wunder der Reklame . . . . . „ 285

Nachdruck ist ohne Erlaubniß des Verlegers nicht gestattet.

Der Abonnementspreis der **„Deutschen Wacht"** beträgt für 3 Hefte 3 Mark. Man abonnirt auf dieselbe in allen Buchhandlungen, bei den Postanstalten und bei der Verlagshandlung.

Die Deutsche Wacht.

März 1880.

Zum Nothstand in Oberschlesien.

Wer durch persönliche Anschauung von längerer Dauer die Verhältnisse in Oberschlesien genau kennen gelernt hat, sieht sich häufig von Verwunderung und Staunen erfüllt, wenn er die Berichte liest, welche selbst die gelesseneren Zeitungen unseres Vaterlandes ihren Lesern auftischen. Bei den kleineren Blättern merkt der mit den Verhältnissen Vertraute meist sofort heraus, daß sie mit Hilfe einiger geographisch-statistischer Handbücher, zum großen Theil sogar älteren Datums, gemüthlich am Redaktionstisch nach den Manieren des berühmten Kriegskorrespondenten Wippchen geschrieben worden sind und auch die von den Spezialkorrespondenten, den eigentlichen Nothstandsbummlern, geschriebenen verrathen oft eine Uebereilung und Oberflächlichkeit, denen man anmerkt, daß die zeilenweise bezahlten Herren, wie fast alle Reporter, meist jüdischen Ursprungs — nur eben möglichst viel Geld herausschlagen wollen und zu diesem Zweck möglichst lange Berichte schreiben, unbekümmert darum, ob das Material, das ihnen zu Gebote steht und sich aus den im Wirthshaus erhorchten Plaudereien biederer Spießbürger zusammensetzt und den Artikeln kleiner Lokalzeitungen, vulgo Käseblättchen, wohl ein zuverlässiges sei oder nicht. Daß dabei oft die widersprechendsten Berichte zu Tage kommen, ist kein Wunder; ebenso wenig aber ist es ein solches, daß in Folge der irrigen über Oberschlesien verbreiteten Anschauungen die Sache des Landes schwer geschädigt wird.

Oberschlesien ist ein mit vielen natürlichen Hilfsmitteln versehenes Land. Auf dem linken Oderufer ist der Boden meist fruchtbar, theilweis schwere Weizenerde; auf dem rechten Ufer, das häufig sandige und

lehmige Strecken zeigt, birgt der Boden reiche Lager von Erzen und Kohlen*). In der Mitte von der schon von Ratibor an für kleinere Fahrzeuge schiffbaren Oder durchzogen, von Eisenbahnen durchkreuzt, bietet das Land in Hinsicht seiner Bodenbeschaffenheit nur einen einzigen Grund für den gegenwärtigen wirthschaftlichen Nothstand, den nämlich, daß grade der naturgemäß fruchtbarste Theil desselben, die Ufer dieses Stromes und seiner Nebenflüsse, allzuleicht Ueberschwemmungen ausgesetzt ist**). Es gehört kein großes Talent dazu, um dies zu bemerken und so finden wir auch in den Berichten der jetzt unser Ländchen unsicher machenden Commisvoyageure der Zeitungen diese Ueberschwemmungen meist als Hauptfigur angegeben. Das ist falsch; ein Grund des Nothstandes sind sie mit, aber noch lange kein Hauptgrund, vielmehr muß der Nothstand als das Produkt einer ganzen Anzahl von Gründen betrachtet werden, welche wir in dem Folgenden näher entwickeln wollen. Noch falscher aber ist es, nun ohne Weiteres der Regierung die Schuld in die Schuhe zu schieben, wie dies von den sich fortschrittlich nennenden Zeitungen so häufig geschieht und etwa, wie folgt, zu schließen: Die Ueberschwemmung verursacht den Nothstand; die Regierung hätte bessere Schutzmaßregeln gegen die Ueberschwemmung treffen können, folglich ist sie an dem Nothstand schuld. Schreiber dieses gehört durchaus nicht zu den Leuten, welche mit der Regierung durch Dick und Dünn gehen; aber ebenso wenig zu Denen, welche grundsätzlich Opposition machen. Von diesem Standpunkte aus hält er es für seine Pflicht, auch in dieser Zeitschrift die Anschuldigungen der jüdischen Zeitungsschreiber auf das richtige Maß zurückzuführen.

Die Regierung hat durch den Bau von Deichen und Dämmen, durch Stromregulirungs- und Vertiefungsarbeiten, durch Anlage von Wehren und Buhnen dafür Sorge getragen, daß der Schaden, den die Hochwasser anrichten und der sich trotz aller Sorgfalt nicht ganz verhindern läßt, ohne enorme Summen zu verschlingen, ein ungleich geringerer werde. Weit eher aber dürfte die Mißernte des vorigen Jahres zurückzuführen sein auf zwei andere Ursachen. Zunächst auf die abnorme

*) Allerdings giebt es auch Ortschaften, wie z. B. Bielstrzinnik, Kreis Oppeln, welches weder einigermaßen guten Ackerboden, noch Hüttenindustrie hat und infolge dessen sich fast immer im Nothstand befindet; doch sind das Ausnahmen.

**) Durch Ueberschwemmungen seitens der Oder litten besonders die Kreise Ratibor, Cosel, in denen 25 Ortschaften überschwemmt waren, Oppeln und Gr. Strehlitz, durch Uebertreten der Neisse der Kreis Falkenberg.

Masse feuchter Niederschläge*), welche besonders an den Kartoffeln, dem Hauptnahrungsmittel des Oberschlesiers, Krankheiten erzeugten und begünstigten und sodann an der in Oberschlesien mehr als anderswo, besonders bei den kleineren Besitzern herrschenden Gewohnheit, die Kartoffeln nach der Anzahl ihrer Augen in Stücke zu zerschneiden und so dem Boden anzuvertrauen. In Jahren, mit normalen Witterungsverhältnissen entsteht hierdurch ein kleiner Gewinn, besonders wenn die Kartoffeln sehr dicht gelegt werden und zwar beträgt nach meiner Erfahrung, sowie den Mittheilungen der Gutsbesitzer, mit welchen ich hierüber Rücksprache genommen, dieser Gewinn etwa $^1/_{12}$ bis höchstens $^1/_8$ der Gesammternte. Andererseits aber bietet das kleinere, anfangs nur auf einer Seite von der schützenden Schale umgebene Stück, im Verhältniß zum Inhalt mehr Fläche, es wird also, wie Jeder, auch derjenige, welcher nicht Landwirth ist, einsehen muß, auch in feuchten Jahren weniger Widerstand gegen die Fäulniß zeigen, als die ganze Kartoffel. Der Bauer hängt aber, hier wie allerorts, am Althergebrachten und läßt sich, so schädlich seine alten Gewohnheiten auch oft sein mögen, nicht von ihnen abbringen.

Durch diese beiden Uebelstände ist die Mißernte des vorigen Jahres hervorgerufen worden. Es entsteht nun die Frage: Wie war es möglich, daß diese Mißernte einen solchen außerordentlichen Nothstand hervorbrachte, während in anderen Ländern, in anderen Provinzen unseres Staates eine solche Mißernte, Ostpreußen ausgenommen, nie so schwere Calamitäten im Gefolge hatte? Auch hierfür giebt es verschiedene Gründe. Zunächst ist der oberschlesische Bauer gleich dem stammverwandten Polen, was seine Gemüthsart anbetrifft, das Gegentheil der deutschen Bauern. Dieser strebt, sobald er seine Wirthschaft übernommen und einigermaßen in Gang gebracht hat, dahin, sie zu erweitern und einen Nothgroschen, ein kleines Kapital für unvorhergesehene Fälle zurückzulegen. Der oberschlesische Bauer thut, mit so wenigen Ausnahmen, daß sie garnicht in Betracht kommen, nichts von

*) Seit dem 27. Mai fanden im Kreise Ratibor wochenlang fast täglich wolkenbruchartige Niederschläge statt, so daß selbst die Flüßchen Ruda, Olsa, Oppa und Jurnina übertraten und bedeutende Verwüstungen anrichteten, so in der Nacht vom 6. zum 7. Juni; am 9. Juni fand ein Wolkenbruch im Amtsbezirk Hallatsch, Kreis Glatz, sowie in den Ortschaften Ober- und Nieder-Hausdorf, Kreis Neurode, statt. Im Ganzen erlitten Wasserschaden 6119 Grundbesitzer, und wird der Schaden im Kreise Ratibor auf etwa 1 788 834 Mark, im Kreise Gr. Strehlitz auf 136 872 M., Falkenberg auf 32 294 M., Glatz auf 19 374 M., Neurode auf 7 785 M. geschätzt.

Allebem. Er denkt nur an das Heute, nicht an das Morgen; lebt ſtets nur der Gegenwart, nie der Zukunft. Hat er einmal eine gute Ernte, ſo ruht er ſicherlich nicht, bis er das baare Geld, das er dafür empfangen hat, wieder los iſt. Dazu kommt, daß er überall Gelegenheit findet, ſein Geld zu vergeuden. Auch das kleinſte oberſchleſiſche Dörfchen hat, mit wenigen Ausnahmen, mehrere Schankſtätten, in denen faſt nur Wirthe jüdiſchen Urſprungs hauſen. Selbſt wenn, was ſelten genug vorkommt, der Bauer vorbei gehen will, tritt der Schankjude heraus, holt ihn, wie ich das oft genug geſehen habe, von der Straße herein, ſchänkt ihm ein Gläschen Fuſel ein, für das er kein Geld nimmt, weil er weiß, daß er an den Schnaps, den der Bauer dieſem erſten Gläschen folgen läßt, weit mehr verdient. Er läßt ihn auch nicht fort. „Noch ein Gläschen! Auf Euer Wohl!“ ruft er und der Bauer trinkt noch eins. Und hat der Bauer einmal kein Geld, ſo ſchadet das nichts; der Iſrael, oder wie er heißen mag, leiht gern. Er hat gewöhnlich noch einen Kram- oder richtiger Trödelladen neben der Schenke, den Frau oder Tochter verſehen. Dieſe reden dem Bauernweib ſo lange vor, wie ſchön ihr dieſes Tuch oder jenes Band ſtehe, bis ſie ſich beſchwatzen läßt und es kauft. „Sie braucht es ja nicht gleich bezahlen“ denkt ſie. Ja, ſo ſeltſam es klingt, der Schank- und Kramjude der oberſchleſiſchen Dörfer hat es weit lieber, wenn der Bauer bei ihm borgt, als wenn er baar bezahlt. Erſtens weiß er gut genug, daß die Bauern nie aufſchreiben, was ſie bei ihm auf Borg entnehmen und dann weiß er die Rechnung ſo zu ſtellen, daß der Bebauernswerthe, der ja oft genug nicht leſen und auch nichts als ſeinen Namen ſchreiben kann, entweder doppelt ſo viel bezahlen muß, als er empfangen hat oder aber ſich gezwungen ſieht, unmäßige Zinſen zu zahlen und einen Wechſel zu unterſchreiben, der in den meiſten Fällen immer mehr und mehr anwächſt, bis ihn der Jude ſo weit hat, als er ihn haben will, das heißt, bis der Bauer, der ſeine geringen Hilfsquellen zur Bezahlung der Zinſen erſchöpft hat, von Haus und Hof gejagt wird, das nun natürlich dem Juden in die Hände fällt, während der einſtige Beſitzer als Tagelöhner arbeiten muß.

Daß der oberſchleſiſche Bauer leichtlebig und wenig vorſorglich iſt, darf man jetzt offen geſtehen, da nach dem Eintreten der Staatshülfe die Privatwohlthätigkeit von ſelbſt zum überwiegend größten Theil aufhören wird und nicht mehr zu befürchten iſt, daß die Geber ihre Hand zurückziehen, wenn ſie vernehmen, daß der Oberſchleſier ſelbſt nicht zum geringſten Theil die Schuld an ſeinem Unglück trägt. Es iſt, beſonders

von Seiten der Geiſtlichkeit, viel gethan worden, um den Oberſchleſier zur Sparſamkeit anzuhalten und der bei ihnen nur zu häufigen Trunkſucht entgegen zu arbeiten. Leider iſt dies meiſt vergeblich geblieben. Die Mäßigkeitsbrüderſchaften, welche zu letzterem Zwecke gegründet waren, haben nur ſehr wenig dauernden Erfolg zu verzeichnen und zur Sparſamkeit wird der Oberſchleſier bei dem ihm eigenthümlichen Charakter nicht gelangen, ſo lange jene Einflüſſe wirkſam bleiben, welche dem Leichtſinnigen eine willkommene Gelegenheit, ſich dem Laſter des Trunkes hinzugeben, bieten, den noch Schwankenden verführen und ſchon manchen bei dem Anblick des Elends, in dem Weib und Kind ſich befanden, erwachten guten Vorſatz wieder vernichteten. Körperlich und moraliſch wird der Oberſchleſier durch den allzu häufigen Schnapsgenuß ruinirt. Man wirft ihm Intoleranz, körperliche und geiſtige Trägheit vor. Aber iſt dieſe Trägheit, die auch vielfach übertrieben wird, ein Wunder, wenn wir den Einfluß des ſo übermäßig genoſſenen Schnapſes in Betracht ziehen? Und iſt dieſer übermäßig genoſſene Schnapsgenuß ein Wunder, wenn wir bedenken, daß dem oberſchleſiſchen Bauer auf Schritt und Tritt die Verführung dazu auflauert? **Dieſe jüdiſchen Schnapsverkäufer und Wucherer ſind es, welche den größeren Theil der Schuld an der Demoraliſation des oberſchleſiſchen Volkes und ſo auch an dem jetzigen Nothſtand tragen.**

Jüdiſche Zeitungen, welche das klar erkennen, aber die Schuld natürlich nicht auf ihre Glaubensgenoſſen ſitzen laſſen mögen, haben die oberſchleſiſchen Großgrundbeſitzer zum Sündenbock erwählt. Da heißt es, dieſe Herren hätten ihre Tagelöhner in elende Kathen (kleine Häuſer) geſperrt, ſo daß ſie zu drei und vier Familien in einer Stube zuſammen leben müßten. Das müßte natürlich die Demoraliſation befördern, der Geſundheit im höchſten Grade nachtheilig ſein, wenn — es eben wahr wäre. Aber die Herren Reporter dieſer Zeitungen hüten ſich wohl, einen einzigen ſolchen Beſitzer, einen einzigen ſolchen Ort namhaft zu machen. Das verkenne ich nicht, daß einzelne dieſer Beſitzer die ihnen nicht geſetzlich, aber moraliſch obliegende Pflicht, für ihre Arbeiter nach einer ſolchen Mißernte dadurch zu ſorgen, daß ſie ihnen mehr als das ihnen vertragsmäßig zuſtehende Quantum verabreichen, verſäumt haben. Aber das ſind nur wenige Ausnahmen und ihnen ſtehen zahlreiche Andere gegenüber, die den Grundſatz „noblesse oblige“ voll und ganz bewährten und noch bewähren. Möchten doch die Herren Reporter und Redakteure der Judenpreſſe anſtatt der geringen Verſchuldung, welche Einzelne der Grundbeſitzer trifft, die große Ver-

ſchuldung der ſämmtlichen jüdiſchen Schankwirthe, ihre Glaubensgenoſſen, in das Auge faſſen.*) Aber hier, wenn jemals, gilt das Wort: Du ſiehſt den Splitter in Deines Bruders Auge, jedoch den Balken in Deinem Auge ſiehſt Du nicht! Entſchuldigen, wenn auch nicht rechtfertigen, könnte die jüdiſchen Reporter nur der Umſtand, daß ihnen eben das Gefühl für die Tiefe der Gemeinheit, welche in dem ſchachermäßigen Ausbeuten der Landleute durch die Verführung zum Trunk, in dem ausſaugenden Wucher, wie ihn dieſe Juden gewerbsmäßig betreiben, liegt, vollkommen abgeht.**)

*) Wiſſen denn dieſe Herren nicht, oder wollen ſie es nicht wiſſen, wie ſich die Damen Gräfin Carmer-Panzlau, Baronin Seherr-Schollwitz, Frau von Seidlitz-Pilgramshain, Gräfin Seherr-Friedeberg, Baronin Richthofen-Barzdorf, Gräfin Hochberg-Rohnſtock allein im Kreis Striegau durch werkthätige Hülfe verdient gemacht haben? Wie die Genannten nur Wenige unter den Vielen ſind, die Gleiches gethan?

**) Es ſei uns geſtattet, hier einen der Schleſ. Ztg. entnommenen Fall, der recht bezeichnend für die Art und Weiſe iſt, wie hier in Oberſchleſien der Landmann von Juden und Judengenoſſen geprellt wird, zu erzählen. Ein dem Trunke ergebener Mann, der Häusler Bartſch aus Kl. Peterwitz erbt von ſeiner verſtorbenen Ehefrau die Summe von 3000 Mark, die ihm nach Jahresfriſt ausgehändigt werden ſoll. Der Reſtaurateur Bartſch zu Ratibor, kein Verwandter des Häusler Bartſch, kauft dieſem ſein Erbrecht bei einem Glaſe Bier für 2400 Mark ab, wobei Häusler Bartſch ſich verpflichtet, „etwas zum Beſten zu geben.“ Gaſtwirth Bartſch trommelt nun natürlich Alles zuſammen. Eine Sorte mouſſirenden Rheinweins wird als Champagner per Flaſche mit 9 Mark berechnet und aus Biergläſern getrunken, geſpeiſt wird, wer da will, natürlich auf Koſten des Wohlthäters und ſo ergiebt denn ſchließlich die Wirthshausrechnung das hübſche Sümmchen von 390 Mark. Die dem Erben zuſtehenden 2400 Mk. wurden nun auf folgende Weiſe beglichen: Rechnung 390 Mk., baar 210 Mk., Accept des Reſtaurateurs 1800 Mk, Summa 2400 Mk. Dies Accept war auf 1 Jahr ausgeſtellt. Aber der Erbe wollte baar Geld, und um ihn aus ſeiner Verlegenheit zu helfen, fanden ſich noch zwei andere Wohlthäter der Menſchheit: Marcus Adler, Vorſtadt Neugarten und ein gewiſſer Chmielorz. Dieſer Chmielorz kaufte im Verein mit dem ſtreng talmudiſchen Marcus Adler dem Erben den Wechſel von 1800 Mk. für 1200 Mk. ab und zwar für 600 Mk. in baarem Gelde und 600 Mk. in einem Accept auf Chmielorz. Dies letztere Accept iſt nie eingelöſt worden, da Chmielorz inzwiſchen wegen anderen Betrügereien fliehen mußte.

Ein noch grelleres Beiſpiel aber, wie weit der jüdiſche Schachergeiſt geht, giebt die „Oberſchleſiſche Volksſtimme“: Zwei jüdiſche Häusler, Samuel Spiegel aus Breslau und Julius Guttwein aus Ruſſiſch Polen gingen zu Ochojetz, Kreis Rybnik von Haus zu Haus, in welchem ſie Nothſtandsgaben an Kleidungsſtücken wußten, um den Armen dieſelben abzuſchwindeln oder ihnen andere anzuſchmieren. Nachdem die Juden ſo mehrere Häuſer „abgeklappert“ hatten, wurde ihnen von dem Bauer Skwara das Handwerk gelegt. Mit Hülfe einiger Nachbarn zwang der Letztere ſie,

Daß aber der Oberschlesier durchschnittlich so wenig moralischen Halt zeigt, liegt an der mangelhaften Bildung desselben. Und wieder fragen wir, ist es ein Wunder, wenn diese mangelhaft ist, da Oberschlesien bis vor ungefähr 20 Jahren bei einer Bevölkerung von mehr als eine Million Menschen nur 4 Gymnasien und 1 Realschule besaß, da noch heute dem Lande mehr als 300 Elementarlehrer fehlen, also, die Klasse nur zu 60 Kinder gerechnet, was für Oberschlesien niedrig gegriffen ist, etwa 18000 Kinder des vollständigen Unterrichts ermangeln. Es fehlt an Schulen, sodaß häufig Kinder im Winter meilenweit mit bloßen Füßen durch den Schnee laufen müssen, es fehlt an Wegen zwischen den einzelnen Ortschaften oder diese befinden sich in einem Zustande, daß sie im Winter überhaupt nicht zu passiren sind, es fehlt an Eisenbahnen für den Absatz der Producte. Und wenn die Grundbesitzer diese Uebelstände erkennen und warm für deren Abhülfe eintreten, dann wird ihnen, wie es jetzt dem Grafen Praschma geschehen ist, der Vorwurf gemacht, daß sie das aus persönlichem Interesse thäten, während grade hier der Sachverhalt diesen Beschuldigungen offen widerspricht und sie **als offene Tendenzlüge** hinstellt!

Ferner fehlt es in Folge der wirthschaftlichen Gesetze, welche bis vor Kurzem gültig waren, an Arbeit und dieses Fehlen der Arbeit ist einer der Hauptfactoren des Nothstandes. Der Arbeitslohn beträgt beispielsweise im Kreise Rybnik factisch nicht mehr als 35—40, höchstens 50 Pfennige pro Tag. Der höchste Satz war 70 Pfg., und diese Höhe wurde nur dadurch veranlaßt, daß die Gutsbesitzer ihre Kartoffeln bei dem eingetretenen Winter nicht rechtzeitig hereinzubekommen fürchteten. Freilich ist da die Ernährung der Leute eine schlechte; aber statt wenigstens manchmal sich Fleisch zu kaufen und dadurch dem geschwächten Körper stärkende Nahrungsstoffe zuzuführen, vertrinkt der oberschlesische Bauer mit wenigen Ausnahmen noch einen Theil desselben. Die Arbeiter in den Industriebezirken stehen sich bedeutend besser; sie verdienen dort durchschnittlich, wie folgt: Häuer 1,40—1,50 Mk., Schlepper 1,10 bis 1,20 Mk., Zieher 80—90 Pfg., Ausklauber 45—60 Pfg. Zu den letzteren Arbeiten werden auch viel Frauen verwendet. Darum liegt auch im Industriebezirke kein eigentlicher Nothstand vor, wenngleich nicht

---

den Leuten die abgeschwindelten Sachen (u. A. hatten sie einer Familie zwei Paar Hosen, drei Jacken und vier Paar Strümpfe für — Eine Mark und fünfzig Pfennige abgeschachert) zurückzugeben, sodann wurden die Juden über eine Bank gelegt und, nachdem sie eine gehörige Tracht Schläge empfangen hatten, entlassen.

geläugnet werden kann, daß, wenn die äußeren Einflüsse dieselben wie auf dem linken Oderufer wären, bei dem Ackerbau treibenden Theil auch hier bald dasselbe Elend herrschen würde. So aber ruft höchstens der Wagenmangel auf den Oberschlesischen Eisenbahnen Störungen des Betriebes der Hüttenwerke hervor.

Im nächsten Hefte seien mir einige Worte über die Mittel zur dauernden Abhülfe gestattet.

R. A. C. Faust.

Judenverfolgungen.

Von

W. Marr.

Seit auf dem Berliner Congreß 1878 die „Alliance israélite", — die erste Großmacht am Platze, — trotz des Programm Crémieux „ein neues Jerusalem an Stelle der Kaiser und Päpste" setzen zu wollen, so eminente, man darf wohl sagen — diplomatische Erfolge erzielte, ist ein neuer Geist in die Welt gekommen. Der Uebermuth, mit welchem die jüdische und judengenossische Presse in die Angelegenheiten des christlichen Staatswesens eingreift, kannte keine Grenzen mehr. Die „Reaktion" mußte im Bewußtsein der Völker erfolgen. Umsonst erhob Stöcker in Berlin seine Warnerstimme, umsonst zeigte der Pessimismus Marr's in der Schrift „Der Sieg des Judenthums ꝛc." mit bitterer Resignation die Verjudung der Gesellschaft. Man höhnte, spottete auf Seiten der Juden, nachdem das Mittel des Todtschweigens nicht verfangen wollte. Man warf der christlichen Welt den Shylockschein in's Gesicht. Ja, ein jüdischer Scribler aus Hamburg verhöhnte in öffentlicher Versammlung in Berlin das deutsche Bewußtsein mit den cynischen Worten: „Warum macht Ihr (Deutsche) es nicht wie wir?! (Juden.) Es war als ob das Judenthum das Erbtheil der Socialdemokratie angetreten hätte, — die Gesellschaft aus ihren Fugen zu bringen. Und heute steht auch der „Giftbaum" wieder in Blüthe von Schwindel und Gründungen.

Ist jetzt Deutschland, wie dies bei allen Kulturbewegungen stets

der Fall war, auch das geiſtige Schlachtfeld in der Judenfrage, ſo wirft dieſe im Völkerinſtinkt doch ihre Wellen bis in weitentfernte Länder, wo man unſere Sprache nicht kennt und wo die Menſchen noch ſehr primitiv ſind. Und daran ſind weder Stöcker, noch Marr, weder Glagau noch Treitſchke, weder Perrot noch Wilmanns Schuld. Es iſt wieder einmal eine elementare Strömung im Völkerleben gegen das Judenthum eingetreten.

Wir wollen in Nachſtehendem Nichts beſchönigen, ſondern als ruhige objektive Zuſchauer reden.

Die Zeitungen brachten Anfangs Februar folgendes Telegramm:

Madrid, 31. Januar. Nach einem dem „Gibraltar Guardian" zugekommenen Schreiben haben in Fez ernſte Ausſchreitungen ſtattgefunden. Die Mauren griffen die Häuſer der Juden an, verwundeten mehrere derſelben und tödteten einen ſiebzigjährigen Greis, indem ſie ihn mit Petroleum begoſſen und unter Freudenrufen lebendig verbrannten. Einige franzöſiſche Unterthanen wurden verwundet.

Bei dieſem Akt der Beſtialität iſt alſo keine chriſtlich-orthodoxe Hand im Spiel geweſen. Wir wollen dem „Draht," obgleich derſelbe für die Zeitungen in den Händen jüdiſcher Entreprise iſt, auf den Buchſtaben glauben. **Woher** denn aber die ſataniſche Erbitterung primitiver und ſogar ſemitiſch-ſtammverwandter Völker gegen die Juden?! — **Woher** dieſe Erbitterung, die in Mark und Bein erſchütternde Beſtialitäten ausartet? — — —

Bleiben wir unparteiiſch und begnügen uns mit der Frage: **Woher**? — — —

Gehen wir von Afrika nach Europa über. Die „Deutſche Zeitung" in Wien vom 1. Februar d. J. bringt folgende Original-Correſpondenz:

Jaſſy, 26. Januar. Ein Beitrag zur Emancipation der rumäniſchen Juden. Wie wenig die im vorigen Jahre in den rumäniſchen Kammern bezüglich der Juden-Emancipation gefaßten Beſchlüſſe den Intentionen des Berliner Vertrages, ſowie den Anforderungen der öffentlichen Meinung entſprachen, iſt eine allſeits anerkannte Thatſache. Aber ſelbſt das die Naturaliſation und die Gleichberechtigung der Juden in Rumänien bezweckende Geſetz, ſo wenig es an ſich bietet, iſt noch immer bloße Theorie, und werden die Vertreter der rumäniſchen Nation dafür ſorgen, daß ſelbſt dieſes Minimum von Recht und Gleichberechtigung der Juden nicht ſo bald in Kraft trete. Eine merkwürdige Thatſache iſt es ferner, daß ſeit der Berathung und Beſchlußfaſſung über das Juden-Emancipations-Geſetz die Beſorgniß unter den Juden Rumäniens im Wachſen iſt. Es treten nämlich hie und da im Lande, namentlich an Orten, welche von Judenfamilien be-

wohnt ſind, Symptome zu Tage, welche deutlich genug darthun, weſſen ſich die Juden von der ihnen ſo ungünſtigen Volksſtimmung zu verſehen haben. Dieſe traurige Situation der Juden in Rumänien, welche man nach dem Berliner Vertrage für unmöglich halten würde, wird durch einen eigenthümlichen Vorfall, welcher ſich dieſer Tage in dem rumäniſchen Städtchen Folticzeny ereignete und unter den dortigen Juden eine große Panik hervorrief, ſehr draſtiſch illuſtrirt. In dieſem kleinen, zumeiſt von Juden bewohnten Orte fand am 15. d. eine Schwurgerichtsverhandlung ſtatt, welche die ganze dortige Bevölkerung beſonders intereſſirte und deren Ergebniß eben die ſonderbaren Verhältniſſe in Rumänien unzweideutig charakteriſirt. Es ſtand nämlich vor den Aſſiſen ein Grieche, des an einem Juden verübten Mordes angeklagt. Der Sachverhalt war folgender: Am 31. Juli v. J., zur Zeit des Jahrmarktes in Folticzeny, miethete ein zugereiſter Fremder, den man ſofort als einen Griechen erkannte, bei einem wohlhabenden jüdiſchen Kaufmann, Namens Benjamin Weintraub, ein Zimmer für kurze Zeit. Das Benehmen des Griechen wurde bald ſehr auffallend, indem er die Familien-Angehörigen ſeines Wirthes in unzuläſſiger Weiſe moleſtirte und durch ſonſtige Provocationen Händel ſuchte. Der Hausherr erſuchte den unliebſamen Gaſt, das Haus zu verlaſſen. Der ſchlaue Grieche erwiderte dieſe Aufforderung damit, daß er auf die Polizei eilte und daſelbſt die Beſchwerde erhob, daß ihm im Hauſe des Benjamin Weintraub ein namhafter Geldbetrag abhanden gekommen ſei. Die von einem Polizei-Commiſſär ungeſäumt an Ort und Stelle durchgeführte Unterſuchung erwies die von dem Griechen erhobene Anſchuldigung als völlig grundlos. Dagegen hielt Weintraub dem Griechen in Gegenwart des Polizei-Commiſſärs ſein provocatoriſches, unzuläſſiges Benehmen vor und bat den Polizei-Commiſſär, zu veranlaſſen, daß der Fremde, den er ſehr fürchte, ſofort ſein Haus verlaſſen möge. Des Juden Bitte blieb jedoch unerhört und der Commiſſär ging gleichgiltig und ſogar in Begleitung des Griechen davon. Das geſchah ungefähr um 9 Uhr Vormittag; am Nachmittag deſſelben Tages erſchien der Grieche wieder im Hauſe. Unter dem Vorwande, daß er ausziehen wolle, hieß er den Wirth mit der Rechnung auf's Zimmer kommen. Dieſer eilte raſch die Treppe zum Zimmer hinauf, welches der Grieche bewohnte. Kaum war er aber einige Stufen hinaufgeſtiegen, da traf ihn mitten in die Bruſt eine Kugel, welche der Grieche, in der Thür ſeines Zimmers ſtehend, aus einem Revolver auf ihn abgeſchoſſen hatte. Der ſchwer getroffene Jude wandte ſich laut aufſchreiend um und wollte hinunter eilen, als ihm eine zweite durch den Griechen abgefeuerte Kugel ein Handgelenk zerſchmetterte. Der Jude brach todt zuſammen. Die in Folge der Schüſſe herbeigeeilten Leute veranlaßten die Arretirung des Griechen, die übrigens nur ſchwer vorgenommen werden konnte, da ſich der Mörder widerſetzte. Bei der mit dem inhaftirten Mörder vorgenommenen Unterſuchung fand man zunächſt bei ihm zwei Päſſe, von denen der eine ein griechiſcher war, auf den Namen Popaſu lautend, und

der andere, ein ruſſiſcher, auf den Namen Popoff ausgeſtellt war; ferner fand man bei ihm noch andere Documente, worunter eine an ihn gerichtete Mittheilung des radicalen rumäniſchen Deputirten Marſescu, daß er ihm bald Geld ſchicken werde. Dieſer letztere Umſtand, im Zuſammenhalte mit dem oben geſchilderten ungeſtümen und gewaltſamen Benehmen des Griechen, veranlaßte allgemein die Annahme, das Popoff als Agent provocateur der der Juden-Emancipation abgeneigten rumäniſchen Oppoſitionspartei nach Folticzeny entſendet worden ſei, um dortſelbſt während des Jahrmarktes eine Judenhetze zu inſceniren und das Volk gegen die Juden aufzuwiegeln. Nach durchgeführter Unterſuchung fand nun am 15. d. die Schwurgerichts-Verhandlung gegen Popoff wegen des an Benjamin Weintraub verübten Mordes ſtatt. Die vom Staatsanwalt erhobene Anklage ſtützte ſich auf den oben geſchilderten Sachverhalt und beantragte gegen den Mörder die Strafe des lebenslänglichen Kerkers mit dem beſonderen Hinweis darauf, daß der Angeklagte ein gefährliches Individuum ſei, zumal man bei ihm mehrere Päſſe gefunden hat; die einvernommenen Zeugen beſtätigten die Anklageſchrift und der Angeklagte ſelbſt leugnete den an Benjamin Weintraub verübten Mord nicht. Bei ſo erwieſenem Thatbeſtand vermochte der Vertheidiger des Angeklagten nichts Beſonderes zu ſeinen Gunſten anzuführen und verſtieg ſich blos zu der eigenthümlichen Behauptung, daß durch die Ermordung des Benjamin Weintraub in der Geſellſchaft keine beſondere Lücke entſtanden ſei; er erwarte daher umſomehr die Freiſprechung des Angeklagten ſeitens der Geſchworenen, als es deren Miſſion ſei, die Geſellſchaft zu retten. Obzwar die Ausführungen des Vertheidigers auf das zahlreiche Auditorium den peinlichſten Eindruck gemacht hatten, ſo erwartete man dennoch allſeits, daß die Geſchwornen den geſtändigen Mörder verurtheilen würden. Wie groß war aber das Entſetzen Aller, als das Verdict der Geſchwornen verkündigt wurde und daſſelbe die Schuldfrage verneinte. Was nach Verkündigung dieſes freiſprechenden Verdictes folgte, reiht ſich würdig an das ganze Gebahren des Mörders an und iſt noch charakteriſtiſcher als dieſes ſelbſt. Der freigeſprochene Angeklagte wurde von einem der Geſchwornen in Gegenwart aller Anweſenden des ganzen Gerichtshofes im Gerichtsſaale umarmt und geküßt und ein Edelmann ſchüttelte ihm freudig die Hand. Und als ob es an dieſen Demonſtrationen nicht genug wäre, nahm der dortige Polizei-Chef den freigeſprochenen Griechen zu ſich auf einen Schlitten und fuhr mit ihm durch jene Gaſſen ſpazieren, in denen meiſtentheils Juden wohnen. Eine ähnliche Verherrlichung eines Mörders iſt gewiß noch nirgends vorgekommen, und mit Recht hat dieſer Vorfall unter den Juden Folticzenys, ja ganz Rumäniens, Entſetzen und Furcht ob der Sicherheit ihres Lebens hervorgerufen. Die Frivolität, mit welcher die Vertheidigung den Mörder zu decken ſuchte und dabei den Judenmord geradezu als erlaubt predigte, der Cynismus, mit dem die Geſchwornen trotz er-

wieſenen Thatbeſtandes den Mörder freiſprachen, endlich die Unverfrorenheit, mit der ſeitens der Rumänen zum Hohne der entſetzten Judenſchaft dem freigeſprochenen Griechen Auszeichnungen zu Theil wurden — all' dies läßt deutlich erkennen, wie arg es noch mit der Cultur und der Geſittung der unabhängigen rumäniſchen Nation beſtellt und wie beklagenswerth das Schickſal der rumäniſchen Juden iſt, die trotz des ſogenannten Emancipationsgeſetzes nach wie vor von ihren nationalen Landsleuten als rechtlos, ja als vogelfrei behandelt werden. Vielleicht giebt dieſe Darſtellung den Anlaß dazu, daß das liberale Europa und die darin maßgebenden Factoren einen tiefern Einblick thun in die eigenthümlichen Verhältniſſe Rumäniens, um die von allen Seiten angeſtrebte Gleichheit und Menſchenwürdigkeit der rumäniſchen Juden nicht zur Fratze werden zu laſſen."

Verſetze Dich jetzt, geehrter Leſer, wenn Du es kannſt, mit uns in die leidenſchaftloſe Stimmung eines Kulturgeſchichtsſchreibers. Noch mehr! Nimm die obige tendenziös gefärbte Korreſpondenz als wahr an bis auf den Punkt überm „i". Und betrachte — — beide Seiten der „Münze."

Sind die Rumänen ſolche Menſchen, wie ſie hier geſchildert werden, — und Iſraels Klagen in Rumänien ſind ja nicht von geſtern! — woher kommt es, daß die Juden nicht längſt aus einem ſo fürchterlichen, beſtialiſchen Lande auswanderten? Der Deutſche, wenn ihn die Heimath drückte, wanderte zu Hunderttauſenden aus und arbeitete in den Wäldern Nordamerika's mit Axt und Spaten, um ſich ſein freies, unabhängiges Brod zu verdienen. Er wanderte aus, ohne von ſolchen — „rumäniſchen Zuſtänden" gedrückt zu ſein. Iſraelitiſche Koloniſten giebt es in den ganzen Vereinigten Staaten von Nordamerika noch nicht hundert. Der Jude, welcher auswandert, wirft ſich faſt ausnahmslos in die Städte, ſchachert und wuchert, und hat in den „States" auch bereits eine furchtbare Bewegung gegen ſich hervorgerufen.

Wenn nun ſolche Dinge, wie die oben geſchilderten, in Rumänien paſſiren können, ſo ſind ſie — der brutale Ausdruck der Volkserbitterung, und der Kulturgeſchichtsſchreiber hat nur zu ſagen: Entweder: Die Juden ſind die harmloſeſten Menſchen und dann ſind die Rumänier Beſtien, die von der Erde vertilgt zu werden verdienten.

Oder aber: Iſrael hat durch ſeine „Eigenart" das rumäniſche Volk zur Verzweiflung gebracht.

Auch wir ziehen aus den beiden oben geſchilderten Ereigniſſen die Nutzanwendung, daß die internationale Staatskunſt ſich ernſter mit der Judenfrage zu befaſſen habe, als mit diplomatiſchen Tändeleien am

grünen Tiſch, wie ſie — Dank der Ueberrumpelung des Berliner Kongreſſes durch die — „Alliance israélite“ — 1878 ſtattgefunden haben. Dinge, wie in Fez, wo mauriſche Semiten über jüdiſche herfielen, und wie die rumäniſche Affaire können weder mit Theorie und Abſtraktionen, noch mit Kladderadatſch- und Weſpen-Entrüſtung behandelt werden. Es iſt eine Situation, wo das „Blatt Papier“ nicht einſeitig als Schein des Shylok betrachtet werden kann und es liegt die internationale gründliche Erörterung der Judenfrage im rein menſchlichen Intereſſe der Juden ſelbſt.

Die moderne Staatskunſt ſcheint uns die Aufgabe zu haben, die Klagen der Völker über die jüdiſche Eigenart praktiſch zu prüfen und ſich nicht mit allgemeinen humanitären Phraſen zu begnügen. Sie verfällt ſonſt in denſelben Fehler wie die Revolutionaire. Der Berliner Kongreß wurde durch die Alliance israélite geradezu überrumpelt und die tief in das ſocialpolitiſche Leben einſchneidende Judenfrage mit einem Federſtrich zu löſen verſucht. Durch dieſe Uebereilung wurde in der ganzen Welt gleichſam eine innere orientaliſche Frage hervorgezaubert. Lange bevor die jetzige antiſemitiſche Bewegung in Deutſchland auftauchte, erſchien ſie in den Vereinigten Staaten, alſo in dem „freieſten Lande“ der Erde. Wir haben geſehen, wie das „Bischen Herzegowina“ faſt einen Weltbrand entzünden konnte. Man behandele alſo das bischen Judenfrage nicht en bagatelle. Die Judenpreſſe belfert und keift ſie nicht aus der Welt. Wir ſtehen vor der Frage, ob die jüdiſche Eigenart das Maß ſein ſoll, mit welchem die Völker gemeſſen werden ſollen? Denn dieſe „Eigenart“ iſt es, welcher die Völker widerſtreben. Auf welcher Seite iſt das Recht? Auf Seite der Völker, die im Laufe der Jahrtauſende die innere Antipathie gegen die jüdiſch-ſemitiſche Eigenart nicht überwinden konnten, oder auf Seiten der Juden? Die Judenfrage ventilirt in Europa, Aſien, Afrika und Amerika trotz der Preſſe der Juden und Judengenoſſen, trotz aller humanitären Abſtraktionen und Phraſen. Sie iſt nicht das Eigenthum einer Partei, ſie iſt bei allen Parteien durch die ſocialpolitiſchen Zuſtände auf die Tagesordnung gekommen und ſpitzt ſich in den Satz zu: Soll ein Ausnahmsvolk unter den Völkern die Regel bilden?

Alle Warnungen der Geſchichte verhallen an der jüdiſchen Eigenart. Der „Giftbaum“ ſteht wieder in üppigſter Blüthe von „Gründen“ und „Schwindel.“ Und den „Dummen, welche nicht alle werden,“ ſehen neue, bittere Thränen bevor, neues Elend, neuer Jammer

bei dem neuen unausbleiblichen „Krach". — Und wer marschirt an der Spitze dieser Taumelbewegung? Wer führt das Rennen in der wilden Jagd nach dem Glück? — Wer flankirt sie, wer ist selbst in der Arrièregarde? Die Anzeigen in den Journalen zeigen uns den „Mitbürger Sem" an allen Enden.

Die Staatskunst hat also ernsthaft zu prüfen, ob die jüdische Eigenart die Völker nicht demoralisirt; ob in einer so ernsten Frage abstrakte Prinzipienreiterei am Platze ist und die Völker zur Liebe für die jüdische Eigenart gezwungen werden müssen? — — —

Appelliren wir daher von beiden Seiten an das Urtheil einsichtsvoller und erleuchteter Staatsmänner.

Wir schließen diese Darlegung mit der Reproduktion eines geradezu klassischen Artikels aus dem Reichsboten:

Napoleon I. und die Juden*). Bei der Bedeutung, welche die Judenfrage gewonnen hat, dürfte es wohl am Platze sein, an die Stellung zu erinnern, welche Napoleon I. sowohl im Prinzip wie gesetzgeberisch zu derselben genommen hat.

Im Jahre 1806 herrschte im Elsaß eine große Gährung gegen die Israeliten; man warf ihnen vor, durch ihre Künste den ganzen Handel an sich gerissen und verdorben und durch Wucher die Landwirthe dergestalt zu Grunde gerichtet zu haben, daß bald die ganze Provinz in jüdischen Händen sein würde. Die Erbitterung war in dem Grade gestiegen, daß blutige Judenverfolgungen zu befürchten standen. Da glaubte die Regierung nicht länger feiern zu dürfen. Der Justizminister legte dem Kaiser den Entwurf zu einem Gesetze vor, welches allen Juden zehn Jahre hindurch das Recht entzog, Hypotheken aufzunehmen, und das die Schuldner jüdischer Gläubiger durch gerichtliche Fristbewilligungen zu schützen suchte. Napoleon wies den Entwurf an den Staatsrath. Dieser aber hielt solches Ausnahmegesetz nicht für zulässig. Der Kaiser war anderer Ansicht. In der Sitzung des Staatsrathes vom 30. April 1806 ergriff er selbst das Wort und sagte: „Die Gesetzgebung muß überall einschreiten, wo der allgemeine Wohlstand in Frage gestellt wird. Die Regierung kann nicht mit Gleichgültigkeit zusehen, wie sich eine verächtliche Nation zweier Departements von Frankreich bemächtigt. Die Juden müssen als ein besonderes Volk, nicht als eine religiöse Sekte behandelt werden. Sie sind eine Nation innerhalb der Nation. Es ist zu demüthi-

*) Und denselben Napoleon haben jüdische Poeten (Heine, Saphir ꝛc.) so glorios besungen, um — die deutschen Fürsten zu ärgern. Poeten, welche gleichzeitig für die vollste Judenemancipation schwärmten!

gend für die französische Nation, in die Gewalt der niedrigsten aller übrigen zu gerathen. Schon sind ganze Dörfer durch die Juden ihrer Eigenthümer beraubt worden. Die Juden sind die Raubritter der neuen Zeit, wahrhafte Rabenschwärme. Man muß sie staatsrechtlich behandeln. Sie sind keine wirklichen Bürger. Es wäre gefährlich, die Schlüssel Frankreichs im Elsaß in die Hände solcher Menschen, die keine Patrioten sind, fallen zu lassen. Vielleicht würde es zweckmäßig sein, durch das Gesetz zu bestimmen, daß am Rhein nicht mehr als 50,000 Juden leben dürfen; die übrigen wären in's innere Frankreich zu verweisen. Man könnte ihnen auch den Handel verbieten, da sie denselben durch ihren Wucher entehren."

In der Sitzung des Staatsrathes vom 7. Mai nahm der Kaiser noch einmal das Wort zur Frage und äußerte: „Man hat mir vorgeschlagen, alle Juden auszuweisen, die ihr französisches Bürgerrecht nicht darthun können, und den Gerichten unbeschränkte Gewalt gegen die Wucherer zu geben; allein das führt nicht zum Ziel. Die Juden haben schon zu Moses' Zeiten Wucher getrieben und andere Völker unterdrückt, während Christen nur ausnahmsweise Wucherer sind und in solchem Fall der Verachtung anheimfallen. Mit philosophischen Gesetzen wird man die Juden nicht anders machen. Da sind schlichte Gesetze, Ausnahmegesetze, vonnöthen. Es wäre tyrannisch, die Juden aus dem Lande zu weisen, und der Richter darf keine in sein Belieben gestellte Macht haben. Man muß den Juden das Handeln verbieten, da sie Mißbrauch damit treiben, wie man einem Goldarbeiter das Handwerk legt, der falsches Gold macht. Man muß sie bessern. Man muß die General-Staaten der Juden, ich meine 50 oder 60 von ihnen, versammeln und hören. Ich will, daß am 3. Juni eine solche allgemeine Synagoge in Paris zusammentrete. Ich bemerke noch einmal: was die Juden böses verüben, kommt nicht von den einzelnen her sondern aus der ganzen Grundart dieses Volks."

Am 30. Mai erfolgte ein Dekret, das den obigen Vorschlag des Justizministers in Betreff der Fristbewilligungen zum Gesetz erhob; ehe man weiter ging, wurde die erwähnte General-Synagoge berufen und ihr ein umfängliches Anti-Juden-Gesetz zur Begutachtung vorgelegt. Nach langer Berathung gab diese Notabeln-Versammlung, wohl nur dem auf sie von oben geübten Drucke folgend, ihre Zustimmung zu demselben. Es ist das Gesetz, welches als „Kaiserl. Dekret, die Juden betreffend, vom 17. März 1808" bekannt ist und in 20 Paragraphen die obigen von Napoleon I. ausgesprochenen Gesichtspunkte, in juristische Form gebracht, enthält. Vorläufig nur auf zehn Jahre erlassen, hat dasselbe, wenigstens in der später preußischen Rheinprovinz, bis in die neuere Zeit hinein Geltung gehabt, nachdem dasselbe durch Kabinets-Ordre vom 3. März 1818 auf unbestimmte Dauer verlängert worden war.

Die Hauptbestimmungen dieses Dekets sind, andeutungsweise ausgedrückt, folgende: Alle von Juden an Minderjährige, Frauen und

Militärs gemachten Darlehne sind null und nichtig. — Keine Klage auf Rückzahlung von Darlehnen, die von Juden an nichthandeltreibende Personen gemacht worden, wird angenommen, wenn der Kläger nicht nachweist, daß die betreffenden Werthe ohne Abzug und ohne Betrug geliefert worden sind. — Mehr als 5 Prozent Zinsen können nicht gefordert werden, mehr als 10 Prozent machen die Forderung ungültig. — Ohne ausdrückliche Erlaubniß der Regierung darf in Frankreich kein Jude Handelsgeschäfte treiben, und diese Erlaubniß, die nur auf Grund verschiedener Zeugnisse ertheilt werden darf, muß alljährlich erneut werden. — Alle von Juden, die keine solche Erlaubniß besitzen, gemachten Geschäfte sind rechtlich nichtig. Ebenso die auf Grund derselben aufgenommenen Hypotheken. — Im Elsaß darf sich kein Jude mehr niederlassen. — Auch im übrigen Frankreich nur unter der Bedingung, daß er Ackerbauer und Feldeigenthümer wird.

Die Privilegien der besitzenden Klassen und ihr Einfluß auf die Socialdemokratie.

Es giebt in der Weltgeschichte sociale Erscheinungen, welche sich immer wieder von Neuem wiederholen. In dem hier schmal zugemessenen Raum würde es zu weit führen, wollten wir diesen Erscheinungen eine nähere Betrachtung widmen; im Ganzen brauchen wir zu diesem Zwecke ja nur unsere großen Philosophen zu excerpieren, was uns von dem eigentlichen Zwecke dieses Artikels ablenken würde.

Was nützt es uns, dem Strauße gleich den Kopf in den Sand zu stecken? wer nicht die Wahrheit hören will, wer nicht soviel patriotischen Sinn hat, nachdem er sie gehört, an der Besserung unserer offenbaren Schäden auch auf jenem, von uns zum Vorwurf genommenen Gebiet nach besten Kräften mitzuarbeiten, der möge in der Lectüre dieses Artikels nicht fortfahren, sondern ihn bei Seite legen. Vielleicht reißt derselbe auch wunde Stellen bei ihm auf und — das könnte am Ende schmerzen. Es ist ja so überaus bequem, fortzuträumen von den bessern Tagen, die ja doch kommen müssen, weshalb sich ein unnöthiges Echauffement bereiten, wo es doch genug Schreier giebt, die sich Humor und Lunge verderben und schließlich für ihre Mühe nichts

erndten, als Zorn und im beſten Falle ein mitleidiges Achſelzucken über „den ſonderbaren Schwärmer.“

„.... Sang der ſonderbare Greiſe
Auf den Märkten, Straßen, Gaſſen
Gellend, zürnend ſeine Weiſe:
„Bin, der in der Wüſte ſchreit.
Langſam, langſam und gelaſſen!
Nichts unzeitig, nichts gewaltſam!
Unabläſſig, unaufhaltſam,
Allgewaltig naht die Zeit.“ — (Chamiſſo.)

Allgewaltig naht die Zeit. Wir ſehen, wir fühlen es, den Philiſter ſchüttelt's, wie im Fieberfroſt, die Angſt vor einer Gefahr, deren Vorhandenſein er inſtinctiv ahnt und — er wählt conſervativ. Er haſcht nach einem Phantom, von dem er Hülfe und Rettung hofft; — der Liberalismus hat es nicht vermocht, wozu giebt es einen Conſervatismus? er wählt und — ſchläft weiter, während die Zeit naht — unabläſſig, unaufhaltſam — wo ſich der vierte Stand, in deſſen Geburtswehen unſere Epoche liegt, zur vollen Selbſtſtändigkeit und Exiſtenz-Berechtigung entwickeln, und es nur von uns abhängen wird, ob ſich dieſe allerſchütternde Wandelung in der ruhigen Form des ſich klärenden Weins vollzieht, oder, begleitet von einem zermalmenden Lavaerguß, unter deſſen erkalteter Schlacke unſeres herrlichen Vaterlandes Pracht erſt nach Decennien zu neuem Leben erſtehen kann.

Jeder denkende Mann fühlt das Vorhandenſein der unſichtbar arbeitenden Kräfte, welche uns auf eine oder die andere Weiſe dazu drängen werden, der Exiſtenz-Berechtigung des vierten Standes gerecht zu werden, und dennoch — wie langſam, mit welchem augenſcheinlichen Widerwillen geht man an die Beſeitigung der Uebelſtände, welchen wir unſere heutige, traurige Situation in erſter Reihe zu danken haben! —

Man giebt Socialiſtengeſetze. Gut! — wir ſehen die Nothwendigkeit dieſer Ausnahmemaßregeln ein. Es mußte etwas geſchehen, um der wüſten Agitation Einhalt zu gebieten, um die ſtaatsgefährlichen Ideale für den Augenblick niederzuhalten, aber als Patrioten, als Männer, die ihr Vaterland über Alles lieben, rufen wir unſern Geſetzgebern, rufen wir den Regierungen zu: Beeilt Euch! — ſchafft Geſetze, die die Beſitzloſen ſchützen gegen die nichtswürdige Ausbeutung durch die Beſitzenden! — beſeitigt jene Privilegien, durch welche die Unzufriedenheit in die Maſſen getragen iſt! — vernichtet den Wucher! ſchafft uns wieder einen chriſtlich-germaniſchen Staat! — gebt uns die Religion wieder, ohne welche nie ein Staat exiſtirt hat, noch je exiſtiren wird! —

Da hört man, wie ſtets, die Antwort: Um Gotteswillen, keine Ueberſtürzung! — nur nicht übereilen! — ſolche Dinge laſſen ſich nicht über den Zaun brechen! — es hieße, das Kind mit dem Bade ausſchütten, wollte man gar an die Normirung eines feſten Zinsfußes denken. Letztere Phraſe beſonders iſt dem Volke durch die ſemitiſche Preſſe mundgerecht gemacht worden. Man iſt im Großen und Ganzen bereits ſoweit, daß man in liberalen Kreiſen alles Ernſtes daran glaubt, durch ein Geſetz könne niemals die Wucherfrage entſchieden werden, der geſunde Sinn des Volkes müſſe ſich Bahn brechen, der Einzelne zur Beſchränkung ſeiner Bedürfniſſe zurückkehren, und die antike Einfachheit der Sitten unſerer Voreltern wieder in unſer Leben aufgenommen werden.

Elende Phraſendreſcherei, mit der man in Wahrheit keinen Hund hinter dem Ofen hervorlockt! — und dabei verarmt der Mittelſtand mehr und mehr. Die Conſumenten nehmen in erſchreckender Weiſe ab, Fabriken — bis vor Kurzem in blühendem Betrieb — werden geſchloſſen, und das Proletariat, das heißt der durch Arbeitsloſigkeit unzufriedene, ſogenannte vierte Stand, gewinnt neue Schaaren von Anhängern.

Die Philiſter ſtecken hinter der Bierbank die Köpfe zuſammen und tuſcheln ängſtlich. Da iſt in Breslau, der zweiten Metropole des Judenthums in Deutſchland, trotz des Socialiſtengeſetzes, das ja bisher ſo überaus günſtige Reſultate geliefert hat, ein — Rother gewählt worden! Philiſter Schulze bekommt wieder einmal einen Anfall von Schüttelfroſt, während College Müller auf den Tiſch donnert und mit Stentorſtimme ruft: Wozu zahlen wir Steuern? — haben wir denn keine Armeen? — man kartätſche die Bande! —

Schrecklich, daß es ſoweit bei uns kommen mußte! — Dreimal Wehe den Leuten, die das an unſerer Nation verſchuldet! — die es dahin gebracht haben, daß man kaltblütig von Niedermetzelung ganzer Volksklaſſen ſpricht. —

Freilich — das heutige Zerrbild des „vierten Standes“ kann auch dem muthigſten, ruhigſten Bürger ein Grauſen verurſachen. Wer hat daſſelbe aber geſchaffen? — wer hat dieſe Legion religions- und vaterlandsloſer Exiſtenzen in die Welt geſetzt? — wer Unzufriedenheit und Neid der Beſitzloſen gegen die Beſitzenden angefacht? — wer endlich dem Bürger, dem Handwerker, dem Arbeiter ſein erſpartes Scherflein genommen? — Das A B C unſerer Antwort lautet: die goldene Internationale that das! — die goldene Internationale — mit ihren Paladinen, jenen Preßpiraten, die für Geld dem Volke jede Lüge auftiſchen, mit Hülfe jener ſogenannten Volksvertreter, welche ihre Pflicht ſoweit ver-

gaßen, daß ſie Geſetze eigens zur Ausbeutung der Maſſen durch das Großkapital ſchufen.

Freilich müſſen wir hier zur Ehrenrettung Vieler ſagen, daß ſie unwiſſentlich am Ruin der Nation arbeiteten, indem ſie von jenen Collegen todt oder dumm geſchwatzt wurden, die goldene Pillen zum Reden eingenommen hatten.

Zum Beweis dafür, wie weit die Gleichgültigkeit der Abgeordneten jener traurigen Epoche gegen die zu berathenden Geſetze ging, möge dienen, daß Schreiber dieſes einem dieſer Herren begegnete, welcher gänzlich in Unkenntniß darüber war, daß die Reichsbank ein Actienunternehmen iſt. Man fühlte ſich in der unverletzlichen Würde eines Volksboten und — ſtimmte eben gedankenlos mit. Leider wird hier das Wort Schillers im „Demetrius" wiederum um eine Beweisführung bereichert: „Was iſt Mehrheit? — Die Mehrheit iſt der Unſinn!" —

Wir halten es für unſere Pflicht, einige Worte über die Ständeunterſchiede, insbeſondere über die momentane Zuſammenſetzung des vierten Standes zu ſagen. Es iſt das nöthig, um zu vermeiden, daß man etwa — wie es ja zur Zeit in der Judenpreſſe Sitte — unſere Worte verdreht und uns zum Socialdemocraten ſtempelt. Schreiber dieſes ſteht auf dem Standpunkt, daß eine Reconſtruirung der Stände allein der Nation ihr Gleichgewicht wiedergeben kann. Dieſen Gedanken hier näher auszuführen, würde uns zu weit vom eigentlichen Thema dieſes Artikels ablenken. Wir wollen nur ſagen, daß wir von Neuem einen Geburtsadel, baſirt auf befeſtigtem Grundbeſitz, einen Bürger-, einen Bauern- und endlich — als vierten — einen Arbeiterſtand geſchaffen wiſſen wollen.

Augenblicklich iſt der vierte Stand die Zuflucht aller beſitzloſen, unzufriedenen Exiſtenzen, — der Adel ſtellt ebenſo ſein Contingent zu demſelben, wie der Arbeiterſtand, — naturgemäß iſt er auf dieſe Weiſe zu einem wahren Hexenkeſſel der heterogenſten Elemente geworden, in dem es brodelt und ziſcht und Blaſen treibt und jeden Augenblick eine Eruption erfolgen kann, die dann freilich mit eiſerner Hand niederzuhalten iſt. —

Und die eiſerne Hand wird vorausſichtlich feſt zugreifen müſſen; denn die Verwahrloſung und Vermehrung jener Volksklaſſe, die „Nichts ihr eigen nennt" nimmt in ſtetig wachſender Weiſe zu. Wie erwähnt, aus allen Ständen rekrutirt ſie ſich, und wollen wir den Offizierſtand als Stand einmal nennen, ſo müſſen wir leider die Befürchtung ausſprechen, daß auch gerade aus ihm, durch den Wucher vernichtete Exiſten-

zen dem Proletariat zufließen, die dereinſt das Amt jener ehrvergeſſenen Führer des badiſchen Aufſtandes übernehmen könnten. —

Erkenne — würdige eine Gefahr, und Du haſt ſie halb beſiegt! — nochmals — ſtecke nicht den Kopf in den Sand, ſondern zeige Dich als Mann und wahrer Patriot, dem das Wohl jedes einzelnen Bürgers ſo hoch ſteht, wie das Deine. —

Wer nun ſind die Leute, welche unſere Nation verarmen gemacht, welche den materiellen Wohlſtand Deutſchlands mit Füßen getreten haben, indem ſie jene Privilegien ſchufen, mittelſt deren der Ruin unſeres Volkes ausgeſprochen war? —

Die Führer jener momentan als abgethan geltenden Partei, welcher wir die Segnungen der Mancheſter-Wirthſchaft, die neue Actiengeſetzgebung, — den ſteuerfreien Börſenſchwindel, — die ſogenannte Deutſche Reichsbank, — die Bank- und Wechſel-Privilegien etc. etc. — zu danken haben, waren — die Semiten Lasker und Bamberger.

Wer hat es durch eine wuchernde, ſchamloſe Preſſe dahin gebracht, daß unſerer Jugend das Bewußtſein für Moral und Ehre abhanden gekommen? — daß die liberalen Blätter der Hauptſtadt unſeres Vaterlandes es wagen dürfen, unſere Religion mit Füßen zu treten, unſere heiligſten Gebräuche zu profaniren, Proteſtant gegen Katholik zu hetzen, wo wir doch als Chriſten nach dem Evangelium einträchtig beiſammen leben ſollten? — wer ſind die Begründer dieſes unerträglichen Zuſtandes? —

Der Semit Moſſe und ſeine im vorigen Hefte genannten Stammesgenoſſen! —

Wer endlich warf jene Lehren in's Volk, die die Maſſen unzufrieden gemacht? — nachdem freilich vorher der Boden durch die liberale Geſetzgebung beſtens hergerichtet worden; — jene Lehren, welche mit ihren zerſetzenden Tendenzen die Geſundheit auch der kräftigſten, urwüchſigſten Nation untergraben müſſen, weil ſie Familienhaftigkeit und Religion negiren? — wer ſind die Propheten unſerer Social-Democratie? —

Die Semiten Laſſalle und Marx. —

Geiſtig geknechtet, moraliſch entwürdigt, materiell ruinirt, — das iſt der Zuſtand der Deutſchen Nation nach zwanzigjähriger Emancipation der Juden. Und exiſtiert denn irgend eine Ausſicht auf Beſſerung? — hat einer aus der Reihe der Boten, welche das Volk mit dem höchſten Vertrauenspoſten, ihm Geſetze zu machen, beehrt, den Muth, das Kind beim rechten Namen zu nennen? — giebt es Einen unter den Berufenen, der, wie der Ungar Iſtoczy, durch ſein Auftreten ſich unvergänglichen Ruhm verſchafft, indem er den Regierungen hülfreiche Hand leiht,

daß ſie Maßregeln gegen den Colorado-Käfer treffen, der unſer Mark verzehrt? —

Oder haben auch die Regierungen noch nicht erkannt, wo uns der Schuh drückt? — nun — ſo mögen ſie den Blick oſtwärts wenden, nach Rußland, wo man jetzt bereits mit Austreibung jener Fremdlinge beginnt, welche bisher in jedem Nihiliſtenprozeß ſich in unglaublichem Procentſatz auf der Anklagebank befanden. Bei dieſer Gelegenheit rufen wir den Volksvertretern zu: Seid auf der Hut! — ſchützt das Volk gegen eine etwaige neue Invaſion, die unſeres Erachtens nicht ausbleiben kann, wenn der neue Ukas in ſeinen äußerſten Conſequenzen durchgeführt werden ſollte. —

Freilich — ob das wohl der Fall ſein wird? — Ein alter Freund nannte einſt in einem Geſpräch mit mir die Juden „die Nihiliſten der Welt.“ Er that ihnen eine Ehre damit an, denn der Nihiliſt iſt nicht Kosmopolit, er iſt Patriot. Ein zweites Mal that derſelbe Freund mir gegenüber einen anderen Ausſpruch, deſſen Wahrheit eher einleuchtend iſt:

Der Jude begeht ſeine Verbrechen in Verbindung mit hochgeſtellten Perſonen, die man ſpäter nicht fallen laſſen kann. —

Wir enthalten uns jedes Commentars über dieſen Ausſpruch, bitten aber den Leſer, ſich geneigteſt an unſere Gründerzeit glorreichen Andenkens und an den verfloſſenen ruſſiſch-türkiſchen Krieg zu erinnern, in der es dem ſemitiſchen Conſortium „Horoſitz, Cohn und Comp.“ gelang, durch die vortreffliche Executirung der mit ſchwerem Gelde bezahlten Lieferungen, tauſende von tapferen Moskowiten in's Jenſeits zu befördern, worauf auf des Czaren ſehr gerechtfertigtem Zorn hin eine Unterſuchung erfolgte, welche nach den erſten Enthüllungen niedergeſchlagen wurde, weil — „hohe Perſönlichkeiten“ durch die dumme Geſchichte in Gefahr liefen, compromittirt zu werden. —

Alſo Volksvertreter, wir appellieren an Euch: Das Viſir herunter! — ſo Ihr die Gefahr erkannt habt, ſo ſeid nicht feige, ſondern ſprecht, wie es einem Germanen geziemt und unſeres Volkes Liebe, welches vertrauend auf Euch blickt, wird's Euch lohnen. Amen! —

Korreſpondenz aus München.

Im bairiſchen Landtage kam die Judenfrage neulich bei Gelegenheit der Beſprechung des Nothſtandes im Speſſart, der dem oberſchleſiſchen nicht viel nachgeben dürfte, zur Sprache. Der Abgeordnete für Aſchaffenburg Dr. Friedrich Frank drückte ſich folgendermaßen aus:

„Man hat davon geſprochen, daß die Leute dort nicht mehr fleißig ſeien. Es heißt nämlich in dem Regierungsblatt, in dem Kreisamtsblatt für Unterfranken Nr. 112 vom 27. Dezember:

„„Die Erwerbsthätigkeit der Speſſarter im Allgemeinen iſt im Rückgange begriffen. Dieſelben haben angeſichts der geringen Früchte, welche ſie aus der Landwirthſchaft beziehen, und ihrer mangelhaften Nahrung mehr und mehr die Luſt an Arbeit verloren.““ Im Allgemeinen muß ich dagegen Proteſt erheben, daß die Bewohner des Speſſarts die Luſt an Arbeit verloren hätten. Allerdings giebt es eine Anzahl von Leuten, welche die Luſt an der Arbeit verloren haben. Aber aus welchem Grunde? Damit, meine Herren, komme ich wieder auf einen großen Mißſtand, der im Speſſart herrſcht, zu ſprechen. Es hat einmal Einer gemeint: Ich getraue mir mit Einem Geſetze, das einen einzigen Paragraphen hat, dem Speſſart aufzuhelfen. Dieſer Paragraph würde lauten: Jeder Handelsjude, der den Speſſart betritt, wird ſofort todtgeſchoſſen (Ruf: Sehr gut!) oder an dem nächſten Eichbaum aufgeknüpft. Nun, meine Herren, es verſteht ſich von ſelbſt, und ich brauche wohl die Verſicherung nicht beizufügen, daß, wenn ich auf dieſen Gegenſtand zu ſprechen komme, mir nichts ferner liegt, als gegen die Iſraeliten zu ſprechen oder gar eine ſogenannte Judenhetze zu inſceniren. Das iſt meine Abſicht nicht im Entfernteſten. Aber, meine Herren, etwas Wahres iſt an der Sache, daß die Handelsjuden einen großen Mißſtand bilden; ſie bilden dieſen Mißſtand dadurch, daß ſie den Leuten das ſogenannte Einſtellvieh bringen. Der Handelsjude bringt dem armen Bauern eine dürre Kuh, bei der die Hüftknochen ſo weit herausſtehen, daß man den Hut recht ſchön daran aufhängen kann, ohne Beſorgniß, er möchte herunterfallen. Dieſes Stück Vieh wird von dem armen Bauer unterhalten und gefüttert; er hat allerdings die Nutzung davon; wenn er es aber einigermaßen herausgefüttert hat, dann kommt der Verkäufer wieder, holt ſich das Stück Vieh und ſtellt ein anderes mageres wieder dafür ein, und der Bauer muß ſich natürlich zu allen Bedingungen, die

ihm da gemacht werden, verſtehen. Es kommt da bei manchen Bauern ſo weit, daß ſie durch das Einſtellvieh dem Handelsjuden mit Haut und Haar ſich verſchreiben müſſen, und wenn nun Einer in ſolcher Lage ſich befindet, dann denkt er natürlich: was ich arbeite, gehört ja nicht mir, ſondern dem Handelsjuden. Warum brauche ich alſo für den Juden zu arbeiten? Und ein ſolcher Menſch lebt dann nicht mehr in gemüthlichen Verhältniſſen, ſondern iſt immer ſehr mißmuthig geſtimmt; denn wenn er zum Beiſpiele Morgens erwacht und an's Fenſter geht und hinausſieht, ſo iſt ſein erſter Gedanke immer der: Der Kukuk wird mir doch heute nicht den Schmul oder Löb herbeiführen! (Heiterkeit.) Und wenn er ein Paar Nickel verdient, ſo geht er in das Wirthshaus, wirft ſie hin auf den Tiſch und ſagt: Hat der Teufel das Regiment geholt, ſoll er den Tambour auch noch holen."

Der jüdiſche Abgeordnete von Nürnberg, Advokat Frankenburger ſagte darauf, Dr. Frank habe die Sache bei den Haaren herbeigezogen (wo es ſich doch um den Nothſtand im Speſſart handelte), und Hr. Bankdirektor von Schauß, Abgeordneter für Kronach meinte in der folgenden Sitzung, man ſolle ſich „die Judenfrage aufſparen, bis eine Gelegenheit gegeben ſei und etwa von einer beſtimmten Seite ein Antrag kommen werde, um die Frage auf dem geſetzlichen Wege wieder etwas zurückzuſchrauben." Dies Zugeſtändniß von offiziell liberaler Seite bedeutet unleugbar einen Fortſchritt, wenn man bedenkt, wie man noch vor zwei Jahren in ſolchen Kreiſen überhaupt nur den Namen „Judenfrage" perhorrescirte. Herr von Schauß möge nur auch weiter gehen, und ſtatt, wie er in ſeinen folgenden Worten that, den konfeſſionellen Unterſchied, vielmehr den ſocialen und Raceunterſchied betonen. Die Juden haſſen wir nicht wegen ihrer Religion — in dieſer Beziehung kann Niemand toleranter ſein, als der Schreiber dieſer Zeilen — vielmehr wegen ihrer Ausbeutungsſucht und ihrer engverbundenen Kameraderie. Wir wollen eben einfach nicht von ihnen in das Proletariat verwieſen werden. Merkt ſich das der Liberalismus nicht, ſo muß er gewärtigen, in's alte Eiſen geworfen zu werden. Dem praktiſchen Leben abgewendete Theoretiker, Doktrinäre können wir nicht brauchen.

Ein Freund theilt uns ein Gedicht mit, das bei der letzten Wahlkampagne im Wahlkreiſe Ansbach kurſirte. Herr Sonnemann reiſte dort herum und hielt Stumpreden für den Kandidaten der Volkspartei, Holzgroßhändler Kröber. Wenn man von Aufklärung, freiheitlichen Intereſſen ſpricht, ſich als Mann des Volkes darſtellt, hie und da das Wort Republik hineinmiſcht, dann pflegt man ſtets eine gewiſſe Anzahl Leute

zu gewinnen. Daß aber dadurch nur die Bildung einer wirklich demokratiſchen Partei verhindert wird, das kommt ſolchen Leuten nicht in den Sinn. Wir erlauben uns, aus dem Gedichte, das allerdings ziemlich holprige Verſe hat, den letzten Vers anzuführen:

Ich Börſenfreiheitsdemokrat, juchhe!
Der ſcheußlichſte Tyrann im Staat, juchhe!
Ich bringe gewißlich wieder herum
Das gute Michelpublikum.
Betrug bringt Gold, juchhe!
Die Arbeit aber thut weh!

Charakteriſtiſch iſt auch, daß im badiſchen Wahlkreiſe Offenburg ein Redakteur der Frankfurter Zeitung von Seiten der „Volkspartei" aufgeſtellt wurde. Da ſtehen doch die Württembergiſchen Demokraten ganz anders da!

Zur Inſeratenfrage.

(Den Mitgliedern des Deutſchen Reichstags gewidmet.)

Wenn es wahr wäre, was in einigen Zeitungen geplaudert wird, daß man an die Einführung einer Inſeratenſteuer denkt, dann könnte man nur gleich Herrn Rudolf Moſſeleben zum Director dieſes Finanzverwaltungszweiges ernennen, mit der ſelbſtverſtändlichen Erlaubniß, ſein Inſeratenvermittelungsgeſchäft nebenher weiter zu betreiben. Das Syſtem der Haugwitz-Luchesini mit dem Motto: „Waſche den Pelz, aber mach' ihn nicht naß" wäre dann in die ſtramme preußiſche Verwaltung übergegangen. Den anſtändigen Leuten würde ſich die Ueberzeugung aufdrängen, daß es dem Staate nur darum zu thun wäre, aus der Preſſe „Groſchen zu machen" in möglichſt bequemer Weiſe, daß er, der Staat, aber den Augiasſtall des Inſeratenweſens unbeachtet ließe und das Publikum auch in Zukunft eine Beute der journaliſtiſchen Induſtrieritterſchaft bleiben müßte.

Eine Inſeratenſteuer! Nun ja, die bringt „Groſchen ein." Aber der Staat beſteuert damit nur das unter der heutigen Inſeratenfreiheit „gerevolverte" Publikum. Der Moſſeſche Tarif wird nur um 5 % an Steuern erhöht, die Zeitungsunternehmer erhöhen

die Inſeratengebühr und der Bürger iſt noch immer gezwungen, ſeine Geſchäftsanzeigen in die Zeitungen aller politiſchen Farben einrücken zu laſſen, ſich in fünf- bis zehnfach erhöhte Ausgaben zu ſtürzen. Die Schwindel- und Schmutzanzeigen bleiben. Nur dem kleinen Mann wird das Daſein erſchwert; denn die Inſeratenſteuer, aus welcher ſich die Herren vom Gummi, Syphilis, Schwindel nichts machen, iſt ihm, dem kleinen Mann eine erhöhte Laſt geworden.

Wenn hier die Socialdemokratie wieder einmal peſſimiſtiſch in's Fäuſtchen lacht, ſo fehlen uns die Argumente gegen ſolchen Peſſimismus.

Andererſeits aber ſind wir — leider — gezwungen, wieder einmal ſkeptiſch zu lächeln, wenn man uns vom chriſtlich-germaniſchen Staat redet; denn dieſer Staat würde ja nur zu bequem ſein, ſich eine brillante Einnahme zu verſchaffen, ohne die öffentliche Moral Preis zu geben! Zu bequem, das Publikum vor dem Induſtrierittertum der Zeitungen ſicher zu ſtellen.

Die Verwaltung eines Inſeratenſteuerbüreaus endlich würde das Doppelte koſten, als die Einrichtung amtlicher Intelligenzblätter.

Jeder anſtändige Journaliſt, — NB. wenn er ſelber kein Intereſſe am Inſeratenweſen hat! — kann der Regierung hier mathematiſch klare Winke geben. Er wird ihr ſagen, daß die Oppoſition bei der Inſeratenſteuer noch mehr geſtärkt wird, daß die Schmutzanzeigen noch mehr blühen werden und nur der „kleine Mann" der Brod und Arbeit ſucht, höher beſteuert wird. Was hilft es, daß Herr Maybach ſeine „Axt" gegen den „Giftbaum" — in der blauen Luft ſchwingt? Was hilft der Donner der ſouverainen Verachtung gegen die Preſſe aus Jupiter-Bismarcks Munde, wenn Schlag und Blitz nicht folgen?! — Wenn die Axt zur Gießkanne wird und der Donner zum befruchtenden Regen für die Demoraliſation der Preſſe — und ihre Ausbeutung des Publikums.

Aber noch mehr! Wie Viele würden inſeriren in amtlichen Intelligenzblättern, wo ſie für einmalige Zahlung geleſen werden müſſen, während ſie jetzt nicht inſeriren können, weil ſie in fünf bis ſechs mal mehr Zeitungen zugleich inſeriren müſſen. Die bloße Inſeratenſteuer kann dem Staate gar nicht ſo viel Geld einbringen als die amtlichen Intelligenzblätter. Was ſchadet's denn, wenn ein paar hundert Zeitungen, die nur vom Inſeratenſchwindel ihr Daſein führen, auffliegen? Was ſchadet's, wenn die indirecte Korruption der Maſſe aufhört! Der Staat hat materiell und moraliſch den Nutzen davon und der Staat ſteht höher als die Zeitungs- und Inſeraten-Speculanten.

Die Inseratensteuer befreit die großen Sünder von der Konkurrenz der kleinen in den Anzeigen. Die Inseratenfreiheit ist eine Schmutzinstitution in der Tagespresse nach allen Seiten hin. Der flüchtigste Blick auf die Zeitungen muß den Staat davon überzeugen.

Redet also nicht länger von Verwilderung der Sitten, von Unchristlichkeit und von der schlechten Presse überhaupt. Ihr selbst subventionirt sie ja indirekt und die Inseratensteuer ist nichts als die Abgabe für die Erlaubniß weiter demoralisiren zu können! Zeigt uns, daß Ihr Euch auf eine gesunde „Reaktion" versteht! Werft das Geld gegen eine Steuer nicht dem journalistischen Industrieritterthum in den Schooß. Macht die Moral zur Staatssache in der Presse. Mit einem Wort: stellt Rudolf Mosse und Compagnie nicht höher als das Wohl des Publikums und den Status der Staatsfinanzen. Verstaatlicht das Inseratenwesen. Das ganze inserirende Publikum und die öffentliche Moral werden es Euch Dank wissen und der Herr Finanzminister wird ein seelenvergnügtes Gesicht dazu machen!

Andere Anomalie! Das inserirende Publikum muß die Preßprozesse der Zeitungen indirekt bezahlen!

Andere Anomalie! Die Zeitungen richten ihre Tendenz nach den Tendenzen des inserirenden Publikums ein.

Wohin man sieht, — Blödsinn, Anomalie bei der Inseratenfreiheit! Und das will „Fortschritt" sein! „Fortschritt," wo eine Hand voll Zeitungsindustrielle Blutegel an der Moral des Staates sein können!

Das Possirlichste dabei aber ist, daß man sich noch wundert, daß die Mosseleben und Compagnie mehr gelesen werden als die conservativen Zeitungen; der Philister pflegt die Blätter zu halten, in welchen er inserirt.

Volks- oder Judenwirthschaft.

„Unseren parlamentarischen Körperschaften fehlt eine größere Anzahl wirthschaftlich (praktisch und theoretisch) Gebildeter, welche im Stande wäre, ökonomische Fragen nach den ökonomischen Gesichtspunkten und nach diesen allein zu beurtheilen."

Mit dieſem Stoßſeufzer ſchließt der „Berliner Börſen-Courier" ſeine in der Nr. 64 losgelaſſene Jeremiade über die Debatte des Abgeordneten-Hauſes bei der zweiten Leſung des Geſetz-Entwurfs betreffs Erwerbung der Rheiniſchen und Berlin-Potsdam-Magdeburger Eiſenbahn für den Staat, in welcher er die an der Debatte Betheiligten sans façon als wirthſchaftliche Cretins abkanzelt. Hiernach ſollte man meinen, daß es ſich bei der bezeichneten Debatte um die höchſten materiellen Intereſſen des Volkes gehandelt habe, und man könnte gleich dem edeln Jobber-Organe von einem „gewiſſen Gefühle unheimlichen Grauens" ergriffen werden bei der Vorſtellung, daß das Schickſal dieſer Intereſſen ſo jämmerlich unerfahrenen Köpfen anvertraut iſt; wer aber den Artikel geleſen hat, dem wird es auch ſofort klar vor der Seele geſtanden haben, daß er es nur mit den Sentiments des Herrn Davidſohn, als des Anwalts ſeines zur Herrſchaft berufenen Stammes, zu thun hat, deſſen volksfreundliches Herz voll Trauer iſt darüber, daß ſeinem Stamme in der Legislative nicht ein größerer Spielraum zur Bethätigung ſeines Volksbeglückungs-Dranges geworden. Es handelt ſich nämlich bei dieſer Debatte um nichts mehr und nichts weniger, als darum, wer bei der dem auserwählten Volke wieder einmal in den Schooß gefallenen Chance der großen Convertirungs-Schiebung der Prioritäten in Conſols den Rebbes machen wird. Eigentlich iſt dies nun durchaus keine Frage der Volks-, ſondern der Börſen-Wirthſchaft und in letzterer Beziehung ſelbſtredend weſentlich eine Juden-Frage. Glücklicher Weiſe iſt das Beſtreben des Herrn Davidſohn, der ſterilen Doctrin der Börſen-Wirthſchaft zur Herrſchaft über die Wiſſenſchaft der Volkswirthſchaft zu verhelfen, bis jetzt noch nicht von dem erſehnten Erfolge begleitet worden; die ſogenannten volkswirthſchaftlichen Gelehrten unter dem auserwählten Volke ſteuern freilich in Erfüllung ihres hohen Berufes als die wiſſenſchaftlichen Handlanger des ſemitiſchen Börſen-Induſtrialismus wacker auf dieſe Verjudung der Volkswirthſchafts-Lehre los; wir dürfen aber doch wohl der Zuverſicht leben, daß der Geiſt deutſcher Wiſſenſchaftlichkeit ſich dieſen Corrumpirungsverſuchen als gewachſen erweiſen werde. Gelänge dem Semitismus auch dies Streben, ſo würde dies gleichbedeutend ſein mit einer troſtloſen Verflachung der Wiſſenſchaft, die dann in demſelben Werthverhältniß ſtehen würde, wie die für einen jeden Flachkopf erreichbare Routine des Börſen-Schwindels zu einer jeden anderen reellen Beſchäftigung. Ebenſo wenig glauben wir, nachdem die einem jeden Deutſchen innewohnende Abneigung gegen die ſemitiſche Race zum Volksbewußtſein verdichtet zu werden begonnen, befürchten zu müſſen, daß der Wunſch des Herrn Davidſohn, eine größere Anzahl wirthſchaftlich Gebildeter ſeines Calibers in der Legislative zu ſehen, in Erfüllung gehen werde, vielmehr hoffen zu dürfen, daß die — glücklicher Weiſe in geringer Anzahl — der Legislative angehörenden ſemitiſchen Volkswirthſchafts-Praktiker und -Theoretiker zum Heile des Vaterlandes bei den nächſten Wahlen vom geſunden Sinne des Volkes — gleich dem erleuchteten Eduard — werden

perhorrescirt werden. Wenn man dem Herrn Davidsohn darin beistimmen darf, daß die von ihm durchgehechelte Debatte ein herzlich mangelhaftes Verständniß der Betheiligten für die Modalitäten der Börsen- (nicht Volks-) Wirthschaft erkennen ließ, so ist dies wahrlich ein Vorwurf, der nicht allzu schwer auf einem Volksvertreter lasten dürfte, denn grade die Unbekanntschaft mit den Raffinements des Börsenschwindels erfüllt uns bei einem Abgeordneten mit einer gewissen Beruhigung; im Uebrigen hatte die ganze Debatte mit dem eigentlichen Thema, nämlich der Staatsbahnfrage, so gut wie gar nichts gemein; sie war in unseren Augen ziemlich überflüssig, und die Betheiligten hätten besser gethan, wenn sie überhaupt dem Publikum und dem Finanzminister gute Rathschläge ertheilen wollten, sie davor zu warnen, sich überhaupt mit jüdischen Banquiers einzulassen; wenn das Publikum einen solchen Rath befolgte, so würde bald der „Giftbaum" in Ermangelung des nöthigen Materials für die lucrative Schaafschur seine arsenikhaltigen Blätter hängen lassen, und der Staat würde bald zu der einzig richtigen Methode, seine vielgesuchten Schuldverschreibungen an den Mann zu bringen, übergehen müssen, indem er hierzu lediglich seinen bureaukratischen Apparat benutzte, und dem Publikum Geld dadurch ersparte, daß er die parasitischen Zwischenhändler beseitigte. Jedenfalls würde dies auch wesentlich dazu beitragen, uns von der semitischen Schmarotzergesellschaft zu befreien.

Im engsten innerlichen Zusammenhange mit der vorbezeichneten Tendenz des Semitismus steht das Geschrei nach Etablirung eines volkswirthschaftlichen Senats; wir irren wohl kaum in der Wahrnehmung, daß nach dieser Institution vorzugsweise das erwählte Volk lechzt, weil sie jedenfalls dem Semitismus eine neue und für das arbeitende Volk hochgefährliche Waffe in die Hand drücken würde. Herr Dr. Richard von Kaufmann, der schon Anfangs vorigen Jahres die Güte hatte, in einer besonderen Abhandlung diese neue Idee zurecht zu machen, gehört wohl sicherlich jenem erlauchten Hause an, von dem ein Sprößling durch seine Verbindung mit der Tochter eines der einnehmendsten Zweige des Giftbaumes, des liebenswürdigen Herrn Jacob von Landau, sich in die beneidenswerthe Lage gebracht hat, dem Verlangen des Volkes nach beglückenden Werthpapieren in reichstem Maaße zu entsprechen. Die Idee, die Vertreter des Handels zum volkswirthschaftlichen Senat durch die Handelskammern wählen zu lassen, ist gewiß entzückend, und man darf schon im Vorgenusse des Eindruckes schwelgen, welchen diese erlauchte Körperschaft mit ihrer Fülle semitischer Characterköpfe und Gestalten gewähren wird. Hoffentlich wird dieser Eindruck nicht durch ein Ueberwiegen des agrarischen Elementes getrübt werden, obgleich auch bei diesem ja immer noch die Hoffnung bleibt, daß der semitische Latifundien-Besitz seine Vertreter stellen werde. Aber weshalb diesem Senate nur eine berathende Qualität vindiciren? Weshalb sich mit dem bescheidenen Veto begnügen? Ueberlasse man doch lieber die ganze und ausschließliche Ent-

ſcheidung dieſer erleuchteten Vereinigung praktiſcher und theoretiſcher Autoritäten der Volkswirthſchaft. Könnten denn überhaupt die materiellen Intereſſen weiſer regulirt werden als durch die Senatoren der Börſe?!

Vom jüdiſchen Kriegsſchauplatz.

„Ulk". Schiller läßt den Meiſter in ſeinem Gedicht: „Der Kampf mit dem Drachen", ſagen:

Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorſam iſt des Chriſten Schmuck.

Auf dieſe Rede nimmt der ſkurrile Runne, im Ulk, Beiblatt des Berl. Tageblatt, in Nr. 5 vom 29. Januar a. cr. Bezug. Er ſagt da:

. . . . Und dann erwarte ick mit Beſtimmtheit, daß Jeder, wenn er alle Jründe erſchöpft hat, die es ihm in der Tiefe ſeiner Seele unmöglich machen, auf die Rejierungspläne einzugehen, wie ein Mann — ja ſagt, ſobald Bismarck das Geld für vermehrte Soldatenzwecke verlangt. Jck hab't aber immer jeſagt, daß Schiller janz recht hat, wenn er behauptet: Muth zeiget auch des Chriſten Schmuck, gehorſam iſt der Mameluck."

Durch die Siegmund Haber'ſche unſchuldige Inverſion der Gedanken bei Schiller, werden die Abgeordneten der Preußiſchen Nation, welche für die Heeresverſtärkung votiren, zu Mamelucken geſtempelt.

Man kann deshalb wohl den großen Runne in ſeiner jediejenen Rede weiter ſo fortfahren laſſen: „Eijentlich iſt, näher beſehen, die unverfrorene Unverſchämtheit der Mauſchel-Preſſe, ächt mameluckiſch. Jck habet aber immer jeſagt und ſag et noch: Die Deutſchen ſind eben urkomiſche Leute, daß ſie ihre Nationalehre, ohne energiſch und gewiſſenhaft zu reagiren, von den Juden zu Tode hetzen laſſen. Darüber ſoll doch jleich ein — Mäuslein krepiren!!"

Der Liberalismus auf dem „Hamburger Berg". Von einem Mitgliede der „Hamburger Antiſemitenliga" geht uns nachſtehender Bericht über eine am 29. Januar auf dem Spielbudenplatz in der Vorſtadt St. Pauli abgehaltene Verſammlung von „liberal" jüdiſch angehauchten Exiſtenzen zu.

„Donnerstag, d. 19. d. M. tagte in Ludwigs Ballhaus St. Pauli eine Versammlung des „liberalen Reichstagswahlverein", Tagesordnung: Die Grenzen der Armuth und des Reichthum's. Ref. Dr. Kolkmann (Redakt. der „Hamb.-Alt. Reform").

Der Vortrag an und für sich wäre nicht der Erwähnung werth, da ihm nicht nur jede Logik mangelte, sondern dem Referenten auch das bescheidenste Maß volkswirthschaftlicher Sachkenntnisse, welches man doch bei einem derartigen Thema vorauszusetzen berechtigt ist, vollständig fehlte. Der Rhetor schwefelte:

. . . . Der Begriff Reichthum, sei relativ, auch der Begriff Armuth sei relativ, nur dem juristischen (!) Recht stehe es zu, die Grenzen der Armuth zu bestimmen und zwar sei dieselbe dort festzustellen oder zu ziehen, wo der Mensch nicht mehr im Stande sei, seine Nothdurft zu bestreiten. (Daß auch die Nothdurft ein relativer Begriff sei, schien der Redner nicht zu wissen.)

All das Geträtsch wäre eines Berichtes nicht werth, wenn sich der Redner nicht am Schlusse seiner Rede zu folgendem Aberwitz verstiegen hätte: Die christliche Religion sei ein Kulturhemmniß, die Worte ihres Stifters — „Es sei leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Himmelreich komme", seien Blödsinn (sic); die Sittenlehre der christlichen Religion sei allein Schuld daran, daß die Besitzenden kein Herz für die Armuth hätten, weil diese Lehre reich und arm gegeneinander verhetze; auch sei die Socialdemokratie einzig und allein ein Kind des Christenthums(!), ohne dasselbe keine Socialdemokratie, darum sei letztere auch nur in christlichen Ländern anzutreffen; da lobe er die mosaische Religion, die solche Gegensätze nicht lehre.

Lehrer Koch: Auch er ziehe, wie sein Vorredner, die jüdische Religion der christlichen vor; zum Beweis, es gebe keine jüdischen Bettler (eine schüchterne Stimme: „aber Schnorrer!") das käme daher, weil die Religion den Juden humanisire!!!! Der von Dr. Kolkmann citirte Bibelspruch sei, nach H. Heine, so zu verstehen: Eher kann ein Reicher durch's Nadelöhr gehen, denn ein Kameel in's Himmelreich. (Dies rügte Dr. Kolkmann in einer spätern Bemerkung als Kalauer.) Der Herr „Lehrer" schimpfte dann noch eine Weile tapfer auf das „kulturfeindliche Christenthum".

Zum Schluß haranguirte der Socialdemokrat Praß die Fortschrittler und Liberalen um eine Ausgleichung der prinzip. Gegensätze Zwecks

einer gemeinſamen Aktion aller oppoſitionellen Parteien. (Von Lasker bis Bebel?!).

Dieſe Bettelei wurde ihm durch einen wohlverdienten Eſelstritt quittirt."

Zum beſſern Verſtändniß für deutſche Leſer ſei hierzu bemerkt, daß die „Reform" ein brillantes Geſchäft durch jüdiſche Inſerenten macht, dito die „Hamb. Nachrichten" und das „Fremdenblatt." Mache Mitbürger Sem mal die Probe und inſerire in dieſen Blättern nicht! — — — Die hamburgiſche Bevölkerung iſt durch die publiciſtiſche Judengenoſſenſchaft eingeſchüchtert. Spricht man unter vier Augen mit dem ehrlichen Hamburger über Sem, ſo ballt er die Fauſt und ruft: „Gott verd — —!" Der Schulmeiſter Koch iſt übrigens famos! Bisher wurde dem Chriſtenthum der Vorwurf gemacht, daß es die Erde zu ſehr negirte. O Koch der liberalen Küche: O bos, bovis, bovi, bovem, bove! Wir werden am Ende doch noch in Hamburg auch ein antiſemitiſches Blatt gründen müſſen, um ſolche Köche die Suppe nicht verſalzen zu laſſen.

Der Iſolirſchemel. Unter dieſer Bezeichnung brachte die Nr. 5. der „Wahrheit" ein ergötzliches Bild. Ein „Schwarzer" ſitzt auf dem Iſolirſchemel und im Hintergrunde ſetzen Männer aus dem Moſaiſchen einen Elektriſirapparat in Bewegung, daß es dem „Schwarzen" durch alle Glieder zuckt. Links im Vordergrund ſteht ein anderer „Schwarzer". Er legt die Hand auf die Schultern eines „edlen Polen", deſſen „Eigenart" der Haltung die kräftig ſemitiſche Abſtammung ebenfalls verräth, und ſagt: „Der hat lange genug d'rauf geſeſſen" „Nun muß auch einmal ein And'rer drankommen." — Der moſaiſche Mann macht ob dieſer Zumuthung ſelbſtredend eine fürchterliche Wie haißt-Grimaſſe. — Hätte die poetiſche Gerechtigkeit es ſchon erfordert, daß die Einladung, der Andere möge ſich auch einmal auf den Iſolirſchemel ſetzen, von einem profanen Weltkinde ergangen wäre, ſo kennzeichnet das Bildchen unſere Situation doch vortrefflich. Dieſe iſt in der That nur eine Reaktion gegen das Vordrängen des Semitismus auf allen Gebieten. Blättern wir einen Stoß vor uns liegender Judenzeitungen nur flüchtig durch, ſo finden wir eine ſo ätzende Geißelung der Perſonen und Zuſtände der Deutſchen, daß die heutige ſog. „Judenhetze" (!) wie Limonade dagegen erſcheint. Und dabei dieſe Empfindlichkeit der Kinder Iſraels! Wie oft ſind ganze „Klaſſen" der Ge-

ſellſchaft, z. B. der Adel als Don Quixotes ſtereotypirt worden! Welche ätzende Lauge gegen die Schwarzen! Welche zerſetzenden Spötteleien in Wort und Bild gegen die Socialdemokraten! Welche beißenden Pasquille auf das Militair. Und nun erſt, was die Perſonen anbetrifft. Was hat der arme Kultus-Mühler erdulden müſſen, weil er als flotter Burſch einige flotte Lieder gedichtet hat! In welchen denkbaren und undenkbaren Attitüden iſt Bismarck vorgeführt worden. Wie oft mußte der unfehlbare Pio IX. Modell für Alles ſein! Jeder Stand, jede „Klaſſe", jeder Glaube war ſchon auf dem ſemitiſchen Iſolirſchemel. Man lachte darüber, ſo lange man zum Lachen aufgelegt war, bis daß die Zeit von Herrn von Sem total in Beſchlag genommen zu werden drohte. Mit dem beſten Willen kann man aber, nachdem man ſo lange in der maßgebenden Judenſchule das öffentliche Leben ſtudiren mußte, nicht von heute auf morgen fehlerfrei ſein, indem man den Spieß zur Vertheidigung umkehrt und die ſemitiſchen „Eigenarten" gloſſirt, wie Mitbürger Sem die germaniſchen Eigenarten ſo lange Jahre gloſſirt hat.

Wozu nun dieſe Empfindlichkeit des Mitbürger Sem? In der Preſſe heißt es ja nur: „Wurſt wider Wurſt." Sein Glaube iſt uns heiliger als ihm der unſere. Wie reden wir in ſeine ſynagogalen Zänkereien hinein, die doch auch heute nicht aufgehört haben, während Mitbürger Sem unverfroren zu Gericht ſitzt über unſere Glaubensſachen und dieſelben zuſammen leitartikelt und gloſſirt, daß es nur ſo kracht. Iſt denn Mitbürger Sem eine Majeſtät, welche in die Diskuſſion nicht hineingezogen werden darf? Iſt er ein Adonis, daß ſeine ſocialen Eigenarten den Erſcheinungen des vatikaniſchen Apollo und der mediziäiſchen Venus gleichgeſtellt werden müſſen? Iſt Mitbürger Sem denn das unantaſtbare Unicum in dieſer Welt, wo er durch die „Alliance israélite" ſich ſelbſt als „Rieſenfortſchritte" machende Partei ankündigt? — Iſt der „Eiertanz" der einzige, der uns Deutſchen von ihm geſtattet wird? „Glaubenshaß"? Wer denkt daran! „Klaſſenhaß". Iſt denn Sem eine „Klaſſe"? Nicht doch! er iſt ein „Volk" („mehr Volk als Nation!") ein zur generellen Partei im Staate gewordenes Volk, ein organiſch fremdartiges Element, das uns gefährlich wird. Halte Iſrael einmal — verſuchsweiſe — den Schnabel über Kirche und Schule im chriſtlich-deutſchen Staate. Gloſſire es die chriſtlichen Prediger nicht, wie wir uns um die Rabbiner nicht kümmern. Höre es auf, das Beiſpiel des Börſen- und Gründungsſchwindels zu geben. Mit einem Worte:

Provocire Mitbürger Sem durch seine unausstehlichen Eigenarten nicht unsere Eigenart, die sich denn doch lange genug mit Schafsgeduld von der seinigen hat niederhalten lassen!

Zum Todtschweigen in der Judenpresse. Denn es ist ja kein „Klerikaler" um den es sich handelt. Die „Metzer Zeitung" schreibt:

„Straßburg, 21. Januar 1880. Das hiesige Landgericht als Strafkammer hat heute den Isaac Lewy, 68 Jahre alt, ohne besonderes Gewerbe, geboren in Maursmünster, dahier wohnhaft, wegen während fünf Jahren gewohnheitsmäßig betriebenen Wuchers zu einer Gefängnißstrafe von vier Wochen und einer Geldstrafe von 4000 Mark, eventuell einer Haft(?) von neun Monaten verurtheilt. Der Bestrafte hatte, wie aus den Zeugenaussagen hervorgeht, 20—60 % Zinsen genommen und in dieser Weise Wucherzinsen im Betrage von über 17,000 Mark gewonnen. Damit nicht genug, zwang er seine bedrängten Schuldner in mehreren Fällen, von ihm, der seiner Zeit mit Leinwand handelte, solche Stoffe zu nehmen und um oft mehr als den doppelten Werth zu bezahlen."

Die Verurtheilung geschah nach dem „Code Napoléon". Nach den Laskerschen semito-germanischen Gesetzen wäre sie nicht erfolgt. Und da ist es auch nicht zu verwundern, daß Mitbürger Sem das „tolerante" Frankreich, wo der Code Napoléon herrscht, mit seiner „Eigenart" verwünscht wenig beglückt. Es hat eben alles seine Gründe, selbst daß Mitbürger Sem die „Intoleranz" der „Toleranz" vorzieht!

Eine semitische Lüge. Die jüdische Frankfurter Zeitung brachte in ihrer Nr. 42 einen Nekrolog Crémieux's, des Präsidenten der Alliance israélite, in deren Namen dieser erklärte: „Kaiser und Päpste werde Israel stürzen." Es heißt darin:

Er (Crémieux) widmete sich namentlich den Interessen seiner Glaubensgenossen, besonders 1840 in den Debatten über die orientalische Frage; er machte eine Reise nach der Türkei und Egypten und erwirkte in Damaskus die Freisprechung von Juden, die der Mißhandlung (Nein! des **Mordes**!) eines katholischen Priesters angeklagt waren. —

Das ist eine **Lüge**. Crémieux und Moses Montefiore erwirkten nicht die **Freisprechung** der Juden, sondern die Niederschlagung des Prozesses. — Oder die in Paris 1846 erschienene aktenmäßige

Darlegung unter dem Titel „Affaires de Syrie“ von Laurent ist eine Lüge. Die Akten jenes Prozesses sind im Ministerium des Aeußern zu Paris niedergelegt.

Man höre:

Pater Thomas (der Ermordete) war zugleich Arzt. Am 5. Febr. 1840 sah man ihn mit seinem Diener in das Judenviertel gehen; am 6. sollte er bei dem Arzt des Pascha speisen. Er kam nicht und vom Kloster hatte man ihm vergebens nachgeforscht. Der französische Konsul nahm die Sache in die Hand und brachte zunächst heraus, daß der Barbier des Judenviertels in stockfinsterer Nacht zu dem jüdischen Kaufmann Harari beschieden worden war. Des weitern ergab sich, daß er dort den Pater Thomas gebunden am Boden gefunden und aufgefordert worden, ihn zu tödten; er weigerte sich anfangs, ließ sich aber, durch Drohungen eingeschüchtert, hinreißen, zu dem Morde mitzuwirken. Harari führte den ersten Stoß, ein anderer den zweiten, welcher den Tod zur Folge hatte; dann wurde das Fleisch von den Knochen gelöst, diese zerbrochen und in eine Kloake geworfen; dort fand man sie mit einem Stück Kinnbacken sammt Bart, einem Stück Kopfhaut, welches noch das Zeichen der Tonsur trug, sammt dem Jedermann in Damaskus bekannten rothgeränderten Käppchen des Paters. Auch des Thomas Diener hatte man ermordet.

Von den Verhafteten gestanden 7 jüdische Kaufleute das Verbrechen und sagten aus: daß der Großrabbiner einige Tage zuvor erklärt habe, man solle sich Christenblut für die nahe Ostern verschaffen. Dabei ist wichtig, zu bemerken, daß die Verklagten in Einzelhaft gehalten, getrennt verhört wurden und in den kleinsten Umständen mit einander übereinstimmten.

Die Israeliten von ganz Europa setzten sich in Bewegung, das Todesurtheil zu vernichten und die Freisprechung zu erwirken. (Die Judenpresse fluchte Thiers, daß er nicht gewaltsam als Minister interveniren wollte.) Man beklagte sich bitter über die Anschuldigungen, daß heutzutage noch ein Kultus bestehen könne, der Menschenblut verlange. Allein, wenn man die jüdischen Brüder in Damaskus für unschuldig hielt, warum lieferte man nicht den **Beweis** der Unschuld? Warum bot man allen Mitgliedern der französischen und österreichischen Konsulate Geldsummen oder kostbare Geschenke? Wer die Wahrheit auf seiner Seite hat, bedarf der Bestechungen nicht. — Dem Kanzler des franz. Konsulats boten die Juden 200,000 Piaster,

einem Advokaten 500,000. Nachdem Alles vergeblich gewesen, reiste Crémieux mit großem Gefolge in den Orient und erlangte, zugleich von England unterstützt, von Muhamed-Ali den Firman:

„Aus dem Begehren Crémieux's, des Delegirten aller euro-„päischen Bekenner des Mosaismus, haben wir erkannt," (daß die Verhafteten unschuldig seien? Nein!) „daß sie die Befreiung der Gefan-„genen wünschen; und da es unschicklich (!!) wäre, das Begehren (!) einer „so zahlreichen Bevölkerung Europas nicht zu erfüllen, so verordnen „wir die Befreiung der Gefangenen."

Türkische Justiz!!

„Dieser Ferman redet nicht von der nachträglich erwiesenen Unschuld, sondern von dem Willen des Souverains auf Grund der Bitten der zahlreichen jüdischen Bevölkerung Europa's und zwar der Bitten um Freilassung, nicht um Erweisung der Unschuld."

„Warum bestand Crémieux nicht auf Revision des Prozesses, damit die Unschuld vor aller Augen dargethan würde? Der ganze Orient war von der Schuld der Juden überzeugt."*)

Es ist traurig, 40 Jahre nach jener orientalischen Frage von Damaskus, zur Wiederaufführung derselben provocirt zu sein. Das Laurent'sche Werk „Affaires de Syrie" (1846) ist geheimnißvoll aus dem Buchhandel verschwunden. Kann es uns Jemand verschaffen, wir werden ihm dankbar sein. Aber Gambetta ist ja allmächtig in Frankreich. Die Archive des auswärtigen Amtes sind ihm zugänglich. Also heraus mit den Akten! Wir bitten darum und glauben, alle Juden, welche noch einen Funken von Humanität besitzen, werden dies Verlangen unterstützen.

Aber beruhige Dich, jüdischer Leser! Wenn im Orient, in Damaskus vor 40 Jahren Deine Stammesgenossen zehnmal Christenblut zu ihrem Kultus vergossen hätten, so bewiese das Nichts, als daß es unter allen Stämmen hirnverbrannte Fanatiker gäbe. Wogegen wir protestiren, das ist lediglich gegen den Nekrolog, den man dem Kaiser- und Päpstezerstörer Crémieux ausstellt. Gegen die historischen Lügen dieses Nekrologs. Wir wollen wissen, auf welcher Seite hier gelogen ist? Das aktenmäßige Material jenes Prozesses ist noch vorhanden.

Ist die **Freisprechung** der Angeklagten von dem Morde des Thomas erfolgt?

---

*) **Rohling**, „Talmudjude", S. 96 ff.

Ihr redet von „Judenhetzen“ und wir geben Euch die Fingerzeige wie Ihr Euer Volk glänzend vertheidigen könnt!

Damals, nach 1840, entstand die „Alliance israélite“, die heute so furchtbar mächtig ist. Wo und wie und wann ist also die gerichtliche „Freisprechung“ der „Juden von Damaskus“ erfolgt, von welcher der Nekrolog Crémieux's redet? —

Wo ist das Laurent'sche Buch geblieben?

Was sagen die Akten dieses Prozesses im franz. Ministerium des Auswärtigen.

Wir bitten um Belehrung. Um weiter Nichts. —

Ueber den Wucher in der Provinz Posen sagt die N. A. Zeitung u. A. folgendes von wahrhaft kulturgeschichtlicher Bedeutung:

Die Meisten glauben, der Wucher bestehe darin, daß der Wucherer sich für baare Darlehne unverhältnißmäßig hohe Zinsen und Conventionalstrafen versprechen läßt. Dieser Wucher, den wir den einfachen Wucher nennen möchten, ist der allerunschuldigste. Dieser allein, wenn die Procente auch noch so hoch sind, bringt den Juden zu wenig ein. Dieser Wucher wird ja auch vielfach betrieben. Der regelmäßige Wucher aber ist der, den wir den betrügerischen nennen möchten. Die betrügerischen Mittel, die dabei gebräuchlich sind, sind nicht immer unter den Betrugsparagraphen des Strafgesetzbuches zu subsumiren, sie sind aber immer das, was man im gewöhnlichen Leben Betrug nennt. Welche Aenderungen diese Mittel durch die neuen Justizgesetze erfahren, wissen wir noch nicht. Wir können nur Beispiele aus der bisherigen Praxis anführen. Das Object des Wuchers sind hauptsächlich die Landwirthe, der Gutsbesitzer und der Bauer. Der polnische Bauer, der sonst mißtrauisch ist, läßt sich von dem Juden blindlings leiten und thut, was dieser von ihm verlangt. Er ist ihm 100 Mark schuldig, eine Schuld, die durch den einfachen Wucher vielleicht verdreifacht ist. Jetzt drängt ihn der Jude und schlägt ihm endlich vor, er solle mit ihm zum Schiedsmanne gehen und die Schuld anerkennen, dann solle er Ruhe haben. Das thut der Bauer ganz arglos. Es wird ein schiedsmännischer Vergleich aufgenommen. Ausfertigung reicht der Jude sofort beim Gericht ein, beantragt die Eintragung im Grundbuche der Wirthschaft des Bauern und die Eintragung erfolgt. Dies wiederholt sich von Jahr zu Jahr. In jedem Vergleiche wird die Schuld eben anders eingekleidet und so wird dieselbe vier- bis fünfmal hinter einander eingetragen. Schließlich wird das Grundstück des Bauern subhastirt. Er ist nicht im Stande zu beweisen, daß alle diese Forderungen, die inzwischen zumtheil in andere Hände übergegangen sind, identisch sind, und er ist zugrunde gerichtet. Beiläufig bemerkt, ist das Schiedsmanns-Institut ein von der Doctrin ins Leben

gerufenes und ſehr wohlgemeintes, nützt aber gar nichts, dient vielmehr faſt ausſchließlich den Juden zur Verdeckung des Wuchers und iſt daher in ſeinen Reſultaten im höchſten Grade verderblich. Der Jude verklagt den Bauer. Dieſer ſtellt ihn zur Rede, da er ihm ja doch nichts ſchuldig ſei. Der Jude beſänftigt ihn, es ſei ein Irrthum, er werde die Klage zurücknehmen, er, der Bauer, ſolle nur nicht erſt in den Termin gehen. Der Bauer glaubt ihm, und nun wird er in contumaciam verurtheilt, er verſäumt die geſetzlichen Friſten und das Erkenntniß iſt rechtskräftig. Jetzt hat der Jude eine Handhabe, mit der er ihn zugrunde richtet. Er drängt ihn und giebt ihm dann wieder Friſt. Er hilft ihm aus kleinen Geldverlegenheiten, verkauft ihm eine Kuh oder Waaren auf Credit, und der Bauer unterſchreibt Wechſel. Ein Wechſel wird prolongirt und an deſſen Stelle ein neuer ausgeſtellt. Der Jude verſpricht ihm den alten zurückzugeben, thut es aber nicht oder er zerreißt den alten Wechſel in des Bauern Gegenwart zum Schein vor Zeugen, in Wahrheit aber zerreißt er ein anderes Stück Papier (es ſind immer jüdiſche Zeugen zugegen) und der Wechſel wandert in andere Hände. Prozeſſe, Executionen, Eintragungen im Grundbuch. Jetzt ſchließen Beide einen Vergleich, der Jude giebt einige Wechſel zurück, ermäßigt andere Forderungen ꝛc., verklagt dann den Bauern aus dieſem Vergleich, dieſer erkennt an und dieſe Forderung kommt wieder ins Grundbuch. Die Kunſt beſteht hauptſächlich in der Vervielfältigung einer Forderung, Waarenſchuld, Darlehen: darüber werden Wechſel über Wechſel ausgeſtellt und Vergleiche über Vergleiche abgeſchloſſen, ſo daß dieſelbe Forderung ſtets in neuer Geſtalt erſcheint. Inzwiſchen leiſtet der Bauer Abſchlagszahlungen, muß dem Juden mit ſeinen Pferden Fuhren leiſten, muß ihm Kartoffeln liefern, Holz (das er, weil er es nicht hat, im Walde ſtehlen muß), Wolle, wenn er Schafe hat, muß ihm die Haut einer gefallenen Kuh geben, muß ihm Eier, Hühner, Gänſe geben, muß in der Conditorei für deſſen Familie jeden Markttag Kuchen kaufen ꝛc. Dies alles verrechnet der Jude auf Zinſen, und die Executionen nehmen kein Ende. Zuletzt kommt Sequeſtration und Subhaſtation, letztere, nachdem ſolche ſchon zweimal beantragt und zurückgenommen war, um auch dafür etwas von ihm zu erpreſſen. — Wie in einer Fabrik, ohne Unterlaß Jahr aus Jahr ein, arbeitet die Subhaſtationsmaſchine und vertheilt Hab und Gut des Bauern unter die Juden, während man weiß, daß alle dieſe Juden in der Regel in nichts oder nur den zehnten Theil von dem zu fordern haben, was ſie ausgezahlt erhalten. Nebenher laufen Unterſuchungen. Der Bauer nämlich, um ſein und der Seinigen Leben zu friſten und den Juden nicht Alles zu laſſen, bringt noch Vieh bei Seite und reißt eine Scheune ein und verkauft das Material, wobei ihm ſeine Nachbaren behülflich ſind. Es werden alle zur Unterſuchung gezogen und wegen Arreſtbruchs mit Gefängniß beſtraft. — Ein Bauer hat ſchon viele Wechſel ausgeſtellt, manche nur als Bürge oder aus Gefälligkeit. Er war betrunken, er kann kaum ſeinen Namen ſchreiben, die Juden haben ihm die Hand geführt. Nun hat er ſchon viel bezahlt, obgleich er faſt

nichts erhalten hatte. Dennoch wird er fort und fort verklagt. Er ist durch alle diese Geschäfte und Manöver so verwirrt, daß er gar nicht imstande ist, seinem Rechtsanwalt oder Richter deutlich auseinander zu setzen, auf welche Weise er betrogen worden ist. Diese formuliren seinen Einwand so gut es geht. Aber ganz so, wie solcher formulirt ist, ist die Sache nicht gewesen. So kann der Jude stets den ihm deferirten Eid leisten. Ist aber der Einwand einfach und klar, dann ist der Wechsel gewiß schon in andern Händen, und der Jude, der Inhaber ist, kann schwören, daß er beim Erwerb des Wechsels von alledem nichts gewußt habe. Der Bauer wird also wieder verurtheilt. Er weiß, daß er nichts mehr schuldig ist, und doch wird er immer von neuem verklagt. Da er sich nicht zu retten weiß, greift er endlich zu dem Mittel, daß er seine Unterschrift unter einem Wechsel ableugnet und den Diffessionseid leistet. Sofort rächt sich der Jude und denuncirt ihn beim Staatsanwalt und mancher ehrliche Bauer ist ins Zuchthaus gewandert, weil ihn die Verzweiflung zum Meineide getrieben hat. Das sind ein paar herausgegriffene Beispiele von dem, was in der ganzen Provinz Posen allenthalben die alltägliche Praxis ist. Das Raffinement ist so groß, daß der junge Jurist, der in die Provinz kommt, erst eine Reihe von Jahren braucht, bis er den Zusammenhang aller dieser Manipulationen verstehen lernt. Bis dahin sind ihm die Juden überlegen. Wer dies liest und diese Dinge bis dahin nicht kannte, wird glauben, daß ein solcher Jude ein höchst verabscheuungswürdiger Mensch sein müsse. Das aber wäre eine falsche Vorstellung. Die Juden haben eben eine andere Moral. Derselbe, der stets solche Geschäfte macht, derselbe ist vielleicht in seinem Privatleben (wenn man so sagen kann im Gegensatz gegen sein Geschäftsleben) ein ganz vorwurfsfreier Mann. In der Synagoge und in seinem Hause befolgt er alle religiösen Vorschriften mit peinlicher Genauigkeit. Er ist sparsam und versagt sich vielleicht Alles, ja, er darbt, nicht aus Geiz, sondern um seine Kinder etwas lernen und ihnen eine möglichst gute Erziehung zutheil werden zu lassen, für seine Familie zu sorgen, wie das die jüdische Religion vor allem zur Pflicht macht, und wenn er stirbt, hinterläßt er kein Vermögen, er hat es nicht weiter gebracht, als daß er seine und der Seinigen Existenz erkämpft hat. Viele freilich erwerben Vermögen und, nachdem sie eine Gegend ausgesogen haben, ziehen sie in die großen Städte. Die Mehrzahl aber bringt es nicht so weit. Sie leben eben nur. Wenn man sich diese Zustände vergegenwärtigt, sieht man wohl ein, daß solche durch einen gesetzgeberischen Act nicht geheilt werden können. (?! D. R.) Daß die Juden, dies Volk ohne Land, das in der Diaspora unter fremden Völkern lebt, vor Jahrhunderten hier eingedrungen sind und unter uns wohnen, namentlich in Massen in dem in Rede stehenden Landestheile, ist eine Thatsache, die nicht ungeschehen gemacht werden kann. Die Völker pflegen sich in ihrem Naturell und Charakter nicht zu ändern. So werden auch die Juden nach tausend Jahren dieselben sein, die sie heute sind.*)

*) Das ist es ja, was auch wir immer betonen! Wir haben es nicht mit

Man mache ſich daher keine Illuſionen über die Wirkung der zu erwartenden Geſetzgebung gegen den Wucher. Damit ſoll aber nicht geſagt ſein, daß die Geſetzgebung die Hände in den Schooß legen ſolle.

Peſach-Mehl. Ueber dieſen koſcheren Artikel wird uns in einem Rabbinerſtreit aus Ungarn die Erklärung eines Bezirks-Rabbiner mit dem Wunſche zugeſandt, dieſelbe zu gloſſiren. — Wir bemerken, daß dies religiös-rituelle Gebräuche der Juden betrifft, in welche uns einzumiſchen wir kein Recht haben. Geſchähe es dennoch, ſo würden wir uns damit des Rechtes begeben, die freche Unverſchämtheit zu geißeln, mit welcher die Judenpreſſe ihre langen Naſen in unſere kirchlichen Angelegenheiten hineinſteckt. Wir dürfen nicht in denſelben Fehler verfallen, wenn wir vom Staate Schutz gegen jüdiſche Unverſchämtheit verlangen.

Wie es in Ungarn 1848 ausſah. In Ghillany's Europäiſcher Chronik II. 157 leſen wir:

„Ende April. Judenverfolgung in Ungarn. In Ungarn wendet ſich die (freiheitliche) Volksbewegung gegen die Juden, welche dort die allein herrſchende Geldmacht ſind, indem ſie die größeren und kleineren Grundbeſitzer, Handwerker und Bauern durch Vorſchüſſe gegen hohe Zinſen in Abhängigkeit erhalten. Sie beſitzen in den größeren Städten die ſchönſten Häuſer und erwerben um geringen Preis die verſchuldeten Güter. In Preßburg werden die Kaufgewölbe und Wohnungen der Juden geplündert und demolirt; der Magiſtrat erklärt durch ein Plakat, die Ruhe ſei nicht anders herzuſtellen, als daß die Juden auswanderten; gegen 300 jüdiſche Familien verlaſſen hierauf die Stadt." Wenn man den jüdiſchen Zeitungen glauben darf, ſo ſind heute, 1880, die Juden überaus beliebt in Ungarn. Leider finden dieſe Zeitungen nicht überall Glauben. —

---

dieſem oder jenem Einzeljuden zu thun, ſondern mit der „unausrottbaren Eigenart" eines ganzen orientaliſchen Volksſtammes. Es iſt keine Judenhetze, es iſt ein Krieg gegen das eigengeartete Judenthum auf der Tagesordnung. Wir haben den obigen, geradezu klaſſiſchen Artikel als ein hiſtoriſches Aktenſtück reproduzirt. Gebe Gott, daß in den maßgebenden, ſonſt ſo genialen Kreiſen die Erkenntniß komme, daß die ſemitiſche Eigenart die **Peſt der Völker** war und iſt, und unſer letzter Blutstropfen gehört dem Deutſchen Vaterland wieder! Heute gehört ja das Vaterland der Partei der Juden und „liberalen" Judengenoſſen! — D. Red.

Wohlthätigkeit. Aus Pesth schreibt man uns: „Herr Bernhard Deutsch de Hatvan und Frau Laura Deutsch geb. Weiß haben dem Mädchen-Waisenhause des Pesther israel. Frauenvereins 1000 fl. ö. W. in ungar. Gold-Rente mit der Verfügung gespendet, daß dieser Betrag zum Andenken an ihre vor Kurzem im Alter von 18 Jahren verschiedene Tochter, als „weil. Frl. Irene Deutsch-Stiftung" verewigt werde; demselben Verein wurden auch von den Erben weil. Frau Franziska Kern 300 fl. zum Frauenvereins-Fond und 200 fl. zum Waisenhaus als Legat übergeben."

Dieser Deutsch ist einer von jenen Juden, die durch Vermittelung des bekannten Herrn Várady den Adel erworben haben. Da Deutsch im Orte Hatvan wohnt, so wählte er sich das Adelsprädikat: de Hatvan. Nun bedeutet aber „hatvan" im Ungarischen „hatszig". Der Volkswitz bemächtigte sich dieses Umstandes und sagte: Bernhard Deutsch wählte das Prädikat: „de Hatvan" deshalb, weil er als bekannter Menschenfreund Niemandem unter 60 % je etwas geliehen hat.

Heißt das im Frieden mit uns leben wollen? Die „Vossische Zeitung" vom 15. Februar bringt folgende Notiz:

„In der Lindenstraßen-Synagoge ward gestern beim Sabbath-Gottesdienst durch den Prediger Dr. Landsberger dem in Paris eben verstorbenen Adolph Crémieux eine kurze aber herzliche Gedächtnißfeier abgehalten, in welcher dem Verstorbenen Worte der Liebe und der Dankbarkeit nachgerufen wurden für alles das, was er seinen bedrängten Glaubensgenossen in nächster Nähe wie in weitester Ferne Gutes gethan. Der Redner forderte hierbei die Glieder seiner Gemeinde auf, dem Andenken des Verstorbenen ein dauerndes Zeichen der Dankbarkeit dadurch zu zollen, daß sie alle in den Weltverein der Alliance israélite eintreten, den der Verewigte vor 20 Jahren gegründet und als dessen Präsident er bis zu seinem Tode Unsterbliches geleistet hat."

Ja wohl, „Unsterbliches": Und in demselben Augenblick, wo die Judenfrage lichterloh brennt, vergißt man, was in allen antisemitischen Schriften betont wird, nämlich die furchtbaren Drohworte Crémieux:

„Ein neues Jerusalem wird an Stelle der Kaiser und Päpste erstehen!"

Worte, die das offizielle Organ der Alliance israélite, die „Archives israélites", gebracht haben, und feiert mit Ostentation das Andenken dieses semitischen Terroristen. Heißt das in Frieden mit uns Germanen leben wollen? — — — Daneben renommirt die

demokratiſche „Frankfurter Zeitung“ von Löb Sonnemann mit der „Verſchwägerung Bleichröders mit dem Miniſterium des Auswärtigen.“ (Alſo gleich ein Gattungsbegriff!!) In Wahrheit: ſelbſt der jungfräulich-ſchüchternſte Antiſemit hat Urſache zu einem ſtarren Entſetzen ob der — Beſcheidenheit des Mitbürger Sem, welche Alles en bagatelle behandelt, wovor der Germane denn doch noch ein Recht hat, einen ſocialen und politiſchen Reſpekt zu haben. — (Löb Sonnemann als Verlobungsproklamator! Da hört denn doch Verſchiedenes auf!) — —

Statiſtiſches.

Einleitung.

Es geſchehen wieder Wunder!

Der „Kladderadatſch“ brachte kürzlich einen Steckbrief auf einen ſemitiſchen Mitbürger, Namens Nathan Held und es wurde in dieſem Steckbrief — wir trauten kaum unſern Augen, aber es war ſo! — erwähnt, daß der Sünder jüdiſcher Confeſſion ſei.

Haben wir dieſen kleinen Sieg über Iſrael zu regiſtriren, ſo iſt auf der anderen Seite eine deſto größere Niederlage zu verzeichnen. Vor uns liegt das berühmte Reiſehandbuch: Bädeker, Norddeutſchland von 1878, welches zugleich belehrend zu ſein beanſprucht. Während in früheren Jahren der Bädeker es noch wagen durfte, in allen bedeutenden Orten die ungefähre Zahl der Confeſſionen anzugeben, was jeder gebildete Touriſt auch wohl verlangen darf, hat der gute Bädeker ſich auch beugen müſſen vor dem Einfluß des „Mitbürgers Sem.“ Wir notiren:

Berlin oder Spree-Jeruſalem, 1,030,000 Einwohner einſchließlich 25,000 militairiſche Bewohner. Die Confeſſionen ſind ausgemärzt.

Hamburg oder Elb-Jeruſalem, 265,000 Einwohner. Die Confeſſionen ſind ausgemärzt.

Stettin, Confeſſionen ausgemärzt.

Kopenhagen, „ „

Danzig, „ „

Königsberg, „ „

Frankfurt a. O., „ „

Posen, Im Allgemeinen erwähnt ein Viertel Juden.
Breslau, Hier sind die Juden angegeben mit 30,000. (?)
Magdeburg, Confessionen ausgemärzt.
Leipzig, " "
Dresden, " "
Hannover, " "
Braunschweig, " "
Frankfurt a. M., " " (!!)
Mainz, " "
Köln, " "

Die einzigen größeren Städte sind Breslau und Posen wo — vielleicht nur aus Versehen der Redaktion — Sem erwähnt wird.

So weit sind wir also schon gekommen, daß sogar im Bädeker der „Mitbürger Sem" nicht mehr berührt wird! Es hat denn doch selbst für den halbgebildeten Touristen eine, wenn auch nur annähernde Statistik der Bevölkerung, wie sie Bädeker sonst gab, (resp. geben durfte) einiges Interesse. Aber zu Sem's Gunsten scheint sogar auf das reisende Publikum keine Rücksicht mehr genommen werden zu dürfen.

Nach dieser Einleitung lassen wir einiges statistisches Material folgen, soweit es uns möglich war, dasselbe ohne amtliche und außeramtliche Hilfe zu erhalten.

Eine Betrachtung.

Nachdem das Verhältniß der Zahl der deutschen Juden zur Gesammtbevölkerung, sowie die Zahlen, welche die Juden in den einzelnen Provinzen, Regierungsbezirken und Städten Deutschlands erreichen, durch die einschlägigen Werke wohl ziemlich bekannt geworden sind, dürfte es vielleicht von Interesse sein, etwas darüber zu erfahren, in welchem Verhältniß sich die Juden über ganz Europa vertheilen.

Mit Benutzung eines sehr empfehlenswerthen Werkes: „Physikalisch-statistischer Atlas des Deutschen Reiches von R. Andrée und O. Peschel" können wir folgende Angaben aufstellen: Es giebt in Europa im Ganzen etwa 5 Millionen Juden. Diese vertheilen sich auf die drei großen europäischen Völkerfamilien folgendermaaßen:

Romanische Gruppe.

Italien:	36,000	Juden.
Frankreich:	46,000	"
Portugal:	1,000	"
Spanien:	6,000	"
Summa:	89,000	Juden.

Germaniſche Gruppe.

Deutſches Reich:	511,000	Juden.
Skandinavien:	4,000	„
Großbrittanien:	46,000	„
Deutſch-Oeſterreich:	198,000	„
Schweiz:	7,000	„
Dänemark:	5,000	„
Holland u. Luxemburg:	69,000	„
Belgien:	2,000	„
Summa:	842,000	Juden.

Slaviſche Gruppe.

Rußland u. Finnland:	1,829,000	Juden.
Polen:	783,000	„
Ungarn, Galizien ꝛc.:	1,178,000	„
Rumänien:	150,000	„
Serbien:	2,000	„
Türkei:	100,000	„
Griechenland:	5,000	„
Summa:	4,047,000	Juden.

Hieraus ergiebt ſich, daß in den romaniſchen Gruppen die Juden ungefähr 0,1 Procent, in den germaniſchen 0,79 Procent, in den ſlaviſchen aber 3,6 Procent der Geſammtbevölkerung betragen. Bei einer eingehenden Betrachtung machen wir nun die merkwürdige Entdeckung, daß innerhalb der germaniſchen Gruppe die jüdiſche Bevölkerung nach dem Oſten hin zunimmt, am meiſten in den Provinzen Oſt- und Weſtpreußen, Poſen und Schleſien vertreten iſt, während innerhalb der ſlaviſchen Gruppe die jüdiſche Bevölkerung in den weſtlichen, an Deutſchland und Deutſch-Oeſterreich grenzenden Landestheilen am ſtärkſten auftritt. Es bilden alſo die zu beiten Seiten der deutſch-ſlaviſchen Grenze von der Oſtſee bis zur unteren Donau gelegenen Gebiete den Hauptſitz des Judenthums.

Die hiſtoriſche Thatſache, daß die Kultur ſich immer von Oſten nach Weſten fortpflanzt, bewährt ſich auch hier. Die Statiſtik weiſt eine überraſchend ſtarke Wanderung der Juden in dieſer Richtung auf. Es iſt dies gleichzeitig eine Beſtätigung der Beobachtung, daß der Jude weit weniger ſeßhaft iſt, ſich lieber und häufiger auf die Wanderſchaft begiebt, alſo **weniger Vaterlandsliebe zeigt**, als andere Racen. Da nun aber das Hauptgebiet des Judenthums an der deutſchen Oſtgrenze liegt und dieſe Wanderungen der Juden die Richtung von Oſten nach Weſten nehmen, ſo iſt unleugbar Deutſchland und Deutſch-Oeſterreich am erſten und ſtärkſten der jüdiſchen Einwanderung reſp. Durchwanderung unterworfen.

Es entſteht jetzt die Frage, ob dieſe Einwanderung als eine für Deutſchland nützliche oder ſchädliche zu betrachten ſei. In wie ſchädlicher, degene-

rirender Weiſe die Beimengung des rein materialiſtiſch-egoiſtiſchen Elementes, welches auch in den Augen des am unbefangenſten Denkenden ſich als vom jüdiſchen Geiſt untrennbar und demſelben ſein eigenthümliches Gepräge aufdrückend zeigt, auf den deutſchen Volkscharacter wirkt, wie hauptſächlich dieſem jüdiſchen Einfluß neben wenigem Guten die allgemeine Entſittlichung zu danken iſt, die ſich in dem Spott jüdiſcher Witzblätter und Zeitungen auf alles Heilige, in den Ausſchreitungen der Socialdemokratie in Deutſchland, des Nihilismus in Rußland, welche beide ſelbſt die geheiligte Perſon der Monarchen mit frevelnder Hand anzutaſten ſich nicht ſcheuen, zeigt, das Alles iſt ſchon von anderer Seite gezeigt worden.

Wir verweiſen hier auf die Schrift „Vorurtheil oder berechtigter Haß?" von R. A. C. von Wedell, Berlin, Otto Hentze, welche ſich hauptſächlich mit dem Einfluß der Juden auf den deutſchen Volksgeiſt beſchäftigt.

Aber auch in nationalökonomiſcher Beziehung ruft dieſe bisher noch nicht genug in Betrachtung gezogene Erſcheinung die ernſteſten Bedenken wach. Denn der größte Theil dieſer Einwanderer, welche gleich hungrigen Bienenſchwärmen von Oſten her über die Grenze kommen, ſchlägt in den deutſchen Grenzdiſtricten ſeine Zelte nur auf, bis er ſich ein gewiſſes Vermögen erworben, und wandert dann weiter nach Weſten. Dieſes Vermögen wird zunächſt alſo den öſtlichen Provinzen Deutſchlands entzogen und wenn wir bedenken, daß unter den Mitteln, welche die Juden zu dieſem Zweck anwenden, der Wucher eine Hauptrolle ſpielt, dürfen wir uns nicht wundern, daß die in dieſer Art und Weiſe ausgeſogenen Provinzen äußeren ungünſtigen Einflüſſen wenig Widerſtandskraft entgegen zu ſetzen vermögen und in Folge elementarer Ereigniſſe bald in Altpreußen, bald in Schleſien ſich in mehr oder minder erſchreckendem Maaße ein Nothſtand fühlbar macht, der beſonders in der letztgenannten Provinz leicht zu einem dauernden hätte werden können.

Dennoch könnte man entgegnen, daß das, was dem einen Theil des Landes entzogen wird, ja dem anderen wieder zu gute kommt. Aber auch das iſt nicht richtig; denn, wie dies einer der Hauptkämpen des Judenthums, Profeſſor Dr. Breßlau, in einer Streitſchrift gegen Profeſſor v. Treitſchke ſelbſt angiebt, ſtammt der größte Theil der Juden Frankreichs aus Deutſchland. Die Juden verlaſſen alſo, ruhelos gleich Ahasver, dem charakteriſtiſchen Sinnbild ihrer Race, unſer Vaterland wieder, nachdem ſie ſich in ihm gemäſtet und ſchmälern ſo den Nationalwohlſtand auf die empfindlichſte Weiſe.

Daß auch kein Ausgleich dieſes Verluſtes durch eine Vermehrung der ſittlichen und geiſtigen Güter der deutſchen Nation ſtattfindet, bedarf nach dem oben Geſagten wohl keiner weiteren Ausführungen.

Iſt es aber erwieſen, daß die jüdiſche Einwanderung keinen Vortheil, ſondern nur ſchwere Nachtheile mit ſich bringt, ſo hat die Regierung nicht

nur das Recht, ſondern auch die Pflicht, den parlamentariſchen Körperſchaften geſetzliche Anordnungen vorzulegen, durch welche dieſer Einwanderung ein Riegel vorgeſchoben wird.

Richard Alexander Chriſtoph.

Borussia felix.

I. „Das Heil kommt von den Juden"

ſagte der Jude im chriſtlichen Prieſterrock, Herr Paulus Caſſel, und er ſcheint Recht zu haben, denn unter den Mitgliedern und Dozenten ꝛc. der vornehmſten Pflanzſtätten für Wiſſenſchaft und Kunſt ſind nicht wenige Männer, deren Namen bedeutſam nach Iſrael klingen.

Nach Ausweis des Hof- und Staats-Kalenders pro 1879/80 vertheilen ſich dieſelben wie folgt:

I.	Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin		13
II.	Königl. Akademie der Künſte zu Berlin		18
III.	Königl. Univerſität zu Berlin:		
	a) Juriſten 6		
	b) Mediziner . . . 29		
	c) Philoſophen . . 13		
	. . . . .		48
IV.	Königl. Univerſität zu Königsberg i./Pr.:		
	a) Juriſten 1		
	b) Mediziner . . . 10		
	c) Philoſophen . . 10		
	. . . . .		21
V.	Königl. Univerſität zu Greifswald:		
	a) Juriſten 1		
	b) Mediziner . . . 2		
	c) Philoſophen . . 2		
	. . . . .		5
VI.	Königl. Univerſität zu Breslau:		
	a) Juriſten 1		
	b) Mediziner . . . 13		
	c) Philoſophen . . 9		
	. . . . .		23
VII.	Königl. Univerſität zu Halle a./S.:		
	a) Juriſten 1		
	b) Mediziner . . . 3		
	c) Philoſophen . . 4		
	. . . . .		8

VIII. Königl. Universität zu Kiel:
Philosophen 3
IX. Königl. Universität zu Göttingen:
a) Juristen 1
b) Mediziner . . . 5
c) Philosophen . . 2
. 8
X. Königl. Universität zu Marburg:
a) Juristen 2
b) Mediziner . . . 5
c) Philosophen . . 3
. 10
XI. Königl. Universität zu Bonn:
a) Juristen 1
b) Mediziner . . . 5
c) Philosophen . . 3
. 9
XII. Königl. Technische Hochschule 11
Summa: 177

Hebräer (getaufte und ungetaufte) unter 1300 Gelehrten ergiebt 14 %.
S. E. & O.

II. „Judstitia."

Treffend hatte neulich das Organ und Witzblatt der Antisemiten-Liga die über Deutschland herrschende Göttin der Gerechtigkeit „Judstitia" genannt und der blinden Themis den Lord-Oberrichter des Mosaischen Reiches deutscher Nation „Herrn Simson" und den eifrigsten Förderer der neusten Justizorganisation „Laskerleben" als Symbole zur Seite gestellt. Daß die „Wahrheit" nicht übertreibt, beweist ein Blick in das Namensverzeichniß der Preußischen Justizbeamten. Wenn man den Terminskalender pro 1880 durchblättert, kann man sich in der That ob dieser überreichen Fülle an Semitismus eines gedrückten Gefühls nicht erwehren.

An der Spitze steht Herr Dr. Friedberg, Kgl. Preuß. Staats- und Justiz-Minister, (der übrigens die Verjudung bereits vorgefunden und nicht geschaffen hat. D. R.)

Dann folgen:

I. Von 234 Oberlandesgerichtsräthen . . . . . 18 Semiten
II. Von 91 Landgerichts-Präsidenten . . . . . 7 „
III. Von 176 Landgerichts-Direktoren . . . . . 7 „
IV. Mitglieder der Land- und Amtsgerichte im Bezirk:

des Kammergerichts	von 454	45	Semiten
Breslau	„ 508	62	„
Caſſel	„ 130	10	„
Celle	„ 285	13	„
Cöln	„ 261	18	„
Frankfurt a. M.	„ 157	6	„
Hanau	„ 307	13	„
Kiel	„ 134	3	„
Königsberg	„ 247	37	„
Marienwerder	„ 179	26	„
Naumburg	„ 296	24	„
Poſen	„ 241	39	„
Stettin	„ 169	17	„
Mithin von	3368 Richtern	313	ca. 10¾ %.

V. Unter 217 Staats-Anwälten finden ſich mit ſemitiſchem Namen nur 6.

VI. Die 299 Gerichts-Aſſeſſoren ſtellen dafür das kleine Contingent von 59 Juden, ca. 20 %.

VII. Famos iſt das Verzeichniß der noch nach den Bezirken der ſeligen Appellationsgerichte aufgeführten Referendarien. Da lieſt man oft den Namen des Prinzen oder des Grafen zwiſchen 2 Juden. Recht ſchmeichelhafte Nachbarſchaft, Herr Graf! Da folgt der Cohn dem Cohen, der Lazarus dem Citron ꝛc., der Doctortitel ziert oft den Namen des Semiten. Unter den Themisjüngern im Bezirk des alten Kammergerichts parabiren nicht weniger als 5 Cohne und 6 Friedländer. Es iſt eine recht reſpektable Macht, die Iſrael hier zu Felde führt, und doch iſt ſie noch nicht annähernd der Wirklichkeit entſprechend, denn der Terminskalender pro 1880 iſt bereits im Juli 1879 erſchienen, hat mithin die Unzahl Semiten, welche ſeit jener Zeit in das Referendariat vorgedrungen ſind, noch nicht aufnehmen können. Jedenfalls droht der deutſchen Sache durch dieſe Geſellſchaft die größte Gefahr, die ſelbſt dann noch nicht beſeitigt würde, wenn man wieder, wie der hochverdiente Graf zur Lippe, die Thore des Richterſtandes vor Iſrael verſchließen würde. Denn wenn ſich dieſe 790 Judenreferendare auf die Advokatur ſtürzten, würden wir das Vergnügen erleben, über die Hälfte jüdiſche Rechtsanwälte zu haben. Doch laſſen wir die Zahlen reden!

Referendare im Bezirk des Appellationsgerichts:

Arnsberg	unter 30	4	Semiten
Berlin	„ 559	210	„
Breslau	„ 320	118	„
Bromberg	„ 60	23	„
Caſſel	„ 94	25	„

Celle	unter	250	20	Semiten
Cöln	„	303	22	„
Cöslin	„	38	3	„
Ehrenbreitenstein	„	19	2	„
Frankfurt a. M.	„	21	8	„
Frankfurt a. O.	„	120	22	„
Glogau	„	92	39	„
Greifswald	„	35	3	„
Halberstadt	„	66	11	„
Hanau	„	66	3	„
Insterburg	„	48	14	„
Kiel	„	46	3	„
Königsberg i. Pr.	„	186	60	„
Magdeburg	„	85	5	„
Marienwerder	„	102	24	„
Münster	„	96	6	„
Naumburg	„	157	28	„
Paderborn	„	60	6	„
Posen	„	86	43	„
Ratibor	„	130	64	„
Stettin	„	80	14	„
Wiesbaden	„	76	10	„
Also von		3225	790	Semiten, ca. 24½ %.*)

VIII. Von 2122 Rechtsanwälten endlich scheinen 472 den zweifelhaften Vorzug zu genießen, dem auserwählten Volke anzugehören. 22⅓ %.

Heil Deutschland Dir!**)

S. E. & O.

---

*) Bei der „Popularität" des „jüdischen Referendars" dürfte ein kleiner statistischer Vergleich angezeigt sein.

Preußen zählt ca. 26,000,000 Einwohner, darunter sollen nur 350,000 Juden sein.

Wenn nun	25,650,000 Christen	2,435	Referendare stellen, so
müssen bei einem gesunden statistischen Verhältniß	350,000 Juden nur	32	„ stellen;
mithin existirt ein statistisches plus zu Gunsten des Mitbürger Sem von		758	„
was die Totalzahl von		3225	Referendare ergiebt.

**) Wir bringen in Erinnerung, daß uns jede Berichtigung willkommen ist. So lange wir keine amtliche rationelle Statistik besitzen, berechtigt uns die größte Sorgfalt unserer Nachforschungen nicht zur Unfehlbarkeit. Es ist ja so weit gekommen, daß unlängst die Judenpresse Zeter schrie, weil ein Hamburger Staatsanwalt auf einen Steckbrief als „besonderes Kennzeichen" das Wort

Austria felix.

Die Gesammtzahl der Juden in Oesterreich betrug 1869: 822,220. — 1879: 1,700,000.

Es kommt:

In Galizien: 1 Jude auf 9 Nichtjuden,
„ der Bukowina: 1 „ „ 11 „
„ Mähren: 1 „ „ 47 „
„ Böhmen: 1 „ „ 59 „
„ österr. Schlesien: 1 „ „ 84 „
„ **Wien:** 1 „ „ 15 „ also der 15. Mensch ist Jude. Gehen wir in der Statistik weiter und empfehlen wir die Zahlen (amtliche!) der Beachtung des Dr. Philippsohn in Bonn.

In Niederösterreich sind:

unter 370 Schriftstellern: 325 Juden,
„ 2140 Advokaten: 1024 „ (bereits 1870!)
„ 5934 Sanitätspersonen: 2183 „
„ 59,122 Zwischenhändler: 30,012 „

Ackerbau treibt nur ein Häuflein, die um Halicz (Galizien) lebenden sog. „Karaiten".

Die jüdische Bevölkerung vermehrte sich jährlich um 3,35 — 4,5 %.
„ christliche „ „ „ „ um nur 0,8 %.

Die Juden vermehrten sich also beinahe 5 mal so stark als die nicht semitische Bevölkerung.

Die vorstehenden Notizen stammen aus amtlichen Quellen der k. k. österr. statistischen Centralcommission.

Zum vorläufigen Schluß dieser Notizen führen wir noch an, daß von den 1,700,000 Juden Oesterreich-Ungarns nur 2500 im aktiven Militairdienst stehen.

Diesmal ist, im Bezug auf die Statistik, das alte Sprüchwort: „Oesterreich sei mit einer Idee stets um 1 Jahr zurück", zu Schanden geworden. Möge das deutsche Reich bald nachfolgen.

Israel auf der Schule.

Die Thatsache, daß die größere Masse der Tagesliteratur von Juden geliefert wird, daß Jurisprudenz und Medizin von ihnen allmählich mit

---

„**mauschelt**" gesetzt hatte. Man darf auf Steckbriefen bemerken, ob Inkulpat rothe oder schwarze Haare hat ꝛc., das Prädikat „christlich" ist verbannt und so entzieht sich Mitbürger Sem selbst als Verbrecher der statistischen Controlle und kriminalistischen Vigilanz. D. Red.

Beſchlag belegt werden, daß ſie allgemein durch Bildung, Beſitz oder ſpezifiſch gepflegte Fähigkeiten ſich über den niederen Volksſtand erheben, bietet unwillkürlich die Anregung, ſich nach der Quelle dieſer Vorzüge umzuſehen.

Die Urſache des Könnens eines Menſchen ſind Anlage und Erziehung. Hat der Jude wirklich von Mutter Natur ſo bedeutende Talente mitbekommen, welche nun ſchon Jahrtauſende lang ſein in ſtrenger Inzucht gepflegtes Erbtheil wären, und durch welche ihm mit einem Schein des Rechts die Hoffnung auf ſchließliche Herrſchaft über ſeine Wirthe erwüchſe, — oder wirken äußere Umſtände weſentlich auf die Entwicklung ſeines Geiſtes? (Vom Körper mag hier nicht geſprochen werden, ſ. „Iſrael im Heere").

Recht eingehende Beobachtungen hierüber kann der chriſtliche Lehrer machen, welchen vorhandene Verhältniſſe dazu zwingen, durch Uebermittlung der Kulturſchätze von Vergangenheit und Gegenwart an ſeine Schüler ausnahmslos dieſe für Geſellſchaft und Staat zurechtzuſtutzen und ihnen die Mittel zu geben, für ihre geiſtigen und materiellen Intereſſen zu ſorgen. In der Schule reift der zarte Judenknabe zum „Mann," hier erſchließt ſich im Verkehr mit Lehrer und Schülern die Seelenknoſpe zur duftenden Geiſtesblüthe.

Die meiſten Juden, verhältnißmäßig, ſind auf den Berliner Gymnaſien vorhanden; im Wilhelms-, Köllniſchen-, Graue Kloſter-, Friedrichs- und Sophien-Gymnaſium, ſowie dem Collège beträgt ihre Anzahl faſt oder mehr als $^1/_3$ der Geſammtfrequenz. Entſpricht das einem ſo großen Bildungsbedürfniß oder Wiſſensdurſt des „auserwählten Volkes"? Wir ſagen: Nein, ſondern der Beſuch höherer Schulen — (der Beſuch niederer Schulen „rentirt ſich nicht;" auch iſt der Jude dort gewiſſen Zufälligkeiten mehr ausgeſetzt, und, was das Wichtigſte iſt, der Jude oder ſeine hier gern opferbereite Verwandtſchaft, welche ſich als ſolidariſch verbundene Genoſſenſchaft fühlt, „hat es ja dazu," für den Sprößling das Geld zum Schulbeſuch, für Bücher, chriſtliche Privatlehrer, chriſtliche Penſionen ꝛc. zu zahlen) — iſt deshalb ſo ſtark, weil neben dem poſitiven Wiſſens-Erwerb 1) der Knabe die gewöhnliche Anſtands- und Umgangsſitte doch wenigſtens kennen lernen ſoll, von der das Elternhaus wenig bieten kann. 2) Er ſelbſt bei vollkommener Intereſſeloſigkeit Gelegenheit erhält, den Einjährigen-Schein zu beſitzen und ſo vielleicht Ausſicht hat, als Garde-Dragoner mit fliegendem Mantel, klirrenden Sporen und keck aufſitzender Mütze, aber mit geknickten Knien und in Hoſen, welche ſich vergeblich bemühen nicht vorhandene Waden zu umſpannen, oder gar als Grenadier auf der Straße wie in der Geſellſchaft, die Ritterlichkeit Iſraels repräſentirend, den Blicken ſeiner Damen ein Magnet, zu glänzen. 3) Jedes einigermaßen „anſtändige Geſchäft" bei dem aufzunehmenden Lehrling eine höhere Schulbildung verlangt. — Wir halten uns für berechtigt, erſt 4) das Studium der Wiſſenſchaften und die dadurch zu er-

werbende Lebensſtellung als einen allgemeiner auftretenden Beweggrund für den hohen Schulbeſuch zu bezeichnen.

Die Leiſtungen des jüdiſchen Schülers zeigen ziemlich daſſelbe Bild: Die Sprachen lernt er recht mechaniſch, daher die ſchriftlichen Arbeiten meiſt hinter dem Durchſchnittsmaaß zurückbleiben, während die Geſammtleiſtung die Grenzen des nothwendig verlangten erreicht.

Mathematik begreift er ſehr mühſam, ſie iſt zu abſtrakt und ſtreng-methodiſch; dagegen thut er ſich meiſt im Rechnen hervor; nur iſt es nöthig, daß grade hier der Lehrer einen aufreibenden und anekelnden Kampf führen muß gegen Mangel an Ordnungsſinn und Reinlichkeit im Schriftlichen. Hier quält ſich der Lehrer, muß ſich Sinne und Gefühl täglich und ſtündlich beleidigen laſſen, was doch ſchließlich abſtumpft, und wofür? Damit jener hoffnungsvolle Sprößling, herangewachſen, durch ſeine Kunſtfertigkeit im Schein- und Buchweſen vielleicht den Ruin zahlreicher Volks- und Glaubensgenoſſen herbeiführt, um den friſchen, lebensvollen Verkehrsſtrom durch Aufſpeicherung ungeheurer Metall- oder Papiermaſſen in einen verderbenſchwangeren, ſtagnirenden Sumpf zu verwandeln.

In der Geſchichte gehts faſt wie in den Sprachen; es wird das Zahlenmaterial gelernt, aber die Theilnahme fehlt; es iſt ja nicht Handelsgeſchichte ſeines Volkes; was kümmert ihn groß der Gang der Kultur in der Menſchheit, der Sinn für nationale Größe und Unabhängigkeit, wenn nur ſein Beſitz durch genügende Polizeimacht geſichert iſt. Wäre wohl Laſſalle der fanatiſche Volks-Anwalt und Apoſtel geworden, wenn er ſeine Einkünfte hätte abgeben, „theilen" müſſen, wenn nicht die Vorſtellung, als Präſident einer großen Maſſe alte Dynaſtien zu überflügeln, ſeine Einſicht getrübt hätte? —

Ganz eigenthümlich erſcheinen die Leiſtungen im Deutſchen, ſie ſind nach den Klaſſen ganz verſchieden hervortretende.

Der kleine Jude in Sexta oder Quinta, die Fragen über Satzglieder ꝛc. ſchwer, die über den Inhalt des Geleſenen leichter auffaſſend, ſtets aber überhaſtig und heiſeren Tones antwortend, iſt vor vielen groben Verſtößen gegen die Orthographie im Diktat nicht ſicher, während er, ſeiner leichteren Auffaſſung des Materials entſprechend, im Gebrauch des Caſus etwas weniger ſtarke Böcke ſchießt, um ſo weniger, als die hierzu bei andern Schülern verleitenden Provinzialismen bei ſeinen international angelegten Charakter wenig Eingang finden. In den mittleren Klaſſen gehört der Jude entſchieden zu den beſſeren, da den hier verlangten Beſchreibungen und Erörterungen über einfache Orts-, Lebens- und Verkehrsverhältniſſe ſeine von den Eltern weiſe gepflegte Menſchenkenntniß und das zu lebhafter Geſchwätzigkeit angelegte Naturell zu ſtatten kommen; überdies iſt die Auffaſſung gegebener Verhältniſſe und deren Darſtellung kaum durch gemüthvolle Abſchweifungen und beſchauliche Reflexionen, denen der deutſche Knabe grade hier ſo leicht unter-

worfen iſt, geſtört. Von Secunda ab ändert ſich die Sache; der Inhalt der Aufſätze iſt ungeordnet und meiſt dürftig, die Diktion liederlich-vulgär, überſchwänglich oder aber (meiſtens) eine mehr oder weniger gut verbundene Flickenſammlung von „Ausſprüche großer Männer," Zeitungsredensarten und arme Worte wie „treibende Faktoren," „günſtiges Prognoſtikonſtellen," „Vorabend großer Ereigniſſe," „ſchwebende Frage," „Dunkle Wolke an irgend einem Horizont," ſpielen eine große Rolle.

Vom Schreiben und gar erſt vom Zeichnen iſt nicht viel Lobens zu erwähnen, und ſehr wenige Juden nehmen an letzterem Theil. Das künſtleriſch eigen geſtaltende Talent fehlt ihnen in den bildenden Künſten. Es giebt kaum einen jüdiſchen Bildhauer, (an welchem Körper ſollten dieſe ſich auch begeiſtern?) oder Architekten. Und die Maler? Darüber mögen Berufene urtheilen. Zur künſtleriſchen Produktion gehören Phantaſie, Sinn für Schönheit und Ideales, ſowie die Fähigkeit völliger, ſelbſtloſer Hingabe an dieſe. Alles dies hat, wenn vorhanden, beim Juden eine unſelige, einſeitige Gewerkrichtung. Die Phantaſie kann ausſchweifen und glühende Bilder geſtalten, doch nur in Bezug auf das Sinnliche und wird da leicht roh (Makkabäer-Maſſenmord); das höhere Streben koncentrirt ſich um brutale Glanz- und Herrſchaftsgelüſte, und das Mittel dazu, der Gelderwerb, das kommt ſchon früh zur Erſcheinung. Ein mir befreundeter Lehrer erzählt mir zum Beleg dafür folgende Vorgänge: Ein jüdiſcher Quartaner ſoll die durchgenommene Beſchreibung des Ameiſenbär wiedergeben; er ſchreibt dieſem eine ſchwarzſeidene Binde an der Seite zu (muß heißen „ſchwarzweiße"); ein Quintaner, welcher auf die Frage, in welchen Redensarten denn der Luchs ſeiner hervorſtechenden Eigenſchaften wegen gebraucht würde, ſich zuerſt meldete, antwortete: „Von's Gold," und erklärte dies auf Drängen des Lehrers dahin: „Wo viel Gold und Silber iſt, da hat man Luxus." Beide hatten, verleitet von ihrer einſeitig gerichteten Einbildungskraft, die geſprochenen Worte in für ſie verhängnißvoller Weiſe falſch gehört.

Nach dieſen Erörterungen, deren Gegenſtand in reichhaltiger Erfahrung beobachtet wurde, iſt es klar, warum die Mehrzahl der jüdiſchen Schüler das Zeugniß der Reife nicht erreicht. Ein Blick auf die angehängte Tabelle, deren Inhalt den Jahresdurchſchnitt für 1878/79 aus den ohne Auswahl uns grade verfügbaren Programmen darſtellt (es muß hier bemerkt werden, daß die Mehrzahl der vorhandenen Schul-Programme in der Statiſtik keinen Unterſchied zwiſchen den Religionen angiebt, ſondern einfach und bequem die „Stückzahl,") erhärtet dies. Hingegen dürfte es wunderbar erſcheinen, daß trotz der beſprochenen Mißſtände und Hemmniſſe der Jude doch einen hohen Prozentſatz für die Univerſitäten liefert, ſo daß in Berlin-Neu-Jeruſalem z. B. mehr als die Hälfte der Juriſten Juden ſind und bei den Medizinern das Verhältniß ſich dem ſtark nähert. Dies erklärt ſich einfach daraus, daß Berlin ein ganz ungewöhnlich ſtarkes Kontingent jüdiſcher Studirender aus 5 Provinzen: Brandenburg, Pommern, Preußen, Poſen, Schleſien bezieht und daß

dieſelben ſich in überwiegender Mehrheit jenen beiden Fächern zuwenden, wo ihnen doch im Stande des Rechtsanwaltes und des Arztes eine Beſchäftigung winkt, die, neben geachteter bürgerlicher Stellung, ihnen Befriedigung ihres merkantilen Sinnes gewährt.

Gymnaſien Oſtern 1879.	Geſammtſchüler-Zahl Mitte des Jahres		Abiturienten	
	total	moſaiſch	total	moſaiſch
Fürſtenwalde	250	8	—	—
Neu-Ruppin	975	8	7	—
Potsdam	480	24	13	—
Landsberg a. d. Warthe	403	77	10	1
Norden	185	9	4	—
Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium Berlin	650	—	25	2
Friedrichs-Gymnaſium „	596	—	23	10
Wilhelms-Gymnaſium „	690	210	18	—
Sophien-Gymnaſium „	570	—	12	4
Luiſenſtädtiſches Gymnaſium „	572	20	20	1
Köllniſches Gymnaſium „	560	—	15	2
Kloſter-Gymnaſium „	565	—	25	9
Friedrich-Werderſches Gymnaſium „	470	—	20	5
Collége „	368	—	6	1
Städte-Gymnaſium Danzig	480	54	21	3
Straßburg in Weſtpr.	174	41	7	3

Wie iſt nun dem Uebel zu ſteuern?

1) Der jüdiſche Schüler beſuche keine chriſtliche Schule. Hat das fremde Volk genügende Kraft in ſich, ſo bilde es ſich auch mit eigenen Lehrern; aber man verlange von dieſen wie von den Rabbinen prüfungsmäßig den Nachweis genügender Kenntniſſe, wie es der Staat bei Evangeliſchen und Katholiken verlangt. Alle Menſchen in Deutſchland genießen den Schutz, den Frieden und die materiellen Vortheile des ſtaatlichen und des Gemeindelebens, ſie erfüllen dafür Pflichten; warum ſind gerade hier die Juden von der Aufſicht ausgenommen? Iſt es doch ein ſchreiender Anachronismus, wenn von jüdiſchen Rabbinen in Deutſchland die Mehrzahl die deutſche Sprache kaum richtig mündlich, geſchweige denn ſchriftlich gebrauchen kann.

2) Man verſage vor Allem dem Juden die chriſtliche Amme, welche, meiſt auf Koſten eines moraliſchen oder gar phyſiſchen Verbrechens, dem fremden Kinde, welches ohne dies kaum am Leben erhalten werden könnte, Kraft und Geſundheit verleiht; man verſage ihm die chriſtliche Erzieherin und den chriſtlichen Hauslehrer, der ſich in jenes Solde quält und Demüthigungen unterzieht (ſelbſt chriſtliche Theologen laſſen ſich dazu herbei), ohne doch chriſtlich-germaniſche Denkart, Sitte und Tugend der jüdiſchen Jugend ein-

flößen zu können. In der verlockenden Fülle von Gelegenheiten, durch Privat-Unterricht seinen Unterhalt zu finden, liegt auch (in Berlin wenigstens) der Grund für die unleugbare gesellschaftliche Rückbildung einer großen Anzahl von Studirenden; denn, statt daß dieselben sich bemühten, im Hause von Gelehrten, höheren Beamten und gastfreien Handelsherren in der feinen Sitte und Weltbildung, an Erfahrung und Wissen sich zu vervollkommnen, sieht man dieselben von 5—8 Uhr Abends die Straßen des Potsdamer Viertels abjagen, um gegen 1—2 Mark für die Stunde dem fremden Volke ihre undankbare Thätigkeit zu widmen.

Wir sehen: Eine Menge von Schäden entspringen aus der Gewohnheit, deutschen Fleiß, deutsche Fähigkeit und Kraft für schnödes Geld behufs der Heranbildung eines fremden uns feindlichen Volkes pachten zu lassen; vertilgen wir dieselben aus der Wurzel durch Aufrichtung der gesellschaftlichen Schranke auch auf diesem Gebiet, ermahnen wir Regierung und Parlament unablässig: Videant Consules etc.!

Scipio.

Israel in Hamburg.

Von einem alten Hamburger.

Das Geheimniß der Handelsgröße Hamburgs, welches diese Stadt zur ersten See- und Handelsstadt des europäischen Continents gemacht hat, besteht oder bestand in seiner topographischen Lage. Die Elbe war und ist für große Schiffe bis hart oberhalb der Stadt (Grasbrook) schiffbar. Nicht weiter. See- und Binnenhandel reichen sich die Hand.

So lange Deutschland ein tausendfach politisch zerrissenes Land war, so lange die große See- und Handelsstadt kein eigentliches Hinterland besaß, war der hamburgische „Freihandel" berechtigt und die Stadt blühte dabei. Die Metropole des Zwischenhandels mußte daher naturgemäß auch auf die Juden eine ganz besondere Anziehungskraft ausüben. Zu Ende des Jahres 1830 zählte Berlin bei 222,000 Einwohner erst 3,700 Juden. Hamburg bei einer Bevölkerung von 150,000 Einwohner 8,000 Juden, welche aus Spanien, Portugal und Holland in Masse eingewandert waren und zu allen Zeiten durch ihre „Eigenart" und Schachergeist selbst die handeltreibenden Hamburger erbitterten. Es ist uns Kürze zur Pflicht gemacht und wir können daher keine Abhandlung über die Kulturgeschichte des Judenthums in Hamburg schreiben. Daher nur so viel.

Das Jahr 1848 schmuggelte die Judenemancipation gegen den Willen von $^9/_{10}$ der christlichen Bevölkerung auch in Hamburg ein, und von dieser Zeit an riß die Verjudung alle Dämme nieder. Der Neuhamburger

ſtand unter dem Bann der „Toleranz.“ Jeder Tadel der Uebergriffe des Judenthums wurde als Eingriff in die Glaubens- und Gewiſſensfreiheit niedergeſchrieen und der Althamburger durfte nicht „muckſen.“ Freihandel und Gewerbeanarchie wurden von den Juden auf's Höchſte ausgebeutet. Ein Karren- und Hauſirhandel des arbeitsſcheuen auserwählten Volkes graſſirt hier in einer Weiſe, wie ihn keine Stadt der Welt aufzuweiſen hat und verdirbt dem ſoliden Kleingewerbe und Kleinhandel die Exiſtenz. Auf der andern Seite ſind dagegen in Folge der Selbſtiſolirung Hamburgs von Deutſchland ganze Geſchäftsbranchen (wie z. B. engl. Manufakturen) nach Berlin ausgewandert. Die Zahl der Millionaire hat in Hamburg zugenommen, das Proletariat dagegen wächſt in erſchreckendem Maaße. Die Straßen ganzer Stadttheile gleichen einer ſog. „Judenbörſe,“ einem ſchachernden Nomadenthum Iſraels. Einer numeriſch kleinen Zahl von Oligarhen zu Liebe wird das Freihandelsſyſtem aufrecht erhalten, nur damit dieſe — bequemer reich werden können; denn Hamburgs glänzende Lage würde durch den Zollanſchluß nicht anders werden und in keiner deutſchen Stadt iſt heute das Leben theurer als in dem freihändleriſchen Hamburg. Wenigen Geſchäftszweigen zu Liebe iſt die Stadt zu Ausgaben gezwungen worden, an welchen ganz Deutſchland hätte partizipiren müſſen, wenn Hamburg ſeine ſocialpolitiſche Iſolirtheit nicht aufrecht erhalten hätte, wenn es nicht handelspolitiſch eine nichtdeutſche Stadt hätte bleiben wollen.

Das Verhältniß der ſemitiſchen Bevölkerung in den 4 Hauptjudenſtädten Deutſchlands: Berlin, Hamburg, Breslau und Frankfurt a. M. zu Ende der zwanziger Jahre dieſes Jahrhunderts iſt ſehr intereſſant.

Berlin	Breslau	Frankfurt a. M.	Hamburg
auf 222,000 Einw.	85,000 Einw.	52,000 Einw.	150,000 Einw.
3,700 Juden.	4,900 Juden.	6,000 Juden.	8,000 Juden.

Man ſieht, 1830 war Berlin von der Judenplage verhältnißmäßig am wenigſten, Frankfurt am meiſten heimgeſucht worden. Frankfurt war ja auch der Bank- und Wechſelplatz Deutſchlands und trotz der ſcharfen Beſtimmungen gegen Iſrael, trotz Judengaſſe und limitirte Heirathserlaubniſſe, trotz aller äußern Schmach und Schande, die das rein menſchliche Gefühl empören müßten, fluthete Sem grade in Frankfurt a. M. verhältnißmäßig am höchſten. Höher als die Ehre, ſtärker als der Geſchlechtstrieb war ihm der Geldtrieb. Das ſind traurige, aber kulturgeſchichtlich unumſtößliche Thatſachen. Gleichwohl aber kam ſchon 1830 in Berlin auf je 60 Menſchen ein Jude. In Breslau auf je 17½ ein Jude. In Frankfurt a. M. auf je 8⅔ ein Jude. In Hamburg auf je 18¾ ein Jude.

Wir haben es hier aber ſpeciell mit Hamburg in der Gegenwart zu thun.

Hamburg, Stadt und Gebiet, hat heute
auf 389,000 Einwohner
14,000 Juden,
mithin kommt auf je 27 Hamburger 1 Semit.

Gehen wir nunmehr die Berufe durch, welche der Jude vorzugsweise wählt und — nicht wählt.

Vor 1848 durfte kein Jude beim Obergericht plaidiren. Nach den alten Receſſen auch nicht beim Handelsgericht, doch wurde die Praxis im Laufe der Zeit lauer. Fürchteten wir nicht, unſern nichthamburgiſchen Leſer zu ermüden, wir würden aus den hamburgiſchen Staatskalendern nachweiſen, wie rapide und unverhältnißmäßig zur germaniſchen Bevölkerung ſich die ſemitiſchen (getaufte und ungetaufte) jüdiſchen Advokaten vermehrt haben. Im Jahre 1879 war das ſtatiſtiſche Verhältniß wie folgt:

Die Geſammtzahl der Advokaten betrug	122
Dazu ſtellten die Juden ein Contingent von . .	44
die Chriſten . .	78

Es ſtellten ſomit 375,000 Chriſten 78 Advokaten
14,000 Juden 44 „
oder:
Auf 318 Juden kommt 1 Advokat,
Aber erſt auf 4807 Chriſten kommt 1 Advokat.

Wir werden ſpäter zeigen, daß auch der Handel unverhältnißmäßig in Judenhände gerathen iſt und daß die Liebe zur Jurisprudenz keineswegs ein Ausfluß des gelehrten Wiſſensdranges iſt. Die Advokatur iſt in der großen Handelsſtadt das lukrativſte Feld der Wiſſenſchaft. Eine „ſolide" handelsgerichtliche Praxis in der von Deutſchland ſich abſperrenden Freihandelsſtadt iſt ein goldener Boden. Binnenländiſche Kaufleute und Induſtrielle, welche das zweifelhafte Glück haben, in Hamburg Prozeſſe führen zu müſſen, werden dies ohne weitläufige Auseinanderſetzung begreifen. — Und ſie ſind keine übeln Advokaten, die Juden. Sie verſtehen ſich auf die tödtenden Buchſtaben der Geſetze, auf Rabuliſterei und Sophiſtik der Jurisprudenz, auf das Shylokthum des Rechts ſo gut, daß ſelbſt chriſtliche Advokaten ſich mit Semiten aſſociren.

Vor der Emancipation kultivirte Iſrael den Beruf des Arztes verhältnißmäßig mehr. Das ſtatiſtiſche Ergebniß von heute iſt aber auch mehr als unverſchämt bei den Medizinern als bei den Juriſten.

Die Geſammtzahl der Aerzte beträgt . . .	228
. . . . hamburgiſche Juden ſtellen daran	72
. . . . „ Deutſche „ „	156

Alſo auf 194½ Juden kommt 1 Arzt.
Aber erſt auf 2403 Chriſten kommt 1 Arzt.

Von den beeidigten 8 Handelschemikern iſt dagegen nur einer Jude,

ein Dr. Wohlwill, der aber mehr als Gewiſſensfreiheitsvereinsmeyer, Aeſthetiker ꝛc. ꝛc. glänzt, als daß er die Zeit mit chemiſchen Analyſen vertrödelt, ſo weit uns wenigſtens bekannt iſt.

Unter den „Spezialärzten," welche die Inſeratenſpalten der Zeitungen mit ihrer werthen Firma verzieren und die ſich für hier nicht zu nennende Spezialkrankheiten empfehlen, faſt ſämmtlich — Semiten. Juden oder getaufte Juden. In wie weit die jüdiſchen Aerzte bei ihren germaniſchen Kollegen durch Kollegialität beliebt ſind, gehört nicht hierher. Mehr von ſich reden machen ſie als dieſe letzteren, wenn ſie auf dem Gebiete der Chirurgie auch nicht ſo zu Hauſe ſein ſollen, wie die deutſchen Aerzte. Man ſagt ſogar, es ſei eine Eigenthümlichkeit der jüdiſchen Aerzte, daß ſie im Beſuch der Patienten — eifriger ſeien als die germaniſchen Kollegen. — Wir haben es nur mit der Statiſtik zu thun. Und dieſe ſagt uns kühl und widerſpruchslos, daß Hamburgs Bevölkerung auch auf dem Gebiete der Heilkunſt von Iſrael unverhältnißmäßig geſchlagen iſt. —

Hamburg beſitzt 53 Apotheken. Der Apotheker muß oft für 1 Sgr. Kamillenthee des Nachts aufſtehen, was nicht ganz ſo einträglich iſt als ein nächtlicher ärztlicher Beſuch, für welchen letztern oft 3 Mark liquidirt werden. Wenn wir unter den 53 Apothekerfirmen nur eine finden, von welcher einen wir aber auch nicht einmal poſitiv behaupten können, daß ſie ſemitiſch iſt, ſo illuſtrirt dies die richtige Selbſterkenntniß und Selbſtwerthſchätzung Iſraels in Hamburg.

Der Apotheker hat einen conceſſionirten Beruf. Es iſt kein freies Gewerbe. Es iſt eine ſauere Lehrzeit und mit dem Examen allein hat man noch nicht das Geſchäft erlangt, „Pillen zu drehen". — Iſraels „Eigenart" handelt daher ſehr korrekt, ſich von der Pharmacie möglichſt fern zu halten. Endlich iſt ein Anlagekapital erforderlich, das ſich nicht ſo gut verzinſt, wie im Handel, wogegen der Arzt und der Advokat aus Nichts ihre Welt ſchaffen können.

Man verzeihe uns den leicht tändelnden Ton in ernſter Sache, allein in Hamburg fliegen uns die Reſultate der Verjudung förmlich wie die „gebratenen Tauben" zu und bei dieſem gaſtronomiſchen Artikel werden wir von ſelbſt auf den gaſtroſophiſchen der — Auſtern gelenkt.

Hamburg beſitzt 53 Auſternhandlungen, reſp. Geſchäfte, in welchen das edele Schalthier auch verſpeiſt wird. Unter dieſer Zahl befindet ſich, — trotzdem „Herr von Sem" in Hamburg ein eifriger Auſterneſſer iſt, — kein einziger Semit. Die Auſter will geöffnet ſein. Immerhin anſtrengende körperliche Arbeit auf die Dauer. — Man verzehrt die Auſter und Herr von Sem ſoll ſie öffnen und auch noch Gäſte bedienen? Das iſt nicht ſeine Sache, außer im koſcheren Hirſchels Hôtel und wenigen anderen koſcheren Spezialitäten, wo die Konkurrenz der Germanen nicht zu fürchten iſt. Der Auſternhandel iſt ſomit eines der wenigen Geſchäfte,

welche noch nicht verjudet ſind. Selbſt der „Reformjude“ bleibt dieſem Geſchäft fern.

Um uns ſo viel wie möglich an das Alphabeth zu halten, laſſen wir das Geſchäft der:

Antiquitätenhändler folgen. Ihre Zahl iſt dreizehn. Wir finden **nicht einen**, für welchen wir die Bürgſchaft übernehmen möchten, daß er kein Semit ſei. Nicht einen! Stammvater Jakob möge uns eines Andern belehren.

Die **Auswanderer-Expedienten.** Die große und geachtete Firma A. Bolten kommt hier nicht in Betracht. Sie iſt nicht ſemitiſch ſo viel wir wiſſen. Von den übrigen 13 (es ſind im Ganzen 14) finden wir nur 2, welche keine Semiten ſind. Facit: 12 Juden, 2 Germanen.

Die Zahl der **Agenten** beläuft ſich auf nahezu 1200. Von dieſen ſind dem Semitismus ca. 360 zu überweiſen, wobei wir den ſchwer zu kontrollirbaren Namen „Meyer“ nur da beachtet haben, wo wir feſt überzeugt zu ſein glaubten, daß er mit dem ſemitiſchen „Meïr“ (der „Erleuchter“) gleichbedeutend ſei.

Bankiers finden wir 49 und unter dieſen nur 11 Nichtſemiten. Die Aktienbanken, welche faſt alle unter ſemitiſcher Oberleitung ſtehen, ſind hier nicht mitgerechnet.

Von den 57 Geldwechſelgeſchäften beanſprucht der Semitismus 48 für ſich. — Von den 76 Fondsgeſchäften überlaſſen wir den Semiten 58, und es bleiben 18 für die Deutſchen übrig.

Von den ca. 180 Aſſecuranzmaklern ſind

ca. 50 Semiten

bleiben 130 für die germaniſche Bevölkerung übrig. Unter den eigentlichen 43 Aſſecuradeuren

nur 3 Semiten.

Am Hausmaklergeſchäft participiren unter

ca. 225

ca. 95 Semiten.

Das Lebermaklergeſchäft (12 Makler) iſt, wenn wir nicht irren, ganz in Semitenhänden.

Das Lumpenmaklergeſchäft dito, mit vielleicht 1 oder 2 Ausnahmen.

Das Tabacksmaklergeſchäft (34 Makler) 50 % ſemitiſch.

Das **Maklergeſchäft** in Rauchwaaren 6. Total ſemitiſch.

In Pferden, 5. Total ſemitiſch.

In Nordiſchen Produkten (37) 18 ſemitiſch.

In Manufakturwaaren (11) 10 ſemitiſch.

In Glas (9) Total ſemitiſch.

In Farbehölzern (14) 9 ſemitiſch.

In Gummi (7) 6 ſemitiſch.

In Haaren (7) 6 ſemitiſch.
In Häuten und Fellen (15) 11 ſemitiſch.
In Kunſtſachen (3) Alle 3 ſemitiſch.
In Eiſen ꝛc. ꝛc. ꝛc. (21) 18 ſemitiſch.
In Leinen (9) 9 ſemitiſch.
In Wechſel und Disconto (71) 53 ſemitiſch.
In Kaffee (47) 15 ſemitiſch.
In Petroleum (18) 7 ſemitiſch.
In Kolonialwaaren (90) 22 ſemitiſch.

Halte man — wir bringen dies hier in Erinnerung — bei dieſen Angaben, (deren Berichtigung wir ſelbſtredend Raum geben. D. R.) das relative Zahlenverhältniß als das ſtatiſtiſch einzig richtige feſt und ſage ſich ſtets:

375,000 Germanen ſtellen zu Berufszweig N. N. ſo und ſo viel,
14,000 Semiten " " " " "

und wem dann die Ueberfluthung durch Iſrael nicht einleuchtet, dem iſt nicht zu helfen.

Die allgemeine Klage, daß die „Juden das Geſchäft verderben" würde unberechtigt ſein, wenn Iſrael den entſprechenden Prozentſatz zu den Berufen ſtellte, welche körperliche Arbeit erfordern. Aber ſchon immer vor der Judenemancipation entzog ſich ſelbſt der arme Jude, ſo weit es nur irgend möglich war, dem Stande z. B. der Hausknechte und Tagelöhner, der Dienſtboten überhaupt und zwar auch bei ſeinen Stammesgenoſſen. Domeſtikenverrichtungen und Tagelöhnerarbeiten mußten weſentlich die Chriſten dem Juden verrichten. Selbſt die Ausſicht, auch als Arbeiter nach und nach ein Handelsherr werden zu können, reizte ihn nicht. Der Jude will ab ovo „Geſchäftsmann" ſein. In dieſer „Eigenart" Sems beruht es, daß er den Chriſten „das Geſchäft verderben mußte," nur nicht die Geſchäfte, zu welchen anſtrengende körperliche Arbeit gehört. Sem quält ſich im Karrenhandel, in ſeinem Schacherelement lieber, als daß er eine geregelte beſſere Arbeitsexiſtenz führt. In jedem neugeborenen oder einwandernden Juden muß der Althamburger einen Konkurrenten erblicken, in keinem erblickt er eine ihm nützende Arbeitskraft.

In dieſer Thatſache liegt die gemeine Schädlichkeit Iſraels für die Hamburger Geſellſchaft.

Fahren wir in unſeren ſtatiſtiſchen Angaben fort.

Die **Schneider** zählen ca 1200, darunter befinden ſich höchſtens ein Dutzend Semiten. Nur ein Cohn, kein Levy u. ſ. w.

Schuhmacher ca. 1900. Aehnliches Verhältniß, wie bei den Schneidern.

Spediteure 118. 45 Semiten.

Maler (Anſtreicher) Keiner, welcher wirklich als Maler arbeitet.

Manufakturwaarenhändler 128, darunter 84 Sem.

Maurermeiſter — — „Frag' im Lenz die Nachtigall!"

Mechaniker dto.
Riemer und Sattler Nichts.
Schiffskapitaine dto.
Schlosser dto.

Von den Theatern dirigirt das eine, Stadttheater, der semitische Impresario Pollini. Die reine Kunstsynagoge, Virtuosenthum, Blendwerk, Ueberreizung des Geschmacks, angeblicher „Dalles" und, was nur ein Semit fertig bringt: die Hamburger Gentry macht Abonnementscollekten für ihn!! — Das Thaliatheater, Maurice, belgisch-semitischer Abkunft, aber kein deutscher Jude. Routine als Direktor und von einem lobenswerthen Ehrgeiz besessen, Gutes zu leisten. Steht aber vollständig unter dem Einfluß seines meist jüdischen Publikums. Das Parquet der reine Orient. Unter den Mitgliedern dürfen auch Christen erste Rollen spielen, was bei Pollini nicht der Fall ist. Die Gerechtigkeit erfordert, dem Thaliatheater noch immer das Prädikat eines Kunstinstitutes zu geben. Maurice respektirt wenigstens den Idealismus in der Kunst, so weit es möglich ist.

Die Presse. Korrespondent und Amtsblatt — Semitisches Eigenthum, dito Redaktion und Mitarbeiter.

„Nachrichten". Eigenthümer semitischer Abstammung. Mitarbeiter zur Hälfte Sem.

Fremdenblatt. Christen, mit Ausnahme der Theaterrecension, welche prononcirt semitisch ist.

Das sind die Hauptblätter. Alle judenfreundlich. Warum? Man sehe den Inseratentheil an. „Mitbürger Sem" beherrscht das Geschäft und die Tendenz.

Wir vergaßen noch das große Klatschblatt „Reform." Eigenthümer Christ aber total unter Judeneinfluß. Es gab eine Zeit, wo die ganze Redaktion die „literarische Synagoge" genannt wurde. Brrr!!!

Alle diese publicistischen Fabriken lassen keine selbstständige publicistische Specialität in Hamburg aufkommen. Alle — mit Ausnahme der „Reform" — zahlen miserable Honorare. Was geschrieben wird, ist — „eben gut genug für die Hamburger," wie sich diese Herren entschuldigen. Nicht ein einziger Journalist, der über Hamburgs Grenzen hinaus einen Namen hätte. Bedeutend veranlagte Talente gehen auf diese Weise in Hamburg zu Grunde. Der geistige Rahmen, der ihnen gestattet ist, ist enger als in „Posemuckel."

Zum Schluß noch ein paar Worte über Hamburgs Bevölkerung.

Der Mittelstand, der Handwerker, sowie der „kleine Mann" — kein besseres, ehrlicheres, graderes Volk in der ganzen Welt. Es ist nicht wahr, daß der Hamburger „grob" ist. Er verträgt Alles bis zu einem gewissen Grade. Dann hat er aber den Charakter, ein tödtlicher Feind zu werden, wenn er sein Vertrauen getäuscht sieht. Die Bewohner der „Wasser-

kante," und St. Georgs, (wo der althamburgiſche Schlag noch exiſtirt) ſind die treuherzigſten Menſchen von der Welt. Ebenſo giebt es unter den wenigen althamburgiſchen Patrizierfamilien Männer, die den Adel ſchon zehnmal verdient haben. Verkehrt man „Unten" und „Oben" mit dieſen wirklichen Hamburgern, ſo muß man ein hanſeatiſcher Patriot werden, mögen die politiſchen Anſichten noch ſo verſchieden ſein. Da iſt ein geſunder Kern ohne jegliches Falſch, ein ſtolzes aber nicht vordrängliches Selbſtbewußtſein, eine humane Toleranz, die ſich Nichts vergiebt. Wer Hamburg kennen lernen will, lerne den althamburgiſchen Kaufmann, Mittelſtand und „kleinen Mann" kennen. Er findet hier noch einzig und allein in Deutſchland die alte niederſächſiſche Biederkeit.

Aber das übertünchte Weſen, das mit dem Einfluß des Judenthums, getragen durch eine aller wahren Vaterlandsliebe und Liebe zur Vaterſtadt baren Preſſe dominirt, iſt der Fluch der alten Hanſeſtadt und das ſagt Euch

Ein alter Hamburger,
der ſich zeichnet
W. Marr.

P. S. Ich bitte meine Hamburger Mitbürger, dieſen Artikel ohne Groll aufzufaſſen. Ich liebe meine Vaterſtadt mehr als das ganze journaliſtiſche Geſchmeiß. Daß es mir nicht beſſer erging wie jeden Hamburger, der ſich dieſem Geſchmeiß nicht beugen wollte und deshalb in der Fremde ſein Brod ſuchen mußte, liegt in den Verhältniſſen: — Verjudung und ſeichter Liberalismus. Senatus populus hamburgensis ſind in dieſer Hinſicht vom Mitbürger Sem ebenſo geknechtet, wie ganz Deutſchland. Ich verzichte daher darauf, den ſemitiſchen Einfluß auch im Senat meiner Vaterſtadt ſtatiſtiſch zu beleuchten. — W. M.

Literariſches und Artiſtiſches.

Paul Lindau, oder: Die Wunder der Reklame. Wenn man gerecht ſein will, ſo muß man ſagen, daß man Paul Lindau Unrecht thut, den Verdacht auf ihn zu wälzen, „Gräfin Lea" beabſichtige, ſich als ein „Tendenzſtück" aufzuſpielen. Lieſt man das jetzt auch im Buchhandel erſchienene Stück ohne jede Voreingenommenheit durch, ſo findet man eine dramatiſche Plauderei, wie es alle Lindau'ſchen Bühnenerzeugniſſe ſind und die dramatiſche und poetiſche Gerechtigkeit kann es der gräflich Fregge'ſchen Familie gar nicht verübeln, wenn ihr unbehaglich zu Muthe wird bei der Verwandtſchaft mit

der Tochter des Kravattenprobirers Moſes Brändel. Wäre dieſe Tochter nur ein ſolcher Ausbund von Heroismus, wie ſie der Dichter hinzuſtellen verſucht! Aber Fräulein Lea macht ſich als erwachſenes Mädchen in der Penſion Nichts daraus, ihre antiſemitiſchen Mitpenſionärinnen durch ſemitiſche Putzſucht zu überſtrahlen und zu ärgern. Sie ſtrahlt von dem Sünden- und Wuchergelde des Herrn Papa ohne Skrupel. Sie acceptirt auch die Millionen, die ihr der väterliche Halsabſchneider hinterlaſſen hat, das mit Thränen und Flüchen beladene Geld. Wenn ſie nun, mündig geworden, von ihrem Vormund erfährt, daß Graf Lothar Fregge durch einen Fingerwink von ihr ruinirt werden kann wenn ſie die gräflichen Wucherwechſel präſentirt, wenn ſie, die heirathsfähige Jungfrau, dem Grafen die Schuld erläßt und „zufällig" deſſen Wechſel in Flammen aufgehen läßt, ſo iſt dies zweifelsohne ſehr edel; allein unſere Antiſemiten könnten ſehr gut ſagen, daß der Graf dadurch moraliſch gezwungen wurde, Fräulein Lea die Hand zu reichen, zumal die generelle Regel der Töchter Iſraels Grafenkronen mit ſehr ſympathiſchen Blicken zu betrachten pflegt.

Um einen ſo häßlichen Verdacht nicht aufkommen zu laſſen, wäre es dramatiſch nothwendig geweſen, Lea eine Vergangenheit zu verleihen, welche ihre ſchöne Seele in Rebellion mit dem halsabſchneideriſchen Vater hätte treten laſſen. Sie durfte nicht ſo gänzlich unmotivirt grade dem Grafen gegenüber die Edelmüthige ſpielen. Papa hat ihr ſicher noch andere Debitoren hinterlaſſen. Das Alles ſchwächt die Sympathie, die wir für die Tochter des Halsabſchneiders ſonſt fühlen könnten. Bei der Lindau'ſchen Anlage hätte das Stück ebenſo gut ein Luſtſpiel werden können. Dann konnte es ſogar ein ſcharf zugeſpitztes Tendenzſtück ſein, denn es geißelte das Unwürdige mancher Ariſtokraten, nach jüdiſchen Geldheirathen zu angeln, oder ſich durch moraliſche quergeſchriebene Nöthigungen angeln zu laſſen. Und wie unäſthetiſch! Lea prozeſſirt gegen die Familie Fregge; — das Buchſtabenrecht (1878, Aera Lasker) iſt freilich auf ihrer Seite, — ſie gewinnt den Prozeß alſo. Aber ſind denn das Alles tendenziös-dramatiſche große Momente?! Iſt es eine ſolche Ueberheldenthat, wenn die Tochter, ſtatt ſo ſchurkiſch zu ſein wie der Vater, mit den ererbten Millionen, reſp. den Zinſen „verſchwenderiſches Wohlthun" übte! Nichts da! Dramatiſch wäre der Vogel abgeſchoſſen, wenn Fräulein Lea den ganzen ererbten Sündenmammon mit Füßen von ſich geſtoßen, wenn Graf Lothar — — — eine arme Jüdin in ihr geheirathet hätte. Dann wäre der „ſittliche Adelsbrief" dageweſen.

Aber wie gesagt, wir glauben, Paul Lindau hat nicht entfernt daran gedacht, ein Tendenzstück zu schreiben. Mit „Tendenzen" hat er sich überhaupt nie befaßt. Das bischen sehr magere Confessionsgepauke des Advokaten Deckers ist ihm nur so aus der Feder geflossen, weil dieser Artikel grade Mode ist. Und nun, wie hyper-unästhetisch ist es, daß Lea in der Gerichtsscene überhaupt anwesend ist! Man nehme es uns nicht übel: die bloße Anwesenheit, zu welcher absolut kein zwingendes Moment vorlag, ist — — unweiblich. Gräfin Lea hat jedenfalls stärkere Nerven. Ich für meinen Theil muß gestehen, daß Lindau in diesem Stück seine Heldin Lea genau ebenso an den Pranger stellt, wie den Adel, und begreife die Juden nicht, daß sie diesem Stück eine Tendenz beilegten, die als Nathan der Weise im Unterrock passiren sollte.

Woher das kam? —

Durch die Hoff'sche Malzextrakt-Reklame, welche in widerlich aufdringlicher Weise und eines Dichters unwürdig, der auf Bedeutung Anspruch macht, seit Jahr und Tag durch die Zeitungen rasselte. Es ist dies echt berechnend semitisch. Lea mußte „berühmt" werden, ehe noch die erste Feder voll Dinte ausgeschrieben war. Mundus vult decipi. Ohne diese Reklameindustrie hätte das Stück — gelangweilt, denn geistreiche Pointen blitzen nirgends daraus hervor. Lindau versteht die „Mache". Er hat in der „Gegenwart" das große und kleine Federvieh eingeschüchtert. Das königl. Schauspielhaus in Berlin war für ihn so lange eine Kunstbude, bis es seine, Lindau's, Stücke aufführte. Da war es ein „Kunstinstitut". Lindau kennt die Welt und Menschen. Trotz Johannes Hoff. Der Malzextrakt ist ein ganz leibliches Getränk. Lindau schreibt dramatische Plaudereien in 3, 4 und 5 Akten, welche durchaus nicht die bittere Kritik verdienen, die ihnen früher zu Theil wurde, ehe er das Federvieh eingeschüchtert hatte. Aber diese anticipirte Reklame, die wie die Posaunen des jüngsten Gerichts in alle Welt hinausblasen, — das heißt dem selbstständigen Urtheil des Publikums gradezu Fußtritte versetzen und diese edle Dreistigkeit besitzt Lindau und seine literarische „Mischpoche" in vollem Grade. Dadurch provocirte er eine Tendenzopposition, welche — einfältig genug — das Stück auszupfeifen versuchte, ohne es zu kennen. Auf Wort! als unzweifelhafter Antisemit würde ich im Interesse des Antisemitismus, dem antisemitischen Flötenspiel meine Zustimmung nicht gegeben haben. Das war es ja eben, was die Reklamesucht wünschte!! Aufgebauscht, künstlich aufge-

bauscht durch die Reklameindustrie bis zu einem semitischen Tendenzstück (!) erschien die Judenmamsell.

Aber Lindau hat „recht". Unsere Zeit will mit der unverschämtesten Reklame vom Erröthen entfremdet werden und in „Lea" hat die Reklame Wunder gethan. Nach der Lektüre des Buches bin ich überzeugt: ohne die Reklame hätte das ganze Publikum, hätten Juden und Christen nicht gewußt, was sie aus der Plauderei „Lea" hätten machen sollen.

Applaus der Kameraden am Schluß und etwas Zischen auf der andern Seite. Denn dramatisch halte ich Lea für eine entsetzlich schwache Produktion. Und der ganze Apparat! Stieftochter Paula konnte ja durch einen einzigen Brief, der ihr den Willen ihres sterbenden Vaters mittheilte, schon seit einem Jahre Leas Freundin sein! Wozu dieses Gequäle? Dieses unmotivirte Fernhalten Paula's von Lea?

Nein! eine ernsthafte Absicht, ein zeitgemäßes Tendenzstück zu schreiben, hat Lindau nicht gehabt. Die „Tendenz" ist höchstens dramatischer Dekorationsflitter in der Plauderei. Es kämpfen nicht einmal Semitismus und Antisemitismus mit einander. (Die Familie Fregge hat sogar einen Advokaten semitischer Abkunft, der die Rolle des „Christen" grabezu possenhaft als getaufter Jude spielt.) Es kämpft die Aversion, den Adel mit dem Wucher verschwägert zu sehen. Ein boshafter Kritiker, der à la Lindau schreiben wollte, könnte sagen: Lea ist die moralische Wucherei, denn sie fängt es — auf generell semitischem Standpunkt — sehr schlau an, Frau Gräfin zu werden. Wir sagen das nicht. Lea ist ein unbedeutender Charakter, wenn man das Stück als Tendenzstück ausgeben will. Für eine Plauderei ist Lea so gut und schlecht wie irgend eine plaudernde Person.

Wie innerlich herzlich wird Lindau unter zwei Augen selber über dieses blödsinnige Monstrum Publikum und moderne Journalistik lachen! Hätte er den Humor eines Voltaire neben der Großmannssucht, den deutschen Molière zu spielen, er würde sich hinsetzen, und tendenziös das non plus ultra einer schlechten Komödie schreiben, sodann seinen ganzen Reklameapparat spielen lassen und nach dem Erfolge mit olympischem Lächeln erklären:

— Ich habe die Narren zu Narren gehabt.

W. Marr.

Verantwortl. Redacteur: Wilh. Marr. — Otto Hentze's Verlag.
Druck von Max Babing, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Die Urſachen
der
Entſtehung und Weiterentwickelung der Social-Demokratie
ihre Analyſe und die
Mittel zur Beſſerung der ſocialen Lage.

Von einem praktiſchen Bürger.

iſt der Titel eines in **Berlin** bei **Friedrich Luckhardt** erſchienenen Buches.

Mit äußerſter Schärfe, mit rückhaltsloſer Wahrheit und einem tiefen ſtaatsmänniſchen Blick werden die ſocialen Fragen von Standpunkten aus beſprochen, welche theils ganz neu ſind, theils von größtem Einfluſſe auf ihre kommende Behandlungsweiſe, ſowie auf die ſocial-politiſchen Parteibildungen ſein werden. Das Buch eröffnet Geſichtspunkte, die ſo lange maßgebend bleiben, als ſich die Regierungen und die Geſellſchaft mit der ſocial-demokratiſchen Frage zu beſchäftigen haben. Sein großer Werth ſcheint ſomit für eine lange Zeit gewahrt, und wird kein Staatsmann die ihm geſtellten Poſtulate ignoriren können.

Die Klarheit in den Anſchauungen des Verfaſſers, nicht minder die Beſtimmtheit ſeiner Ausdrucksweiſe wirken beruhigend auf alle Perſonen, denen die Erhaltung des Deutſchen Reiches und die Beſſerung der ſocialen Verhältniſſe am Herzen liegen. Zu erwähnen iſt noch, daß das III. Capitel, welches die zehn Gruppen der Social-Demokratie behandelt, als eine ſelbſtſtändige Broſchüre erſchienen, und um den Preis von 1 M. in allen Buchhandlungen zu haben iſt.

Soeben erſchien in **Otto Hentze's Verlag, Berlin, N.**, und iſt in allen Buchhandlungen vorräthig:

Profeſſoren über Iſrael.
von Treitſchke und Bresslau.

Von H. Naudh.

Preis elegant broſchirt 60 Pf.

Die „Deutſche Landwirthſchaftliche Zeitung" ſagt über dieſe Schrift in ihrer **No. 18 vom 10. Februar:**

Wieder eine ausgezeichnete Schrift, welche wir unſern Leſern nur dringend empfehlen können. Wir ſagten ſchon einmal über den Verfaſſer: „Wie ein geborner Oberprieſter der germaniſchen Völker, der den hiſtoriſchen Beruf in ſich fühlt, die Heiligthümer ſeines Volkes zu wahren, überragt er um eines Hauptes Länge Prieſter und Volk." Denſelben Eindruck, den ſchon vor 18 Jahren ſeine Schrift „Die Juden und der Deutſche Staat" hervorrief, hinterläßt auch die vorliegende Schrift.

Er iſt der **Eiſenmenger** des 19. Jahrhunderts. Möge ſein Volk ihn hören, ehe es zu ſpät wird, ehe das Germanenthum zum zins- und tributpflichtigen Helotenthum der jüdiſchen Gauner geworden iſt.

Hermann Polenz, Berlin S., Prinzenstraße 48.

Vom Januar 1880 ab erscheint in meinem Verlage:

„Die Wahrheit"

Humoristisch-satirisches Wochenblatt mit Illustrationen.

Redigirt von

H. de Grousilliers.

Wöchentlich eine Nummer von 1—2 Bogen Folio.

Preis pro Quartal 2 Mark.

Zu beziehen durch alle Postanstalten, Buchhandlungen, Zeitungs-Speditionen und die Verlagshandlung.

Dieses Blatt ist bestimmt, eine schmerzlich empfundene Lücke im Kampf gegen das liberale **Phrasen-** und **Manchesterthum**, gegen den krassen **Materialismus** und das Ueberwuchern des **Semitismus** auszufüllen, und rechnet auf die Unterstützung aller **vaterlandsliebenden, konservativ** und **religiös** gesinnten Kreise. Es war bisher eine Schwäche dieser Parteien, ihren Gegnern nicht mit gleichen Waffen dienen zu können. Die „**Wahrheit**" hat nach der ihr in der kurzen Zeit ihres Bestehens gewordenen **Verbreitung**, nach den zahlreichen begeisterten Aeußerungen von **Theilnahme** und nach den **Beurtheilungen** hervorragender Publicisten und Parteiführer zu schließen, sich ernstlich bestrebt, etwas **Tüchtiges zu bieten und der Sache zu nützen.**

Um thatkräftige Unterstützung durch zahlreiches Abonnement in gleichgesinnten Kreisen wird gebeten; Probenummern stehen zu Diensten.

Soeben erschien:

Gegen Virchow und Genossen oder: Offenbarung und Wissen.

2. Vortrag von

H. de Grousilliers.

40 Seiten Octav. Preis 50 Pfennig.

Dieser Vortrag richtet sich hauptsächlich gegen den bei Gelegenheit der **Elbinger Simultanschul-Debatten** gemachten Ausspruch **Virchows: „Daß Religion nichts Erziehliches habe und aus dem Glauben keine Entwickelung hervorgehe"** und sucht falsche Aufklärerei und Freigeisterei aus dem deutschen Volke zu vertreiben, womit das Judenthum eine so schwere Schuld auf sich geladen hat.

Der Vortrag wurde mit großem Beifall aufgenommen.

Nathan der Weise und die Antisemiten-Liga.

Von

H. de Grousilliers.

32 Seiten Octav geheftet und beschnitten. Preis 50 Pf.

Mit diesem Vortrag trat die **Antisemiten-Liga zum ersten Male in die Oeffentlichkeit** und mit unstreitigem großen Erfolge. Geistvoll, mit Maaß und doch mit treffender Schärfe entwickelt der Verfasser ein Bild der sozialen, politischen und religiösen Kämpfe, welche die „**Judenherrschaft**" über unser deutsches Vaterland gebracht hat. Er beweist, daß **Lessing's Nathan** nicht die **Emancipation des Judenthums** sondern die **Emancipation vom Judenthum** bedeutet.

Alle **Buchhandlungen** und die Verlagshandlung liefern Exemplare. **Partieen bedeutend billiger.**

Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Band I. Heft 1.

Die Deutsche Wacht.

Monatsschrift für nationale Entwicklung.

Inhalts-Verzeichniß.

Die Redaktion.
Unsere Richtlinien.
Die Bedeutung der Bestrebungen von Deutschland.
Politische Rundschau. Von Dr. Friedrich Lange.
Deutschland und Frankreich. Von Dr. Friedrich Lange.
Literarische Rundschau.

Berlin 1899.
Verlag der Deutschen Wacht.

Digitized by Google

Die Deutsche Wacht.

April 1880.

An unsere Leser!

Die „Deutsche Wacht“ erscheint von diesem Hefte ab unter anderer Redaction, aber mit unveränderter Tendenz. Sie sieht nach wie vor in der Abschüttelung der Judenherrschaft die Vorbedingung zu einer gedeihlichen nationalen Entwicklung Deutschlands und wird es als ihre vorzüglichste Aufgabe betrachten, diese Erkenntniß zu verbreiten. Zu diesem Zweck wird sie die Frage aus allgemeinen Gesichtspunkten und in ihrem Zusammenhange mit unserem ganzen politischen und wirthschaftlichen Leben behandeln und sie hofft auf diese Weise nicht nur dem Publikum Unterhaltung zu bieten, sondern auch dem denkenden Leser Anregung zu gewähren.

In wie weit sie zu dieser Hoffnung berechtigt sei, bitten wir aus ihren Leistungen zu beurtheilen.

Geeignete Beiträge für die Monatsschrift, die bei Verwendung angemessen honorirt werden, sind fortan unter der Adresse: Redaction der „Deutschen Wacht“, Berlin N., 105a. Friedrichstraße einzusenden.

Redaction und Verlagshandlung.

Unsere Wirthschaft.

Die Umkehr in der inneren Politik scheint sich leider auf die Umkehr zum Schutzzoll behufs Erhebung neuer Steuern beschränken zu sollen und es lohnt nun wohl der Mühe, sich klar zu machen, ob und wieweit dadurch das dringende Bedürfniß befriedigt worden sei.

Auch die größten europäischen Staaten schließen innerhalb ihrer Grenzen nicht die Möglichkeit ein, alle Bedürfnisse des modernen Lebens zu befriedigen und sind daher auf Beziehungen ausländischer Waaren angewiesen, die sie mit den Erzeugnissen ihrer Arbeit bezahlen müssen. Der Grundsatz des Freihandels, daß es für ein Land am Ersprießlichsten sei, wenn Jeder kaufen könne, wo es am Vortheilhaftesten ist, ohne Rücksicht darauf, ob dies im Auslande oder im Inlande der Fall sei, kann daher mit Erfolg wohl nicht angefochten werden. Wohlfeile Nahrungsmittel und Kleidung liefern wohlfeile Arbeit; wohlfeile Maschinen und Handwerkszeug befördern die Ausnützung derselben, und wohlfeiles Rohmaterial läßt der Arbeit einen um so größeren Antheil an dem Werthe ihres Productes. Diese Gegenstände durch Zölle vertheuern wollen, heißt, direct die Leistungsfähigkeit des Landes schädigen und, wo Finanzzölle nicht zu umgehen sind, sollten dieselben womöglich allein auf solche Dinge gelegt werden, die nicht in Beziehung zur Arbeit oder deren Verwerthung stehen, sondern nur dem Luxus dienen.

Es wird Nichts gebessert, wenn man durch Zollvertheuerung es möglich machen will, nothwendige Dinge vortheilhafter im eigenen Lande zu produciren, als sie aus der Fremde bezogen werden können. Die Hauptsache ist immer, sie so billig als möglich zu haben und wenn die inländische Arbeit dieselben nicht billiger als das Ausland herstellen kann, ist es eine Verschwendung, dieselbe darauf zu verwenden. Jedes Land findet am Besten seine Rechnung, wenn es auf den Weltmarkt das bringt, was seinen natürlichen Verhältnissen nach mit dem größten Vortheil — d. h. mit den geringsten Herstellungskosten — geliefert werden kann, und dort dasjenige kauft, was es billiger als zu Hause findet.

Auf diesem Wege entwickelt sich der Tauschverkehr und die Theilung der Arbeit im Großen auf natürliche Weise und ebenso die Beschaffung der Tauschwerthe nach den gegebenen natürlichen Verhältnissen,

welche ſich in der Regel nur allmählig ändern und denen ſich daher die Arbeitsverwerthung leicht anpaſſen kann.

Die Geltung des Princips hängt auch nicht von ſeiner allſeitigen Anerkennung ab, es iſt ein verderblicher Irrthum, daß der Nutzen des Freihandels bedingt ſei von der Gegenſeitigkeit anderer Staaten.

Je wohlfeiler ein Land ſeine Bedürfniſſe beſchafft, um ſo beſſer kann es in ſeinen Erzeugniſſen mit anderen concurriren, und es kann niemals ein Vortheil ſein, ſich dieſer Begünſtigung zu begeben. Sollte aber ein Land die nöthigen Tauſchwerthe zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe weder in Rohſtoffen noch in darauf verwendeter Arbeit auf dieſe Weiſe beſchaffen können, ſo kann es eben ſeine Bevölkerung nicht mehr in hergebrachter Art ernähren und dieſe muß ſich entweder einſchränken oder auswandern: dagegen iſt überhaupt kein Kraut gewachſen.

Wir würden es nicht der Mühe werth gehalten haben, über dieſe einfachen Wahrheiten noch ein Wort zu verlieren, wenn man nicht in dem Intereſſenſtreit zwiſchen Schutzzoll und Freihandel verſucht hätte, ſie hinter einer Wolke von Confuſion zu verſtecken, der Wiſſenſchaft mit der ganzen Zuverſicht des heilkundigen Schäfers entgegenzutreten und dem Einmaleins mit Beiſpielen in das Geſicht zu ſchlagen, bei denen post hoc für propter hoc gelten ſoll.

Man hat im Gegenſatz zu Deutſchland, was angeblich durch den Freihandel in Verfall gerathen ſei, Frankreich aufgeſtellt, welches durch eine Umkehr zum Schutzzollſyſtem die Contribution und die ſonſtigen Schäden des Krieges ſo ſchnell überwunden, während man doch nur ſagen darf, daß es trotz dieſes Fehlers ſich erholt habe. Denn die weſentlichen Gründe dazu ſind ganz andere.

Frankreich iſt mit einem viel glücklicheren Klima geſegnet als Deutſchland und hat dabei eine um $^1/_7$ dünnere Bevölkerung, ſo daß es die nöthigen Nahrungsmittel ſelbſt hervorbringt und nicht, wie Deutſchland auf den regelmäßigen Bezug derſelben vom Auslande angewieſen iſt. In mittleren Jahren führen die fruchtbaren nördlichen Provinzen ſoviel Getreide und Mehl — meiſtens nach England und Belgien — aus, als die ſüdlichen, weniger für den Getreidebau geeigneten, aus dem ſchwarzen Meer über Marſeille beziehen. In guten Jahren überſteigt dieſe Ausfuhr die Einfuhr. Der Export von Wein iſt ſehr bedeutend, ſowie der von Seide und Luxusgegenſtänden, für welche Frankreich ein Monopol beſitzt und ſo gleicht ſich im Ganzen die Ein- und Ausfuhr ziemlich aus, wogegen in Deutſchland auch nach der mäßigſten Schätzung

— und auf Schätzungen sind wir angewiesen — letztere von der Einfuhr um das Doppelte übertroffen wird.

Auf annähernd eine Milliarde Mark wird man ferner wohl den Gewinn veranschlagen können, den Frankreich an den Fremden macht, die theils nach Paris, theils nach dem Süden aus der ganzen Welt zusammenströmen.

Das Klima bereitet der Arbeit keine Hindernisse und begünstigt das Wohlbefinden der Bevölkerung, die nicht genöthigt ist, sich auf Kosten ihrer Gesundheit während eines langen Winters in engen und dumpfigen Höhlen zusammenzupferchen. Die Ernährung ist besser und nicht hauptsächlich auf die Kartoffel angewiesen: in Stelle des verdummenden Bieres und des Branntweins ist ein angenehmer, leicht anregender Wein das allgemeine Getränk. Das Alles macht den Franzosen zu einem genügsameren und flinkeren Arbeiter als den deutschen, der mit weniger Kosten mehr leistet und der außerdem nicht die Last einer zu starken Kinderzucht zu tragen hat. Denn Frankreich erspart gegenüber Deutschland jährlich mindestens eine Million Mark dadurch, daß seine Bevölkerung sich nicht in dem Maaße der Deutschen vermehrt.

Dazu kommt noch, daß es durch die dem Kriege unmittelbar folgende Erschöpfung und durch das Aufbringen der Kontribution abgehalten worden ist, sich an dem, von Deutschland ausgehenden und fast das ganze übrige Europa verheerenden Schwindel zu betheiligen.

Es giebt also näherliegende Erklärungen für den verhältnißmäßigen Wohlstand Frankreichs, dessen jährliche Vermögenszunahme man auf zwei Tausend Millionen Mark schätzt, als die Zollerhöhung, zu welcher man nur schritt, weil man daran verzweifelte, auf anderem Wege das augenblicklich nöthige Geld auftreiben zu können.

Als einen anderen Belag für den Segen des Schutzzollsystems führt man ferner Nordamerika an, welches nach dem Secessionskriege ebenfalls gezwungen war, zur Deckung seines Geldbedarfs für die Verzinsung der gemachten Schulden und die Wiederherstellung seiner Valuta die Einfuhrzölle zu erhöhen. Mit demselben Rechte aber, mit dem man der Zollerhöhung den jetzigen Wohlstand Amerikas zuschreibt, könnte man ihn der Abschaffung der Baarzahlung zurechnen, denn Beides, hohe Zölle und schlechte Valuta, liefen nebeneinander.

Die Wahrheit ist, daß Nordamerika trotz beiden emporgekommen ist, weil es überhaupt kein Mittel giebt, ein solches Land wirthschaftlich zu ruiniren. Auf einer Fläche von der Größe Europas, aber unter günstigeren Breitengraden, hat es eine Bevölkerung, welche diejenige

Deutſchlands nicht erreicht. Wie immer dieſe Bevölkerung ihre Arbeit verwenden möge, ob zur Produktion von Getreide auf dem jungfräulichen Boden des Weſtens, oder von Vieh in den unabſehbaren Prairien, ob zur Kultur von Baumwolle, zur Hebung der Schätze an Gold, Silber und Petroleum, oder zur Ausbeutung der unerſchöpflichen Lager von Kohlen und Eiſen zur Beſchaffung der nöthigen Arbeitsmittel für dieſe Verwendungen: in jedem Falle wird die menſchliche Arbeit in Nordamerika ſich beſſer verwerthen, als in irgend einem anderen Theile der Welt. Das beweiſt der hohe Arbeitslohn, der nicht gezahlt wird wegen einer Abneigung der Bevölkerung gegen die Arbeit — wie ſie in den mittel- und ſüdamerikaniſchen Ländern vorherrſcht — ſondern weil die Letztere mehr werth iſt.

Ohne Zweifel würde es für das Land vortheilhafter geweſen ſein, ſeine Bedürfniſſe an Geweben und derartigen Stoffen für billiges Geld vom Auslande zu kaufen, als die Bekleidung durch Verwendung der eigenen werthvollen Arbeit unnöthig zu vertheuern, aber bei ſo reichen Hülfsquellen darf man ſich eine kleine Verſchwendung wohl erlauben, die ein minder begünſtigtes Land zu Grunde richten würde und im vorliegenden Falle iſt nur der natürlichen Entwickelung vorgegriffen worden. Wenn Amerika ſeine Baumwolle nach England zur Verſpinnung und Verarbeitung ſchickte, ſo lag das daran, daß in England das Kapital, der Arbeitslohn und die Kohlen wohlfeiler waren, oder mit anderen Worten, daß in Amerika das Kapital beſſere Verwendung fand, als zur Anlage in der Baumwollenindustrie und in den Kohlenwerken. Allmählig mit der größeren Anhäufung von Kapital in Amerika ändert ſich dies und man fängt an, es vortheilhafter zu finden, ſeine eigenen Kohlen durch die Verarbeitung ſeiner eigenen Baumwolle zu verwerthen. Und dieſe Anhäufung des Kapitals wächſt mit Rieſenſchritten.

Während in Deutſchland die Zunahme der Bevölkerung eine Quelle der wirthſchaftlichen Schwäche iſt, bedeutet ſie in Amerika ein Anwachſen der wirthſchaftlichen Kraft. In Deutſchland reichen die Nahrungsmittel nicht mehr zur Ernährung der vorhandenen Menſchen, die vorhandene Arbeitsgelegenheit nicht mehr zur Verwerthung ihrer Kräfte aus, jeder Neugeborene vermehrt die Noth. In Amerika iſt das Verhältniß umgekehrt und die Bevölkerungszunahme entſteht dort nicht einmal, wie in Deutſchland, ausſchließlich durch Neugeborene, die ein Kapital verſchlingen, bevor ſie arbeitsfähig werden und dann zum Theil auswandern, ſondern zum großen Theile durch Einwanderer, die meiſt

Kapital in ihrer Tasche und jedenfalls in ihrer fertigen Arbeitskraft mitbringen, welche sofort überschüssigen Werth schafft.

Rechnet man ferner in Deutschland die Arbeitsfähigkeit eines zwanzigjährigen Menschen auf durchschnittlich dreißig Jahre, so geht durch den dreijährigen Militärdienst dem Lande der zehnte Theil der männlichen Arbeitskraft verloren und überdies muß es die Armee ernähren.

In Nordamerika sind nicht viel mehr Soldaten, als im Deutschen Heere Spielleute.

Die Verwaltung ist wohlfeil, weil sie nicht an kostspieligen Traditionen leidet und was in derselben vielleicht indirect gestohlen wird, ist immer noch viel weniger, als was hier legaler Weise darauf geht. Sie kann einfach sein, weil es für die Bevölkerung im Allgemeinen noch vortheilhafter ist, zu arbeiten, als zu stehlen. Es ist auch nützlicher, dem Erwerbe als bei dem dürftigen Apparate zur Rechtspflege dem Rechte nachzulaufen, während in Ländern mit leicht zugänglicher und wohlfeiler Justiz eine große Menge von Zeit und Arbeitskraft auf müßige Rechtshändel verwendet und die öffentliche Moral von Rechtsformeln verdrängt wird.

Ist es unter solchen Umständen ein Wunder, wenn sich die Handelsbilanz Amerikas gegen das Ausland so günstig stellt, daß sie jährlich mit einem Gewinn von mehr als zweitausend Millionen Mark abschließt, während die unserige einen Verlust ergiebt, welcher auch nach mäßiger Schätzung mindestens tausend Millionen, also ungefähr 25 Mark auf den Kopf beträgt, und will man es wirklich wagen, aus so ganz anderen Verhältnissen eine für uns passende wirthschaftliche Formel abzuleiten?

Wie man dem Wohlstande Frankreichs und Nordamerikas eine falsche Erklärung gegeben hat, so führt man auch den Niedergang Deutschlands auf unrichtige Ursachen zurück.

Die Grundsätze des Freihandels sind in Preußen und dem ehemaligen Zollverein nur ganz allmählig und unter steten Kämpfen zur Geltung gekommen. Die früheren Zölle hatten Erwerbsverhältnisse geschaffen, welche die Beibehaltung des Zollschutzes als eine Lebensfrage auffassen und mit der äußersten Hartnäckigkeit verfechten ließen. Es ist unmöglich, Argumente für Schutzzölle zu erfinden, die damals nicht schon angewendet worden wären, wohl aber könnten die heutigen Schutzzöllner bei den damaligen, in dieser Beziehung eine Anleihe machen. Als Anfangs der vierziger Jahre das Eisen einer ähnlichen Entwerthung unterlag, als kürzlich und englisches Roheisen selbst in Gleiwitz dem ein-

heimischen Concurrenz machte, führte man sogar für die Nothwendigkeit des Schutzes der Eisenindustrie das Bedenken in das Feld, daß es sonst für Preußen unmöglich sein würde, im Falle eines Krieges die nöthigen Kanonenkugeln zu beschaffen!

Aber alles das war nicht im Stande, die damalige besonnene Staatsleitung zu beirren und von dem betretenen Wege zum Freihandel abzulenken, welcher bis zu Ende des vorigen Jahrzehntes das Land zu wachsender Blüthe geführt hat.

Leider aber war inzwischen an die Stelle der einfachen, pfleglichen und bedächtigen büreaukratischen Verwaltung, die trotz mancher Fehler und mancher Ueberhebung doch mit nüchternem Blick die Thatsachen in das Auge faßte und mit ruhiger Ueberlegung erwog, eine parlamentarische Regierung nach französischer Schablone getreten, die, wie sie selbst auf todten arithmetischen Prinzipien beruhte, ihrer fehlerhaften Natur nach bestrebt war, auch den Staat nach todten — denn Prinzipien decken niemals die lebendige Wirklichkeit — politischen Prizipien zu verfertigen, statt denselben aus den gegebenen natürlichen Verhältnissen zu entwickeln.

Unglücklicherweise glaubte man dann später die Popularität dieser beliebten wohlfeilen Prinzipienreiterei zur Erreichung der Ziele äußerer Politik nicht entbehren zu können und so ließ man es geschehen, daß der Grundsatz des Freihandels: „daß Jeder kaufen könne, wo es am Vortheilhaftesten sei" dahin erweitert wurde: ‚daß Jeder thun könne, was ihm am Vortheilhaftesten sei" und damit das sogenannte Manchesterthum und die Herrschaft der materiellen Werthe zur Geltung kam: — und diesem mit seiner absoluten Freizügigkeit und seinen Ausbeutungsgesetzen, nicht aber dem liberalen Zolltarif des Freihandels verdanken wir die wachsende Noth, in welcher wir uns jetzt befinden.

Die Frage des Freihandels ist nur die Frage der Consumenten, also der Gesammtheit, und daß diese möglichst vortheilhaft gelöst werde, kann Niemand schädigen. Das Manchesterthum aber will die absolute Freiheit des Erwerbes für den Einzelnen, eines Erwerbes, welcher nicht blos durch Erschaffung neuer, sondern auch durch Aenderung in der Vertheilung der vorhandenen Werthe erlangt werden kann, und es führt daher, indem es die gegenseitige Ausbeutung und den Krieg Aller gegen Alle proclamirt, in seinen Consequenzen zur Auflösung des Staates, dessen Aufgabe es gerade ist, den Vortheil des Einzelnen mit dem der Gesammtheit in Uebereinstimmung zu halten und demgemäß zu beschränken. Auch die Manchestermänner fühlen das und man hat sich

von jeher den Kopf zerbrochen, um die richtigen Antheile der Arbeit und des Capitals an den erschaffenen Werthen in einer Formel festzustellen: eine ebenso müßige Spielerei, als die Erfindung des Rousseauschen contrat social: wie bei diesem die Unterschrift der Parteien, fehlt dort die Macht zur Vollstreckung der Formel. — Der einzig mögliche Friedensschluß für den Krieg Aller gegen Alle um das Eigenthum wäre die Aufhebung des Letzteren in dem communistischen Staate und ein richtiger Instinct sucht deshalb zunächst Schutz gegen das Manchesterthum in dem Socialismus.

Ein Staat, welcher das Eigenthum des Einzelnen anerkennt, kann nicht dem Vortheil des Einzelnen unbeschränkte Freiheit lassen, das wird dem flüchtigen Blicke klar. Der Einzelne wird es oft vortheilhaft finden, die öffentliche Ordnung zu stören oder die Rechte Anderer zu verletzen, wenn nicht der Staat in Polizei und Rechtspflege ihm Schranken setzt. Der Einzelne wird es immer vortheilhafter finden, sich seiner Militärpflicht zu entziehen, als sich im Frieden Berufsstörungen und Unbequemlichkeiten und im Kriege Gefahren auszusetzen, die garnicht im Verhältnisse zu seinem persönlichen Interesse stehen. Ihm wird es nützlicher sein, den Hülflosen verhungern zu lassen, als ihn zu unterstützen und für ihn wird es bessere Rechnung geben, wenn seine Kinder für ihn arbeiten, als wenn er sie in die Schule schickt.

Und hier berühren wir den wesentlichen Punkt. Der Staat hat eine sittliche Aufgabe und kann nur als Volksorganismus bestehen, für welchen die idealen Factoren so wichtig sind, als die materiellen. Er muß die Vormundschaft für die Hülflosen und die Unmündigen und in gewissem Maße auch die Vertretung der Frauen übernehmen, welche letztere nicht direct zum Worte kommen. Er muß also wenigstens drei Viertel der Bevölkerung vor der Jagd des Restes nach dem Erwerb schützen und er muß auch dafür sorgen, daß der heranwachsenden Generation die Möglichkeit des Letzteren nicht verkümmert werde. Und darum darf er ebenso wenig der jetzigen Generation eine Freiheit gewähren in Erwerbsarten, die eine Beschädigung der Gesammtheit erlauben, als er durch Schutzzölle Industrieen groß ziehen darf, die ohne solche nicht bestehen könnten, weil dadurch die Consumenten unbillig belastet werden und die Erwerbsverhältnisse sich dauernd verschieben und Zustände entwickeln, die in der Folge zu schlimmen und unheilbaren Calamitäten führen.

Jede, auch die natürlichste Entwickelung der Industrie schließt die Gefahr von Rückschlägen und Nothständen ein.

Sehr anſchaulich macht dies die Kohlen- und Eiſen-Induſtrie mit ihren, in nie irrender Regelmäßigkeit wiederkehrenden Nothſchreien. Wenn die Produktion von Kohlen und Eiſen dem vorhandenen Bedarf entſpricht, dann arbeiten Kohlen- und Eiſenwerke mit kleinem Gewinne, ſo daß ſie eben das Beſtehen haben. Die allmählig wachſende Bevölkerung, verbeſſerte Communikationen, welche das Abſatzgebiet erweitern und Handelsconjuncturen entwickeln langſamer oder ſchneller vermehrte Frage und in Folge deſſen beſſere Preiſe, bis ſich herausſtellt, daß die vorhandenen Anlagen den Bedarf nicht mehr decken können und eine Erweiterung derſelben große Vortheile verſpricht.

Die Kohlenbecken und die Eiſenerzläger aber ſind groß und es werden nun überall neue Schächte abgeteuft und neue Hochöfen angeblaſen, weil alle Welt an dem vortheilhaften Geſchäft Theil haben will, und wenn die bisherige Production vielleicht um ein Zehntel hinter dem Bedarfe zurückgeblieben war, ſo überſteigt die neue denſelben nun vielleicht um das Doppelte. Dann drücken die nicht abſetzbaren Kohlen und das überflüſſige Eiſen die Preiſe wieder unter den früheren Stand und es erhebt ſich großes Geſchrei der leidenden Induſtrie nach Schutz: bleibt dieſer aber aus, ſo vermindert ſich nothgedrungen die Produktion während der Bedarf in ſeinem natürlichen allmähligen Wachsthum fortſchreitet, bis das Gleichgewicht wieder hergeſtellt iſt.

Erhält indeß die übertriebene Production den gewünſchten Zollſchutz, ſo wird es ihr möglich, länger noch in verſtärktem Maße fort zu arbeiten und dadurch den natürlichen Heilungsprozeß zu umgehen. Das Abſatzgebiet dehnt ſich künſtlich aus und vielleicht gelingt es zum Beiſpiel, engliſche Kohlen und engliſches Eiſen von Weſtphalen aus an der Nordſee und von Schleſien aus an der Oſtſee zu verdrängen, während dieſen Küſtengegenden ihre natürlichen Bezugsquellen abgeſperrt werden — aber man hat dann eine Induſtrie groß gezogen, die niemals des Schutzes entbehren kann, weil ſie gegen die natürlichen Verhältniſſe entſtanden iſt. Es bleibt dann nur die Wahl, entweder dieſelbe dauernd auf Koſten der Conſumenten zu ſchützen oder, wenn die Sache doch unhaltbar wird, wie ſie es über kurz oder lang werden muß, das in derſelben angelegte Kapital und die gebrachten Opfer verloren zu geben und die zuſammengezogenen Arbeiter verhungern oder auswandern zu laſſen.

1856 ſtieg Roheiſen in Glasgow — dem auch für Deutſchland maßgebenden Eiſenmarkte — von 50 auf 80 Schillinge per Ton, um dann unter den früheren Preis zurückzugehen; 1872 ſtieg daſſelbe von

70 auf 160 Schilling, um im August 1879 40, und im Oktober 67 zu gelten.

Glaubt man, die Wirkungen solcher Schwankungen durch Schutzzölle ausgleichen zu können? Nach 1856 ließ man mit gutem Erfolge der Sache ihren natürlichen Verlauf und jetzt wendet man trotz der mit dem exspectativen Heilverfahren gemachten günstigen Erfahrung künstliche Mittel an. Wenn nun aber doch der Schutzzoll der Eisenindustrie nicht helfen sollte, so hat er jedenfalls allen anderen Gewerben geschadet und wenn er der Eisenindustrie erheblichen Nutzen schafft, so wird dieser durch Erweiterung des Betriebes und übermäßige Production sofort wieder unterdrückt werden.

Aehnlichen Schicksalen sind fast alle Fabrikationszweige ausgesetzt. Der Bedarf schwankt fortwährend und fast immer werden in Zeiten besonderer Prosperität die Anlagen über das richtige Maß erweitert, was dann durch unvermeidliche Rückschläge wieder in das Gleiche gebracht werden muß. Man wollte sogar einen ziemlich regelmäßigen siebenjährigen Turnus für solche Handels- und Verkehrs-Krisen beobachtet haben.

Man lasse sich durch den augenblicklich anscheinenden Erfolg der neuen Zollgesetzgebung nicht blenden. Die sechsjährige Einschränkung der Production und Consumtion hatte eine mäßige Wendung zum Bessern vorbereitet. Wer sechs Jahre lang die Ausgabe für einen neuen Rock gescheut hat, im siebenten muß er sich doch endlich dazu entschließen und wie die bisherige Enthaltung eine allgemeine gewesen, so wird nun auch das Bedürfniß ein allgemeines. Daß die deutsche Zollpolitik damit Nichts zu thun habe, zeigt sich am Klarsten bei der hauptsächlich nothleidend gewesenen Eisenindustrie, für welche die Besserung von England ausging, wo sie durch den Bedarf Amerikas angeregt wurde. Der Schutzzoll würde ihr Nichts genützt haben, aber dem Börsenschwindel hat er einen willkommenen Vorwand und Unterstützung geliehen, um dem Theile des Publikum, welcher durch die Lehren der Gründerzeit nicht klug geworden war, die paar Groschen noch abzunehmen, welche er damals gerettet oder inzwischen wieder erworben hatte.

Die Eisenindustrie steht nun wieder vor einem neuen Krach, vor welchem sie kein Schutzzoll schützen wird: es sind augenblicklich mehr Hochöfen im Betriebe, als 1873 und wenn auch die so lange verschobenen Bedürfnisse der Eisenbahnen jetzt etwas stärker hervortreten sollten, so wird dies nur vorübergehend und sehr bald wieder die Production der Consumtion über den Kopf gewachsen sein. Der Bedarf

Amerikas ist nur darum so stark aufgetreten, weil der durch die günstige Bilanz dieses Landes entstandene Reichthum zu großartigen Anlagen gedrängt hat, für welche die eigene Eisenindustrie nicht ausreichte. Aber diese wird auf die Dauer in ihrer Entwickelung nicht zurückbleiben und dann wird auch der englische Eisenmarkt wieder an Ueberfüllung leiden, wie das nach solchem unmäßigen Aufschwunge in dem natürlichen Laufe der Dinge liegt, und in Deutschland wird der Rückschlag durch den Schutzzoll nur verschlimmert sein.

Auch die Besserung in den Verhältnissen anderer Industrieen verdankt ihren Ursprung zum Theil der Prosperität Amerikas und nicht dem Schutzzolle.

Der Staat kann nie mit Nutzen in die wirthschaftliche Entwickelung direct eingreifen, aber er kann mit menschlicher Voraussicht einen nützlichen Hemmschuh anlegen, um die Bewegung zu verlangsamen und damit die Rückschläge abzuschwächen. Was keine Zeit hat, hat auch keine Dauer. Das Manchesterthum aber, welches man unglücklicherweise gleichzeitig mit dem Eintreten eines beispiellosen Aufschwunges zur Herrschaft gelangen ließ, hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem Staate jedes Mittel zur indirekten Mäßigung des Schwindels aus der Hand zu nehmen. Kurz vor dem Ausbruch des französischen Krieges war die Gewerbefreiheit und die Freizügigkeit proclamirt und das Actiengesetz erlassen worden und nun kam der Segen der Milliarden!

Es mag dahin gestellt bleiben, wie weit die absolute Gewerbefreiheit an der Auflösung des kleinen Handwerkerstandes schuldig ist. Seine Existenz ist abhängig von der Entwickelung der Arbeitsmaschinen, welche billiger und mehr schaffen als die Handarbeit und deshalb einen größeren Umsatz voraussetzen, als ihn das Capital des kleinen Meisters bewältigen kann. Da ist denn der natürliche Ausweg die Association oder die Lohnarbeit für einen größeren Unternehmer. Wie sich das endlich gestalten werde, hängt von den Fortschritten der Mechanik ab, also von Bedingungen, die sich nicht im Voraus übersehen lassen, und deren Wirkungen auch durch die strengste Zunftordnung nicht abzuwenden gewesen wären.

Die unbeschränkte Freizügkeit mag am Platze sein bei einem Volke von Wilden und einem Klima, das keine Bedachung erfordert, als das Himmelsgewölbe und wo wilde Thiere und wilde Früchte die nöthige Nahrung gewähren. Und es würde selbst dort nicht ohne Streit um die Jagdgründe abgehen. Sie ist abgeleitet aus dem Prinzip der persönlichen Freiheit, welches aber in einem civilisirten Staate, in dem

Jeder seine Heimath hat und die Gaben des Himmels nicht mehr herrenlos sind, Einschränkungen erleiden muß.

Der civilisirte Mensch schuldet der Gemeinde, in welcher er aufgewachsen ist, seine Erziehung und wenn er in eine neue Gemeinde tritt, so fällt ihm der Nutzen von Einrichtungen anheim, zu welchen er Nichts beigetragen hat, und die neue Heimath erhält außerdem die Verpflichtung, ihn zu unterstützen, wenn er hülflos wird. Kann man es unbillig finden, wenn die erstere eine Entschädigung für das Verlassen und die letztere eine Vergütigung für die Aufnahme verlangt? Die Befreiung von Beiden hat aber noch den indirekten Nachtheil, daß sie Fluctuationen innerhalb der besitzlosen Bevölkerung erleichtert, wie sie gelegentlich ohne dauernde Grundlage entstehen und dann Mißstände schaffen, die schwer wieder zu beseitigen sind — wie die vorliegende Erfahrung zeigt.

Es ist natürlich, daß junge Leute gerne nach der Stadt ziehen, denn in der Jugend äußert sich der Trieb zur Geselligkeit am Lebhaftesten. Außerdem gewöhnt der Militärdienst die Männer an Genüsse, welche ihnen das Landleben versagt, und die Mädchen hoffen in der Stadt auf günstigere Gelegenheit zur Verheirathung: beiden Geschlechtern spiegelt die Phantasie eine glückliche Zukunft vor. Aber es treten in den Städten auch Arbeitsconjuncturen auf, die selbst der älteren ländlichen Arbeiterbevölkerung die Versuchung nahe legen, ihren bisherigen Wohnort zu verlassen auf die, ihnen freilich nicht sichtbare Gefahr hin, bei einem Umschlag dieser Conjuncturen brodlos zu werden. Haben sie sich dann in der Stadt erst eingenistet, so wird eine Rücksiedelung unmöglich: auch ist der städtische Arbeiter ein für alle Male für die Landarbeit verdorben. Und so sind wir in Deutschland in ziemlich kurzer Zeit glücklich dahin gekommen, daß die unverhältnißmäßig angewachsene städtische Bevölkerung in den Städten nicht mehr hinreichenden Erwerb findet, und daß das Land nicht mehr hinreichende Nahrungsmittel für sie schaffen kann.

Die Bevölkerung des deutschen Reiches nimmt jetzt jährlich um annähernd 450,000 Köpfe zu und um dieselbe Anzahl wächst die Einwohnerzahl der Städte, während die ländliche Bevölkerung sich wenig verändert. Daraus ist ersichtlich, daß für jeden Neugeborenen, der auf dem Lande zur Welt kömmt, ein erwachsener Mensch das platte Land verläßt und in die Stadt einwandert — so daß schließlich auf dem Lande ein ganz unverhältnißmäßiger Antheil an arbeitsunfähigen Kindern und an arbeitsunfähigen alten Leuten zurückbleiben muß.

Und nun betrachte man, mit welcher Leistung die städtische Bevölkerung ihre Ernährung bezahlen will. Deutschland ist kein Handelsstaat wie England, welches wegen seiner geographischen Lage den Welthandel in seiner Hand concentrirt. Die deutschen Seeplätze haben nur den Import für das eigene Bedürfniß, denn die Nachbarn Deutschlands brauchen keine Vermittelung, sondern haben direkte Verbindung mit der See, und Rohprodukte hat es nicht auszuführen, während seine Industrie im eigenen Hause Schutz sucht. Dennoch kömmt im deutschen Reiche auf 76 Köpfe ein Handelstreibender und diese Erwerbsart muß fast ausschließlich den Städten zugeschrieben werden und zwar hauptsächlich den großen Städten, wie dies auch schon der flüchtigste Augenschein lehrt. In Berlin enthalten die meisten Häuser soviel Läden als Wohnungen und gewiß das dritte Haus eine Kneipe oder einen Tabaksladen, in welchem zwei oder drei Leute ihren Tag mit dem Verkauf von 50—100 Cigarren hinbringen und im Uebrigen mit dem Lesen von Zeitungen zur Vervollständigung ihrer politischen Bildung als Urwähler ausfüllen.

Diese Verhältnisse sind doch wahrhaft erschreckend und namentlich für eine Stadt, welche so wenig natürlichen Beruf zur Handelsstadt hat, als Berlin.

„Bei einem verfallenden Volke mehren sich die Krämer" sagt Mirabeau Vater.

Am verderblichsten aber ist das Actiengesetz gewesen.

Die Actiengesellschaft ist an und für sich eine bedenkliche Form. Mag man sie für Versicherungsgesellschaften gelten lassen, welche ein enormes Kapital erfordern und bei denen die Hauptsache auf Rechnungswesen hinausläuft — obwohl auch hier die Association (Gegenseitigkeit) erhebliche Vorzüge hat, — so ist sie doch für andere Geschäfte mit produktivem Betriebe und seinen schwankenden Resultaten geradezu verwerflich. Sie legt Alles in die Hände des Vorstandes, der in Wirklichkeit einer meist nur nominellen Beaufsichtigung des Aufsichtsrathes unterworfen, freie Hand hat, das Geschäft zu vernachlässigen oder für seine Nebeninteressen auszubeuten und oft genug darin von Mitgliedern des Aufsichtsrathes unterstützt wird, während die den Actionären zustehende Einwirkung durch die Generalversammlungen durchaus illusorisch ist: ein umsichtiges Direktorium weiß immer sich die nöthigen Majoritäten zu verschaffen.

Die Actiengesellschaft leidet ferner an dem Fehler, daß sie die Erträge günstiger Jahre zum größten Theil als Dividende vertheilt,

während der Privatunternehmer dieſelben ſeinem Vermögen zuſchlägt und deshalb zur Uebertragung unglücklicher Zeiten bei der Hand hat.

Ihr Hauptgebrechen jedoch bleibt die Unzuverläſſigkeit und wenn bisher die Bedingung der ſtaatlichen Conceſſion gar zu offenkundigem Schwindel geſteuert und in der Bildung der Actiengeſellſchaft ſelbſt eine wohlthätige Verlangſamung hervorgebracht hatte, ſo fielen nun dieſe Schranken. An der Berliner Börſe und an keiner anderen Börſe der Welt, findet jedes Papier bereitwillige Notirung und ſtempelfreien Umſatz und die Regierung beförderte damals die Entſtehung neuer Aktien noch mit zuvorkommenden Beleihungen durch die Seehandlung aus den Einnahmen der franzöſiſchen Contribution. Die Weisheit jener Tage drückte ſich in den beiden Sätzen aus: „Die Dummen kann man nicht ſchützen“ und: „Die Hauptſache iſt, keine Zinſen zu verlieren.“

Daß unter ſo günſtigen Umſtänden der Schwindel ſich in üppiger Fülle entfaltete, kann denjenigen nicht Wunder nehmen, der den Mechanismus für die Gründung von Actiengeſellſchaften kennt. Wohl niemals entſteht ein Actienunternehmen blos oder auch nur hauptſächlich, um dem Actienkapital eine gute Verzinſung zu ſchaffen. Daß dieſe eintreten werde, wird nur der Form wegen dem Publikum erzählt und es iſt nicht einmal nöthig, daß das Letztere daran glaube.

Handelt es ſich um eine neue Eiſenbahn, für welche man einer ſtaatlichen Conceſſion bedarf, ſo kommt es darauf an, einen Voranſchlag zur Annahme zu bringen, welcher die Ausgabe einer erheblich größeren Actienſumme geſtattet, als in Wirklichkeit erforderlich iſt. Die Herſtellung wird dann an Unternehmer vertheilt, die in Actien bezahlt werden und ſich mit den Gründern den Gewinn theilen. Dies war das beliebte Schema vor dem neuen Actiengeſetz.

Dreht es ſich aber um ein anderes Unternehmen, welches jetzt keine Conceſſion erfordert, ſo iſt das Verfahren nun einfacher. Irgend eine beſtehende Anlage wird dem bisherigen Beſitzer für theuren Preis abgekauft und zum Schein von dem Erwerber ſofort für das Doppelte oder Dreifache dem Conſortium überlaſſen, welches zur Gründung der neuen Actiengeſellſchaft zuſammengetreten iſt. Dieſes emittirt dann ein entſprechendes Aktienkapital und den Gewinn theilen die Ehrenmänner unter ſich.

Um die Aktien in das Publikum zu bringen, benutzt man die Börſe*) mit ihren käuflichen Blättern, welche letztern in jener Zeit ihre

*) Vergl. Miniſter Maybach und der Giftbaum. Berlin 1880, Otto Hentze. 3. Auflage.

Inhaber und Redakteure faſt ſämmtlich zu reichen Leuten gemacht haben. Ein „achtbares“ Haus übernimmt die „Einführung“ des neuen Papiers an der Börſe und ſetzt dazu den nöthigen Apparat von Mäklern, Pfuſchmäklern und künſtlichen Notirungen in Thätigkeit. Es kommt darauf an, daß der gehörige Lärm geſchlagen werde und die Zeitungen bringen große Proſpekte mit fabelhaften Ertragsberechnungen. Die Börſe kennt das Spiel und weiß, daß die Gründer die erforderlichen Mittel daran wenden werden, um den Cours allmählig in ein mäßiges Steigen zu bringen und ſie unterſtützt dieſes mit ihrer eigenen Betheiligung, um von dem ſicheren Zwiſchengewinn zu profitiren. Allmählig wird nun das Publikum aufmerkſam: ihm wird das Papier fortwährend angeprieſen und es ſieht, daß es fortwährend ſteigt. Es möchte doch auch ſeinen Theil an dem anſcheinend auf der Hand liegenden Gewinne haben und konſultirt ſeinen Bankier, der, wenn er nicht gar zu den Betheiligten gehört, doch indirekt intereſſirt iſt und gern einen gewinnbringenden Abnehmer findet. Er unterſtützt deshalb ſeinen Kunden — dem es eigentlich gar nicht um eine Kapitalsanlage zu thun iſt — mit Vorſchüſſen, oder er kauft für ihn auf Zeit, wo dann der Betheiligte vor Verfall den Gewinn zu realiſiren hofft und ſo ſchreitet die Steigerung fort und ſetzt die Unternehmer in den Stand, ihren ganzen Vorrath dem Publikum in die Hände zu ſpielen.

Dann heißt es: après nous le déluge! und das Publikum mag ſehen, wie es mit den fälligen Vorſchüſſen und Lieferungen fertig wird. Es erfolgen dann Zwangsverkäufe über Zwangsverkäufe, bis das Papier endlich auf ſeinen wirklichen Werth, auf Null zurückgegangen iſt, denn wenn das Unternehmen urſprünglich vielleicht ein Drittel des Aktienkapitals werth war, ſo iſt dieſes Drittel inzwiſchen durch gewiſſenloſen Geſchäftsbetrieb und leichtſinnige Beſchuldung ebenfalls aufgezehrt worden. —

Die neuen Anlagen gingen größtentheils in den Städten vor ſich und erregten dort einen plötzlichen Arbeitsbedarf, der nur durch Einwanderung vom Lande zu decken war. Dadurch entſtand Wohnungsnoth mit Steigerung der Miethspreiſe und des Werthes der Häuſer, welcher zu unmäßigen Neubauten trieb, die wieder eine neue Einwanderung veranlaßten und ſo wuchs der Schwindel aus ſich ſelbſt.

Dazu kam noch die Wiederherſtellung des im Kriege verbrauchten oder abgenützten Kriegsbedarfs, Feſtungsbauten, Ergänzungen des Betriebsmaterials der Eiſenbahnen — kurz, die Gelegenheiten zum Verdienſt drängten ſich und alle Welt ſchwamm im Golde.

Wie sehr alle Verhältnisse verschoben waren erhellt daraus, daß in Berlin die Redensart gangbar war „ein Proletarier mit hunderttausend Thaler Vermögen dürfe nicht in Berlin leben wollen," wo allerdings ein Steinträger mehr verdiente, als ein Geheimrath. Der Taumel war so stark, daß er sich auf Oesterreich und sogar auf England übertrug, denn deutsche Aufträge waren es, welche in England den Eisenschwindel anregten und in Glasgow die Preise auf 160 Schilling trieben. —

Das war die Blüthe des Manchesterthums — und jetzt genießen wir die Frucht.

Die Jagd nach dem Glück fand erst ein Ende nach gänzlicher Verödung des Jagdrevieres und bis die Dummen wunderbarer Weise wirklich „alle" geworden waren.

Man hatte sie vor der Ausbeutung nicht schützen wollen, bis die Verarmung sie in Schutz nahm. Und nun fand sich, daß fast alle Welt zu den Dummen gehört hatte, wie denn die Dummheit, namentlich in dieser intensiven Form immer ansteckend wirkt und häufig einen epidemischen Charakter annimmt.

Der Bäcker hatte sein Geld in einer Fabrik für Eisenbahnbedarf, der Schuster das seinige in einer Kohlengrube angelegt — denn was man am Wenigsten kennt, reizt am Meisten — und nun fehlte es dem Einen zum Mehl und dem Andern zum Leder. „Fructifikation des Kapitals" hieß die Losung, bis das Kapital zu Ende war.

Mehr als der Betrag der französischen Kriegskontribution ist auf solche Weise nicht allein vergeudet worden, sondern seine Vergeudung hat Nachwirkungen hinterlassen, die dauernden Schaden in noch höherem Maße anrichten.

Berlin, dessen Werth man zur Blüthezeit weit über drei Milliarden Mark schätzte, hat dadurch die Möglichkeit gefunden, sich mit über zwei Milliarden Hypothekenschulden zu belasten, deren Zinsen jetzt kaum mehr von den gegenwärtigen Wohnungsmiethen gedeckt werden, obgleich diese Letzteren immer noch außer Verhältniß zur Vermögenslage der Miether hoch stehen.

Das einzige Geschäft, welches in der Stadt blüht, ist der Wucher der sich in derselben wohl befindet, wie die Made in der verwesenden Leiche.

In allen Industriezweigen stehende Fabriken und Klagen über stockenden Absatz, und in allen Städten Noth der Arbeiter, welche in den windigen Projekten ihre Existenz gesucht, ihren früheren Wohnort

aufgegeben haben und an dem neuen keine Nahrung finden. Das flache Land, dem zu Gunsten des städtischen Schwindel nicht allein das Kapital, sondern auch die Arbeiter entzogen worden, kann die verschobene Bevölkerung nicht mehr ernähren. Wäre ihre Arbeit dem Ackerbau zugewendet, so würde eine noch größere Zahl ihren Unterhalt finden, denn bis zu einer gewissen Grenze, die in Deutschland noch lange nicht erreicht ist, bezahlt der Ackerbau eine vermehrte Verwendung von Arbeit reichlich. Die für den Landbau zum Theil überflüssige Arbeit des Winters könnte für Hausindustrie genutzt werden, wie sie in der Schweiz in so ausgedehntem Maße betrieben wird.

Die unrichtigen Volksanhäufungen in den großen Städten aber schaffen eine Nothlage, die zu den ernstesten Mißständen führt. Die Arbeit in Land- und Forstwirthschaft und Bergbau schafft Rohstoffe, die Arbeit der Stadt giebt Form. Soll diese Formgebung vortheilhaft sein, so muß entweder das Rohmaterial oder die Arbeit wohlfeiler sein, als dort, wo man das Produkt Beider verwerthen will. Für uns ist dies Verhältniß nur in einigen Beziehungen für das Inland, in keiner für das Ausland vorhanden und im Ganzen übersteigt jetzt doch die städtische Arbeit den inländischen Bedarf.

Unsere Arbeit ist theurer, als die unserer Nachbarn im Verhältniß zur Leistung. Wir beziehen unsere Nahrungsmittel in amerikanischem Getreide über Holland und England, in russischem, österreichischem und sogar französischem direkt. Unsere Ernährung ist also kostspieliger, als rund um uns her, und wenn sie sich billiger stellen sollte, weil sie schlechter wäre, so würde in noch höherem Maße die Leistung dadurch beeinträchtigt. Unser Klima legt unsern Arbeitern im Winter eine kostspielige oder eine ungesunde Lebensart auf und Mangel an Gesundheit vertheuert auch die Arbeit.

Rohstoffe, die als Träger der Arbeit dienen könnten, gelten bei uns mehr als jenseits unserer Grenzen.

Das Eisenerz, aus welchem in England das meiste Eisen gewonnen wird (Thoneisenstein, blackband) liegt dort im Kohlengebirge und Erz, Kohle und Zuschlag finden sich meist an derselben Stelle. Bei uns liegen sie in der Regel getrennt und das vertheuert die Produktion.

Unser Flachsbau kann mit dem von Holland, Belgien, Frankreich, Irland und den russischen Ostseeprovinzen nicht concurriren. Wolle und Baumwolle, die wir kaufen müssen, kommen aus England, oder schwimmen wenigstens an England vorbei, so daß England sie wohlfeiler beziehen kann. Für Luxusgegenstände, bei denen es mehr auf die Art der Arbeit

als auf den Preis derselben und des Rohmaterials ankommt, wie Sachen des weiblichen Putzes, hat Frankreich das Prestige des Geschmacks vor uns voraus und wir können höchstens nachhinken, soweit uns die Mode Zeit läßt.

Und zu alle dem tritt noch der Mangel an Kapital und die Theuerung des Geldes hinzu, um jede Concurrenz mit dem mehr begünstigten Auslande unmöglich zu machen. Denn das noch im Lande vorhandene Kapital sucht nicht mehr vorzugsweise Anlage in Gewerben oder Handel, sondern es dient zur Ausbeutung derselben, wie sie durch die Stempelfreiheit der Börse und die Herrschaft der Bank über den Credit erleichtert wird. Unter diesen leidet Handel und Gewerbe, wie unter dem Hypothekenwucher das unbewegliche Vermögen.

Und alle diese Uebel will man angeblich durch Schutzzölle heilen, die keine andere Wirkung haben können, als die Genesung zu verhindern.

Was soll es helfen, daß im Inlande Jeder theurer verkaufen könne, wenn er dagegen Alles um soviel theurer einkaufen muß. Das heißt doch nur, mit Rechenpfennigen spielen und sich am eigenen Zopfe heben wollen, wie der selige Herr von Münchhausen. Und das Wesentliche, die Möglichkeit vortheilhafter Verwerthung unserer Arbeitserzeugnisse im Welthandel, wird dadurch geschädigt.

Wenn es wirklich gelingen sollte, durch Schutzzölle den leidenden Gewerben einen günstigen Impuls zu geben, so könnte dieser doch nur sehr vorübergehend sein und müßte in seinen Nachwirkungen Verderben bringen. Man würde dann von Staatswegen Arbeitsverhältnisse schaffen, die auf natürliche Weise nicht bestehen könnten und hätte somit einen Irrweg betreten, der von der andern Seite, aber mit nothwendiger Consequenz zum Socialismus führt, welcher in der Formel „der nationale Markt für die Arbeit“ und in der Auffassung des Staates als Erwerbsgenossenschaft schon gegeben ist.

Wenn wir jetzt an einem Ueberfluß der Erzeugnisse formgebender Arbeit leiden, den wir im Welthandel nicht vortheilhaft verwerthen können und dagegen an einem Mangel an Rohstoffen für unsere Ernährung, so liegt doch die nächste Hülfe nicht bei einer Industrie, welche im eigenen Hause des Schutzes vor dem Auslande bedarf, sondern darin, daß wir die Verwendung unserer Arbeit ändern, indem wir einen größeren Theil derselben auf die Erzeugung von Nahrungsmittel und einen geringeren auf die Hervorbringung von Industrieerzeugnissen verwenden. Und diese Hülfe würde sich von selbst eingestellt haben, wenn man —

unter Einschränkung der wüsten Freizügigkeit — die Verhältnisse ihrer eigenen Entwickelung überlassen hätte.

Wenn die Städte nicht mehr die vorhandene Arbeitskraft verwenden können, und die Einwanderung nicht mehr ganz frei ist, wird der ungesunde Zuzug nach denselben aufhören und sich vielleicht ein allmähliger Abfluß anbahnen und dadurch wieder das nöthige Gleichgewicht hergestellt werden, so daß das Land die verminderte städtische Bevölkerung mit Nahrungsmitteln versorgen und dagegen einen angemessenen Theil der städtischen Arbeitsproducte consumiren könnte.

Freilich gewährt der Landbau nur eine frugalere Lebensweise als die Stadt mit ihren Wirthshäusern, aber ein Volk, welches sich den Luxus einer so starken Vermehrung erlaubt, muß dafür Entbehrungen in den Kauf nehmen, wie der Vater einer zu zahlreichen Familie. Bei richtigerer Vertheilung zwischen Land und Stadt würde indeß Deutschland, wie gesagt, noch eine erheblich zahlreichere Bevölkerung als die jetzige ernähren können, obgleich jedes Land in dieser Beziehung in klimatischen und Boden-Verhältnissen seine natürlichen und unübersteiglichen Schranken findet.

So wie jetzt kann es nicht fortgehen.

Das Land kann die Kosten der Verwaltung in der bisherigen Art nicht mehr tragen und wenn man nothgedrungen sucht, den Schwerpunkt auf die indirecte Besteuerung zu legen, so heißt das doch nur, daß man Nichts mehr findet, was man direct greifen könnte.

Die allgemeine Militärpflicht war bei einer dünneren, mehr ackerbautreibenden und geringer belasteten Bevölkerung erträglich und sie war bei der besonderen politischen Stellung Preußens nothwendig, um das Mißverhältniß zu den mächtigeren Nachbarn auszugleichen. Sie hat in dieser Beziehung gute Dienste gethan, aber sie hat dabei auch die Nachbarn gezwungen, sich endlich in gleicher Weise zu rüsten. Dadurch haben wir den verhältnißmäßigen Vorsprung an militärischer Kraft eingebüßt und es tritt nun ein Wettkampf der Zahlungsfähigkeit ein, in welchen wir zu kurz kommen müssen.

Ein solcher Zustand ist auf die Dauer nicht zu ertragen. Sind derartige Rüstungen nöthig, weil wir mit dem Nachbarn um das Leben kämpfen müssen, dann beginne man diesen Kampf lieber gleich, um die Nachbarn bis auf ein ungefährliches Maß zu beschränken. Jedes Jahr Aufschub verringert die günstigen Aussichten für uns, denn mit jedem Jahre werden wir wirthschaftlich und deshalb auch militärisch schwächer.

Und dann die unglückliche Bilanz gegen das Ausland, die im

Verein mit dem Fiscus den letzten Rest des Nationalvermögens aufsaugen muß, soweit nicht der Wucher zuvorgekommen ist.

Wir können die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir das Verhalten der conservativen Partei in der Schutzzollfrage nicht begreifen.

Wir wissen, daß die conservative Gesinnung hauptsächlich auf dem flachen Lande ihre Vertreter findet, denn der Landmann hat überall das Wachsthum vor Augen, der Städter die Mache: der Erstere stellt sich daher den Staat als etwas Gewachsenes, der Letztere als etwas zu Machendes vor — und das ist der Fundamental-Gegensatz zwischen Conservativen und Liberalen. Wir räumen auch ein, daß der Landbau unter der jetzigen Staatsweisheit am meisten gelitten habe, aber wir glauben nicht, daß ihm das neue Zollsystem wesentlich nützlich sein oder der für ihn etwa entstehende Nutzen Bestand haben werde. Was ihn hauptsächlich drückte, waren die Differenzialtarife der Eisenbahnen, welche dem ausländischen Getreide eine Einfuhrprämie verschaffen, die Entziehung der Arbeitskräfte und des Kapitals durch den städtischen Schwindel und die Vernichtung des Credites durch die monströse Subhastationsordnung, welche ein Landgut wie einen Sack Kaffee behandelt. Das neue Zollsystem fügt ihm zunächst und sicher in der Vertheuerung seiner Bedürfnisse erheblichen Schaden zu, während der Nutzen aus dem Schutzzoll für seine Produkte sehr geringfügig und sehr unsicher ist. Um den Betrag dieses Zolles wird immer dem inländischen Consumenten sein ganzer Bedarf vertheuert werden, denn theuer und wohlfeil sind relative Begriffe und die russischen und amerikanischen Produkte werden erst dann unsere Grenzen überschreiten, wenn sie außerhalb derselben nicht mehr Preise finden, die weniger als um den Betrag des Zolles niedriger sind, als die unsrigen. Der Zoll auf Roggen beträgt jetzt ungefähr sechs bis acht Prozent des Werthes, und wenn die Familie des Arbeiters aus fünf Köpfen besteht, so hat sie jetzt dreißig bis vierzig Procent mehr für Brod auszugeben. In reichen Jahren mit niedrigen Preisen mag dies ertragen werden, sollte aber das westliche Europa nochmals eine schlechte Ernte machen und in Folge dessen die Preise erheblich steigen, so wird sich in den Städten ein so durchdringendes Geschrei gegen die Vertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel erheben, daß eine Aenderung unvermeidlich wird. Die Städte haben die Presse und wissen sie besser zu handhaben, als das flache Land und die Presse ist leider allmächtig.

Wir vermögen auch nicht eine politische Klugheit darin zu erblicken,

die Zollfrage blos als den Weg zur Macht zu benutzen. Der Liberalismus war mit seiner Verwüstung aller Verhältnisse, nicht blos des Erwerbes, sondern auch der Volkserziehung in Kirche, Schule und Moral an sein eigenes Ende gekommen: sein Fall war unvermeidlich und die Conservativen hatten nicht nöthig, mit einem Fehler einzutreten, indem sie in Verläugnung ihres eigenen Principes auch ihrerseits an die Stelle der naturwüchsigen Entwicklung künstliche und unhaltbare Verhältnisse setzen halfen.

Wir können auch dem Reichskanzler unser Bedauern nicht vorenthalten. Er gehört zu den wenigen Menschen, die ihren Verstand unbeschädigt aus Schule und Examen gerettet haben und wenn Carlyle den Helden als „Formel-Fresser" richtig definirt, so hat er einigen Anspruch auf diesen Titel.

Der deutsche Bund entsprach nicht den Lebensbedingungen des deutschen Volkes: er war eine falsche Formel, die zerbrochen werden mußte, sollte Deutschland lebendig werden. Dies erkannt und im rechten Augenblick den Muth zur Zertrümmerung der falschen Formel durch Berufung auf die wirklichen Verhältnisse gehabt zu haben, ist das große Verdienst des Reichskanzlers.

Aber eine andere Lüge, oder vielmehr ein System von Lügen, unter welchem wir litten, war der doctrinäre Liberalismus, wie er sich seit 1848 eingenistet hatte, und der, als der Reichskanzler an die Regierung kam, noch diejenige Lebenskraft besaß, welche Formeln immer aus dem Umstande ziehen, daß bei den meisten „Gebildeten" der Schulwitz den Mutterwitz aufgefressen hat. Eine Formel erlöst vom Denken und Beobachten und mit Formeln lassen sich leere Köpfe am wohlfeilsten möbliren — deshalb sind sie so verführerisch. Es ist das Geheimniß der Macht des Liberalismus, daß er nichts Wirkliches zu wissen und nur sein Einmaleins herzusagen braucht, dessen Verkörperung freilich eben so unmöglich ist, als die des mathematischen, denn zwei mal zwei ist in Wirklichkeit so wenig gleich vier, als es in der Wirklichkeit zwei vollkommen gleiche Dinge giebt.

Dieses Scheinleben des Liberalismus verleitete den Reichskanzler, sich seiner als Bundesgenossen für seine deutschen Zwecke zu bedienen. Er glaubte, nach Lösung des alten Bandes in demselben ein neues zu finden und ihm kam es auf das Mittel nicht so genau an, wenn er nur seinen Hauptzweck erreichte. Aber dies Mittel war seinen Preis nicht werth und hatte am Wenigsten eine bindende nationale Kraft. Denn der liberale Staat ist nur für die Gespensterwelt des Menschen

an ſich berechnet und entſpricht hier auf Erden dem Hottentotten ſo gut oder ſo ſchlecht, als dem Chineſen. Er iſt wie ein Stiefel, der Jedem paſſen ſoll und in welchen daher Keiner marſchiren kann. Der Liberalismus löſt vielmehr das nationale Band auf, weil er die Eigenthümlichkeiten der Nation ignorirt und es giebt keine widerſinnigere Bezeichnung einer politiſchen Partei, als die der „Nationalliberalen", welche ſich denn auch nur rühmen darf, den Juden die Kaſtanien aus dem Feuer geholt und unter ihrem Einfluß eine Geſetzgebung jüdiſcher Ausbeutung zu Stande gebracht zu haben. Wenn in den Deutſchen nicht eine andere zuſammenhaltende Kraft lebendig geweſen wäre, ſo war die Sache überhaupt hoffnungslos. Der Reichskanzler hat Formel durch Formel bekriegen wollen und nun ſind die Bundesgenoſſen ihm über den Kopf gewachſen, denn hinter dieſen Formeln ſtanden die ſchlauen Juden.

Daß nicht alle Menſchen gleich ſind, lehren die geſunden fünf Sinne und ebenſo augenfällig ſind die Unterſchiede der verſchiedenen Menſchenracen und Volksſtämme, die ſich nach gemeinſamer Eigenart von einander abgrenzen. Dieſe Eigenart iſt nicht unweſentlich für den lebendigen Staat, welcher nicht aus Rechtsabſtractionen aufgebaut werden kann, ſondern die weſentlich ſittliche Aufgabe hat, einen Volksorganismus auszudrücken. Das letzte, wenn auch vielleicht unerreichbare Ziel jeder vernünftigen Regierung muß ſein, durch die Entwickelung der Staatsangehörigen zu ſittlicher Einmüthigkeit ſich ſelbſt unnöthig zu machen, und die mögliche Annäherung an daſſelbe und das Fortſchreiten zur Freiheit hängen von der Gleichartigkeit des Volkscharakters ab. Unter politiſcher Freiheit läßt ſich nur die Freiheit eines Volkes verſtehen, nach ſeiner Eigenthümlichkeit ſich zu entwickeln und zu leben: ſie iſt für ſehr verſchiedene Volksſtämme in ein und demſelben Staate unmöglich, denn dieſelbe Form wird nicht allen natürlich ſein und es muß entweder der eine den anderen beſchränken, oder alle in eine gemeinſchaftliche Zwangsjacke geſteckt werden. Darum ſind Freiheit und Fremdherrſchaft Gegenſätze, denn frei wird ſich nur fühlen, wer aus eigenem Antriebe thut, was die Geſetze des Staates von ihm fordern: deſſen Natur alſo den Staat vollkommen deckt. Der geſundeſte Staat wird der ſein, der der wenigſten Geſetze und der geringſten Rechtspflege bedarf und der ſchlechteſte der, welcher die künſtlichſte Geſetzgebung braucht und durch die bereiteſte Juſtiz die Entwickelung des bürgerlichen Ehrgefühls unterdrückt. Leichte Juſtiz verleitet zu leichtſinnigen Verträgen und zu frivolen Rechtshändeln und läßt dann eine Ehre in der Er-

langung eines günſtigen Erkenntniſſes ſetzen, während es eine Schande ſein ſollte, überhaupt einen Rechtsſtreit zu haben. Allgemeine Verachtung des Unrechts würde das Recht viel wirkſamer ſchützen und in einem Lande ohne Juſtiz würde Niemand leben können, der im Verdacht ſtände, das Recht nicht zu achten. Man denke an das römiſche Reich, welches mit ſeinem ausgearbeiteten abſtracten Rechte ſich und alle übrigen Völker, über die das Letztere gekommen, ruinirte und an das alte Deutſche Reich, das bis zu ſeiner Blüthe nur Gewohnheitsrecht kannte. —

In der Religion drückt ſich die Auffaſſung der göttlichen Weltordnung aus je nach der Anlage des Auffaſſenden, weshalb auch verſchiedene Völker verſchiedene Religionen haben: Der Gott offenbart ſich im Menſchen. Daß dieſe Auffaſſung eine übereinſtimmende ſei, iſt nothwendig für den Staat, weil ſich aus ihr das ſittliche Gefühl (Gewiſſen) entwickelt und aus dieſem das Naturrecht ſich ableitet. Das Unendliche läßt ſich nicht durch den Verſtand erfaſſen: man kann ſich mit demſelben nur in Bildern und Symbolen abfinden — „wir ſehen durch einen Spiegel in einem dunklen Wort“ ſagt der Apoſtel — und die Kirche iſt die Verwalterin dieſer Symbole, alſo ſo wenig gleichgültig für den Staat, als die Religion, die Moral des Volkes und ſeine Auffaſſung des Naturrechtes, ſein Rechtsbewußtſein.

Es kommt nicht auf die Form dieſer Symbolik an, wohl aber auf ihren ſittlichen Inhalt. Was die Form anbetrifft, ſo iſt dem Menſchen nichts Höheres vorſtellbar als das Menſchliche und deshalb iſt die Vorſtellung eines perſönlichen Gottes, wie ſie die chriſtliche Kirche adminiſtrirt, die natürlichſte. Sie hat den Vortheil, die ſittlichen Kategorien als von einer Perſon getragen darzuſtellen und dadurch der Perſon des Vorſtellenden näher zu bringen. Selbſt wer ſpäter dahin gelangen ſollte, dies als Aberglauben zu verwerfen und in wiſſenſchaftlicher Verirrung zu vermeinen, in ſeinem Aberglauben an Kraft und Stoff das Wunder beſſer zu begreifen, wird doch zugeben müſſen, daß der perſönliche Gott ſeiner Kindheit lebendiger auf ſein Gewiſſen eingewirkt habe, als alle ſeine ſpätere Wiſſenſchaft. Die Ausſcheidung der chriſtlichen Kirche aus der Volkserziehung kann daher keinen Segen bringen, kein wirklich Aufgeklärter wird ſie wünſchen und keine Regierung, die ihrem ſittlichen Ziele nachſtrebt, kann die Kirche entbehren. In den Bereich des Staates fallen nur die Handlungen: dieſe aber ſind vorher Gedanken geweſen, welche ſich mit dem Gewiſſen abgefunden haben, das in dem Bereiche der Kirche liegt und es iſt beſſer und ſicherer, daß die Kirche den Ge-

danken erziehe, als daß der Staat die Handlung strafe. Kirche und Staat sind daher nicht einander fremd, sondern haben eine gemeinsame Aufgabe: die Kirche arbeitet in der Welt der Gedanken dem Staate vor und der Letztere hat in der Welt der Erscheinungen nachzuholen, was jener etwa entgangen wäre. Der Liberalismus hat zwar versucht, den Einfluß der Religion durch eine Sündfluth von Gesetzen zu ersetzen, aber er hat in derselben nur den Rest von Rechtsgefühl ersäuft. Von der sittlichen Aufgabe des Staates steht Nichts in seiner Formel: ihm ist der Staat nur eine Rechtsschablone.

Zufriedenheit wohnt nicht auf Erden und würde auch die Entwickelung der Menschen gefährden. Aber man hat es bisher immer für eine Aufgabe der Regierung gehalten, die Unzufriedenheit dort, wo sie nicht mit der Einsicht verbunden war, nicht aufkommen zu lassen. Dem Liberalismus war es vorbehalten, die Macht des Pöbels zu organisiren, indem er ihn in dem allgemeinen Wahlrecht zum Worte gestattete. Der große Haufe soll sich selbst regieren, während er es hauptsächlich ist, der regiert werden muß. Und wie kommt er zu Worte! durch Personen, welche seine wirklichen Interessen noch weniger kennen, als er selbst, die in ihren Wahlkreisen weder angesessen, noch wohnhaft sind, die nur durch Phrasendreschen bekannt werden, nur durch geflissentliches Aufregen der in den Massen schlummernden natürlichen Unzufriedenheit Popularität erlangen können und aus denen sich dann ein parlamentarisches Klopffechterthum entwickelt, welches den wirklichen Verhältnissen ganz fremd ist. Fichte sagt irgendwo: „wen man lobt, erklärt man für dümmer als sich selbst, denn man glaubt, seinen Kreis zu übersehen und traut sich außerhalb desselben noch einen Standpunkt für das Urtheil zu“: wen der Urwähler aber wählt, den lobt er doch auch und er irrt sich nicht immer! Deshalb ist jede Wahl bedenklich und auch im Uebrigen haben Volksvertretungen keinen Werth, wenn die Vertreter nicht mit ihren Kreisen verwachsen sind.

Die Volksvertretung soll nicht active Politik treiben, denn dazu ist die Regierung: sie soll nicht akademische Weisheit zu Tage fördern, denn das ist Sache der Gelehrten; sondern sie soll der Regierung gegenüber die praktischen Interessen und Wünsche des Volkes vertreten und die Machtverhältnisse der praktischen Parteien — sofern solche vorhanden — darlegen. Am Besten wird das in einer ständischen Vertretung erreicht, denn der Zufall bringt doch mehr Verstand zusammen, als die Wahl und er wird nicht durch Leidenschaften erregt. Soll aber durchaus gewählt werden, so ist das von den Engländern angewandte System der

direkten oder indirekten Bestechung ein nothwendiges Correctiv, weil es den praktischen Interessen und den Machtverhältnissen der Parteien doch einigermaßen zum Ausdruck verhilft. — Schwätzer wählen zu lassen, die außer allem Zusammenhange mit ihren Wahlkreisen stehen und auf deren Wahl keine andere Bestechung verwendet worden ist, als die Verdummung des Wählers durch das bedruckte Löschpapier des täglichen Bedürfnisses, hat gar keinen Sinn.

Wenn man die sittliche Aufgabe des deutschen Staates durch Ignorirung der deutschen Stammes- und Racen-Eigenthümlichkeit vernachlässigt, wenn man das Volk von der Kirche ablöst und von der Religion dispensirt, wenn man es in Justiz und Verwaltung den mit ganz anderen sittlichen Anschauungen behafteten und ihm deshalb widerwärtigen Juden und durch die Manchestergesetzgebung einem System rücksichtsloser Ausbeutung unterwirft und nun den großen Haufen zu einer Macht im Staate organisirt und ihn zur Theilnahme an der Regierung beruft — kann man sich da wundern, daß dieser mit seinen Forderungen weit über die leeren Formeln des Liberalismus hinausgeht, unter denen er kaum mehr zu leben vermag und die noch weniger seinen, von Religion und Sittlichkeit nicht mehr gebändigten Begierden entsprechen. Glaubt man wirklich, eine Ausbreitung der Socialdemokratie verhindern und den Kampf auf Leben und Tod mit derselben vermeiden zu können? Und womit will man diesen Kampf aufnehmen, wenn die Jugend nicht mehr in dem Glauben an eine göttliche Weltordnung sondern zu unbefriedigten Ansprüchen erzogen sein wird? Das Ausnahmegesetz, welches nur die Symptome, aber nicht die Krankheit trifft, wird es nicht thun!

Der Reichskanzler hat das eingesehen und weil das Uebel in der materiellen Nothlage zunächst sichtbar wird, so hat er nun wieder als Realist unbefangen in die Volkswirthschaft eingegriffen, wie ihm ein ähnliches Verfahren in der äußeren Politik so gute Dienste geleistet hat. Aber hier handelt es sich nicht um isolirte Probleme, die blos mit dem gesunden Menschenverstande zu lösen wären. In der Volkswirthschaft, wo „ein Schlag tausend Verbindungen schlägt", hängt Alles zusammen und es ist nicht möglich, eine einzelne Frage aus dem Zusammenhange heraus zu präpariren, und deshalb ist man nach Jahrhunderte langen Studien und unendlichem Kopfzerbrechen endlich zu der Erkenntniß gekommen, daß es für die Volkswirthschaft keine positive Formel gebe, sondern nur eine negative — nämlich die des noli me tangere der natürlichen Entwickelung, deren einzige Gefahr in der Uebertreibung liegt

und durch ſtaatliche Förderungsbeſtrebungen nur vermehrt werden kann. Jede Maßregel, welche dahin zielt, die Induſtrie zu begünſtigen, hat die Wirkung, ſie in falſche Bahn und zu unrichtiger Entwickelung zu bringen. Nur Beſchränkungen und Hemmungen derſelben in Rückſicht auf die ſittlichen Aufgaben des Staates oder auf Vorbeugung von Nothſtänden ſind geſtattet und nicht Sache der Wiſſenſchaft, ſondern der Staatskunſt, die mit den einzelnen, gegebenen Verhältniſſen zu rechnen hat. Für den großen Welthandel, bei welchem ſittliche Intereſſen nicht in Frage kommen und der in ſeiner Beweglichkeit ſich ſelbſt allen Umſtänden anpaßt, walten derartige Rückſichten nicht ob. Dieſer Handel dient ſeiner Natur nach dem Conſumenten — alſo der Geſammtheit — und er dient ihr am beſten, wenn er ſeinem eigenen Vortheile am Freieſten nachgehen kann: jetzt ſoll er für das Intereſſe des einzelnen Produzenten zugerichtet werden.

Indem nun das Schutzzollſyſtem an Stelle der Handelsfreiheit getreten, iſt die einzige praktiſche Wahrheit in dem Wahngebäude des Liberalismus auch noch durch eine hohle Formel erſetzt worden: hohl, möge ſie auch ſo ſchön klingen, als „der nationale Markt für die nationale Arbeit."

Es mögen nun vielleicht einzelne Krankheitserſcheinungen vorübergehend ſich verdecken laſſen — aber das Uebel kann nur verſchlimmert und der Heilung deſſelben nur größere Schwierigkeiten bereitet werden. Denn die aus dem fehlerhaften Zollſyſtem ſich entwickelten fehlerhaften Erwerbsverhältniſſe laſſen ſich ohne große Verluſte nicht wieder berichtigen.

Möge die Geſchichte nicht ſagen: „Dem Reichskanzler gebührt der Ruhm, das deutſche Reich gegründet zu haben — aber die Deutſchen in demſelben wollten am Leben verzagen."

Statiſtiſches und Betrachtungen aus Oeſterreich.

Wien, 10. März 1880.

Die von der Wiener K. K. ſtatiſtiſchen Central-Commiſſion herausgegebene Statiſtik des Judenthums liefert den Beweis, daß derjenige Volksſtamm, welchen man in des Wortes ureigenſter Bedeutung ſowohl, als in der übertragenen als „Wucherpflanze" bezeichnen kann, in unſerem Oeſterreich noch weit üppigere Blüthen treibt, als in Ihrem Neu-Paläſtina. Denn während in Deutſchland auf 82 Nichtjuden erſt ein Semit kommt, ſtellen ſich in öſterreichiſchen Provinzen die Verhältniſſe folgendermaßen: In Böhmen kommt auf 59 Nichtſemiten ein

Mann des „auserwählten Volkes," in Mähren Einer auf 47, in der Bukowina aber Einer auf 11 und in Galizien gar Einer auf 9. Hier, wie in Deutschland, zieht sich die jüdische Bevölkerung immer nach den großen Städten, am meisten nach der Hauptstadt, in welcher der fünfzehnte Theil der Einwohnerschaft von Juden gebildet wird. Auch in den größeren Städten des Landes findet ein so großes Ueberwiegen der jüdischen Bevölkerung statt, daß eine von Kaiser Franz erzählte Anecdote viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Dieser Monarch stand, wie man sagt, eines Tages in Brody am Fenster und blickte auf den Platz hinab. Allüberall sah er kühngeschwungene Nasen, funkelnde Aeuglein, Wulstlippen, Ringellöckchen und den, wie es scheint, eigens zum Verbergen der krummen Beine bestimmten, fettglänzenden Kaftan, da drehte er sich um und sagte zu seinem Flügeladjutanten: „Schauns, nu weiß i erst, warum i auch der König von Jerusalem heiß?!"

Diese Ueberschwemmung unseres schönen Landes durch das Volk des Wuchers und Schachers rührt einestheils von der größeren Lebenszähigkeit und Zeugungsfähigkeit der Juden, andererseits von der sich noch immer steigernden Einwanderung derselben her. Aus dem im Jahre 1855 in Frankreich erschienenen Werke: „Lebensdauer und Todesursachen" von Dr. W. de Neufville ergiebt sich ein durchschnittliches Lebensalter der Juden von 48 Jahren 9 Monaten, während das der eingeborenen Bevölkerung sich nur auf 36 Jahr 11 Monate stellt. Es sterben bis zum 5ten Lebensjahre 24,01 Procent nichtjüdischer, dagegen nur 12,09 Procent jüdischer Kinder. Von Nichtjuden erreichen nur 24,08 Procent, von Juden dagegen 44,01 Procent das 60. Lebensjahr. Für Ungarn stellt sich das Verhältniß ganz ähnlich. Hier figurirte nach dem Werk: „die königliche Freistadt Pest" von J. von Köröſi die Zahl der Kinder bei nichtjüdischen Familien mit 9,84 Procent, die der jüdischen dagegen mit 33,67 Procent. Bei den Magyaren findet man durchschnittlich bei 100 Ehen 76 Kinder, bei den Deutschen 101, bei den Juden hingegen 136.

Gehen wir nun zu der jüdischen Einwanderung über, so sehen wir, daß dieselbe hauptsächlich von Osten her stattfindet. In der „Statistik der Juden" von Jeiteles findet sich die Angabe, daß während der letzten Jahrzehnte nicht weniger als 2773 jüdische Familien über Ungarn, ferner 281 unmittelbar aus dem Auslande nach unseren Kronlanden einwanderten. Die Kaiserstadt am Donaustrand hat nur 0,02 Procent Zunahme durch nichtjüdische Einwandrer aufzuweisen, wogegen die Einwanderung der Juden nicht weniger als 2,21 Procent beträgt.

Es ſind alſo drei wichtige Faktoren, welche die Vermehrung der Juden bedingen: Größere Zeugungsfähigkeit, begünſtigt durch die bei ihnen üblichen frühen Heirathen, Lebenszähigkeit, zu welcher die unleugbar durchſchnittlich bei den meiſten Juden zu findende, meiſt durch ihre Sparſamkeit bedingte Mäßigkeit das ihrige beiträgt und die maſſenhafte Einwanderung. Da dürfen wir denn nicht erſtaunen, wenn ihre Vermehrung die der Chriſten ganz unverhältnißmäßig überſteigt. Ein draſtiſches Beiſpiel hierfür bietet uns beſonders die Provinz Oeſterreich ob der Ens. In dieſer lebten 1830 nur 1569 Juden, 1834 ſchon 2873, 1837: 2980, 1846: 3545 und im Jahre 1869 51,880; alſo hatten ſich die Juden in noch nicht 40 Jahren auf mehr als das ſechsunddreißigfache vermehrt. In Galizien hat ſich im gleichen Zeitraume die Zahl der Juden mehr als verdoppelt.

Wie großes Unheil in jeder Beziehung dieſe Zunahme der jüdiſchen Bevölkerung mit ſich bringt, iſt an anderen Orten (vgl. v. Wedell, Vorurtheil oder berechtigter Haß, Berlin, Otto Hentze, 1880) genügend nachgewieſen worden. Während, wie in der eben genannten, ſehr empfehlenswerthen Schrift ausgeführt iſt, in Preußen auf 1000 Arbeiter nur 2 Juden kommen, auf 1000 Kaufleute aber 200, haben wir beiſpielsweiſe in Niederöſterreich unter 2140 Rechtsanwälten 1024, alſo beinahe die Hälfte Juden, unter 59,122 Zwiſchenhändlern aber deren 30012, alſo mehr als die Hälfte und unter 370 Schriftſtellern aber gar 325, alſo ungefähr $^6/_7$ Juden! Natürlicherweiſe betheiligt ſich hier ſo wenig, wie in Preußen, der Jude an ſchwerer Arbeit. Die iſt Sache des Chriſten. Hat aber der chriſtliche Bauer ſich zu einem gewiſſen Wohlſtand emporgearbeitet, ſo kommt der Jude, handelt mit ihm, verleitet ihn, Waaren auf Credit zu entnehmen, leiht ihm Geld gegen wucheriſche Zinſen und — treibt ihn von Haus und Hof, ſobald er ihn genügend umgarnt hat. Das geſchloſſene Bauerngut wird dann parzellirt, wobei der Jude oft 100 Procent und darüber verdient und ſo unſer alter, kräftiger, dem Lande zum Segen gereichender Bauernſtand ſyſtematiſch ausgeſogen, ruinirt und dem Elend in die Arme getrieben. Bedenkt man ferner, daß die an der Spitze des geſammten Judenthums ſtehende, über die ganze Welt verbreitete mächtige Alliance israélite eingeſtandenermaßen dem Ziele zuſtrebt, dem Judenthum die Weltherrſchaft zu erringen, und ſieht man, welche Geiſtesmacht ihr in dem Ueberwiegen des Judenthums unter den Schriftſtellern neben ihrer bekannten Geldmacht zur Seite ſteht, ſo darf man an dem Gelingen der jüdiſchen Pläne kaum noch zweifeln. In Preußen iſt dieſe Herrſchaft

ja schon fast gänzlich zur Thatsache geworden. Das Judenthum wird bei Ihnen sogar vom Hofe protegirt und schleicht sich immer mehr in die höheren Schichten der Gesellschaft ein. Die Geburtsaristokratie verhält sich nicht mehr kühl ablehnend gegenüber der Geldaristokratie, sondern letztere wird von ersterer sogar aufgesucht, während die jüdischen Geldmänner übermüthig auf den besitzlosen Adel herabblicken. Dem kleinen Lasker danken Sie es, daß der Nimbus, der den hohen Adel umgab, geschwunden ist, daß die Achtung vor dem ganzen Stand durch geschickte Benutzung des unwürdigen Benehmens Einzelner aus demselben dahinschwand. Daher die unermüdliche Emsigkeit, mit der „unsre Lait" für ihren Laskerleben, den Justitiar so mancher kühn gewagten Aktiengesellschaft, in die Trompete der Reclame stießen. Laskerleben hat ihnen Platz verschafft. Daß dies seine Tendenz war, daß er die Stützen des Conservativismus, der den Ideen der Judenherrschaft hindernd im Wege stand, brechen wollte, geht schon daraus hervor, daß er erst sprach, als der Krach bereits dem Gründungsschwindel ein donnerndes Halt zugerufen hatte, als er sicher war, daß er seinen Glaubens- und Gesinnungsgenossen das Geschäft nicht mehr verderben konnte; geht ferner daraus unwiderleglich hervor, daß er nur die Männer der ihm feindlichen conservativen Partei angriff, die Gründer in den Reihen der eigenen, sogenannten nationalliberalen Partei aber völlig unbehelligt ließ. Ihre Judenpresse bringt ihm Lorbeern dar, wird nicht müde, sein Lob zu singen, feiert ihren Vorkämpfer, der nur für die jüdischen Interessen arbeitet, als „modernen Aristides" und die urtheilslose Menge brüllt freudig erregt mit: „Laskerleben hoch!"

Anders ist es hier in Oesterreich. Die vielgeschmähte, clericalfeudale Partei steht doch dem Judenthum festgeschlossen entgegen; während in Oesterreich das Judenthum numerisch weit stärker vertreten ist, hat es in der besseren und besten Gesellschaft keinen festen Boden, auch nur wenig Einfluß auf die Leitung der Politik zu gewinnen vermocht. Unser Heer hat sich noch ziemlich rein gehalten von jenen unsauberen Elementen, die H. Naudh in seiner Brochüre „Israel im Heere" (Berlin, O. Hentze) so trefflich schildert. Wir haben noch keine Lieutenants David Kohn und Itzigsohn! So weit erniedrigt sich unser österreichischer Adel nicht, einer „Gräfin Lea", in welcher der Jude auf das Piedestal des edlen Märtyrers erhoben, der Wucher entschuldigt wird, während die Mitglieder der Geburtsaristokratie theils als Schurken, theils als Schwachköpfe hingestellt werden, Beifall zu klatschen. Wir überlassen gern der Berliner Theaterintendanz die „Ehre," mit der Inscenirung eines solchen Stückes

dem Adel des Landes in das Geſicht zu ſchlagen. So weit iſt es, Gott ſei Dank, hier noch nicht gekommen.

Andererſeits aber erkennen wir gern an, daß Preußen die Anerkennung gebührt, die Initiative zum Kampf gegen Mauſchel und Komp. ergriffen zu haben und Sie können überzeugt ſein, daß hier Tauſende mit Ihnen ſympathiſiren. Eines iſt allen ſchweren Sorgen für die Zukunft gegenüber unſer Troſt: Welches Loos auch der Schooß der Zukunft in ſich birgt, ob es uns ſchließlich gelingen wird, der Peſt des Judenthums Einhalt zu thun oder ob wir unterliegen, ob wir ſiegen oder untergehen, uns, die wir den allgemeinen Feind erkannt haben, wird ſtets das Bewußtſein bleiben, ihm auch mit aller Kraft, mit Hintanſetzung aller perſönlichen Vortheile und Rückſichten mannhaft die Stirn geboten zu haben, während Andere die Fauſt in der Taſche ballen, noch Andere ſich freiwillig zu Sclaven des goldenen Kalbes erniedrigten.

„Liberale" Geſetze.

Wohl mit keinem Worte iſt in allen Zeiten und ganz beſonders in neuerer und neueſter Zeit ein ärgerer Mißbrauch getrieben, als mit dem Worte „Freiheit." — Jeder denkt ſich bei demſelben etwas Anderes, und was der Eine als Freiheit bezeichnet und begrüßt, verdammt der Andere als ihm höchſt ſchädlich oder hinderlich. So war es ſchon bei dem großen Freiheitstaumel im Jahre 1848 in Deutſchland. Niemand wußte was er wollte, wie die „Freiheit" eigentlich beſchaffen ſein ſollte.

Daß unter den heutigen Umſtänden eine Reaktion gegen die ſog. „liberale" Geſetzgebung — welche die Ausplünderung der Volksmaſſen im Intereſſe einer Minorität, der Geldariſtokratie, geſtattet — ein großer Segen, eine wahrhaft liberale That wäre, dieſe Anſicht läßt die Angſt vor „Junkern und Pfaffen" nicht aufkommen. Dieſe faſt allgemein in den Kreiſen der ſog. „Gebildeten" vorherrſchende Anſicht iſt eine Folge des Leſens „liberaler", meiſt von Juden fabrizirter Zeitungen.

Die „liberalen" Geſetze ſind lauter Judenprivilegien. Es liegt in der menſchlichen und beſonders in der jüdiſchen Natur, die erlangte Macht in egoiſtiſcher Weiſe bis zur äußerſten Grenze der Erlangung und Vertheidigung von Sonder-Intereſſen zu gebrauchen. Und ſo hat denn die goldene Internationale zur Zeit ihrer Herrſchaft durch den ſog. National-

liberalismus die altbewährten Gesetze und Grundrechte unseres Volkes umgestürzt und demselben unter Mißbrauch des Namens der größeren Freiheit eine Reihe von Gesetzen geschenkt, die man unter dem Namen der allgemeinen Begaunerungsfreiheit zusammenfassen kann. Niemand hat die Tiefe der deutschen Geduld und Langmuth bisher ergründen können. Dieses Factum erklärt die Frechheit des modernen Judenthums in Deutschland. — Die offenkundigen Schäden der „liberalen Gesetzgebung" leugnet kein denkender Mensch ab, aber die „liberale" Presse schweigt sie todt, vertheidigt sie, erwähnt sie nur obenhin, weist jeden Gedanken der Revision mit dem Bemerken zurück: es sei noch nicht Zeit.

Die Judenpresse hat Recht. Noch sind nicht alle Kapitalien und Besitzthümer in den großen Judensack gesteckt, deshalb ist es für die Juden „noch nicht Zeit zur Revision der liberalen Gesetze." Kommt die Zeit — dann verlassen die Semiten schmunzelnd mit ihren Geldsäcken das ausgeplünderte Deutschland. —

Was haben uns die „Errungenschaften" des Jahres 1848 genützt? Hat der absolute König in Preußen nicht besser für das Wohl der Majorität seines Volkes gesorgt und sorgen können? Ist es ein Glück, daß die Aristokratie des Geldes auf Kosten der Aristokratie der Geburt und des Geistes gestiegen ist? Was haben die zahllosen Bandwurmreden in unseren Parlamenten seit 1848 dem Volke für Segen gebracht? Blühte nicht vor der „liberalen Aera" der ehrliche Handel, das Handwerk, der Ackerbau und jede ehrliche Hantierung? Wie viele Leute sind durch den schwindelhaften „Aufschwung der Industrie" zu Bettlern geworden?

Obgleich auf christlich-konservativem Standpunkte stehend, unterschreiben wir dennoch den Ausspruch des Atheisten und Republikaners Joh. Scherr, der in seinem Aufsatze über Cromwell (Menschl. Tragikomödie I. S. 382) sagt:

„Männer jedoch, welche den Willen und den Muth haben, der Wahrheit in's strenge Angesicht zu sehen, sollten nachgerade zur Erkenntniß und zum Bekenntniß gekommen sein, daß die künstliche Schaukelei der konstitutionellen Monarchie im besten Falle nur eine mehr oder weniger anständige Gaukelei. Es giebt nur zwei einigermaßen wahrhaftige und ehrliche Staatsformen: Die absolute Republik und die absolute Monarchie. Alles dazwischen und daneben Liegende ist Lug und Trug."

Da die Idee einer deutschen Republik jedem denkenden Menschen, der den Charakter der Deutschen kennt, nur ein Lächeln abgewinnen

kann, so halten wir die Stärkung der Macht der Krone den wechselnden Kammer-Majoritäten gegenüber für die wichtigste aller unserer Aufgaben.

Nun zur Besprechung der modernen Gesetzgebung im Deutschen Reiche, zur Prüfung der „liberalen Freiheiten", zur Angabe wie dieselben im wahrhaft liberalen d. h. christlich-konservativen Sinne zum Segen der überwiegenden Majorität unserer christlichen Völker zu ändern oder zu beseitigen seien.

Aufklärung der Massen unseres Volkes ist dringend nothwendig, sonst wird die Prophezeiung des Verfassers von „Die Juden und der deutsche Staat", daß der deutsche Michel an der Judenräude elend zu Grunde gehen müsse und werde, so lange er zur Anwendung wirksamer Mittel zu „gebildet" — will sagen im Bildungsschwindel verdummt — bleibt — in Erfüllung gehen!

A. Zur Revision der Gewerbefreiheit und Gewerbeordnung vom Jahre 1869.

Die Zünfte und Innungen wurden durch verschiedene, in den Jahren 1806 bis 1811 für das Königreich Preußen erlassene, Edikte lahm gelegt. Es wurde mit dem alten Systeme gebrochen und fast vollständige Gewerbefreiheit proklamirt. Es waren schon damals wesentlich jüdische Agitatoren, Redner und Schriftsteller, welche die Regierung zu diesem Schritte, den Handwerker und die wahren Volksfreunde verdammten, drängten. — Die Erlasse der Regierung befolgten das Prinzip, das Fortbestehen der Zünfte zu ermöglichen, aber den Zwang, welchen diese Vereinigungen auf die einzelnen Mitglieder ausüben konnten, aufzuheben. Jeder sollte außerhalb der Zunft das Gewerbe betreiben können, Lehrlinge und Gesellen sollten aus derselben austreten dürfen, jede Zunft sollte sich auflösen können. Hiermit war die Macht der Innungen gebrochen, ihre segensvolle Thätigkeit gelähmt. Dies sah die Regierung ein, und deshalb forderte die Gewerbe-Ordnung vom 17. Februar 1845: Erhaltung aller bestehenden und Bildung neuer Innungen und Rückgabe eines großen Theiles der alten Rechte und Privilegien an die Innungen. Vom selben Geiste sind die Bestimmungen des Jahres 1848 und die Verordnung vom 9. Februar 1849 beseelt. Letztere, z. Z. der sog. „finstern Reaktion" erlassen, forderte obligatorische Gesellen- und Meister-Prüfungen und versuchte die alten Zünfte wieder herzustellen. An das Frankfurter Parlament kamen eine Unzahl von Petitionen der Handwerker, welche um obligatorische Innungen baten. Aber die „Erwählten der Nation" waren taub gegen die Bitten von Millionen, die Petitionen wurden nicht berücksichtigt! —

Die zehn Jahre von 1849—59 waren die letzten, welche ein geordnetes und blühendes Handwerk zeigten. Mit der liberalen Aera riß die Gewerbefreiheit mehr und mehr ein. Von 1860—64 tagten die Handwerker alle Jahre und protestirten und petitionirten gegen die „Freiheiten" die ihnen aufgezwungen werden sollten, aber es war Alles vergebens. Die Juden wußten besser, was den Handwerkern fehlte, als die Handwerker selbst. Sie etablirten den allgemeinen Bildungsschwindel und der „gebildete" Handwerker glaubte bald jüdischen Zeitungsschreibern und Clubrednern mehr, als den alten erfahrenen Meistern.

Das Freizügigkeits-Gesetz (die allgemeine Vagabonden-Freiheit) forderte die Gewerbefreiheit, und mit dieser wurde der Norddeutsche Bund durch die Gesetze vom 8. Juli 1868 und vom 21. Juni 1869 beglückt. — Ehe wir zu einer Besprechung der Entstehung dieses Gesetzes und zu einer kurzen Kritik desselben übergehen, wollen wir hier eine im September 1879 erschienene, jetzt bereits in fünfter Auflage vorliegende, sehr werthvolle Broschüre besprechen. Der Titel derselben ist: Deutsches Handwerk und historisches Bürgerthum. Von Otto Glagau. Osnabrück 1879. Die fünf Druckbogen starke Broschüre kostet nur 1 Mark. Die ersten Kapitel (I. Blüthe und Glanz, II. Verfall und Auflösung) schildern in klassischer Weise, was die alten Innungen waren und weshalb sie verfielen. Das dritte Kapitel (Noth und Elend) schildert die heutige Lage der Handwerker in überaus treffender Weise, und das vierte Kapitel (Hilfe und Rettung) sagt, was die Handwerker selbst für sich und was die Regierung für sie thun muß, was die Innungen wieder werden müssen ꝛc.

Das Buch ist nicht im Sinne einer der bestehenden politischen Parteien geschrieben, erkennt aber natürlich an, daß Konservative und Centrum allein bisher die Hand zur Revision der Gewerbe-Ordnung geboten und so Herz und Verständniß für die wahren Interessen der Handwerker bewiesen haben. In allen Innungen, Vereinen ꝛc., die noch nicht unter Judenherrschaft stehen, muß diese Broschüre verlesen und besprochen werden. Was die positiven Vorschläge des Herrn Glagau betrifft, so vermissen wir Angaben über die Trennung des Handwerkers von der Großindustrie und dem Fabrikbetriebe. Es wird gesagt (S. 73): „Der Handwerkerstand ist zahlreich genug, um eine eigene Korporation zu bilden, und nur dann vermag er seine Interessen gehörig zur Geltung zu bringen." Letzteres bestreiten wir. Scharfe Grenzen sind heute zwischen Handwerk und Fabrikbetrieb nicht zu ziehen, viele Handwerker arbeiten in und für Fabriken ꝛc. Die Fabrikbesitzer und Großindustriellen müssen

also mit in die Innungen eintreten. Jede Fabrik kann mit den in derselben arbeitenden Handwerkern und „Arbeitern" eine eigene Genossenschaft bilden.

Die Regierung bemüht sich in neuester Zeit, scharfe Grenzen zwischen Handwerk und Fabrikarbeit und Fabrikbetrieb zu ziehen. In diesem Sinne sind durch den Herrn Minister für Handel und Gewerbe im Februar d. J. fünf Fragen an die Berliner Innungen gerichtet. — Im „Reichsboten" ist in einer Reihe von Artikeln (in Nr. 21, 24, 26 28, 46, 49, 52, 54 und 60 des Jahrg. 1880) die Geschichte des Kampfes der Berliner Innungs-Vorstände gegen den Magistrat der Stadt Berlin eingehend geschildert. Im achten Artikel, der unter dem Titel: „Zur Handwerkerfrage" publicirten Arbeit, finden sich die fünf Fragen, zu deren Beantwortung der um das Handwerk hochverdiente Redakteur der Gemeinde-Zeitung, Herr Dr. Stolp, eine Anleitung geschrieben hat, abgedruckt. Wir begnügen uns hier zur Charakteristik eine Frage und deren Beantwortung zu geben.

> Frage 2. Welche Erzeugnisse und Arbeiten des früheren Handwerksbetriebes sind bereits von dem Fabrik- bezw. Großbetrieb übernommen worden?
>
> Antwort: Wohl alle Erzeugnisse und Arbeiten ohne Ausnahme, manche ausschließlich; jedoch ist dies nach Zeitumständen, Oertlichkeit, Absatzfähigkeit, Kapitalbereitschaft und Kapitalbegünstigung verschieden und dem fortwährenden Wandel unterworfen. — Eine allgemeine Antwort auf diese Frage zu geben, ist übrigens auch um deshalb kaum möglich, weil jeden Tag, an jedem Orte und bei jeder neuen Erfindung und Entdeckung ein Handwerk vom Großbetriebe übernommen werden und ebenso wiederum von letzterem auf den Handwerksbetrieb übergehen kann.

Bei der Berathung der Gewerbe-Ordnung sagte der Socialdemokrat Schweitzer: „Gerade so wie die Sklaverei nichts ist als ein gesetzlicher Diebstahl an dem Sklaven und seiner Arbeitskraft, gerade so, nur in anderer Form, ist heute die ganze Produktionsbewegung weiter nichts, als ein beständiger gesetzlicher Diebstahl der Besitzenden an den Nichtbesitzenden." Er erklärte weiter (Sitz. v. 17. III. 1869), daß er zur linken Seite des Hauses sich halten und mit dieser stimmen werde, weil sie die Fortentwickelung der „ökonomischen Verhältnisse" wolle und, setzte er hinzu, „diese Fortentwickelung kommt in irgend einer Weise uns (d. h. der Socialdemokratie) zu gut." — Wie wahr hat sich diese Prophezeiung des Herrn Schweitzer gezeigt. Die Folgen der Gewerbe-

Ordnung haben Tausende von Handwerkern und kleinen Gewerbetreibenden um ihre Selbständigkeit und um lohnende Arbeit gebracht und die Hungernden und Verzweifelten haben Schutz und Trost bei der Hilfe versprechenden Socialdemokratie gesucht. Dies wußten die Führer der Socialdemokraten vorher, daher ihre Zustimmung zur Gewerbe-Ordnung.

In derselben Sitzung sagte Herr Richter (Hamburg): „Auf mich haben diese Bestimmungen den Eindruck gemacht, daß mit denselben weiter nichts geschieht, als daß diese bestehenden Innungen auf den Aussterbeetat gesetzt werden." Redner führte aus, daß dies auch das Beste wäre, da die Innungen sich überhaupt mit der Gewerbefreiheit nicht vertrügen. — Aber selbst Herr Richter sagte, daß die Bevormundung, welche das Gesetz den Handwerkern erweist (Prüfung der Statuten-Entwürfe durch die Communalbehörden) auf ihn einen wehmüthigen Eindruck mache, man behandele die Handwerker als „unzurechnungsfähige Masse."

In der Sitzung vom 18. März 1869 konstatirte zunächst Herr Miquel, daß das Nothgewerbegesetz die Zünfte „für immer begraben" habe. „Der Geist ist aus den Zünften gewichen, das Phlegma ist geblieben." „Die Zünfte haben nicht das Gefühl, daß sie noch sein müssen und noch eine ersprießliche Thätigkeit entwickeln." — Abg. Duncker begeisterte sich für diese „Freiheit" so, daß er ausrief: „. . . lassen Sie die Sonne der Freiheit und Gleichberechtigung, die einst der heutige Tag unserem Vaterlande schon anzukündigen schien, endlich über unserem Horizonte heraufsteigen! — Ich bin überzeugt, vor ihren erwärmenden und belebenden Strahlen werden alle die schwarzen und rothen Gespenster, welche man gestern hier heraufbeschworen hat, verschwinden, wie die leichten Morgennebel eines Frühlingstages! —" An diese Phrase anknüpfend, antwortete der Socialdemokrat Bebel, indem er ein Bild der Zustände in dem liberalen Musterstaate, England, wo der Pauperismus von Jahr zu Jahr wächst, entrollte. — Im weiteren Verlaufe seiner Rede weist Bebel die Hand, welche die Regierung und die Konservativen den Arbeitern geboten, schroff zurück, will von der preußischen Regierung, zu der seine Partei kein Vertrauen haben könne, nichts wissen und nennt Herrn Wagner den „Königl. Preuß. Hof-Socialisten" zum Gaudium der „Liberalen." — Die Führer der Socialdemokraten wissen eben: erfüllt die Regierung die berechtigten Forderungen der Socialdemokratie, so ist die Macht dieser und der Einfluß der Führer gebrochen, die verführten Massen fallen von den Agitatoren ab. Deshalb weisen diese das wohlwollende Entgegenkommen der Regierung schroff zurück. —

Bei Berathung des § 1 ſtellte Graf v. Kleiſt (Sitz. v. 8. April 1869) ſofort das Amendement: für Bauhandwerker wenigſtens facultative Prüfungen durch Regierungs-Kommiſſionen feſtzuhalten. Graf zu Eulenburg trat energiſch für dieſe Forderung ein, aber Herr v. Unruh (Magdeburg) erklärte: ſolche Prüfung ſei werthlos, biete keine Garantie ꝛc. — Da hört denn doch Alles auf und wäre jede, abſolut jede andere Prüfung aus demſelben Grunde zu verdammen! — Das Amendement wurde natürlich von der herrſchenden „liberalen" Majorität abgelehnt.

In der Sitzung vom 20. April brachte Herr Miquel den famoſen Zuſatz: „mindeſtens ſeit einem Jahre ſelbſtändig ausgeübt hat" in den § 84 (Organiſation der Innungen) hinein. — Herr v. Webemeyer hatte den Antrag geſtellt:

> „Nur Diejenigen, welche den Nachweis der Befähigung durch eine Prüfung vor einer dazu befugten Behörde geführt haben, ſind berechtigt ſich den Meiſtertitel beizulegen."

Abgeord. Gumbrecht trat hiergegen ſehr energiſch auf, erklärte dieſe — doch gewiß hochgerechte Forderung — als „im Gegenſatze zum Geiſte der Gewerbefreiheit" ſtehend, und forderte zur Abſchneidung des Zopfes des Begriffes „Meiſter" auf. — Herr v. Webemeyer ſtritt tapfer für ſein Amendement. — § 84 der Regierungs-Vorlage gab den Innungen viel mehr Rechte.

Die Motive ſagen: Der excluſive Charakter der Innungen iſt durch § 84—87 gebrochen „da die Bedingungen des Beitritts auf ein Minimum eingeſchränkt" worden ſind. Aber ſelbſt dieſes Minimum (das Recht einer beſcheidenen Prüfung des Aufzunehmenden) wollte Herr Miquel beſeitigt wiſſen und ſetzte es mit Hilfe der „Liberalen" durch.

Die Handwerker erſehen aus dieſen Angaben, daß die Conſervativen ſich von jeher als ihre Freunde, die „Liberalen" als ihre Gegner bewieſen haben. Dieſe Thatſache iſt unbeſtreitbar. Abſolut unbegreiflich erſcheint es deshalb, wie die Handwerker noch immer „liberal" wählen können, „liberale" Zeitungen leſen ꝛc.

Was die Wirkung der Gewerbe-Freiheit oder — mit den „Liberalen" zu ſprechen — den „Segen" derſelben betrifft, ſo wollen wir hier uns nicht in allgemeinen Betrachtungen ergehen. Das Unheil, welches dieſes Geſetz angerichtet, iſt offenkundig. Wir empfehlen hier die Broſchüre: Die Fremdlinge in unſrem Heim! Ein Mahnwort an das Deutſche Volk. Berlin 1877. Verlag der Deutſchen Landes-Zeitung. (F. Graf Behr.)

In edler und energiſcher Sprache zeigt dieſe Schrift den Deutſchen,

wie sie durch falsche Toleranz und durch ihre Thorheit es fertig gebracht haben, daß die Juden die öffentlichen Angelegenheiten der Deutschen überall besprechen und leiten, und wie der Einfluß dieser Fremdlinge besonders den Handwerker- und Mittelstand systematisch zu Grunde gerichtet hat.

Wir gehen jetzt zu den Revisions-Versuchen der Gewerbe-Ordnung über. 1877, 78 und 79 nahmen die Conservativen die Sache in die Hand. Als einzige Frucht ihrer Bemühungen ist die Gewerbe-Ordnungs-Novelle vom 17. Juli 1878 zu betrachten, welche neben einer kaum nennenswerthen Controlle, welche sie über die „Arbeitnehmer" unter 21 Jahr gestattet, in vieler Beziehung als eine Verschlechterung der Gewerbe-Ordnung von 1869 zu betrachten ist. Da diese Versuche in der citirten Broschüre O. Glagau's kritisirt sind, so wollen wir gleich zu den allerneuesten Versuchen übergehen.

An das Abgeordnetenhaus (14. Legislaturperiode, I. Session) sind zahlreiche Petitionen der Handwerker eingegangen, welche die Errichtung von Gewerbe- (Handwerker-) Kammern erbitten. — In der Sitzung der Petitions-Commission vom 14. Februar 1880 sagte der Regierungs-Commissar Geh. Rath Lohmann: die Handwerker hätten zum Erlasse des Handelsministers vom 4. Januar 1879 in 4 Gruppen Stellung genommen. Die erste gehe ohne Bedenken an die Bildung oder Reorganisation der Innungen, die zweite Gruppe habe ihre Thätigkeit in Erwartung einer Revision der Gewerbeordnung begonnen, die dritte habe jede Thätigkeit vor Revision der Gewerbe-Ordnung abgelehnt und die vierte, von der gesagt wird: „daß darunter gerade die strebsamen und fortgeschrittenen (richtiger wäre wohl zu sagen: die reichen und einflußreichen) stark vertreten seien," wolle überhaupt von Innungen nichts wissen, sondern völlig ungebunden bleiben.

An den Reichstag sind auch im Jahre 1880 zahlreiche Petitionen auf Revision der Gewerbe-Ordnung gerichtet. Da dieselben einen klaren Einblick in die unselige Wirkung der Gewerbe-Ordnung geben, so wollen wir die drei wichtigsten der Petitionen kurz besprechen.

Das erste Petitions-Verzeichniß (vom 19. Febr. 1880) zeigt zuerst 25 gleichlautende Petitionen von Handwerkern Oberschlesiens, speciell aus den durch den Nothstand betroffenen Gegenden stammend. — Es zeigt dies wieder deutlich, daß die „Nation der Denker" erst zum Handeln sich entschließt, wenn ihr das letzte Hemd vom Leibe gezogen wird, wenn der Nothstand acut, die Massenverarmung offenkundig ist oder — wenn sie von oben commandirt und geführt wird. Weil die Noth sehr

groß, ſind die Leute auch ohne viel Streit über den Inhalt der Petitionen ſchlüſſig geworden, und iſt dieſer ſelbſt ebenſo kurz als klar und erſchöpfend. Er lautet auf: Abänderung der Gewerbe-Ordnung in Betreff des Innungsweſens, der Einführung der Geſellen- und Meiſterprüfung, der Verpflichtung zur Führung von Arbeitsbüchern, Ausbildung der Lehrlinge durch Innungsmeiſter, Einziehung der rückſtändigen Beiträge und Gefälle der Innungen im Verwaltungswege, Verbot der Wanderlager und Waarenauctionen, möglichſte Beſchränkung der gewerblichen Arbeiten in den Strafanſtalten ꝛc., Vertheilung der öffentlichen Arbeiten an die Handwerker des Ortes, in welchem ſie zur Ausführung gelangen.

Außer dieſen 25 Petitionen enthält das erſte Verzeichniß noch 7 auf Abänderung der Gewerbe-Ordnung gerichtete, worunter zwei ſehr werthvolle, mit denen wir uns hier beſchäftigen wollen.

Es liegt uns über Petition 67 (Journ. Nr. II 68) vor:

„Denkſchrift über die Ziele der baugewerklichen Vereinigungen mit Bezug auf den Miniſterial-Erlaß vom 4. Januar 1879. Herausgegeb. vom Verbande Deutſcher Baugewerksmeiſter. Berlin 1879, Druck von Otto Elsner."

Dieſe 88 Seiten gr. Octav ſtarke Denkſchrift iſt allen Handwerker-Vereinen ꝛc. zur Beſprechung und Benutzung zu empfehlen und wird dieſelbe nicht verfehlen, auch in maßgebenden Kreiſen als werthvolles Material Aufſehen zu erregen.

Die Veranlaſſung zu der Denkſchrift und Petition iſt das Schreiben Sr. Excell. des Herrn Miniſter Maybach vom 4. Januar 1879. — Im erſten Capitel wird ein kurzer hiſtoriſcher Rückblick auf die Zünfte und Innungen gegeben, werden die Vorzüge des Zunftweſens und die Berechtigung der Innungen auch für die Gegenwart erwieſen, und die Gründe des Verfalles der Innungen kurz angegeben. Wer ſich genauer über dieſe Verhältniſſe orientiren will, leſe die zwei erſten Capitel von O. Glagau's Broſchüre „Deutſches Handwerk und hiſtoriſches Bürgerthum."

Sehr kurz werden die reformatoriſchen Beſtrebungen ſeit Auflöſung der Innungen (1806—1811) und die Gewerbefreiheit von 1869 betrachtet, und die Bildung der Baugewerks-Vereine beſprochen. Wir erfahren hier, daß ſich ſchon 1867 eine freie Vereinigung von Baugewerksmeiſtern, die ſog. „Berliner Baubude" gebildet hatte, aus welcher im Jahre 1871 mit erweiterten, ſpeciell gegen die Agitation der Socialdemokraten gerichteten Statuten der „Bund der Bau-, Maurer- und

Zimmer-Meiſter Berlins" hervorging. Zum Schluſſe des Capitels werden einige Worte über den wirthſchaftlichen Rückſchritt und die Folgen der Ueberproduction geſagt. — Wir beklagen, daß die Commiſſion des Bundes, welche die Denkſchrift unterzeichnet hat, kein Wort über die Gründe des wirthſchaftlichen Rückſchrittes ſagt. Dieſe ſind der Börſen- und Gründungsſchwindel und die ſemitiſche Moral, welche ſich in unſerer Geſetzgebung eingeniſtet und die modernen „liberalen" Geſetze verbrochen hat. — Was der jüdiſchen Moral entſpricht und den Juden zuſagt, wird als „liberal" von der Preſſe gelobt und anerkannt; was aber der chriſtlichen Moral huldigt und deutſches Weſen repräſentirt und für deutſche Intereſſen eintritt, wird als „reactionär" bezeichnet, verſchrieen und verſpottet. Dieſer offenkundigen Wahrheit hätten die Baugewerksmeiſter in ihrer Denkſchrift auch einen Platz anweiſen können. — Es wird geſagt, daß gerade die fähigen ſachverſtändigen Meiſter unter der großen Kriſe leiden, daß Scharwerker — unqualificirte Unternehmer — die mit den Hypothekenbanken in eigenthümlicher Weiſe und nicht zum Vortheile des allgemeinen Wohls liirt ſind, heut den größten Theil der Bauten ausführen. Die größere Willfährigkeit und Beſcheidenheit der Arbeiter und Geſellen wird anerkannt, aber der Mangel an techniſcher Ausbildung derſelben und an Verſtändniß für das wahre Verhältniß zwiſchen Meiſtern und Geſellen wird beklagt, und als „durch die Periode der ungebundenen Willkür groß gezogen" bezeichnet. Richtiger und klarer wäre geweſen hier zu ſagen: Wirkung der „liberalen" Geſetzgebung.

Im zweiten Capitel wird zunächſt die Organiſation der baugewerklichen Vereinigungen und des Verbandes Deutſcher Baugewerksmeiſter beſprochen. 43 Haupt-Vereine mit rund 4000 ſelbſtändigen Mitgliedern (Baugewerks-Meiſtern) bilden den „Verband." Zweimal jährlich tritt in Berlin eine Delegirten-Verſammlung zuſammen, zu welcher jeder Verein für je 150 Mitglieder einen Delegirten entſendet. Die Hebung des Standes ſoll durch gegenſeitige Belehrung in techniſchen Verſammlungen, Einrichtung von Bibliotheken und durch Baugewerksſchulen gefördert werden.

Sehr beachtenswerth iſt folgende Stelle der Denkſchrift:

„Neuerdings geht der Verband damit um, Meiſterprüfungen unter Aufſicht der Behörden anzuſtreben, und iſt in dieſer Angelegenheit bereits an Se. Excell. den Herrn Handelsminiſter von Preußen, herangetreten, welcher in geneigter Erwiderung der an ihn gerichteten Zuſchrift den Ausſchuß des Verbandes aufgefordert hat, ſeinerſeits Vor-

ſchläge zu machen, welche Form der Prüfungen den Baugewerksmeiſtern etwa zweckmäßig und erwünſcht erſcheint. In Folge dieſer Aufforderung iſt der Verband nun mit Ausarbeitung einer ſolchen Vorlage beſchäftigt."

Wir freuen uns, an dieſer Stelle abermals das wohlwollende Entgegenkommen der Regierung konſtatiren zu können. Hätten unſere politiſchen Parteien nicht in der Preſſe und in den Parlamenten ſoviel Zeit durch die Bekämpfung der Gegenparteien vergeudet, zankten ſie ſich nicht ſo greulich in den eigenen Parteien untereinander, hätten ſie mehr Zeit ſich um die wahren Intereſſen des Volkes zu kümmern, ſo wäre die Handwerkerfrage längſt gelöſt, die Innungen wieder hergeſtellt, die Gewerbe-Ordnung im Intereſſe der ehrlichen Arbeit gründlich revidirt!

Die Hebung des Standes und des materiellen Wohles der Mitarbeiter im Baugewerbe erſtreben die genannten Vereine durch: Einführung ſchriftlicher Lehrkontrakte — Lehrlingsſchulen — Geſellenprüfungen — Verbands-Geſellenbriefe — Geleitsbriefe — Geſellen-Controle — Schiedsgerichte — ſtatiſtiſche Erhebungen — Hebung des materiellen Wohles der Mitarbeiter durch Errichtung von Unterſtützungs-Kaſſen und Sorge für die von Unfällen Betroffenen.

Wir vermiſſen hier Beſtimmungen, welche auch den Meiſtern einen gewiſſen Zwang im Intereſſe des Gewerkes reſp. der Majorität der Mitglieder deſſelben auflegen. Wir betrachten es z. B. als höchſt ungeſunden Zuſtand, daß ein Maurer- oder Zimmer-Meiſter heut 10 bis 20 Geſellen annimmt und mit dieſen und etwa 5 Lehrlingen arbeitet. Nach einigen Wochen entläßt er die Geſellen bis auf 2 bis 5, ja er kann ſie ſämmtlich entlaſſen und beſorgt die kleinen laufenden Reparaturarbeiten durch die Lehrburſchen. Hier muß bei einer geſunden Neu-Organiſation der Innungen eingegriffen werden. Es iſt feſtzuſtellen, daß jeder Meiſter nicht mehr als etwa ſechs Hilfskräfte (Lehrlinge und Geſellen, wobei die Anzahl der Lehrlinge nie größer als die der Geſellen ſein darf) zu beſchäftigen berechtigt ſei. Es wird ſo vielen Geſellen die Möglichkeit der Selbſtändigkeit geboten. — Wir ſind Freunde und eifrige Vorkämpfer für Zwangs-Innungen unter ſtaatlicher Controlle, geben aber, im Intereſſe des Handwerkes, den heutigen Großmeiſtern den Rath, auch ihrerſeits im Intereſſe der Geſammtheit Zugeſtändniſſe zu machen. In den oben angedeuteten Betrachtungen liegt die wahre Löſung der ſocialen Frage. Eine genauere Ausführung der hier angeregten Ideen behalten wir uns an anderer Stelle vor.

Im dritten Capitel wird der Erlaß des Herrn Handelsminiſters

vom 4. Januar 1879 beſprochen und darauf bezügliche Anträge geſtellt. Sehr richtig wird bemerkt, daß § 83 und 84 der famoſen Gewerbe-Ordnung ein ſegenvolles Innungsleben unmöglich machen. Ganz beſonders freuen wir uns über folgende von berechtigtem Selbſtgefühle zeugende Ausſprüche:

„Eine freie Beſtimmung über die Aufnahme neuer Mitglieder entſpricht ſo ſehr den natürlichen Rechten eines jeden Vereines, daß das Gegentheil davon mit Grund als eine direkte Beleidigung des einzelnen Mitgliedes erſcheint. Es würde dadurch alſo die Theilnahme derjenigen, welche ein angemeſſenes Ehrgefühl beſitzen, ausgeſchloſſen ſein, während doch auch in dem Erlaſſe ſelbſt die Wahrung des Ehrgefühls und der Standesehre als Zweck der Innung hingeſtellt wird. Es iſt ferner zweckmäßig, die Fähigkeit des Aufzunehmenden zu prüfen, weil dadurch die Hebung des ganzen Standes gefördert und ein gewiſſer Grad gleichmäßiger ſachlicher Bildung garantirt wird, welcher nothwendig iſt, wenn man nicht auf den Zweck der Vereinigung verzichten will, daß die Mitglieder ſich gegenſeitig belehren.“

Ausgezeichnet ſind auch die Wünſche für die Organiſation der Innungen, obgleich dieſe Wünſche allein nach unſerer Anſicht nicht genügen. Es wird gefordert:

Die Aufnahme neuer Mitglieder dem freien Ermeſſen der Innung zu überlaſſen; der Vorſtand hat executiviſche Gewalt über die Mitglieder; ſämmtliche Lehrlinge werden in die Stammrolle der Innung ein- und ausgeſchrieben; obligatoriſche Arbeitsbücher für alle Lehrlinge und Geſellen; die Innung organiſirt und verwaltet das Schiedsgericht und das geſammte Kaſſenweſen.

Kapitel IV. ſchildert die traurige Lage des gegenwärtigen Verhältniſſes von Lehrling, Geſelle und Meiſter zu einander, und wird der Mangel obligatoriſcher Arbeitsbücher als das größte Hinderniß für den ſocialen Frieden bezeichnet. Ueber die Nothwendigkeit der Geſellen- und Meiſter-Prüfungen wird geſagt: „Das Publikum iſt ſchlecht berathen, wenn es für ſeine Bauten auf unſolide und unkundige Werkmeiſter angewieſen iſt und die Bautechnik leidet darunter, wenn die gewiſſenhafte Beſchäftigung mit derſelben keinen geſchäftlichen Erfolg verſpricht.“ — Im fünften Kapitel wird die Spekulation und Pfuſcherei in der baugewerblichen Thätigkeit einer ſcharfen aber gerechten Kritik unterzogen. Wahrhaft erſchreckend iſt die Angabe, daß in neueſter Zeit nur der dritte Theil der Bauten in Berlin durch ordnungsmäßig ausgebildete und geprüfte Maurer- und Zimmermeiſter ausgeführt ſei, zwei Drittheile dagegen durch ſog. „Unternehmer“ die kein Bauhandwerk erlernt haben.

Im sechsten Kapitel werden die Schäden des Submissions-Verfahrens bei Vergebung staatlicher und kommunaler Bauarbeiten besprochen, und im siebenten werden die gemachten Vorschläge, namentlich in Bezug auf die Residenz Berlin, zusammengefaßt. Zum Schlusse wird gesagt: Auf der einen Seite stehen die emsige Arbeit, die Ordnung, die Ausbildung der Fachkenntnisse und die Ehrlichkeit; auf der anderen die arbeitsscheue Spekulation, die Zügellosigkeit, Vernachlässigung der Ausbildung und der Schwindel. — Auch diese wenigen Worte der biederen Baugewerksmeister charakterisiren wieder den Unterschied zwischen dem germanischen Geiste und seinen Früchten und dem z. Z. in Deutschland noch immer herrschenden semitischen Geiste.

Die Schrift datirt vom Oktober 1879 und empfehlen wir dieselbe hiermit nochmals der Aufmerksamkeit der Handwerker und ihrer Freunde in der Presse, den Parlamenten und der Regierung. Sehr werthvoll ist die Denkschrift, welche der Provinzial-Verband selbständiger Schneidermeister und Fachgenossen Rheinlands und Westfalens an den preußischen Gewerbeminister gerichtet hat. Sie findet sich in Nr. 7 der „Allgem. Gewerbe-Zeitung" vom 14. Februar 1880 abgedruckt, und ist, mit geringen Abänderungen, am 9. Februar cr. in Leipzig vom Gau-Verbande selbständiger Schneidermeister des Königreichs Sachsen, der sächsischen Herzogthümer und Thüringens angenommen und als Petition an den deutschen Reichstag abgeschickt worden.

Die Denkschrift ist ganz vorzüglich und befriedigt den Leser umsomehr, als sie gleich nach der unklaren und fast werthlosen Petition des „Verbandes selbständiger Handwerker und Gewerbetreibender Deutschlands" abgedruckt ist. — Zunächst wird dem Herrn Minister für das Schreiben vom 4. Januar Dank gesagt. Aus dem weiteren Inhalte citiren wir zur Charakteristik der Klarheit und Schärfe der Denkschrift folgende Stellen:

„Seit einer Reihe von Jahren macht sich ein schnelles Sinken in der technischen Leistungsfähigkeit unserer Gewerbe wie des einzelnen Individuums bemerkbar, von allen Seiten ist es anerkannt und viel darüber, wie auch über die Wege zu einer gesunden Umkehr, gesprochen und geschrieben worden, doch glaubte man in maßgebenden Kreisen noch nicht mit dem System der sogenannten Gewerbefreiheit brechen zu sollen. Indem der Staat zur Aufhebung der letzten Rechte der alten bewährten Gewerbeordnungen von 1845 und 49 auf das Andrängen der damaligen fortschrittlichen gesetzgebenden Majorität seine Einwilligung gab, verzichtete derselbe zunächst auf seine protektionelle Stellung für das Klein-

gewerbe und adoptirte das System „des Alles gehen lassen wie es will", also die Rolle eines bloßen Zuschauers in socialpolitischer Hinsicht. Wenn damals dem Volke versprochen wurde, daß bei gänzlichem Freigeben der Gewerbe, im Zusammenhange mit der eingeführten Freizügigkeit, die Gewerbe selbst sich mehr heben würden, und die Möglichkeit, von einem Gewerbe zum andern übergehen zu können, oder mehrere zugleich zu betreiben, das einzelne Individuum sich besser dabei stehen würde, wie auch Wohlstand und Steuerkraft des Landes zunehmen würden, so hat sich diese Meinung nicht allein nicht bestätigt, sondern alles in das Gegentheil umgewandelt. An der Hand der Gewerbefreiheit und in Folge derselben wurden die bestehenden Innungen wohl nicht direkt aufgehoben, doch mußte, nachdem bis dahin geltende gesetzliche Bestimmungen über die Beitritts- und Beitragspflicht illusorisch geworden waren, die Theilnahme und das Interesse an solchen Institutionen in Fachkreisen selbst sinken, und umsomehr, als die ihrer Rechte entkleideten Innungen den Handwerker keineswegs mehr gegen die übermächtig hereindrängende Konkurrenz des Großkapitals zu schützen vermochten, und die freiwillige Prüfung keinen reellen Zweck, keine Garantie für die spätere Entwickelungsfähigkeit des Individuums mehr bot."

In schwungvoller und richtiger Weise werden die Verdienste und der Werth der alten Innungen für Staat, Familie und Handwerk gefeiert, die „liberalen Freiheiten" werden in ihrer ganzen Jämmerlichkeit an den Pranger gestellt.

„Es ist so weit gekommen, daß sich sogar die Großindustrie auf Ausstellungen für die einzelnen Kunsterzeugnisse des bei ihm beschäftigten Handwerkers prämiiren läßt, während der Handwerker leer ausgeht und oft noch zu Verpflichtungen gezwungen wird, wie z. B. keine Arbeiten für Private anzunehmen. Das Handwerk ist bis auf wenige Reste Lohnsklave des Kapitals geworden, und die Uebrigen ereilt dasselbe Verhängniß, wenn der Staat nicht in weiser Abwägung der einzelnen Berufskreise Grenzen zieht, die Niemanden schädigen, aber dem Allgemeinwohl nützen und wirklich rechtliche Zustände herstellen zwischen Großindustrie und Handwerk. Ja, durch ein organisirtes Handwerk wird selbst die Großindustrie erst die Höhe erreichen, um mit dem Auslande konkurriren zu können. Hat dieselbe nicht in letzter Zeit erst wieder laut nach Schutz gerufen und denselben erhalten? sollen da die vielen Mahnrufe des Handwerks, dieser Macht im Staate, welche noch 65 Prozent der ganzen industriellen Arbeiterbevölkerung ausmacht, ungehört wie

ſo oft ſchon wieder verhallen? zum letzten: ſollen Wohlſtand und Steuerkraft zunehmen bei der Gewerbefreiheit? Wenn der Satz wahr iſt, daß bei allen Steuereinſchätzungen die weniger Wohlhabenden und Aermeren viel genauer nach ihrem Einkommen abgeſchätzt werden können, als Beſitzer von Rententiteln großer Grundwerthe und induſtrieller Werke, ſo muß auch der Satz wahr ſein, daß der Staat und die Kommune von den arbeitenden Klaſſen verhältnißmäßig die meiſten Beiſteuern bezieht, mögen dieſelben direkte oder indirekte ſein, bei letzteren wohl mit beſtimmter Gewißheit. Wenn, wie ein Jeder zugeben muß, daß die Verarmung in den unteren Ständen in ſtetem Zunehmen begriffen iſt, und alſo mehr und mehr auf den Standpunkt gedrängt wird, wo die Steuerkraft anfängt, empfindlich zu drücken, dann iſt auch wohl der Moment für den Staat gekommen, zu unterſuchen, ob es nicht angezeigt iſt, ein Geſetz wie die Gewerbefreiheit entweder gar nicht zu erlaſſen, oder wo es beſteht, dieſelbe dahin zu revidiren, daß der allgemeine Wohlſtand wieder zunehmen und ſich befeſtigen kann, damit die Ertragsfähigkeit des Volkes nicht in einigen wenigen Händen geſammelt und zum Börſenſpiel verwendet werde."

Eine mit dieſer Denkſchrift faſt zuſammenfallende Petition iſt vom Vorſtande des rheiniſch-weſtfäliſchen Verbandes für das Schneidergewerbe zu Köln a. Rh. an den Reichstag abgeſchickt und im erſten Petitions-Verzeichniſſe unter Nr. 100 (Journ. H. II. 101) aufgeführt.

Das zweite Verzeichniß der Petitionen (vom 26. Februar 1880) enthält in Summa 9 auf Abänderung der Gewerbe-Ordnung gerichtete Petitionen. Nur 5 derſelben ſtellen aber klare und präciſe Forderungen auf obligatoriſche Innungen und Meiſter- und Geſellen-Prüfungen und auf obligatoriſche Führung von polizeilich zu kontrollirenden und für alle Geſellen nothwendigen Arbeitsbüchern.

Das dritte Verzeichniß (vom 4. März 1880) enthält 8 auf Reviſion der Gewerbe-Ordnung von 1869 zielende Petitionen, darunter unter Nr. 1 (Journ. H. II. 156) die Petition vom konſervativen Vereine und den Gewerbetreibenden Hannovers, im Auftrage unterzeichnet von C. Temps, Böttchermeiſter in Hannover. Dieſe Petition empfehlen wir hiermit ganz beſonders allen Handwerkern, die ſich für Wahrung und Vertheidigung ihrer Lebensintereſſen rühren wollen als Muſter und Vorbild für einzureichende Denkſchriften und Petitionen. Die Regierung allein kann, wie ſchon oben angedeutet, den Handwerkern nicht helfen. Die Handwerker regieren, wie alle Staatsbürger mit, an ihnen iſt es alſo, nur Leute in die Parlamente zu wählen, die Verſtändniß oder

doch wenigſtens Intereſſe und Herz für die Exiſtenz und das Gedeihen des Handwerks haben. Als ſolche haben ſich die Konſervativen und das Centrum erwieſen. — Faſt alle in dieſer Sitzungsperiode an den Reichstag gelangten Petitionen ſind durch konſervative Abgeordnete dem Bureau des hohen Hauſes überreicht. Die Petition der Hannoveraner überreichte Herr v. Kleiſt-Retzow, alſo der Mann, dem unſere „unabhängige und liberale" Preſſe täglich die Vertretung der feudalen Sonderintereſſen vorwirft. — Da die Gewerbefreiheit einen integrirenden Theil der allgemeinen Begaunerungsfreiheit bildet, ſo haben die Juden, welche die liberalen Zeitungen fabriciren, natürlich keine Luſt, die Stimmen aus Handwerkerkreiſen hören zu wollen, wenn dieſelben auf Reviſion der Gewerbe-Ordnung dringen. Deshalb handeln die „Liberalen", die fortwährend von der Vertheidigung der Rechte und Intereſſen des Volkes reden, gegen die Intereſſen des Handwerkers, weil Alles was, ſich heute „liberal" nennt im Dienſte oder doch zu Dienſten der Juden ſteht (O. Glagau), und weil die Fortſchrittsleute tanzen wie die Juden pfeifen. (A. Stöcker.) Dem blödeſten Auge muß es hier doch klar werden, daß die heutigen „Liberalen" nicht die Intereſſen der Majorität des Volkes, ſondern die Intereſſen einer herrſchenden Minorität, auf Koſten des arbeitenden Volkes, der chriſtlichen Kirche, des Adels und der heilſamen Vorrechte der Krone, vertreten!

Nun zur Petition der Hannoveraner. — Zum Schutze der deutſchen Erwerbsthätigkeit wird die Bitte an den Reichstag gerichtet:

„Die Einführung obligatoriſcher Innungen, welche als allein lebensfähig und die Nothlage des deutſchen Handwerks wieder aufbeſſernd anzuſehen ſind, in geneigte Erwägung ziehen zu wollen und durch geſetzliche Beſtimmungen zu regeln."

Es wird ausgeführt, daß die guten Eigenſchaften des Handwerkes, wodurch daſſelbe dem Staate und der Geſellſchaft zur Stütze gereichte, durch die moderne Wirthſchaftsgeſetzgebung ſyſtematiſch nach und nach zu Grunde gerichtet ſeien. Es wird weiter das Schreiben des Herrn Miniſter Maybach vom 4. Januar 1879 freudig begrüßt und geſagt, daß erſt von dieſem Zeitpunkte an das Vertrauen der Handwerker in die Geneigtheit der Staatsregierung, ihre Beſtrebungen im Verwaltungswege oder durch Geſetzes-Reformen zu fördern, wieder erwacht ſei und dieſe Ueberzeugung mehr und mehr Terrain in Handwerkerkreiſen gewinne. — Es liegt in dieſer letzteren Bemerkung eine ſchwere aber berechtigte Anklage gegen die Vorgänger des Herrn Maybach, welche den Verfall des Handwerkes ſoweit haben um ſich greifen laſſen, ohne die

Hand zur Rettung zu bieten! — Alle bisherigen Reviſionsverſuche der Innungen im Rahmen der Gewerbe-Ordnung — auch das „Muſterſtatut" der „freien Innungen mit Zwang" des Herrn Miquel — werden als nutzlos zurückgewieſen. Dann folgen Angaben über Organiſation, Rechte und Pflichten der unter ſtaatliche Kontrolle zu ſtellenden Innungen. Beſonders werthvoll erſcheint uns, daß auch die „deutſche Geſellenſchaft ein Glied des deutſchen Innungsweſens bilden ſoll", und daß Streitigkeiten zwiſchen Meiſtern oder zwiſchen dem Meiſter und ſeinen Geſellen und Lehrlingen durch die Innungen geſchlichtet werden ſollen. Zum Schluſſe wird hervorgehoben, welchen ſtarken Schutz ein kräftiger Handwerkerſtand dem Staate und der Geſellſchaft gegen die Umtriebe der Socialdemokratie bieten würde und gegen die Verjudung der Geſellſchaft. —

O. Glagau ſagt in der citirten Broſchüre Seite 46 ſehr richtig:

„Die Socialdemokratie iſt die natürliche Tochter, der rebellirende Baſtard der Großinduſtrie; in den Fabrikdiſtrikten wachſen die revolutionären Maſſen empor, welche den Beſtand der ganzen Geſellſchaft bedrohen. Ihre Lehrer und Erzieher ſind die Hebräer Marx und Laſſalle, welche die Arbeiter zum tödtlichen Haß gegen die Arbeitgeber entflammen, welche ohne Ende gegen das Kapital und ſeine Herrſchaft eifern, aber nie erwähnen, daß faſt alles Kapital ſich bereits in den Händen der Juden befindet, und daß die gräßliche Ausbeutung des Volkes weit weniger durch die Großinduſtrie als durch Schacher und Wucher, Börſen- und Gründungsſchwindel, Münzoperationen und Banknotenfabrikation geſchieht. Juden und Judenſproſſen ſind die Leiter und Berather der Deutſchen Socialdemokraten, der Ruſſiſchen Nihiliſten und der Rothen Internationale, ſind thätig als deren Agenten und Miſſionare, ſchreiben deren Blätter und Broſchüren, unterſtützen dieſe revolutionären Geſellſchaften offen und heimlich mit Geldmitteln. Das Jobberthum kokettirt mit dem Socialismus und Kommunismus, benutzt ſie als Werkzeug und ſucht an ihnen Schutz für Zeiten der Gefahr. Auch Herr Schulze aus Delitzſch hat als „König im ſocialen Reich" bereits abdanken, und ſeinen Thron dem jüdiſchen Fortſchrittsmann Max Hirſch abtreten müſſen."

Leider können wir der ſchon oben kurz erwähnten Petition des „Verbandes ſelbſtändiger Handwerker und Gewerbetreibender Deutſchlands" nicht unſere Zuſtimmung in allen weſentlichen Punkten geben. Dieſelbe fordert nur fakultative Innungen, iſt angefüllt mit Phraſen über doktrinären Krimskrams und iſt ſtellenweiſe ganz unverſtändlich.

Wir freuen uns, daß das Bureau der Berliner Innungs-Vorstände diese Petition nicht mit unterschrieben hat, und hoffen, daß auch das geschäftsführende Central-Komitee, an dessen Spitze der um die berechtigten Forderungen der Handwerker hochverdiente Obermeister der Schneider-Innung C. Köppen steht, die Petition noch abändern d. h. klarer, kurzer und bestimmter fassen werde. Von einzelnen Innungen und Korporationen ist dieselbe leider bereits an den Reichstag abgeschickt. —

Die Forderungen dieser Petition sind dem Programme der deutschen Handwerker- und Gewerbe-Partei, dessen Autor Herr Julius Schulze aus Hamburg ist, entnommen. Dieses Programm strotzt förmlich von sinnlosen Phrasen und steht an Unklarheit wohl einzig in seiner Art da. Hier einige Proben.

§ 1 beginnt: „Die deutsche Handwerker- und Gewerbepartei steht auf durchaus nationalen Boden, indem sie der Ueberzeugung ist, daß jede gesunde (was halten Sie — Herr Schulze aus Hamburg — für „gesund?") wirthschaftliche oder sociale Entwickelung an die Existenz und das Gedeihen des nationalen Staates geknüpft ist." — Diese geradezu alberne Phrase leitet das Machwerk ein. Sehr charakteristisch für die „Gesinnungstüchtigkeit" des früher eifrig fortschrittlich gesinnten Herrn Schulze ist § 3 des „Programmes," welcher besagt: „Zu den politischen Tagesfragen wird die deutsche Handwerker- und Gewerbepartei je nach Umständen Stellung nehmen." Eine echt national-liberale Phrase! Da viele Handwerker im Sinne dieses § 3 gewählt haben, sind sie immer als Stimmvieh für die „Liberalen" gegen ihre wahren Interessen gemißbraucht worden. — § 3 sagt weiter: „Was sie schlechthin ausschließt, ist .... die Rückkehr zu überlebten Formen polizeilicher oder bureaukratischer Bevormundung (hiermit können doch nur die so sehr nothwendigen Zwangsinnungen mit staatlicher Controlle gemeint sein), oder zu einer nicht durch zwingende Rücksichten des Gemeinwohls bedingten wirthschaftlichen Unfreiheit." — Letzterer Passus ist eine vollständige Verherrlichung der Begaunerungs-Freiheit! — Dieses merkwürdige Programm, welches jeden Freund des Handwerkes — nachdem er zunächst herzlich über den in demselben enthaltenen Unsinn gelacht hat — mit Wehmuth erfüllen muß, findet sich ganz abgedruckt in Nr. 41 der „Allgem. Gewerbe-Zeitung" vom 1. November 1878. Wir begreifen es nicht, wie die Handwerker ein solches Programm annehmen, publiciren und bis heute beibehalten konnten. Um die entsetzlichen Widersprüche dieses „Programmes" zu erkennen und je nach Umständen zu belachen

oder zu beklagen, genügt eine Spur von gesundem Menschenverstande. § 3 sagt: Stellung zu den politischen Tagesfragen, je nach Umständen. § 8 sagt: Aufgabe der Handwerker ist, als selbständige politische Partei aufzutreten. — Eine nette politische, selbständige Partei, deren Programm von den Umständen abhängt! Wir erwarten, daß die Handwerker schleunigst ein anderes, besseres Programm für ihre Bestrebungen entwerfen und publiciren mögen. — In äußerst verschwommener und unklarer Weise sprach sich Herr J. Schulze auch am 17. Februar 1880 auf dem Congresse der „Steuer- und Wirthschaftsreformer" (Agrarier) zu Berlin aus.

Die verschiedenen Petitionen der Handwerker, welche — wie hier nochmals hervorgehoben wird — mit einziger Ausnahme der zuletzt besprochenen Petition, einstimmig Zwangs-Innungen und fundamentale Revision der Gewerbe-Ordnung fordern, sind fast sämmtlich durch conservative oder klerikale Abgeordnete überreicht. Dem Vorstande der deutsch-konservativen Fraktion gebührt auch die Ehre, einen Antrag auf Belebung und Ordnung des Innungswesen eingebracht zu haben. Leider fordert derselbe keine Zwangs-Innungen, ist also ungenügend und enthält auch Widersprüche, die den „Liberalen" die Bekämpfung respektive weitere Abschwächung des ganzen Gesetzentwurfes ermöglichen. Der Antrag lautet:

„Der Reichstag wolle beschließen, den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, einen Gesetzentwurf folgenden Inhalts vorzulegen:

Der Titel VI. (§§ 84 bis 104) über die Innungen im Sinne weiterer Entwickelung der den Innungen zustehenden gewerberechtlichen Befugnisse ist vollständig umzuarbeiten und dabei insbesondere von folgenden Gesichtspunkten auszugehen: 1) Die Innungen sind für bestimmte Bezirke zu bilden und können aus Gruppen verwandter Gewerbe bestehen. 2) Ein Zwang zum Eintritt in die Innung findet nicht statt. 3) Vom Eintritt in die Innung sind diejenigen ausgeschlossen, welche sich nicht im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befinden und welche in Folge gerichtlicher Anordnung in der Verfügung über ihr Vermögen beschränkt sind. 4) Die Theilnahme an der Innung kann von statutarisch festzustellenden Voraussetzungen, insbesondere rücksichtlich der Lehrlings- und Gesellenverhältnisse, so wie eines Eintrittsgeldes abhängig gemacht, auch die Ablegung einer Meisterprüfung gefordert werden. 5) Bei Bildung einer neuen Innung bezüglich Umbildung einer bereits bestehenden Innung nach Maßgabe der hier niedergelegten Grundsätze muß denjenigen, welche das betreffende Gewerbe mindestens ein Jahr lang selbstständig betrieben

haben, die Mitgliedschaft bei der Innung, auch ohne Nachweis über die Lehrlings- und Gesellenzeit und ohne Meisterprüfung auf Verlangen gewährt werden. — Gewerbetreibenden, welche aus Bezirken, in denen Innungen nicht bestehen, ihren Wohnsitz in den Bezirk der Innung verlegen, darf der Zutritt zu derselben bei Erfüllung der sonstigen statutenmäßigen Bedingungen nicht versagt werden, wenn sie den Nachweis der Befähigung durch längeren selbständigen Betrieb des Gewerbes oder Ablegung einer Prüfung geführt haben. 6) Die Innung ist die legitime Vertreterin des betreffenden Gewerbes. Ihr steht die Wahl für die Schiedsgerichte und etwaige höhere gewerbliche Vertretungskörper zu. Sie ist über die den fraglichen Gewerbszweig betreffenden öffentlichen Einrichtungen gutachtlich zu hören. 7) In den Bezirken und für diejenigen Gewerbe, für welche Innungen nach Maßgabe dieser Grundsätze gebildet worden sind, können nur Mitglieder der Innung Lehrlinge zur Ausbildung annehmen. 8) Die Innung hat die Aufgabe, durch geeignete Einrichtungen den Gemeingeist unter den Meistern zu wahren und das Bewußtsein der Standesehre, der Rechte und Pflichten selbständiger Meister gegenüber den Lehrlingen und Gesellen, den Mitmeistern und dem Publikum lebendig zu erhalten. 9) Der Innung steht zu: a. die Aufsicht über die Fachschulen, b. die Abnahme von Gesellen- und Meisterprüfungen und Ausstellung der desfallsigen Zeugnisse, c. die Aufsicht über das Lehrlingswesen, insbesondere die Entscheidung über die Aufhebung oder Dauer des Lehrverhältnisses oder den Uebergang in ein anderes Gewerbe, d. die Aufsicht über das Gesellenwesen, insbesondere über die von den Gesellen zu führende Legitimation, e. die Verwaltung der Kranken-, Hülfs-, Spar- und Invalidenkasse der Innung, f. die Fürsorge für die invaliden Gesellen, wie für die Wittwen und Waisen der Innungsmitglieder und Gesellen. 10) Die Gesellen der Innung sind berechtigt, in einem durch Statut festzusetzenden Umfange an den Befugnissen der Innungsverwaltung, speciell bei den Gesellenprüfungen, den an invalide Gesellen, Wittwen und Waisen von Gesellen zu gewährenden Unterstützungen — und bei der Kassen-Verwaltung — Theil zu nehmen. 11) Die executivische Beitreibung der Innungsbeiträge und der von den Innungsgenossen wegen Verletzung statutarischer Vorschriften verwirkten Geldstrafen im Verwaltungswege, durch die Gemeindebehörden, kann durch die Landesgesetzgebung festgestellt werden. 12) Den Gemeindebehörden steht das Recht zu, die Innungen zu überwachen und die Abhülfe etwaiger Mißstände herbeizuführen. Das Statut, so wie Beschlüsse über Abänderungen des Statuts und über Bildung oder Auf-

löſung einer Innung bedürfen der Genehmigung der höheren Verwaltungsbehörde. 13) Die zur Zeit geſetzlich beſtehenden Innungen können ihre Statuten nach Maßgabe vorſtehender Grundſätze abändern."

Wir ſind feſt überzeugt, daß alle Mitglieder der conſervativen Fractionen, welche ſich mit der Handwerkerfrage beſchäftigt haben, von der Nothwendigkeit der Zwangs-Innungen überzeugt ſind. Weshalb alſo keinen weitergehenden Antrag? Wiſſen die Führer, daß noch viele Mitglieder der conſervativen Partei mehr oder weniger im Banne der liberalen Phraſen von „wirthſchaftlicher Freiheit" ꝛc. ſtehen und deshalb gegen Zwangs-Innungen ſtimmen würden? Oder will man ein Uebergangs-Stadium, ein Proviſorium ſchaffen? Zum Experimentiren ſcheint uns aber keine Zeit mehr zu ſein, die Noth des Handwerkes fordert dringend ſchleunige und erſchöpfende Hilfe.

Nach dem Antrage der Conſervativen können die wirklichen Meiſter nicht gezwungen werden in die Innungen einzutreten, und wie früher, muß andererſeits Jedermann, der ein Handwerk ein Jahr ſelbſtändig ausgeübt hat, der Eintritt in die Innung geſtattet ſein. Der Innung ſtehen alſo nicht die einfachſten Rechte jedes Vereines, über die Aufnahme der Mitglieder zu entſcheiden, zu. Dagegen ſoll den Innungen nach § 9, Artikel f die Fürſorge für die invaliden Geſellen obliegen. Welcher Widerſpruch und welche Ungerechtigkeit. Da wird ſich jeder Meiſter hüten in die Innungen einzutreten. — Der Antrag iſt einer Commiſſion zur Vorberathung überwieſen und hoffen wir, daß derſelbe hier eine Umarbeitung und Verbeſſerung erfahren möge und daß dann Regierung, Conſervative und Centrum geſchloſſen für Beſeitigung der unſeligen, von ſemitiſchem Geiſte durchwehten Gewerbe-Unordnung vom Jahre 1869 eintreten mögen. —

Kleine Aufsätze.

Israel in der Justiz.

Es sind nur wenige, aber desto inhaltsschwerere Worte, die auf Seite 292 des Bundesgesetzblattes des Norddeutschen Bundes von 1869 das „Gesetz, betreffend die Gleichberechtigung der Confessionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung" zum Ausdruck bringen; sie lauten:

„Einziger Artikel.

Alle noch bestehenden, aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte werden hierdurch aufgehoben. Insbesondere soll die Bestätigung zur Theilnahme an der Gemeinde- und Landesvertretung und zur Bekleidung öffentlicher Aemter vom religiösen Bekenntniß unabhängig sein."

Armes Vaterland, hast Du Dir wohl träumen lassen, wie es nach zehn Jahren in Deutschlands Gerichtssälen aussehen würde, hast Du je geahnt, welche Folgen, welche ganz unseligen Folgen dieses Gesetz heraufbeschwören sollte? Ein Blick in den Termins-Kalender für Justizbeamte pro 1880 genügt, um den unbefangenen christlichen Deutschen erkennen zu lassen, in wie geradezu kolossalen Massen Itzig und Genossen ihren Einzug in die geweihten, heiligen Hallen der Themis gehalten haben. Ein Blick in die juristischen Auditorien der Universität Berlin genügt, um zu sehen, welchen stattlichen Nachwuchs von Themisjüngern das „auserwählte Volk" geliefert hat. Man ist wahrlich versucht, zu glauben, die Auditorien seien Synagogen geworden, solch eine Unmasse von Judenphysiognomien, alle den Kneifer auf der gewaltigen Nase, alle recht unverschämt in die Welt blickend.

Diese fast grenzenlose semitische Ueberfluthung der Justiz ist Thatsache, obwohl auch sie von vielen Juden mit echt semitischer Frechheit bestritten wird, sie hat ihren Grund in der jüdischen Großmannssucht, in dem doppelten Bestreben des Judenthums, eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen und im Staatswesen eine einflußreiche Stellung zu erlangen. Das Eingangs gedachte Gesetz hat wohl keinesfalls beabsichtigt, die „Juden" gleich bataillonsweise in die Justiz zu bringen, sondern sich den jüdischen Richter jedenfalls nur als Ausnahmeposition gedacht. Man hat vielleicht gewollt, daß einzelne

befähigte und feingebildete Juden unter Umständen in dem deutschen Richterstande einen Platz finden können; aber wohl kaum gewünscht, daß der Sprößling jedes Fell-, Wucher- und Schnapsjuden, kurz jeder hergelaufene semitische Proletarier in die Juristenkarriere eindringt? Oder sollte es etwa in der Absicht gelegen haben, ganze semitische Richtercollegien zu formiren? Dieselben sind — horribile dictu — leider heute schon vorhanden. Berichtete doch Hofprediger Stöcker unlängst in seinem geistvollen Vortrage über „die Selbstvertheidigung des modernen Judenthums im Geisterkampf der Gegenwart" wie ein deutscher Christ in einer kleinen Stadt West-Preußens vor einem Schöffengerichte gestanden habe, welches aus einem jüdischen Amtsrichter und zwei jüdischen Schöffen zusammengesetzt war. Ist es da zu verwundern, wenn solche Vorfälle den lautesten Unwillen im Publikum erregen und Hoch und Gering, Gebildete und Ungebildete mit gleicher Erbitterung erfüllen? Wir glauben, daß solch ein Skandal den Herrn Justizminister veranlassen müßte, auf Abhülfe dieses wahrhaft unerträglichen Zustandes zu sinnen. Es ist schon oft auf die großen Schattenseiten dieser jüdischen Ueberproduction in der Justiz hingewiesen. Man hat gesehen, daß die deutschen, christlichen Richter Ekel und Widerwillen empfinden, mit semitischen Collegen zusammenwirken zu müssen; es ist positive Thatsache, daß mit dem Ansehen der Richter auch die Autorität der Gerichtshöfe immer mehr und mehr schwindet. Uns ist dies ganz klar, denn jeder rechtschaffene deutsche Patriot, sei er Aristokrat oder Proletarier, empfindet unbewußt eine gewisse, instinctive Abneigung gegen die Juden, welche schwer zu überwinden ist. Und der einfache Mann ist durchaus nicht gewillt diese seine Abneigung zu verschweigen. Es tritt dies namentlich in der Provinz recht klar zu Tage. In einer kleinen Stadt Pommerns war vor einigen Jahren bei einer der dortigen Gerichts-Commissionen ein jüdischer Assessor kommissarisch beschäftigt. Es war dies der erste Fall, daß dort ein Semit ein richterliches Amt bekleidete und das Publikum, namentlich die Bauern trauten ihren Augen kaum, als sie den Juden am grünen Tisch sahen. Einzelne hielten die von diesem Assessor aufgenommenen gerichtlichen Akte für nicht zu Recht bestehend, andere erklärten es öffentlich für eine Schande, sich von einem Juden richten lassen zu müssen. Bei diesen Leuten genießt nämlich der Jude nicht das Ansehen, wie bei Berliner Stadtverordneten und Weißbierphilistern, sie haben an ihren Dorfjuden schon über und über genug und danken für jede weitere Auflage. Es dürfte mithin nur im Interesse der Regierung liegen, die Juden aus der Justiz zu beseitigen, um den Gerichtshöfen die ihnen gebührende und einst in Preußen üblich gewesene Autorität wieder zu verschaffen.

Doch noch ein anderer Umstand erheischt gebieterisch die Säuberung der deutschen Gerichtssäle vom Semitenthum, wir meinen die Rücksicht auf das religiöse Bewußtsein des Volkes. In einer Zeit, wie die unsere es leider ist, wo Religion, Sitte und Gesetz längst aufgehört, wo alle Ideale

geſchwunden ſind, in dieſer Zeit des gröbſten Unglaubens, des kraſſeſten Materialismus iſt es eine heilige Pflicht der Regierung, Alles zu thun, um den Sinn für Religion und Moral im Volke wieder erwachen und erſtarken zu laſſen, eingedenk der Worte unſeres greiſen Heldenkaiſers: „Dem Volke muß die Religion wiedergegeben werden.“

Durch die Anſtellung jüdiſcher Richter aber wird das religiöſe Bewußtſein der überwiegenden Mehrheit unſeres Volkes, der Chriſten, geradezu verletzt. Der vereidigende Richter iſt während der Eidesabnahme nicht nur Richter und Staatsdiener, ſondern auch gewiſſermaßen ein Prieſter und Diener der Religion. Der Richter ſoll dem zu Vereidigenden auch die Heiligkeit des Eides ins Gewiſſen rufen. Glaubt man etwa die letztere dadurch zu erhöhen, daß der Chriſt einem Juden die Eidesformel nachbeten ſoll? Iſt es nicht geradezu unerhört, daß ein Jude uns Chriſten auf das Kreuz vereidigt, ein Jude, der das Kreuz verachtet und nicht anerkennt? Mit demſelben Rechte dürften Chriſten von Zulukaffern, Hottentotten und Südſee-Inſulanern vereidigt werden. Wenn wir nun auch Herrn Profeſſor Virchow ſolch Vergnügen gerne gönnen wollen, ſo möchten wir uns für dieſen Vorzug doch beſtens bedanken. Die chriſtliche Kirche, evangeliſche wie katholiſche, das geſammte chriſtlich-deutſche Volk müßte Proteſt erheben gegen die Eidesabnahme von Seiten eines Juden, da ſie nur dazu geeignet iſt, den letzten Reſt religiöſen Gefühls zu beſeitigen. Die Heiligkeit des Eides erfordert auch, daß der den Eid abnehmende Richter in ſeinem äußeren Auftreten eine gewiſſe Feierlichkeit und Würde an den Tag legt, die wir bei dem Juden im Allgemeinen vergeblich ſuchen werden. Das unangenehme, uns Deutſchen geradezu widerliche Aeußere des Semiten, die unedle Art aller ſeiner Bewegungen, die eigenartige Modulation ſeiner Stimme ſtört entſchieden die Feierlichkeit der Handlung.

Die Eidesleiſtung wird daher, es liegt dieſe Gefahr ſehr nahe, im Laufe der Zeit etwas rein Geſchäftliches werden, eine leere Form, die aller Weihe entbehrt, ein Umſtand, der in Bezug auf Rechtsſicherheit, Religion und Moral höchſt verderbliche Wirkungen haben kann. Mag man dem Juden auch eine dem chriſtlichen Prieſtertalar ähnliche Robe anlegen und ihm ein Barett aufs Haupt ſetzen, er bleibt doch ein Jude und jeder gläubige Chriſt wird, wenn er vor dieſem Juden ſchwören ſoll, in ſeinen heiligſten Gefühlen auf das Tiefſte verletzt werden.

Neben vielen ſchwerwiegenden anderen Gründen erfordert daher auch die Heiligkeit des Eides und die billige Rückſichtnahme auf das chriſtliche Volk im chriſtlich-deutſchen Reiche die Aufhebung jenes unſeligen Geſetzes vom 3. Juli 1869.

Die Entweihung der Sonntage und christlichen Feiertage durch die Juden.

Am Schlusse des 4. Heftes der „Deutsche Wacht" gesteht der geehrte Herr Redakteur selbst ein: daß weder durch geistreiche Artikel noch durch Klagelieder unser Ziel, den Juden gegenüber, erreicht wird. — Also Thaten.

Gewöhnlich fängt man klein an; doch wäre dieser von mir vorzuschlagende kleine Anfang wichtig genug, ihn mit aller Energie in die Hand zu nehmen: indem wir den Juden in Erinnerung bringen, und gehörig klar machen, daß sie in einem christlichen Staate*) leben, dessen (chr.) Einwohner, vorzugsweise in Städten, nunmehr ganz entschieden beanspruchen: daß ihre Sonn- und Feiertage nicht ferner durch alltäglichen Schacher und Offenhalten ihrer Geschäftslokale entwürdigt werden, — und schließlich die Christen, der Existenz wegen, und um nicht Kunden zu verlieren, dadurch zwingen: ein Gleiches zu thun. —

Breslau z. B. bietet an Sonn- und christlichen Feiertagen beinahe dasselbe Bild, denselben Geschäftsverkehr wie an Wochentagen mit nur wenigen Ausnahmen; die meisten Geschäfte und Schaufenster sind geöffnet auch während der Kirchzeit. Von Juden wird in gewohnter Weise auf der Straße nach Kunden gelungert, — und die meisten Passanten, besonders auf der Albrechtstraße und Schmiedebrücke — durch sogenannte Schlepper incommodirt, oder gar zum Kaufen angehalten.

An jüdischen Feiertagen ist das Bild ganz ein anderes, da sind sämmtliche Judenläden groß und klein, alle Comtoirs fest geschlossen, und kümmern sich die Schmuls wenig darum, ob die Gojims Bedarf von ihren Waaren haben, ob sie in Verlegenheit kommen oder nicht, sie haben Feiertage. — Es liegt hiernach klar vor Augen, daß es sich bei ihnen weniger um's Geschäft als um das Princip handelt: zu zeigen was sie wollen und was sie können; — sie meinen, die christlichen Feiertage gehen sie wenig oder gar nichts an, sie haben das Monopol zu schachern und zu handeln, wann und wie es ihnen paßt. — Die spärlichen und zu gelinden hierauf bezüglichen Bestimmungen der Polizeiordnung werden von den Organen noch gelinder oder garnicht gehandhabt, (warum nicht?) folgedessen wird von den Juden gemacht, was gemacht werden kann. —

Diesem Treiben muß mit aller Entschiedenheit ein Ende bereitet werden, es muß an geeigneter höchster Stelle durch Massenpetitionen, die

*) Ueberwundener Standpunkt! Es heißt im Buche Esther [9. 3.]: „Auch alle Obersten im Lande und Fürsten und Landpfleger und Amtleute des Königs erhoben die Juden, denn die Furcht Madorchai kam über sie." [Anm. d. Red.]

gewiß allerwärts mit Freuden Unterschriften finden, der schleunige Erlaß einer Polizeiverordnung erstrebt werden, welche befiehlt: daß an Sonn- und chr. Feiertagen alle Comtoirs, Kaufmanns- und Tröblergeschäfte, sowie deren Schaufenster fest geschlossen bleiben, — Verkauf von Waaren, mit Ausschluß von Eßwaaren, in keiner Weise weder durch Seiten- noch Hinterthüren stattfinden darf — und Zuwiderhandlungen mit hohen Geldstrafen belegt. —

Würde nicht jeder gute Christ diese Verfügung mit Freuden begrüßen? Er kann dann jeden Sonntag frei von der Sorge um die Wahrnehmung des Geschäfts, sich nach der Gott geweihten Stätte begeben, um auch den Bedürfnissen seiner Seele in aller Ruhe Rechnung tragen zu können.

Oder haben wir vielleicht in nicht zu ferner Zeit wenigstens die Begünstigung zu hoffen, daß die christlichen Sonn- und Festtage auf die jüdischen Sabbaths- und Feiertage verlegt werden?

Jüdische Staatslehre.

„Wollen Sie etwa in einer Portion Suppe für drei Silbergroschen eine Sammetmantille finden?" fragte der jüdische Speisewirth seinen Gast, welcher ihm mit vorwurfsvoller Miene einen aus seiner Suppe gefischten Lappen zeigte und nicht entfernt den Wunsch hegte, in derselben irgend etwas Absonderliches zu finden.

Das ist das Muster jüdischer Dialektik, die immer darauf ausgeht, das Dilemma zu fälschen.

Der Rabbiner Philippson versucht in der „Allgemeinen Zeitung des Judenthums" vom 3. März 1880 ein ähnliches Kunststück, indem er behauptet, die Existenz des Kulturstaates beruhe auf der Verwirklichung von Prinzipien — zu denen natürlich auch das „Grundprinzip" der Gleichheit aller Staatsangehörigen ohne Rücksicht auf Religion und Race zu rechnen sei. Wir überlassen es den Abonnenten der Allgemeinen Zeitung des Judenthums, sich für die Beleidigung zu bedanken, die in der Auftischung solchen Unsinns liegt. Aber der schlaue Rabbiner weiß wahrscheinlich so gut wie wir, daß man aus Prinzipien nichts Lebendiges schaffen könne, und wir haben ihn sogar in Verdacht, daß er auch seinen stammverwandten Lesern diese Wissenschaft zutraue. Er hofft wohl nur, daß sein Blatt auch einem unschuldigen Nationalliberalen in die Hand fallen und bei diesem die Phrase verfangen werde — und der würde allerdings in Gefahr sein, sie für den Ausdruck tiefer Weisheit zu halten. Diesem wollen wir verrathen, daß Prinzipien nur aus unserer Anschauung der Dinge abstrahirt sind, und weil diese Anschauung immer mangelhaft bleiben muß, da wir nicht vermögen,

irgend ein wirkliches Ding vollkommen zu begreifen, so ſind unſere Prinzipien nothwendigerweiſe immer unrichtig und werden nie in der Wirklichkeit lebendig.

Der Staat beruht deshalb auch durchaus nicht auf Prinzipien, ſondern auf einer lebendigen Volksnatur und er wird in dem Maße Kulturſtaat, als ſich dieſe Volksnatur ihren Eigenthümlichkeiten nach entwickelt. Alle Kultur kann nur eine nationale ſein, ſoll das Volk an derſelben nicht ſein eigenes Leben einbüßen. Völker, deren Eigenthümlichkeit eine nationale Entwickelung zu einem Kulturſtaate unmöglich macht, gehen unter und die Geſchichte behandelt ſie als Kehricht oder Schmutz — nach der Definition Guizot's ein Ding am unrechten Orte — wie die Juden, welche überall am unrechten Orte ſind. Das „Prinzip" der Gleichheit aller Menſchen, die zufällig in demſelben Lande ſich befinden, widerſtreitet ſo ſehr dem geſunden Menſchenverſtande, daß ſelbſt die franzöſiſche Revolution nicht unbeſonnen genug war, daſſelbe anzuerkennen. Sie ſagte: „tous les Français sont égaux devant la loi" — was eigentlich doch nur eine paſſive Gleichheit ausdrückt — und die Phantaſten von Verſailles dachten gewiß nicht entfernt dabei an die Juden, welche ſie nicht kannten und nicht unter die „Franzoſen" begriffen und die ſich dann ſpäter in dieſe Phraſe einſchmuggelten und dieſelbe nun als „Prinzip der Verjudelung" handhaben. Der Rabbiner rühmt als den größten Sieg dieſes Prinzips die durch den berliner Kongreß von 1878 beſchloſſene Unterwerfung Rumäniens unter daſſelbe und feiert dieſen Beſchluß als den Ausfluß der Erkenntniß der Satzungen einer höheren Weltordnung. Aber er könnte ſich hinſichtlich der Motive der leitenden Staatsmänner täuſchen. Bei Disraeli freilich iſt der Grund klar: „er redete das Beſte für alle ſeinen Samen", die anderen nichtjüdiſchen Miniſter aber vertraten Staaten, die ſelbſt mehr oder weniger mit der Judenräude behaftet ſind. Schreiber dieſes erinnert ſich, als Kind mit dem Vater einmal von Bitterfeld nach Leipzig gefahren zu ſein, kurz nach der Abtretung dieſes Landſtriches von Sachſen an Preußen. Auf die Frage des Vaters an den Poſtillon: „nun Schwager, wie gefällt es euch denn jetzt als Preußen?" antwortete dieſer: „J nu, ich wollte blos (mit der Peitſche nach Leipzig hindrohend), daß die verfluchten Kerls dort och mal preißſch würden!" Sollte bei den Vertretern der verjüdelten Staaten in Bezug auf Rumänien nicht eine ähnliche Regung mitgeſprochen haben? „Dans l'adversité de nos meilleurs amis nous trouvons toujours quelque chose, qui ne nous déplait pas" ſagt La Rochefoucault und eine derartige Erklärung liegt doch wohl näher, als die Annahme einer ſolchen Abhängigkeit dieſer Staatsmänner von den Juden, daß ſie die Alliance israélite als pactirende Macht anerkannt und deren Forderung ohne Weiteres Folge geleiſtet hätten.

Daß der Judenhaß „vom Miſſiſſippi bis zur Donau, vom Tiber bis zum Twend" lebendig geworden, davon hat der Rabbiner den Grund in der Unduldſamkeit der katholiſchen Kirche gegen andere „Konfeſſionen und Culte"

entdeckt. Wenn er — nicht Deutſcher geworden, was wir nicht thöricht genug ſind, von ihm zu verlangen — ſondern nur deutſcher Kultur etwas zugänglicher wäre, ſo würde er wiſſen, daß man in Deutſchland das Judenthum nicht „Konfeſſion" nennt — und nur mißbräuchlich Religion, denn unſerem Begriffe nach iſt Religion die Erhebung zu Gott, nicht aber das Herabziehen deſſelben in ein Bündniß zu einem Beutekriege gegen die übrige Welt. Es müßte ſchlimm um eine chriſtliche Kirche ſtehen, wenn ſie an irgend eine Gleichberechtigung des Judenthums denken und eine Bekämpfung deſſelben für der Mühe werth halten wollte, und die katholiſche Kirche wäre gewiß die letzte, ſich dazu herabzulaſſen. Der ſchlaue Rabbiner betont auch wohl die „konfeſſionelle" Seite und rühmt ſich der beſonderen Feindſchaft der katholiſchen Kirche nur, weil er recht gut weiß, daß der Streit auf einem ganz anderen Gebiete herrſcht, wo er nicht mit Spitzfindigkeiten abzumachen iſt. Es iſt nicht die Feindſeligkeit gegen die „Konfeſſion", ſondern der Ekel an der Race, den wir den Juden gegenüber empfinden und die Erfahrung, daß dieſer Ekel auf richtigem Gefühle beruhe, iſt es, was uns bewegt. Im Stadium des Vorurtheils befinden wir uns leider nicht mehr, ſondern fangen allmählig an — ſoweit der Schöpfer das möglich gemacht hat — durch Schaden klug zu werden.

Dieſer Prozeß wird durch das ſeichte Gefaſel und die platten Sophiſtereien, mit welchen Stöcker und Treitſchke angemauſchelt worden, ſo wenig aufzuhalten ſein, als durch den Schmutz, in welchen die Juden nach „berechtigter Eigenthümlichkeit" greifen, und wenn dieſe finden, daß die Bewegung weniger laut wurde, ſo ſollte ſie eine ſolche Wahrnehmung eher beſorgt machen, als zuverſichtlich. Denn mit den Juden zu ſtreiten, iſt uns nie eingefallen und was ſie ſagen, wiſſen wir auswendig. Die Discuſſion ſchwebte nur zwiſchen den Deutſchen und das Objekt derſelben iſt nicht ſo appetitlich, daß man ſie über Bedürfniß fortſetzen möchte. Wenn ſie jetzt verſtummte, ſo wäre dies ein Zeichen, daß die Deutſchen einig geworden ſeien, und die Sache demnächſt aus den Worten in die Handlung treten werde. Wer ſpricht, handelt in der Regel nicht, wo aber die Rede aufhört, fängt die That an. So wenig Oel und Waſſer ſich miſchen, ſo wenig werden die Deutſchen ſich je mit den Juden befreunden.

Dieſe mögen auch nicht hoffen, uns durch Berufung auf allerhöchſte Unterſtützung einzuſchüchtern. Weder ein Deutſcher Kaiſer noch ſein Thronerbe — und die Hohenzollern ſind von jeher mit Leib und Seele Deutſche geweſen — können es befördern wollen, daß die Deutſchen von den Juden unterjocht und verzehrt werden, noch den vor Augen liegenden Unfug, den die letzteren treiben, billigen, und alle Erzählungen, die dies behaupten, halten wir für das, was ſie nothwendigerweiſe ſein müſſen — nämlich für jüdiſche Lügen. Daß der Kronprinz den Wunſch einer gütlichen Erledigung der Frage hegt, iſt nur natürlich, wenn er ſich auch wenig Hoffnung gemacht haben dürfte, daß die von dem ſchwächlichen ſchleſiſchen Landpaſtor Gruber ſervirte

Grützsuppe zum Liebesmahle dienen werde und schwerlich geahnt haben mag, daß sein Brief zunächst als jüdische Buchhändlerreklame nützen sollte.

Auch wir wünschen eine friedliche Lösung und diese würde sich leicht einleiten durch einfache Aufhebung des berühmten Gesetzes vom 3. Juli 1869. Das Uebrige könnte dann folgen: jedenfalls aber wünschen wir, daß das deutsche Volk sein nationales Leben rette.

Eine Perle deutschen Humors.*)

Im Jahre 1814 gelangte in Breslau die Posse: „Unser Verkehr", die man leider nach und nach todtgeschwiegen hat, — von einem Breslauer Arzt, Namens K. B. A. Sessa, zur Aufführung. Bei der ersten Vorstellung wirkten die hervorragendsten Schauspieler wie Louis Devrient, Anschütz, dessen nachmalige Frau, geb. Boutenop, Schmelka 2c. mit; alle Masken waren nach damals in Breslau lebenden Juden treu copirt. Nach Wolfgang Menzel: „Dröhnte das überfüllte Haus vom Lachen und Jubel"; und derselbe Autor hält diese berühmte Posse für die beste Satire, die je auf die Juden geschrieben sei.

Der Inhalt derselben: Jakob Hirsch wird von seinem Vater, der ihm 15 Thaler und „ä Säckel mit falsche Groschen" mitgegeben, in die Welt hinausgeschickt mit der Lehre: „Ich will der geben Lehren uf än Weg! — Gott! das schaine Galt, wos er hat mitgenommen! — As du gaihst und kemmst nich wieder neun und neunzig mool schwerer, will ich der speien in's Angesicht! — Gaih! gaih! — Loß dich treten von de Leit, loß dich werfen aus de Stuben, loß dich verklagen bei de Gerichte, loß dich setzen ins Hündeloch, loß dich binden mit Stricke und Ketten, loß dich paitschen, loß dich martern halb taudt! aber (drohend) du mußt doch werden reich!" —

Ein reicher Jude Polkwitzer, dessen Tochter Lydia in der christlichen Kirche Arien singt und den Schöngeist spielt, wirbt Jakob zum Bedienten, und als sich von diesem die falsche Nachricht verbreitet hat, er habe das große Loos gewonnen, — auch zum Schwiegersohn. Die lichtvolle Charakteristik aller Haupt- und Nebenfiguren in der Posse erscheinen musterhaft und die jüdischen Stammeseigenschaften werden in den einzelnen Handlungen wie Gesprächen, der Wirklichkeit zum Verwechseln abgelauscht, — vorgeführt.

Eines Meisters würdig ist der Monolog des in die Welt hinausgestoßenen Judenjungen's.

---

*) Unser Verkehr. Posse in einem Aufzug von K. B. A. Sessa. Leipzig, Verlag Philipp Reclam jun.

Jakob (allein). „Was ſoll ich thun? Ich will doch werden raich — bald — in kurzer Zeit. (Nachſinnend) Ae Kaufmann handelt mit ſeine Wooren, ä Schenie mit ſeine Tälente! Ich hob doch Tälente, ich bin ä Schenie — ich bin nich geboren ſum Handel! (Er wirft das Bündel verächtlich bei Seite) den braunen Malbiſch und än Fuchspelz, de mänchesterne Hauſen und de Febbelweſte und's Perpli will ich werfen bei Seit. — (Er ſtreicht ſich die Haare und putzt an ſich herum.) Ich will werfen den Jüden bei Seit, ich bin doch aufgeklärt — ich hob doch gar niſcht Jüdiſches an mer! — (Während des Putzes fällt ihm ein Säckchen aus dem Buſen) die falſchen Groſchen? Süll ich ſe aach wegwerfen? Mai! 's is doch Geld — gut in's Theoter, in's Konzert, ſur Thorſparre!" (Er hebt es auf und ſteckt es ein) u. ſ. f. — Im fünften Auftritt, wo der reiche Polkwitzer mit Jacob Hirſch unterhandelt, ihn zum Bedienten zu nehmen, ſtellt Letzterer das Anſinnen, deſſen Tochter zur Frau zu begehren. Jacob: „Ich bin doch aus änen Stamm mit Ju — ich bin ä Schenie — ich werd' ſe bringen ſu Ehren."

Polkwitzer. Ich werde en bringen ſur Pollizei! — Er meine Tochter, er Schlingel? Er, meine Tochter, er Lump? Er, meine Tochter, er Schacherjude? — Ich will er hängen lieber ein Mühlſtein an Hals!" (Läuft zornig ab).

Sechſter Auftritt: Jakob (allein).

Ae Lump? ä Schacherjude? Er iſt doch geweſen ſelber Einer. Er hat gehandelt mit alte Knöpf! — Ich känn doch aach werden ä raicher Mann! Da ſingen ſe in der Kerche. — Liebche! Liebche! — Se muß doch werden mein!" — Es würde zu weit führen die treffliche Poſſe durch die einzelnen Auftritte zu begleiten und es ſei daher nur der Letzte, wiederum ein Monolog Jakob's, citirt.

Jakob (allein, ſteht eine Weile ganz traurig und ſieht dem Vater nach) „Ich ſeh's, ich merk's in de Welt! — Erſt kommen de Lumpen, dann kommt der Reichthum un bringt mit den Geſchmack und de Bildung und's Anſehen! — Mit der Demuth fangt mer an! mit der Liſt kümmt mer weiter, mit der Dreiſtigkeit ſetzt man's durch, mit dem Stolz un das Vergnügen un de Sucht ſu glänzen, kenn mer enden! (Er ſucht die Sachen zuſammen, die er weggeworfen.) Jetzt gaih ich erſt ſum Poſtillon, er ſoll mir wiedergeben die falſchen Groſchen, er hot nix mehr ſu fordern ä Trinkgeld von mir! — Dornach will ich handeln gaihn, bis ich bin geworden raich — und ſollt ich handeln durch mein ganzes Leben! (In der Mitte der Bühne zu den Zuſchauern) Meine Herren! hoben Se nix zu ſchachern?

Unendlich vortheilhaft zeichnet ſich dieſe Perle deutſchen Humors von den heutigen Poſſen ab, denn weder durch candirte noch uncandirte Zoten gewürzt, athmet ſie die volksthümlichſte Luſt, die Jeden der Seſſa's Dichtung unbefangen lieſt, zum Frohſinn hinreißt. Der Zuſchauer wird durch das Vermeiden aller politiſchen oder religiöſen Anſpielungen in nichts geſtört und vermag ſich gänzlich der Heiterkeit hinzugeben.

Wie ſehr deutſcher Geiſt und deutſches Sinnen vom giftigen Mehlthau

des Semitismus befallen, beweist die Thatsache, daß nur exotische Gewächse auf den deutschen Bühnen, jenen Brettern, die Pflanzschulen guter Sitte, Lehranstalten holder Kunst und Spiegel der Gesittung eines Volkes sein sollen, — haben wuchern können. Ein Rückblick auf die letzten zehn Jahre deutscher Theatergeschichte, belehrt, wie weit die Kunst sich verflacht hatte, und wie ein großer Theil der Bühnen gleichsam nur platonische Bordelle und olla potrida von Geschmacklosigkeit, Sinnenlust und Frivolität darstellten. Jenes Couplets- und Ehebruchs-Decennium versank schließlich in den Schlamm der geschundenen Raubritterstücke, wobei es denn geschah, fromme Sitte als Muckerthum und Religiosität als Pfaffentrug verhöhnt zu sehen. Fast prophetisch klingt es, wenn ein Historiker vor zwanzig Jahren schreiben konnte: „Daß bei dieser allgemeinen Vernachlässigung und Verach'ung der Kirche die ältesten Feinde Christi, die Juden, eine ihnen so günstige Zeit benutzten, war nicht zu verwundern. Aus allen dunklen Ecken kamen sie hervor, um mit affenartigem Zähneblecken, Grinsen und Zungenherausstrecken was bisher dem Christen heilig war, zu verhöhnen, höllische Kerkopen, die Jahrhunderte lang unter dem schweren Gebälk der gothischen Kirche halb erdrückt und ins Finstre verkrochen, nur scheu hervorgelugt, jetzt aber mit frechem Salto mortale mitten in die verwilderte Gemeinde hinübersprangen und sie zur Anbetung des goldenen Kalbes und Vergötterung der Fleischeslust verführten."

Zu jener Zeit wurden gleichzeitig in nicht weniger als sieben sogenannten Theatern Spreeathen's, der geträumten Metropole der Intelligenz des deutschen Reiches, die geschundenen Raubritter aufgeführt. Die Behörden ließen in Folge der köstlichen Gewerbefreiheit solchen Unfug öffentlich geschehen, der in seiner Frivolität und Geschmacklosigkeit, die spätere Verachtung von Gesetz wie Sitte, — gesteigert bis zum Königsmord, verschuldete. Grünschnäbel, Lehrburschen, junge Dirnen und Juden aller Art freuten sich der sonntagschänderischen Machwerke und bejubelten sie, waren sie doch von Juden verfaßt, von Juden gespielt. „Niemals fühlte, dachte, redete nnd schrieb der deutsche Mensch roher, ungeschliffener und unfläthiger." Es gab Jahre in Berlin, wo gesittete Frauen und Jungfrauen selbst die besseren Theater nicht ohne Schamerröthen besuchen konnten.

Eine Posse durfte auf Erfolg rechnen, wenn sie mit Couplets durchsetzt war, deren Inhalt verdiente Staatsmänner oder die Diener der christlichen Kirchen mit Schmutz bewarf.

Die Couplets blieben im Gedächtniß der Zuschauer haften und inficirten so die Gewölbe der Geschäfte, die Fabriksäle, die Handwerksstätten und den Heerd der Familien. Solche Coupletdichter sind schlimmer als Giftmischer, denn sie verderben die Seele des Menschen.

Die Drachensaat eines Baruch (Börne), Heine, Saphir, Karl Beck, Moritz Hartmann und Creizenach, die in Entdeutschung von Literatur und Kunst machten, hat ihre Früchte getragen. Auf die Schultern dieser Männer

krochen alsdann die Kaliſch, Salinger (Salingré), Moſenthal, Jacobſohn, L'Arronge, Treumann, Lindau, Halevy und Offenbach. — Die deutſche Dichtung enthält ſolche Menge ungehobener Schätze, daß es wahrlich ſchmachvoll erſcheint, ſich franzöſiſche Ehebruchsdramen von jüdiſchen Journaliſten für die deutſche Bühne zuſchneiden zu laſſen. Dank der zügelloſen Gewerbefreiheit thaten ſich in großen und kleinen Städten unzählige Giftbuden, ſogenannte Tingel-Tangels auf und vollendeten das, was die Theater an guter Sitte noch nicht hatten zerſtören können. Auf eine Weiſe, die bis dahin Ihresgleichen noch nicht gehabt hatte, machte ſich überall eine Verleugnung jeglichen Anſtandes breit, wodurch der Geſchmack derartig herabſank, daß er ſich nur im haut goût des Schmutzes zu Hauſe fand. Erſt in neuſter Zeit ermannten ſich die Behörden, dieſem Unfug Einhalt zu thun und ſchritten zu Maßregeln, die den Brutſtätten der Völlerei und Unſittlichkeit das Handwerk legten. Es bleibt charakteriſtiſch, wie nur die ſpecifiſch jüdiſche Preſſe es gewagt hat, dieſem Treiben das Wort zu reden und die Anordnungen der Obrigkeit zu bemängeln. Hoffentlich wird das aus ſeinem Dornröschenſchlaf erwachte deutſche Publikum ſich nicht wiederum eine derartige Koſt bieten laſſen, ſondern ſich dadurch helfen, daß es verſchmäht, jüdiſche Machwerke ſich anzuſehen. Wenngleich das nicht leicht ſein wird, da die Preſſe zumeiſt in Händen des auserwählten Volkes ſich befindet und Recenſenten wie Kritiker faſt ohne Ausnahme den Juden angehören, wodurch das deutſche Publikum in beſtändigem Irrthum erhalten wird. Es leuchtet ein, welchen ungeheuren Einfluß die Juden ſich hiermit geſichert haben.

Schon Grabbe mußte um's Jahr 1827 ſchreiben: „Judenjungen, deren Bildung im Schweinefleiſcheſſen beſteht, ſpreizen ſich auf den kritiſchen Richterſtühlen; Schauſpieler, die ſo langweilig ſind, daß alles vor Freude klatſcht, wenn ſie endlich abgehen, heißen denkende Künſtler."

Die Zeit iſt gekommen, die Sclaverei des jüdiſchen Geſchmacks, der die edelſten Güter wie Religion und Patriotismus verhöhnt, zu brechen und die judaiſchen Paraſiten dahin zu weiſen, wohin ſie gehören. Mag Herr Löwe (Berlin) zehnmal behaupten, er ſei in Deutſchland geboren und rede mit deutſcher Zunge, er bleibt doch was er iſt, ein Jude, wie der Mohr in Deutſchland geboren, bleiben wird, was er war, — ein Mohr. Mag Herr Zimmermann (Berlin) zehnmal betheuern, Shylock ſei kein Jude, Shakeſpeare's Shylock bleibt doch was er war, ein blutdürſtiger Jude:

„Darum Jude
Suchſt du um Recht ſchon an, erwäge dies:
Daß nach dem Lauf des Rechtes unſer keiner
Zum Heile käm;"

Kaufmann von Venedig.

Recensionen.

Die Freiheitsstrafe. Von Dr. **Friedrich Oskar von Schwarze**, K. Sächs. Generalstaatsanwalt. Leipzig 1880, Fues's Verlag [R. Reisland] 48 S.

Die bekannte Schrift des Dr. Mittelstaedt „Gegen die Freiheitsstrafen" wird von dem Verfasser bekämpft. Mittelstaedt verwirft die Absicht der Besserung als das hauptsächlichste Moment der Strafe und legt den Schwerpunkt auf die abschreckende Wirkung derselben, welche er bei dem gegenwärtigen Strafverfahren vermißt. Er will daher die Strafen durch zusätzliche Peinigung intensiver machen und die Dauer der Freiheitsberaubung entsprechend verkürzen.

Das Richtige liegt wohl in der Mitte. Es ist eine durchgreifende Erfahrung, daß Niemand bloß durch Ermahnung gebessert werde. In seinem Charakter drückt sich die Summe seiner eigenen Erlebnisse aus und diese läßt sich nur umändern durch Zusatz neuer, eigener Erlebnisse. Die theoretische Einsicht, daß Etwas recht oder unrecht sei, wird auf den wenig wirken, für den diese Einsicht keine practische Bedeutung hat, also den Verbrecher. Ihm muß bewiesen werden, daß das Unrecht zugleich unrichtig sei und dieser Beweis kann ihm überzeugend nur an der eigenen Person geführt werden. Tritt dann zu der Belehrung, daß das Verbrechen eine Dummheit sei, noch die allmählige Gewöhnung zur Ordnung und Arbeit, dann mag die Strafe sowohl abschrecken als bessern. Daß die jetzige Art der Bestrafung unzweckmäßig sei, unterliegt keinem Zweifel: sie trifft mehr die ehrlichen Leute, welche die Zuchthäuser erhalten müssen, als die Mehrzahl der Insassen dieser letzteren. Ein im Frühjahr erst aus dem Zuchthause entlassener Sträfling, der im Herbst wieder bei einem Diebstahle gefaßt wurde, antwortete dem Schreiber dieses auf seine Vorhaltung: „Es geht ja zum Winter und ich muß doch machen, daß ich wieder in das Königliche Brod komme." Und er vertrat mit dieser Gesinnung eine breite Schicht der Zuchthausbevölkerung. Was soll bei diesen solche Strafe nützen? für diese Art Leute ist körperliche Peinigung viel richtiger und namentlich jugendlichen Verbrechern gegenüber viel menschlicher, denn sie verdirbt ihnen nicht einen so großen Theil ihres Lebens im Zuchthause, und die Ehre wird durch die letztere nicht weniger beschädigt, als durch eine Tracht Prügel.

Auf der anderen Seite ist die Zuchthausstrafe für gebildete Leute — namentlich wenn sie nicht infamirende Verbrechen begangen — unverhältnißmäßig hart und wenn ein kaiserlicher Botschafter wegen einer, kaum allgemein als Verbrechen qualificirten Handlung auf 5 Jahre in das Zuchthaus gesteckt würde, so würde ihm damit die Sympathie aller Welt zugewiesen werden.

Unser Strafverfahren ist eben durch die Gleichmacherei des jetzigen sogenannten Humanismus in's Arge gerathen. Wenn die herrschenden Ausbeutungsgesetze länger das wirthschaftliche Leben ruiniren und damit das Verbrechen befördern, so wird Nichts übrig bleiben, als die Spitzbuben in das Ausland zu transportiren, damit die ehrlichen Leute zu Hause bleiben können. —

Im Uebrigen enthält die obengenannte Schrift viel des Interessanten, wie es von dem Verfasser zu erwarten war.

Oesterreichische Literaten. Als Herr Hofprediger Stöcker bei Besprechung der „schlechten Presse" auch vom jüdischen „Berliner Tageblatt" sprach, hatte einer der bronzestirnigen Literaten, die jetzt mit Verschweigung der Wahrheit, direkter Lüge und übermüthiger Frechheit für die faule und verlorene Sache der Juden kämpfen, die Unverfrorenheit zu schreiben: nach meinen Erkundigungen ist es unwahr, daß das „Berliner Tageblatt" von Juden redigirt werde. — So versuchen die Juden ihren unseligen Einfluß in der Presse und Literatur einfach abzuleugnen.

Aus Oesterreich erhielten wir vor kurzer Zeit das Mitglieder-Verzeichniß des Journalisten- und Schriftsteller-Vereines Concordia in Wien vom 7. Februar 1880 zugeschickt, mit Angaben über die Race (Semiten oder Nichtsemiten) der einzelnen Mitglieder. Der Verein zählt 289 Mitglieder, davon sind 159 Juden oder Judensprossen ersten Grades!

Selbstverständlich leiten die Juden den Verein und zwar machen sie von ihrer Ueberzahl mit echt jüdischer Bescheidenheit Gebrauch. Im Vorstande pro 1879 saßen 2 Nichtsemiten und 4 Semiten, pro 1880: 2 Nichtsemiten und 5 Semiten. Im Ausschusse für 1879 befanden sich: 1 Nichtsemit und 10 Semiten und in dem pro 1880 giebt es 1 Nichtsemiten neben 12 Semiten. Mitglieder des Akademie-Comites sind 1 Nichtsemit und 9 Semiten. — Es soll uns nicht wundern, wenn nächstens die Beschneidung als conditio sine qua für die Aufnahme in die „Concordia" gefordert wird.

Was sollen die nichtsemitischen, christlichen Mitglieder der „Concordia" thun? Das Vereinsvermögen, Bibliothek ꝛc. den Semiten überlassen, sämmt-

lich austreten und einen eigenen Verein gründen. Es ist dies ehrenvoller und klüger und der Ehre der christlichen Schriftsteller dienlicher als unter Leitung von Mitgliedern einer fremden, feindlichen Race zu leben und zu wirken. —

Minister Maybach und der „Giftbaum". Von Naudh. — Verlag von Otto Hentze. 3. Aufl. Preis 50 Pf.

Da das Steigen gerade der faulsten Industrie-Papiere anhält, was ein sicheres Zeichen für die Betheiligung und Ausplünderung des Publikums ist, so halten wir es für unsere Pflicht, unsere Leser auf obige Broschüre aufmerksam zu machen und dieselbe zu empfehlen.

Verfasser schildert in der Einleitung zunächst das zornige Rauschen der Blätter des durch Herrn Minister Maybach urbi et orbe präsentirten modernen Giftbaumes und erzählt dann die Entstehung und frühere heilsame Wirkung der „Börsen." — Verfasser vertheidigt sogar den „Handel auf Zeit" an der Börse, und erkennt die Nothwendigkeit der Actien-Gesellschaft und Börsen an. Er tadelt die Schäden unserer Actiengesellschaften, ohne aber hervorzuheben, daß eine fundamentale Revision des Actiengesetzes nothwendig sei und die Heilung vieler Schäden verursachen würde.

Nach dieser Anerkennung der Verdienste der Börse sagt der Verf. (S 9.)

„Aber einen besonderen Dank dafür sind wir ihr nicht schuldig geworden. Sie war weit entfernt von uneigennütziger Wohlthätigkeit und es macht einen sehr possierlichen Eindruck, wenn die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft, in „satter Tugend" und „zahlungsfähiger Moral" sich sittlich aufblähen und von den „Aufgaben der Börse" reden. Die Börse hat nie eine andere Aufgabe anerkannt, als die Befriedigung des rücksichtslosesten Eigennutzes und am Wenigsten die Berliner, bei welcher 1870 von der kleinen Anleihe zum französischen Kriege, im Betrage von 120 Millionen Thaler, nicht 3 Millionen untergebracht werden konnten. In Patriotismus und Moral wird an der Börse nicht gemacht ꝛc."

Es folgt eine sehr interessante und von großer Sachkenntniß zeugende Schilderung der Entwickelung der Berliner Börse und des Treibens an derselben, über die Wirkung des großen Schwindels („Aufschwung" von der Judenpresse genannt) speciell auf Berlin. Energisch wird für eine Börsensteuer und ganz besonders eine Schutzzoll-Börsensteuer gegen die Ueberfluthung durch ausländische Papiere eingetreten und zum Schlusse als „nöthigste Correktion der Börse" die „Säuberung der in ihr hausenden Gesellschaft" verlangt.

Redaktion und Verlag: Otto Hentze, Berlin N. 105a Friedrichstraße.
Druck von Max Lading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

In **Otto Hentze's Verlag** in **Berlin** N. erschienen:

Neu-Palästina,

oder:

Das verjudete Deutschland.

Ein milder Beitrag zur Kenntniß der Judenherrschaft im sog. „deutschen" Reiche.

Von einem Conservativen.

2. Auflage. Preis 90 Pfennige.

Das **„Mainzer Journal"** sagt über diese zeitgemäße Broschüre: — — „hast Du, lieber Leser, die anonym erschienene Broschüre **„Neu-Palästina"** gelesen? Wenn nicht, dann schaff' sie Dir an, denn sie sollte in keiner Familie fehlen, die das Joch der Juden, das auf Deutschland lastet, abgeschüttelt wissen will.

Professoren über Israel.

Von **H. Naudh.**

(Verfasser von: „Die Juden und der deutsche Staat", „Israel im Heere" etc.

Preis 60 Pfennige.

Die **„Deutsche Landw. Ztg."** schreibt:

Wieder eine ausgezeichnete Schrift, welche wir unseren Lesern dringend empfehlen können. Wir sagten schon einmal über den Verfasser: „Wie ein geborner Oberpriester der germanischen Völker, der den historischen Beruf in sich fühlt, die Heiligthümer seines Volkes zu wahren, überragt er um eines Hauptes Länge Priester und Volk. Denselben Eindruck, den schon vor 18 Jahren seine Schrift „Die Juden und der deutsche Staat" hervorrief, hinterläßt auch die vorliegende Schrift.

Er ist der Eisenmenger des 19. Jahrhunderts. Möge sein Volk ihn hören, ehe es zu spät wird, ehe das Germanenthum zum zins- und tributpflichtigen Helotenthum der jüdischen Gauner geworden ist.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

In Otto Kentze's Verlag in Berlin, N., erschien soeben:

Arthur Schopenhauer

als

Philosoph und Schriftsteller.

Eine Skizze

von

Carl Peters,

philos. Dr.

Motto: In die Traum- und Zauberſphäre
Sind wir, ſcheint es, eingegangen.

36 Seiten 8°. Preis eleg. broch. 80 Pfg.

Der geiſtvolle Verfaſſer giebt kurz und treffend, mit ſcharfſinniger Kritik und in klarer, eleganter Sprache vom unbefangenen, rein wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus eine Zuſammenſtellung der Kernpunkte der Philoſophie Schopenhauers.

Allen Freunden des großen Philoſophen ſowie denen, welche ſich in leichter und angenehmer Weiſe über ihn Belehrung zu verſchaffen wünſchen, kann die obige Schrift, als das geeigneteſte Mittel dazu, beſtens empfohlen werden.

Unter der Preſſe befinden ſich und erſcheinen zu Anfang April:

Oesterreich, ein Juwel

in jüdiſcher Faſſung!

Judenherrſchaft und Judenwirthſchaft in Oeſterreich-Ungarn

beleuchtet von

Austriacus.

3 Bogen. 8°. Preis eleg. broch. 75 Pfg.

Statuten-Entwurf

des

Anti-Juden-Bundes von Ungarn

entworfen vom ungar. Reichstags-Abgeordneten

Victor Iſtoczy.

Preis 50 Pfg.

Allen Freunden und Mitkämpfern an der Emancipation vom Judenthum in Oeſterreich-Ungarn empfehlen wir dringend die weiteſte Verbreitung der beiden vorſtehend angekündigten Broſchüren.

Für Partiebezug haben wir weſentlich ermäßigte Preiſe. Man wolle ſich dieſerhalb geneigteſt mit der Verlagshandlung in Verbindung ſetzen.

Max Kadung, Berlin, Neu-Cölln a. W. 14.

Band I. Heft 7.

Die Deutsche Wacht.

Monatsschrift für nationale Entwickelung.

Inhalts-Uebersicht:

Das Innungswesen und die gewerbliche Arbeiterfrage oder die neue privat- und wirthschaftsrechtliche Regelung des Gewerbebetriebes.

Zur Bevölkerungsfrage.

Was heißt national?

Kleinere Aufsätze: Zur Börsensteuer. — Der marasmus senilis der verjudeten Fortschrittspartei. — Das „Organ von und für Bummler." — Jüdisches aus Mannheim.

Berlin 1880.

Otto Hentze's Verlag.

106a. Friedrichstraße.

Digitized by Google

Die Deutſche Wacht.

April 1880.

Das Innungsweſen und die gewerbliche Arbeiterfrage, oder die neue privat- und wirthſchaftsrechtliche Regelung des Gewerbebetriebes.

(Nach dem am 16. April in der Verſammlung der chriſtlich-ſocialen Arbeiterpartei in Berlin gehaltenen Vortrage des Dr. Stolp in Charlottenburg.)

In den Berliner fortſchrittlichen Bezirksvereinen ertönt jetzt allgemein der Klageruf über die „hereingebrochene Reaktion“ auf politiſchem und wirthſchaftlichem Gebiete, wobei man dann ſtets auszuführen ſucht, daß „politiſche und wirthſchaftliche Freiheit“ von einander unzertrennlich ſeien und daß die gegenwärtige wirthſchaftliche „Reaktion“ auch von den Gegnern der politiſchen Freiheit heraufbeſchworen ſei.

Richtig iſt es nun allerdings, daß politiſche und wirthſchaftliche Freiheit von einander unzertrennlich ſind; indeß entſchieden unrichtig iſt es, daß die gegenwärtige wirthſchaftliche „Reaktion“ von den Gegnern der politiſchen Freiheit hervorgerufen wurde. Im Gegentheil iſt die eingetretene wirkliche und angebliche wirthſchaftliche Reaktion die Urſache der theilweis auftauchenden politiſchen Reaktion, wie denn ſtets und überall auch die wahre wirthſchaftliche Freiheit die Mutter der politiſchen Freiheit iſt.

Aber die große Mehrheit des Volkes hat eben in unſeren Tagen erkannt und begriffen, daß dasjenige, was man ihr bisher als wirthſchaftliche Freiheit angeprieſen, zum größeſten Theile eine geiſtige und ſittliche Verirrung, ein thörichtes Scheingebilde, eine unbewußte Selbſttäuſchung oder eine bewußte Lüge iſt; ſie hat ſich deshalb auch nach anderen als den bisherigen Führern umgeſehen und zu dieſen letzteren zunächſt allgemein und unterſchiedslos die Gegner des herrſchend geweſenen falſchen Liberalismus gewählt und wählen müſſen, wobei ſie denn bis jetzt nur die Wahl hatte, ſich entweder der Socialdemokratie oder dem wirklichen und ſ. g. Conſervatismus anzuſchließen.

Indeß dieſer Zuſtand kann und wird offenbar nur ein vorübergehender ſein und muß nothwendiger Weiſe zur Bildung einer neuen, ſelbſtſtändigen und unabhängigen Partei führen, welche ſich naturgemäß aus beiden dem ökonomiſchen Liberalismus feindlichen Parteien, aus der ſocialdemokratiſchen und der konſervativen Partei, zuſammenſetzen muß.

Dieſe neue Partei wird aus der ſocialdemokratiſchen Partei alle diejenigen Elemente entnehmen und an ſich ziehen, welche von der Verlogenheit und Verderblichkeit der beſtehenden wirthſchaftlichen und wirthſchaftsrechtlichen Zuſtände überzeugt ſind und den ganzen Kampfes- und Feuereifer unſerer heutigen Socialdemokraten in der Bruſt und im Herzen tragen, ohne die edleren Empfindungen des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe darin bereits erſtickt und zerſtört zu haben.

Andererſeits aber wird ſie aus der konſervativen Partei alle diejenigen Männer in ſich aufnehmen und ſicher in kurzer Zeit als Anhänger und Mitgenoſſen begrüßen können, die in dem Conſervatismus nur den Vertreter wahrhaft erhaltender und erhaltbarer, wahrhaft unveränderlicher und unabänderlicher, höherer, rechtlicher und ſittlicher Ideen erblicken, und zu dieſen großen und erhabenen Ideen zähle ich vor allen Dingen und in erſter Linie die des Chriſtenthums und der chriſtlichen Gleichberechtigung, welche indeß die neue Partei nicht bloß in leeren und wohltönenden Worten gepredigt, ſondern auch in vollen und lebendigen Thaten nach Möglichkeit verwirklicht haben will.

Entſchieden weiſt die neue Partei jedenfalls den Vorwurf zurück, daß ihr Conſervatismus nur die Erhaltung und Wiederherſtellung überlebten „Zopfes", nur einen Lakaiendienſt für jeweilige ans Ruder gelangende Miniſter, oder gar etwa nur die Wiederaufrichtung oder Neuſchaffung unberechtigter Vorrechte und Privilegien für einzelne Schichten der Bevölkerung anſtrebe. Vielmehr erhebt ſie den letztgedachten Vorwurf gerade gegen die liberal-ökonomiſche Partei und kann im miniſteriellen Lakaiendienſt von der letzteren ſelbſt beim beſten Willen jedenfalls erſt nach Jahren übertroffen werden.

Zu der neuen großen zukünftigen Partei, die ich die ſocial-konſervative Partei nennen will, ſo daß ſie ſich auch nach ihrer Bezeichnung aus beiden Gegnern des falſchen Liberalismus, d. h. alſo aus dem Namen der Social-Demokratie und des Geſammt-Conſervatismus zuſammenſetzt, rechne ich auch die chriſtlich-ſociale Arbeiterpartei.

Iſt es erſt gelungen, alle verwandten Elemente dieſer neuen und großen Partei durch bewußte, klare und praktiſche Ziele, durch wahrhaft

positive und durchgreifende sociale Reformen unter einer gemeinsamen Fahne zu vereinigen, und ist sie alsdann ebenfalls im Stande, mit großen und vollbewußten begeisterten Heerschaaren in den Kampf zu ziehen, dann kann und wird für sie auch sicherlich der Sieg nicht ausbleiben.

Und ihre „Massen-Bataillone" werden an Gesinnungslosigkeit und Fahnenflüchtigkeit weder mit dem alten Heerbann der bisherigen überlebten liberalen und konservativen Parteien, noch „mit der wilden und verwegenen Jagd" der bis jetzt leider nur äußerlich unterdrückten, aber keineswegs innerlich überwundenen Socialdemokratie zu vergleichen sein, weder Staat, Gesellschaft und Thron durch ihre Selbstsucht, Charakterlosigkeit und geistige Verirrung preisgeben, noch durch ihre Leidenschaftlichkeit und trotzige Ueberhebung in ihren Fundamenten zu erschüttern drohen.

Also, meine Herren, das Hauptbestreben aller social-konservativen Parteien muß es sein, sich durch Verfolgung klarer und praktischer Ziele, wie durch Erstrebung positiver und durchgreifender socialer Reformen, ein gemeinsames, festes und unbestrittenes praktisches Bethätigungsgebiet zu verschaffen; zwar im theoretischen Glauben und Denken können wir vielfach von einander abweichen, im praktischen Wollen und Handeln müssen wir aber alle zu einer gemeinsamen Fahne stehen, die jedoch stets erleuchtet und umstrahlt sein soll vom Geiste Gottes und der christlichen Nächstenliebe.

Wenn ich nun heut meine Herren vor Ihnen und in Gemeinschaft mit Ihnen den schwachen Versuch machen will, ein kleines praktisches Arbeitsfeld für unsere gemeinsame und gemeinschaftliche, thatkräftige und öffentliche Wirksamkeit festzustellen und abzugrenzen, so muß ich vor allen Dingen mich dagegen verwahren, als beabsichtigte ich damit gewissermaßen ein Universalmittel für alle socialen Reformen vorzuschlagen oder die sociale Frage in allen ihren einzelnen Problemen zu lösen. Ein solcher Wahnwitz, meine Herren, liegt mir durchaus fern.

Dessenungeachtet aber meine ich, daß die Gesammtheit aller einzelnen und besonderen socialen oder wirthschaftsrechtlichen Fragen sich auf einen gemeinsamen Ursprung zurückführen läßt und in einem gemeinsamen Boden wurzelt, nämlich in der abweichenden Rechtsanschauung über das Eigenthum und die Pflichten des Staates zum rechtlichen Schutze desselben.

Hierin liegt offenbar der Ausgangs- und Knotenpunkt für die Entwirrung und nothwendige Klärung der wichtigsten rechtlichen Begriffe sowohl, wie für die Verständigung und Ausgleichung der socialen

Parteien und mit allen socialen Parteien; ebenso aber auch mit allen politischen Parteien, denn jede politische Partei ist in Wirklichkeit nur die äußere Schale des ihr entsprechenden inneren socialen Kerns.

Aber in der verschiedenen Auffassung und Feststellung des Eigenthumsrechts liegt gleichzeitig auch der äußere und weltliche Grenz- und Markstein zwischen der heidnischen und christlichen Rechts- und Weltordnung, zwischen dem Römerthum und dem Germanenthum, zwischen der Sklaverei und der persönlichen Freiheit, zwischen dem Herrenthum und der Gleichberechtigung.

Vermögen Sie, meine Herren, sich diesen wichtigsten Unterschied für alle praktischen Rechtsbegriffe und Rechtsverhältnisse vollkommen klar zu machen und sich aller wichtigen Folgerungen daraus in vollstem Umfange bewußt zu werden, dann wird es Ihnen gewissermaßen wie Schuppen von den Augen fallen, dann werden Sie scheinbar unlösbare und unentwirrbare Dinge mit einander ausgleichen und für die scheinbar schwierigsten Fragen eine befriedigende Antwort finden können. Es wird Ihnen dann manches, was Ihnen unbegreiflich und unentwirrbar schien, so unendlich einfach und begreiflich erscheinen, daß Sie darüber erstaunen werden, warum Sie das nicht schon längst eingesehen haben. Sie werden dann eben auch finden, daß die Hauptschwierigkeiten für die Lösung der socialen Frage nicht in den verworrenen Dingen, sondern in den verworrenen rechtlichen und sittlichen Begriffen liegen, von denen unsere Köpfe und Sinne beherrscht sind.

Suchen wir uns zunächst den heidnischen oder römischen Begriff des Eigenthumsrechts klar zu machen, so war nach demselben das Eigenthum lediglich das ausschließliche und unbeschränkte Herrschaftsrecht über eine Sache, wie dies auch schon die Wortbezeichnung des Eigenthums bekundet, das lateinisch dominium heißt und von dominus — der Herr — abstammt.

Das römische Eigenthumsrecht gründete sich daher lediglich auf die physische Kraft und Gewalt des Einzelnen in der Besitzergreifung, wie auf der dauernden Beherrschung in Besitz ergriffener Sachen, unter denen selbstverständlich das Grundeigenthum als wichtigste Sache die Hauptrolle spielte, da auf und mit demselben die ersten Vorbedingungen der menschlichen Existenz überhaupt, die Lebensmittel, erzeugt wurden. Wer daher im Alterthum nicht über die Herrschaft von Grundeigenthum verfügen, nicht selbstständig und unabhängig durch den Besitz desselben — in späterer Zeit nach Einführung der Geldherrschaft wesentlich durch den Besitz von Geld — seine Existenz sichern und herrschen konnte, der war

auch nicht im Stande, seine persönliche Freiheit und Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten, der war eigenthumslos und verfiel einfach der Sklaverei. Für den Sklaven aber existirte allgemein kein Eigenthumsrecht und wenn die Römer ein fremdes Land eroberten, und in Folge dessen die unterjochten Völker zu Sklaven machten, so war es das Erste, daß sie dieselben des Eigenthumsrechts und namentlich desjenigen am Grund und Boden für verlustig erklärten und den Letzteren unter sich und die Eroberer vertheilten.

Es ist bekannt, in wie jäher und schmachvoller Weise das Alterthum unter seinem barbarischen Eigenthumsrechte wirthschaftlich und politisch zu Grunde ging, weil dies Eigenthumsrecht jeder sittlichen, natürlichen und gleichberechtigenden Grundlage entbehrte und in Folge dessen das gesellschaftliche und staatliche Leben einem ununterbrochen und unaufhörlich zersetzenden innerlichen Auflösungs- und Fäulnißprozeß Preis gab.

Es ist aber auch bekannt, daß schon der römische Schriftsteller Tacitus auf ein besseres und grundsätzlich verschiedenes Eigenthumsrecht unter den zur Zeit des Verfalls des Römerthums auftauchenden Germanen hinwies und auf die günstigen Wirkungen aufmerksam machte, welche die germanischen Rechts-Institutionen im Vergleiche zu den römischen auf die Sittlichkeit und Tugendhaftigkeit der Bevölkerung ausübten.

In der That, das germanische Eigenthumsrecht war denn auch ein von dem römischen grundsätzlich abweichendes und beruhte nicht auf der willkürlichen und ausschließlichen Herrschaft über eine Sache und insbesondere zunächst den Grund und Boden, sondern lediglich auf dem Rechte der eigenen Arbeit oder des eigenen Thuns, wie dies schon das Wort „Eigenthum" bezeichnet, d. h. auf dem Rechte des selbsteigenen Thuns und Schaffens, wie der Sicherstellung und des Schutzes der Früchte und Erfolge dieses selbsteigenen Thuns und Schaffens.

Während demnach das römische Eigenthumsrecht lediglich ein persönliches Herrschaftsrecht des Einzelnen über die einzelnen Sachen oder Existenzgüter für eine bevorrechtete Bevölkerungsklasse und dadurch ein Beherrschungsrecht über die große Masse der Bevölkerung war, welche von diesem Beherrschungsrechte ausgeschlossen wurde, war das germanische Eigenthumsrecht lediglich das Recht und der Rechtsschutz für die selbsteigene persönliche Bethätigung und dadurch gleichzeitig dasjenige Eigenthumsrecht, welches dem christlichen Prinzipe der Gleichberechtigung und dem wirthschaftlichen Lehrsatze der Bibel entsprach, daß „jeder Arbeiter seines Lohnes werth sei."

Trotz der durch die germanischen Eroberungen und die Völkerwanderung entstandenen rechtlichen und sittlichen Verwirrung und Verwilderung erhielt sich auch das deutsche Eigenthumsrecht, namentlich unter den unvermischt und nicht durch Eroberungen entarteten deutschen Volksstämmen aufrecht, und auch der verderbliche und zerstörende Einfluß, welchen die im Mittelalter auftauchende und leider noch bis auf den heutigen Tag unsere wirkliche und sogenannte moderne Bildung beherrschende römische Rechtswissenschaft ausübte, ist nicht im Stande gewesen, alle diejenigen Rechtsgebilde zu beseitigen, welche noch gegenwärtig, wenn auch als ruinenhafte und verkommene, so doch als grundsätzlich von dem römischen Eigenthumsrecht verschiedene echt deutsche Rechts-Institutionen zu betrachten sind, und als welche insbesondere zu gelten haben: die Markgenossenschaften, die Gehöferschaften, die Allmenden, das Bürgervermögen, die Fideikommisse, endlich die Zünfte und Innungen.

Alle diese vorgedachten Rechts-Institutionen sind dem römischen Eigenthumsrechte grundsätzlich und absolut fremd und beruhen auf dem deutschrechtlichen Eigenthumsbegriffe, d. h. auf dem Satze, daß das Eigenthum nicht blos ein willkürliches und ausschließliches Herrschaftsrecht der besitzenden Klasse oder lediglich über Sachen ist, und der Staat seinen Eigenthumsschutz lediglich auf die Sicherstellung und den Schutz des Herrschaftsrechts der besitzenden Klasse zu beschränken habe, so daß der Sachenbesitzschutz im Wesentlichen Selbstzweck des Eigenthumsrechts ohne Rücksicht auf irgend welche persönliche Arbeit und Bethätigung wird, sondern daß vielmehr das Eigenthumsrecht lediglich ein Recht der persönlichen Arbeit und des persönlichen Arbeitsschutzes, ein Recht des selbsteigenen Thuns und Schaffens, wie der Sicherstellung und des Schutzes dieses selbsteigenen Thuns und Schaffens ist, und daß demnach auch jedes Sachen-Schutzrecht nur um deshalb, nur insofern, soweit und so lange zu gewähren ist, als darin und dadurch die selbsteigene persönliche Bethätigung oder die selbsteigene persönliche Arbeit sichergestellt werden soll und sichergestellt wird.

Das deutsche Eigenthumsrecht und insbesondere das deutsche Grundeigenthumsrecht schließt daher auch jede Veräußerung und Verschuldung grundsätzlich aus, weil es eben bei dem Grundeigenthum nur die in demselben verkörperte Arbeit schützt und eine Fruchtbarmachung desselben für den Eigenthümer nur gemäß der von ihm daran und darin aufzuwendenden Arbeit duldet. Der deutschrechtliche Eigenthümer ist sonach weder im Stande, durch wucherische Veräußerungen und so-

genannte Speculationen sich mühelos zum Nachtheile seiner Mitmenschen zu bereichern, noch durch Aufnahme von Schulden vielleicht dasjenige in kurzer Zeit zu vergeuden, was oft ganze Generationen in seiner Familie durch Sparsamkeit aufgesammelt haben.

Wenn nun aber das Eigenthum nicht blos ein Schutzrecht über die Herrschaft von Sachen ist, nicht der Sachenbeherrschungsschutz, der ihm gewährt wird, Selbstzweck des Eigenthums, sondern lediglich ein einziges Mittel und eine einzige Form der Sicherstellung des Rechtes der eigenen Arbeit, wie der Sicherstellung des Schutzes der selbsteigenen Arbeit und des selbsteigenen Schaffens ist, wenn sonach das Eigenthum überhaupt und allgemein ein Schutzrecht für jede eigene Arbeit und jedes eigene Thun ist, mögen diese nun mit einem Besitze oder einer Herrschaft über Sachen verbunden sein oder nicht, und daher in einem allgemeinen Schutzrecht sowohl über bereits vorhandene als erst durch selbsteigene Bethätigung jeder Art zu erlangende Güter besteht, so folgt mit Nothwendigkeit und von selbst daraus, daß der Staat allen Denjenigen, denen er ein gesichertes Eigenthums- oder Arbeitsschutzrecht nicht durch den Herrschaftsschutz über Sachen gewährt und gewähren kann, oder die nicht der s. g. besitzenden Klasse angehören, ein ähnliches und gleiches Recht dadurch sicherstellen muß, daß er der besitzlosen Arbeit verhältnißmäßig dieselben Erfolge und Früchte zu Theil werden läßt, wie der mit dem Besitze oder der Sachenherrschaft verbundenen Arbeit.

Anderenfalls würde das Eigenthumsrecht der Gleichberechtigung ermangeln, lediglich ein besonderes Privilegium der besitzenden Klasse sein und dieser in willkürlicher Weise die Ausnutzung der besitzlosen Klasse ermöglichen, weil die Herrschaft über den Sachenbesitz allein die Sicherung der Existenz gewährt und Behufs Erhaltung derselben sonach die besitzlose Klasse gezwungen ist, ihre Arbeitskraft für dieselbe der besitzenden Klasse unbedingt und unter allen Umständen zur Verfügung zu stellen.

Während nun also das heutige römische, lediglich auf dem Herrschaftsschutzrecht über Sachen beruhende oder lediglich für die besitzende Klasse bestehende Eigenthumsrecht thatsächlich ein besonderes Privilegium und Monopol derselben ist, das für das Alterthum auch vollständig genügte, weil die besitzlose Arbeit keines Schutzes bedürftig war, indem sie von den Sklaven verrichtet wurde, die ebenfalls als Sache der besitzenden Staatsgenossen galten und behandelt wurden, wird von den Vertretern und Anhängern unseres heutigen ökonomischen Liberalismus, wie von den Vertretern der sogenannten modernen Volkswirthschaft und Rechts-

wissenschaft umgekehrt behauptet, daß unsere besitzlosen Handwerker und Arbeiter, indem sie gleichfalls den Schutz des Staates für ihre eigene Arbeit, ihr eigenes Thun oder ihr Eigenthum anrufen, im Gegensatz zu der besitzenden Klasse, ein besonderes Privilegium und Monopol verlangten.

Während also die besitzlose Klasse nur die Gleichberechtigung fordert, ist man nicht nur so verblendet, ihnen dieselbe gänzlich zu versagen, sondern man hat sogar die Unverschämtheit, die Forderung dieser Gleichberechtigung als ein unbegründet gefordertes Bevorzugungsrecht hinzustellen, das vielmehr gerade die besitzende Klasse in Anspruch nimmt.

Aber nicht genug, daß man der besitzlosen Klasse die verhältnißmäßige Gleichberechtigung auf den staatlichen Schutz in der ungerechtfertigsten Weise streitig macht und ihr als Unrecht vorhält, was die besitzende Klasse als eigenes Recht in Anspruch nimmt, man hat es auch noch verstanden, die besitzlose Klasse durch dogmatische politische Formeln und Schlagwörter zu verdummen und zu bethören, indem man die Schlagworte: „wirthschaftliche Selbsthülfe" und „Freiheit," „Gewerbefreiheit," „Freizügigkeit," „Coalitionsfreiheit" und „moderne Genossenschaften" erfand, vermittelst welcher es den besitzlosen Handwerkern und gewerblichen Arbeitern vollkommen gelingen könne, sich eine den besitzenden Klassen ebenbürtige Stellung zu erringen, falls sie sich nur als wahrhaft thatkräftige und würdige Männer zeigten!

Es ist nun kaum glaublich und begreiflich, und eine spätere Zeit wird es mit gerechtem Staunen anhören, daß Jahrzehnte hindurch die allergrößeste Mehrzahl der Handwerker und Arbeiter sich durch die vorangeführten dogmatischen Formeln und Schlagwörter vollständig verblenden und verdummen ließ und in dieser ihrer Verdummung und Verblendung namentlich der „Fortschrittspartei" Heeresfolge leistete, so daß besonders unter deren Führung die heutige, fast jeglicher rechtlichen und sittlichen Grundlage entbehrende Wirthschafts-Gesetzgebung entstand, deren idealste Freiheit die Wucherfreiheit und deren idealste Genossenschaften die Wuchergenossenschaften sind.

Man hat auf liberal-ökonomischer Seite bis heutigen Tages so unendlich viel über Verblendung und Verdummung durch Theologen und Pfaffen geredet, aber, meine Herren, eine so großartige und kolossale Verblendung und Verdummung, wie der ökonomische Liberalismus mit den Massen der Bevölkerung geleistet hat, indem er ihnen dasjenige als höchstes Ideal eintrichterte und erscheinen ließ, was gerade zu ihrem

höchſten und äußerſten Verderben führen mußte, hat noch kein Theologe und kein Pfaffe zu Stande gebracht.

Zum Beſten der liberal-ökonomiſchen Demagogen und politiſchen Pfaffen wollen wir freilich annehmen, daß ſie zum großen Theile aus mangelnder Einſicht gehandelt und nicht gewußt haben, was ſie thun.

Jedenfalls aber iſt es das große Verdienſt des Begründers der Socialdemokratie, des Laſſalle, zuerſt den Maſſen der Bevölkerung die Nebel- und Narrenkappe abgeriſſen zu haben, unter der ſie von den liberal-ökonomiſchen Verführern geleithammelt und gegängelt wurden, und andererſeits die heiligſte Pflicht aller wahrhaft ſocial-conſervativen Männer, die Maſſen der Bevölkerung nicht dem Unglauben und der Verzweiflung an eine beſſere Zukunft zu überlaſſen, ſondern zu neuem und vereintem Zuſammenhalten für ein muthiges und beſonnenes Handeln, wie für die Erkämpfung auch einer äußeren und thatſächlichen chriſtlichen Weltordnung zuſammenzuſchaaren.

Wenn es nun aber nach den vorangeführten Darlegungen unzweifelhaft feſtſteht, daß das Eigenthumsrecht, als das erſte und urſprüngliche poſitive Rechtsverhältniß jedes Einzelnen, das Recht auf das eigene Thun und auf den Schutz der Früchte dieſes eigenen Thuns iſt, mag dieſes eigene Thun nun an die dauernde Beſitzesherrſchaft von Sachen geknüpft ſein oder nicht, ſo liegt auf der Hand, daß auf dem Gebiete der gewerblichen Arbeit ein gleicher Schutz oder eine Gleichberechtigung hinſichtlich des Eigenthumsrechts Seitens des Staates nur dann und dadurch gewährt werden kann, daß er allen Gewerbtreibenden in gleichberechtigender Weiſe die Selbſtſtändigkeit ihres Betriebes ſichert und ihnen dadurch die Möglichkeit gewährt, für die Verwerthung ihrer gewerblichen Arbeit den jeweilig möglichſt hohen Ertrag zu erzielen, da naturgemäß derſelbe nur den ſelbſtſtändigen Gewerbtreibenden zufällt und zufallen kann, weil ſie durch die oberſte Beherrſchung der gewerblichen Beſitz-, Herſtellungs- und Austauſchverhältniſſe, wie durch die Dienſtbarmachung der durch mangelndes Alter oder mangelnde Befähigung unſelbſtſtändigen Gewerbtreibenden und Arbeiter, die wechſelsweiſen höchſten Leiſtungen und Gegenleiſtungen für die Erzeugung und den Austauſch von Gütern miteinander feſtſetzen und bei der Verwerthung ihrer gewerblichen Erzeugniſſe erzielen werden.

Die Selbſtſtändigkeit des gewerblichen Betriebes, und dadurch die wirthſchaftliche und bürgerliche Gleichberechtigung und Gleichſtellung den gewerbtreibenden Handwerkern und Arbeitern möglichſt allgemein zu ſichern, war nun aber gerade eine der Hauptaufgaben unſerer früheren

Innungen oder Zünfte, und sie bedienten sich hierzu des seiner Zeit ebenso einfachen, wie ausreichenden, verständigen und angemessenen Mittels, daß sie keinem selbstständigen Gewerbtreibenden die eigene Dienstbarmachung und Zuhülfenahme von der Regel nach mehr als vier Gesellen und Lehrlingen gestatteten.

Dadurch erreichten sie offenbar, daß möglichst wenige gewerbliche Hülfsarbeiter in die wirthschaftliche Abhängigkeit und Dienstbarkeit ihrer Genossen kamen, und daß möglichst viele zur gleichen Selbstständigkeit befähigte und berechtigte Gewerbsgenossen diese Selbstständigkeit thatsächlich erreichen und behaupten konnten.

Es war außerdem diese Beschränkung durchaus nicht eine Beschränkung der eigenen Freiheit und eigenen Arbeit, sondern vielmehr umgekehrt eine Sicherstellung der eigenen Freiheit und eigenen Arbeit Anderer und Aller, wie eine im Interesse der wirthschaftlichen Gleichberechtigung und bürgerlichen Gleichstellung getroffene Abwehr gegen die Machtstellung zufälliger und größerer Besitz- und Vermögensverhältnisse einer Minderzahl.

Diese ebenso weise wie gerechte Einrichtung unserer alten Zünfte und Innungen wurde ebenso gleichzeitig die Schöpferin unseres mit Recht so gepriesenen städtischen Bürger- und Mittelstandes, da dieselbe allen selbstständigen Gewerbtreibenden durch deren möglichste Gleichstellung in den Produktionsbedingungen auch einen möglichst gleichmäßigen Wohlstand verschaffte, und die untergeordnete Dienstbarmachung von Hülfskräften für die Gütererzeugung nur in einem Grade gestattete, wie er gewissermaßen naturgemäß war und an die Grund-Institution der menschlichen Gesellschaft, an die Familie sich anschloß.

Denn indem die Zunftgenossen in ihre Dienste im Wesentlichen nur diejenigen gewerblichen Hülfskräfte nehmen durften, welche entweder wegen mangelnder Reife des Alters noch nicht selbstständig sein konnten, oder wegen mangelnder Körper- und Geisteskräfte selbstständig zu werden nie im Stande gewesen wären, wurden sie für alle jugendlichen gewerblichen Hülfskräfte eine der elterlichen geistigen und wirthschaftlichen Fürsorge gleichkommende Familien-Erziehungs-Anstalt, wie für die Schwachen und Minderbefähigten eine vorsorgliche und wohlthätige Zufluchts- und Unterkunftsstätte.

Die Beschränkung des Rechtes auf die Dienstbarmachung von nur vier gewerblichen Hülfskräften, die also mit dem Familienhaupte und Meister eine Anzahl von 5 vereinigten Arbeitsgenossen bildeten, entsprach sogar der natürlichen Durchschnitts-Anzahl der Familie, denn es ist be-

kannt, daß im Großen und Ganzen in allen Ländern und bei allen Völkern die Familie aus durchschnittlich etwa 5 Personen besteht. Es stellt demnach die alte Zunft gewissermaßen eine gewerbliche Familiengenossenschaft dar, und ist dadurch, daß sie die natürliche Familie erweiterte, wie durch Arbeits- und Lebensgemeinschaft befestigte und veredelte, die ruhmvolle Pflanz- und Heimstätte unseres gesammten modernen städtischen Bürgerthums geworden, dem wir wesentlich den Fortschritt und die Erhaltung unserer neueren geistigen, sittlichen und materiellen Kultur zu verdanken haben.

Nun erging es aber mit den Zünften und Innungen ebenso, wie es gewöhnlich in denjenigen Rechtsgemeinschaften zugeht, welche lediglich auf die Wahrnehmung ihrer eigenen Interessen angewiesen sind und nur bedacht zu sein brauchen, und nicht auf das große Ganze und die gleichzeitige Gemeinwohlfahrt Aller zu rücksichtigen haben.

Jede Stadt bildete zur Zeit der Entwickelung der Zünfte einen Staat für sich, jeder engherzige und kleinliche Lokal-Egoismus und Lokal-Patriotismus konnte sich daher an jedem Orte geltend machen. Es kam hinzu das schlechte Beispiel unter den übrigen Berufsklassen, die Zerstörung der gleichberechtigenden landwirthschaftlichen Genossenschaften, die in Folge der hereinbrechenden fortwährenden Kriege zunehmende Gewaltthätigkeit und sittliche Verwilderung, endlich der verderbliche Einfluß des römischen Rechts, um schließlich die Innungen immer mehr als Stätten der Engherzigkeit, kleinlichen Selbst- und Herrschsucht erkennen und entarten zu lassen.

Der sogenannte „Zunftzopf" ist hinlänglich bekannt und gewürdigt, als daß ich auf denselben noch näher einzugehen brauche; ebenso aber auch ist es bekannt, daß man, anstatt das wirklich „Zöpfige" an den Zünften zu beseitigen und das Gute an und von ihnen zu bewahren und zeitgemäß fortzubilden, sie im Namen der Freiheit aufhob, um die zügelloseste und allgemeinste Willkür und Selbstsucht an ihre Stelle zu setzen.

Was aber namentlich in neuester Zeit auch noch wesentlich zur Bekämpfung und Aufhebung der Zünfte und Innungen beitrug, war die Entwickelung der Großindustrie, deren Verhältnisse sich absolut nicht in die engen und engherzigen Schranken der entarteten und verkommenen Zunfteinrichtungen hineinzwängen ließen und deren technische Fortschritte unmöglich im Interesse kleinlicher persönlicher Vortheile und Vorrechte gehemmt werden konnten.

Aber die Großinduſtrie war es andererſeits auch, welche neben der immer mehr brennend gewordenen Handwerkerfrage namentlich die in noch bedrohlicherem Grade auftauchende gewerbliche Arbeiterfrage erzeugte, weil ſie die Dienſtbarmachung und Unſelbſtſtändigkeit gewerblicher Hülfskräfte noch viel maſſenhafter hervorrief, als dies in letzter Zeit auch bei den entarteten Zünften und Innungen bereits der Fall war, und dadurch die Zerſtörung der wirthſchaftlichen und bürgerlichen Gleichberechtigung und Gleichſtellung, wie die Vernichtung des alten Bürger- und Mittelſtandes immer mehr ausdehnte und erweiterte.

Zwar war von der Zeit an, wo die Zünfte die Beſchränkung der Meiſter auf eine geringere und gleichmäßige Anzahl von Geſellen und Lehrlingen aufhoben, die heutige gewerbliche Arbeiterfrage ebenfalls ſchon vorhanden, denn es bildeten ſich von dieſer Zeit ab bereits zahlreiche, in unberechtigter Weiſe von der Erlangung der Selbſtſtändigkeit ausgeſchloſſene Verbände von Geſellen, die mit den lediglich zu engherzigen Meiſter-Intereſſenverbänden umgewandelten Zünften oft die hartnäckigſten und feindſeligſten Kämpfe führten; indeß erſt die neueſte Entwickelung des Großgewerbebetriebes, das Hinzutreten der Maſchinentechnik und die Heranziehung des Großkapitals, namentlich in Folge der Aktiengeſellſchaften, brachte eine ſo umfangreiche Anzahl unſelbſtſtändiger und dienſtbarer, wie von jeder Selbſtſtändigmachung für die Zukunft abſolut ausgeſchloſſener gewerblicher Arbeiter hervor, daß deren ungleiche wirthſchaftliche und bürgerliche Stellung der bürgerlichen Geſellſchaft einen durchgreifend veränderten Charakter verlieh, und bei ihnen ſelbſt, weil die moderne Geſetzgebung ſich ihrer anzunehmen weder geneigt noch befähigt zeigte, eine unverſöhnliche Verbitterung und Verbiſſenheit gegen die geſammte beſtehende Staats- und Geſellſchaftsordnung hervorrief.

Daß die Anklagen unſerer heutigen zahlreichen, willkürlich und ungleichberechtigt der Macht der Großinduſtrie und des Großkapitals bereits überlieferten oder noch fortgeſetzt verfallenden Handwerker und Arbeiter gegen die beſtehende wirthſchaftsrechtliche Ordnung im Weſentlichen begründet ſind, darüber iſt bei allen Denen, welche nicht von der niedrigſten Selbſtſucht erfüllt oder deren Kopf und Herz nicht von dem Doctrinismus der römiſchen Rechtsordnung oder des römiſchen Eigenthumsrechts verwirrt und verwildert iſt, kein Zweifel.

Indeß darüber herrſcht vollkommene Unklarheit und Unſicherheit, wie den beſtehenden Mißſtänden abzuhelfen iſt, ohne die perſönliche Freiheit des Einzelnen in unberechtigter Weiſe zu beeinträchtigen und ohne den Staat in die gefahrdrohende Lage zu verſetzen, ſich ſelbſt zum

unmittelbaren verantwortlichen Leiter und Herrn der gewerblichen Produktion zu machen.

Dessenungeachtet erscheint es nun nicht allzu schwierig, aus dem Chaos der herrschenden Meinungen und Zustände heraus einen sicheren Weg zu finden, wenn man von unklaren und träumerischen Phantasie-Gebilden absieht, nach allen Richtungen hin an die bestehenden thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse anknüpft und dem einseitigen und selbstsüchtigen römischen Eigenthums- und Eigenthumsschutzrechte entsagt.

Unzweifelhaft würde man die möglichste Gleichberechtigung und die möglichste wirthschaftliche und bürgerliche Gleichstellung unter den Handwerkern und Gewerbtreibenden im Allgemeinen auch heut wieder dadurch am wirksamsten herstellen und sichern können, wenn man die bereits gedachte Vorschrift der Zünfte wieder einführte, daß kein Gewerbtreibender sich einer größeren Anzahl von Hülfskräften als vier Gesellen und Lehrlingen bedienen darf.

Auch die Frage der Beschaffung des Betriebskapitals würde bei den alsdann bestehenden durchgängig nur kleinen Gewerbebetrieben keine Rolle spielen und jeder physisch, geistig und sittlich zur Selbstständigkeit befähigte Handwerker und Arbeiter dieselbe unter den allgemein gegebenen Voraussetzungen alsdann der Regel nach erlangen und behaupten können.

Zur Sicherung und Befestigung dieser Selbstständigkeit, wie der damit verbundenen patriarchalisch erziehlichen Arbeits- oder gewerblichen Familien-Gemeinschaft, würde nur noch die Prüfung der Meister hinzuzukommen haben, um der gewerblichen Jugend eine gedeihliche Ausbildung zu sichern, und nebenbei die bloße Kapitalherrschaft von der rein egoistischen Ausnutzung der gewerblichen Hülfskräfte, wie von der verderblichen Speculation und bequemen Ausbeutung des gewerblichen Betriebes überhaupt, auszuschließen.

Allein die Beschränkung der heutigen Gewerbsleiter und der heutigen gewerblichen Betriebe auf eine patriachalische Anzahl gewerblicher Hülfskräfte ist thatsächlich unmöglich und würde die hervorragendsten Errungenschaften unserer modernen Industrie und Kultur überhaupt zu Grunde richten.

An der Thatsache und an der Nothwendigkeit der Großindustrie kann und darf daher überhaupt nicht gerüttelt und gezweifelt werden, ja es ist jedes Ankämpfen gegen die fortgesetzte Entwickelung und Ausbildung derselben einfach ein Vergehen gegen den Fortschritt der Menschheit.

Bei den Anklagen gegen die Großinduſtrie darf man daher ſeine Beſchwerden nicht gegen die Entwickelung und Ausbildung derſelben an ſich, ſondern nur gegen die ſchlechte und unbillige privat- und wirthſchaftsrechtliche Organiſation der in derſelben verwendeten und thätigen Arbeit richten.

Bei der Prüfung dieſer Beſchwerden treten uns nun aber wiederum die unverſöhnlichen Gegenſätze des römiſchen und deutſchen Rechts über das Eigenthum und die Aufgaben des Staates hinſichtlich des Schutzes der in und an dem Eigenthum lediglich zu ſichernden Arbeit entgegen.

Der heutige ökonomiſche Liberalismus und unſere heutige römiſche Rechtsgelehrſamkeit ſagen: „Das Eigenthum iſt nur ein Herrſchaftsrecht über in Beſitz ergriffene Sachen und der Staat hat daher ſeine Aufgabe im Weſentlichen lediglich darauf zu beſchränken, dieſes Herrſchaftsrecht zu ſichern und zu ſchützen. Und damit dieſes letztere um ſo kräftiger, wirkſamer und umfangreicher ausgeübt werden kann, haben ſodann unſere modernen liberalen Oekonomen und römiſchen Juriſten noch moderne Sachen- oder Kapitalvereinigungen in den Handelsgeſellſchaften, Aktiengeſellſchaften, Hypothekenbanken und Wuchergenoſſenſchaften aller Art erfunden und hergeſtellt, die ſchließlich insgeſammt ſtets in die Machtſphäre eines enggeſchloſſenen Netzes moderner Geld- und Raubritter gelangen, ſo daß die „Deutſche Landes-Zeitung“, beiläufig bemerkt wohl das einzige in Berlin beſtehende nennenswerthe ſocial-konſervative Tageblatt, mit Recht von dieſer Schmarotzer-Klaſſe der modernen Geſellſchaft in ihrer Nr. 29 bemerkt:

„Man hat jetzt thatſächlich den Beweis geführt erhalten, daß es nicht mehr die Regierungen, ſondern die großen Geldmächte ſind, welche die Geſetze des Verkehrs diktiren und das geſammte Verkehrsleben ſelbſt beherrſchen und daß, was man auch jetzt anfangen und treiben mag, ſei es Schutzzoll, ſei es Freihandel, ſei es Tarifgeſetz oder Verſtaatlichung der Eiſenbahnen, der Nutzen ſtets, und zwar mit ſteigenden Prozenten, in dieſelben Taſchen fließt, und daß daher alle noch ſo wohlgemeinten Reformen ſchließlich doch kein anderes Reſultat haben, als die Reichen noch reicher und die Armen noch ärmer zu machen und die Kluft, welche die „Macher“ und „Gemachten“ von einander trennt, immer mehr zu verbreitern und zu vertiefen.“

Treten wir nun aber mit unſeren deutſchrechtlichen Begriffen von Eigenthum an die Großinduſtrie heran und ſagen in Folge deſſen: Gewiß hat der Staat den Beſitz von Sachen zu ſchützen; allein nicht

um des mit demſelben und durch dieſelben, namentlich über Andere, zu übenden Herrſchaftsrechts, ſondern um der daran und damit vorzunehmenden eigenen Arbeit willen. Deshalb iſt es ſeine Pflicht, auch die nicht mit dem Herrſchaftsbeſitze von Sachen verbundene oder die beſitzloſe Arbeit in gleicher und ähnlicher Weiſe zu ſchützen, als die Sachen-Beſitzesherrſchaft, jedenfalls alſo die mit und ohne Sachenbeſitz Arbeitenden gleich zu ſtellen, und demnach alſo in einer großinduſtriellen Arbeitsgemeinſchaft von Beſitzenden und Beſitzloſen den Erſteren nur für die etwaige Bereitſtellung und Vorſchießung des Kapitals durch Gewährung eines mäßigen Darlehnszinſes vorweg einen beſonderen Vortheil zuzugeſtehen.

Wenn im Uebrigen in einer ſolchen großinduſtriellen Arbeitsgemeinſchaft das gleiche Schutzrecht und die gleiche Schutzpflicht des Staates, wie ſie das deutſche Recht und die chriſtliche Gleichberechtigung hinſichtlich des Eigenthums oder des eigenen Thuns unbedingt verlangen, in einer gerechten, dabei aber durchaus den natürlichen perſönlichen Unterſchieden in Bezug auf Umfang, Würde und Bedeutung der Arbeit entſprechenden Weiſe geübt werden ſoll, ſo iſt es unmöglich, daß in ſolcher Arbeitsgemeinſchaft dem ſogenannten Fabrikherrn diejenigen Vermögensvortheile und diejenige Willkürherrſchaft zugeſtanden werden können, die ihnen das gegenwärtige römiſche ſ. g. Eigenthumsrecht gewährt, ich ſage ſo genannte Eigenthumsrecht, denn in der That iſt das römiſche Eigenthumsrecht kein Eigenthumsrecht, ſondern ein einſeitiges, ſelbſtſüchtiges und bevorzugendes Herrſchaftsausübungsrecht der beſitzenden Klaſſe über die beſitzloſe, ein Recht des Stärkeren über den Schwächeren, ein Recht des Heidenthums und nicht des Chriſtenthums, ein Recht, unter dem, trotz ſeiner ſchließlichen Machtausdehnung faſt über die ganze damals bekannte Welt, das römiſche Reich jählings in Trümmern zuſammenbrach, und unter dem auch unſere moderne wirkliche und ſogenannte Civiliſation, wenn ſie daſſelbe nicht grundſätzlich überwindet, zuſammenzuſtürzen droht und ſicher zuſammenſtürzen wird, ein Recht, unter dem die verdunkelten Lehren des Chriſtenthums faſt überall zu einer leeren Phraſe und die chriſtliche Kirche zu einer polizeilichen Hülfsanſtalt der jeweilig herrſchenden Klaſſe herabgeſunken iſt, obgleich die Schrift von dem wirklichen Chriſtenthum ausdrücklich verlangt, daß es „nicht blos mit Worten liebt, noch mit der Zunge, ſondern mit der That und der Wahrheit.“

Es werden nun die blinden oder ſelbſtſüchtigen Vertreter der herrſchenden römiſchen Rechtsanſchauungen meinen ſoeben gemachten Aus-

laſſungen gegenüber ſofort ausrufen: „Da haben wir den Aufwiegler, den Communiſten, den Staatsſocialiſten, den Chriſtlich-Socialen, der das Eigenthum abſchaffen, Alles gleich machen und Alles theilen will; dieſe Bande iſt ja noch ſchlimmer als die Socialdemokraten!“

Meine Herren, in Bezug auf die letztere Behauptung haben unſere Gegner im Allgemeinen vollkommen Recht, denn für *ſie* und *ihnen* gegenüber ſind wir allerdings ſchlimmer und gefährlicher als die Socialdemokraten, weil wir nicht wie Welt- und Himmelsſtürmer alles Beſtehende ſofort über den Haufen zu werfen drohen und nicht eher und ſchneller ein anderes und neues Gebäude aufrichten wollen, bevor wir nicht die einzelnen Bauſteine zu demſelben ſorgfältig geprüft und zuſammengetragen haben, weil wir demnach durch unſere Beſonnenheit, aber auch durch unſere unerſchütterliche Ausdauer und Feſtigkeit, durch unſeren Glaubensmuth und unſere Ueberzeugungstreue, *jedenfalls* die beſtehenden Zuſtände ändern werden, gelänge es uns auch nicht ſchneller, als wie der Tropfen den Stein durchhöhlt.

M. H., wir Socialconſervative wollen und wünſchen nun aber, da wir uns ſtets und überall nur an das Beſtehende anſchließen, auch in Bezug auf die rechtliche und wirthſchaftliche Stellung des gegenwärtigen Fabrikherrn zum Fabrikarbeiter nichts Anderes, als was ſchon längſt vorhanden iſt, was aber vor allzugroßer Klugheit und Selbſtſucht „die Schriftgelehrten und Phariſäer“ unſerer Zeit ebenfalls nicht erkennen oder erkennen wollen, weil ſie „den Wald vor Bäumen nicht ſehen können“.

Wir wollen einfach nur, daß die Arbeit, die innerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft und für dieſelbe geleiſtet wird, überall *ebenſo* oder *ähnlich* rechtlich behandelt und entſchädigt werde, wie dies mit der unmittelbaren Arbeit der *Beamten* innerhalb des *Staatsweſens* und für den *Staat* als ſolchen geſchieht.

Beſteht denn aber etwa bei der Arbeit der Beamten für den Staat als ſolchen irgend welcher Communismus und irgend welche Gleichmacherei? Werden denn etwa alle Beamten im Staate gleich beſoldet? Und ſind die Arbeitslöhne oder Gehälter in und für denſelben nicht auch verſchieden, je nach dem Umfange, dem Werthe und der Würde der Arbeit? Hat gegen *dieſe* Unterſchiede, die indeß den natürlichen Unterſchieden der Menſchen in Bezug auf ihre phyſiſchen und geiſtigen Kräfte, wie in Bezug auf ihre Willensthätigkeit und Leiſtungsfähigkeit entſprechen, überhaupt ein vernünftiger und geſitteter Menſch an ſich Etwas einzuwenden? Haben ſelbſt die verbiſſenſten Socialdemokraten jemals in Deutſchland ſchon verlangt, daß für die verſchiedenſten und verſchieden-

artigſten Arbeitsleiſtungen überall gleiche Entſchädigungen gewährt und die Faulen und Fleißigen, die Schlaffen und Thatkräftigen, die Dummen und Klugen innerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft gleich belohnt werden ſollen?

Nein, m. H., den ſocialkonſervativen Beſtrebungen gegenüber von einem Communismus oder einer unberechtigten Gleichmacherei reden zu wollen, iſt entweder Unkenntniß und Blindheit oder nichtswürdige Lüge und Verleumdung.

Wir bekämpfen nicht die natürlichen, ſittlichen und berechtigten Unterſchiede der Menſchen unter einander, ſondern nur die unnatürlichen, unſittlichen, unberechtigten und ſelbſtſüchtigen Ueberhebungen einer Menſchenklaſſe über die andere, wir verlangen daher auch nicht etwa, daß in der gewerblichen Arbeitsgemeinſchaft das Kapital vollſtändig leer ausgehen ſoll und daß der oberſte Leiter oder Fabrikant dem geringſten Arbeiter gleichgeſtellt werde, ſondern wir fordern nur, daß dabei das Kapital als ſolches ſich lediglich mit einer mäßigen Zinsentſchädigung begnüge, und daß der Fabrikherr ſeinen Arbeitern gegenüber nicht durchaus unverhältnißmäßig, nicht den natürlichen Unterſchieden der Menſchen und den bei den Arbeitsleiſtungen für den Staat beſtehenden Unterſchieden widerſprechend, bevortheilt werde.

(Schluß folgt im nächſten Heft.)

Zur Bevölkerungsfrage.

Werthvolle Aufschlüsse und Angaben über die Zunahme der Bevölkerung Preußens enthält das Ende 1879 publizirte Werk der Preußischen Statistik (amtliches Quellenwerk) Band Nr. XLVIII. A.: Rückblick auf die Bewegung der Bevölkerung im preußischen Staate während des Zeitraumes vom Jahr 1816 bis zum Jahr 1874, bearb. von A. Freih. v. Fircks.

Im Jahre 1740 umfaßte der preußische Staat 2146 geographische Quadratmeilen mit 2,210,000 Einwohner, 1786: 3525¾ geogr. Quadratm. mit 5½ Million Einwohner. Zu Ende der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's II. war Preußen 5537½ geogr. Quadratm. groß und von 8½ Million Menschen bewohnt. 1802: 5711 geogr. Quadratm. mit 9,388,968 Bewohner ohne das Militär. 1804 war die Bevölkerung bereits auf 9,706,300 Civil- und 271,170 Militär-Personen gestiegen. — Der Frieden von Tilsit nahm Preußen cr. die Hälfte seines Gebietes und die Bevölkerung betrug 1808 nur 4,559,306 Personen. 1816 umfaßte das Königreich 5072 geogr. Quadratm. mit 10,349,031 Einwohner; 1840: 5082½ geograph. Quadratm. mit 14,645,599 Bewohner; 1861: 5104 geogr. Quadratm. mit 18,264,706 Bewohner. Durch den Krieg von 1866 wuchs Preußen um 1305.9 geogr. Quadratm. mit 4,312,686 Bewohner. 1876 umfaßte Preußen 6373.3 geogr. Quadratm. mit 25,742,404 Bewohner.

Für 1816—40 stellt sich eine jährliche Bevölkerungszunahme durch Ueberschuß der Geburten um 11.78, durch Ueberschuß der Einwanderung über die Auswanderung um 1.37 auf's Tausend der gleichzeitig Lebenden heraus (Summa: 13.16 pro mille). Von 1841—61 beträgt die jährliche Zunahme 10.07 pro mille, von 1861—74 = 10.06 pro mille der gleichzeitig Lebenden. — Constatirt wird die Thatsache, daß die Anzahl der Wallonen, Dänen und Wenden abnimmt, die der Juden aber von Jahr zu Jahr wächst und dieselben ihre „Stammesbesonderheit" bewahren. Die Geburtsziffer ist bei den Juden niedriger als durchschnittlich im preußischen Staate; ihre Zunahme ist eine Folge geringerer Sterblichkeit und starker Einwanderung. Sehr richtig ist folgender Satz (S. 22):

„Dabei darf nicht unbeachtet bleiben, daß die Zahl der in Preußen vorhandenen Personen jüdischer Abkunft, u. a. wegen des Glaubens-

wechſels Erwachſener und des Taufens jüdiſcher Kinder, jedenfalls noch beträchtlich größer iſt, als die Zahl der Bekenner des moſaiſchen Glaubens." — Es wird hier ſehr verſtändlich angedeutet, daß es ſich um die Race und nicht um die Religion handelt, und daß die Race die Religion als Schild gebraucht, um ihre Macht und Anzahl zu verſtecken.

Die Vermiſchung von Polen mit Deutſchen wirkt am ſtärkſten auf die Erhöhung der Geburtsziffer. — Was die Dichte der Bevölkerung betrifft, ſo kamen 1816 auf den Quadrat-Kilom.: 38 Perſonen, 1840 ſchon 54 und 1875: 74! — Am dichteſten war die Bevölkerung 1875 in Berlin mit 16,324 Einwohnern pro Quadrat-Kilom., am dünnſten in der Lüneburger Haide mit 27 Bewohnern derſelben Fläche. Noch dichter als Berlin ſind Cöln a. Rh. und Münſter bevölkert.

Was die Anzahl der Geburten betrifft, ſo ſchwanken dieſelben im Zeitraum von 1872—74 zwiſchen 31.82 pro Jahr auf tauſend Bewohner in der Lüneburger Haide, 56.50 pro mille in den oberſchleſiſchen Kohlenbezirken — der Heimath der Hungersnöthe, Maſſenverarmung und des Typhus — und 62.19 pro mille in der Fabrikſtadt Eſſen. — Auffallend iſt die Seltenheit der Todtgeburten bei den Juden und zur Erklärung dieſer Thatſache wird ſehr richtig (S. 41) geſagt:

„Man wird die Thatſache, daß unter der jüdiſchen Bevölkerung ſo außerordentlich wenig Fälle von Todtgeburten vorkommen, vielleicht damit erklären können, daß die jüdiſche Mutter während der letzten Monate der Schwangerſchaft durchſchnittlich weniger angeſtrengt zu arbeiten braucht, als die chriſtliche Mutter. Bei den Juden ſind bis jetzt Frauen und Mädchen im Allgemeinen faſt nur als Gehilfinnen ihres Ehemannes, eines Verwandten ꝛc., dagegen ſelten als ſelbſtändige Arbeiterinnen in Fabriken oder als Tagelöhnerinnen in der Landwirthſchaft erwerbthätig. Nach dem Vorgang der jüdiſchen Männer wählen auch die Jüdinnen faſt ausſchließlich eine Berufsthätigkeit, welche ohne erhebliche körperliche Anſtrengung verrichtet werden kann und welche es ermöglicht, zeitweiſe, z. B. in den letzten Stadien der Schwangerſchaft, dem Körper ziemlich viel Ruhe und Schonung zu gewähren, ohne die Arbeit gänzlich einzuſtellen." — Die Juden ſind eben die vermögende, günſtig ſituirte, herrſchende — die Chriſten die arbeitende, dienende Race, die Heloten im „Deutſchen Reiche!" —

Weil von allgemeinem Intereſſe, führen wir hier auch die Zahl der im letzten Kriege in der preußiſchen Armee Verſtorbenen an. Es ſtarben:

1870 . . . . 1430 Offiziere und 28,592 Mann.
1871 . . . . 453 „ „ 9,684 „

Wahrhaft erſchrecklich iſt es aber zu ſehen, wie eine große Anzahl chriſtlicher Frauen mit Juden in eheliche Verbindung tritt. 1000 evangeliſche Männer heiratheten 1876 nur 0.70 Jüdinnen, 1000 Katholiken: 0.52 Jüdinnen, dagegen 1000 Juden: 32.48 evangeliſche Chriſtinnen, 1875 ſogar 36.84. Dagegen gingen nur 5.72 katholiſche Chriſtinnen 1875 die Ehe mit Juden ein, 1876: 7.44.

Semite und Germane oder Däne oder Wende, ſind mehr als Hund, Wolf und Schakal oder Eſel und Zebra und Pferd verſchieden. „Zwiſchen Pferd und Eſel ſind Baſtarde eben ſo möglich, als zwiſchen Deutſchen und Juden und beide gleich widernatürlich", wird in „Iſrael im Heere" geſagt. Und dieſe widernatürlichen ſemito-germaniſchen Baſtarde werden alſo immer zahlreicher, da es Deutſchinnen und Chriſtinnen giebt, die mit Juden in die Ehe treten. Kläglich aber charakteriſtiſch iſt es, daß faſt nur Proteſtantinnen ſich hierzu hergeben. Wir erblicken hierin einen Beweis des größeren Einfluſſes der katholiſchen Geiſtlichkeit auf die Angehörigen ihrer Gemeine und deren Verhalten, als wie bei den proteſtantiſchen Seelſorgern.

Die Bevölkerungszahl Deutſchlands wächſt erſchreckend von Jahr zu Jahr. Der Ueberſchuß der Geburten im Reiche betrug 1872 ca. 430,000, 1878 aber ca. 550,000! Man ſchätzt die Bevölkerungsanzahl am Ende des Jahres 1880 auf $45^1/_2$ Millionen. 1875 betrug ſie $42^3/_4$ Millionen.

Aber die „Bevölkerungsfrage" umfaßt nicht nur die Betrachtungen über Zunahme und Abnahme der Bevölkerung, ſondern ſie hat auch nach den Gründen und Wirkungen dieſer Schwankungen zu forſchen und die Mittel zur Heilung etwaiger nachtheiliger Wirkungen zu unterſuchen. Die „Bevölkerungsfrage" umfaßt deshalb auch die Auswanderungs- und Koloniſationsfrage, ſowie die Unterſuchung über Maſſenverarmung, Hungersnöthe und Uebervölkerung. — Durch die Freizügigkeit und die Aufhebung faſt aller Ehebeſchränkungen in Deutſchland iſt die Frage eine brennende geworden.

Aus dem reichen Materiale, welches wir unter „Bevölkerungsfrage" verſtehen, wollen wir hier nur ein Kapitel herausgreifen und behandeln, es iſt dies die Frage: Wie iſt der Uebervölkerung zu ſteuern? — Auf die ſchädlichen Wirkungen der Uebervölkerung werden wir nur gelegentlich hinweiſen; die Exiſtenz der Uebervölkerung iſt durch die einleitenden Betrachtungen und Zahlen nachgewieſen.

Man hat die verschiedenen Mißstände erst ziemlich akut werden lassen, ehe man die Lösung der „Bevölkerungsfrage" in neuester Zeit, wenigstens von Seiten der Wissenschaft, versucht hat. Einige der wichtigsten der in neuester Zeit hierüber erschienenen Schriften wollen wir näher betrachten und bei Besprechung derselben unsere Ansichten über die betreffenden Angaben und Betrachtungen einschalten. — Zur Abwendung der Gefahr der Uebervölkeruug halten wir für nothwendig:

1) Gründliche Revision des Freizügigkeits-Gesetzes, d. h. starke Einschränkung der jetzt herrschenden Vagabondenfreiheit.
2) Schleunige Einführung von Gesetzen, welche das heirathsfähige Alter für Männer auf mindestens 25 Jahre, für Frauen auf mindestens 18 Jahre feststellen, und welche von jedem Heirathskandidaten den Nachweis der Fähigkeit sich und seine Familie selbst ernähren zu können, fordern.
3) Organisation der Auswanderung. Die Regierung befördere dieselbe nicht — es wäre doch wohl zuviel verlangt, wenn die Regierung selbst sagen oder zugeben sollte: in eurer Heimath ist kein Tisch für euch gedeckt, versucht euch in der Fremde zu ernähren — aber sie verhindere sie auch nicht, und suche die nicht zu unterdrückende in die richtigen Bahnen zu lenken.
4) Die Regierung verhindere die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten oder nach englischen oder französischen Kolonien. Die nach dort gehenden Deutschen schädigen unser Vaterland doppelt und sind dauernd für dasselbe verloren.
5) Die Regierung unterstütze Kolonisations-Vereine, welche deutsche Ackerbau-Kolonien in Ländern anlegen wollen, welche noch nicht Konkurrenten der deutschen Industrie sind. — Sie schließe möglichst viele Handelsverträge ab, sorge für gute Vertretung durch Berufs-Konsuln und schütze in Fällen gerechter Klage ihre im Auslande wohnenden Unterthanen energisch.
6) Das in Frankreich herrschende Zweikinder-System können wir durchaus nicht als „unmoralisch" anerkennen. Die Wirkungen desselben sind für Frankreich sehr heilsam, bedingen in erster Linie seinen Reichthum und seine Macht. Wir kommen noch specieller auf diesen Punkt zurück, heben aber schon hier hervor, daß wir die allgemeine Einführung und offene Empfehlung dieses Systemes nicht fordern, da wir dieselbe für nicht nothwendig halten. Werden die unter 1—5 aufgestellten Forderungen erfüllt, so existirt die Gefahr der Uebervölkerung nicht mehr.

Andererseits müssen wir aber auch hier bemerken, daß allgemeine Redensarten wie: „Viel Kinder, viel Segen" oder: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich" keinem Menschen nützen, auch wenn sie noch so oft wiederholt werden, überhaupt die „Bevölkerungsfrage" ihrer Lösung um keinen Millimeter näher bringen! —

Die erste Schrift, welche wir hier eingehend betrachten wollen, ist die 1879 in Gotha bei Fr. Andr. Perthes erschienene Broschüre: Bedarf Deutschland der Kolonien? Verfasser ist Herr Missionsdirector Dr. Fr. Fabri in Barmen.

Herrn Dr. Fabri verdanken wir es, durch diese sehr werthvolle und geistreich geschriebene Broschüre, eine eingehende Beschäftigung mit der Bevölkerungs-, Auswanderungs-, Nothstands-, Colonisations- 2c. Frage in den verschiedensten Kreisen angeregt zu haben. Seiner Schrift ist hierdurch ein dauernder Werth gesichert.

„Wir sind nachgerade im neuen Reiche in eine wirthschaftliche Lage gerathen, die drückend, die wirklich bedenklich ist." „So mächtig der Wohlstand in den letzten Jahrzehnten bei uns gegen früher gewachsen ist, so sind wir doch im Ganzen noch arm, und die Kraft und der Nachhalt unseres nationalen Wohlstandes steht zu der politischen Machtfülle, die wir gewonnen haben, in einer erheblichen Dissonanz." — Zu diesen, dem Anfange des ersten Kapitels entnommenen Sätzen ist zu bemerken, daß der Wohlstand in den letzten Jahrzehnten in Deutschland durchaus nicht „mächtig gewachsen", sondern seit 10 Jahren in erschreckender Weise zurückgegangen ist. — Die 1873 eingetretene Geschäftsstockung wird dann kurz erwähnt und gesagt: „Man wird annehmen dürfen, daß wohl fast ein Viertheil unseres National-Vermögens in den letzten Jahren verschwunden, d. h. unproductiv geworden ist." — Unbegreiflich ist es, wie hier kein Wort über die Ursachen der Krise und über den Verbleib unseres Geldes gesagt wird! Wir empfehlen Herrn Dr. Fr. Fabri zur Orientirung über diese Fragen die Bücher Otto Glagau's: „Der Börsen- und Gründungs-Schwindel" zum eingehenden Studium. Die Einleitung zum zweiten Bande beginnt mit den hier passend zu citirenden Worten:

„Die Geschichte der Gründungen und Emissionen von 1870—1873 ist die Geschichte eines unerhört großen und frechen, raffinirten und intensiven Schwindels, wie er sonst noch nicht dagewesen. Der Statistiker Engel, selber ein vielfacher Gründer, berechnet die Coursverluste, welche das Publikum bei den an der Berliner Börse gehandelten Actien erlitten, auf etwa 700 Millionen Thaler. Von den Gründungen der

Schwindelperiode ist jedoch kaum die Hälfte im Berliner Courszettel zur Notirung gekommen, so daß man den Gesammtverlust auf gut 1500 Millionen Thaler veranschlagen darf — eine Summe, welche die riesige Kriegsentschädigung, welche Frankreich hat leisten müssen, weit übertrifft." — Es ist überall hervorzuheben, daß unsere ungünstige wirthschaftliche Lage, Massenverarmung ꝛc. in allererster Linie eine Folge des Börsen- und Gründungs-Schwindels sei, und daß alle bei diesem Schwindel wesentlich betheiligt gewesenen Personen bei jeder Gelegenheit der Verachtung der Nation überantwortet werden, ist Pflicht jedes guten Patrioten!

Gut 90 % aller Gründer sind Juden oder doch Semiten, und von 200 bei Gründungen betheiligt gewesenen Abgeordneten, welche 1877 und früher im Reichstage und preußischen Abgeordnetenhause saßen, sind 112 — Nationalliberale! Diese Thatsachen hätten in der Broschüre hier eingeschoben werden müssen!

Wenn weiter gesagt wird: „Darüber sind wohl Alle einig, daß nicht mehr viele Fehler gemacht werden dürfen," so ist hier beizufügen: Die Fehler müssen schleunigst durch fundamentale Revision der sog. „liberalen" Gesetze wieder gut gemacht werden!

Weiter wird gesagt: „Wir gehören nicht zu den vielen heutigen Lästerern der Manchester-Schule." Wir beklagen es aufrichtig, daß Sie, Herr Dr. Fabri, noch im Jahre 1879 die furchtbaren Schäden dieser allgemeinen Begaunerungsfreiheit, wo der Schwache und Unwissende ein Opfer des Reichen und Schlauen wird, nicht einsehen und rücksichtslos verdammen.

Sehr richtig wird (S. 7) entwickelt, daß Deutschland entschieden zu arm sei, um neben einem furchtbaren Landheer eine große Kriegsflotte erhalten zu können. — Daß Oesterreich bei den letzten Orientwirren sich habe zurückdrängen lassen, können wir nicht einsehen, und den Ausspruch: „daß man in Wien selbst weder an eine politische noch an eine Cultur-Aufgabe Oesterreichs mehr glaubt," finden wir mindestens sehr hart. Oesterreich hat den Löwenantheil auf dem Berliner Congresse erhalten, ist der berufene Träger der Civilisation auf der Balkanhalbinsel und hat den Glauben an diese Mission bisher bewiesen!

Vorzüglich sind die Ausführungen auf S. 16 und 17, welche eine geordnete Auswanderung fordern, so daß die auswandernden Deutschen nicht ihr Mutterland doppelt, zunächst durch Arbeits- und Kapital-Verlust und dann durch den Dienst in der mit uns concurrirenden fremden Industrie, schädigen. Auch folgende Bemerkung unterschreiben wir: „Die

Zuſtände Europas, nicht am wenigſten unſeres Vaterlandes, ſind ſo unterhöhlt und unbefriedigend, daß ſie für Viele das Leben immer ungemüthlicher machen. Unſere endlos arbeitende und Alles nivellirende Geſetzes-Macherei, die, weil häufig unhaltbare Zuſtände ſchaffend, in ſteter Umbeſſerung und Veränderung ſich bewegt, erzeugt eine innere Unruhe und Gährung ꝛc." Die beunruhigende Bevölkerungs-Zunahme der letzten Jahre wird betrachtet und conſtatirt, daß — geht es ſo fort — die Bevölkerung Deutſchlands ſich in 30 Jahren verdoppelt haben werde. In der Anmerkung S. 19 werden einige der Gründe, weshalb man in Frankreich die Gefahr einer Uebervölkerung nicht kenne, hervorgehoben und geſagt, daß dieſer Erfolg durch ein bekanntes unmoraliſches Prinzip erkauft ſei. Es iſt hier das ſog. Zweikinder-Syſtem gemeint. Wenn dieſes Syſtem als „Ausſchreitung" bezeichnet wird, ſo bezeichnen wir es gerade umgekehrt als eine Einſchränkung.

Die Betrachtungen über Getreide- und Viehzölle wollen wir im Allgemeinen gelten laſſen. Wir halten dieſe Zölle nur für heilſam, wenn wieder Brot- und Fleiſchtaxen im Reiche eingeführt werden und man ſo dem überflüſſigen Schacher und Zwiſchenhandel das Handwerk legt. Sonſt wandert unſer Geld auch unter dem Schutzzoll in dieſelben Taſchen wie zur Zeit des Freihandels. Iſt es nicht erſchreckend, daß die cultivirte Fläche in Preußen von Jahr zu Jahr abnimmt? Schlechter Boden bringt eben kaum die Steuerlaſten mehr heraus. Die ehrliche Arbeit iſt durch harte Steuern gedrückt, der reiche Gründer und Jobber zahlt kaum nennenswerthe Bruchtheile von den Steuern des Bauern! Der Verſuch mit den Getreide- und Viehzöllen ehrt den Fürſten Reichskanzler, er hat gezeigt, daß er die Bedeutung der Erhaltung des Bauernſtandes erkannt hat und dieſem Stande helfen will. Der Handwerkerſtand iſt ſchon zu Grunde gerichtet oder „conſumirt", wie der wiſſenſchaftliche Ausdruck der liberalen „Volkswirthe" lautet!

Mit der wachſenden Bevölkerung kann natürlich die Produktion des Bodens — mag dieſelbe noch ſo ſehr gefördert werden — nicht Schritt halten. Herr Dr. F. ſagt deshalb ſehr richtig: Die Organiſation einer ſtarken deutſchen Auswanderung iſt zu einer Lebensbedingung des Deutſchen Reiches geworden. Sehr verdienſtvoll iſt auch das Eifern gegen die deutſche Auswanderung nach Nord-Amerika, welche von der deutſchen Regierung unbegreiflicher Weiſe in erſter Linie geſtattet wird.

Das durch unſere „liberalen" Geſetze, in erſter Linie durch die Freizügigkeit und die famoſe Gewerbe-Ordnung geſchaffene, durch den „Aufſchwung der Induſtrie" verbummelte, durch die „Halsabſchneider-

Freiheit um seine letzten Ersparnisse gebrachte Arbeitervolk wollen wir nicht zur Auswanderung animiren! Erstens sind diese Leute meist zur Arbeit in Ackerbau-Kolonien untauglich, auch zu einer geordneten, ruhigen, nüchternen Lebensweise nicht befähigt, würden also die etwaigen Kolonisations-Versuche zum Scheitern bringen, und dann wollen wir diese durch die „liberalen" Gesetze geschaffenen Proletarier auch unseren „Liberalen" zur Strafe und den ehrlichen Leuten zum Schutze gegen die Ausbeutung der vor Geldgier blind gewordenen „goldenen Internationale" zurückbehalten! Erfüllt die Regierung nicht bald, recht bald diejenigen Forderungen der Socialdemokratie, welche jeder wahrhaft christlich-konservativ gesinnte Mann als berechtigt anerkennen muß, so haben wir bald eine furchtbare Revolution zu erwarten, in welcher die Macht der Krone und der christlichen Kirche zerstört und durch welche entweder die „goldene" oder die „rothe" Internationale an's Ruder gelangt. Bei dieser Sachlage denken wir aber wie der Verfasser des nicht genug zu lobenden Buches: Die Ursachen der Entstehung und Weiterentwickelung der Socialdemokratie ꝛc. Von einem praktischen Bürger. (Berlin, Fr. Luckhardt. 1880.), welcher S. 178 sagt:

„Wenn wir aber zwischen der Republik der Bourgeois und jener der Socialdemokraten wählen müßten, wenn uns keine andere Wahl mehr blieb, so wären wir auch keinen Augenblick im Zweifel, den Socialdemokraten den Vorzug zu geben. Lieber Karl Marx, Bebel, Liebknecht, Hasselmann und Most, als wie die Lasker, Bamberger, Eugen Richter ꝛc." — Verfasser dieses Buches, dessen speciellere Besprechung wir uns vorbehalten, steht gleichfalls auf christlich-konservativem Standpunkt. Bricht die Regierung nicht bald und entschieden mit der „liberalen" Aera, erfüllt sie nicht ihren Hauptzweck, die Armen, Schwachen und Dummen gegen die Ausbeutung einer geldgierigen Minorität zu schützen, so wird es leicht sein, mit Hilfe dieses Buches, dessen Lektüre jeden guten Patrioten mit tiefer Wehmuth erfüllen muß, eine Massenauswanderung aller ehrlichen Christenmenschen, die noch nicht völlig ausgeplündert sind, aus Deutschland zu organisiren. Ist dieselbe erst im Gange — und im Osten unseres Landes beginnt sie schon — so wird dieselbe keine Macht der Welt zurückhalten können! — Wenn dann nur Juden, als die reichen Leute und Arbeitgeber, und verkommene, glaubenslose, bettelnde oder dienende, sog. „Christen" im „deutschen" Reiche übrig bleiben, dann wird es recht nett in Germanien werden! Soviel über die Auswanderung der „feiernden Arbeitskräfte".

Seite 28 wird gesagt: „Was heißt aber Leitung, Organisation

unſerer Auswanderung? Da man derſelben unmöglich ihre Ziele vorſchreiben kann, ſo beſagt dieſe Forderung nichts anderes, als: womöglich unter deutſcher Flagge in überſeeiſchen Ländern unſerer Auswanderung die Bedingungen ſchaffen ꝛc." Hier ſind wir ganz anderer Anſicht. „Unter deutſcher Flagge" iſt völlig überflüſſig, verurſacht dem Lande nur Verwickelungen mit den eiferſüchtigen Seemächten, zwingt uns zur Anſchaffung einer koſtbaren Flotte ꝛc. Man ſorge dafür, daß die auswandernden Deutſchen in der Fremde zuſammen wohnen, daß ſie bald Producenten werden, daß ſie ihre Producte durch deutſche Schiffe und Firmen nach Deutſchland ſchicken, daß ſie ihren Conſum andererſeits aus Deutſchland, aus deutſchen Fabriken, durch deutſche Schiffe und Firmen beziehen, und die Auswanderung iſt — zum Segen des Mutterlandes und der Auswanderer — vortrefflich organiſirt!

Die Nothwendigkeit von Ackerbau- und Verbrecher-Kolonien wird dann hervorgehoben und ſehr richtig als Ziel der deutſchen Auswanderung der ſüdliche Theil von Süd-Amerika empfohlen*).

Seite 44 wird geſagt, daß die Zoll-Politik der Vereinigten Staaten „allen modernen Anſchauungen Hohn" ſpreche, und unſeren Export nach Nord-Amerika faſt ſo gut wie vernichtet habe. Letzteres iſt richtig und beklagen wir ſehr, aber wir können den Amerikanern aus ihrem Verhalten keinen Vorwurf machen. Das Intereſſe der Bewohner der Vereinigten Staaten geht aber vor, und ſteht den praktiſchen Yankee's viel höher, als alle „liberalen" Phraſen, Syſteme ꝛc., und da ſich die Majorität der Bevölkerung bei dieſen Schutzzöllen ſehr wohl befindet, ſo ſind ſie eben eingeführt. —

Auch für uns iſt die Colonialfrage keine Macht-, ſondern eine reine Cultur-Frage. Deshalb finden wir die Haltung der deutſchen Regierung in derſelben in Bezug auf Okkupation der Samoa-Inſeln ꝛc. für vollſtändig correkt, beklagen nur die Unterſtützung der faulen Gründung ſo ſich nennt: „Handels- und Plantagen-Geſellſchaft der Südſee." Wir kommen an anderer Stelle auf dieſe zurück. — Seite 63 wird geſagt: „Gewiß würden die vielen Millionen, welche für die Berliner Stadtbahn, für die Linie Berlin-Wetzlar und andere derartige „produktive Anlagen" eiligſt bewilligt worden ſind, mehr als ausgereicht haben, um die mit Erwerbung etlicher Kolonien verbundenen Koſten auf eine

*) Siehe auch den vom Verf. dieſes Aufſatzes in der Verſammlung der chriſtlich-ſocialen Arbeiterpartei zu Berlin am 20. Februar 1880 gehaltenen Vortrag: „Deutſche Auswanderung und ihre Ziele", der in Nr. 14, 15 und 16 des „Staats Socialiſt" ziemlich ausführlich wiedergegeben iſt.

beträchtliche Reihe von Jahren zu decken." — Wir schwärmen durchaus nicht für die Berliner Stadtbahn, halten aber die Route Berlin-Wetzlar für nothwendig. Wollte Herr Dr. F. von wirklich vergeudeten Geldern sprechen, so hätten die „invalide" gemachten Reichsfonds doch wohl näher gelegen! Herr Delbrück und Genossen kauften für 311 Millionen Mark ungarantirte Prioritäten mit Staatsgeldern auf, wozu sie gar kein Mandat hatten, und beim Verkaufe dieser Papiere erlitt die Reichskasse ungeheure Verluste — und die großen Geldinstitute ungeheure Gewinne! O. Glagau sagt hierüber sehr richtig: „Nie und nirgends sind Staatsgelder in solch' unverantwortlicher, geradezu frivoler Weise „angelegt", das will hier sagen festgelegt worden."

Wir wünschen deshalb mit dem Verfasser des oben citirten Buches über die Socialdemokratie, folgenden Paragraphen in das Strafgesetzbuch:

„Wenn Minister Staatsgelder in notorisch schlechten Papieren anlegen, und der Staat dadurch ganz selbstverständlich verlieren muß, so sind sie des Hochverrathes anzuklagen."

Eine große Unkenntniß der Verhältnisse und Persönlichkeiten verräth aber folgende Stelle (S. 74) der Schrift des Dr. F. Es wird gesagt:

„Dawider (gegen die Parcerie-Contracte mit Brasilianern) war der muthige Zorneseifer, mit welchem der verstorbene, wackere General-Consul Sturz mit Darangabe von Brod und Stellung Jahrzehnte lang die Auswanderung nach Brasilien bekämpft hat, vollberechtigt." Soviel Angaben, soviel Irrthümer, außer „verstorben". Im südlichen Theile Brasiliens, der einzige, der für deutsche Ackerbau-Kolonien in Betracht kommt, ist Hr. St. nie gewesen. Er war brasilianischer General-Consul in Berlin, erhielt als solcher 3000 Thaler Gehalt, agitirte trotzdem gegen die brasilianische Regierung, den Gesandten in Berlin ꝛc., in der schamlosesten Weise, anonym. Er schmähte die Justiz, die Machthaber ꝛc. ꝛc. Brasiliens. Als sein Treiben ruchbar und trotzdem mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt wurde, riß endlich der brasilianischen Regierung die Geduld, sie setzte Herrn St. ab. Nach dieser unfreiwilligen „Darangabe von Brod und Stellung" schrie der „wackere" St. Zeter und Mordio! Gewöhnlich hört man auf die Leute, welche laut schreien, und glaubt, sie wären im Rechte. So war es auch hier. Der „muthige Zorneseifer", womit er seine Vorgesetzten verleumdete und die Welt durch falsche Angaben über Brasilien und über die Ehrenmänner, die Süd-Brasilien aus eigener Anschauung kennen und sämmtlich anderer Ansicht wie der „wackere" St. sind, dieser „muthige Zorneseifer" wurde

durch 10,000 zusammengebettelte Thaler belohnt. Aber noch mehr! Weil wir einmal uns mit diesem „wackeren" Manne beschäftigen müssen, wollen wir ihn auch erschöpfend behandeln.

Um die Leitung der Sammlungen für Herrn Sturz haben sich besonders der verstorbene Redakteur der „Gartenlaube", Herr E. Keil, und der berühmte Geograph Dr. Henry Lange verdient gemacht. Diese Herren kannten damals (1864) Herrn St. nicht genügend. 1868 entdeckte aber Herr Dr. L. eine als Manuscript in englischer Sprache gedruckte, in wenig Exemplaren verbreitete Broschüre, deren deutscher Titel etwa lautet: „Vorschlag zur Etablirung einer Central-Office für Unterweisung in Berlin, als ein Mittel, die deutsche Auswanderung nach den englischen Kolonien von Nord-Amerika, dem Cap der guten Hoffnung und Australien zu lenken. Von John James Sturz, ehemaligem General-Consul für Brasilien in Preußen. Berlin, 14. Mai 1860."

In dieser Broschüre wird gesagt: Herr St. wolle „das Geschäft" leiten, wenn ihm von jeder seinem Entwurfe beitretenden englischen Kolonie jährlich 300 Pfund Sterling (= 6000 Mark) auf 8 Jahre, pränumerando zahlbar, garantirt würden. Nach seinem etwaigen Tode wäre dieses Gehalt an seine Wittwe und seine 2 Söhne, die in England geboren, 20 resp. 24 Jahre alt, und befähigt wären, „das Geschäft" ihres wackeren Vaters fortzusetzen, auszuzahlen! Staune nicht, lieber Leser, es kommt noch besser!

Herr St. beanspruchte außerdem eine Vergütung von 5 Schilling (= 5 Mark) für jeden deutschen in britischen Kolonien anlangenden Kopf über eine gewisse Durchschnittszahl hinaus. — Die englische Regierung und die Leiter der englischen Kolonien wiesen diese schmachvolle Offerte des „wackeren" St. zurück und straften ihn mit Verachtung, die deutsche Nation zahlte ihm fünf Jahre später 10,000 Thaler „Nationaldank" aus! — Menschliche Tragikomödie! —

Als Herr Dr. Lange Herrn Redakteur Keil das Buch in die Hand gab, erklärte sich Herr K. sofort zur Aufnahme einer Erklärung gegen St. bereit. Herr Keil hat sich hier — wie auch sonst oft — als Ehrenmann, als Freund der rücksichtslosen Wahrheit in einer sehr heiklen, schwierigen Sache bewiesen. Diese Erklärung findet sich in „Deutsche Blätter", literar.-polit. Feuilleton-Beilage zur „Gartenlaube" (Nr. 32 vom Jahre 1868). Sie ist von Herrn Dr. H. Lange verfaßt. Es wird hierin gesagt, daß Herr St. erst die Auswanderung nach Brasilien eifrig empfohlen und gefördert, dann rücksichtslos verdammt habe, daß er so die in Brasilien lebenden Deutschen schwer schädige, Unwahrheiten über

die Kolonien und ihre Leiter verbreitet habe ꝛc. Auch wird der von ihm geplante Menſchenhandel aufgedeckt. — Jetzt zeigte ſich der „edle Zorneseifer des wackeren Sturz“ in ſeiner ganzen Größe. Die Exiſtenz des Buches und der oben citirten Stellen konnte er nicht abläugnen, er ſchwieg ſie alle todt. Aber er ſchimpfte wie ein Fiſchweib auf alle Leute die anderer Meinung als er waren, auf: Lange, Avé-Lallement, W. Scholz, v. Tſchudi, v. Bunſen, Gerſtaecker, Dörffel, Blumenau, v. Koſeritz ꝛc., erklärte ſie ſämmtlich — als von der braſilianiſchen Regierung bezahlt gekauft. Er erließ zunächſt in Nr. 305 der „Nationalzeitung“ vom 3. Juli 1868 als Inſerat eine ſehr lange „nothgedrungene (!) Erklärung“, worin er von einer 1841 erſchienenen Schrift ſpricht. In Nr. 345 (1868) derſelben Zeitung antwortete Herr Dr. Lange: „Iſt es ein Verdienſt des Herrn St., wenn die engliſche Regierung den ſpeculativen Antrag zurückwies und darf ein Mann von ſolcher Geſinnung noch in der deutſchen Preſſe Anſpruch auf eine Stimme und gar auf den Ruhm eines „deutſchen Volkswächters“ erheben?“ Die Redaktion der „Gartenlaube“ antwortete (Deutſche Blätter“ Nr. 29, Jahrgang 1868): „Wir ſind begierig, zu hören, ob Herr Sturz auch „die deutſchen Blätter des Herrn Ernſt Keil“, wie er unſer Blatt nennt, zu den gegen ihn gedungenen Organen rechnet.“ In demſelben Blatte ſchreibt Dr. Avé-Lallement: eine Ohrfeige oder Schlägerei zwiſchen dem „wackeren“ St. und einer anderen Perſönlichkeit brachte in die Oeffentlichkeit, „daß Sturz, der braſilianiſche Generalconſul, den man mit einem Amte betraut hatte und anſtändig beſoldete, während er ſonſt keinen Broderwerb hatte, ſeine Stellung und ſein Eingeweihtſein in braſilianiſche Verhältniſſe zu jenen anonymen Artikeln benutzte, und mit derſelben Hand giftige Pfeile aus dem Verſtecke gegen ein Land abſchoß, mit welchem er die Quittungen für ſeine empfangene Beſoldung ausſtellte.“ Herr v. Tſchudi ſchrieb als Antwort auf den Vorwurf des Herrn St., daß er „gekauft“ ſei: „Solch einen albernen Vorwurf (Herr v. T. war nämlich von der Regierung der Schweiz nach Braſilien zur Prüfung der Kolonien geſchickt) kann nur ein Mann machen, der jeder Ehre bar, ſelbſt zu den niederträchtigſten Handlungen fähig iſt.“ Und Herr v. Koſeritz ſchrieb in der „Deutſchen Zeitung“ von Porto Alegro (Nr. 86, Jahrgang 1868) über das Kaufen von Literaten ꝛc. durch die braſilianiſche Regierung: „Mit Literaten ſind unſeres Wiſſens nur mit Einem Ausgaben gemacht worden, nämlich mit Herrn Sturz, der lange Zeit ein ſehr beträchtliches Gehalt bekam, und dafür unter der Hand anonyme Schmähartikel gegen Braſilien ſchrieb.“ — Soviel über den „wackeren Sturz.“ — Die dieſem Manne fälſchlich

beigelegte (und bezahlte!) Autorität hat die deutsche Nation schwer geschädigt, die Frage nach deutschen Kolonien, Regelung und Leitung der deutschen Auswanderung verwirrt, die deutsche, speciell preußische Regierung zu einer übertrieben pessimistischen Beurtheilung Süd-Brasiliens und der brasilianischen Regierung und Verwaltung bestimmt, unsere Zeitungsschreiber zu haarsträubenden Berichten über „weiße Sclaverei" in Brasilien begeistert und angestiftet 2c. 2c. Deshalb haben wir es für unsere Pflicht gehalten, Herrn St. etwas specieller unter die Loupe zu nehmen. Ganz eingehend wird der Biedermann und sein Wirken in der „Allgemeinen Auswanderungs-Zeitung", Jahrgang XXII. (1867), Nr. 32, 33 und 34 geschildert und gerichtet. —

Dr. F. sagt (S. 75), daß die Entwickelung des Wohlstandes deutscher Einwanderer in Brasilien viel schneller als in den Vereinigten Staaten vor sich gehe. Ueberhaupt bilden die Angaben über die deutschen Kolonien in Süd-Brasilien einen der werthvollsten Theile des Buches. Dann wird die volle Gleichstellung der Juden in Rumänien begrüßt, obgleich die „plötzliche Erfüllung sehr schwierig erscheint", und wörtlich gesagt: „Immerhin ist es aber erfreulich, daß der europäische Areopag auch der Sache der religiösen Freiheit und bürgerlichen Gleichberechtigung sich annimmt, und dabei, wie billig und dem Geiste des 19. Jahrhunderts entsprechend, in erster Linie den polnischen Juden, welche so lange gedrückt worden und namentlich in Rußland oft noch stark bedrückt werden, seine Fürsorge zuwendet." Man höre und staune! Die erste Aufgabe des Geistes des 19. Jahrhunderts ist die Sorge für die polnischen Juden! Wie die Alliance israélite pfiff, so tanzten die europäischen Diplomaten! Ein fürchterlicherer Beweis für die Allmacht der „goldenen Internationale" ist noch nicht dagewesen! Für wen ist der Beschluß des Berliner Congresses erfreulich? Man frage nur in Rumänien an, und man wird hören, daß die Christen diesen Beschluß verfluchen und die Juden ihn fürchten! Nur die geldgierige, von talmudischem Christenhasse beseelte Alliance israélite findet ihn „erfreulich" und — eifrige Schwärmer auch. Wir sind ganz ruhig über diesen Beschluß. Die Geduld der Rumänen ist nicht so unergründlich wie die der Deutschen und — abhauen werden sie die schmierigen Judenhände, wenn sie sich allzu begehrlich nach den Gütern und Heiligthümern der Christen ausstrecken! — In Galizien, Ungarn und Rumänien wird die Judenfrage leider in gewaltsamer Weise gelöst werden!

Was die angeblich „hartgedrückten" Juden in Rumänien betrifft, hier nur ein Beispiel. — In Jassy wurden am 23. März 1879 etliche

Christenweiber, welche dem Leichenbegängnisse eines Rabbiners zusahen, von mehreren den Sarg begleitenden Juden weggewiesen, weil ihr Zuschauen eine Beleidigung für den Todten sei, und gegen den jüdischen Cultus verstoße!! Die darüber erbosten Weiber warfen mit Straßenkoth auf die hofmeisternden Juden, worauf es zu einer Balgerei kam und mehrere Juden von der Polizei festgenommen wurden. Abends rotteten sich über 400 Juden vor dem Polizeigebäude zusammen und wollten die Freilassung ihrer Kameraden mit Gewalt erzwingen!! Militär zerstreute die Tumultanten und verhaftete ihre Anführer. Und in der „Times" schrieb Fürst Ghika vor circa einem Jahre, daß z. B. alles Capital in Rumänien in den Händen der Juden sei, und daß die Eingeborenen nur noch die Sclaven derselben seien. Mit den circa 10,000 spanischen Juden im Lande, sagt der Fürst, sei allenfalls noch auszukommen, aber die aus Oesterreich und Rußland eingewanderten circa 400,000 Juden seien höchst fanatisch und trieben niederträchtigen Wucher. Es gäbe kein Land, in dem diese Juden gerne gesehen würden. —

Auch wir halten mit Dr. F. (S. 90) die Errichtung eines Reichs-Amtes für Organisation und Leitung der deutschen Auswanderung für sehr nothwendig. Das segensvolle Wirken der Missions-Gesellschaften erkennen auch wir an, und wünschen demselben allgemeinere Anerkennung und Unterstützung. Zum Schlusse wird die Bedeutung Englands als der bedeutendsten Weltmacht gebührend anerkannt und in das rechte Licht gestellt.

Abgesehen von den hiermit berichtigten Irrthümern und den hiermit ausgefüllten Lücken der Broschüre ist dieselbe ganz vorzüglich, und hat sich der Verfasser um die hochwichtige Bevölkerungsfrage und um Deutschland wohl verdient gemacht! Jeder Leser wird durch das Buch Anregung erhalten, über den einen oder anderen Theil der „Bevölkerungsfrage" nachdenken, und jeder Leser wird den schönen Stil und das reiche Wissen des Verfassers bewundern.

Im Januar 1880 erschien im Verlage von A. Heilig in Hirschberg in Schlesien eine Broschüre: Die Bevölkerungsfrage in ihrer Beziehung zu den socialen Nothständen der Gegenwart von Dr. O. Zacharias.

Es wird in dieser hervorgehoben, daß, je größer die Anzahl der Arbeitsuchenden, um so geringer der Arbeitslohn. Hiergegen kann der Staat nichts machen. Wie unsinnig es ist zu glauben: viel Kinder — viel Segen, weil die Kinder mit verdienen helfen, weist der Verfasser sehr gut nach. Er sagt: Kinder sollen lernen und spielen, aber nicht

arbeiten und dadurch die Löhne der Erwachsenen herabdrücken. Reicht der Verdienst zur Erhaltung der Familie nicht aus, so tritt der „Nothstand“ ein. Je größer die Familie, desto eher tritt er ein. Zum Kerne der Schrift übergehend schreibt Dr. Z.: „Die Hauptursache aller socialen Nothstände — sofern dieselben nicht ausschließlich durch Elementarereignisse herbeigeführt wurden — liegt in einer zu rapiden Bevölkerungszunahme, und diese ist wiederum die Folge einer übermäßigen Bethätigung des unserem Geschlecht so gut wie den Thieren innewohnenden Vermögens der Reproduktion.“ — Als „Hauptursache aller socialen Nothstände“ erkennen wir die ungerechte Vertheilung des Besitzes und Vermögens und Verdienstes, dann die ebenso ungerechte Vertheilung der Abgaben und Lasten, und dann erst die Uebervölkerung an. —

Ohne zu fragen und zu sorgen, ob die resp. Familie ernährt werden kann, werden gerade in den ärmsten Gegenden des Landes die meisten Ehen geschlossen, die meisten Kinder in die Welt gesetzt. Der „Staat“ — d. h. bei unserer heutigen Steuervertheilung der Mittelstand — muß die Kinder der sog. „kleinen Leute“ erhalten und deshalb oft selbst im unfreiwilligen Cölibate leben, da sich jeder gebildete Mann erst oft fragt: Kannst Du auch eine Familie deinem Stande gemäß ernähren? — In Oberschlesien denkt man anders. Pro Quadratmeile kommen im Regierungsbezirk Breslau = 5905 Einwohner, im Regierungsbezirk Oppeln = 5575, d. h. 44% mehr als durchschnittlich in Preußen. Bevölkerungszunahme von 1867—71 im Regierungsbezirk Oppeln = 5,5%, im Regierungsbezirk Breslau = 3,6%, in den Kreisen Tarnowitz, Zabrze, Beuthen, Kattowitz = 22,0%! In den zehn Jahren 1861—71 hat sich die Bevölkerung im alten Kreise Beuthen um 61,2% vermehrt! Da kann man sich natürlich nicht über den Nothstand sondern nur darüber wundern, daß nicht immer viele Bewohner Hungertodes sterben! Die furchtbare Sterblichkeit in diesem Bezirke ist also erklärlich; rächte die Natur die Ausschreitungen in der Vermehrung nicht selbst, so verdoppelte sich die Bevölkerung statt wie jetzt in 16, womöglich schon in 12 oder 10 Jahren. Ist diese fürchterliche, kaninchenartige Kinderproduktion etwa ein „Segen“, oder „moralisch“?

Wie ist hier nun zu helfen? Wir glauben, hier nützen die oben angeführten Mittel allein nicht, hier wäre es wirklich ein Verdienst, wenn Aerzte, Fabrikbesitzer, Landwirthe und auch Geistliche die armen Leute über das Zweikinder-System belehrten, ihnen die Annahme desselben anheimstellend. Die katholische Geistlichkeit verhält sich bekanntlich in Frankreich durchaus nicht ablehnend oder verdammend gegen das

Zweikindersystem in ihren Gemeinden. Trotzdem ist der Einfluß dieser Geistlichkeit auf die Bevölkerung sehr groß und der kirchliche Sinn in derselben sehr rege. —

Die „Kolonisation im Inlande" fertigt Herr Dr. Z. richtig ab, ebenso die Lösung der Bevölkerungsfrage durch — Schulen und Fachbildungsanstalten. Ganz unrichtig ist übrigens dieser Gedanke nicht. Ein wahrhaft gebildeter Mann heirathet eben nicht leichtsinnig, und bei den heutigen Verhältnissen, wie schon gesagt, oft garnicht. — Sehr richtig wird in der Broschüre hervorgehoben, daß der Mensch kein Recht hat, sich für mehr als allein ein Thier zu halten, „wenn er sich nicht in gewissen Punkten über die Thiere erhebt", also die starke Vermehrung seiner Art, nachdem er dieselbe für unheilvoll erkannt hat, einzuschränken sucht. Die heilsame Wirkung einer geordneten Auswanderung scheint Herr Dr. Z. zu unterschätzen. Wir sind hierin entschieden der Ansicht von Herrn Dr. Fabri und E. v. Weber.

Die Verbreitung der Schrift des Herrn Dr. Z., in Oberschlesien besonders, ist Pflicht jedes Menschenfreundes. Sie ist kurz, klar und verständlich geschrieben, und billig (60 Pf.), eignet sich also zur Massenverbreitung. Die in der Broschüre nicht gegebenen Erklärungen über das Wesen des sog. Zweikindersystemes müssen die oben angeführten berufenen Persönlichkeiten geben. Wer nach genauer Kenntniß des Systems dasselbe für unsittlich ꝛc. hält, mag von demselben keinen Gebrauch machen. Die Wirkungen des Systems werden in den Nothstandsgebieten äußerst heilsam für die Familien, die Communen und den Staat sein!

Gegen diese Broschüre des Dr. Z. erschien vor kurzer Zeit im Verlage von A. Perthes in Gotha: Ein dunkler Punkt. Beleuchtet in einem offenen Briefe von Dr. F. Fabri. — Dieser Brief ist ein schätzbarer Beitrag zur Lösung der Bevölkerungsfrage und stimmen wir den Ansichten und Ausführungen des Herrn Dr. F. in vieler Hinsicht bei. Aber im Hauptpunkte sind wir anderer Ansicht. Wir können nicht aus Gründen der Vernunft und Moral unbedingt das Zweikindersystem verdammen, können nicht das Dogma: daß viele Kinder ein Segen seien, unterschreiben, bejahen die Frage: „Ist irgend ein deutscher Arbeiter, mit dem es sonst richtig (was bedeutet „richtig"?) stand, der rechtschaffen, tüchtig in seiner Arbeit, gottesfürchtig war, jemals daran zu Grunde gegangen, daß sein Tisch von vielen Kindern besetzt war?" es ist unrichtig, daß die franko-romanischen Völker sich der Sorge um die Kinder und des Zusammenlebens mit ihnen vielmehr entschlagen, als die Deutschen ꝛc.

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Was heißt national?

Ein Vortrag von Prof. Dr. Lazarus.

N. Wie der freundliche Apotheker eine üble Arznei in eine verdeckende Kapsel einschließt, so hüllt der höfliche Redner eine Dummheit, die er seinen Zuhörern beizubringen wünscht, in Fremdwörter ein, und Michel hat auf diese Weise z. B. in der Kapsel „liberal" die haarsträubendsten Dinge ohne Ekel verschluckt, wenn ihm auch jetzt, wo der Magen die Kapsel allmälig auflöst, etwas übel wird.

Daß die Kapsel „national" dem Herrn Professor Lazarus den gewünschten Dienst thun werde, möchten wir bezweifeln, denn ihre Wände sind zu dünn und zu leicht löslich. Jeder Quintaner weiß, daß „national" von nascor herkommt und sich auf Angeborenes bezieht, eine Beziehung, welche der Professor eben umgehen will. Er hätte besser gethan, die Frage nicht in seiner Muttersprache —, denn als Jude spricht er keine Muttersprache — sondern in einfachem Deutsch zu stellen: „was heißt Volk", denn innerhalb des Begriffes Volk lassen sich mehr Taschenspieler-Kunststücke ausführen, als mit dem einfachen Worte national.

Die Juden haben nämlich jetzt die Deutschen in dem Verdacht aufdämmernder Erkenntniß, daß ihnen, den Deutschen, eigentlich wohler sein würde, wenn sie keine Trichinen hätten und wollen sie nun belehren, daß dies ein Irrthum sei und daß das Ungeziefer zu ihnen gehöre und einen integrirenden Theil des Wohnthieres ausmache. In geraden Worten: sie versuchen den Deutschen einzureden, daß die Juden nicht Juden, sondern Deutsche seien, und Herr Professor Lazarus, Vorstand der Hochschule für die Wissenschaft des Judenthums, hat zu diesem Zweck eine längere Rede vor seinem Volke geleistet und sie zum Besten der Gojim drucken lassen. In dankbarer Anerkennung wollen wir uns mit dieser Wohlthat etwas beschäftigen.

Zunächst müssen wir den Humor loben, von dem Katheder einer, neben der deutschen Universität errichteten, „Hochschule für das Judenthum" beweisen zu wollen, daß Deutschland und Judenthum dasselbe sei: wäre dies wirklich der Fall, welchen Zweck hätte dann die Hochschule für das Judenthum und wie könnte Herr Lazarus es mit seiner Ueberzeugung vereinigen, an der Spitze einer innerlich so unwahren Anstalt zu stehen? Aber der Herr Professor will dies auch wohl nicht

eigentlich beweiſen, ſondern er fordert unſer Einverſtändniß nicht ſowohl als das Ergebniß unſeres Verſtandes, wie als den Ausdruck unſerer Humanität: „da wir (die Juden) die Humanität zu erwarten und zu fordern haben.“ Er hofft bei uns die Höflichkeit jenes polniſchen Gymnaſiaſten zu finden, der die Bemühungen ſeines Lehrers, ihm den Beweis für den Pythagoras verſtändlich zu machen, mit den Worten unterbrach: „aber Herr Profeſſor, wozu quälen ſich ſo, ich glaube Ihnen ja!“ Wir aber werden die entgegengeſetzte Höflichkeit üben, und dem Herrn Profeſſor etwas auf die Finger ſehen, denn wir begreifen nicht, was die Löſung einer wiſſenſchaftlichen Frage mit der Humanität zu thun habe, und das Hereinziehen der letzteren iſt uns alſo verdächtig. Das Wort „Humanität“ ſoll hier wieder als Kapſel dienen: auf Deutſch heißt es Menſchlichkeit, und die Erkenntniß, daß die Juden nicht zur deutſchen Nation gehören, iſt doch ſo wenig unmenſchlich, als die Behauptung, daß die Neger nicht zur jüdiſchen Nation gehören. Die Menſchlichkeit fordert zwar eine gewiſſe Rückſicht gegen die Mitmenſchen, aber die Gefälligkeit, ſich gegen beſſeres Wiſſen dummer machen zu laſſen, als man ſchon iſt, kann Jemand nur von einem Juden zugemuthet werden. Die Gewährung einer ſolchen Forderung wäre geradezu unmenſchlich, denn das weſentlich Menſchliche iſt der Verſtand des Menſchen.

Um uns zu dieſer Gefälligkeit zu beſtimmen, beruft ſich Herr Profeſſor Lazarus auf Autoritäten, nämlich auf ſeine eigene, anderweitig gedruckte, auf die ſeines Stammesgenoſſen Steinthal und auf Boeckh — d. h. nicht den berühmten, ſondern deſſen Sohn — welche drei Autoritäten ermittelt haben, daß zu gleicher Nationalität nur gleicher Wohnort und gleiche Sprache gehören.

Zum Ueberfluß führt er noch Rümelin's Ausſpruch an: „Mein Volk ſind diejenigen, die ich als mein Volk anſehe, die ich die Meinen nenne, denen ich mich verbunden weiß durch unlösbare Bande“ und verſichert uns, daß wir den Juden auf dieſe Weiſe an das Herz gewachſen ſeien, eine Verſicherung, welche uns ſchmeichelt, die wir aber leider nicht mit der gewünſchten Gegenliebe erwidern können, weil der liebe Gott uns weder mit der nöthigen Blindheit geſchlagen noch mit dem nöthigen Geſchmacke verſehen hat. Aber Höflichkeit mit Höflichkeit vergeltend, wollen wir dem Herrn Profeſſor ſagen, was wir unter „national“ verſtehen und warum wir die Juden nicht als Deutſche gelten laſſen oder — was ja nach ſeiner Meinung daſſelbe wäre — die Ehre haben können, uns ſelbſt für Juden zu halten.

Wir müſſen weit in die Geſchichte zurückgreifen um verſtehen zu lernen, wie der einfache Begriff „Nation“ ſo vielen Mißdeutungen unterworfen werden und den abweichendſten Auffaſſungen ſcheinbare Rechtfertigung verleihen konnte. Die ganze Bevölkerung des civiliſirten Europas mit geringen Ausnahmen, zu welchen auch die Juden gehören, Griechen, Römer, Kelten, Germanen und Slaven, entſtammen einem und demſelben Urvolke — den in Mittelaſien hauſenden Ariern. Zweige dieſes Volkes löſten ſich zu verſchiedenen Zeiten ab, wie dies bei den Urvölkern in Folge der Vermehrung die Regel war und zogen, weſtlich wandernd, nach Europa, um neue Wohnſitze zu ſuchen. In dieſen getrennten Wohnſitzen entwickelte ſich die urſprünglich gemeinſame Sprache im Laufe der Zeit zu verſchiedenen Idiomen und es entſtanden die griechiſchen, lateiniſchen, keltiſchen, deutſchen und ſlaviſchen Sprachen.

Wie die Sprache allmälig getrennt wurde, ſo fand auch die ſonſtige weitere Entwickelung getrennt ſtatt und die dem Urſprunge nach gleichartige europäiſche Bevölkerung zerfiel in große Gruppen mit geſondertem Leben. Aber innerhalb dieſer großen Gruppen bildeten ſich, da es an Raum nicht fehlte, eine Menge ſelbſtſtändiger Gemeinweſen, die ſich von den Nachbarn abſchloſſen und ſich mit dieſen gelegentlich befehdeten. Was wir aus der alten Geſchichte davon wiſſen, betrifft hauptſächlich Griechenland und Italien, wo am Früheſten eine hohe Kultur herrſchte. Dort bekriegen ſich griechiſche und italieniſche Staaten unter einander, Athen und Sparta, Römer und Volsker ꝛc. und bei dieſen Fehden war von Racengegenſätzen nicht die Rede, ſondern nur von den Intereſſen der feindlichen Gemeinweſen. Selbſt bei dem trojaniſchen Kriege ſcheint kaum Racenfeindſchaft wirkſam geweſen zu ſein, denn die kleinaſiatiſchen Griechen waren doch den übrigen ſehr nahe verwandt und hatten den gemeinſamen Haß derſelben wohl hauptſächlich durch ihren größeren, aus dem Handel herrührenden Wohlſtand auf ſich gezogen.

Bei den Perſerkriegen der Griechen und den Puniſchen Kriegen der Römer treten zuerſt Gegenſätze der Nationalität mit in das Spiel, aber auch nur in zweiter Linie, denn die Perſer ſelbſt waren von ariſchem Stamme und hatten griechiſche Bildung und griechiſche Bundesgenoſſen. Alexander ging hauptſächlich auf politiſche Eroberung aus: zwiſchen Römern und Karthagern aber handelte es ſich ebenfalls im Weſentlichen um das politiſche Uebergewicht, wenn auch der Racenhaß zur Erbitterung des Kampfes das Seinige beitrug. Die Literatur befand ſich in den Händen der ſiegenden Griechen und Römer und dieſe faßten die fremden

Völker in dem allgemeinen Begriff Barbaren zusammen, ohne ihre Eigenarten einer besonderen Beachtung zu würdigen. Das römische Weltreich, aus Eroberungen entstanden, wurde naturgemäß durchaus kosmopolitisch; es wollte und konnte nicht mehr eine Volksnatur ausdrücken, sondern nur einen abstracten Staatsbegriff verkörpern mit einem ebenso abstracten, allgemeinen Recht, woran es schließlich zu Grunde gegangen ist und alle Völker, welche es diesem abstracten Staatsbegriffe unterworfen hatte, ebenfalls zu Grunde gerichtet hat, indem es das natürliche Leben in ihnen tödtete. Die frischen deutschen Stämme aber, welche später in die römischen Provinzen und in Italien selbst einbrachen, fanden dort eine so überlegene Kultur und einen so ausgebildeten Staatsmechanismus, daß von diesen ihre Stammeseigenthümlichkeiten ebenfalls in dem allgemeinen Staatsbrei mehr oder weniger aufgelöst wurden und kaum Attila gegenüber finden wir, sehr vorübergehend, etwas dem Nationalitätsbewußtsein Aehnliches. Im Allgemeinen ruhte dasselbe nach der Völkerwanderung fast vollständig und wurde durch den Gegensatz zwischen Christenthum und Heidenthum aufgelöst, um später durch die römische Kirche unterdrückt zu werden, bis wieder die Reformation confessionelle Gegensätze schuf. Das allmälige Auseinanderfallen des deutschen Reichs brachte dann eine Staatenbildung über Europa, in welcher von Nationalität nicht die Rede war und die nur nach politischen und persönlichen Interessen sich entwickelte und selbst die französische Revolution kannte nur abstracten Humanismus. Ein Nationalhaß zwar war durch die Jahrtausende hindurch lebendig geblieben, nämlich der aller und namentlich der arischen Völker gegen die jüdische Nation und er war so entschieden, daß auch jeder einzelne
ude jedem einzelnen Anderen lebhaft zuwider war. Aber den Völkern waren damals nur Vorstellungen von politischem oder religiösem Haß geläufig, und da die Juden in ihrer Zerstreuung kein Gegenstand des politischen Hasses sein konnten, so rechnete man die gegen sie herrschende Aversion dem religiösen Gegensatze zu — und der Volksinstinct deckte darin unbewußt ganz richtig auch den Racenunterschied. Erst die Unterjochungskriege Napoleons rüttelten in einigen Ländern — zuerst bei den Franzosen, die sich nun als la grande nation fühlen lernten, dann in Spanien und endlich in Deutschland das Volksbewußtsein wach, aber man verstand dasselbe so wenig, daß noch auf dem Wiener Congreß Europa zurecht geschnitten werden konnte, als handele es sich darum, ein Stück Land unter einige Rittergutsbesitzer zu vertheilen. Aber nach dem Pariser Frieden fanden die europäischen Völker Zeit, sich auf sich

ſelbſt zu beſinnen. Man fing an zu fragen, ob die Länder Eigenthum der regierenden Familien und die Bewohner derſelben das dazu gehörige Steuerinventarium ſeien, oder ob das Recht der Regierenden nicht vielmehr blos von ihrer Zweckmäßigkeit in Bezug auf das Volk abhinge.

War das Letztere aber der Fall, dann wurde es zweifelhaft, ob ſo viele einzelne Regierende zweckmäßig ſeien und ob die kleinen Stäätchen nicht beſſer zu großen, durch natürliche Grenzen umſchriebene Staaten zuſammengelegt würden. Die verbeſſerten Communicationen hatten ſowohl die Entfernungen aufgehoben, als die geographiſchen Grenzen durchbrochen und ſo blieben als natürliche Grenzen nur die Nationalitäten übrig, deren greifbares Merkmal man in der Sprache fand. So iſt in neueſter Zeit das Königreich Italien und das deutſche Reich entſtanden und in dem Auftreten der Nationalitätsidee begrüßen wir das Anbrechen eines neuen Tages in der Geſchichte.

Man ermißt leicht nach den vorſtehenden flüchtigen Andeutungen, auf welche Schwierigkeiten man ſtoßen muß und in welche Irrthümer man gerathen kann, wenn man den Begriff der Nationalität aus der Erfahrung an den europäiſchen Völkern entwickeln will. Man hatte ſich gewöhnt, Volk und Staat zu verwechſeln und ſprach von einem athenienſiſchen, einem römiſchen Volke, wo doch nur der athenienſiſche und der römiſche Staat gemeint waren oder ein politiſcher Factor innerhalb dieſes Staates bezeichnet werden ſollte. Nur die Deutſchen hatten eine Ahnung von Stammesbewußtſein behalten, wie ſie denn nebſt den Slaven die Einzigen in Europa ſind, die ihre urſprüngliche Sprache bewahrt haben, und ſie redeten von einem römiſchen Reiche deutſcher Nation, allerdings ohne den inneren, ihnen ſo ſchädlich gewordenen Widerſpruch dieſer Bezeichnung zu erkennen. Aber keines der europäiſchen Völker hat ſich in ſeiner urſprünglichen Reinheit behauptet, welche es zur Zeit der Völkerwanderung beſaß. Die meiſten Sprachen haben ſich verändert, manche ſind ganz untergegangen, aus anderen ſind durch Vermiſchung neue entſtanden. Urſprünglich germaniſche Stämme, wie die Longobarden und die Weſtgothen und keltiſche, wie die Gallier haben romaniſche Sprachformen angenommen, Slaven ſprechen deutſch und Alle haben ſich mehr oder weniger mit einander gemiſcht.

Ein beſonderes Element aber iſt ihnen allen gemeinſam: das germaniſche. Die Spanier ſind Gothen mit römiſcher und keltiſcher Beimiſchung, die Italiener haben longobardiſchen und gothiſchen Zuſatz, die Franzoſen beſtehen aus Gothen, Burgunden und Franken mit Kelten und Römern, die Engländer aus Gothen, Sachſen und Normannen mit

Kelten. Im östlichen Deutschland haben die Deutschen einen großen Theil Slaven aufgenommen, in Polen und Rußland die Slaven einen großen Theil Germanen aus dem großen ostgothischen Reiche im Süden und Ruriks Waraeger aus dem Norden. Im eigentlichen Rußland treten allerdings theilweise auch noch turanische Elemente hinzu, die einer ganz anderen Völkerfamilie angehören, hier aber nicht in Betracht kommen, da Rußland nur ein politischer Begriff ist und bei den europäischen Kulturstaaten kaum mitzählen kann.

Wie man nun bei diesen die Sprache als das praktische Merkmal zur Begrenzung der Nationalität benutzt hat, so liegt der Irrthum nahe, sie auch als das Wesentliche derselben anzusehen. Man führt als Beweis dafür an, daß die Kinder nach Frankreich oder England ausgewanderter Deutscher, in der französischen oder englischen Sprache erzogen, von den Franzosen oder Engländern nicht mehr zu unterscheiden seien; aber man vergißt dabei, daß Deutsche, Franzosen und Engländer nicht allein wegen ihrer gemeinsamen arischen Abstammung, sondern auch wegen des überwiegenden germanischen Elementes in den Letzteren sehr nahe verwandt und die schwachen nationalen Abweichungen bei soviel des Gemeinsamen an dem einzelnen Individuum sehr schwer erkennbar sind und von den äußeren Lebensformen verdeckt werden. Die englische Sprache und noch mehr die französische sind nicht einmal ursprüngliche Volkssprachen, sondern aus der abgestorbenen lateinischen gebildet und drücken daher sehr wenig die Nationalität des redenden Volkes aus, wenn sie auch eine gewisse rückwirkende Kraft auf den Geist desselben ausüben und können also nur in geringem Maße Nationalitätsträger sein. Sehr interessante Betrachtungen knüpfen sich an das Entstehen dieser Sprachen. Noch zu Karl des Großen Zeiten wurde in dem größten Theile Frankreichs deutsch gesprochen und zu Paris die erste deutsche Grammatik verfaßt. Aber der römische Theil der Bevölkerung trug die höhere Kultur in Verwaltung und Recht, sowie die Kirche in römischer Sprache sich einführte. Die abstracte Logik der römischen Staatseinrichtungen und des römischen Rechtes brachte sich daher auch in den logischen Formen der römischen Sprache zur Geltung. Nach England wurde das römische Sprachelement durch die französischen Normannen gebracht, welche nur in geringer Zahl einwanderten und nur den Adel und die Hofgesellschaft bildeten. Die christliche Kirche war schon mit dem Volke verwachsen, welches auch in seinem übrigen Leben sächsisch blieb, während die Normannen die Träger der feineren geselligen Sitten waren. Ihr Einfluß auf die Sprache reichte deshalb nicht

hin, derſelben römiſche Formen aufzuerlegen, ſondern nur, die ſächſiſchen Formen theilweiſe zu verwiſchen und römiſches Material einzuſchieben, ſoweit es in ihrer Sphäre lag. Deshalb wird, wie ſchon Walter Scott darauf aufmerkſam macht, derſelbe Gegenſtand in Bezug auf Nützlichkeit ſächſiſch benannt, in Bezug auf Luxus und Genuß aber normänniſch-franzöſiſch. Der Ochſe im Pfluge heißt ſächſiſch ox, das Kalb auf der Weide calf, das Schaf sheep. Sowie ſie aber am Bratſpieß ſtecken, wird daraus beef (boeuf), veal (veau) und mutton. Es wäre zu verwundern, wenn ein Volksſtamm, ſei es auch ein ſo fremder als die Juden, im Laufe ſeines mehr als tauſendjährigen Lebens unter den Deutſchen, dieſen nicht auch etwas von ſeiner Sprache abgegeben hätte, und in der That iſt dies der Fall in ſehr charakteriſtiſcher Weiſe. Das deutſche Gauner- und Diebes-Rothwelſch beſteht größtentheils aus jüdiſchen Worten.

So haben die Römer ihre Sprache auf Frankreich in höherer ſtaatlicher Organiſation, die Normannen auf England in feinerer Sitte, die Juden aber die ihrige auf Deutſchland in Unredlichkeit und Betrug übertragen: ein Jeder nach ſeinem Vermögen!

Die in Folge der Aufhebung des Edicts von Nantes nach Deutſchland eingewanderten Franzoſen ſind freilich mit der Zeit gute Deutſche geworden, aber ſie waren dies eigentlich ſchon früher, denn ſie kamen größtentheils aus der vorzugsweiſe fränkiſchen Bevölkerung des nördlichen Frankreich!

Man kann die ganze Volksgruppe des weſtlichen und mittleren Europa eine germaniſche nennen, mit verſchiedenen, durch römiſche und keltiſche und ſlaviſche Beimiſchung hervorgebrachten Schattirungen, welche Beimiſchungen denſelben ariſchen Urſprung haben. Wenn aber ſolche naheverwandte Beimiſchungen ſchon merkbare Unterſchiede hervorbringen, dann iſt es wohl klar, daß das Wort „national“ richtig mit „angeboren“ überſetzt werde, und dieſe Ueberſetzung kann nicht angefochten werden durch die anſcheinende Leichtigkeit, mit welcher die geringen nationalen Verſchiedenheiten dieſer Völker ſo gleichartiger Abſtammung ſich in einander auflöſen und das Bewußtſein der urſprünglichen gegenſeitigen Zugehörigkeit wieder lebendig wird.

Ganz anders iſt das Verhältniß gegenüber einem aus ganz anderer Wurzel entſproſſenem Volksſtamme. Die turaniſchen Magyaren widerſtehen jeder nationalen Auflöſung durch die ariſchen Slaven und Germanen und umgekehrt, und die Sprache hat gar keine vermittelnde Wirkung geübt. Noch fremder aber, als die turaniſchen, ſind den

ariſchen Völkern die Semiten, und unter dieſen namentlich der Stamm, welcher ſogar gegen ſeine eigene Familie feindſelig ſich abſchließt: — die Juden —, welche auch allen anderen ſemitiſchen Stämmen gleich zuwider ſind und ſich gegen dieſe ihrerſeits fremd verhalten. Es will deshalb für ſeine Nationalität wenig bedeuten, wenn der Jude irgend eine fremde Sprache annimmt. Seine paraſitiſche Natur, die ihn unter andere Völker trieb, hat ihn das Bedürfniß einer eigenen Sprache vergeſſen laſſen, und das Hebräiſche war ſchon in alter Zeit außer Gebrauch. Der Jude beſitzt alſo gar keine Mutterſprache, ſondern er lernt überall die Sprache ſeiner Umgebung wie der Papagei, und mit derſelben Rückwirkung auf ſein Denkvermögen.

Den ariſchen Menſchen gegenüber können ſie als eine andere Abart des Menſchengeſchlechtes bezeichnet werden, ähnlich wie die Neger, und vielleicht iſt die trennende Verſchiedenheit bei ihnen noch größer, wenn ſie auch nicht in der Hautfarbe ſich ausdrückt. Den Zoologen genügen viel geringere Unterſchiede bei ihren Claſſificationen im Thierreich, und wenn ſie vor der Gattung homo Halt gemacht haben, ſo geſchah dies wohl nur aus Bequemlichkeit. Sie haben ein dankbares Feld unbebaut gelaſſen; denn während ſie bei den Thieren auf die körperlichen Merkmale beſchränkt waren, hätten ſie bei den Menſchen auch die geiſtigen heranziehen können.

Was die körperlichen Verſchiedenheiten zwiſchen Ariern und Juden betrifft, ſo ſind dieſe viel hervortretender als die, welche die ſyſtematiſche Trennung von Fink und Stieglitz oder von Stieglitz und Kanarienvogel beſtimmen. Sie beziehen ſich bei dieſen Vögeln faſt nur auf das Gefieder und die Thiere ſind im Uebrigen ſo gleichartig organiſirt, daß ſie unter einander fruchtbare Baſtarde erzeugen, wie Pferd und Eſel oder Arier und Juden. Die Differenz dieſer beiden Letzteren aber beſchränkt ſich nicht allein auf das Gefieder, ſondern ſie drückt ſich ſehr deutlich in dem ganzen Körperbau und ſogar durch den eigenthümlichen biſamartigen Geruch aus. Wer nicht gerade durch den Schnupfen begünſtigt iſt, wird in geſchloſſenen Räumen den Juden auch im Finſtern leicht an der Witterung erkennen, und wer auf dem Lande gelebt hat, weiß, daß die Hunde denſelben aus dieſem Grunde ſchon auf große Entfernungen anbellen. Man hat dieſe Ausdünſtung immer durch Unreinlichkeit und durch die Verdauungsprodukte des Schwefel-Allyl's erklären wollen, welches die ärmeren Juden in den ihnen beſonders zuſagenden Zwiebeln und Knoblauch genießen, allein man findet ſie ebenſo bei den wohlhabenden, welche ſich gelegentlich auch waſchen und muß ſie

deshalb wohl als „national" gelten lassen; auch wird die Behauptung Lazarus's, daß sich dieser Geruch durch den Gebrauch der deutschen Sprache verliere, nirgend durch die Erfahrung bestätigt.

Die sichtbaren „nationalen" Kennzeichen aber treten noch deutlicher hervor. Der Plattfuß des Juden, die schiefen Beine, mit den nach einwärts gebogenen Knien und den nach auswärts gestellten Hacken, die krummen Schultern, der Melonenkopf mit der unförmlichen Nase, die in Alles gesteckt wird und sich doch nicht abnutzt, die vertrackte und lächerliche Art, in welcher dies Knochengerüst in Bewegung gesetzt wird, das Geschnatter und Gemauschele, welches uns, in welcher Sprache es auch sei, entgegentönt, Alles das wird jeden anderen Menschen vor einer Verwechselung mit dem Juden schützen, und wenn es wahr ist, daß das Menschengeschlecht sich aus dem Affen entwickelt habe, dann liegt es auf der Hand, daß die Juden ihren Ursprung noch viel deutlicher zeigen als die Arier, namentlich auch in der charakteristischen Arbeitsscheu und in ihrer geringen Nützlichkeit.

Am Durchgreifendsten aber tritt der Gegensatz in dem Inhalte des jüdischen Kopfes, dem jüdischen Denkorgan, zu Tage, wie es denn auch natürlich ist, daß dieses der übrigen Organisation entsprechen müsse. Ein Volk mit solchem Körper muß natürlich die Arbeit hassen, und demzufolge, damit es existiren könne, mit einer von der besser veranlagter Völker verschiedenen Sittlichkeit ausgestattet sein.

Die liberale Weisheit hält zwar die Sittlichkeit nicht für ein Natur- sondern für ein Kunstprodukt und glaubt, den Staat allein aus der Gesetzmacherei erschaffen zu können, wie Faust's Famulus den Homunculus in der Retorte verfertigte: aber in Wirklichkeit hat die menschliche Gesellschaft nicht darauf warten können, daß irgendwo eine geistreiche Verfassung „vereinbart" werde, sondern sie hat sich mit angeborenen Sittengesetzen beholfen, bis sie Muße fand, dieselben ex post zu formuliren. Wer seine gesunden Sinne anwenden will, wird leicht finden, daß die ganze lebendige Welt auf angeborenen Sittengesetzen beruht. Eine solche eingeborene Sittlichkeit ist es, nach welcher der Sperling seine Jungen vertheidigt und füttert, und nach welcher er das Letztere sogar an fremden Jungen übt, wie man auch unter anderen Vögeln eine Art Waisenpflege beobachten kann. Das Rebhuhn schließt seine monogamische Ehe auf Lebenszeit und die Eltern behalten ihre erwachsenen Kinder um sich, bis diese selbst eigene Familien gründen. Bei den Bienen bauen die Arbeitsbienen die Waben und füttern und pflegen die jungen Larven, welche aus den von der Königin gelegten Eiern ausschlüpfen. Sie tödten

die nach der Befruchtung der Königin unnütz gewordenen Drohnen, damit dieſe nicht die Oekonomie des Stockes ſchädigen und ſorgen dafür, daß es nicht an einzelnen jungen Königinnen fehle, ſowie, daß ſich ihrer nicht mehr als nöthig entwickeln, was bekanntlich von der Pflege der Larven abhängt.

Die Ameiſen erhalten ihr künſtliches Staatsweſen ebenfalls ohne geſchriebene Verfaſſung. Sie haben Arbeiter, welche ihre Paläſte bauen und die Jungen füttern und pflegen und Krieger, die ſie vertheidigen, und welche geſchlechtslos ſind und kein eigenes Intereſſe haben, außer dem der Pflichterfüllung, für welche ſie unbedenklich ihr Leben einſetzen.

Man findet ſich mit dieſen Erſcheinungen in der Thierwelt in der Regel mit dem Worte „Inſtinct“ ab, wieder einer fremdwortlichen Kapſel, die aber in dieſem Falle leer iſt und nicht einmal eine Dummheit, ſondern eigentlich gar keinen Gedanken enthält, denn Inſtinct heißt nur „Antrieb“, was gar nichts ſagt. Man hat kein Recht den Thieren alles Zweckbewußtſein abzuſprechen. Wenn man ſechs oder mehr Ameiſen gemeinſchaftlich an einem Stück Holz ſchleppen und dies auf die zweckmäßigſte Weiſe fortſchaffen und in ihrem Bau verwenden ſieht, ſo kann man nicht an einem leitenden Gedanken und an gegenſeitiger Verſtändigung über denſelben zweifeln. Wir ſind nicht einmal befugt, die Möglichkeit einer ſprachlichen Mittheilung auszuſchließen, denn wir können nicht wiſſen, ob nicht dem Gehörorgane der Ameiſen Schwingungen von ſolcher Schnelligkeit noch vernehmbar ſind, welche das menſchliche Ohr nicht mehr als Ton empfindet: mit anderen Worten, ob nicht die Mittheilungen der Ameiſen unter ſich in einer uns unzugänglichen Tonlage vor ſich gehen.

Nennt man aber die natürliche Grundlage ſo künſtlicher Staatsweſen, wie die der Bienen und der Ameiſen Inſtinct, ſo muß man auch das natürliche Gefühl, welches der einfacheren Organiſation der menſchlichen Geſellſchaft zu Grunde liegt, Inſtinct nennen. Es thut dabei Nichts, daß die Menſchen wegen ihrer Gewohnheit, in articulirter Sprache zu denken, verſucht haben, auch dieſes Gefühl in Formeln auszudrücken und dann aus dieſen Formeln abſtracte Gebäude aufzuführen, die wegen des, den Formeln nothwendigerweiſe innewohnenden Irrthums ihren wirklichen Lebensbedingungen nicht entſprechen, und von der natürlichen Form des nationalen patriarchaliſchen Staates ſich entfernen. Daß Bienen und Ameiſen von ſolchen Verirrungen frei ſind, mag man als eine Beſchränktheit anſehen und ſich mit Sokrates tröſten, der (Plato, Hippias) den Lügner für beſſer als den Wahrhaftigen erklärte, weil zum Lügen nicht allein die Kenntniß der Wahrheit, ſondern auch

die Kunſt des Lügens gehöre, aber einen weſentlichen Unterſchied macht es nicht.

Wie nun nicht alle Arten von Bienen und Ameiſen denſelben „Inſtinct“ für die gleiche Organiſation ihres Gemeinweſens haben, ſo haben auch nicht alle Menſchenarten dieſelbe Sittlichkeit und das wird an der Verſchiedenheit der Religionen kund.

„Und Gott ſchuf den Menſchen ihm zum Bilde, zum Bilde
„Gottes ſchuf er ihn“

heißt es in der Geneſis (1. Moſ. 1, 27), was bedeuten ſoll, daß der Menſch ſeinen Gott ſich zum Bilde geſchaffen habe, welche Bedeutung nicht einmal gegen die Lehre von der objectiven Offenbarung verſtoßen würde, denn die Offenbarung des objectiven Gottes wäre doch auch abhängig von der ſubjectiven Auffaſſung deſſen, dem die Offenbarung geſchehen wäre, wie das Spiegelbild verzerrt wird je nach der Beſchaffenheit des Spiegels.

Aber in Wirklichkeit hat ſich der Gott wohl nur innerlich dem Menſchen offenbart, welcher das Bedürfniß fühlte, die Welt in ihrer ſittlichen Ordnung verſtehen zu lernen und da das Unendliche ſich ſeinem Begriffe entzog, das Räthſel mit der ihm zunächſt liegenden Vorſtellung eines perſönlichen Gottes abſchloß, als des Trägers aller Eigenſchaften, die ſeinem eigenen ſittlichen Gefühl entſprechen. So wurde der Gott des Menſchen der Spiegel ſeiner eigenen Sittlichkeit und weil ſich in der Sittlichkeit die ganze Natur des Menſchen ausdrückt, verſchiedene Denkorgane aber in verſchiedener Denkweiſe functioniren, ſo haben in Folge der ihnen angeborenen Verſchiedenheiten verſchiedene Völker auch verſchiedene Religionen.

Max Müller (Oxford) in ſeiner „vergleichenden Religionswiſſenſchaft“ macht darauf aufmerkſam, daß die ariſchen Völker Gott als Gott in der Natur auffaßten, die ſemitiſchen als Gott in der Geſchichte und die turaniſchen als Gott in der Moral. Die Arier ſtehen alſo ihrem Gotte in ſelbſtloſer Anbetung gegenüber: er erſcheint ihnen in freundlicher Majeſtät als Allvater. Dyaus im Sanskrit, Zeus im Griechiſchen, Jovis im Lateiniſchen und Tiu im Altdeutſchen entſtammen alle derſelben Wurzel, die Himmel, Licht bedeutet, und wenn der Römer Jupiter (Jovis pater) anrief, ſo rief er nach dem himmliſchen Vater. „Tauſende von Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem die Ariſchen Völker ſich trennten, um nach Nord und Süd, nach Oſt und Weſt zu wandern; ſie haben ſeitdem jedes ſeine eigene Sprache geformt, ſeine eigene Nationalität entwickelt, ſeine eigene Lebensanſchauung und Philoſophie gebil-

bet; ſie haben Tempel gebaut und ſie wieder niedergeriſſen, ſie ſind alle älter, weiſer und, es mag ſein, beſſer geworden: wenn ſie aber das, was uns Allen das Höchſte und Theuerſte iſt, darſtellen, wenn ſie in demſelben Worte ihr Staunen und ihre Liebe ausdrücken, das Endliche und Unendliche umfaſſen wollen, ſo können ſie doch nur daſſelbe thun, was einſt ihre Väter gethan, als ſie zum Himmel emporſchauten und dort das Walten eines Weſens ſpürten, das in fernſter Ferne ihnen nahe, in nächſter Nähe ihnen fern war, ſie können nur dieſelben Worte verbinden und heute wie vor tauſend Jahren das alte Ariſche Gebet „Himmel-Vater“ in der Form wiederholen, in der es ewig bleiben wird, „Vater unſer, der du biſt im Himmel!“

Die Semiten hingegen ſehen ihren „Gott in der Geſchichte“ auf ſeine Leiſtungen an, ſoweit ſie den Menſchen berühren. „Daher kommt es, daß die Namen der Semitiſchen Gottheiten faſt alle von ethiſchen Eigenſchaften hergenommen ſind. Sie bedeuten der Starke, der Herr, der König, und ſie entwickeln ſich nur ſelten zu göttlichen Perſönlichkeiten, die in ihrer äußeren Erſcheinung ſcharf gezeichnet und leicht wieder zu erkennen wären vermittelſt markirter Züge von wahrhaft dramatiſchem Charakter. Daher kommt es auch, daß ſo viele Semitiſche Götter in einander verfließen, ſo daß der Uebergang von der Verehrung vieler Götter zur Verehrung eines Gottes keiner großen Anſtrengung bedurfte.“

„Einer der älteſten Namen der Gottheit unter den Vorfahren des Semitiſchen Geſchlechts war El, der Starke. Er findet ſich auf den Babyloniſchen Inſchriften als Ilu, Gott, und lebt noch jetzt im Namen von Babylon, Bab-Il, Pforte, Tempel des Il, fort. Im Hebräiſchen kommt er, ſowohl in der allgemeinen Bedeutung von ſtark oder als Held, als ein Name der Gottheit vor. Das Wort iſt am bekannteſten in Beth-El, das Haus Gottes. Gebraucht man es mit dem Artikel ha-El, der Starke, der Gott, ſo gilt es im alten Teſtament immer nur für Jehovah, den einigen Gott der Juden.“

„Eloah iſt daſſelbe Wort wie das arabiſche Ilâh, Gott. Im Singular iſt Eloah in der Bibel ganz ebenſo wie El gebraucht; im Plural kann es Götter im Allgemeinen, d. h. falſche Götter bedeuten, es iſt aber auch im Alten Teſtament zum Namen Gottes geworden in mehrheitlicher Form, aber mit einheitlicher Bedeutung. Im Arabiſchen bedeutet Ilâh, ohne Artikel, Gott im Allgemeinen; mit dem Artikel als Al-Ilâh oder Allâh wird es der Gott Mohameds, ſowie es früher der Name des Gottes von Abraham und Moſes war.“

„Ein anderer Name, der urſprünglich einfach König bedeutet, das

Hebräiſche Melech, muß ebenfalls ſchon in vorgeſchichtlicher Zeit als Name der Gottheit feſtgeſetzt worden ſein. Wir finden ihn in Moloch, der nicht nur in Carthago, auf den Inſeln von Kreta und Rhodus, ſondern auch im Thale von Hinnon verehrt wurde. Wir finden denſelben Namen in Milcom, „dem Greuel der Ammoniter," welcher ſein Heiligthum auf dem Oelberge hatte."

„Adonai, welches im Hebräiſchen mein Herr bedeutet und im Alten Teſtament ausſchließlich von Jehovah gebraucht wird, erſcheint in Phönizien als der Name des höchſten Gottes."

„Noch ein Wort, welches in der Bibel zuweilen zuſammen mit El, aber häufiger für ſich allein, als ein Name der höchſten Gottheit vorkommt, iſt Schaddai, der Mächtige (Reichmacher)."

„Während dieſe und noch einige andere Namen der Gottheit ſich bei allen oder bei den vornehmſten Mitgliedern der Semitiſchen Familie nachweiſen laſſen, und alſo jedenfalls vor der Semitiſchen Urtrennung exiſtirt haben müſſen, ſo giebt es andere, von denen man gewöhnlich annimmt, daß ſie dem einen oder dem anderen Zweige eigenthümlich ſind und daß ihr Urſprung nicht über jene Trennung hinausreicht. Zu dieſen rechnete man bisher den Namen Jehovah oder, wie er urſprünglich ausgeſprochen wurde, Javeh. Die Stelle bei Lydus, wo er ſagt, daß Jao der Name Gottes bei den Chaldäern geweſen, iſt nun allerdings kein Beweis, daß Javeh auch bei den Babyloniern ein Name der Gottheit geweſen, denn Lydus kann unter den Chaldäern einfach die Juden verſtanden haben. Anders aber ſtellt ſich die Sache, nachdem Jahu ſich als Gottesname in den Aſſyriſchen Inſchriften gezeigt hat."

Wir haben es uns nicht verſagen können, die bedeutendſte Autorität auf dieſem Gebiete ausführlich zu citiren, weil bei der ſeit Voltaire und den Encyclopaediſten Mode gewordenen oberflächlichen Behandlung der Religion die tiefe ſittliche Grundlage derſelben ganz außer Acht gekommen iſt. Voltaire wollte einen Witz machen und ſchrieb:

„Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer"

ohne Ahnung davon, daß die Menſchheit nicht auf ſeinen guten Rath hatte warten können. Die Frage nach der Grundlage der Religion verflachte ſich auch wohl, weil ſie immer nur unter ariſchen Völkern verhandelt wurde, bei welchen die religiöſe Anlage von Natur dieſelbe war und bei welchen der Streit nicht um verſchiedene Religionen ging, ſondern um die verſchiedenen Symbole von Kirchen, deren gemeinſamen ſittlichen Inhalt das Chriſtenthum bildete. Die Religionskriege waren eigentlich nur Kirchenkriege, und der weſtphäliſche Frieden nicht ein

Religionsfrieden, ſondern ein Kirchenfrieden. Aber während man der kriegeriſchen Erbitterung es zu Gute halten kann, daß ſie für den kleinen Grund des Zerwürfniſſes den großen Begriff des Religionsſtreites ſubſtituirte, kann man es der modernen Oberflächlichkeit nicht verzeihen, daß ſie nach Beruhigung der feindſeligen Aufregung den Sprachgebrauch des Krieges beibehält. Ein Geſetz, wie das vom 3. Juli 1869, welches in einem Staate, der ſich national entwickeln ſoll, die Religion für unweſentlich erklärt, verdankt nur dieſem liederlichen Sprachgebrauch ſeine Entſtehung und würde das Urtheil einer gründlichen philoſophiſchen Einſicht und einer umfaſſenderen Anthropologie nicht ertragen haben. Und bei einiger Aufmerkſamkeit hätte man von den Juden, auf deren Betrieb dies Geſetz erlaſſen worden, lernen können. Während wir die confeſſionellen Differenzen der chriſtlichen Kirche Religionsſtreitigkeiten nannten, wurde in den jüdiſchen — d. h. allen — Zeitungen das Judenthum, dieſe auf ganz anderem ſittlichen Boden als das Chriſtenthum ſtehende Religion immer „Confeſſion" genannt, damit wir ja nicht an den weſentlichen Unterſchied erinnert würden, der zwiſchen den unweſentlichen Abweichungen der chriſtlichen Confeſſionen von einander und dem fundamentalen Gegenſatze des Judenthums gegen das Chriſtenthum beſteht.

Dieſer Gegenſatz beſchränkt ſich nicht einmal auf den allgemeinen Unterſchied zwiſchen der Ariſchen und der Semitiſchen Gottesidee überhaupt, wie er ſich in dem Vorſtehenden entwickelt hat. Alle Semiten erkennen zwar ihren Gott hauptſächlich in ſeiner Wirkſamkeit für praktiſche, menſchliche Zwecke, aber nur die Juden ziehen die letzte Konſequenz dieſer Auffaſſung: indem ſie ihn überhaupt nur anerkennen, inſofern er ſich durch ihnen gewährte Vortheile legitimirt.

> „Und Jakob that ein Gelübde und ſprach: ſo Gott wird mit mir ſein und mich behüten auf dem Wege, den ich reiſe und Brod zu eſſen geben und Kleider anzuziehen und mich in Frieden wieder heim zu meinem Vater bringen, ſo ſoll der Herr mein Gott ſein." 1. Moſ. 28. 20. 21.

Und wenn ein Volk von ſolcher angeborenen Arbeitsſcheu ſich nur zu einem Gotte des Vortheils bekennen wollte, ſo durfte dieſer ihnen nicht eine Exiſtenz der Gleichberechtigung mit anderen Völkern zumuthen. Der friedliche Wettkampf redlichen Fleißes eröffnete dem arbeitsſcheuen Volke keine verlockende Ausſicht und auf dem Wege des Rechtes war Vortheil nur durch Arbeit zu erlangen. Wollte Jehovah der Gott der Juden ſein, ſo mußte er der Gott des vortheilhaften Unrechts werden,

welches der eigenthümlichen ſittlichen Anlage der Juden entſprach und ihnen zwar die unregelmäßige Thätigkeit des Raubkrieges gegen die übrige Welt auferlegte, ſie dagegen von regelmäßiger Arbeitsmühe befreite. —

„Man ſiehet keine Mühe in Jakob, und keine Arbeit in Iſrael. Der Herr, ſein Gott, iſt bei ihm, und das Drommeten des Königs unter ihm."

„Siehe, das Volk wird aufſtehen wie ein junger Löwe und wird ſich erheben wie ein Löwe, es wird ſich nicht legen, bis es den Raub freſſe und das Blut der Erſchlagenen ſaufe." 4. Moſ. 23. 21. 24.

So verkündet Bileam, auf Geheiß Jehovah's an Balak, den König der Moabiter, als dieſer von dem jüdiſchen Beſuche bedroht war und ſich in der Judenfrage noch nicht zu der Weisheit unſerer Staatsmänner aufgeſchwungen hatte.

Wozu ſollte auch Mühe und Arbeit in Iſrael ſein? Jehovah hatte ihnen verſprochen:

„Du wirſt alle Völker freſſen, die der Herr Dein Gott Dir geben wird. Du ſollſt ihrer nicht ſchonen."

„Dazu wird der Herr, Dein Gott, Horniſſen unter ſie ſenden, bis umgebracht werde was übrig iſt und ſich verbirget vor Dir."

„Er, der Herr, Dein Gott wird dieſe Leute ausrotten vor Dir einzeln nach einander."

„Der Herr, Dein Gott, wird ſie vor Dir geben und wird ſie mit großer Schlacht erſchlagen, bis er ſie vertilge." 5. Moſ. 7. 16. 20. 22. 23.

Und nun bedenke man, daß dieſe freundlichen Verheißungen zunächſt gegen die eigenen ſemitiſchen Stammesgenoſſen der Juden gerichtet ſind und daß Jehovah auch der Gott dieſer Stammesgenoſſen war, um die ganze ſittliche Verworfenheit zu ermeſſem, die ſich in dem jüdiſchen Gottesvertrage ausdrückt, wie ſie ja auch im Kleinen zu Tage tritt.

„Ihr ſollt kein Aas eſſen, dem Fremdling in Deinem Thor magſt Du's geben, daß er's eſſe, oder verkauf' es einem Fremden." 5. Moſ. 13. 21.

Saubere Leute!

Was aber das Verſprechen betrifft, die Anderen „mit großer Schlacht zu erſchlagen", ſo hatte Jehovah dabei wohl nach Analogie des „deus per Francos" auf die Juden gerechnet, mit deren Schwert es dann

haperte. Sie mußten es ſich gefallen laſſen, daß die Opfer ſich wirkſam wehrten und waren gezwungen, ſich zu dem kleinen Kriege der Liſt, des Betruges und des Wuchers zu bequemen, in welchem ſie bis auf den heutigen Tag das nützliche Unrecht verfolgen, ſo daß es dann ſpäter von den kanaanitiſchen Gemeinden oft heißt: „und ſie wurden zinsbar.“

Es beweiſt Nichts gegen den vorſtehend entwickelten Charakter der Juden, wenn wir in ihrer Thorah auch hier und da dem Ausdruck beſſerer Sittlichkeit begegnen, ſowie es nicht für, ſondern gegen ihre natürliche Reinlichkeit beweiſt, wenn auf dieſelbe gerichtete Vorſchriften in das religiöſe Geſetz aufgenommen werden mußten. Moſes und wer ſonſt das Moſaiſche Geſetz verfaßt haben möge, waren unzweifelhaft hervorragende Menſchen, die auch erleuchtete Begriffe von Recht und Unrecht haben konnten. Aber dieſe Rechtsbegriffe über das Einzelne zu einer höheren ethiſchen Auffaſſung auszudehnen, daran wurden auch ſie durch die in ihnen wirkſame Race-Eigenthümlichkeit gehindert, welcher es unmöglich war, ſich der Vortheile zu begeben, die ein beſonderer Gott der Juden und des Unrechts ihnen verſprach.

Was die Propheten anbetrifft, welche wegen des praktiſchen Greuels die jüdiſche Sittlichkeit bekämpfen, ſo beweiſen ſie ja durch ihren Tadel gegen dieſelbe und für unſere Auffaſſung, aber auch ſie können nie unterlaſſen, Iſrael mit der Ausſicht zu locken, daß es bei beſſerem Verhalten alle Völker „freſſen“ werde.

Der wachſenden Zahl der Juden wurde es bald unmöglich, das vortheilhafte Unrecht an ihren nächſten Nachbarn in hinreichendem Maße auszuüben. Die Menge der Paraſiten wurde für dieſe zu groß, und wollten dieſe nicht untereinander ſich auffreſſen, ſo mußten ſie einen weiteren Spielraum ſuchen, wie ſie jetzt von Polen aus, wo ſie zu dicht ſitzen, Deutſchland überziehen. Deshalb hatten ſie ſchon vor der aſſyriſchen Invaſion am Euphrat und in Aegypten ſich eingeniſtet und begleiteten die Heere der perſiſchen Könige als Lieferanten und Beutekäufer. Ehe Alexander ſeinen Zug antrat, ſaßen ſie überall in den kleinaſiatiſchen und anderen griechiſchen Städten, und ſie bildeten ſofort einen erheblichen Theil der Bevölkerung des neuerbauten Alexandriens, ſowie lange vor der Eroberung Jeruſalems durch Pompejus in Rom und den meiſten italieniſchen Städten jüdiſche Colonien beſtanden. Es iſt daher eine ganz unrichtige und durch die Juden zu ihrer Beſchönigung gefliſſentlich verbreitete Anſicht, daß dieſe erſt nach der Zerſtörung Jeruſalems durch Titus gewaltſam in alle Welt zerſtreut worden ſeien.

Die Gefangenen, welche Titus nach Rom führte, waren eine verhältnißmäßig nur geringe Zahl und der Reſt hätte in der bald wieder hergeſtellten Stadt und dem unveränderten Lande ruhig bleiben können, wenn nicht ihre eigene Natur ſie in die Welt getrieben hätte, weil ihre paraſitiſche Sittlichkeit die Vereinzelung zur Lebensbedingung macht. Von bürgerlicher Würde hatten ſie keinen Begriff, und wie Shakeſpeare von der Kamille ſagt, daß ſie dort am beſten wachſe, wo ſie am meiſten getreten werde, ſo ſcheinen ſie dort am Ueppigſten gediehen zu ſein, wo ſie am meiſten geplagt wurden, wie z. B. in Frankfurt und am Oberrhein. Schützen vor ihnen konnte nur gründliche Austreibung, wie ſie theilweiſe in Frankreich und vollſtändig in England unter Eduard I. ſtattgefunden, wo ſie erſt unter Carl II. ſich wieder einzuſchmuggeln wagten. Die Juden ſind eben eine ethiſche Ausnahme, eine Mißgeburt unter den Völkern. Das hätte jeder unbefangenen Betrachtung klar werden müſſen, wie es ſich durch Jahrtauſende in der allgemeinen Abneigung ausgedrückt hatte, und nur die durch die Phraſen der franzöſiſchen Revolution hervorgebrachte politiſche Verdummung konnte es bewirken, daß andere Völker freiwillig die jüdiſche Krätze ſich einimpfen ließen, welche bei einer geringen Zahl von Milben zwar nur unbequemes Jucken hervorbringt, bei einer größeren aber die Ernährung ſtört und ſelbſt das Leben gefährdet.

Es bedarf wohl nicht beſonderer Ausführung, wie ſich aus der Ariſchen Auffaſſung Gottes als des Weltſchöpfers und Allvaters eine ganz andere Sittlichkeit entwickelt, oder vielmehr dieſer Gottesvorſtellung zu Grunde liegt und daß, wenn bei den alten ſemitiſchen Religionen die politiſche Auffaſſung Gottes den Uebergang zur göttlichen Monarchie, dem Monotheismus, erleichterte, ſo der ariſchen Anſchauung des Göttlichen in der Natur, die Aufnahme des ethiſchen Inhalts des Chriſtenthums, des Geſetzes der Liebe und die Vorſtellung eines allgütigen Schöpfers näher lag. Sehr mit Unrecht bemüht man ſich deshalb, das Chriſtenthum zu einer ſemitiſchen Religion zu ſtempeln, weil Jeſus ein Jude geweſen ſei; eine Thatſache, welche nicht einmal zu erweiſen iſt, denn die Bevölkerung Kanaans war ſchon ſeit der aſſyriſchen Eroberung eine durchaus gemiſchte und die nichtjüdiſchen Elemente vermehrten ſich bei jeder ſpäteren Unterjochung.

Eine Revolution gegen das Judenthum mit ſeinem, durch die Phariſäer auf die Spitze geſtellten Formenweſen und ſeiner profanen Natur hatte ſich ſchon in den Sadducäern und Eſſäern vorbereitet und Chriſtus vollendete dieſelbe. Eine Revolution beginnt naturgemäß den

Kampf von innen und Chriſtus knüpfte daher auch an das Judenthum an, obwohl es zweifelhaft iſt, ob die Behauptung, er ſei der verheißene Meſſias aus Davids Stamm, nicht von ſeiner Umgebung oder gar höhniſcher Weiſe von ſeinen Feinden aufgebracht worden ſei. Die jüdiſche Meſſiasverheißung hat nämlich eigentlich einen ganz anderen Sinn, als ihr gewöhnlich untergelegt wird. Saul war der erſte Geſalbte (Meſſias) geweſen, welchen die bis dahin herrſchenden Prieſter als König, oder eigentlich als Unterkönig Jehovahs einzuſetzen ſich entſchloſſen. Er wuchs ihnen über den Kopf und ſie ſuchten und ſalbten deshalb einen Anderen, David, dem dann der Oberprieſter Nathan das Verſprechen gab, daß hinfort der Meſſias immer aus ſeiner Familie hervorgehen, d. h. das Königthum in derſelben erblich ſein ſolle. Wenn dann ſpäter in Zeiten des Verfalles die Propheten dem verkommenen Volke den Meſſias aus Davids Stamm verhießen, ſo knüpfte ſich an ſolche Verheißungen die Hoffnung auf Herſtellung eines neuen Salomoniſchen Reiches weltlichen Glanzes, und alle dieſe Prophezeiungen drücken dieſe Hoffnung deutlich aus. Deshalb ſchien es den Juden ein vernichtender Hohn gegen Jeſus, der nicht das weltliche Reich des Judenkönigs Jehovah, ſondern das göttliche Reich der Einkehr des Menſchen in ſich ſelbſt errichten wollte und arm im Lande umherzog, ihm an das Kreuz die Ueberſchrift: „Jesus Nazarenus Rex Judaeorum“ zu heften.

Die Geſchichte des Buddhismus giebt Anleitung zu richtiger Auffaſſung ſolcher Verhältniſſe. Zu Lebzeiten des Lehrers wurde kein Bedürfniß gefühlt, die Ereigniſſe ſeines Lebens oder ſeiner Lehre aufzuzeichnen: ſeine Gegenwart war Alles in Allem. Erſt nach dem Tode des Buddha wurden die Gedanken und Worte des Meiſters geſammelt und Alles, was zur Ehre des Entſchlafenen dienen konnte, ſo unglaublich es auch ſcheinen mochte, aufgenommen, während Zeugen, die gewagt hätten, unbewieſene Thatſachen oder den göttlichen Charakter des Lehrers anzutaſten, nicht gehört, ſondern als „Ungläubige“ und „Ketzer“ abgewieſen wurden. Buddha war unter den Religionsſtiftern der durchaus menſchlichſte und von jeder äußeren Autorität unabhängig, und er beruft ſich nur auf das, was wir das innere Licht nennen würden. Dennoch fließen die ſpäteren buddhiſtiſchen Legenden von erbärmlichen Wundern über.

Die Juden haben ihre Feindſchaft gegen das Chriſtenthum nie verleugnet und wenn ſich in Judaea ſelbſt chriſtliche Gemeinden bildeten, ſo läßt ſich heute nicht mehr entſcheiden, ob die Mitglieder jüdiſchen Blutes waren. Chriſtus ſelbſt nennt ſich „des Menſchen Sohn“ weil

er dem ausschließlichen Judenthum die Lehre der allgemeinen Menschenliebe entgegensetzte. Ein Gott aber, der ihre Mitmenschen in gleiche Obhut nahm und ihnen damit die Nothwendigkeit redlicher Arbeit auferlegte, war den Juden ein Greuel und ein Sittengesetz, das ihnen nicht besondere Vortheile zuwendete, sondern nur den Lohn des guten Gewissens verhieß, schien ihnen der Gipfel der Albernheit: „Was ich mir dafür kaufe!“ Wozu sollten sie sich mit solchen nutzlosen Faxen befassen, da sie ja mit ihrem Jehovah in einem viel vortheilhafteren Vertragsverhältnisse standen? — Die in dem Christenthum gegen das Judenthum versuchte Revolution war also mißlungen, aber das Christenthum wurde bereitwillig von den Arischen Völkern aufgenommen und weiter gebildet, wie es deren Sittlichkeit, die allein die höchste Entwickelung des Menschengeschlechts gestattet, entsprach; und über diese Völkerfamilie ist es nicht hinausgekommen und namentlich in keinen semitischen Stamm eingedrungen. Man muß den Sinn der Worte verloren haben, um das Christenthum eine semitische Religion zu nennen.

Nach den vorstehenden Betrachtungen sind wir nun in den Stand gesetzt, Merkmale für die Nationalität zu gewinnen. Daß dieselbe an dem Wohnorte klebe, bedarf keiner Widerlegung und ebensowenig, daß sie in der Sprache liege, wenngleich diese letztere unter Umständen eine nationale Verschiedenheit bezeichnen kann. Ein in Deutschland wohnender, deutsch redender Neger wird nie zur deutschen Nation gerechnet werden können, so wenig als ein Hottentotte in England ein Engländer wird. Die Nationalität ist auch nicht ein mystisches Etwas, welches wie Lazarus meint, in keinem Einzelnen vorhanden, sich nur aus der Gesammtheit eines Volkes entbindet, ein Volksgeist, welcher an keine Nation gefesselt, sich auf unfaßbare Weise fortwährend aus sich selbst erschafft, sondern Nationalität ist das, was das Wort in seiner einfachsten Bedeutung ausdrückt: das Angeborene, welches den Gliedern des Volkes gemeinsam ist.

Schwieriger stellt sich die Aufgabe, wenn eine besondere Nationalität umschrieben werden soll, denn so wenig es dem Menschen gegeben ist, ein objektives Urtheil über sich als Person zu gewinnen, so wenig vermag er es, diejenigen Eigenthümlichkeiten zu erfassen, welche ihm mit seinen Stammesgenossen gemeinsam sind; und die Schwierigkeit ist anderen Individuen und Nationen gegenüber noch größer. Wir können sagen, die Deutschen sind geduldig, die Franzosen lebhaft, die Engländer energisch, aber das trifft nur einzelne Aeußerungen des Temperamentes, nicht aber das Ganze des Menschen, aus welchem seine Gedanken und

Handlungen entſpringen. Um die Menſchen im Ganzen zu verſtehen, müßten wir Gott ſein, der ſie erſchaffen hat.

Aber wir haben einen Spiegel gefunden, welcher wenigſtens die ſittliche Eigenthümlichkeit des Menſchen uns zeigt und dieſer Spiegel iſt die Religion. Wir können daher ſagen, die Nationalität drücke ſich in der Religion aus, welche deshalb die Grundlage jedes geſunden Staates bilden muß. Wir meinen damit nicht die beſondere Form, in welcher ſie in dieſer oder jener Kirche ſymboliſirt wird, ſondern die tiefere religiöſe Weltanſchauung, welche dem Kirchenglauben zu Grunde liegt, nicht blos die Religion, deren ſich Jemand bewußt, ſondern die Religion, welche ihm angeboren iſt.

„Alſo die Religion?“ Allerdings die Religion! Wenn wir nach der herrſchenden Mode darüber verhöhnt werden, ſo wollen wir die lachenden Weiſen freundlichſt erſuchen, gefälligſt erſt etwas Gründliches zu lernen und dann an ſcharfem Denken ſich zu verſuchen: in dem Maße als ihnen dieſer Verſuch gelingen wird, wird das Lachen nachlaſſen. Einſtweilen befinden wir uns mit unſerer Meinung in guter Geſellſchaft, und unſere Gegner ſelbſt liefern uns das beſte Beweismaterial.

„Die urſprüngliche Gruppe iſt die Familie, die Vereinigung der Familien bildet die gens oder das Haus; die Vereinigung von Häuſern den Stamm, die Vereinigung von Stämmen den Staat. Erſt in ſpäterer Zeit ſcheiden ſich Recht von Religion, aber ſelbſt dann bleiben noch viele Spuren, die uns zeigen, daß der erſte Altar der Heerd war, der erſte Prieſter der Vater, während Frau, Kinder und Geſinde die erſte Gemeinde bildeten, die ſich am heiligen Feuer, bei der Heſtia verſammelten, die urſprünglich die Gottheit des Hauſes, ſpäter die Gottheit des ganzen Staates war.“ (Sir H. Maine.)

„Sehen wir von hier auf früher Gefundenes zurück, ſo iſt jedes Volk als ſolches erſt da, nachdem es ſich in Anſehung ſeiner Mythologie beſtimmt und entſchieden hat.“ (Schelling, Einleitung in die Philoſophie der Mythologie.)

„Die Religion ſteht im engſten Zuſammenhange mit dem Staatsprinzip; die Vorſtellung von Gott macht die allgemeine Grundlage eines Volkes aus. Wie daher die Religion beſchaffen iſt, ſo der Staat und ſeine Verfaſſung; er iſt wirklich aus der Religion hervorgegangen und zwar ſo, daß der atheniſche, der römiſche Staat nur in dem ſpezifiſchen Heidenthum dieſer Völker möglich war, wie auch ein katholiſcher Staat einen anderen Geiſt und andere Verfaſſung hat, als ein proteſtantiſcher. Der Geiſt eines Volkes iſt ein beſtimmter, individueller Geiſt, der ſich

ſeiner Beſtimmtheit bewußt wird, in den verſchiedenen Sphären: in der Beſtimmtheit ſeines ſittlichen Lebens, ſeiner Verfaſſung, ſeiner Kunſt, Religion und Wiſſenſchaft.“ (Hegel, Philoſophie der Geſchichte.)

„Nirgends wohl finden wir einen ſchlagenderen Beweis für die Richtigkeit unſerer Anſicht, daß die Religion noch mehr als die Sprache die Quelle des Volksbewußtſeins iſt, als in der Geſchichte der Juden, die ſich ſo gerne das auserwählte Volk Gottes nannten. Die Verſchiedenheit zwiſchen der Sprache der Juden und den Dialekten der Phönizier, der Moabiter und anderer Nachbarſtämme war nicht ſo groß, als die Verſchiedenheit zwiſchen den Dialekten Griechenlands. Die Verehrung Jehovah's war es, die das jüdiſche Volk zu dem machte, was es war, zu dem Volke Jehovah's, das durch ſeinen Gott, weit mehr als durch ſeine Sprache, von dem Volke des Camos (den Moabitern) und von den Verehrern von Baal und Aſtoreth abgeſondert war. Die wandernden Stämme Iſraels verdanken ihr Nationalbewußtſein ihrem Gottesbewußtſein.“ (Max Müller.)

Das Volk hat dies in richtigem Gefühle immer empfunden und darauf beruhten die blutigen Judenverfolgungen, ſowie es auch daher kam, daß die Kämpfe, in welchen zwei gründlich verſchiedene Racen Träger wirklich verſchiedener Religionen waren, die Kriege der abendländiſchen Völker nämlich gegen den Islam im Orient wie in Spanien, von Anfang bis zu Ende als Vernichtungskriege geführt wurden. Die Gegner erkannten, daß eine friedliche Gemeinſchaft zwiſchen ihnen unmöglich ſei.

Das von Rümelin als Beweis derſelben Nationalität geforderte Gefühl der gegenſeitigen Zugehörigkeit iſt unmöglich, bei einem Auseinandergehen in den heiligſten Fragen des Gemüthes, namentlich wenn der Gegenſatz zugleich in einem ſo wenig anſprechenden Aeußern auftritt und Herr Lazarus beweiſt an ſich ſelbſt, daß Abweichungen in der religiöſen Anlage durchgreifende ſittliche Divergenzen nach ſich ziehen. Er hat ſich über „das Leben der Seele“ in vier Bänden verbreitert und hier, in des Buches Zweckloſigkeit, läßt er ſeine Seele manchmal ohne Verkleidung erſcheinen. Er ſagt (I pag. 136) „Ehre und Ehrgefühl iſt nun eine ſolche *Erweiterung des Selbſtgefühls in Andern und durch ſie*. Daß ich in dem Vorſtellungskreiſe *eines Andern* und nicht blos in *meinem eigenen* Exiſtenz habe, daß meine Handlungen nicht nur von mir, ſondern auch von *Andern* gedacht und geſchätzt werden, iſt das Weſen der Ehre.“ Die geſperrten Worte ſind von ihm ſelbſt hervorgehoben. Wir brauchen weiter nicht zu ſtreiten. Wer er-

kennt nicht auf den erſten Blick in dieſer Definition der Ehre den richtigen Juden, welcher gar keine Ahnung von dem Dinge hat, das der Deutſche Ehre nennt. „Erweiterung des Selbſtgefühls durch Andere", „Exiſtenz in dem Vorſtellungskreiſe eines Andern", „Schätzung von Andern" — alſo Eitelkeit und Vortheil, womöglich der Titel als Commiſſionsrath, das iſt jüdiſche Ehre: und wenn er allein iſt, hat der Jude ſeine Ehre nicht bei ſich, denn dann kann ſie ein Anderer nicht ſchätzen!

Welcher Deutſche denkt bei Ehrenfragen an etwas Anderes, als an ſein eigenes Gewiſſen? Will der Herr Profeſſor noch beſtreiten, daß die deutſche Sprache nicht hindere an ächt jüdiſchen Gedanken? Allerdings redet dieſelbe durch ihn in unbewachten Augenblicken auch manchmal vernünftig, z. B. wenn er ſagt (das Leben der Seele I pag. 387) „die Möglichkeit nun einer ſolchen Geſammtwirkung (der Begeiſterung) auf den Volksgeiſt und in ihm beruht auf der gleichartigen Natur des Einzelnen", oder (Was heißt national? pag. 25) „die Religion der Juden iſt zugleich das Erzeugniß des eigenen Stammes. Dies mag man uns, wenn man durchaus will, als einen Vorzug (sic) gelten laſſen. Ich aber meine, daß gerade ſo tief, wie ſein angeſtammter Glaube im Herzen eines Juden, auch das Chriſtenthum tief und innig und gewaltig, das ganze Gemüth durchdringend in der Seele eines wahrhaft religiöſen Germanen leben wird." Aber ſo etwas paſſirt ihm nur ſelten und wohl wider Willen.

Wenn einzelne Juden nun ſagen: wir haben keine Religion mehr und dieſe bezeichnet überhaupt einen überwundenen Standpunkt; Einwendungen, welche ihr aus der Religion hernehmt, treffen uns alſo nicht, ſo iſt darauf zu erwidern, daß wir ihnen auf die darin ſich zeigende Verwilderung Nichts zu Gute thun können, daß es übrigens für die Beurtheilung der eingeborenen Sittlichkeit nicht darauf ankomme, welche Religion Jemand habe, ſondern welche Religion er ſeiner Natur nach haben könnte und müßte. Wer einmal auf einem Meineide betroffen worden iſt, dem wird die Glaubwürdigkeit für alle Zukunft abgeſprochen und wenn eine Menſchenrace ſich einmal hat auf dem jüdiſchen Gottesvertrage betreffen laſſen, ſo übertragen wir die aus dieſem „Erzeugniß des eigenen Stammes", wie Lazarus es richtig nennt, abgeleitete Beſcholtenheit auf jedes Mitglied dieſes Stammes. Wir wiſſen, daß die jüdiſche Religion der Ausdruck der Denkweiſe der früheren Juden war und wir wiſſen auch, daß die jüdiſche Natur, welcher dieſe Denkweiſe entſprungen iſt, ſeit dreitauſend Jahren unter ſorgfältiger Fernhaltung jeder fremden Beimiſchung unverändert fortgezüchtet worden iſt:

wir haben also keine Veranlassung, eine Aenderung derselben voraus=zusetzen. Wollten sie durch die Taufe uns beweisen, daß ihnen das Christenthum möglich sei, so werden wir zwar an ihrer Aechtheit zweifeln, oder sie für aus der Art geschlagen halten können, für unseren Widerstand aber freilich die Handhabe verlieren. Das müssen wir uns gefallen lassen.

Doch wozu haben wir nöthig mit Leuten zu streiten, deren Wort=führer Lazarus sich nicht scheut, folgenden Unsinn zu verbrechen, pag. 25. „Also nur (sic) unsere Abstammung ist nicht deutsch; fast hätte ich ge=sagt, und auch die Religion. Aber das wäre ein logischer Fehler. Es giebt keine deutsche Religion; das Christenthum, der Katholicismus und der Protestantismus, sie sind eben so französisch, englisch, italienisch ꝛc., wie sie deutsch sind. Genau dasselbe gilt vom Judenthum; es ist fran=zösisch, englisch, italienisch, denn Franzosen, Engländer, Italiener sind Juden; das Judenthum ist ganz in demselben Sinne deutsch wie das Christenthum deutsch ist."

Die Logik kennt einen Beweis per absurdum, durch den Wider=sinn, und eine bessere Widerlegung hätten wir Lazarus nicht angedeihen lassen können, als er sie per absurdum in dem Vorstehenden selbst veranstaltet. Er führt dann noch ein neues Motiv an, pag. 20: „Wir Juden sind als Fremdlinge eingewandert; aber sind wir gekommen, um hier Fremde zu sein, um als Fremde einen Aufenthalt zu nehmen? eine Heimath haben unsere Väter gesucht und eine Heimath haben sie ge=funden." Doch ganz dasselbe können auch die Trichinen für sich an=führen.

Die Frage zu erörtern, ob es zur Entwickelung eines Volkes nöthig sei, daß sich in dem Staatswesen das nationale Leben rein ausdrücke, halten wir nicht für erforderlich. Die Juden selbst geben dies still=schweigend zu, indem sie die Täuschung versuchen, daß sie Deutsche seien. Wenn wir den ganzen Rückschritt in der Erkenntniß der Bedingungen des Völkerlebens erkennen wollen, welchen unser politischer „Fortschritt" seitdem gemacht hat, dann müssen wir uns erinnern, daß 1834 die sämmtlichen, den praktischen Verhältnissen nahestehenden Provinzial=Landtage der Preußischen Monarchie beantragten, die Juden wieder in die Ausnahmestellung als Schutzjuden zurückzusetzen. Auch in der Wissen=schaft war die Unzuträglichkeit einer fremden Nationalität in dem Staats=wesen längst anerkannt. Fichte sagt darüber (Reden an die deutsche Nation)! „Nur in den unsichtbaren und den eigenen Augen verborgenen Eigenthümlichkeiten der Nationen, als demjenigen, wodurch sie mit der

Quelle urſprünglichen Lebens zuſammenhängen, liegt die Bürgſchaft ihrer gegenwärtigen und zukünftigen Würde, Tugend, Verdienſtes; werden dieſe durch Vermiſchung und Verreibung abgeſtumpft, ſo entſteht Abtrennung von der geiſtigen Natur, aus dieſer Flachheit, aus dieſer Verſchmelzung aller zu dem gleichmäßigen und aneinanderhängenden Verderben."

Und zum Schluſſe ſei es uns noch geſtattet, einen Ausſpruch zu citiren, der wegen ſeines Urhebers intereſſant iſt.

„Reichthum und Mannigfaltigkeit, ſelbſtſtändiges Leben, Individualität und freie Entwickelung derſelben bei gemeinſchaftlicher höherer Geſetzmäßigkeit und bei einem Streben nach freier harmoniſcher Wechſelwirkung und Uebereinſtimmung in einem gemeinſchaftlichen geiſtig und moraliſch Höchſten — dieſes allgemeine Geſetz der ſittlichen Weltordnung für freie Perſonen — gilt auch für die Staaten- und Völkerwelt. Es gilt für ſie in dem natürlichen Sinne, daß ſie ihre Perſönlichkeit, Individualität und Freiheit, das heißt aber hier: ihre politiſche Selbſtſtändigkeit, wodurch ſie beſtehen, nicht aufgeben ſollen. Die ſchönſte aller irdiſchen Bildungen, in welcher Natur und Freiheit. das Ganze und das Glied ſich zum ſchönſten individuellen Leben vereinigen und durchdringen, iſt das freie Volk, ſein individuelles, nationales, freies Leben. Das herrlichſte aller Kunſtwerke in der Welt, die höchſte, vollkommenſte, ſittliche That und Erſcheinung im Leben der Völker, in der Menſchheit, iſt der freie Staat, die freie, bewußte Erhebung und Entwickelung des Volkes zum freien Staate. Wer alle individuellen Völker und Staaten, ihr ſelbſtſtändiges individuelles Leben und Beſtehen im Univerſalſtaat untergehen laſſen will, handelt wie der Barbar, welcher alle Statuen zu einer gemeinſchaftlichen Maſſe verarbeiten wollte."

Das ſagt im Band 15, pag. 499 ſeines Staatslexikon's der damalige Dalai-Lama des Liberalismus, er ſelbſt, Carl Welcker!

Kleinere Aufsätze.

Zur Börsensteuer.

N. Die Berge haben eine Maus geboren!

In dem Gesetzentwurfe über die Erhebung von Reichsstempelabgaben sind folgende Steuersätze vorgesehen:

I. **Für Aktien und auf den Inhaber lautende Werthpapiere.** 1) Inländische Aktien und Aktienantheilscheine, sowie alle auf den Inhaber lautenden Renten- und Schuldverschreibungen, desgleichen Interimsscheine über Einzahlungen auf die genannten Werthpapiere: 5 Mark vom 1000. Befreit sind alle vor dem Inkrafttreten dieses Gesetzes ausgestellten Aktien u. s. w., ferner Renten und Schuldverschreibungen des Reichs und der Bundesstaaten. 2) Ausländische Aktien und Aktienantheilscheine ꝛc. (s. oben Nr. 1) ausländischer Staaten, Corporationen und Schuldverschreibungen ausländischer Staaten und sonstige für den Handelsverkehr bestimmte ausländische Renten- und Schuldverschreibungen, wenn sie innerhalb des Bundesgebiets ausgehändigt, verpfändet, oder wenn daselbst andere Geschäfte unter Lebenden damit gemacht oder Zahlungen darauf geleistet werden sollen: 5 vom Tausend. Die Abgabe ist von jedem Stück nur einmal zu entrichten. Werden vor dem 1. Juli 1880 ausgegebene Effekten der vorbezeichneten Art bis zum 30. September 1880 zur Stempelung vorgelegt, so ist die Hälfte des Abgabensatzes in Abstufungen von 25 Pfennigen für je 100 Mark des Nennwerthes oder ein Bruchtheil dieses Betrages zu entrichten.

II. **Schlußnoten und Rechnungen:** a) Schlußnoten, Schlußzettel, Abschriften und Auszüge aus den Tage- oder Geschäftsbüchern, Schlußscheine, Schlußbriefe oder sonstige von einem oder mehreren Contrahenten, Maklern oder Unterhändlern im Bundesgebiete ausgestellte Schriftstücke über den Abschluß oder die Prolongation eines Kauf-, Rückkauf-, Tausch-, Lieferungs- oder Differenzgeschäftes, welches zum Gegenstande hat: 1) Wechsel, inländische Aktien, Staats- oder

andere für den Handelsverkehr bestimmte Werthpapiere oder Mengen von solchen Sachen oder Waaren jeder Art, die nach Gewicht, Maß oder Zahl gehandelt zu werden pflegen, bei einem Werthe des Gegenstandes des Geschäfts von 300 bis incl. 1000 Mark — 10 Pf., von mehr als 1000 incl. 5000 Mark — 25 Pf., von mehr als 5000 Mark — 50 Pf. 2) Ausländische Aktien, Staats- oder andere Werthpapiere von 300 bis incl. 1000 Mark — 25 Pf., von mehr als 1000 Mark incl. 5000 Mark — 50 Pf., von mehr als 5000 Mark — 1 Mark. Der Werth des Gegenstandes wird durch den vereinbarten Preis nach dem Börsencourse am Tage des Abschlusses bestimmt. Ueberschießende Bruchtheile eines Prozents oder einer Mark in dem Curse der Stückpreise von Aktien ꝛc. werden hierbei nicht berücksichtigt; zur Erleichterung der Berechnung kann der Bundesrath auch weitere Abänderungen anordnen. Ausländische Werthe sind nach den Vorschriften wegen Erhebung des Wechselsstempels umzurechnen. Als Gegenstand des Geschäfts gilt nicht die Curs- oder Preisdifferenz, die Prämie und dergl., sondern die Waaren, Aktien, Wechsel u. s. w., auf welche das Geschäft sich bezieht. Ist der Gegenstand des Geschäfts oder dessen Werth von der Wahl eines Betheiligten abhängig oder sonst unbestimmt, so ist die Abgabe nach dem höchsten möglichen Gegenstande oder Werthe und wenn auch dieser aus dem Schriftstücke nicht ersichtlich, stets nach einem Werthe von mehr als 5000 Mark zu entrichten. b) Rechnungen, Noten, Verzeichnisse, Geschäftsbücherauszüge u. s. w. im Werthe von 300 bis 1000 Mark incl. 10 Pf., von mehr als 1000 Mark, jedoch nicht mehr als 5000 Mark — 25 Pf.; mehr als 5000 Mark — 50 Pf.; bei Geschäften von ausländischen Aktien sind zu entrichten bei einem Werthe von 300 bis 1000 Mark incl. 25 Pf, von mehr als 1000, jedoch nicht mehr als 5000 Mark — 50 Pf., von mehr als 5000 Mark — 1 Mark. Die vorbestimmte Abgabe wird nicht erhoben: 1) von den zu a bezeichneten Schriftstücken, soweit sie nur sogenannte Comptantgeschäfte für Wechsel, ungemünztes Gold und Silber und über Gold zum Gegenstande haben, und dieser Inhalt des Geschäftes aus den Schriftstücken ersichtlich ist; 2) von Telegrammen und Briefen über die unter a bezeichneten Geschäfte, wenn die Briefe auf Entfernungen von mindestens 10 Kilometer befördert werden.

Der Abschnitt I bezieht sich auf Werthpapiere im Allgemeinen, der Abschnitt II hat im Wesentlichen die Börsenumsätze im Auge. Wir wollen uns zunächst mit dem ersten beschäftigen. Daß das mobile Vermögen in Inhaberpapieren endlich zu directer Besteuerung herangezogen werde, ist eine Forderung ausgleichender Gerechtigkeit gegenüber dem von Steuern und Abgaben er-

drückten Grundbesitz und man kann dieselbe nicht mit der Berufung auf die Einkommensteuer abweisen, welcher ja der Grundbesitzer ebenfalls unterworfen ist, der sich aber der Couponschneider leichter zu entziehen vermag und sich in Wirklichkeit auch in großem Maße entzieht.

Die Grundsteuer beträgt beinahe $^1/_{10}$ des geschätzten Reinertrages und wenn man diesen zu 5 Prozent kapitalisirt, also mit 20 multiplicirt, so beträgt die Grundsteuer $^1/_2$ Prozent der sich ergebenden Summe. Nun mag zugegeben werden, daß im Durchschnitt der eingeschätzte Reinertrag nur die Hälfte des wirklichen Werthes erreiche, der Kapitalswerth also doppelt so hoch sei, aber auf der anderen Seite ist im Durchschnitt der Grundbesitz weit über die Hälfte des wirklichen Werthes verschuldet und der Grundbesitzer hat also in der Grundsteuer immer mindestens $^1/_2$ Prozent seines Eigenthums an dem Grundstück jährlich zu bezahlen. Der Couponschneider dagegen, welchem die Verwaltung seines Vermögens nicht Mühe macht, soll nur ein für alle Male $^1/_2$ Prozent Steuer entrichten. Uns scheint das unbillig und unzweckmäßig, denn den Genuß müheloser Renten darf man nicht prämiiren. Warum soll von dem mittelst der Papierscheere verwalteten Vermögen nicht ebenso jährlich $^1/_2$ Prozent entrichtet werden, als von dem Vermögen im Grundbesitz, dessen Verwaltung meistens noch die volle Arbeitskraft des Besitzers in Anspruch nimmt?

Wir sehen auch keinen Grund, die vor dem Inkrafttreten des Gesetzes ausgestellten Papiere stempelfrei zu lassen. Sie sind schon viel zu lange stempelfrei gewesen. Als die sogenannte Grundsteuer-Ausgleichung in Preußen stattfand, trat dieselbe in den bisher befreiten östlichen Provinzen bis auf die wenigen Fälle, wo eine Entschädigung gewährt wurde, als eine rücksichtslose und durch keinerlei Billigkeit entschuldigte Vermögens-Confiscation auf. Die frühere Grundsteuer war den einzelnen derselben unterworfenen Provinzen als Kriegscontribution auferlegt worden: in Schlesien durch Friedrich den Großen, in dem Königreich Westphalen durch Napoleon. Die Provinzen Brandenburg, Posen, Pommern und Preußen mußten dagegen die Kriegscontribution in der viel härteren Form des Kapitals zahlen und haben zum Theil noch heute an den Nachwehen zu laboriren. Indem sie nun nachträglich noch mit der Grundsteuer bedacht wurden, ist ihnen nicht ein billiger Ausgleich, sondern eine ungerechte Doppelbesteuerung auferlegt worden, für welche auf der einen Seite nur die Sucht der mechanischen Gleichmacherei sprach und auf der anderen der Wunsch, das Geld zu nehmen, wo man es fände.

Ein viel schreienderes Unrecht als den betreffenden Provinzen wurde aber den einzelnen Grundbesitzern zugefügt, welche ihre Grundstücke als steuerfrei gekauft oder in Erbschaft übernommen hatten und denen, je nach der Verschuldung, oft ein sehr wesentlicher Theil ihres Vermögens durch die Grundsteuer confiscirt wurde. Warum will man nun mit den Besitzern von

Werthpapieren ſo zart umgehen, daß die beſtehende Stempelfreiheit ſolcher Papiere geſchützt bleiben ſoll, während doch die beſtehende Steuerfreiheit des Grundbeſitzes nicht geſchont worden iſt. Wenn es ſich nur um eine Abſtempelung ein für alle Male handeln ſoll, mag dieſelbe ein halbes oder auch, wie wir mindeſtens vorſchlagen würden, ein ganzes Procent betragen, ſo wird eine ſolche Maßregel den gegenwärtigen Inhaber nicht einmal ſehr hart treffen, wenn man einen etwas entfernten Termin für die Abſtempelung — etwa den 1. October 1880 — anſetzt. Ein einmaliger Stempel auch von einem Prozent macht für den dauernden Werth eines Papiers einen verſchwindend kleinen Betrag aus, und das wird ſich bis dahin längſt im Curſe ausgeglichen haben, weshalb wir auch keinen Grund ſehen, die deutſchen Staatspapiere von der Beſtempelung auszuſchließen.

Und warum will man die vorhandenen inländiſchen Papiere ſtempelfrei laſſen, während man die im Lande befindlichen ausländiſchen Effecten, wenn auch nur mit dem halben Stempel belegt? Aber dieſer halben Beſteuerung ſtellt ſich dieſelbe Erwägung wie der Stempelfreiheit der inländiſchen Effecten entgegen. Und wenn vor dem 1. Juli ausgegebene fremde Papiere bis zum 30. September 1880 nur die Hälfte des Abgabenſatzes entrichten ſollen, ſo wird damit zugleich eine Prämie für die ſchnelle Einfuhr ſolcher Effecten ausgeſetzt und es wird damit gehen, wie bei dem ſpäten Inkrafttreten des vorjährigen Zolltarifs mit der Tabaks- und Eiſen-Einfuhr. Die Börſe wird ein Geſchäft daraus machen, per October, wo der volle Stempel gilt, zu verkaufen und am 30. September ſtempeln zu laſſen und ſo, ſtatt des Fiscus, die Hälfte des Stempels einzuheimſen.

Wir halten es ferner für ſehr unzweckmäßig, daß fremde Effecten nur den gleichen und nicht wenigſtens den doppelten Stempel bezahlen ſollen, als einheimiſche. Es mag im Allgemeinen „unwiſſenſchaftlich" ſein, den Kapitalsabfluß nach dem Auslande zu erſchweren, aber für Deutſchland im Beſonderen iſt es erfahrungsmäßig nützlich. Wenn man die Verluſte zuſammenrechnet, welche Deutſchland an fremden Papieren erlitten hat, von den Spaniſchen anfangend, dann wird man über die ungeheure Summe erſchrecken, wenn auch die Nordamerikaniſchen $^5/_{20}$ Bonds eine glückliche Ausnahme gemacht haben. Und die Erklärung liegt auf der Hand, denn die genaue Beurtheilung fremder Verhältniſſe iſt ſehr ſchwierig und ſich vor betrügeriſchen Vorſpiegelungen bei fremden Papieren zu ſchützen faſt unmöglich. Gute Papiere ſolventer Staaten oder Corporationen finden zu Hauſe immer leicht ein Unterkommen, wenn ſie aber vollends auf den reichen Geldmärkten in England, Frankreich und Holland, die für ihre Capitalsanhäufungen nicht mehr im Inlande Verwendung finden, nicht abgeſetzt werden können, ſo haben wir gewiß keinen Beruf zu ihrer Aufnahme. Uns fehlt das Capital zu nützlichen Unternehmungen im Großen, wie im Kleinen, denn das Börſencapital entzieht ſich dauernder Anlage und dient nur zur Agiotage

und zu gelegentlichen Fiſchzügen. Rouher ſchätzt die jährliche Vermehrung des Vermögens in Frankreich auf 2000 Millionen Mark: diejenige des engliſchen Vermögens wird man höher annehmen müſſen, während unſere jährliche Verarmung auf über 1000 Millionen Mark angeſchlagen wird. Mag das übertrieben ſein: daß wir uns aber nicht in einem Zuſtande fortſchreitender Bereicherung befinden, wird Niemand beſtreiten. Wir haben daher gewiß Urſache, unſere paar Groſchen bei uns ſelbſt werben zu laſſen.

Man hat aus Börſenkreiſen gegen die Beſteuerung fremder Papiere den Einwand erhoben, daß ſie dann nicht mehr als internationale Remeſſen dienen könnten. Als Remeſſe für den ſoliden Handel dienen ſie überhaupt wohl nur ausnahmsweiſe und nur, wenn ihre Ueberſendung vortheilhafter iſt, als Zahlung in Wechſeln oder baarem Gelde, und bei Berechnung dieſes Vortheils mag dann der Stempel mit in Betracht gezogen werden. Auf das Handelsgeſchäft ſelbſt hat die Art dieſer Saldirung nicht den mindeſten Einfluß. Wohl aber wird der Stempel das internationale Arbitragespiel beeinträchtigen, welches die deutſchen Börſen mit der Wiener und Pariſer Börſe betreiben und das wäre eine ſehr nützliche Wirkung.

Was nun den zweiten, auf die Beſteuerung der Börſenumſätze gerichteten Abſchnitt des Geſetzes anbetrifft, ſo iſt dieſer noch ſchwächer und macht faſt den Eindruck, als beruhe er auf einem Compromiß und als habe man von der Börſe die Erlaubniß eingeholt, ſie beſteuern zu dürfen — aber ſo, daß es nicht weh thut.

Die Börſe hat unſeren wirthſchaftlichen Niedergang vorbereitet und ſie iſt ſchuldig an der acuten Form, in welcher er 1873 eingetreten. Aber in ſolchem Umfange iſt er nur möglich geworden durch eine wirthſchaftliche Geſetzgebung, die der Börſe in die Hand arbeitete, und man darf daher freilich nicht glauben, in der Börſe allein den Feind des Wohlſtandes zu treffen. Die Börſe iſt ein wirthſchaftliches Bedürfniß und man kann nicht wünſchen, ſie in redlichem Verkehr zu hindern. Es darf von ihr auch die Speculation nicht ausgeſchloſſen werden, denn die Speculation iſt ein nothwendiger wirthſchaftlicher Factor, welcher Uebergänge vermittelt und die ſchroffe Wirkung eintretender Ereigniſſe wohlthätig mildert. Es iſt zwar nicht zu vermeiden, daß ſie Etwas vom Spiel annehme und in einzelnen Fällen als ſolches betrieben werde, aber ihrem Weſen nach beruht ſie nicht auf dem Zufall, wie das Hazardſpiel, ſondern auf einer Wahrſcheinlichkeitsrechnung mit beſtimmten Factoren — von welcher allerdings der Zufall, wie von allen Rechnungen auf zukünftige Ereigniſſe, nicht ausgeſchloſſen werden kann. Weil ſie auf die Berechnung wirthſchaftlicher Verhältniſſe ſich gründet, darum iſt ſie im Allgemeinen von wirthſchaftlichem Nutzen und bei der gegenwärtigen Entwickelung eigentlich unentbehrlich. Wer in einigen Monaten ein dann frei werdendes Kapital in einem beſtimmten Papiere anlegen will, hat durch einen Ankauf deſſelben auf Zeit das Mittel, ſich den ihm paſſenden Curs

ſchon heute zu ſichern und umgekehrt. Der Handel auf Zeit erleichtert daher die Vermittelung zwiſchen Angebot und Nachfrage und er thut dies auch in dem Falle, daß er nur in Hoffnung auf Steigen oder Fallen des betreffenden Curſes betrieben wird, indem er wirthſchaftliche Dispoſitionen erleichtert und durch Vorausſicht dies Steigen oder Fallen ſchwächt und weniger plötzlich macht. An der Waarenbörſe wirkt der Handel auf Zeit immer zum Beſten der Geſammtheit auf niedrige Preiſe und reichliche Verſorgung. Wer an ein Steigen der Getreidepreiſe glaubt und darauf hin Zeitkäufe für einen ſpäteren Termin macht, der veranlaßt ſeinen Verkäufer, ſich das verkaufte Quantum zur Lieferung zu beſchaffen und bewirkt dadurch eine Verſorgung des Marktes, die ſonſt nicht ſtattgefunden hätte. Ohne die 100,000 Tonnen ruſſiſchen Roggen, welche im Herbſte die Speculation nach Stettin und Berlin geſchafft hatte, würden wir über Winter weſentlich theureres Brod gegeſſen haben.

Man ſpricht immer von Differenzgeſchäften in Bezug auf die Börſe, ohne anſcheinend eine klare Vorſtellung damit zu verbinden. Es giebt gar keine eigentlichen Differenzgeſchäfte. Jeder Börſenſchlußſchein lautet auf wirkliche Lieferung der verkäuflichen Papiere oder Waaren und wird durch wirkliche Lieferung erfüllt. Wer aber dieſe Lieferung inzwiſchen an einen Dritten verkauft hat, der empfängt dieſelbe natürlich nicht ſelbſt, ſondern überweiſt ſie dieſem Dritten zum Tagescurſe der Lieferung und regulirt die Differenz zwiſchen dieſem und dem Curſe der Ueberweiſung durch Einziehung oder Zahlung des Betrages derſelben.

Was die Börſe zum odium generis humani gemacht hat, iſt hauptſächlich der Umſtand, daß ſie jedes Unternehmen, welches ihrer Vermittelung bedarf, zu einem Träger des Betruges macht und die Neigung des Publikums zur Speculation durch die verwerflichſten Mittel reizt und ausbeutet. Eins dieſer Mittel ſind zwar Scheingeſchäfte, durch welche neue Papiere in Verkehr gebracht werden, aber ſie gehören nicht zu den wirkſamſten, welche in den betrüglichen Anpreiſungen der beſtochenen Zeitungen und den Operationen der gewiſſenloſen Bankiers beſtehen.

Man muß daher den Gedanken aufgeben, durch eine Steuer dem unredlichen Treiben der Börſe gründlich beikommen zu können; denn wenn auch eine mäßige Steuer die ſimulirten Geſchäfte vielleicht etwas beſchränken möchte, ſo wäre damit wenig erreicht. Eine ſo hoch bemeſſene Steuer aber, daß ſie alle frivolen Börſenumſätze überhaupt aufhöbe, würde entweder auch den nützlichen und nothwendigen Verkehr ſchädlich beeinträchtigen oder zu ihrer Umgehung auf jede Gefahr hin zwingen. Sie muß alſo ſo berechnet ſein, daß ſie nicht auch den nützlichen Verkehr hindere und doch ſo viel betrage, als ohne zu dringende Nöthigung zur Defraude erhoben werden kann. Der Hauptgeſichtspunkt muß der fiscaliſche ſein und wenn man das

Richtige trifft, wird auch eine indirect günstige Wirkung in leiser Beschränkung des frivolen Verkehrs nicht ausbleiben.

Der vorliegende Entwurf verlangt je für den Vertrag (ll. a) und für die Lieferung (ll. b) Rechnung, Verzeichniß bei inländischen Effecten für einen Werth von 300 bis 1000 Mark 10 Pf., von 1000 bis 5000 Mark 25 Pf. und von mehr als 5000 Mark 50 Pf.: bei ausländischen das Doppelte, und will diesen Werth nach dem Börsencurse feststellen.

Dies Letztere ist eigenthümlich und in keinem anderen Lande üblich. Es muß zu den mannigfachsten Unregelmäßigkeiten führen und jede Controlle unmöglich machen. Das Natürlichste und Einfachste wäre doch, den Nominalwerth der Papiere zu Grunde zu legen und das würde nicht für jeden einzelnen Fall eine complicirte Rechnung — die sich ja auch auf die laufenden Zinsen erstrecken müßte — nöthig machen. Was dabei an den Papieren über pari dem Fiscus etwa entginge, würde an den Papieren unter pari wieder eingeholt werden und daß die letzteren eine verhältnißmäßig höhere Steuer erleiden, fällt nicht in das Gewicht und mag zugleich als Warnung gegen den Ankauf schlechter Sachen dienen.

Was aber den Stempelsatz selbst anbetrifft, so erscheint er fast komisch. Der geringste usanzmäßige Betrag für Zeitgeschäfte an der Börse — und diese bilden weitaus die Hauptsache — ist 15,000 Mark. — Davon sollen 50 Pf. bei inländischen Effecten und 1 Mark bei ausländischen erhoben werden: also $^1/_{30}$ resp. $^1/_{15}$ pro mille. In manchen Fällen wird zwar derselbe Betrag nochmals bei der Lieferung von der Rechnung oder dem Verzeichniß entrichtet werden, in den meisten Fällen aber, die sich durch Differenz reguliren, wird sich dies umgehen lassen durch Rückgabe des Schlußscheins und einfacher Quittung über den Saldo. Auf diese zweite Besteuerung wird man daher nicht als Regel rechnen können.

Die Börsengeschäfte werden durch die Maklerbanken und die Makler vermittelt und die Umsätze des kleinsten Jobbers beschränken sich wohl in den wenigsten Tagen auf 15000 Mark. Bei den größeren Spekulanten und Bankiers belaufen sie sich oft auf kolossale Summen, wie denn einzelne Abschlüsse über 2—3000 Stück Creditaktien oder Franzosen nicht zu den Seltenheiten gehören. Soviel wie möglich werden nun alle Geschäfte desselben Tages zwischen denselben Contrahenten oder durch denselben Vermittler auf einen Schlußschein zusammen geschrieben und dann für einen Betrag von vielleicht 3 Millionen Mark eine halbe oder ganze Mark Stempel verwendet werden!

Der Entwurf befreit ferner die stempelpflichtigen Schriftstücke sub a, wenn sie in Briefen 10 Kilometer weit, oder als Telegramm befördert worden sind. Vor Errichtung des Norddeutschen Bundes galt Dessau für uns als Ausland und die Berliner Bankiers datirten daher ihre Wechsel, welche sie auf ausländische Plätze zogen, aus Dessau, weil Wechsel vom Aus-

lande auf das Ausland gezogen ſtempelfrei waren. Glaubt man, daß ſie inzwiſchen ſo viel dummer geworden ſeien um nicht ihre Schlußzettel und Rechnungen künftig von Potsdam zu datiren und auch mit dem Potsdamer Poſtſtempel verſehen oder als Stadttelegramm befördern zu laſſen? Bei der vorgeſchlagenen Steuer würde dies freilich kaum als der Mühe werth erſcheinen.

Der Geſetzgeber hat dabei offenbar die Correſpondenz des Commiſſionärs mit ſeinem auswärtigen Committenten im Sinne gehabt. Nach Art. 376 des Handelsgeſetzes kann der Erſtere bei der Commiſſion zum Einkaufe oder Verkaufe von Börſeneffecten dem Committenten ſelbſt als Käufer oder Verkäufer gegenübertreten, ohne die Verpflichtung, die wirkliche Ausführung des Geſchäftes nachzuweiſen und mit der Freiheit, den Committenten nach Kräften in dem angegebenen Preiſe zu betrügen. Von dieſer Freiheit machen die Berliner Bankiers und Commiſſionäre natürlich uſanzmäßig Gebrauch, und ſchreiben ihrem Auftraggeber daher nicht: „ich habe in Ausführung Ihres Auftrages für Sie gekauft, reſp. verkauft", ſondern: „ich habe Ihnen verkauft reſp. von Ihnen gekauft." Dadurch wird der Brief ſtatt einer Anzeige über einen ausgeführten Auftrag zu einem Schlußſchein über ein direktes Geſchäft und dieſer meiſt Betrug verdeckende Schlußſchein ſoll ungeſtempelt bleiben, in der Vorausſetzung, daß daſſelbe Geſchäft bei ſeiner Ausführung an der Börſe bereits beſtempelt worden ſei. Warum aber dem Betrüger eine beſondere Stempelfreiheit gewähren, die gar nicht nöthig iſt, wenn er als Commiſſionär ſeinen Auftrag ehrlich ausgeführt hat und ſich zu demſelben bekennt.

Was die Höhe des Stempels anbetrifft, ſo darf dieſelbe vorübergehende wirkliche Kapitalsanlagen nicht hindern und darin findet ſie ihre natürliche Gränze.

Wir würden den Wechſelverkehr von der in Rede ſtehenden Beſteuerung ganz ausſchließen, denn er verträgt keinen hohen Stempel und iſt doch für das regelmäßige Waaren- und Bank-Geſchäft unentbehrlich und in Bezug auf den allgemeinen Verkehr ganz harmlos. Denn der Einfluß künſtlicher Wechſeloperationen auf etwaigen Goldabfluß könnte immer nur ſehr vorübergehend wirken, eine Beeinträchtigung des Wechſelverkehrs würde jedoch für den ganzen Handel von den ſchädlichſten Folgen ſein. Die Schlußſcheine und sub a bezeichneten Schriftſtücke über die ſonſtigen Börſeneffecten aber möchten wir vorſchlagen, mit $^1/_2$ pro mille des Nominalwerthes zu beſtempeln und die sub b gedachten Rechnungen ꝛc. mit demſelben Satze, ausländiſche Effekten aber in beiden Fällen doppelt ſo hoch.

Wer ein Papier zur Geldanlage gekauft hat, würde beim Wiederverkauf per Kaſſe nur den letzteren Stempel entrichten und das beträgt für ein vierprozentiges inländiſches Papier ungefähr die Zinſen für fünf Tage. Ein ſolches Opfer dürfte erträglich, ein höheres aber wohl billigerweiſe nicht zu

fordern ſein. Der Eingang dieſes Stempels iſt geſichert durch die Stempelpflichtigkeit des Verzeichniſſes (bordereau) — ohne welches Niemand Werthpapiere kauft — wenn man Käufer und Verkäufer ſolidariſch verantwortlich macht.

Für die Schlußſcheine ꝛc. (sub a) aber würde man noch beſonderen Schutz gegen Defrauden ſuchen müſſen. ½ per mille des Nominalbetrages macht bei 15 000 Mark in inländiſchen Papieren — 7 Mark 50 Pf., für 50 Creditactien, dem kleinſten üblichen Quantum eines einzelnen Geſchäftes, ſchon 25 Mark aus und ſelbſt die kleinſten Jobber handeln täglich durchſchnittlich mehr. Wenn aber Jemand den zehn- oder zwanzigfachen Betrag gehandelt hat, dann wird die Verſuchung lebhaft, die ſtempelpflichtigen Schriftſtücke zu umgehen. Man müßte alſo nicht bloß dieſe, ſondern die „Geſchäfte ſelbſt", wenn auch nur mündlich geſchloſſen, „oder die darüber lautenden Schriftſtücke" der Steuer unterwerfen und zwar bei hoher Strafe unter ſolidariſcher Verbindlichkeit beider Parteien. Wenn man dann zugleich verordnet, daß zunächſt der Verkäufer den Stempel zu bezahlen habe, ſo wird jeder Käufer auf einen Schlußſchein zum Nachweiſe des gelöſten Stempels beſtehen, für deſſen Defraude er mit verantwortlich iſt, ohne an der Erſparniß ein Intereſſe zu haben. Und er wird um ſo ſorgfältiger darin ſein, wenn man dem Stempelfiscal das Recht verleiht, die Geſchäftsbücher einzuſehen, wie er das Recht hat, die Acten des Notars in Bezug auf die Beſtempelung der aufgenommenen Verträge zu revidiren. Es könnte dabei eine ſchonende Praxis geübt und nur in Fällen wirklichen Verdachtes von dieſer Befugniß Gebrauch gemacht werden, aber ſie würde ein weſentlicher Schutz gegen Defrauden ſein, denn wenn ſich auch Schriftſtücke umgehen laſſen, ſo läßt ſich doch die Buchung nicht entbehren. Wir enthalten uns einer Schätzung des Ertrages dieſer Beſteuerung. Die Zahlen, welche man aus den Rechnungen der Maklerbanken und des Caſſenvereins abgeleitet hat, umfaſſen nur den kleinſten Theil der wirklichen Umſätze, und dieſe ſchwanken überhaupt nach den Zeitverhältniſſen. Wir glauben aber ſicher, daß das Ergebniß auch die kühnſten Erwartungen in überraſchendem Maße überſteigen werde.

Ein großer Theil der kleinen Jobber, welche ſich aus arbeitsſcheuen, meiſt jüdiſchen Commis rekrutiren, würde vor der täglichen Auslage von 25 oder 50 Mark in Stempelmarken, welche ſich mit der Tagesſpeculation auf ¼ oder ½ Prozent auf- oder abwärts nicht verträgt, die Segel ſtreichen und ſich wieder nach nützlicher Arbeit umſehen müſſen, der von ihnen verübte Unfug alſo aufhören. Aber zu einer gründlichen Beſſerung der Börſe gehört mehr. Alle unſere wirthſchaftlichen Einrichtungen ſind ſo ſehr auf den Betrug und die Ausbeutung des Publikums zugeſchnitten, daß durch eine einzelne Maßregel kaum viel gebeſſert werden kann.

So lange jeder Spitzbube an der Börſe ſein Weſen treiben, ſo lange

jedes Papier dort gehandelt werden, ſo lange bei jeder Actienunternehmung der Betrug Geburtshelfer und Wärter ſpielen kann, ſo lange die käuflichen jüdiſchen Zeitungen das Publikum in das Netz dieſes Betruges zu locken vermögen, ſo lange es möglich ſein wird, daß ein Jean Fraenkel durch Annoncen einen Finkenheerd gründe, für welchen eine Actiengeſellſchaft 300 000 Mark bezahlt, ſo lange die beſonders erfolgreichen Vogelſteller geadelt werden, ſo lange wird die Börſe eine Akademie zur Umgehung der Geſetze bleiben. Es iſt überhaupt ſehr ſchwer, ihr beizukommen; denn wenn ſie auch den Homer nicht lieſt, ſo kennt ſie doch den Vers:

„Kämpfe mit ſilbernem Speer und Jegliches wirſt du beſiegen."

durch Intuition und bei ihren langen Armen iſt der ſilberne Speer eine doppelt wirkſame Waffe.

Zunächſt müßte ſie zu einer geſchloſſenen Corporation gemacht und der Beitritt zu derſelben ſtrengen Bedingungen unterworfen und womöglich den Juden überhaupt verſagt werden, denn erſt ſeit dem Ueberhandnehmen dieſer hat ſie ihren jetzigen gauneriſchen Charakter angenommen, wie er dem Weſen des Juden entſpricht. Dann müßte die Notirung von Effecten von der beſonderen Erlaubniß der Regierung abhängig gemacht werden, wie dies in Paris der Fall iſt. Wenn die Verſtaatlichung der Eiſenbahnen größere Mengen gleichartiger Preußiſcher Staatspapiere an den Markt gebracht haben wird, dann iſt dahin zu ſtreben, daß dieſe, welche dem Betruge keine Handhabe bieten, vorzugsweiſe das Material der unvermeidlichen und nöthigen Speculation werden, wie in Paris die Rente und in London die engliſchen Conſols, und vielleicht möchte es ſich zu dieſem Behufe ſelbſt empfehlen, die Umſätze in deutſchen Staatspapieren ſtempelfrei zu laſſen. Der internationale Schwindel in franzöſiſcher Staatsbahn, Lombarden und Oeſterreichiſchen Creditactien, wie er jetzt zwiſchen Wien, Paris, Frankfurt und Berlin ſehr zum Schaden der deutſchen Börſen betrieben wird, die dadurch in Abhängigkeit von den Wiener und Pariſer Börſen, den tonangebenden für dieſe Papiere, gerathen ſind und von ihnen ausgebeutet werden, wird ſich hoffentlich durch die vorgeſchlagene doppelt hohe Beſteuerung der Umſätze in fremden Effecten und der Einfuhr derſelben beſchränken. Dieſe Beſteuerung würde überhaupt das Unterbringen fremder Papiere erſchweren, und ſo blieben der Börſe als Mittel des Betruges nur noch die Actien der ſchon geſchehenen und der noch zu verübenden Gründungen. Die erſteren werden hoffentlich allmälig den Weg des Fleiſches gehen, um die letzteren aber zu verhindern, müßte man entweder das Actiengeſetz gründlich umarbeiten oder vielmehr die Actienunternehmungen, welche ja ihrer Natur nach meiſt nur unlauteren Zwecken dienen, überhaupt verbieten, mindeſtens aber eine ähnliche Beſtimmung treffen, wie ſie die Engländer aus dem Südſeeſchwindel gerettet hat, nämlich, daß jeder erſte Zeichner einer Actie für immer ſolidariſch für das Unternehmen verantwortlich bleibt. Das iſt das wirkſamſte Mittel gegen Gründungsgelüſte.

Dann aber müßte das Lügennetz zerriſſen werden, in welches die feile jüdiſche Preſſe das Publikum einſpinnt, theils direct beſtochen, theils aus Rückſicht für ihre Inſerate. Und das ließe ſich auf ſehr nützliche Weiſe erreichen, indem der Staat die Inſerate monopoliſirte. Staat und Publikum würden dabei erheblich gewinnen. Das Letztere muß jetzt auch nur locale Anzeigen in mehrere Zeitungen bringen, weil jede derſelben nur einen beſtimmten Leſerkreis hat. Der Staat aber in ſeinen Anzeigeblättern würde dies unnöthig machen: für den Umfang des Reiches wäre der Reichsanzeiger, für den einer Provinz das Regierungsamtsblatt, für den eines Kreiſes das Kreisblatt ausreichend. Dieſe Blätter würden von dem Publikum aus Bedürfniß gehalten werden und ſehr wohlfeil — vielleicht umſonſt — gegeben werden können, während ſie dem Staate einen Nutzen von vielen Millionen abwerfen würden. Die Tagespreſſe aber müßte einen ganz anderen Charakter annehmen, wenn ihr Leben blos von dem politiſchen und redactionellen Inhalt abhinge und dieſer nicht mehr mit den Annoncen in den Kauf ginge. Es würde dann ein höherer Werthsmaßſtab an eine Zeitung gelegt und eine Menge von Schmutzblättern unmöglich werden.

Man wende dagegen nicht ein, daß im ganzen übrigen Europa der Preſſe dieſe Beſchränkung nicht auferlegt werde. Weder in Europa, noch in der ganzen übrigen Welt hat es ein anderer Staat in der „aufgeklärten" Unterwerfung unter die Juden ſo herrlich weit gebracht, als wir, und in keinem Lande ſteht die Tagespreſſe ſo unter dieſer Herrſchaft und wenn wir von der Judenräude überhaupt noch geneſen wollen, ſo erfordert dies eine ganz beſondere Diät.

Der marasmus senilis der verjudeten Fortſchrittspartei.

Ein geſchichtlicher Rückblick.

Endlich einmal iſt die Fortſchrittspartei von der Phraſe feſt zur That übergegangen, und zu welcher That. Es war ein ſauberes Schauſpiel, was ſich in dem Kalthofftempel, in dem heiligen Bierſaale der Reichshallen abſpielte. Nicht treffender kann es geſchildert werden, als mit den Worten des eignen würdigen Parteiorgans „des Davidſohn'ſchen Börſen-Couriers":

„Nichts iſt drolliger, als wenn der Philiſter wüthend wird; die Comödie, die ſich vorgeſtern in den Reichshallen abſpielte, wäre unendlich ſpaßhaft geweſen, wäre ſie nicht ſo unwürdig. Wenn ein Socialdemokrat wüthend wird

und ſich echauffirt gegenüber der „Bourgeoiſie“ und dem „Capitalismus“, ſo glaubt man der Wuth, die aus ſeinen Augen blitzt, ſeinen muskulöſen Armen, ſo glaubt man ſeinem Zorn, dem etwas ſtupiden, aber doch energiſchen Ausdruck ſeines Geſichts. Aber wenn die Fortſchritts-Philiſter, die kleinen Kaufleute, Kleiderhändler, Geldleute, Zeitungsſchreiber, die kein Deutſch zu ſchreiben verſtehen, und Arbeiterführer, die keine Arbeiter finden, die ſich von ihnen führen laſſen, ſich in die Haare fallen und zanken und toben wie Beſeſſene und ſich beſchimpfen wie Fiſchfrauen ſich zu beſchimpfen pflegen, ſo iſt es das Gefühl des phyſiſchen Ekels, das einen ergreift. Nichts iſt häßlicher, wie die impotente Wuth, nichts fataler, wie das perſönliche Gezänk. Solch' ein Miſchmaſch von impotenter Wuth und perſönlichem Gezänk war es, der vorgeſtern mit Brauſen und Toben den ganzen Saal erfüllte, bis der Vorſitzende gemeinſam mit dem Polizei-Lieutenant die Verſammlung auflöſte und die Erſchienenen heimſchickte zu ihren Gattinnen und zum Biertiſch, an den dieſe Kannegießer und dieſe Bierbank-Politiker hingehören.

Im Namen aller demokratiſchen Regungen, im Namen der Würde all' deſſen, was jung und energiſch und kampffähig iſt, was im Stande iſt, ernſthaft einzutreten für die Freiheit und ihre Ideale, muß man proteſtiren gegen den marasmus senilis, gegen jene widerwärtige Greiſen-Krankheit, die ſich der Fortſchrittspartei bemächtigt hat ſeit geraumer Zeit und die vorgeſtern Abend zu einer Kriſis geführt hat. Iſt es doch jetzt eine Zeit, in der die Schlagwörter nicht mehr vorhalten und in der die Partei-Programme in die Luft fliegen. Sie haben lange genug geherrſcht und lange genug hat der tönende Schall der Phraſe regiert in der Welt. Nun macht er Bankerott in allen Parteien und auf allen Gebieten — und auch in der Fortſchrittspartei haben die Phraſenhaftigkeit und das hohle Wort des Parteiprogamms vorgeſtern Abend ihren Concurs angemeldet.“

So iſt es. Die Phraſe hat ihren Concurs angemeldet und der marasmus senilis die Fortſchrittspartei ergriffen. O wie ſtolz rauſchte ſie einſt auf, als noch jugendliche Lungen das leichte, ſeichte Phraſengas im Ueberſchuß zu liefern und den Parteiballon ſtraff und voll aufzuſchwellen vermochten.

Im Hui war man in Wolkenkukuksheim. Da ſollte Preußen der Großmachtskitzel ausgetrieben und die Einheit Deutſchlands erſchwatzt, erſungen, ertoaſtet werden, da erſchurfte Selbſthülfe jedem Deutſchen ein eigenes Gold- oder Silberbergwerk; da erfand man den Kulturkampf und die gute Revolution; da führten Rechtsverdreher, Maulhelden, Staatspfuſcher und Dividendenaſtronomen durch Wucher-, Wechſel-, Bank-, Aktien-, Münz-, Bummel-, Advokaten- und wie alle die anderen „Freiheiten“ heißen mögen, Deutſchland auf den Weg eines ſo ungeheuren Aufſchwungs, daß heute Noth und Elend, Mißmuth und Verzweiflung aus allen Winkeln und Zipfeln des mächtigen Deutſchen Reiches herausſchaut und herausſchreit, ja bereits mit ehernen Armen die ſociale Revolution die ſchon halbgeſprengten Thore einzurütteln droht.

Und trotzdem und alledem glaubt dieſe Partei noch immer mit ihrem Phraſenſchwall die drohende Gefahr erſticken zu können, erblickt ſie noch immer in ihren Recepten das einzige Heil für Deutſchland und vermag nicht zu erkennen, daß wir ja eben auf dem beſten Wege waren, nach dieſen Recepten zu Tode kurirt zu werden. Da donnert der Advokat und Poet Träger in einer Verſammlung los: „Das Volk wird zur Erkenntniß kommen, wenn es die Folgen eines konſervativen Syſtems in ſeinem Portemonnaie fühlen wird.“ Als ob nicht gerade deſſen gähnende Leere es dazu gebracht hätte, ſchleunigſt Herrn Träger und dem liberalen Programm den Laufpaß zu geben; da erröthet derſelbe Herr Träger (die Gartenlaubenſappho nennt ihn die ſatiriſche „Wahrheit“) mit ſeinem Kumpan Herrn Eugen Richter, der eine immer noch ſchöner als der andere, darüber, daß Deutſche es wagen, ſich gegen die infamen Beſchimpfungen ihrer Religion und gegen die Ausbeutung ihres Volkes durch Juden und Judengenoſſen zu wahren; da wollen die außerordentlichen Parlamentsprofeſſoren, die Herren Virchow und Hänel, die Jugend nicht durch die Religion, nur mittelſt ethiſcher Leitfaden oder Grammatiken zur Sittlichkeit erziehen; ꝛc.

Daß überhaupt eine Partei der Phraſe nie etwas dauernd Werthvolles in ſocialer oder politiſcher Hinſicht ſchaffen kann, iſt wohl ſelbſtverſtändlich. Ihre einſtige kurze Bedeutung und Ausdehnung verdankte ſie lediglich einmal der Geneigtheit des Deutſchen Volkes ſich in Phraſenwaſſer zu tummeln und von ihm fortreißen zu laſſen, und dann der ſchlauen Berechnung der alliance israélite.

Dieſe erkannte ſofort in dieſer Muſterpartei der Phraſe das brauchbarſte, trefflichſte Mittel das deutſche Volk mit Redensarten betrunken zu machen, es in einen ſo gewaltigen Humanitätsdufel und Freiheitsrauſch zu verſetzen, daß das umnebelte Hirn und die getrübte Sehkraft nicht mehr die weislichen, preislichen Ausbeutermanipulationen der Semiten und ihrer Genoſſen zu erkennen vermochten.

Die alliance israélite ſetzte gewaltige Hebel an, überall tauchten ihre Truppen als Mithelfer in den Reihen der Fortſchrittspartei auf, Zeitung an Zeitung knoſpete über Nacht auf, ungeheure Geld- und Geiſteskräfte arbeiteten raſtlos an dem Aufſchwung der Partei, ſie ſollte das Piedeſtal ſein, auf welchem ſich dann die Semitenherrſchaft etabliren wollte und etablirt hat.

Täuſche man ſich nicht, weil das augenblickliche Erſtarken der konſervativen und chriſtlichen Parteien eine parlamentariſche Ueberzahl ergeben hat, daß dadurch das Ende der Semitenherrſchaft bereits gekommen oder auch nur angezeigt ſei.

Das Semitenthum ſitzt noch in allen Poſitionen feſt, und während ſich die geſammelten Kräfte ihrer Gegner in Halbheiten und unnützen Sachen erſchöpfen, arbeitet es unermüdlich, die gewonnenen Poſitionen zu befeſtigen

und zu ſichern, um bald in weiterem Feldzug neues Terrain in Deutſchland zu erobern und durch neue Schlachten deutſches Recht, deutſche Sitte, deutſches Blut zu Boden zu werfen und ſich unterthan zu machen.

Doch fahren wir in unſerer geſchichtlichen Betrachtung fort.

Im Jahre 1866 erlebten wir das Fiasko der Phraſe. Nie hat eine Partei ihre ſtaatsmänniſche Unfähigkeit, ihre innere Hohlheit und Leere jämmerlicher dargethan, als die Fortſchrittspartei damals. Vor der Willenskraft und dem wahrhaft vaterländiſchen Geiſte Bismarcks zerſtieben ihre Rodomontaden wie Nebelluft, und erwies ſich ihr rechthaberiſches Gebahren als baare, blanke Trotzwuth großer Kinder.

Die Partei war von ihrem Schickſal ereilt, ſie war unnütz geworden; das erkannte die ſchlaue Leitung der Alliance israélite ſofort. Außerdem mußte ſie beachten, daß an der wachſenden Popularität Bismarcks doch über kurz oder lang das liberale Syſtem Schiffbruch leiden würde. Ein ſo energiſcher, zielbewußter und Alle geiſtig überragender, ja im Bewußtſein ſeines Könnens Alle nichtachtender Mann, kann mit einem Parlament nur regieren, wenn ſich dieſes vor ſeiner Ueberlegenheit beugt. Zwar hatte die Alliance auch bei ihm geſorgt, daß die ihn umgebenden Kräfte, deren er ſich bedienen mußte, ihrem Einfluß mehr oder weniger dienſtbar waren; aber als gute Rechnerin vergaß ſie nicht, zugleich dafür zu ſorgen, daß die ſo ſchön aufblühenden Saaten reiften und in ihre Scheuern gebracht würden.

Dazu war, wie geſagt, eine Partei der Schwärmer, der Idealiſten, eine Partei der Phraſe nicht zu gebrauchen; die Alliance ließ ſie fallen, gab Ordre, und ihre Sturmböcke Lasker, Oppenheim, Bamberger, Miquél, Braun ꝛc. traten ſchleunigſt aus der Fortſchrittspartei, und gründeten die Partei, welche dieſe Aufgabe löſen ſollte, die ſog. nationalliberale Partei. Und meiſterhaft hat dieſelbe operirt, doch das Feld war auch ſchon vorher gut beackert und auch gepflügt worden.

Soll aber ein Volk in ſolche Abhängigkeit gebracht werden, wie ſie dem deutſchen Volke vom jüdiſchen zugedacht iſt, ſo muß in ihm jeder Unabhängigkeitsſinn zerſtört werden.

Dieſer aber erwächſt mehr allein aus inniger, heißer Liebe zum Vaterland und tiefem heiligen religiöſen Bewußtſein. So lange Vaterlandsliebe und Religion noch in dem Herzen eines Volkes wohnt, kann es wohl äußerlich, ſcheinbar unterjocht werden, aber dieſe Triebe werden dann immer kräftiger hochſchießen, und ſchließlich ſo mächtig werden, daß ſie das Volk hineintreiben in einen Kampf um ſein Leben oder ſeinen Untergang.

Was im Verein Eulenſpiegel geſchehen war und die Semitenpreſſe Tag für Tag darin leiſtet, daß ſie Sittlichkeit und chriſtliche Religion ins Geſicht ſchlägt, das könnte und würde nicht ſein, wäre das Gefühl für Heiliges, für deutſche Ehre und deutſche Sitte nicht bei dem allergrößten Theile unſeres Volkes vollſtändig verloren gegangen.

Armes, armes Vaterland, wird es dir je wieder beſchieden ſein, daß die

fremden Völker von dir ſagen, was einſt Tacitus über dich niederſchrieb: „Mehr vermag bei ihnen gute Geſittung, als wo anders gute Geſetze.“

Seit dem Tage nun, wo die Alliance ihre Hand abzog von der Fortſchrittspartei, iſt dieſelbe unaufhaltſam ihrem Untergange zugeeilt, und arbeiten in ihr und für ſie ſemitiſche Kräfte nur noch in der klugen Vorausſicht, um bei der unbedingt eintretenden ſocialen Revolution, wo ja wiederum, wie immer, die beſten Schreier die Führer ſein werden, ſofort die Zügel in der Hand zu haben. Iſt es doch eine bekannte Thatſache, daß Semiten überall die Lenker ſpielen in den verſchiedenſten Parteien, um die einfältige Menge ſo zu dirigiren, daß immer der Ertrag und der Nutzen einer Bewegung dem auserwählten Volke zu Gute komme.

Welchen kümmerlichen, erbarmungswürdigen Eindruck macht jetzt die ehemals ſo pomphafte Fortſchrittspartei!

Das einſt ſo flott arbeitende Phraſenpumpwerk hat ſich ausgeleiert, neuer Erſatz für abgenutzte Theile iſt faſt nicht zugekommen, und das wenige Neue iſt ſo mangelhafter Natur, daß das alte Schadhafte noch immer erträglicher iſt, kein Ventil, keine Klappe will mehr ſchließen, und der einſt ſo voll ſchallende Poſaunenton iſt zum greiſenhaften Gekreiſche geworden. Doch das möchte dieſer Partei noch hingehen, für Alter und Unfähigkeit kann ſie nicht, und es dürfte höchſtens ein Gegenſtand des Lachens und des Spottes ſein, wenn ſie in ihrer Dämlichkeit die elendeſten Phraſen wirklich als wunderbare Weisheitsorakel beſtaunt und ihren Unſinn als bergehohe Klugheit bejubelt.

Wie geſagt, dafür kann ſie nichts, Weisheit und Jugend iſt eine Gabe des Himmels; aber ein ganz erbärmlicher Zug iſt es, ein Beweis tiefen, ſittlichen Verfalls, daß dieſe Partei jetzt, wo ihr Kraft und Saft ausgegangen, ihre Gegner durch Beſchimpfung und durch Verdrehung der Thatſachen und durch Lüge zu bekämpfen ſucht, daß ihre Führer es ruhig dulden, wie ihre Parteipreſſe dieſe Kampfart gleichfalls übt und noch weiter ausdehnt.

Einen ſchlagenderen Beweis für dieſe Beurtheilung kann es wohl nicht geben, als das Verfahren, welches ſich letzthin die Fortſchrittspartei gegen den Hofprediger Stöcker hat zu Schulden kommen laſſen. Nicht allein, daß es die ſonderbare Ethik des Herrn Prof. Hänel zugelaſſen hat, einen Gegner zu beſchmutzen, nicht allein, daß er die einfache Ethik eines Ehrenmannes nicht kennt, der die Zurücknahme ſolcher Beſchimpfung für Pflicht hält, nicht allein, daß dieſe Jammerthat als beſonderes Heldenſtück von der geſammten Fortſchrittspreſſe geprieſen wurde und hierüber kein Erröthen bei Herrn Träger, Richter u. ſ. w. ſtattfand; es haben ſogar die älteren Mitglieder dieſer Partei, Schulze-Delitzſch und Prof. Virchow, dieſen Vorgang mit Stillſchweigen begrüßt.

Man leſe die Reden, welche die drei Abgeordneten Löwe, Stöcker, Hänel am 11. Februar 1880 im Abgeordnetenhauſe gehalten haben*) und die wahr-

*) Zu beziehen bei Aſchenbrenner, Hinderſinſtr. 6 und bei Herrn Buchdruckereibeſitzer Strieſe, Köpnickerſtr. 99 in Berlin à Stück 5 Pf., 100 Stück 5 Mark.

haft glänzende Vertheidigungsrede des Hofpredigers Stöcker, gehalten im chriſtlich-ſocialen Arbeiterverein, und man wird von tiefer Scham ergriffen ſein, wie ſolche Zuſtände und ſolche Partei in Deutſchland exiſtiren können.

Beſonders durch Phraſenhaftigkeit ſtrahlt die Hänel'ſche Rede hervor, was natürlich, da er zu ſeinen beſonderen Eigenſchaften auch noch Profeſſor iſt, alſo doppeltes darin leiſten muß. Man leſe, wie er jammert:

„Niemals, ſo lange ich im Abgeordnetenhauſe ſitze, habe ich ſo ſehr die Anfeuerung des Fanatismus nach den verſchiedenſten Richtungen gehört, als diesmal. Ich muß Eins beſonders ſagen, daß von den Einrichtungen, von den Geſetzen des Staats hier geſprochen worden iſt, als ob ſie in der That bereits vollſtändig untergraben und unterhöhlt wären, und als ob es nicht mehr darauf ankäme, die Autorität des Rechts und Staats emporzuhalten, ſondern vielmehr darauf, dieſelben allmälig zu zerbröckeln, um in dieſer Zerbröckelung ein gutes Spiel zu haben. Ich meine, daß gegenüber ſolchen Angriffen, wie ich ſie hier gehört habe, ſelbſt dann, wenn ein neues Syſtem hier am Miniſtertiſch inaugurirt iſt, daß gegenüber den Anforderungen, die man gegen den Staat gerichtet hat, die Vertreter der Regierung, und zwar nicht der Regierung einer Partei, ſondern der Regierung des Staates, hier zu oft geſchwiegen und zu wenig Dinge zurückgewieſen haben, die nach meiner Meinung zurückgewieſen werden müſſen, welche Partei es auch ſei, die das Ruder in der Hand hat."

Iſt das ein Mann aus der Partei der „guten Revolutionäre", hat er die donnernden Reden ſeiner Genoſſen, die Frechheiten Jakobi's vergeſſen? Aber natürlich, es gilt ja *ihren* Geſetzen, daran darf nicht gerüttelt werden.

Das Klaſſiſchſte jedoch, was er, außer des unverfrorenen Eingeſtändniſſes ſeiner Unwiſſenheit leiſtet, iſt jener Paſſus über die Begriffe ſeines Gegners gegen jüdiſches Großkapitel, gegen jüdiſchen Wucher, gegen jüdiſches Literatenthum u. ſ. w. Es wäre unethiſch, das „Jüdiſche" hier hineinzuziehen, man könne nur kämpfen gegen Großkapital, Wucher u. ſ. w.

Nach ſolcher Logik darf man alſo auch nur ſprechen, von Treue, von Idealismus, Tapferkeit u. ſ. w. Ade deutſche Treue, deutſcher Idealismus, deutſche Tapferkeit u. ſ. w. Der Germaniſt Hänel findet Euch nicht ethiſch. Er hat noch nie gehört, daß man den beſonders hohen Grad eines Laſters, einer Tugend, oft nach einem Volk benennt, wo dieſes Laſter, dieſe Tugend beſonders hervortritt. In Berlin wurde ſonſt ſchon von „puniſcher Treue" docirt. Berliner, geht zum klugen Hänel, der wird Euch andere Ethik beibringen.

O Profeſſor, si tacuisses —! (Wenn du geſchwiegen hätteſt!)

Es war dieſer Ausſpruch, wie die ganze Hänelſche Rede, eben — ſiehe da einen weiteren Beweis — fortſchrittliche Ethik. Man leſe die Schmutz-Annoncen im „Kladderadatſch", Mitredacteur: „Volksdichter Löwenſtein"! Hat auch nur *ein* Fortſchrittler darüber ſchon ein Wort fallen laſſen?

Herr Prof. Virchow, warum nicht! Herr Eugen Richter, Herr Löwe, Herr Straßmann, ſind das keine Sumpfmiasmen?

Verdeckt Eure Fäulniß, es hilft Euch nichts mehr, Ihr ſeid gerichtet. An allen Euren Gliedern zeigt ſich, ein Zeichen baldiger Auflöſung, der marasmus senilis.

Das „Organ von und für Bummler."

Motto: „So iſt uns dieſer Tage ein literariſches Machwerk ..... vor die Augen gekommen, welches unter der Maske eines harmloſen Seufzers getäuſchter Liebe die frechſte Verhöhnung aller Autorität birgt, deren die deutſche Preſſe ſich jemals erkühnt hat, — eine Verhöhnung, deren Bosheit nur durch eine kritiſche Analyſe jenes Sudelwerks in ihrer ganzen Nacktheit enthüllt werden kann." Kladderadatſch. No. 35 v. J. 1861.

„Die Zeit iſt umgefallen! Der Geiſt hat der Form ein Bein geſtellt! Der Zorn Jehovah's brauſet durch die Weltgeſchichte! Die preußiſche Allgemeine, die Voſſiſche, die Spenerſche, Geſellſchafter, Figaro und Fremdenblatt haben aufgehört — Urwahlen haben begonnen — Fürſten ſind geſtürzt — Throne gefallen — Schlöſſer geſchleift — Weiber verheert — Länder gemißbraucht — Juden geſchändet — Jungfrauen geplündert — Prieſter zerſtört — Barrikaden verhöhnt — Kladderadatſch."

„Wer dürfte hiernach die Farbe — die Tendenz — den Charakter unſeres Blattes in Zweifel ziehen."

Mit dieſer geſchmackvollen Einleitung erſchien im Jahre des Umſturzes, 1848, am 7. Mai zum erſten Mal der Kladderadatſch. Seine Begründer nannten ihn ſelbſt: „Organ von und für Bummler", was ſpäter als zu kräftiger odeur de sansculotte mit dem Moſchus eines ſatiriſch-humoriſtiſchen Wochenblattes vertauſcht wurde. Die Bezeichnung Kladderadatſch ſtammt, wie Heinrich Wuttke in ſeinem vortrefflichen, darum wenig geleſenen Buche: „die deutſchen Zeitſchriften und die Entſtehung der öffentlichen Meinung", — Seite 74, berichtet, von dem Spitznamen einer leipziger Bordellwirthin her. Nomen et omen. Daher Kladderadatſch ſchreiben konnte: „Potsdam vom 24. März. Ihre Hoheit die Prinzeſſin, Claudine, Aurelie, Camarilla feierten geſtern ihr erſtes Geburtsfeſt ..... Selbſt der Himmel erheiterte

ſich und die Sonne brach durch die Wolken. Leider geſtattete eine plötzlich eingetretene, durchlauchtigſte Verunreinigung ihrer Hoheit nur kurze Zeit dieſes erhabene Volksfeſt durch ihre Gegenwart zu verherrlichen.“ In dem Feuilleton ſelbiger Nummer rühmt ſich ein Braver: „Ich werde verfolgt! Ich habe fünf Lieutenants erſchoſſen.“

In Nr. 2 heißt es:

„Ein junger Tiſchlermeiſter
Der wohnt mir vis-à-vis
Muß oft auf Wache ziehen
Bei dieſer Anarchie.
Ich pfleg' ihn zu beſuchen,
Sein Weibchen hieß Marie
Auch ſie iſt meiner Meinung
Vivat die Anarchie!“

In Nr. 3: „Da haben wir uns denn wieder zurückgemacht und kleinen Matratzen-Ball gefeiert. Meine Frau grüßt herzlich.“ Alles bordellmäßig, ſowohl in Gedanken, wie in der Form. Gleich decente und wohlanſtändige Auffaſſung herrſcht in den Nummern 9, 15, 17 und 27 vor, denn da iſt die Rede von Freudenmädchen, „auf den Strich gehen“, „Unterhoſen“, ferner heißt es wörtlich: „Seine Majeſtät geruhten geſtern einiges Leibweh zu empfinden“, oder in Nr. 27: „Die Wiener haben geſiegt, Windiſchgrätz iſt an den Beinen aufgehangen, der Kaiſer hingerichtet und die Erzherzogin Sophie bei lebendigem Leibe, ſchwarz und gelb angeſtrichen, nackend ausgeſtellt worden.“

In Nr. 29:

„Alles iſt nur Teufelswerk
Für die Hohenzollern!“

Im erſten Jahre erſchien das „Organ von und für Bummler“, unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von A. Hofmann und Comp. in Berlin; zeitweiſe auch unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Keil und Comp. in Leipzig. Die noch ſehr ſchwachen und wenigen Illuſtrationen ſind von W. Scholz gezeichnet. Im Jahre 1849 redigirt zeitweiſe Dr. R. Löwenſtein, ſpäter Ernſt Dohm. Unter ihrer Aegide wird beliebt, Herrn von Bismarck-Schönhauſen als Struwelpeter der zweiten Kammer zu bezeichnen.

„Da fluchen auf Revolutionen ſie grauſig
Echt vorſündfluthlich ſchönhauſig.“

In Nr. 45 unter einer mangelhaft gezeichneten Illuſtration:

„Es hält Sankt Stahl des Eſels Zaum, Sankt Gerlach führt die Truppen,
Zur Seite ſteht Herr Bismarck treu, der Erzſchelm in Panzer und Schuppen.“

In Nr. 48: „Die Neue Preußiſche Zeitung“ ſagte kürzlich: „An Herrn von Bismarck-Schönhauſen ſei jeder Zoll ein Gentleman. Das löbliche Schlächtergewerk zu Berlin ſoll beſchloſſen haben: „Was wie ein richtiger Schlächtergeſelle ausſehen will, muß jeder Zoll ein Gentleman ſein.“

Ferner: „Lieber Gott! Ach nimm doch Deine Knechte und getreuen Schafe Stahl und Gerlach recht bald zu Dir, daß sie Dir mit Rath zur Seite stehen und uns alle theilhaftig machen können der himmlischen Königlich Preußischen Weltregierung und Seligkeit. Amen.“ Dieser frechen Blasphemie schließen sich würdig folgende frivolen Spottreime in Nr. 19 vom Jahre 1852 an:

„Klosterausbruch, dazu Wasser
Und zerstoß'ner Lumpenzucker,
Fromm verdrehter Augenmucker
Jesuiten Oberwasser,
Durchfiltrirt mit Hahn-Hahn Eier
Durch 'nen keuschen Nonnenschleier,
Mit 'nem evangel'schem Wehe
Ueberaus gemischter Ehe,
Ausgespienen Luther-Unken,
Abgequirlt und ausgetrunken,
Wohl bekomm's Euch, Ihr Hallunken!“

Diese Spottgeburt von Dreck und Foetor judaicus zeigt den ganzen infernalischen Haß gegen die beiden christlichen Confessionen in einer Ungeschminktheit, wie er frecher und unverschämter wohl sich selten hervorgewagt hat. Mit Recht nennt sich Kladderadatsch deshalb im Jahre 1857 ein „Spottblatt, Wespennest und Giftblase.“

Von 1853 bis 1857 beschäftigt sich Kladderadatsch, aus guten Gründen, hauptsächlich mit äußerer Politik, dem orientalischen Kriege, der Ton ist ein gesitteterer und anständigerer, die Illustrationen sind sorgfältiger gezeichnet. Man erfreut sich der wohlthätigen Einwirkungen der Behörden. Im Jahre 1858 tauchen die ersten Annoncen, freilich nur als semitische Lobassecuranz und Rückversicherung auf Gegenseitigkeit im Kladderadatsch, auf. Es werden angepriesen: Berthold Auerbach's „Volkskalender“, Adolph Glasbrenner's „Montagszeitung“, „Europäische Revue“ von Rudolph Löwenstein, „Humoristische Albumblätter“ von Stettenheim, „Der Sängerkrieg auf der Wartburg“ von Kalisch, „Die Reise in's Märchenland“ von H. J. Horwitz, mit Bildern von L. Pietsch. Letzterer macht jetzt in Fleischbeschauung auf Opernhausbällen und bei anderen Gelegenheiten, und legt alsdann die umfassenden Resultate seiner Forschungen nicht selten in Briefen an eine Freundin in der „Vossischen Zeitung“ nieder. — Bis zum Jahre 1861 steckte Kladderadatsch in den Kinderschuhen, von da ab tritt er in die sogenannten Flegeljahre. Es erfordert jedoch die Gerechtigkeit, anzuerkennen, wie sich von Jahr zu Jahr die Illustrationen verbessert haben, wenn sie auch nicht, gleich denen der „Fliegenden Blätter“, Anspruch auf das Prädikat „künstlerisch“ erheben können.

Der Leser wird uns Dank wissen, wenn wir ihn mit Beispielen aus der sogenannten Conflictszeit verschonen, einmal, weil sie meist miterlebt

noch im Gedächtniß haften, andererſeits die Jugendſünden des jüdiſchen Spottblattes genügend ſeinen Charakter offenbaren. Derſelbe hat gleich dem Queckſilber im Wetterglaſe hin- und hergeſchwankt, je nach dem zeitweiligen Druck in den oberen Sphären; nur ſeinen Haß gegen die chriſtliche Religion hat Kladderadatſch zu allen Zeiten ungezügelt ſchießen laſſen.

Damit mußte aber der Zweck des Blattes ein verfehlter ſein und bleiben. Humoriſtiſch-ſatiriſches Wochenblatt benennt ſich der Kladderadatſch, während er ſich richtiger nur als humoriſtiſch *oder* ſatiriſch bezeichnet hätte, denn der Begriff Humor widerſpricht der Satire, weil der Eine die Andere ausſchließt. Humor iſt die gute Laune, die freundlich ſcherzende Stimmung, indeſſen unter Satire der hämiſche, hechelnde und geißelnde Spott, dem gleich Mephiſto nichts recht erſcheint, zu verſtehen iſt. Das „Organ von und für Bummler" hat nie verſucht, humoriſtiſch zu ſein, ſondern ſein freundlich Element blieb die Satire — die Schmähſucht. An ſich kann die Satire nicht für verboten gelten, denn was ſich als lächerlich darſtellt, darf belacht, beſcherzt und verſpottet werden.

Niemals ſollen aber in das Bereich des Scherzes wie des Spottes der religiöſe Glaube und ſeine Lehren gezogen werden, weil das, was Millionen Menſchen heilig, nicht aus Geſchäftsrückſichten erniedrigt werden darf. Solche Dinge ſtehen über den täglichen Angelegenheiten und dürfen nicht Gegenſtand der öffentlichen Satire ſein. Eigentlich ſollten Bildung, gute Erziehung und ſittlicher, wie geſellſchaftlicher Anſtand dergleichen verbieten, deshalb Strafgeſetze und Preßverordnungen überflüſſig erſcheinen laſſen. Von einer ſolchen Stufe der Vollkommenheit ſind wir ſelbſtverſtändlich in Deutſchland weit entfernt und der hervorragendſte Kenner deutſcher Preßverhältniſſe, Heinrich Wuttke, durfte in ſeinem ſchon oben genannten Buche unwiderlegt ſchreiben: „Aber unter den Zeitungsſchreibern gibt es auch einen ſtarken Haufen von ausgemachten Buben und Hallunken, und es hat, was im hohen Maße niederſchlagend iſt, die Menge der ſittlich Verkommenen, der Nichtsnutzigen in einem erſchreckenden Grade zugenommen." Oder: „Eine Tagesliteratur, die abſichtlich oder nur nachſchreibend der Lüge huldigt, iſt ſchlimmer als Giftmiſcherei, um Menſchen zu tödten, denn da gilt es nur den Leibern, während die verlogene Preſſe den Geiſt, die Seele der Menſchen vergiftet."

Wird der Kladderadatſch in dieſer Beziehung einer Prüfung unterworfen, ſo muß er als ein unſittliches und verderbliches Blatt verurtheilt werden. Seine Gelehrten verwechſelten von Anfang an Schmähſucht mit Witz, die Satire mit Humor, deshalb der Kladderadatſch nicht volksthümlich geworden iſt, noch werden konnte. Man glaubt witzig zu ſein, wenn man fromme Leute und treue Seelſorger als Mucker und die Träger alter Namen als „Junker" bezeichnete oder obrigkeitliche Anordnungen verſpottete. Man mag ein Exemplar des Kladderadatſch in die Hand nehmen, welches man will, es liegt in allen ſeinen Witzeleien etwas Hämiſches, das Herz Vergiftendes,

nirgends erquickt den Leſer ein gemüthvolles Wort oder wohlwollende Auffaſſung und wie ätzendes Scheidewaſſer hat das Organ von und für Bummler auf die deutſche Volksſeele gewirkt.

Der Ruf dieſes ſogenannten Witzblattes war ein unverdienter und nur möglich durch das enge Zuſammenhalten aller Gleichgeſinnten und des jüdiſchen Volkes in Deutſchland, wo Jeder für ſich und Alle für Einen die Reclamen-Mühle beſtändig klappern laſſen. Die ungünſtigen Einwirkungen des Kladderadatſch ſind meiſt unterſchätzt worden, obwohl er eine große Verbreitung gefunden hatte. Seitdem Herr R. Moſſe, Beſitzer des — mit Reſpect zu melden, in Berlin erſcheinenden Tageblattes, den Inſeraten-Theil des Kladderadatſch gepachtet, hat ſich Letzterer zu einem Annoncenblatt degradirt, dem einige Illuſtrationen und politiſche Witzeleien angehängt ſind. Der Annoncentheil des Kladderadatſch geht noch weit unter die gemiſchten Anzeigen der Voſſiſchen Zeitung herab und es bleibt zu bewundern, wie deutſche Studenten-Verbindungen keine würdigeren Plätze für die Todesanzeigen ihrer Mitglieder als neben den verdächtigen Inſeraten von Gummi, Gummi, — auffinden konnten. Dieſer das Andenken Verſtorbener verletzende Contraſt wiederholt ſich leider faſt in jeder Nummer.

In Nr. 13 des März finden ſich drei geziemende Todesanzeigen neben zwei Steckbriefen. In dem gleichen Blatt wird das Moſſe'ſche Montagsblatt in folgender charakteriſtiſcher Weiſe, die eine ſelten edle Beſcheidenheit verräth, angeprieſen: „dieſe durch und durch originelle literariſch-politiſche Wochenſchrift, welche die hervorragendſten deutſchen (jüdiſchen) Schriftſteller zu ihren Mitarbeitern zählt, enthält geiſtvoll geſchriebene Artikel . . . . . Jede neu auftauchende Frage, jede neue Erſcheinung in Wiſſenſchaft, Politik, Kunſt und Leben . . . findet unparteiiſche und erſchöpfende Behandlung, während die geſellſchaftlichen Zuſtände der Gegenwart in elegantester Form intereſſante Beleuchtung erfahren. Dieſe literariſch-politiſche Zeitſchrift erſten Ranges . . . verbindet die Vorzüge eines gehaltreichen Wochenblattes mit denen einer wohlinformirten, reich mit Nachrichten aus erſter Quelle ausgeſtatteten Zeitung . . . von dem Neuen das Neueſte, von dem Guten das Beſte . . . in der Fülle und Gediegenheit ſeines Inhalts auch fernerhin den ſenſationellen Erfolg zu rechtfertigen wiſſen . . . . . zum Lieblingsorgan der geiſtigen Ariſtokratie" u. ſ. f. Fein's Liebchen, was willſt du noch mehr? Gleich darunter folgt eine ähnliche beſcheidene Anpreiſungs-Reclame des mit Reſpect zu meldenden Berliner Tageblattes.

Seit dem 32jährigen Beſtehen des Organs von und für Bummler, kann kein Exemplar deſſelben namhaft gemacht werden, das erziehend oder belehrend auf das Volk gewirkt hätte. Freilich dieſe höheren, ſittlichen Zwecke durften dem Spottblatte, nach der Verkündigung ſeines Programms oder beſſer ſeiner Tendenz im Jahre 1848 nicht zugemuthet werden. Was den Zweck der Unterhaltung betrifft, ſo mag der bei vielen Leſern erreicht worden

ſein, wenn auch mit der Wirkung, die der Opium auf ſeine Raucher ausübt. In den Kladderadatſch-Witzeleien liegt immer die Abſicht, Alles in den Schmutz zu ziehen, in welchem das Blatt lebt und webt. Selbſt bei feierlichen und traurigen Angelegenheiten, wo Kladderadatſch der Mode halber Oden oder ſonſtige Gedichte leiſtet, ſpickt er dieſe mit Spott und Hohn. Wir erinnern hierbei an den Nekrolog auf das Dahinſcheiden Friedrich Wilhelm IV. in welchem es beiſpielsweiſe heißt:

„Ein deutſcher König ſoll nicht von den Slaven
Und von den Welſchen ſeine Macht nicht leihen."

Das iſt alſo die Achtung, die einem Todten gebührt, die Ehrfurcht, die dem friedfertigſten und geiſtvollſten Könige gezollt wird.

In wahrhaft phariſäiſcher Heuchelei verſucht es Kladderadatſch dann und wann, den Schein des Rechtens anzunehmen und einen fadenſcheinigen Tugendmantel umzuhängen, immer aber iſt es ſein Streben, die chriſtliche Religion zu verhöhnen, die Autorität zu untergraben, die Thatſachen zu entſtellen, verdiente Staatsmänner, fromme Prieſter zu ſchmähen und ehrenhafte Perſonen mit Schmutz zu bewerfen. Wie konnte es anders ſein, die Hauptſache blieb der klingende Verdienſt und dieſen ſucht er im Schmutz. Jüdiſche Sitte!

Jüdiſches aus Mannheim.

Wie weit die jüdiſche Anmaßung geht, beweiſt folgender Vorfall. — Die hieſige Muſikalienhandlung von Sohler und Donnecker pflegt in der Regel in ihren Schaufenſtern Photographien von Fürſten, Generälen, Staatsmännern und Künſtlern ꝛc. auszuſtellen.

Kurz vor Weihnachten ſtellten dieſelben unter anderem auch die Photographie des Herrn Hofprediger Stöcker aus. Es dauerte indeß nur wenige Tage, als ſie, wohl nur von jüdiſcher Seite, einen anonymen Brief erhielten, in welchem ſie aufgefordert wurden, unverzüglich die Photographie Stöckers von ihren Schaufenſtern zu entfernen, widrigenfalls kein Jude mehr ihre Muſikalienhandlung betreten würde. Es wurde ihnen ſogar mit Verfolgung und Vernichtung ihres Geſchäftes, alſo mit der jüdiſchen „chores" gedroht.

Wohl nur aus übertriebener Aengſtlichkeit entfernten dieſelben unverzüglich dieſe Photographie, indem ſie gleichzeitig bei verſchiedenen Freunden,

unter Vorlage des Briefes, ſich Raths erholten, wodurch deſſen Inhalt in weiteren Kreiſen erſt bekannt wurde und in die Oeffentlichkeit drang.

Alſo die „jüdiſche chores", die Ausrottung und Vernichtung wird einem „Andersgläubigen" angedroht, wenn derſelbe es wagen ſollte die harmloſe Photographie Stöckers auszuſtellen!

Die Mannheimer Geſchäftsleute ſind ſomit bereits zu den weißen Sclaven des Judenthums herabgeſunken, und iſt dies wohl die jüdiſch-demokratiſche Gleichberechtigung!

Ein anderer, ſehr eigenthümlicher Fall iſt der, daß ein hieſiger ſtadtbekannter Wucherer, welcher vor Jahren aus der bayriſchen Pfalz nach hier übergeſiedelt iſt und welcher ſchon manches chriſtliche Schäfchen „geſchächtet", dieſen Winter für die Armen ſeines Heimathsortes „Fünfzig oder Hundert Mark" zum Geſchenk gemacht hat. Daß es ihm jedoch weniger um das „Wohlthun" als um das „Ausposaunen" geweſen zu ſein ſcheint, ging aus dem Umſtande hervor, daß ſämmtliche Judenblätter, mit Einſchluß der Mannheimer Judenpreſſe, dieſen großmüthigen Akt der Menſchenfreundlichkeit, mit Namensnennung des Menſchenfreundes, weiterverbreiteten.

Ueber gewiſſe ſkandalöſe Vorfälle, ſowie, wie gewiſſe Herren in der Handelskammer und in den Stadtrath von ſich ſelbſt vorgeſchlagen werden, habe ich vielleicht noch Gelegenheit Ihnen mit Nächſtem zu berichten. Preſſe Bankweſen, Handel, Rechtspflege, ruhen hier ausſchließlich in Judenhänden und iſt die hieſige Bevölkerung auf dem beſten Wege zur „jüdiſchen Leibeigenſchaft."

Redaktion und Verlag: Otto Henze, Berlin N. 105a Friedrichſtraße.
Druck von Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

In **Otto Hentze's Verlag** in **Berlin** N. erschien:

Neu-Palästina,

oder:

Das verjudete Deutschland.

Ein milder Beitrag zur Kenntniß der Judenherrschaft im sog. „deutschen" Reiche.

Von einem Conservativen.

2. Auflage. Preis 90 Pfennige.

Das **„Mainzer Journal"** sagt über diese zeitgemäße Broschüre: — — „hast Du, lieber Leser, die anonym erschienene Broschüre **„Neu-Palästina"** gelesen? Wenn nicht, dann schaff' sie Dir an, denn sie sollte in keiner Familie fehlen, die das Joch der Juden, das auf Deutschland lastet, abgeschüttelt wissen will.

Verlag von Hermann Polenz, Berlin S., Prinzenstr. 61, I.

Seit Januar 1880 erscheint:

„Die Wahrheit,"

Humoristisch-satirisches Wochenblatt mit Illustrationen.

Redigirt von ***H. de Grousilliers.***

Wöchentlich 1 Nummer, reich illustrirt, 1—2 Bogen stark.

Preis pro Quartal 2 Mk.; einzelne Nummer 20 Pf.

Die „Wahrheit" hat sich ernstlich bestrebt, das gesteckte Ziel:

eine bisher schmerzlich empfundene Lücke im Kampf gegen das liberale Phrasen- und Manchesterthum auszufüllen,

zu erreichen und hat sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens in allen **vaterlandsliebenden** und **religiös** gesinnten Kreisen zahlreiche Freunde erworben. Besonders auch die **Illustrationen** sind **Meisterwerke humoristischer, satirischer Zeichnung,** voll treffender Charakteristik.

Dem zersetzenden Einfluß der **liberalen Witzblätter (Kladderadatsch etc.)** auf Religion und gute Sitte entgegenzuwirken, wie es die **„Wahrheit"** mit Erfolg thut, ist von **größter Wichtigkeit** u. ersuchen wir deßhalb alle Freunde und Gesinnungsgenossen um **thatkräftige Unterstützung** und Verbreitung der „Wahrheit". **Probenummern** liefert die Verlagshandlung gratis und franco. **Bestellungen** nehmen alle **Postanstalten** und **Buchhandlungen** entgegen; mit 1. April 1880 begann ein neues Quartal.

In Otto Hentze's Verlag in Berlin, N., erschienen soeben:

Arthur Schopenhauer

als

Philosoph und Schriftsteller.

Eine Skizze

von

Carl Peters,

philos. Dr.

Motto: In die Traum- und Zauberſphäre
Sind wir, ſcheint es, eingegangen.

36 Seiten 8°. Preis eleg. broch. 80 Pfg.

Der geiſtvolle Verfaſſer giebt kurz und treffend, mit ſcharfſinniger Kritik und in klarer, eleganter Sprache vom unbefangenen, rein wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus eine Zuſammenſtellung der Kernpunkte der Philoſophie Schopenhauers.

Allen Freunden des großen Philoſophen ſowie denen, welche ſich in leichter und angenehmer Weiſe über ihn Belehrung zu verſchaffen wünſchen, kann die obige Schrift, als das geeigneteſte Mittel dazu, beſtens empfohlen werden.

Oesterreich, ein Juwel

in jüdiſcher Faſſung!

Judenherrſchaft und Judenwirthſchaft in Oeſterreich-Ungarn

beleuchtet von

Austriacus.

3 Bogen. 8°. Preis eleg. broch. 75 Pfg.

Statuten-Entwurf

des

Central-Vereins des Nicht-Juden-Bundes von Ungarn

entworfen vom ungar. Reichstags-Abgeordneten

Victor Istoczy.

Preis 50 Pfg.

Allen Freunden und Mitkämpfern an der Emancipation vom Judenthum in Oeſterreich-Ungarn empfehlen wir dringend die weiteſte Verbreitung der beiden vorſtehend angekündigten Broſchüren.

Für Parthiebezug haben wir weſentlich ermäßigte Preiſe. Man wolle ſich dieſerhalb geneigteſt mit der Verlagshandlung in Verbindung ſetzen.

Max Badina, Berlin NW. Neu-Ruppin 3 25 14.

Band I. Heft 8.

Die Deutsche Wacht.

Monatsschrift für nationale Entwickelung.

Inhalts-Uebersicht:

Gleichberechtigung der Juden mit den Christen ethisch unfaßbar und antivolksrechtsthümlich.

Das Innungswesen und die gewerbliche Arbeiterfrage oder die neue privat- und wirthschaftsrechtliche Regelung des Gewerbebetriebes. (Fortsetzung und Schluß).

Der Panama-Kanal.

Kleinere Aufsätze: Hinterpommersche Kulturskizze. — Die Judentochter in Volksliedern. — Aus Oesterreich: Perent l'alliance Israélite universelle.

Beiblatt: Judenspiegel. Nr. 1.

Berlin N., 1880.

Otto Hentze's Verlag.

105a. Friedrichstraße.

Erklärung.

Herr **Wilh. Marr** ist seit einiger Zeit bemüht, über die Redaction dieser Monatsschrift und deren Verleger Verdächtigungen, und Unwahrheiten über den Grund seiner Entfernung von der Redaction zu verbreiten.

Ich sehe mich deshalb veranlaßt, über den wahren Sachverhalt Folgendes zur Kenntniß der Freunde und Anhänger der von mir vertretenen Bestrebungen zu bringen:

Als ich im Verein mit Herrn Marr im vorigen Jahre die **„Deutsche Wacht"** begründete, war ich im Irrthum über seine Fähigkeiten und in Unkenntniß von seinem Charakter, wie er sich jetzt in Verläumdung und Vertrauensbruch offenbart. Seine Fähigkeiten mögen zu einem Pamphlet für den großen Haufen ausreichen, der Redaction einer Monatsschrift für gebildete Leser war er in keiner Weise gewachsen. Sollte das Unternehmen fortbestehen, so mußte eine Aenderung in der Redaction eintreten und das letzte Heft der Marr'schen Redaction, das 5., zeigt jedem Verständigen, daß ich nicht einen Augenblick zu früh eingeschritten bin.

Otto Henkze.

Die Deutsche Wacht.

Mai 1880.

Gleichberechtigung der Juden mit den Christen ethisch unfaßbar und antivolksrechtsthümlich.

Die Kenntniß des Judenthums ist für die Deutsche Nation außerordentlich wichtig. An ihm kann man so recht die Konsequenzen ersehen, die den Kosmopolitismus an Stelle des Patriotismus setzen und die individuelle Selbstsucht zum alleinigen Beweggrund der Volkswirthschaft macht, die, wie Stein sich ausdrückt, „unsere deutsche Nation nicht anders als ein Hôtel garni und den Staat als dessen Hausknecht betrachtet."

Die Selbstsucht gebiert Unzufriedenheit, Zank, Unverträglichkeit, sie schürt die bürgerliche Zwietracht und zersetzt alle wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse. Wohin aber diese schrankenlose Selbstsucht, welche von keinem höheren nationalen Interesse noch vom Rechtsgefühl corrigirt wird, führt, das soll in den nachfolgenden Sätzen seine Ausführung finden.

Schon der mit scharfer Urtheilskraft begabte Klassiker Tacitus hat uns ein Fragment hinterlassen, welches die Juden in einer Weise schildert, die beweist, daß diese Race sich in ihren, allen Nationen verhaßten, ursprünglichen Eigenthümlichkeiten noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. — Tacitus äußert sich u. A. folgenderweise über die Juden zur Zeit ihrer Gefangenschaft in Aegypten: „Bei einer ausgebrochenen Seuche (vermuthlich die Krätze in Folge der Unsauberkeit, Unreinlichkeit und Unlust zu körperlicher Anstrengung), wovon die Leiber ausgeschlagen seien, habe König Bocchoris das Hammons-Orakel beschickt, und auf seine Bitte um ein Heilmittel (weil die eigenen Landeskinder, sobald sie etwas von den Juden Berührtes anfaßten, von dem Aussatz angesteckt wurden), erhielt er den Befehl, das Reich zu reinigen und diese Race Menschen, als den Göttern verhaßt, (!) in andere Länder zu schaffen. Man habe nun das Gesindel (!!) zusammengesucht und fortgeschafft und

in einer Wüste liegen gelassen." ꝛc. An anderer Stelle wirft Tacitus den Juden „Gottesverächterei und Abneigung gegen jede wahre Religion" vor, nennt sie ein „abergläubisches, häßliches, schmutziges Volk", dessen Hauptstadt Jerusalem eine „berüchtigte Stadt" und beschuldigt sie der Feindschaft gegen Alles, was nicht jüdisch war. —

Eine unumstößliche Thatsache ist es gewiß, wenn man die Geschichte der Juden bis in's Alterthum hinauf verfolgt, daß dieselben weder zu jener Zeit noch heute den Anspruch erheben können, ein an Bedeutung reiches Handelsvolk im intelligenteren, den Welthandel beherrschenden Sinne zu sein, während ihre eigentliche Domaine der Schacher, der Wucher, der Zwischenhandel früher sowohl war, als noch heute ist. Jener würdige Stolz, durch den sich Nationen auszeichnen, die an's Herrschen gewöhnt sind, fehlt den Juden gänzlich, sie rankten sich von Alters her schon stets nur als geduldete Individuen an den übrigen Völkern an. — Die eigentlichen Kernjuden, die zelotischen Söhne der Makkabäer, gingen fast alle unter in den Empörungen gegen die Kaiser Vespasian, Trajan und Hadrian. Unsere heutigen Juden sind nur noch die Nachkommen der seit 25 Jahrhunderten über alle Welt zerstreuten israelitischen Mäkler und Schacherer.

Die Christen oder das Mittelalter dafür nun verantwortlich machen zu wollen, daß auch die heutigen Juden — nicht der redlichen Arbeit, sondern noch immer — mit wenig Ausnahmen dem Schacher obliegen, ist grabezu verjudete Geschichtsfälschung, — denn man hatte gar nicht nöthig, früher so wenig wie jetzt, sie von den Gewerben zurückzuhalten, da sie niemals den Trieb zur Handarbeit bekundet haben. Auch war ihnen nur deshalb der Grundbesitzerwerb verboten, weil sie ihn nicht als Berufsmittel betrachteten, d. h. weil sie nicht durch ehrliche Bearbeitung des Bodens ihr Brod verdienen, sondern weil sie mittelst des Grunderwerbs die Nation, der sie sich als Parasiten angehängt hatten, versklaven und auswuchern wollten. So wurde dieses Verbot nur ein Akt der Nothwehr!

Die Geschichte aber scheint nur dazu zu existiren, daß aus ihr Nichts gelernt wird; wenigstens Nichts Seitens unserer Juden und verjudeten Anhängsel. Warum denkt man nicht darüber nach, weshalb die Juden im römischen Reich mehrere Male auf's Heftigste verfolgt wurden, trotzdem die Römer, bei denen alle Kulte vertreten waren, sich sehr wenig um fremde Religionen kümmerten.

Nur der jüdische Schacher-, Wucher- und Handelsgeist trug an der unsanften Traktirung der Juden Schuld. Schon zu Cäsars Zeiten

waren sie als Hauptschreier bei Gassenversammlungen berüchtigt, und obgleich sie öfter ausgewiesen wurden, kehrten sie — abgebrüht, wie sie noch heute sind — immer wieder zurück. Mittelst Verleumdungen verdächtigten sie gerne die Christen, um den Haß, den ihre schlechte Aufführung veranlaßte, von sich auf jene abzuwälzen.

Im Mittelalter fanden die Juden oft den Schutz der Fürsten und Päpste, und selbst mehrere italienische Städte gewährten ihnen freies Asyl. Trotzdem blieben sie unverbesserlich. Obschon sie in Rom die erdenklichsten Demüthigungen erlitten, blieben sie lieber in ihrem stinkenden Ghetto, — ein Verließ für Trödel, Gifte, Liebestränke, ein Versteck für Diebe und Hehler und die lebende Schacher- und Wucherpest, in Gestalt der Spelunken, gefüllt mit den abgefeimtesten, gewissenlosesten und entmenschtesten Juden, — statt in das gastfreie Florenz überzusiedeln. —

In den Zeiten der Kreuzzüge nahmen diese Parasiten aller Culturvölker, die Juden, das religiöse Motiv nur zum Vorwand ihrer Verfolgungen an, dagegen bestätigen glaubwürdige Chronisten, daß sie nur ihrer verübten Schlechtigkeiten, ihres Wucherns, Schacherns und stillen Verkaufs gestohlener Sachen halber vertrieben wurden und die Massenmorde hierin ihre Erklärung finden.

Die Beschuldigung selbst, daß sie Christenkinder getödtet, oder als Sclaven verkauft haben, erscheint nicht unglaublich, wenn man bedenkt, wie nachgewiesener Weise in neuerer Zeit Juden ihre eigenen Töchter auf unbeschreibliche Weise mißhandelten, wenn solche einem Christen ihre Liebe geschenkt hatten. — An dem Judenvolk läßt sich übrigens der Satz leicht beweisen, „daß sich moralische Eigenschaften um so sicherer von Geschlecht auf Geschlecht vererben, je tiefer sie im Organismus sitzen. An keine körperlich, geistig und sittlich kräftigende Arbeit gewöhnt, haben sie physisch degenerirt und ihren Geist in eine ganz bestimmte, einseitige Richtung gedrängt, welche sich unverfälscht durch die Jahrhunderte vererbt hat."

Daher mag es auch kommen, daß so außerordentlich selten Juden mit universalem Blick und patriotischer Hingebung, gepaart mit edlem Charakter, angetroffen werden; daß fast nie ein Jude angetroffen wird, der, die unübersteiglichen Verschanzungen seiner Race überspringend, zur allgemeinen Gerechtigkeits-, Menschen- und Wahrheitsliebe hindurchdringt.

Den Juden ist es, was sie auch beginnen mögen, nie um die Hervorbringung nützlicher Werthe zu thun, ob diese nun geistiger oder materieller Art sind. Was sie treiben, geschieht ausschließlich des Gewinnes halber. — Sie verwenden viel Fleiß auf das Studium der

Schwächen ihrer Kundschaft, oder, sobald sie einen wissenschaftlichen oder künstlerischen Beruf üben, auf die Geschmacksrichtung ihres Publikums. Die guten Seiten ihrer Mitmenschen nutzen sie gründlich und systematisch aus. Mit Bewußtsein wissen sie die Schwächen, Leidenschaften, Untugenden, Laster und Vorurtheile zu dem Zwecke ihrer Begeisterung zu schüren und zu unterstützen. — In der Industrie und Technik leisten sie nichts. In den Naturwissenschaften, denen sich in letzterer Zeit außerordentlich viele Juden zugewandt haben, sind ihre Leistungen, bis auf ein paar Namen, unbedeutend. In der Literatur, Kunst, Musik, Malerei hat das moderne Judenthum Effecthascherei, Frivolität und Charlatanismus bei uns einzubürgern versucht. Sie machen Sensation und Geld, das ist Alles! Um berühmt zu werden, üben sie nicht mühevolle Arbeit und Studium, dafür lassen sie die von ihnen beherrschten und bis zur Servilität charakterlos herabgesunkenen Preßkosaken-Federn unaufhörlich arbeiten.

Gehalt an Kenntnissen und Geist muß die Preßreclame-Meute mittelst einer über die ganze verjudete Presse geübten Organisation, die aller Orten gleichzeitig und gleichartig losbellt, ersetzen durch täuschende Phrasen und so aus dem Nichts berühmte Männer erschaffen.

Ueber die Leistungen jüdischer Politiker, Mediziner und Rechtsgelehrten können wir nur sagen, daß durch dieselben das Ansehen sowohl der Wissenschaft, als der Presse, der Gerichte und Parlamente erheblich gelitten hat. Das Sophisten- und Pharisäerthum schwimmt obenauf und die Zeitungen posaunen einen künstlichen Ruhm und Ruf einem jeden annoncirenden Wunderschwindel-Doctor oder schmutzige Krankheiten behandelndem Arzt, sowie Unternehmungen unmoralischer Art aus. Umsonst durchblättern wir die Verzeichnisse bedeutender Dichter, Künstler, Erfinder, Techniker, Schriftsteller, Männer der Wissenschaft nach bedeutenden jüdischen Namen. — Es sind ihrer nur sehr wenige. Baruch Spinoza, ihr bedeutendster Geist, wurde mit Gift und Dolch verfolgt, mit dem Bannfluche der Synagoge belegt. — Von der Familie Rothschild weiß man nur, daß sie den personificirten Geldsack darstellt.

Die tausendjährige Uebung hat in den Juden einen eigenthümlichen Individualismus, den der Schleichwege und Hinterthüren, großgezogen, sie können nicht den offenen Weg der Ehrlichkeit wandeln, um ihren Lebenszweck, die Ausbeutung ihrer Mitmenschen, zu erreichen. Sie leben unter ihren Gastfreunden nicht als integrirende Mitglieder, nicht in der Absicht, sich mit ihnen zu verschmelzen, mitzutragen an

den Freuden und Leiden der Eingeborenen, ſondern wie auf einer Geſchäftsreiſe begriffen. Muth und Vaterlandsliebe, Treue gegen die Gaſtfreundſchaft iſt ebenſowenig eine jüdiſche Charaktereigenſchaft, als ihr muskelarmer, oft verſchrobener Körper nicht geeignet iſt, Strapazen auszuhalten; daher der Militär- reſp. Kriegsdienſt ihnen etwas drückendes iſt, auch ſchon deshalb, weil ſelten dabei Profite zu machen ſind. Außerdem aber mangelt den Juden der moraliſche Impuls, der ſie befähigen könnte, ihr Beſtes, ihr Leben für's Vaterland, das ihnen fehlt, einzuſetzen.

Kulturhiſtoriker Riehl ſagt irgendwo: „Der Jude giebt ſich oft unſägliche Mühe um eines höchſt armſeligen Gewinnes willen, er wendet Scharfſinn, Ausdauer, Willenskraft in einem Maße auf, welches er für die lohnendſte ehrliche Arbeit niemals auch nur entfernt gewinnen könnte; im unverdroſſenſten Kopfzerbrechen erſinnt er Liſten, über die jedem ehrlichen Manne der Verſtand ſtille ſteht; er hält große Stücke auf die äußere Scheinehre ſeines Berufs, ja, er ahnt ſogar etwas von der Poeſie der Arbeit und freut ſich des Humors ſeiner Lumpenſtreiche. Es fehlt ihm nur eine Kleinigkeit zum wirklichen Arbeiter: das ſittliche Motiv und Ziel, und mit dieſer Kleinigkeit fehlt ihm Alles."

Unter ſich ſind die Juden oft unverträglich und biſſig, gilt es aber auf Koſten ihrer Mitmenſchen einen Vortheil zu ergattern, ſind ſie alle einig. Ihren zerſetzenden Geiſt tragen ſie in alle Verhältniſſe hinein. Ihre geſchäftlichen Praktiken bringen es mit ſich, die einen Menſchen gegen die anderen zu gebrauchen, welche in's Intereſſe zu ziehen, um die andern beſſer ſcheeren zu können. Dieſe, den Juden in's Fleiſch und Blut übergegangenen Uebungen übertragen ſie auf die Gebiete der Wiſſenſchaft, Literatur und Politik. — Sie lieben und pflegen das Paradoxe, die Sophismen, die Dialektik und eine kauſtiſche Kritik, welche nichts Antijüdiſches gelten läßt, Alles bewitzelt, bephraſelt und antaſtet, was dem Volke heilig und ehrwürdig gilt. — In der Politik beſonders haben ſie die Charakterloſigkeit großgezogen. — Obgleich ſie keinen Moment vorübergehen laſſen, wo ſie nicht in frecher Weiſe ihre Verdienſte in Erinnerung bringen, unterſtützen ſie doch ſo lange die Regierung, als ſie hoffen dürfen, eine Rolle zu ſpielen und dadurch im Stillen ihre Intereſſen zu fördern. Die Juden bilden aber ſofort die mächtigſte Oppoſition, ſobald die Regierung das nationale Intereſſe in's Auge faßt oder eine volksthümliche Wirthſchaftspolitik zu treiben beginnt.

Ein beſonderes Intereſſe verdienen die Juden als Socialiſten. Um

die Aufmerksamkeit vom Zwischenhandel abzuwenden, suchen sie theils instinktiv, theils absichtlich allen Haß auf die Industrie zu bürden, haben sie „den Kapitalismus" als historischen, ökonomischen Angriffspunkt erfunden.

Das Volk versteht unter „Kapital" nicht allein Geld und Geldwerth, nicht nur Güter und Reichthümer, sondern überhaupt das Vermögen.

Das Nationalvermögen ist dem Volke theils der Inbegriff seines Vorraths an geistigen und physischen Productivkräften, theils der Vorrath an Arbeitsproducten und Tauschwerthen. Die Socialisten und Manchestermänner fassen das Kapital nur als Begriff der Tauschwerthe auf.

Das Volk verdreht die Begriffe nicht, es weiß nur, daß es weder national noch ökonomisch ist, im Lande dem Handel-, Wucher- und Krämergeist einen Freipaß und ein Monopol zu verleihen. Das Volk weiß ferner, wie Stein über Handel und Handelsvölker sagt: „daß die Pflege der productiven Kräfte mindestens ebenso ersprießlich ist, wie der Besitz von Geld und Gut, und daß Derjenige, welcher den Zweck der Nationalökonomie blos als Erzeugung und Vermehrung der Tauschwerthe auffaßt und als das Mittel hierzu die schrankenlose Bethätigung der Selbstsucht ohne Rücksicht auf das Wohl und Wehe der nationalen Productivkraft erkennt, sein natürlicher Feind ist."

„Das Volk haßt nicht das Kapital und den Kapitalismus, sondern alle diejenigen, welche die productiven Kräfte unterbinden, seinen Wohlstand ruiniren und seine Existenz gefährden." „Das Volk betrachtet deshalb ganz folgerichtig nicht einen Popanz, wie den Kapitalismus, als den Feind der Nation, sondern das selbstsüchtige Krämerthum und, weil fast alle Juden den Schacher als ihr Geschäft betreiben, das Judenthum."

An einer anderen Stelle sagt derselbe Autor über die Juden als Revolutionäre, als welche sie insbesondere jetzt in Rußland, sonst aber in allen Ländern angetroffen werden: „Die einen machen in destructiven Tendenzen, weil sie dafür bezahlt werden, die anderen, weil es ihrer angeborenen skeptischen Neigung entspricht, die dritten, um im Trüben fischen zu können, die vierten, um ihrer Eitelkeit zu fröhnen, die fünften, um die Leute auszuspioniren. In Rußland gehören die Juden fast sammt und sonders zur revolutionären Partei, weil das nationale Czarenthum sie nicht nach polnischer Art machen und gehen läßt." —

Bei dem Humanitätsdusel der Neuzeit, der selbst ein Product der

Verjudung iſt, begegnen wir oft dem Argument: „Man gebe den Juden nur die Gleichberechtigung, dann wird ſich die Sache ſchon machen.“ Wir können den Juden-Emancipationswüthigen nur entgegenhalten, daß mühevolle, redliche Arbeit, Treue den vaterländiſchen Intereſſen, eine Aſſimilirung im Denken, Fühlen und Handeln mit der übrigen Bevölkerung u. ſ. w. den Juden nur allein das Maß von Gleichberechtigung verſchaffen könnte, was kein Decret der Welt zu geben vermag, und was ſie auch in Folge der geſchilderten Charaktereigenſchaften noch nie erreicht, auch nie verdient haben.

Früher war man in dem Wahne befangen, daß es ein national-wirthſchaftlicher Vortheil ſei, wenn man die Juden in's Land zöge, weil man vermuthete, daß dieſelben viel Geld einführten. Die Erfahrung aber hat uns darüber belehrt, daß vom national-ökonomiſchen Standpunkte aus die Juden die ſchädlichſten Individuen ſind, weil ſie ihr und anderer Kapital nicht zur Hebung der Production und der productiven Kräfte verwenden, ſondern es nur benutzen, um in habſüchtigſter Weiſe dieſe bis zum Exceß auszubeuten; da jüdiſche Thätigkeit ſtets das Gegentheil von Productivität iſt.

Er, der Jude, bewegt ſich Zeit ſeines Lebens nur im engen Geſichtskreis des Profits und ſein alleiniges Ideal iſt die Million. Den Staat und die Staatsorgane reſpectirt er nur dann, wenn ſie ihm Mittel zum Zweck werden können, er formulirt ſeine Beziehungen zu ihm und ihnen in dem Gedanken: Freihandel, Armeelieferantenſchacher und Huiſſier. Seine Familiengründung geſchieht nur bei einer vortheilhaften Mitgift und in dem Sinne, dadurch ein profitables Geſchäft zu machen. Sonſt betrachtet ſich der Jude als Sohn eines auserwählten Volkes, welches die Beſtimmung hat, die übrigen Völker zu überliſten. — Die Sitte kommt dabei nur in Betracht nach Größe ſeines Gewinnes. Die Geſetze ſind für ihn nur da, um ſeine Liſt, die Hinterthüren derſelben aufzuſuchen und zu durchſchleichen, zu ſchärfen, er weiß immer und überall, unter geſchickter Benutzung derſelben, ſeinen Verpflichtungen zu entwiſchen, dagegen Häkchen zu finden, an denen ſeine Opfer hängen bleiben müſſen, ſobald ſie ſich der Ausſaugung bis auf die Knochen widerſetzen; wobei ihm Mitleid, Rückſicht und Milde fremde, unverſtandene Begriffe ſind. Auge um Auge, Zahn um Zahn, ſind ihm Lieblingsſätze, die er gern anwendet, ſobald ſeine Feigheit ihn nicht hindert, den „ſtillen Raubmord“ zu beſchließen.

Die uneingeſchränkte Habſucht der Juden trägt aber wiederum den

Keim der Zersetzung in sich und gebirt die Rachsucht der Opfer. — Der Reichthum, welcher einseitig von dieser Race, von diesem Staat im Staate, errafft wird, und die Verarmung der Bevölkerung im Gefolge hat, ist ein unnatürlicher Erwerb, der den Fluch in sich trägt. Gerade diese Vermehrung des Reichthums auf der einen Seite schärft die Gegensätze zwischen Arm und Reich bis zur Unerträglichkeit, legt die Kraft der Nation vollständig lahm, erschlafft das sittliche Bewußtsein des ehrlich durch Arbeit ringenden Mannes, zerstört Vaterlandsliebe der Landeskinder. Ein Land, in welchem die individuelle Habsucht einer Race nicht die nothwendige Correktur seitens der Regierung erhält, wird schließlich erfahren, daß all' der kolossale Reichthum, welcher einseitig durch Wucher und Zwischenhandel aufgehäuft, nur dazu beigetragen hat, die heiligsten Güter der Nation zu verschachern, die productiven Kräfte zu schädigen und mit dem Raub des Volks-Wohlstandes den Patriotismus, das Rechtsgefühl und den berechtigten Grad bürgerlichen Freiheitsbewußtseins zu verscharren. — Alle Schätze der Welt würden nicht hinreichen, den Verlust an physischer, geistiger und moralischer Kraft der Nation zu ersetzen, welchen diese dabei erlitten hat.

Am Polenreiche sind die Consequenzen der Judenherrschaft am Klarsten in das Bewußtsein getreten. Der polnische Adel wurde korrumpirt, abhängig von den Juden, gezwungen, das Volk zu schinden. Er sah sein Interesse bedroht, daher die Gewalt des Königs im polnischen Reichstage durch thönerne Füße ersetzt wurde, damit der König sich das geplagte Volk nicht zum Freunde machen konnte. — Die jüdischen Krämer und Wucherer sogen das Volk und den Adel aus, die Großstädte hatten keine arbeitenden Bürger, sondern nur lauernde Boutiquiers. An den Folgen der Schwäche des Königs, welcher dem polnischen Reiche das Judenthum aufgehalst hatte, ging Polen zu Grunde. Mit den Juden kam die Handelsfreiheit, und das Aufkommen eines tüchtigen Mittelstandes wurde durch die habsüchtige, rücksichtslose Ausbeutung seitens der Juden verhindert. Trotz aber der hundertjährigen Herrschaft derselben in Polen, sind diese keine Polen geworden, sondern Juden geblieben.

Die Geschichte des Handels und der Handelsvölker beweist, daß die übermäßige Ausdehnung des auswärtigen Handels, insbesondere aber die Begünstigung des Krämerinteresses durch die Machtmittel des Staates, kein Glück für die übrige Bevölkerung in sich schließt. Allerdings, der Kaufmann, welcher Rohstoffe aus dem Auslande bezieht, dagegen vaterländische Fabrikate nach dem Auslande vortheilhaft absetzt, so daß noch

zu ſeinen Gunſten über Productions- und Transportkoſten ein Saldo bleibt, iſt Produzent, vermehrt den Nationalreichthum. Aber Derjenige, welcher ausländiſche Fabrikate einführt, und dabei im Inlande einen lebensfähigen Induſtriezweig ruinirt, iſt gemeinſchädlich und unproductiv, wie die überzähligen Zwiſchenhändler. Der jüdiſche Confectionär, welcher jährlich für eine Million Waaren abſetzt, die Induſtrieunternehmer zum Bankerott treibt, die Arbeiter verhungern läßt, dabei in Folge Monopoliſirung des Marktes und Handels eine halbe Million profitirt, bereichert ſich allein zwar, aber die Nation gewinnt Nichts; er hat vielmehr die vaterländiſchen Bürger um dieſe Summe verarmen laſſen, indem er aus ihren Taſchen den Gewinn in die ſeinige gelockt hat. — Es tritt alſo ein Beſitzwechſel zum Nachtheile Vieler, zu Gunſten eines Juden ein.

Der Händler lebt auf Koſten der Produzenten und Konſumenten; er produzirt Nichts, ſucht überall ſeinen Profit und ſteckt ſeine orientaliſche Naſe überall, in alle Verhältniſſe, ſo daß er eine Laſt wird. Die Korruption des Handels wächſt mit ſeiner Entbehrlichkeit. Trotz der bequemen Verkehrsverhältniſſe, die die entfernten Orte nahe an einander gerückt haben, die die Nothwendigkeit des Zwiſchenhandels faſt vollſtändig aufgehoben haben, iſt die Menge der Schacher-Individuen und -Firmen enorm geſtiegen, welche die ſociale Unzufriedenheit vermehren helfen, denn mit ihrer Vermehrung iſt auch Lug und Trug, Noth und Armuth in gewaltigen Progreſſionen gewachſen und eingekehrt. Die Profitjagd hat große Kreiſe erfaßt, und die Zeit der Kriſen ſcheint bei uns ſtereotyp zu werden. Aber gerade in ſolchen Zeiten nehmen die Trödler und Pfandleiher, Geldwucherer und Kneipenhalter (die letzteren ſind auch nichts weiter als Krämer), Kleider-, Lebensmittel-, Spiritusdeſtillations-Juden rapide zu und der Troſt, daß das Publikum durch die Konkurrenzvermehrung gewinne, iſt ein irriger und ſehr koſtſpieliger. Die Waaren werden ſchon deshalb theurer, weil ſie künſtlich verſchlechtert, verfälſcht werden, um den Schein der Billigkeit durch Täuſchungen zu erwecken. — Um aber den Profit zweimal einzuheimſen, ſtellt ſich der Schacherer künſtlich als Konſument dar, indem er nicht mehr als Vermittler zwiſchen Producenten und Conſumenten auftritt, vielmehr für eigene Rechnung beſtellt und kauft vom Producenten unter möglichſter Ausnutzung des verſchobenen Begriffs, großer Conſument zu ſein. — Nachdem er ſo den Markt beherrſcht, den Preis drückt, die Waaren fälſcht, geht ſein Hauptbeſtreben darauf hinaus, den wirklichen Conſumenten, das Publikum, durch künſtliche Handelskniffe geſetzumgehend, aber mit Bewußtſein, zu täuſchen, und die höchſten Preiſe dann zu erzielen, wenn

der wirkliche Consument das Gegentheil wähnt, seines dringenden Bedürfnisses halber aber selten in der Lage ist, den Profit vom Producenten bis zum eigenen Gebrauch auf das Maß der Billigkeit zu beschränken. Je öfter dem Judenzwischenhandel das Mannöver, den Producenten und Consumenten gleichzeitig zu scheeren, glückt, je mehr Geldbesitz hierdurch der Schacher einheimst, je arroganter, frecher, selbstbewußter tritt er nach beiden Seiten hin auf, übersetzt schließlich Betrug mit Klugheit und denkt sich unter der arbeitenden, producirenden und konsumirenden Vaterlandsgesellschaft eine Gemeinschaft von Dummköpfen, die nur durch seine Judengnade zum irdischen Besitz ihrer Lebens- und anderer Bedürfnisse berechtigt sind. Würde der Zwischenhandel mit mäßiger Berechnung der Produktionskosten, welche in den Auslagen für Transport und Lagerung nebst Abnutzung der Waaren bestehen, sowie in der üblichen Verzinsung des lagernden Kapitals, in Waaren gedacht, sich begnügen, dann würde sich die Ausbeutung nicht über das ganze Volk erstrecken, Geschäftsreisende und Hausirer, Krämer und Händler würden nicht so schnell reich werden, der Zwischenhandel nicht so verlockend, also die Producenten in der Gemeinschaft zunehmen, die Schacherer abnehmen. Aber mit der Ueberhandnahme des Zwischenhandels nehmen die Kaufgelegenheiten, gewissenlosen Anpreisungen, Zudringlichkeiten, Verlegenheiten, Verbindlichkeiten, Konkurse und Prozesse zu. So aber ist der Zwischenhandel uns bereits längst über den Kopf gewachsen, er stört das Gleichgewicht in der Produktion und Consumtion, ein Theil der Bevölkerung ist hierdurch bereits verarmt, der andere wird und muß demselben Schicksale verfallen. Nicht allein, daß der Handel zur Herrschaft der Uebervortheilung, Ueberlistung, Lüge, Fälschung und des Betruges gelangt ist, er verfügt auch über das Tauschmittel, „Geld," und über das Verkehrsmittel, „die Eisenbahnen." Er tyrannisirt mit der ausländischen Concurrenz unseren Industriemarkt, zerstört das Nationalbewußtsein und fördert das Internationale. Er ruinirt unseren Bauernstand durch Monopolisirung des Getreidemarktes und Wucher. Er mergelt Grund und Boden, Industrie, Arbeitskraft aus, konzentrirt den Geldverkehr und Productionsumsatzverkehr in wenigen Orten und Händen; vermindert den Wohlstand, vermehrt das Proletariat, welches doch der größte Feind jeder staatlichen Ordnung ist. Er ist also ein Feind des Staates, der Nation, der Gesellschaft.

Nicht der Kapitalismus an sich, der in der Praxis ein unfaßbarer Begriff ist, — sondern der Handelskapitalismus und das Privilegium des Handels als etwas Konkretes, das in der Gestalt der vielen Krämer und Taschenspieler den Volksleib umgarnt hat, kränkt mittelst des

Rieſenpolypen „Wucher“ das Recht Aller. — Gegen ihn müſſen wir kämpfen! — —

Diejenige Regierung hätte ein nationales Verdienſt erworben, welche den Handel in gebührender Weiſe zu beſchränken vermöchte, ſie muß das ſchachernde Judenthum und deſſen chriſtliche Anhängſel zu ehrlicher Arbeit oder Auswanderung veranlaſſen; wird das Privilegium des Handels vermindern, indem ſie die einſeitigen Freiheiten und Rechte gegen die arbeitende Bevölkerung aufhebt, alſo den Schutz des Schacherns durch Handels- und Wechſel-Ausnahmegeſetze, durch Unterhaltung eines Heeres von Richtern und Exekutionsbeamten, durch Ausnahmerechte der Privatjudenbanken, Aktiengeſellſchaften, Handelsakademien ꝛc., die auf Koſten der übrigen, der redlichen Arbeit anhängenden Berufsſtände ſubventionirt werden. Hierdurch würde auch die verderbliche Zunahme der Großſtädte und die Abhängigkeit der Provinz von den Handelsmetropolen auf das richtige, ausgleichende Maß zum Wohle der Geſammtbevölkerung auch einſchließlich des platten Landes zurückgeführt.

Nur hierdurch wäre es möglich, endlich die Juden ſtaatlich zu ehrlichen Hantirungen zu zwingen. Wenn nach Jahrzehnten dann dieſe die moraliſche und phyſiſche Kraft gewinnen dürften, die ihnen ſchon Jahrtauſende anhaftenden, eben geſchilderten Fehler abzulegen und im „Sorgen, Denken und Arbeiten“ Theil an vaterländiſcher Kultur und Größe nehmen ſollten, dann, aber nur dann erſt, haben die Juden das Recht, die ihnen geſetzlich gewährte, aber niemals erworbene Gleichberechtigung unter uns zu genießen. —

Den legitimen Handel fördern, dagegen den Schacher und Wucher ausrotten, bedeutet den Einzug eines neuen Geiſtes in unſerm Vaterlande unterſtützen, nämlich den Geiſt der Solidarität und des Gemeinſinns verbreiten helfen. Dadurch aber nur allein können wir der Antinationaliſirung, der Vermauſchelung, der Armuth und Unmoralität, der Verrohung und Degeneration des Volkes entgegenarbeiten.

Hervorragend haben die Juden den Zwiſchen- und Kleinhandel in Händen; der große Welthandel, welcher umfaſſenden Blick, wiſſenſchaftliches Verſtändniß, Anſtrengung des Geiſtes zur Erkennung und Beurtheilung der Weltverhältniſſe erfordert, war nie ihre Sache. Der große Welthandel würde mit den kleinlichen Liſten, durch welche der Schacher ſeinen Profit ergattert, nicht weit kommen; er betreibt Alles im Großen. Zu großartigen, mit Fleiß durchdachten Handelsactionen iſt der Jude nicht befähigt. Wagt er dennoch derartiges, ſo kann man

im voraus der abgefeimtesten Betrügereien sicher sein, wie die Gründungen von Fabriken, Banken und Eisenbahnen zur Genüge beweisen.

Der „Frieden," unter dem sie zwischen der producirenden und consumirenden Bevölkerung leben wollen, und wonach sie bei jedem Angriff auf ihre heimlichen Praktiken rufen, ist nichts weiter als der Wunsch, die auf betrügliche und ähnliche Weise eingeheimsten Geldprofite in Sicherheit als weiteres Wucher- und Genußobjekt benutzen zu können, oder aber es international ausbeuten zu dürfen. Unter diesem human klingenden Friedensrufe lauert aber Tücke und Habsucht, Hochmuth und communales Eindrängen in die eigenen Selbstverwaltungs-Angelegenheiten der christlichen Bevölkerung, unmäßiger Eigendünkel, Ruhm- und Prahlsucht, Titel- und Ordenssehnsucht, Speculations- und Geldfälschungsmache, — neben dem beglückenden Judenschein, — gedruckt als opfer- und edelmüthig zu gelten, dabei im Stillen den mit dem Existenztode Ringenden noch fester die Cravatte um den Hals, Mitleid heuchelnd, legen zu können.

Unmöglich kann die Majorität der Bevölkerung, die durch den sittlichenden Einfluß der redlichen Arbeit erzogen, ihr Rechtsgefühl erhielt und stärkte, die von treuester Königs- und Vaterlandsliebe getrieben, mit ihrem Blute den Ruhm deutscher Nation und Größe erkämpfen half, im Frieden zuwarten, daß ihr die edelsten sittlichen Güter durch eine rapid wuchernde Giftpflanze zerstört werden, daß ihr mit Spott und Hohn gelohnt wird, wo sie Gastfreundschaft übte. — Unmöglich kann unsere treue Vaterlandsgemeinschaft dulden, daß ihr die Früchte ihres Schweißes durch eine freche Race geschmälert werden, der sie in Langmuth und Edelmuth christliche Toleranz entgegentrug und dafür, statt Dank „systematische Christenbegaunerung" erntete. — Unmöglich kann unser Volk die Ausbeutung durch das Schacher- und Zwischenhandelsvolk länger ertragen, ohne dagegen zu reagiren und offen zu erklären: daß nur ehrliche, mühevolle Arbeit unser Volk vom Untergange retten kann, daß aber auch diese allein zur Theilnahme an den „Nationalrechten" nur befähigt, und daß es Vertrauen hat zum Regiment des Königthums von Gottes Gnaden, daß es aber die Versklavung des Geldwucher- und Schacherthums von sich abschütteln will.

Unser so vielseitig darbendes und genügsames Volk muß sich mit sittlicher Entrüstung endlich aus seiner materiellen Vernichtung erheben und sein Hausrecht gegen ein Gastvolk gebrauchen, welches parasitenartig an seinem Leibe sich nährt, wächst und üppig gedeiht, schließlich aber mit seinem behäbig genährten Wanst unsern Volksleib bedrückt, und an-

maßend mit ſeinen verkrümmten Plattfüßen geſpreizt, knoblauchsdünſtend über uns ſitzen, und nicht nur unſere Geruchsorgane incommodiren will. —

Um ſoviel, als der Staat im Staate, das frevelnde Judenthum, wächſt und goldgedeiht, um ſoviel wird unſer Königthum in ſeiner hehren Macht geſchwächt, um ſoviel das Regal der Krone vermindert, aber auch um ſoviel Vaterlandsliebe treuer Söhne zu der Scholle, die ſie geboren, ernährt, erzogen, geht verloren! Um ſoviel weniger Scheu gegen Betrug und andere ſittliche Verbrechen wird im Volke gepflegt!

Wie ſchließlich der Stolz unſeres Volkes in Waffen, das uns den Milliardenſegen erwarb, gedemüthigt wurde durch den Gründerſchwindel, begonnen und hinter der Couliſſe gefördert durch „unſre Leute," — wie es noch mehr bedrückt wurde durch den ſichtlichen Beweis, daß nur der Schacher und Wucher die Fructificirung und geheime Geldfälſchung der Milliarden verſtand, wie es ohnmächtig den furchtbaren Betrugsſchwindel der Actiengründungen über ſich ergehen laſſen mußte, und — darbte, ſo werden ſolche, den Patrioten die Schamröthe in's Geſicht treibenden Verirrungen ſicherlich nicht dazu beitragen, die Familie, den Heerd, den Erziehungsboden unſeres Volkes zum Altar nationalen Größenbewußtſeins und zur Pflegſtätte des aufopfernden Patriotismus zu machen. Mit den Verluſten unſeres materiellen Vermögens an den Schacher- und Wuchergeiſt der Juden iſt auch ein großer Theil unſeres „ſittlichen Vermögens" im Volke verloren, erſtorben! —

Ein gewaltiger Theil der deutſchen Auswanderung und des Verluſtes vom Daheimbeſitz, iſt auf das Conto der Juden und ihrer Praktik zu ſetzen; denn die Geſchichte ihres Handels iſt kein Akt der Civiliſation, ſondern eine Geſchichte der Unterdrückung und Tyrannei. Man klage nicht die Genußſucht, Begehrlichkeit, Verzotung und Unverſchämtheit der niederen Volksklaſſen an, — denn von wem haben ſie dieſe Eigenſchaften angenommen? — — Wie der Herr, ſo auch der Knecht, und böſe Beiſpiele verderben gute — ja ſogar die beſten Sitten. Warum ſuchen bereits Hunderttauſende bei der Schnapsquelle Erquickung, Anreizung, Zeitvertreib, Tröſtung und Zuflucht? Warum geht die Moral, die Kindererziehung und das Familienleben ſo ſchnell unter? Warum endlich nehmen Frivolität, Gefühlloſigkeit, Unſittlichkeit, Verkommenheit und Verbrechen zu? —

Die unerſättliche Habgier der oben geſchilderten Race, die Apoſtel des organiſirten Diebſtahls mit Geſetzumgehung, haben unſere Werkſtätten zu Bleichſtätten von Stoffen und Menſchen, zu Abzehranſtalten gemacht, haben die theuerſte Kraft des Chriſtenvolkes ſchonungslos dem Mammons-

kalb geopfert. — Außerdem hat das Schachervolk noch zwei Götter, die Venus und den Bauch; — — — — über die wir aus Schamgefühl uns des Weiteren enthalten!

Die Börse, ihr Janustempel, steht fast immer offen und wird nur an jüdischen Feiertagen geschlossen, damit die Würgteufel der Nation zur ungeschwächten Fortsetzung ihres Mordhandwerks frischen Muth holen können.

Durchforschen wir aber auch noch die Geschichte der Volkskrankheiten, vom Aussatz bis zum Pellagra, vom englischen Schweiß bis zum Typhus, vom schwarzen Tod bis zur Cholera, vom Veitstanz, vom Flagellantenwahn bis zur modernen Gewinnjagd, überall finden wir als ursprüngliche Ursache die Erschacherung der Volksgüter durch eine privilegirte Minorität, als Hauptgrund das sociale Elend, als Consequenz der Verarmung verheerende Weltseuchen und sittliche Entartung.

Die Lockerung der Sitten mit vorhergehender Gleichgültigkeit gegen die Interessen der Mitmenschen, des Vaterlandes, sind das Symptom, daß unser Geschlecht nur noch einen Schritt von der Zerrüttung der Gesellschaft entfernt ist.

Je hochgestellter ein Volk ist, je mehr hat es die eheliche und geschlechtliche Reinheit bewahrt und gehütet. — Mit dem Zeitpunkte, daß statt mühevoller, redlicher Arbeit der Krämer- und Schachergeist sich Eingang und mächtigen Anhang verschaffte, war es um des Volkes Tugend und Tüchtigkeit geschehen. — Mit der Unsolidität der Ehe, der Familiengemeinschaft leidet die Commune, die Provinz, das Vaterland. — Als in Athen und Corinth die Handelsinteressen das öffentliche und private Leben occupirten, entstanden neben den Schädelstätten des Elends die Lasterschulen der Aphrodite; der Reiz der Hetären bezauberte die Männerwelt; die Prostitution, das Konkubinat, die Maitressenwirthschaft, die Schaustellungen der Nuditäten in Theater und Circus und noch Unaussprechlicheres kamen an die Tagesordnung. Ein paar Jahrhunderte später begann in Rom dasselbe Spiel und endete ebenso rasend: den Untergang des Staates und der Gesellschaft im Gefolge.

Bei uns werden sich die Geschicke noch viel rascher erfüllen, sobald keine Mittel gefunden werden, die verjudete Moral zu hemmen; denn unser Geschlecht ist so schnelllebig, wie die Mode. Außerdem aber sind unsere nördlichen Lebensbedingungen, unter denen unser Volk den Kampf ums Dasein kämpft, viel schwieriger als im Süden und vor zweitausend Jahren, zu den Zeiten des Perikles und Gracchus. — Sobald aber das Fundament des Staates, des Vaterlandes, die Familien-

bildung mehr und mehr durch physische und moralische Degeneration vermindert wird, sobald die Voraussetzungen im sittlichen und materiellen Volksvermögen schwinden, die zur Erhaltung und Pflege des nachlebenden Geschlechts unerläßlich sind, sobald die Kraft und das Mark im Volke durch den fortwährenden Begaunerungswucher, und in Folge dessen einer mangelhaften Ernährung verringert, die Denkfähigkeit und -Thätigkeit vermindert, dürfte es für die Staatenlenker die höchste Zeit sein, „Denker" zu werden, um das Volk von der schiefen Ebene, auf der es bereits angelangt ist, rückwärts zum Segen zu führen durch Beachtung unserer kulturhistorischen Skizze und Erkenntniß der Gegenwart und Geschichte!

Die Landwirthschaft und das Handwerk muß durch bessere Betreibungsgesetze gestärkt, dagegen das Wucher- und Krämervolk gedrückt werden durch ein Wucherverbot, das in der That sich bei Verlust des geliehenen Kapitals nebst landesüblichen festen Zinssatzes nicht mehr umgehen läßt, ohne die Verarmung des Wucheres nothwendig als Strafe im Gefolge zu haben.

Die Organisation staatlicher Kreditkassen muß für Besitz, Handwerk und Landwirthschaft mit dem Wucherverbot beginnen, nicht aber die große Juden-Privatbank, welche Millionen unter dem hochtrabenden, Vertrauen erweckenden Namen: „Deutsche Reichsbank," sich als von Reichsbehörden begründet, täuschend darstellt, das Privilegium besitzen, der Kapitalsdarleihung Würdige kreditlos dem Wucher in die Hände zu treiben, dagegen Unwürdige zur Auswucherung der redlichen Bevölkerung mit gewaltigen Darlehen zu unterstützen. Der Begriff der Verantwortlichkeit ist durch die allgemeine Verjudung unserer Gesellschaft leider verloren gegangen, aber — Gott sei gedankt, es ist doch noch ein großer Theil der Vaterlandsgesellschaft mit einem reichen, sittlichen Fonds ausgestattet, auch hat sich trotz des gequälten Volksbewußtseins ein Rechtsthum erhalten, welches zwar gleichgiltig oder resignirt Vieles über sich ergehen läßt, das aber durch keine Macht der Erde sich zwingen läßt, die Gleichberechtigung der Juden und Christen als volksrechtsthümlich anzuerkennen oder gar die Gleichberechtigung als Inbegriff der Sitte, Tugend und Vernunft begreiflich zu finden, nach einer der sittlichen Weltanschauung entlehnten Moral.

Wir schließen mit dem Ausspruch eines einfachen, biederen Mannes, der zum Kampfe gegen die Antisemitenliga von dem Anhängsel der Juden aufgefordert und um Geltendmachung seines Einflusses in seiner Commune nach dieser Richtung hin ersucht wurde. Derselbe lautet:

„Wollt ihr vor Diebsgeſindel, welches mir während meiner Ruhe das Buch aller Bücher ſtahl und den Nachbar anlog, chriſtlich zu denken, ihn dann bewucherte und das Geſtohlene verkaufte, und zur Unterſtützung der Lüge einen guten Vers aus dem Buche vorlas, Reſpekt oder gar Gleichberechtigung im Frieden mit Euch haben, ſo ſeid Ihr in meinen Augen Hehler und habt meine Achtung eingebüßt!

Ich fühle mich aber beleidigt und halte meine ganze Commune dadurch gekränkt, daß Ihr mir zumuthet: ich ſolle mit Dieben und Hehlern Gemeinſchaft halten oder meinen Einfluß vergeuden, indem ich ſtrenge Sitte und den Reſpekt vor der Unbeſcholtenheit beſchädigte durch Heucheleien, bei der doch jeder Unabhängige denkt: Nichtswürdiger Spitzbube!“

Das Innungswesen und die gewerbliche Arbeiterfrage, oder die neue privat- und wirthschaftsrechtliche Regelung des Gewerbebetriebes.

(Fortsetzung und Schluß.)

Sehen wir uns einmal die bestehenden Unterschiede bei der Arbeitsentschädigung der Beamten oder bei den unmittelbaren Arbeitsleistungen für den Staat nach dem neuesten Preußischen Staatshaushaltsetat näher an, so finden wir zunächst bei der Gerichtsverwaltung, daß der erste Landgerichts-Präsident in Berlin 10,500 M., die 90 Landgerichtspräsidenten der Provinz durchschnittlich 8700 M., die 177 Landgerichtsdirectoren durchschnittlich 5700 M. und die 3385 Land- und Amtsrichter durchschnittlich 4200 M. erhalten.

Vergleichen wir nun aber diese Entschädigungen der obersten und höchsten mit den Gehältern der untersten und niedrigsten Beamten oder Arbeiter bei den Gerichten, d. h. mit den Gehältern der 2033 Gerichtsdiener und Kastellane, welche in Berlin im Durchschnitt 1275 M., in der Provinz je 1000 M. beziehen, so ergiebt sich, daß der erste Landgerichts-Präsident in Berlin — ich gebe überall nur runde Ziffern an — nur 9 mal so viel als der geringste Diener und Arbeiter beim Gericht daselbst, die 90 Landgerichts-Präsidenten der Provinz nur beinahe 8 mal so viel, die Directoren nur beinahe 6 mal so viel und die Land- und Amtsrichter nur 4 mal so viel erhalten.

Greifen wir ferner noch die Unterschiede für die staatlichen Arbeitsleistungen bei der inneren Verwaltung heraus, so beziehen in Berlin: der Polizei-Präsident 15,000 M. und die 18 Abtheilungs-Dirigenten und Polizei-Räthe durchschnittlich 3600 M., wogegen die untersten Polizei-Beamten, die einfachen Schutzmänner, im Durchschnitt 1200 M. beziehen. Der Polizei-Präsident hat also hiernach nur 12 mal und die 18 Polizei-Räthe haben sogar nur 3 mal mehr Gehalt oder Arbeitslohn als die niedrigsten Arbeiter bei der Polizei, die 2919 einfachen Schutzmänner.

Vergleichen wir endlich in der Provinz noch die Gehälter der 487 Landräthe, welche ein Durchschnittsgehalt von 4200 M. beziehen,

mit den Gehältern ihrer niedrigsten Mitarbeiter, der 520 Kreis- und Amtsboten und Diener mit durchschnittlich 930 M., so bekommen hier also die über das ganze Land am zahlreichsten verbreiteten ersten Staatsbeamten nur 4 mal so viel als ihre geringsten Mitarbeiter und Diener, und man trifft im Allgemeinen das Richtige, wenn man behauptet, daß durchschnittlich im ganzen Staate der beste und höchste unmittelbare Arbeiter für denselben im Allgemeinen nur 5 mal so viel, als der niedrigste und schlechteste erhält.

Warum nun aber, fragen wir, soll und darf denn innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft die für diese geleistete Arbeit so unverhältnißmäßig unter den einzelnen Arbeitern, oder vielmehr, was noch schlimmer ist, sogar unter den einzelnen wirklichen Arbeitern und bloßen nichtarbeitenden Geldbummlern entschädigt werden? Warum kann und darf hier in einer Arbeitsgemeinschaft, im Widerspruche mit den thatsächlichen, natürlichen, physischen und geistigen Unterschieden der Menschen zu einander, eine so abweichende und grobe Verschiedenheit von den Entschädigungsnormen für die staatliche Arbeit bestehen? Warum kann und darf bei den Leistungen für den Staat der beste und höchste Arbeiter dem schlechtesten und niedrigsten gegenüber durchschnittlich nur 5 mal so viel beanspruchen, während bei den Leistungen innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft und für dieselbe der höchste und beste Arbeiter oft hundert mal mehr erhält, ja das moderne Geld- und Raubrittertum für seine Börsenbummelei ohne Arbeit oft das Tausendfache einstreicht?

Warum endlich, fragen wir, soll es für die Herstellung und Erhaltung der Verhältnißmäßigkeit des Arbeitslohnes und der Arbeitsentschädigung innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft keinen gerechten Maßstab und keine rechtlichen Schranken geben und hier die Willkür und Freibeuterei herrschen, und warum kann nicht auch für die Arbeit innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft der Absolutismus ebenfalls beseitigt und innerhalb derselben die Arbeitsgemeinschaft ebenfalls verfassungsmäßig, gleichwie beim Staatswesen, eingerichtet werden? Warum hat die bisherige herrschende bürgerliche Gesellschaftsklasse nur für die Arbeitsleistungen im Staate überall bestimmte Grenzen und Schranken auferlegt, dagegen für die Entschädigung der Arbeitsleistungen in der bürgerlichen Gesellschaft für sich selbst die „Freiheit", oder vielmehr die Willkür und Selbstsucht der Besitzes- und Kapitalherrschaft vorbehalten?

Ja, m. H., ich frage, warum soll es noch ferner geduldet sein, daß man sogar dem Kaiser und König seinen „Gehalt" festsetzt und für die

Entschädigungen aller seiner Mitarbeiter im Staatswesen sich die Zustimmung vorbehalten hat, während innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft die „Oberen Zehntausend" ihr und der Mehrzahl der übrigen Bürger „Gehalt" und Arbeitsentschädigung willkürlich und unumschränkt festsetzen?

Und, so frage ich weiter, müssen nicht die bestehenden Zustände innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft durchaus zersetzend und demoralisirend auch auf unsere gesammten Staatsbeamten und auf die gesammten Leistungen für den Staat einwirken?

Wenn es nach jahrelangen Geldopfern und persönlichen Anstrengungen, bei denen das eigene Vermögen und die körperliche Gesundheit oft preisgegeben werden müssen, den Arbeitern für den Staat erst kaum gelingt, sich eine bescheidene und sichere Lebensstellung zu erringen, die aber niemals dem Einkommen der Arbeiter oder vielmehr kapitalistischem Nicht-Arbeiter in der bürgerlichen Gesellschaft gleichkommt, wenn sie im gesellschaftlichen Verkehr dem bürgerlichen Kapitalherrenthum gegenüber als erbärmliche Wichte gelten und zu dem glänzenden Hausstande und den üppigen Festlichkeiten desselben wie Lumpen und Bettler emporblicken müssen, da ist es doch zweifellos, daß sie in ihrer Stellung sich gewissermaßen als Arbeiter niederen Ranges vorkommen werden, die die höchste äußere Belohnung für die persönliche Thätigkeit und Tüchtigkeit niemals erhalten können und die von dauerndem Unwillen und fortgesetzter Unzufriedenheit darüber erfüllt sein werden, daß oft Nichtsthun und bloßer Kapitalbesitz zu größerem Ansehen und Reichthum führen, als die mühevollste und aufopferndste persönliche Thätigkeit?

Haben wir es nicht auch oft und namentlich zur Gründerzeit erlebt, daß die höchsten Staatsbeamten ihr „lumpiges" Amt niederlegten, um in die besser besoldeten Dienste des modernen Geld- und Raubritterthums zu treten?

Und von welchen Gefühlen muß nun auch die große Masse der Handwerker und Arbeiter erfüllt sein, die trotz ununterbrochener, mühevoller Thätigkeit fortgesetzt mit des Lebens dringendster Nothdurft kämpft, unter der tollen und egoistischen Spekulation waghalsiger und leichtfertiger Unternehmer willenlos hin- und hergeschleudert wird und niemals zu einem sorglosen und friedlichen Genusse des alltäglichen Lebens, geschweige denn zu einer hoffnungsfreudigen und besseren Zukunft gelangen kann?!

Und den Ausdruck der sittlichen Empörung über solche unwürdigen, jedem Recht und jeder Sittlichkeit Hohn sprechenden Zustände gestattet man sich, in jeder Form und auch innerhalb des maßvollsten gesetzlichen

Widerſpruchs „Aufreizung und Aufwiegelung der Maſſen“ zu nennen,*) während doch gerade umgekehrt die von dem ökonomiſchen Liberalismus geſchaffenen Zuſtände eine ununterbrochene und unerhörte Aufſtachelung und Aufwiegelung der Maſſen ſind, die nothwendiger Weiſe, da man zur Aenderung und Beſſerung weder den guten Willen noch die Fähigkeit zeigte, die heutige Socialdemokratie heraufbeſchwören mußte.

Dieſe letztere alſo abſolut zu verdammen, haben wir nicht die geringſte Urſache, namentlich wenn ſie von ihrem Welt und Himmel ſtürmenden Treiben ſich abwendet, und ihre Hauptthätigkeit auf die Ermittelung und Begründung klarer, poſitiver und durchführbarer Social-Reformvorſchläge richtet.

Im Gegentheil, die Socialdemokraten werden uns im Allgemeinen willkommener als die ökonomiſchen Liberalen ſein, denn ſie tragen wenigſtens das lebhafte Gefühl**) der Empörung und Verwerflichkeit gegen die beſtehenden Zuſtände in ſich und haben dadurch den erſten Schritt zur Beſſerung gethan, während die ökonomiſchen Liberalen in Blindheit und Selbſtſucht vollſtändig befangen und gefangen erhalten ſind und durch ihre Verſtocktheit die ausſchreitendſten ſocialdemokratiſchen und nihiliſtiſchen Anſchauungen unaufhörlich hervorrufen, wie das geſammte Staats- und Geſellſchaftsleben unrettbar dem Verderben entgegenführen müſſen.

Mit vollkommenem Recht hat man geſagt, daß der ökonomiſche Liberalismus in der That und in Wirklichkeit der wahre Vater der Socialdemokratie iſt.

Werden nun aber auch unſerem Verlangen, daß die Arbeit in der bürgerlichen Geſellſchaft alſo durchaus nicht gleich, ſondern daß ſie nur verhältnißmäßig und nicht unverhältnißmäßiger entſchädigt werde, wie im Staatsweſen, wo durchſchnittlich der höchſte Arbeiter nur 5 mal ſo viel als der niedrigſte erhält und ſelbſt dem Kaiſer und König für ſeine Dienſtleiſtungen und für die Dienſtleiſtungen der übrigen Staatsbeamten die feſteſten Grenzen und bindendſten Schranken auferlegt ſind, nicht die denunciatoriſchen Schlagwörter entgegenſetzt werden können, daß wir den „Communismus“, oder die „gleiche Vertheilung des Arbeitsertrages“ trotz ungleicher Leiſtungen, wollten, ſo wird man doch wieder ausrufen: „Ja,

*) Geſchieht von Seiten der im jüdiſchen Solde ſtehenden „liberalen“ Preſſe, deren Urtheil und Geſchimpfe man wohl verachten kann. Die Redaction.

**) So lebhaft, daß die Führer der Partei die Pariſer „Commune“ vertheidigen und dieſelbe — wenn irgend möglich — bei uns, in „verbeſſerter“ Auflage durchführen möchten. Die Redaction.

wenn Ihr das auch nicht bei Eurer Regelung der bürgerlichen und gewerblichen Arbeit wollt, so wollt Ihr aber doch und müßt Ihr denn doch wollen: die „Staatsinduſtrie“, die „Nationalwerkſtätten“ oder ſonſtige phantaſtiſche und unausführbare, die perſönliche Freiheit und Selbſtbeſtimmung vernichtende Dinge!“

Indeß auch dies muß mit aller Entſchiedenheit beſtritten werden, abgeſehen davon, daß es doch wahrlich ein wahrer Hohn iſt, unter den heutigen wirthſchaftlichen Zuſtänden im Sinne der allergrößeſten Mehrheit der Bevölkerung überhaupt von perſönlicher Freiheit und freier Sebſtbeſtimmung zu reden.

Diejenige geſetzliche Regelung der gewerblichen Arbeits- und Entſchädigungs-Verhältniſſe, welche die ſocialkonſervative Partei nur vorſchlagen kann und vorſchlagen wird, ſoll den Staat durchaus nicht zum oberſten Handwerksmeiſter und Fabrikherrn machen, noch die ſtaatliche Verwaltung in die Wandelungen und Geſchicke des bürgerlichen Erwerbslebens fortgeſetzt und unmittelbar hineinziehen, ſie ſoll auch nicht den durch Geburt, Geſchicklichkeit, Talent und Vermögen zufällig Begünſtigten in der Ausübung und Geltendmachung ſeiner eigenen Thatkraft irgendwie unberechtigt beſchränken, ſondern nur dem bisher *einſeitig* in ſeiner Beſitzes- und Vermögensherrſchaft vom *Staate* Geſchützten und Bevorzugten bei der Benutzung und Ausnutzung der Hülfskräfte ſeiner Mitmenſchen angemeſſene, den natürlichen und rechtlichen Verhältniſſen der Menſchen zu einander entſprechende Schranken auferlegen und dadurch die möglichſte perſönliche und wirthſchaftliche *Gleichſtellung* und *Gleichberechtigung* innerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft begründen und ſicherſtellen.

Wie dies die frühere und alte Zunft bewerkſtelligte und dadurch den ſtädtiſchen Bürger- und Mittelſtand ſchuf, haben wir bereits dargelegt, und wir würden auch für die Gegenwart zur Sicherung der bürgerlichen und wirthſchaftlichen Gleichſtellung und Gleichberechtigung innerhalb des gewerblichen Betriebes im Allgemeinen nur daſſelbe verlangen, daß alſo jeder ſelbſtſtändige Gewerbtreibende, welcher ſich zu ſeinem Gewerbebetriebe fremder Hülfskräfte bedienen will, nicht mehr als 4 Geſellen und Lehrlinge halten darf, daß er zur Unterweiſung und Ausnutzung *Anderer* durch eine Prüfung ſeine eigene Befähigung hierfür nachweiſen muß und daß ſodann noch entſprechende beſondere Einrichtungen und Vorkehrungen zur Sicherſtellung der Rechte der in ſeinem patriarchaliſchen Dienſte ſtehenden unſelbſtſtändigen Lehrlinge und Geſellen zu treffen ſind.

Ganz anders ſtellt ſich das Verhältniß desjenigen ſelbſtſtändigen

Gewerbtreibenden oder gewerblichen Unternehmers jedoch, welcher gewerbliche Hülfskräfte nicht mehr in patriarchaliſcher Weiſe, nicht mehr im Umfange und nach dem Maßſtabe der Familie, oder nicht mehr im Weſentlichen um deshalb in ſeinem unmittelbaren Dienſte beſchäftigt, weil dieſelben der Regel nach entweder wegen mangelnder Reife des Alters noch nicht ſelbſtſtändig ſein können und deshalb im Dienſte des Meiſters gleichzeitig noch ihre Ausbildung und Erziehung erhalten, oder aber wegen mangelnder Körper- und Geiſteskräfte ſelbſtſtändig zu werden im Allgemeinen überhaupt nicht im Stande ſind und deshalb in der Familie und Arbeitsgemeinſchaft des Meiſters gleichzeitig eine patriarchaliſche Verſorgung und Unterkunft erhalten. Ein ſolcher Gewerbtreibender alſo, welcher über das Familien- und patriarchaliſche Verhältniß hinaus gewerbliche Hülfskräfte lediglich in ſeine unmittelbaren und botmäßigen Dienſte nimmt und dies allein auf Grund der Machtverhältniſſe zu thun im Stande iſt, welche ihm der Zufall größeren Vermögensbeſitzes oder größerer Geldherrſchaft verleiht, zerſtört offenbar dadurch, daß er die Mehrzahl ſeiner, an ſich ebenfalls zur wirthſchaftlichen Selbſtſtändigkeit berechtigten und befähigten Mitbürger trotzdem rechtlich und wirthſchaftlich gleichwie Kinder und Unmündige behandelt, außerdem aber auch den mit ihrer Arbeitsgemeinſchaft erzielten Ertrag lediglich willkürlich und nach dem patriarchaliſchen Dienſtverhältniß oder der unterſten Grenze der Lebensnothdurft beſtimmt, vollſtändig das natürliche und wirthſchaftliche Gleichgewicht der bürgerlichen Geſellſchaft, ſetzt an die Stelle des auf der Familiengemeinſchaft und gleichmäßiger wirthſchaftlicher und rechtlicher Lebensſtellung beruhenden Mittelſtandes das bedrückende und entwürdigende Herren- und Dienerthum,*) ja noch mehr, er erniedrigt und entwürdigt auch die Arbeit für den Staat und die Stellung des ſtaatlichen Beamtenthums, indem er nicht nur für ſeine Arbeit, ſondern ſogar für die Ausübung bloßer Geld- und Vermögensherrſchaft, innerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft ſich unverhältnißmäßige Vortheile und ungebührliche Rechte aneignet, die bei der Arbeits- und Herrſchaftsausübung im Staatsweſen niemals gewährt, ja ſogar als Willkür und Erpreſſung beſtraft werden würden.

Um daher Gleichmäßigkeit, Gleichberechtigung und Gerechtigkeit für die Arbeitsleiſtungen und Arbeitsleiſtenden ſowohl innerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft als auch des Staates allgemein herzuſtellen und aufrecht zu erhalten, außerdem auch die bürgerliche Arbeit überhaupt und

*) Verdient dieſe Bezeichnung durchaus nicht. Dieſes Verhältniß hat immer exiſtirt und wird immer exiſtiren, da es einfach nothwendig iſt.

Die Redaction.

allgemein der staatlichen Arbeit gemäß in Bezug auf Größe und Verhältnißmäßigkeit der Entschädigung zu regeln, ist es erforderlich, für den gewerblichen Großbetrieb eine Rechtsordnung zu schaffen, welche, ohne die freie Bewegung und persönliche Initiative des einzelnen gewerblichen Unternehmers ungebührlich zu beeinträchtigen, dennoch innerhalb der von ihm begründeten oder geleiteten Arbeitsgenossenschaft einem Jeden das Seine sowohl in Bezug auf äußere bürgerliche Stellung, als in Bezug auf Arbeitsentschädigung und Arbeitsgewinn zukommen läßt.

Wir wollen eine solche verfassungsmäßige Arbeitsgemeinschaft mit dem alten und bekannten deutschen Worte: „Gewerkschaft" bezeichnen, und es würde demnach Aufgabe des Staates sein, die Errichtung einer Gewerkschafts-Verfassung an sich sowohl, wie bestimmte allgemeine Vorschriften und Normen zu ihrer Durchführung, für jeden gewerblichen Großbetrieb, d. h. für jeden Gewerbebetrieb anzuordnen, der über das patriarchalische Betriebsverhältniß hinausgeht, oder zu dessen Ausübung ein gewerblicher Unternehmer mehr als 4 Hülfskräfte in seine bloße Dienstbarkeit nehmen will.

Die allgemeinen Vorschriften und Normen, welche von Staatswegen für die Begründung und Durchführung solcher verfassungsmäßiger Arbeitsgemeinschaften oder Gewerkschaften anzuordnen und sicher zu stellen wären, dürften aber im Wesentlichen folgende sein:

1) Jeder gewerbliche Großbetriebs-Unternehmer hat bei der neuen Errichtung oder bei der Fortführung eines bereits bestehenden Großbetriebes die Regeln festzustellen, unter welchen die Mitarbeiter und Mitgenossen an demselben angenommen oder entlassen werden sollen. Die Annahme sowohl, wie die Entlassung, darf nur aus Gründen erfolgen, welche lediglich im Interesse des gewerblichen Betriebes an sich liegen und ist hierbei jede persönliche Willkür ausgeschlossen.*)
2) Bei der neuen Errichtung oder Fortführung eines gewerblichen Großbetriebes sind ferner die Lohn- und Gehalts-Entschädigungen festzusetzen, welche, von dem untersten gewerblichen Mitgenossen an, bis einschließlich zu dem gewerblichen Unternehmer selbst, jedem thätigen Theilnehmer an der Arbeitsgemeinschaft zukommen sollen. Die Entschädigungen der untersten gewerblichen Mitgenossen sind in einem bestimmten wöchentlichen Mindest-Geldbetrage zu normiren, während die Entschädigungen der höheren Mitarbeiter und Beamten gleichfalls in bestimmten

*) Eine Forderung, der sich kein Arbeitgeber fügen kann und wird.
Die Redaction.

Mindeſt-Geldbeträgen, oder aber in mehr oder minder großen Verhältnißzahlen zu den Entſchädigungen der unterſten gewerblichen Mitgenoſſen feſtzuſetzen ſind. Dabei darf jedoch der Lohn- oder Gehalts-Satz der höheren Mitgenoſſen, einſchließlich des gewerblichen Unternehmers ſelbſt, der Regel nach nicht mehr als das Fünffache des Lohn- oder Gehalts-Satzes der niedrigſten Mitgenoſſen,*) oder nicht den Lohn- oder Gehalts-Satz des Bürgermeiſters der Stadt oder des erſten Beamten des ſtaatlichen Kreiſes oder Bezirkes (Landraths, Bezirks-Amtmanns, Bezirks-Hauptmanns) überſteigen, in welchem das Großbetriebs-Unternehmen belegen iſt.

3) Nach der Aufnahme von 6 Mitgenoſſen des Großbetriebs-Unternehmens, oder von 6 Gewerkſchaftern, iſt es der Gewerkſchaft auch geſtattet, in derſelben Weiſe und unter denſelben Dienſt- und Lohnverhältniſſen ſich unſelbſtſtändige gewerbliche Hülfskräfte (Geſellen, Lehrlinge, Lohnarbeiter) anzunehmen, unter welchen ſolche von den Kleinbetriebs-Unternehmern oder Handwerksmeiſtern ſtändig gehalten werden dürfen. Dieſe Hülfskräfte dürfen jedoch nur im Verhältniß von 4 : 1 angenommen werden, ſo daß alſo auf einen Gewerkſchafter niemals mehr als 4 botmäßige Hülfskräfte kommen dürfen, welche lediglich im Dienſtlohn der Gewerkſchaft ſtehen, ohne an den ſonſtigen verfaſſungsmäßigen Rechten und den beſonderen Vermögens-Vortheilen aus dem Ertrage der Gewerkſchaft Theil zu nehmen.

4) Durch Staatsgeſetz und Verordnung iſt vorzuſchreiben, daß alle Diejenigen, welche mit den Rechten der Gewerkſchafter an einer Gewerkſchaft Theil nehmen wollen, einſchließlich des gewerblichen Großbetriebs-Unternehmers ſelbſt, unbeſcholten ſein, ein gewiſſes Alter beſitzen, ſich einer beſtimmten Prüfung unterwerfen oder einen gewiſſen Befähigungs- und Ausbildungs-Nachweis führen müſſen. Dieſer Nachweis ſoll der Regel nach ſchon dadurch geführt ſein, daß ein Gewerkſchafter ſeine erfolgte Prüfung als Handwerksmeiſter und Leiter eines gewerblichen Kleinbetriebes zu bekunden vermag.

5) Jeder gewerbliche Großbetrieb erhält, nach erfolgtem Abſchluß der bezüglichen Arbeitsverträge Seitens des Leiters deſſelben

*) Ein Fabrikbeſitzer ſoll nicht mehr als das Fünffache vom Verdienſte des niederſten Arbeiters, ein Gutsbeſitzer nicht mehr als das Fünffache vom Verdienſte eines Stalljungen ꝛc. gewinnen! — — Die Redaction.

mit wenigſtens 6 Genoſſen, die Rechte einer Korporation, ſobald deſſen Eintragung im Gewerbe-Regiſter erfolgt iſt. Die bezüglichen korporativen Rechte beziehen ſich jedoch nur auf die engeren und beſonderen Verhältniſſe der Gewerkſchafter unter ſich, während die Mitglieder im Uebrigen dem Geſammt-Innungsverbande angehören, welcher ſonſt etwa noch innerhalb eines beſtimmten ſtaatlichen Bezirks unter den Klein- und Großbetriebs-Genoſſen deſſelben Gewerbebetriebes oder mit verwandten Gewerben beſteht.

6) Behufs Aufbringung der Geldmittel für ein gewerbliches Großbetriebs-Unternehmen iſt der Gewerkſchaftsleiter, unter entſprechender Zuziehung der Mitgewerkſchafter, Antheilsſcheine auszugeben berechtigt, welche auf einen Nominal-Betrag von mindeſtens 20 Mark oder ein Vielfaches von 20 Mark zu lauten haben, mit einem feſten Zinsfuß von höchſtens 5 % zu verzinſen, wie mit mindeſtens $^1/_2$ % jährlich zu tilgen ſind. Zinſen und Tilgungsbetrag ſind an die Gemeindekaſſe oder eine betreffende Staatskaſſe desjenigen örtlichen Bezirks pünktlich zu entrichten, in welchem die Gewerkſchaft ſich befindet, welche Kaſſe ebenſo die Zinserſtattung und pünktliche Tilgung der Gewerkſchaftsſchulden zu vermitteln und zu controliren hat. Stellt die Gewerkſchaft der betreffenden Kaſſe nicht pünktlich die hierzu erforderlichen Mittel zur Verfügung, ſo iſt auf deren Antrag die ſofortige Auflöſung der Gewerkſchaft zu verfügen, falls die Gläubiger der letzteren nicht eine Stundung bewilligen. Im Uebrigen iſt jedem Gläubiger einer Gewerkſchaft, der ſeinen Antheil-Schein bei der bezüglichen gemeindlichen oder ſtaatlichen Schuldregelungs-Kaſſe anmeldet, jährlich ein ſchriftlicher oder gedruckter Rechenſchafts-Bericht über die finanzielle Geſchäftslage der Gewerkſchaft zuzuſtellen.

7) Der nach Verzinſung und Tilgung der etwaigen Schulden der Gewerkſchaft, wie nach Deckung der Löhne und Gehälter und der ſonſtigen Geſchäfts- und Betriebskoſten jeder Art noch verbleibende Reinertrag, wird zunächſt zur Begründung eines geſchäftlichen Reſerve- und Nothſtands-Kapitalſtocks, ſodann in einem beſtimmten Prozentſatze für Krankheitsfälle und Altersverſorgung der Gewerkſchafter, wie der Hülfskräfte der Gewerkſchaft und ihrer Angehörigen, und endlich der alsdann noch verbleibende Reingewinn nach Verhältniß der verſchiedenen

Löhne oder Gehälter der Gewerkſchafter, einſchließlich der Bezüge des Gewerkſchaftsleiters ſelbſt, zur freien Verfügung vertheilt.

8) Das Gewerkſchafts-Unternehmen bleibt nach dem etwaigen Ausſcheiden des erſten Begründers deſſelben Eigenthum der geſammten jeweiligen Gewerkſchafts-Genoſſen; indeß haben und behalten dieſelben nur das gewerbebetriebliche Nutzungsrecht an demſelben. Können ſie keinen Gebrauch von dieſem Nutzungsrechte machen, ſo geht dies letztere auf die Genoſſen der bezüglichen Innung und beziehsw. des bezüglichen Innungs-Verbandes über, zu welchem die Gewerkſchaft gehörte. Falls jedoch auch hier ein gewerbebetriebliches Nutzungsrecht nicht geltend gemacht wird und ausgeübt werden kann, geht das Gewerkſchafts-Vermögen in das volle Eigenthum der Gemeinde desjenigen politiſchen Bezirks über, in welchem daſſelbe belegen iſt.

9) Eine beſondere Gewerkſchafts-Ordnung beſtimmt nach Maßgabe der desfallſigen allgemeinen geſetzlichen Vorſchriften, welche geſchäftlichen und Betriebs-Verhältniſſe, oder welche ſonſtigen Maßnahmen des Gewerkſchafts-Leiters und einzuſetzenden Gewerkſchafts-Ausſchuſſes, der Zuſtimmung des letzteren oder der Generalverſammlung der Gewerkſchafter bedürfen, und ſetzt feſt, wie die pünktliche Durchführung aller für die Gewerkſchaft beſtehenden geſetzlichen und ſelbſt gegebenen Vorſchriften zu überwachen iſt.

10) Streitigkeiten der Gewerkſchafter unter einander und mit dem Gewerkſchaftsvorſtande werden zunächſt durch das für die Gewerkſchaft ſelbſt oder in Gemeinſchaft mit der Innung, welcher ſie etwa angehört, beſtehende Schiedsgericht, ſodann aber durch das Gewerbegericht entſchieden.

11) Jedes Großbetriebsunternehmen oder alle Mitgenoſſen einer Gewerkſchaft ſtehen mit den Kleinbetriebsmeiſtern ihres oder eines verwandten Gewerbes für alle allgemeinen und gemeinſamen Angelegenheiten in einem Innungsverbande.

Gelangen nun die vorangeführten, nur in allgemeinen Umriſſen angegebenen rechtlichen Vorſchriften und Normen für den gewerblichen Großbetrieb zur geſetzlichen Anerkennung und Durchführung,*) ſo iſt

*) Auf unſerem Planeten einfach unmöglich. Wird ſich ein fähiger, gebildeter Mann unter ſolchen Bedingungen an die Spitze eines Unternehmens ſtellen? Oder will man etwa die heutigen Grund- und Fabrikbeſitzer zwingen, ihr Eigenthum in Genoſſenſchafts-Eigenthum zu modificiren? Die Redaction.

zunächst außer Frage, daß Kleinbetrieb und Großbetrieb, daß Handwerk und Fabrik, je nach den gegebenen Persönlichkeiten und Verhältnissen, entstehen und bestehen, friedlos und neidlos neben einander gehen und wechselseitig in einander greifen werden, ohne daß der Handwerksmeister oder die Mitglieder der Gewerkschaft bürgerlich und wirthschaftlich sich einander zu beeinträchtigen und zu gefährden drohen.

Während gegenwärtig der Handwerksmeister bei der Errichtung eines Großbetriebes stets seine und seiner Berufsgenossen wirthschaftliche Existenz und gesellschaftliche Stellung bedroht sieht, von seiner Selbstständigkeit zu einem Herrendiener erniedrigt und von seiner besseren wirthschaftlichen Lage zu einem bloßen Nothdurftslohne herabgedrückt zu werden droht, während andererseits der zur Selbstständigkeit zwar befähigte, aber wegen unzulänglichen Vermögens und unter dem Drucke der Machtstellung des Großkapitals niemals zu irgend einer Selbstständigkeit und einer höheren wirthschaftlichen Vermögens- und Gesellschafts-Stellung gelangende Geselle oder Fabrikarbeiter gleichfalls in der Fabrik nur eine entehrende und erpressende Zwangsburg erblickt, und sowohl gegen das bisherige Handwerksmeisterthum, als auch gegen das bestehende Fabrikantenthum mit gleicher Verbitterung und Gehässigkeit erfüllt ist, werden nunmehr die Handwerksmeister, wie alle zur Selbstständigkeit befähigten Gesellen und Gehülfen, der Gestaltung der Dinge mit Ruhe und Zufriedenheit gegenüberstehen können.

Bleibt der bisherige Handwerksmeister nicht in seiner Kleinbetriebs-Stellung, kann er dieselbe aus Ermangelung der immer höher gestellten Ansprüche, oder aus Mangel an ausreichendem Vermögen, oder aber in Folge der Vervollkommnung und Veränderung seines gewerblichen Betriebes überhaupt, ferner nicht mehr behaupten, und tritt er deshalb freiwillig oder in Folge unabwendbarer Nöthigung äußerer Verhältnisse in die Gewerkschaft ein, deren mittelbarer Genosse er schon durch den allgemeinen Innungsverband mit derselben ist, so wird er nunmehr, und mit ihm ebenso der niemals im selbstständigen Handwerksbetriebe gestandene, indeß trotzdem gleichfalls zur Selbstständigkeit befähigte und berechtigte Geselle und Fabrikarbeiter, bei seinem Eintritte in die Gewerkschaft nicht unter ein bloßes gesellschaftliches und wirthschaftliches Herrenthum gestellt, sondern innerhalb derselben ein voll- und gleichberechtigter, nach Maßgabe seiner persönlichen Arbeits- und Leistungsfähigkeit gestellter und entschädigter Genosse werden, der über die Großartigkeit der Entwickelung und Gestaltung seines gewerblichen Betriebes nicht schmerz-

lich ſich zu beklagen hat, ſondern dieſelbe vielmehr freudvoll bewundern muß.

In dem Rahmen der verfaſſungsmäßigen Gewerkſchaft werden jedem Gewerkſchafter von dem niedrigſten bis zum höchſt Bedienſteten rechtlich, wirthſchaftlich und geſellſchaftlich diejenigen Stellungen und diejenigen Vortheile zu Theil werden, die er vernünftiger und billiger Weiſe nach der Natur der Dinge und dem natürlichen menſchlichen Rechte beanſpruchen kann und beanſpruchen darf, und alle Klagen über ungerechte geſellſchaftliche oder wirthſchaftliche Zurückſetzung und Ausnutzung, oder über den Untergang des Handwerker- und Mittelſtandes, werden damit verſtummen.

Freilich wird man den Handwerker- und Mittelſtand nicht lediglich in dem Gewande des bisherigen Kleinmeiſterthums ſuchen und finden können, denn die neue Zeit hat mit der Neuheit und Veränderung des gewerblichen Betriebes auch neue und veränderte Lebensſtellungen und Geſellſchaftsformen in dieſem neuen und veränderten gewerblichen Betriebe geſchaffen. Trotzdem iſt es aber Thatſache, daß, was die wirthſchaftliche Lage der zeitigen Kleinbetriebsmeiſter betrifft, ſie im Großen und Ganzen ſchon jetzt nicht beſſer, ja im Durchſchnitt meiſt ſchlechter als die gegenwärtigen gutſituirten und nur im Lohndienſte befindlichen Fabrikarbeiter geſtellt ſind, und daß ſie daher, wenn ihr Eintritt in den Großbetrieb geſellſchaftlich und bürgerlich nichts Herabdrückendes und Entwürdigendes für ſie hat, in jedem Falle ihre überdies oft nur ſcheinbare Selbſtſtändigkeit gegen eine weniger verantwortliche, geſichertere und vortheilhaftere Gewerkſchaftsgenoſſenſchaftſtellung gern aufgeben würden.

Die wohlthätigen Folgen der neuen verfaſſungsmäßigen Gewerkſchaften würden aber ferner ſein, daß ſie innerhalb des gewerblichen Betriebes meiſt auch die ſchmutzige und wechſelſeitig vernichtende Konkurrenz beſeitigten, indem der alle ſelbſtſtändigen Gewerbtreibenden und Gewerkſchafter umſchließende Innungsverband ein gemeinſames Standesbewußtſein und die Aufrechterhaltung einer gemeinſamen bürgerlichen Geſellſchaftsſtellung und Standesehre herbeiführen würde, welche nicht zu untergraben und zu vernichten der gute Anſtand und die hergebrachte Sitte allein ſchon bedacht ſein werden. Auch die vernichtende Konkurrenz neu entſtehender gewerblicher Großbetriebe unter ſich würde aufhören, da mit jedem Vorwärtsſchreiten eines gewerblichen Großbetriebes, insbeſondere auch mit der fortſchreitenden Tilgung des gewerkſchaftlichen Schuld- und Betriebs-Kapitals, jeder Gewerkſchafter größere Vortheile in ſeiner Gewerk-

ſchaft erzielen, und beim Eintritt in eine neue und andere Gewerkſchaft niemals weſentlich andere, ſicherere und beſſere Bedingungen ſeiner Exiſtenz ſofort erlangen würde.

Endlich würde nicht nur eine gleichmäßigere und verhältnißmäßigere Entſchädigung, wie eine gleichmäßigere und ebenmäßigere äußere Lebensſtellung für alle Gewerbtreibenden unter ſich entſtehen und der zufällige und größere Kapitalbeſitz des Einzelnen hierfür völlig bedeutungslos und gleichgültig ſein, ſondern auch die Arbeitsleiſtung innerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft mit den Arbeitsleiſtungen der Beamten für den Staat in ein angemeſſenes, gleichmäßiges und gerechtes Verhältniß geſetzt werden.

Jegliches kapitaliſtiſche Herrenthum und jeglicher gewerbliche Gründungsſchwindel würde damit von vornherein unmöglich gemacht, und damit ſelbſtverſtändlich auch der „Giftbaum" unſerer heutigen Aktiengeſellſchaften bis an die Wurzel ausgerottet werden.

Der ſociale Friede innerhalb des gewerblichen Betriebes wäre hergeſtellt und der erbitterte Kampf zwiſchen Kapital und Arbeit darin beſeitigt, ſoweit ſich dies nach menſchlichen Kräften und unter Anknüpfung an die beſtehenden Verhältniſſe mit den Mitteln des formellen Rechts und der politiſchen Geſetzgebung zunächſt überhaupt ermöglichen läßt. Ebenſo würde dadurch auf einem wichtigen Gebiete des geſellſchaftlichen und wirthſchaftlichen Lebens die „ſociale Frage" gelöſt ſein, ſoweit ſie rechtlich und geſetzlich ſich zur Zeit löſen läßt.

Daß ſie durch die hier nur für den Gewerbebetrieb oder die „Löſung der Handwerker- und gewerblichen Arbeiterfrage" vorgeſchlagenen obligatoriſchen Innungen und obligatoriſchen Gewerkſchaften noch nicht für alle privat- und wirthſchaftsrechtlichen Verhältniſſe der Staatsgenoſſen zu einander gelöſt iſt und gelöſt werden kann, iſt ſelbſtverſtändlich; allein die in dem einen Falle vorgeſchlagene Löſung wird auch für alle übrigen Fälle bahnbrechend und maßgebend ſein, wie die Herſtellung des ſocialen Friedens nach allen Richtungen hin in Angriff nehmen und ermöglichen laſſen.

Faſſe ich ſchließlich aber noch die von mir vorgeſchlagene „Löſung der Handwerker- und gewerblichen Arbeiterfrage" in eine kurze Formel zuſammen, ſo würde dieſe lauten:

> Wir verlangen obligatoriſche Innungen für den geſammten mit Hülfskräften arbeitenden Gewerbebetrieb und innerhalb der Innungen für den Großbetrieb obligatoriſche Gewerkſchaften auf genoſſenſchaftlicher Grundlage.

Die allgemeinen Forderungen für diese Innungen und beziehw. Gewerkschaften habe ich Ihnen in großen Umrissen dargelegt; ihre Darlegung und Klarlegung in allen Einzelheiten ist zunächst größtentheils nebensächlicher Art, da es sich hier vor allen Dingen um die Anerkennung und Geltendmachung der wichtigsten Principienfragen handelt, und erst bei der praktischen Durchführung die passendste Veranlassung und Gelegenheit zur Erörterung aller Einzelheiten sich bieten und gegeben sein wird.

Von besonderem Werthe erschien es mir jedenfalls, gerade die Frage der neuen rechtlichen Regelung des Gewerbebetriebes oder die „Lösung der Handwerker- und gewerblichen Arbeiterfrage" von Neuem einer eingehenden Prüfung und sorgfältigen Erörterung zu unterziehen, weil dieselbe in ganz vorzüglichem Grade die öffentliche Meinung beschäftigt und in Aufregung erhält, wie namentlich die städtische Bevölkerung interessirt, welche zunächst für sich und unter sich die eigenen dringendsten socialen Reformfragen zum Austrag und zur Lösung zu bringen haben wird und auch die größere Intelligenz und Thatkraft dazu besitzt.

Ist aber auf einem wichtigen Gebiete erst die Bahn gebrochen, so wird und kann auf anderen Gebieten sicherlich die Nachfolge nicht ausbleiben, ja von der „Lösung" der gewerblichen Betriebsfrage ist meines Erachtens schon die „Lösung der Wohnungs- und Wohnhausbesitzfrage" untrennbar, denn so lange noch jeder Staatsbürger und jedes gewerbliche Unternehmen sich nicht eine feste und gesicherte Heimstätte zu verschaffen vermögen, und durch Veräußerung, Verschuldung und Preissteigerung eines Besitzesherrn jeder Heimstätteninhaber wider Wissen und Wollen aus seiner Behausung entfernt und für deren Benutzung willkürlich gesteigert werden kann, sind für Niemand und für kein wirthschaftliches Verhältniß wahrhaft feste und gesicherte Zustände herzustellen.

Die Wohnungsfrage*) soll mich daher ein ander Mal beschäftigen, wenn und sobald sich für die vorgeschlagene Lösung der gewerblichen Betriebs- oder der Handwerker- und gewerblichen Arbeiterfrage diejenige Theilnahme bekundet haben wird, die ein agitatorisches Ein-

*) Man vergleiche die bereits mehrfach vorliegenden Erörterungen und positiven Vorschläge des Dr. Stolp über deren Lösung in den Nrn. 49 und 50 der „Deutschen Gemeinde-Zeitung" von 1870, in dem Berliner „Städtischen Jahrbuch für Volkswirthschaft und Statistik", Jahrgang 1870, S. 77 ff., im „Staats-Socialist" von 1878, S. 220, 255 und 291 und namentlich in der Nr. 10 der „Deutschen Gemeinde-Zeitung" von 1879.

treten für die vorgeschlagene Lösung zunächst dieser Frage in weiteren Kreisen erkennen läßt.

Offenbar werden und müssen aber alle Staatsbeamten gewissermaßen die natürlichen und geborenen Mitkämpfer für die von mir in Vorschlag gebrachte Lösung der Handwerker- und gewerblichen Arbeiterfrage werden. Denn diese Lösung bezweckt im Wesentlichen nur eine Gleichstellung der bürgerlichen mit der staatlichen Arbeit und schließt den bestehenden Verhältnissen gegenüber nur die Forderung in sich, daß die gegenwärtige herrschende und besitzende Gesellschaftsklasse die besitzlose Klasse und sich selbst nur mit demselben und dem gleichen Maße messe, mit dem von ihr die staatliche Beamtenklasse bis zum Kaiser und König hinauf gemessen wird, wie daß sie sowohl der eigenen ungerechten Bevorzugung, als auch ihrer Bevorzugung vor dem staatlichen Beamtenthum, im Interesse einer höheren und besseren, im Interesse einer gerechten und christlichen Rechtsordnung entsage.

Aber nicht nur alle Staatsbeamten werden und müssen die natürlichen und geborenen Mitkämpfer für die in Vorschlag gebrachte „Lösung" der Handwerker- und gewerblichen Arbeiterfrage sein; es werden und müssen dies auch der größere Theil der besitzenden und namentlich minder- und immobiliar-besitzenden Klassen werden, welche ihren Besitz nur um der eigenen darin und daran zu sichernden und zu schützenden Arbeit haben und nutzen können.

Wie die Dinge gegenwärtig liegen, wo durch das römisch-rechtliche Speculations- und Ausgaunerungs-, Veräußerungs- und Verschuldungswesen, sowie durch die in Folge des wirthschaftlichen und rechtlichen Machteinflusses der herrschenden „Macher" auf die Gesetzgebung neuerdings errichteten und privilegirten Darlehnsbanken und Wuchergesellschaften der verschiedensten Art, das Geldvermögen oder Kapital sich überall, und zwar sowohl der besitzlosen als der kleinbesitzenden und fast gesammten immobiliarbesitzenden Klasse gegenüber, als das allein bestimmende und maßgebendste Werkzeug des Herrenthums, der Auspressung und des modernen Raubritterwesens herausgestellt hat, ist die sociale Frage nicht mehr blos ein Kampf der besitzlosen Klasse gegen die besitzende, sondern ein Kampf der besitzlosen, der minderbesitzenden und fast der gesammten immobiliarbesitzenden Klassen gegen die großkapitalistische und in Wirklichkeit alleinige gegenwärtige Herrschaftsklasse. Und wenn die Mehrzahl der minder- und immobiliarbesitzenden Klassen erst zur wahren Erkenntniß der Sachlage gekommen, von ihren philisterhaften Anschauungen und Vorurtheilen nicht mehr gefangen gehalten

und die thörichte Angſt vor dem lauten Wellenſchlage der ſocialen Bewegung überwunden haben wird, dann wird ſie alsbald einſehen, daß ihre Intereſſen mit denen der beſonnenen und wohldenkenden Vertreter der beſitzloſen Klaſſen und „Arbeiter" vollſtändig identiſch ſind, und daß ſie ebenfalls bei der Erſtrebung und Durchführung einer Rechtsordnung oder eines Eigenthumsrechts auf Grundlage der Arbeit und nicht faſt allein der Beſitzesherrſchaft, daß ſie bei dieſem wahren und vollen „Kulturkampfe," nicht nur nichts zu verlieren hat, ſondern nur gewinnen kann.

Endlich will ich als mächtige Mithelfer für eine grundſätzlich veränderte Rechtsordnung und durchgreifende ſociale Reform in dem von mir angedeuteten Sinne auch noch das „ſociale Königthum" und die chriſtliche Religion anführen, denn unſer Kampf und Sieg iſt auch der ihre.

Das Königthum muß dadurch zu neuem und höherem Anſehen emporſteigen, wenn es durch das moderne Mammonsherrenthum nicht mehr in ſeinem äußeren Glanze verdunkelt wird, und wenn auch ſein conſtitutionelles Regiment gegenüber der abſoluten Herrſchaft dieſes Herrenthums nicht mehr als eine Herabdrückung und Herabminderung ſeiner ſtaatlichen Stellung betrachtet werden kann.

Die chriſtliche Religion aber wird dadurch erſt zu einer Wahrheit werden und ihre Miſſion erſt vollſtändig erfüllen, wenn ſie nicht blos die Geiſter der Menſchen zu befreien, ſondern auch „die Welt zu erlöſen", das heißt, für ſie eine andere und beſſere Rechtsordnung zu ſchaffen beſtrebt iſt, als es die bei ihrer Begründung beſtandene und leider „wie eine ewige Krankheit" bis heut „fortgeerbte" römiſche Rechtsordnung iſt.

Meines Erachtens kann kein Zweifel darüber obwalten: das Königthum und die chriſtliche „Kirche" werden mit der „Löſung" der einmal in's Rollen gekommenen und durch keine Macht der Erde, viel weniger aber durch irgend welche gewaltthätigen Mittel, in Stillſtand zu bringenden „ſocialen Frage" ſtehen oder fallen.

Wäre dies richtig und weiſe erkannt, dann würden wir, meine Herren, ſchon jetzt die erſten Diener des Thrones und Staates, wie die erſten Diener der Kirche zahlreich an unſerer Seite zu ſtehen haben.

Indeß, ſo mächtig auch unſere Bundesgenoſſenſchaft ſein ſollte und werden kann, die beſten und zuverläſſigſten Freunde unſerer Sache ſind jedenfalls zunächſt wir ſelbſt, und wir werden ſicherlich ſiegreich mit derſelben durchdringen, wenn es uns niemals an Glaubensmuth, nie-

mals an Ueberzeugungstreue, niemals an Eifer, niemals an Beſonnenheit und niemals an Ausdauer ermangelt, und wenn wir allen Zweiflern und Widerſachern gegenüber nur ſtets die eine Antwort haben:

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollte uns verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr
Es muß uns doch gelingen.

Der Panama-Canal.

Wüßte man nicht, daß die Geſchichte der Entdeckung und Eroberung Amerika's durch die Spanier eine Thatſache ſei, man würde oft die Erzählungen der alten Conquiſtadoren für Märchen aus „Tauſend und eine Nacht" halten! Man leſe nur z. B. die Geſchichte der Eroberung Mexiko's von B. Diaz del Caſtillo, Capitän der Truppen des Cortez, vom Jahre 1632. Märchenhafte Strapazen, märchenhafte Thaten, märchenhafte Erfolge — ertrugen, vollbrachten und erzielten Cortez und ſeine Begleiter. Aber die Tapferkeit der Spanier und die durch dieſelbe erzielten Erfolge werden verdunkelt durch die gemeine Geldgier der Soldaten und ihrer Führer und durch den Fanatismus der Mehrzahl ihrer Prieſter. Geldgier entvölkerte die Länder Süd- und Mittel-Amerika's und ſtürzte die hochciviliſirten Länder Mexiko und Peru in die Nacht der Barbarei zurück, aus der ſie ſich noch jetzt nicht ganz herausgearbeitet haben. Das ſcheußliche Ganze der Handlungsweiſe der Conquiſtadoren hat — wie Joh. Scherr ſehr richtig ſagt — den Namen „Spanier" zur Verwünſchung Amerika's gemacht. Noch heut iſt an der ganzen Weſtküſte Amerika's, beſonders in Peru, das Wort „castellano" (Spanier) das ſchlimmſte Schimpfwort, die größte Beleidigung, ſelbſt verächtlicher als „judio" (Jude).

Das Feſtland von Amerika wurde ſchon ca. 500 Jahre vor Colon durch Europäer entdeckt und zwar durch ſkandinaviſche Germanen (Nordmänner), die Island und Grönland von Norwegen aus beſiedelt hatten. Björn, des Herjulf Sohn, ſah das Feſtland zuerſt (im Jahre 1000) und Leif, Eriks des Rothen Sohn, betrat das Feſtland mit einigen dreißig Gefährten im Jahre 1001 zuerſt bei der Montaup-Bucht, wo ſie in die Mündung des Taunton-Fluſſes einfuhren. Ein „Südmann" (Deutſcher) befand ſich unter den „Nordmännern", ſein Name war — Tyrker. Der Landſtrich erhielt den Namen „das gute Weinland", es wurden kleine Colonien angelegt, von welchen wir Nachrichten bis zum 13. Jahrhundert beſitzen. — Dann verſchwand Amerika und bald auch Grönland aus der Geſchichte, bis ein italieniſcher Seefahrer, Chriſtobal Colon (Columbus genannt), uns die neue Welt auf's Neue ſchenkte.

Colon ſuchte bekanntlich einen direkten Seeweg nach China und Japan, hatte von der Exiſtenz Amerika's höchſt wahrſcheinlich keine

Ahnung, betrachtete dieſes Land ſpäter nur als ein Hemmniß zur Erreichung ſeines Zieles und ſtarb, ohne den Werth und die Bedeutung ſeiner Entdeckung richtig erkannt zu haben. Er ſuchte auf ſeiner dritten Reiſe (1502—1504) eine Durchfahrt nach Weſten, fand dieſelbe aber nicht. Er erkannte und erfuhr auch die geringe Breite des Continents auf dem Iſthmus von Panama nicht.

Vaſco Nunez de Balboa überſchritt zuerſt mit einer kleinen Schaar von Spaniern den Iſthmus in der Nähe von Panama. Die Indianer hatten ihm von der Exiſtenz eines großen Meeres im Süden erzählt, und als er von dem Höhenzuge in der Nähe der pacifiſchen Küſte den Spiegel des großen neuen Oceans erblickte, rief er ſeinen Begleitern zu: mired el mar del Sur, ſeht das Meer des Südens! (Am 29. September 1513.) Dieſer Ausruf der Freude von den Lippen des tapferen ſpaniſchen Führers, welcher den Muth ſeiner durch die furchtbaren Strapazen, durch Kämpfe mit den Eingeborenen, durch Hunger, Durſt und Hitze verzweifelten Begleiter neu belebte, dieſer Ruf hat dem Meere ſeinen Namen gegeben. Die „Süd-See" iſt eine für den großen Ocean ebenſo gebräuchliche Bezeichnung, als ſtiller oder pacifiſcher Ocean! — Balboa nahm von dem Meere Beſitz für die ſpaniſche Krone und ſein erſter Gedanke war: mit Hülfe der paſſirten Flüſſe hier eine Verbindung der beiden Oceane herzuſtellen. Mehr als drei und ein halbes Jahrhundert ſind vergangen, die Frage nach dem interoceaniſchen Canale hat viele Fürſten und Gelehrte beſchäftigt, man hat die verſchiedenſten Punkte für die Erbauung dieſes Canals in Vorſchlag gebracht, jeder Ingenieur, jeder Reiſende, jeder Staatsmann, der ſich mit der Canalfrage beſchäftigt hat, hat ſein Project als das unbedingt Beſte angeprieſen, und heute iſt man nach genaueſter Prüfung zu der Stelle zurückgekehrt, wo Balboa zuerſt den Continent überſchritt!

Balboa wurde 1517 durch den auf ihn eiferſüchtigen Pedrarias enthauptet. Angel Saavedra, ein Freund Balboa's, vertrat 1520 das Canalproject des Balboa vor Kaiſer Carl V. Aber Kaiſer Carl ging auf nähere Prüfung nicht ein. Man verlangte Gold und wieder und immer wieder Gold von den neu entdeckten Ländern, wollte aber nicht große Summen für dieſelben ausgeben. — Die Geſchichte der vom Beginne des ſechszehnten Jahrhunderts durch Balboa und Cortez bis zum heutigen Tage durch die Nordamerikaner und durch Wyſe, Reclus und v. Leſſeps gemachten Verſuche zur Erbauung des interoceaniſchen Canals iſt eines der intereſſanteſten Capitel der Geographie. Wir können leider hier auf dieſe Geſchichte nicht eingehen, wollen nur einen Blick auf den

heutigen Stand des Unternehmens werfen und sehen, wie weit die Interessen Deutschlands an demselben betheiligt sind.

Die deutsche Presse hat die Wichtigkeit des Unternehmens, die Bedeutung des großen internationalen Congresses vom Mai 1879 zu Paris, die Verdienste und Erfolge des Herrn v. Lesseps, noch nicht erkannt, und deshalb interessirt sich das deutsche Capital und der deutsche Handel noch nicht genugsam für den Panama-Canal. Deutschland wird — wie es scheint — sich erst für die Sache erwärmen, wenn der Canal mit dem Gelde anderer Nationen erbaut ist. Für unsolide, ja schwindelhafte Gründungen und Unternehmungen und Anleihen des In- und Auslandes interessiren sich die deutschen Börsen, durch die denkbar faulsten Papiere wird uns das Geld aus den Taschen gelockt, aber wirklich solide Unternehmen, bei welchen die Jobber allerdings durch Courstreibereien ꝛc. nicht so viel verdienen können, die finden in Deutschland durch die Börsen und sog. „großen und größten Häuser" keine Unterstützung. Es ist deshalb nothwendig, das Publikum über den Werth und die Bedeutung des Unternehmens des Herrn v. Lesseps, welches den Namen desselben für ewige Zeiten in den Annalen der Geographie und Geschichte verewigen wird, aufzuklären.

Neben der Panama-Route kommt heute nur die von Nicaragua in Betracht. Im Jahre 1665 drang der Pirat Edw. David mit 140 Mann, mit Benutzung des Rio San Juan und des Nicaragua-Sees, bis nach Granada vor, plünderte und verbrannte diese Stadt (29. Juni) und marschirte bis zur Küste des stillen Oceans. Er sah und erkannte zuerst wie schmal und deshalb werthvoll der heutige Isthmus von Rivas sei, und sagte zu einem spanischen Offizier:

„Was ich bei der Plünderung Granada's erbeutet habe, gilt nicht mehr als eine Flasche Wein im Vergleiche mit der Wichtigkeit der Entdeckung dieses See's und seiner Inseln. Ich werde mich eifrigst bemühen, von Jamaica (damals bereits im Besitze der Engländer) oder Portugal, Mannschaften zu erhalten, um diese Gegend und diese Häfen zu besetzen, von denen ich mir verspreche, mit Leichtigkeit eine directe Verbindung mit der Süd-See herzustellen." 1669 erschien von Thomas Gage, einem Engländer, welcher 12 Jahre in Central-Amerika gelebt hatte, eine Schrift: A new survey to the West-Indies, in welcher Nicaragua als „Muhameds Paradies" geschildert wurde. Diese Entdeckung des Piraten David hat viel Unglück über Nicaragua gebracht, denn Jedermann wollte sich dieses hochwichtigen Landes bemächtigen. Bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts begnügten sich die Engländer damit, die Piraten bei ihren

Angriffen auf die Spanier, bei ihren Einfällen in Nicaragua, zu unterstützen, dann aber trat die englische Regierung, durch directe Unterstützung und Aufreizung der Zambo-Mosquitos, selbst feindselig den Spaniern entgegen. 1701 wurde die erste englische Niederlassung in Blewfields (Mosquito-Küste) gegründet. Durch das ganze achtzehnte Jahrhundert bemühten sich die Engländer vergebens den Spaniern durch List oder Gewalt das südliche Nicaragua zu entreißen! 1778 wurde eine Expedition unter Nelson gegen Nicaragua geschickt. Aber er fand auf dem Rio San Juan einen tapferen Widerstand durch die Spanier und gab das Unternehmen, bei welchem er selbst fast das Leben verloren hätte, auf.

1804 schrieb Alex. v. Humboldt über die Canal-Frage. Er hielt fünf Projecte für werthvoll. Es sind dies: Tehuantepec, Nicaragua, Panama, Rio Atrato-R. Napipi-Cupica-Bay und R. Atrato-R. San Juan de Chirambira. Das erste und letzte dieser Projecte ließ Humboldt selbst 1842 als geringwertig fallen, die drei restirenden gelten noch heut als die besten. Humboldt lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf Darien und den R. Atrato, seine Ansicht wurde durch den Admiral Fitz-Roy unterstützt. Zahlreiche Expeditionen sind in diesem Jahrhundert nach Darien unternommen und haben viele Menschenleben und viel Geld gekostet. Durch die zwei französischen Expeditionen von Wyse und Reclus vom Jahre 1877 und 1878 wissen wir jetzt definitiv, daß in Darien der Canal nicht gebaut werden kann.

Napoleon Garella untersuchte zuerst genau die Panama-Route und publicirte (1844) zwei vorzügliche Tracés für einen Schleusen-Canal und für eine Eisenbahn. Die französische Gesellschaft, welche ihn ausgeschickt hatte, entschied sich für die Bahn, durch die Revolution von 1848 verzögerte sich der Bau, die Conzession, welche die Gesellschaft erhalten hatte, verfiel, eine amerikanische Gesellschaft trat an ihre Stelle, und dieser verdanken wir die Panama-Bahn, welche 1857 eröffnet wurde und vorzüglich rentirt. Dividende wurde bis 60 pCt. gezahlt! Die Actien sind in festen Händen.

Die Frage, wo der Canal anzulegen und wie er beschaffen sein muß, diese Frage ist nach sorgfältigster Prüfung durch die competentesten Persönlichkeiten aller Nationen endgiltig auf dem internationalen Congresse zu Paris (v. 15.—29. Mai 1879) entschieden und beantwortet worden.

Die Einladungen zu dem großen Congresse gingen von der Société de Geographie und der Société de Geographie commerciale aus. In den Räumen der ersteren Gesellschaft wurden auch die Sitzungen ab-

gehalten. Die Initiative zum Congreſſe ergriff das „Comité français d'étude pour le canal interocéanique," an deſſen Spitze Herr v. Leſſeps ſteht. Ehrenpräſident des Congreſſes war der Vice-Admiral Baron de la Roncière-le-Noury, Vice-Ehren-Präſident M. Meurand, Präſident Hr. Graf Ferd. v. Leſſeps, Vicepräſidenten: die Herren Auſſen, Stokes, Likhatchof, Negri Criſtoforo und Coello; General-Secretär M. Henri Bionne. Das franzöſiſche Comité beſtand aus 18 Perſonen. Die übrigen Theilnehmer des Congreſſes vertheilen ſich auf folgende Nationen: Frankreich (49 Mitglieder), Algier (3 Mitgl.), Martinique (4 Mitgl.), Deutſchland (1 Mitgl., Dr. Huyſſen aus Halle a. S.), England (6 Mitgl.), Oeſterreich (2 Mitgl.), Belgien (6 Mitgl.), China (1 Mitgl.), Coſta-Rica (1 Mitgl.), Spanien (5 Mitgl.), Vereinigte Staaten von Nord-Amerika (11 Mitgl.), Columbien (4 Mitgl.), Guatemala (1 Mitgl.), Hawai (1 Mitgl.), Holland (6 Mitgl.), Italien (3 Mitgl.), Mexiko (1 Mitgl.), Nicaragua (1 Mitgl.), Portugal (2 Mitgl.), Norwegen (1 Mitgl.), Rußland (2 Mitgl.), San Salvador (2 Mitgl.), Schweden (1 Mitgl.), Schweiz (4 Mitgl.).

Der Congreß wurde in fünf Commiſſionen getheilt:

I. Statiſtiſche Commiſſion zählte 18 Mitglieder.

II. Oeconomiſche und Handels-Commiſſion mit 20 Mitgliedern.

III. Schifffahrts-Commiſſion, ihr traten 19 Mitglieder bei.

IV. Techniſche Commiſſion, deren Aufgabe die ſchwierigſte war, hatte 42 Mitglieder.

V. Commiſſion für die Art und Weiſe der Ausführung des Canal-Baues war 18 Mitglieder ſtark.

Am 15. Mai eröffnete Herr de la Roncière le Noury den Congreß mit folgenden Worten: „Meine Herren! Ein ſchwieriges und großes Unternehmen vereinigt uns. Es handelt ſich darum, der Civiliſation einen neuen Weg zu weiſen, durch die Eröffnung einer der Canäle, welche für die Oceane wie die Brücken für die Ströme dienen. Als man die Geſtalt des mittelamerikaniſchen Iſthmus erkannt hatte, erſah man auch ſofort, daß dieſe ſchmale Barriere zwiſchen den zwei Oceanen eines Tages fallen würde. . . . . „Ich ſehe unter Ihnen, meine Herren, viele der bedeutendſten Ingenieure, welchen weder Gebirge noch Meere unüberſteigliche Hinderniſſe ſind, welche die Mitarbeiter Ferd. v. Leſſep's waren, und unter dem Beifalle der Welt ein Werk zu Ende geführt haben, woran die Macht der Pharaonen geſcheitert war."

Der Herr Ehrenpräſident begrüßte dann noch mit wenigen Worten Herrn v. Leſſeps, und die Verſammlung, erklärte den Congreß für er-

öffnet, und trat dann den Vorsitz an Hrn. v. Lesseps ab. Hr. v. Lesseps sagte, indem er vom Präsidentenstuhle Besitz nahm, zunächst den Vorsitzenden der beiden Gesellschaften, welche die Einladungen erlassen hatten, (die Herren de la Roncière le Noury und Meurand) seinen Dank, und dankte dann den auswärtigen Mitgliedern, daß sie dem Rufe Folge geleistet hätten. Nachdem die Namen der Theilnehmer des Congresses verlesen worden, erhielt Herr Bionne das Wort, worin er ein General-Exposé des Standes der Canalfrage und der Ordnung der Arbeiten des Congresses gab.

Auf die hochwichtigen Verhandlungen des Congresses, welche in einem 84 Bogen starken Prachtwerke publicirt sind, können wir hier nicht eingehen. Wir begnügen uns mit einigen Worten über die Nicaragua- und Panama-Route, und geben dann ein kurzes Referat über das Resultat des Congresses.

Zunächst eine kurze Schilderung der Nicaragua-Route. Es giebt viele Nicaragua-Projecte. Alle wollen den Nicaragua-See benutzen, deshalb gehen wir von diesem aus, um den besten Weg für einen Canal an der Grenze zwischen Nicaragua und Costa-Rica zu besprechen. Der See ist 90 Meilen lang und bis 40 Ml. breit. (Geograph. Ml. 60 = 1 Grad.) Er steht im Norden durch den Tipitapa-Fluß mit dem kleineren Managua-See in Verbindung, zahlreiche Flüsse und Bäche fallen in den Nicaragua-See. Die Wassermasse desselben fließt durch den San Juan-Strom in den atlantischen Ocean. Durch diesen Strom scheint die Richtung des Canals genau vorgezeichnet, ja der Canal schon vorhanden zu sein. Aber die Mündung des San Juan ist ein sumpfiges, flaches, ganz versandetes Delta, im mittleren Theile des Stromes finden sich Stromschnellen, Klippen und Untiefen, deren Hinwegräumung große Kosten verursachen würde. Der Canal folgt deshalb vom See aus dem Strome nur bis zum Castillo, einem alten spanischen Fort, umgeht die Stromschnellen hier im Bogen, tritt kurz darauf wieder in den Strom, um bald um die Untiefen und Felsen von Mico und Machuca zu gehen, und folgt dann noch dem Flusse bis zur Mündung des San Carlos. Von hier ist der eigentliche Canal auf dieser nord-östlichen Seite zu graben. Wo der Canal den Strom an den Klippen und Engen verläßt, und kurz vor der Mündung des San Carlos, sind Dämme quer über den Strom zu ziehen. Vom San Carlos und den folgenden, aus Costa-Rica kommenden Strömen erhält der San Juan soviel Schlamm, Sand, Bäume ꝛc., daß er als Canal nicht mehr brauchbar ist. Die Reinhaltung würde sehr kostspielig werden. Vom Punkte kurz vor der

Mündung des San Carlos geht der Canal am nördlichen Ufer bis zum ersten, sehr schwachen Arme des Delta's (R. Juanillo) und dann in gerader Linie in NNO-Richtung bis zum Städtchen San Juan del norte (Graytown), dessen Hafen erst umgeschaffen werden müßte. Der See von Nicaragua liegt ca. 110 Fuß über dem stillen Ocean. Da der Weg bis Graytown circa 100 Meilen lang sein würde, glauben viele Ingenieure, hier die Schleusen entbehren zu können. Die internationale Commission hält aber mit Lull und Wyse 10 Schleusen auf dieser Strecke für nothwendig. Der östliche Theil des See's muß durch Ausbaggerung vertieft werden. Die ersten 40 Meilen des 120 Meilen langen San Juan, bis zum Castillo, sind bis 1/4 Meile breit und 6 bis 20 Fuß tief.

Auch hier ist noch zu baggern und sind Steine zu entfernen. Durch die vier Dämme, welche den Strom sperren, wird aber auch der obere Theil seines Laufes verbessert, vertieft, indem sich die Wassermasse aufstaut. Der Canal, von der Mündung des San Carlos bis nach Graytown, wird 42 Meilen lang sein. — Was die Verbindung des Nicaragua-Sees mit dem stillen Oceane betrifft, so hat man als die beste Route die von Childs und Lull angegebene erkannt. Sie folgt dem Rio medio von der Mündung in den See aus bis zur Wasserscheide in 134' Höhe, und geht dann im Thale des Rio Grande, diesen z. Th. benutzend, zum Hafen von Brito am stillen Oceane herab. Dieser Hafen muß noch sehr verbessert werden. Auf dieser westlichen Seite sind 11 Schleusen unbedingt nothwendig. Die Fallhöhe zwischen zwei Schleusen ist auf 3,2 m festgestellt. Selbst die kühnsten amerikanischen Ingenieure haben einen höheren Fall (bis 4,5 m) nur für die Route Atrato-Napipi, wo es an Raum für mehr Schleusen fehlt, gefordert.

Die Tunnel-Projecte hat man von jeher mißtrauisch betrachtet und jetzt selbst für den Panama-Canal aufgegeben, da man nicht sicher ist, ob ein Tunnel reüssiren wird. Für die Schleusen liegt die Sache aber kaum besser, es fehlen auch hier alle Erfahrungen. Die größte der bis heute existirenden Schleusen, die im Flutkanale von Amsterdam, trägt 2 m Druck. Etwaige Reparaturen können hier schnell und gut ausgeführt werden, in Nicaragua würden dieselben schwierig sein.

Wir kommen jetzt zum angenommenen Projecte. Der Unterschied zwischen der Niveauhöhe bei Ebbe und bei Fluth ist beim stillen Oceane viel bedeutender, als beim atlantischen. Deshalb soll der Canal beim Anfange an der atlantischen Küste 8,5 m unter dem mittleren Niveau des Oceanes seine Grundfläche haben, aber 10,5 m an dem andern Ende,

d. h. unter dem Niveau des ſtillen Oceanes. Es ergiebt dies 2 m. Gefälle auf die 73 Kilom. des Canales. Niederſter Waſſerſtand am Ende des Canales in der Limon-Bay = 8,25 m., höchſter Stand = 8,75 m. Die Differenz der Niveauhöhe zwiſchen Ebbe und Fluth ſchwankt in der Panama-Bucht von 2,4 m—6,5 m. Die Dimenſionen des Canales werden folgende ſein. Breite: 20 m. am Grunde, 26 m. in 3 m. Höhe, 32—35 m. an der Oberfläche, 8,5 m. Tiefe bei niederſtem Waſſerſtande. 40 Schiffe dürfen immer zugleich eingelaſſen werden, 20 von jeder Seite. Zwei gegenüberliegende Ausbiegungsſtellen von mindeſtens 50 m Breite und 2—3 Kilom. Länge ſind anzulegen, wo die Schiffe ſich ausweichen können. Da man die Idee eines Tunnels auch hier aufgegeben hat, ſo übergehe ich die hierauf bezüglichen Angaben der Dimenſionen.

Nun zu den Reſultaten des Congreſſes. — Eine genaue und gründliche Prüfung hat ergeben, daß die für den Tranſit vorhandenen Elemente ſchon heut reichlich genügen, um den Canal zu erhalten. Der Tranſit-Verkehr wird außerdem durch die Erſchließung der Küſtenländer Süd- und Mittel-Amerika's eine unberechenbare Ausdehnung erlangen. Der Panama-Canal hat eine viel glänzendere Zukunft, als der von Suez. Die Schiffe, welche den Canal benutzen würden, geben von der einen (Oſt-)Seite einen Raum von $3^1/_2$ Million Tonnen. Von der anderen Seite rechnet man auf mindeſtens $1^1/_3$ Million. So lag die Sache 1876. Seit den letzten 15 Jahren hat der Verkehr pro Jahr um 6 % zugenommen. Nehmen wir nur 5 % für die nächſten 10 Jahre an, ſo wird der Verkehr 1887 bereits $7^1/_4$ Million Tonnen betragen. Der Congreß hatte die Koſten des Panama-Canals auf 1070 Million Francs berechnet. Wir werden ſpäter ſehen, daß dieſe Annahme zu hoch gegriffen. Aber ſelbſt ſo würde das Unternehmen ſchon bei der Eröffnung gut rentiren. Bei 15 Francs Canalzoll pro Tonne geben ſchon 7 Million Tonnen = 105 Million Francs pro Jahr. Der Suez-Canal koſtet nur 474 Million Francs. Da der Panama-Canal faſt das Doppelte koſten wird, ſo iſt der Zoll von 15 Francs pro Tonne nicht zu hoch. Im Suez-Canale werden 10 Francs bezahlt; derſelbe iſt nur für Dampfer paſſirbar wegen der Windſtillen im rothen Meere. — Mit 78 gegen 8 Stimmen (12 Mitglieder enthielten ſich der Abſtimmung) wurde der Niveau-Canal (d. h. ohne Schleuſen) auf der Route Limon-Bay (bei Colon oder Aspinwall) — Panama-Bucht angenommen.

Die Vortheile der Panama-Route, im Vergleiche mit der von Nicaragua, ſind kurz: Paſſage-Zeit auf der Nicaragua-Linie = $4^1/_2$ Tag,

auf der von Panama = 1 Tag. Auf der Nicaragua-Linie absolute Nothwendigkeit von 17 Schleusen, in Panama nur eine Fluthschleuse! Nach Ansicht vieler Ingenieure kann auch diese fortfallen. Häufige Erdbeben im Gebiete der Nicaragua-Route werden den Verkehr unterbrechen, die Schleusen zerstören ꝛc. In Panama kommen keine Erdbeben vor. Auf dem Isthmus von Panama: ein bevölkertes Land, gute Häfen, eine Eisenbahn dicht neben der projectirten Route, in Nicaragua: schlechte Häfen, zwei Drittel des Gebiets unbewohnt, mit Urwald bedeckt. Länge des Panama-Canals = 73 Kilom., des von Nicaragua = 292 Kilom. Größte zu durchstechende Höhe auf der Panama-Route = 87 m. auf ca. 1 Kilom. Länge. Die Schädlichkeit des Klimas auf der Landenge von Panama ist meist übertrieben worden. Ungesund ist nur die sumpfige Umgebung von Colon. Deutschen ist aber auf alle Fälle abzurathen, sich als Arbeiter für den Canal nach dem Isthmus zu begeben. Herr v. Lesseps rechnet in erster Linie auf die Neger der Antillen und die Eingeborenen, dann auf chinesische Arbeiter. — In allererster Linie gewinnen die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und die Staaten von Mittel-Amerika durch den Canal. Letztere werden dadurch der europäischen Auswanderung erschlossen, und ist es Aufgabe unserer Staatsmänner und unserer Presse, die deutsche Auswanderung nach gewissen Gebieten Mittel-Amerikas zu lenken.

Im Sommer 1879 wollte Herr v. Lesseps die Compagnie universelle du Canal interocéanique begründen. Die Emission von 800,000 Actien à 100 Franks geschah am 6. und 7. August in Europa und Amerika. Es wurde — in Folge der feindseligen Haltung der amerikanischen und der indifferenten Haltung des größten Theiles der europäischen Presse — aber nur ein kleiner Theil gezeichnet. Herr v. Lesseps verzichtete jetzt auf die Bildung der Compagnie, entschloß sich, zunächst das Publikum über den Werth seines Unternehmens aufzuklären. Herr v. Lesseps kündigte in einem Circular vom 14. August 1879 an, daß er selbst nach Amerika gehen werde, um die feindselige Stimmung zu bekämpfen, zu beruhigen, und um den überaus günstigen Contract, welchen Lieutenant Wyse am 23. März 1878 in Santa Fé de Bogota mit der columbianischen Regierung abgeschlossen hatte, zur Ausführung zu bringen.

Zuerst sprach sich in den Vereinigten Staaten der berühmte Ingenieur General Totten, der Erbauer der Panama-Bahn für die Panama-Route aus. Aber das Gros der amerikanischen Presse begeisterte sich mit einer wahren Wuth für die Nicaragua-Route; man versuchte den

General Grant an die Spitze einer Gesellschaft zu stellen, er lehnte aber ab. Man schrieb: Nur für die Nicaragua-Linie sei Geld in Europa und Amerika aufzutreiben. Diese Behauptung ist einfach unwahr. Mehr als zehnmal hat bereits die Regierung von Nicaragua durch nordamerikanische Gesellschaften — zuweilen unter direct hervorgehobener Protection der Union — versucht, Geld für ihren Canal aufzutreiben, aber alle Mühe war vergebens! Niemand hat die Amerikaner gehindert, hier einen Canal zu erbauen, und man hindert sie noch heute nicht! Allerdings sichert der Clayton-Bulwer-Vertrag vom Jahre 1850, abgeschlossen zwischen England und Nord-Amerika, die Neutralität dieses Canals für ewige Zeiten. Wie weit die Anmaßungen der Amerikaner jetzt gehen, beweist am schlagendsten die Thatsache, daß ein Theil der Repräsentanten und der Presse der Union in neuester Zeit die Aufhebung dieses Vertrages fordern! — Die amerikanischen Finanzmächte, welche bei der großen Pacificbahn betheiligt sind, wollen überhaupt keinen Canal. — Da man aber in neuester Zeit eingesehen hat, daß sich Herr v. Lesseps durch das wüste Geschrei der erkauften amerikanischen Presse und durch die wahnsinnigen Reden einiger Senatoren ꝛc. nicht einschüchtern läßt, will man wenigstens einen unbedingt nordamerikanischen Canal in dem schwachen Nicaragua. Es ist wohl aber sicher anzunehmen, daß England in diesen brutalen Vertragsbruch, in die einfache Aufhebung des Clayton-Bulwer-Vertrages nie einwilligen wird. Das sog. „liberale" Ministerium, welches soeben in England an das Staatsruder gekommen, machte sich sofort unmöglich! Es ist dagegen zu befürchten, daß die feindliche Haltung der Nordamerikaner — wenn sie anhält — eine gemeinsame Action der europäischen Seemächte gegen die Vereinigten Staaten veranlassen würde. —

Mit der berechtigten Monroë-Doctrin hat das Unternehmen des Herrn v. Lesseps absolut nichts zu schaffen. Der Panama Canal steht unter der Protection des Landes, worin er sich befindet, d. h. der Vereinigten Staaten von Columbia. Diese sind souverän und deshalb vollberechtigt mit einer internationalen Civil-Gesellschaft einen Contract abzuschließen, wie sie wollen.

Herr v. Lesseps reiste am 8. Dezember 1879 von St. Nazaire ab, traf am 30. Dezember in Colon ein und untersuchte bis zum 18. Februar im Vereine mit einer Anzahl der bedeutendsten europäischen und amerikanischen Ingenieure den ganzen Isthmus. Der Empfang, welcher Herrn v. Lesseps und seinen Begleitern durch Regierung und Bevölkerung bereitet wurde, war ein glänzender. — Am 24. Februar traf Herr v. Lesseps

in New-York ein, blieb daselbst bis zum 4. März und besuchte dann Washington, Chicago und San Franzisco. In all diesen Städten entwickelte und vertheidigte Herr v. L. mit großem Erfolge sein Projekt vor Kaufleuten, Ingenieuren, Geographen, Staatsmännern 2c. Am 1. April verließ er New-York, traf am 13. in Liverpool, am 15. in Paris ein und hielt bereits am 17. einen längeren Vortrag über seine Reiseerlebnisse vor großem Auditorium.

Am 1. Febr. machte der französische Gesandte in Washington, M. Outrey, dem Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten die officielle Mittheilung, daß die französische Regierung in keinerlei Beziehung zum Unternehmen des Herrn v. Lesseps auf dem amerikanischen Continente stehe, und daß der Canalbau ein reines Privat-Unternehmen sei. — Diese Erklärung beruhigte die nicht blind fanatische Presse und schien auch auf die Regierung einen günstigen Eindruck zu machen. Trotzdem wurde (am 3. Febr.) eine besondere Commission im Repräsentantenhause gebildet, welche sich mit der Canalfrage zu beschäftigen hat. Am 7. März wurde Herr v. Lesseps dem Präsidenten Hayes durch den Staatssecretär Evarts vorgestellt.

Um so überraschender war nach allen diesen Vorgängen die Botschaft des Präsidenten Hayes an den Senat, vom 8. März, welche viel weitgehender und unduldsamer als die Botschaft des Präsidenten Monroë (vom Dez. 1823) — die Basis der sog. „Monroë-Doctrin" — ist. Herr Präsident Hayes sagt: „Die Politik dieses Landes ist ein Canal unter amerikanischer Controlle. Die Vereinigten Staaten würden nicht einwilligen diese Controlle irgend einer europäischen Macht oder einer Vereinigung von Mächten zu überlassen.*) Wenn die zwischen der Union und anderen Staaten bestehenden Verträge, oder die Souveränitäts- oder Besitzrechte anderer Nationen, sich im Widerspruche mit dieser Politik befinden — was man nicht annimmt (so?!) — so sind die geeigneten Schritte zu thun, durch gerechte (?) und liberale (ein netter Mißbrauch des Wortes „liberal") Verhandlungen, die Politik der Union in dieser Hinsicht — in Harmonie mit den Rechten der Nationen, welche durch dieselben berührt werden können — zum Vorbild zu nehmen und zu etabliren." . . . .

„Ein interoceanischer Canal durch den amerikanischen Isthmus verändert ganz bedeutend die geographischen Beziehungen zwischen den

*) Hat auch noch kein Mensch verlangt! — Alle Regierungen sämmtlicher seefahrenden Nationen erklären den Canal für neutral und wachen über diese Neutralität. So denkt Herr v. Lesseps und die columbianische Regierung.

atlantiſchen und paciſiſchen Küſten. . . . . Er wird in der That ein Theil der Küſtenlinie der Vereinigten Staaten ſein. . . . . Ich wiederhole zum Schluſſe, daß es das Recht und die Pflicht der Vereinigten Staaten iſt, über einen interoceaniſchen Canal durch den amerikaniſchen Iſthmus die Ueberwachung und Autorität zum Schutze unſerer nationalen Intereſſen zu übernehmen und zu behalten." So lautet die famoſe Hayes-Doctrin. — Es wird der Regierung der Vereinigten Staaten von Columbien einfach das Recht beſtritten, mit ihrem Terrain zu machen was ſie wollen, ſie wird unter die Vormundſchaft der Regierung von Waſhington geſtellt. — Da der oben citirte Vertrag von Clayton-Bulwer aber nicht nur die Nicaragua-, ſondern überhaupt alle interoceaniſchen Waſſerſtraßen durch Mittel-Amerika für neutral erklärt, ſo iſt zur Durchführung dieſer anmaßenden Politik die Beſeitigung oder Verletzung dieſes Vertrages nothwendig. — Man darf auf die Entwickelung dieſer hochwichtigen Angelegenheit ſehr geſpannt ſein.

Die „Times" vom 20. März ſagt: „Dieſe Politik (die Hayes-Doctrin) iſt eine Prätenſion nach einer unbegrenzten Souveränität, von Mexiko bis Patagonien, obgleich die Regierung von Waſhington hier keine Macht hat und dieſe Staaten der Regierung von Waſhington nicht unterworfen ſind."

In der Sitzung der Repräſentanten-Kammer vom 22. März ſtellt der Deputirte M. Ellis (Louiſiana) folgenden Antrag:

„In Erwägung — daß der Präſident der Vereinigten Staaten in ſeiner Botſchaft vom 9. März erklärt hat, daß es die beſtimmte Politik der Union ſei, daß jeder Canal oder jeder andere Verkehrsweg durch den Iſthmus von Panama oder durch die Staaten von Mittel-Amerika unter der Protection und der Controlle der Vereinigten Staaten ſtehen müſſe . . . . . iſt zu beſchließen:

„Der Präſident der Vereinigten Staaten wird aufgefordert, der britiſchen Regierung anzuzeigen, daß die Convention vom 19. April 1850, bekannt unter dem Namen des Vertrages von Clayton-Bulwer, durch welche die Regierung der Vereinigten Staaten Großbritannien zu einem gemeinſchaftlichen Protectorat über jeden Canal oder ſonſtigen Verkehrsweg der in den Ländern des ſpaniſchen Amerika zwiſchen dem atlantiſchen und ſtillen Ocean errichtet werden kann, zugelaſſen hat, — aufgehört habe für die Vereinigten Staaten bindend zu ſein." — Dieſer famoſe Antrag iſt dem Canal-Comitee überwieſen worden.

Trotzdem iſt der Erfolg der Reiſe des Herrn v. Leſſeps unbeſtreitbar. Amerikaniſche Capitaliſten und das Gros der amerikaniſchen Preſſe

denken jetzt gerade so wie die bedeutendsten Vertreter der Vereinigten Staaten auf dem Congresse zu Paris. Admiral Ammen, um die Durchforschung des Isthmus hoch verdient, sagte: Alle Nationen wünschen die endliche Vollendung des Canales, es ist also zu erwarten, daß alle Nationen die Neutralität desselben sichern und schützen werden! Und Commandeur Selfridge, der die Prüfung aller Canalprojecte in der eingehendsten Weise vorgenommen hat, sagte: Das Volk der Vereinigten Staaten begünstigt keine Route und erkennt die Competenz dieses Congresses an. Welches auch das Resultat desselben sein wird, man wird dasselbe in der großen Republik freudig begrüßen! — Dies sind edle, wahrhaft humane, von kleinlichem Lokal-Patriotismus und von ehrgeizigen Sonderinteressen freie Worte! — Leider scheint man aber in Regierungskreisen diese Gesinnungen nicht allseits zu theilen. Greift aber, wie wir sicher annehmen, die dem Unternehmen des Herrn v. Lesseps günstige Stimmung mehr und mehr in der Union um sich, so kann und wird die „Hayes-Doktrin" und ihre Consequenzen nicht zur Ausführung kommen!

Für uns Deutsche ist es natürlich ganz gleich, ob ein Chinese oder Nord-Amerikaner, ein Franzose oder Columbianer an der Spitze des Unternehmens steht. Für uns ist es nur wichtig, daß der Canal, nach Artikel 5 des Contractes zwischen der Central-Regierung von Bogota und Herrn Wyse, neutral sei und bleibe. Artikel 5 sagt: Die Regierung erklärt Häfen und Canal für immer und für alle Fälle (auch im Kriege) als neutral. Niemand darf bevorzugt, das Reglement der Gesellschaft muß stricte befolgt werden. Fremde Truppen dürfen nur mit Erlaubniß des Congresses der Republik passiren. Schiffe von Staaten welche mit Columbien im Kriege liegen, dürfen nur dann passiren, wenn sie das Recht durch Specialverträge, wodurch sie die Souveränität Columbiens über Canal, Häfen, anliegende Meere ꝛc. für immer anerkannt, erworben haben. — Dieser Artikel, wie überhaupt der ganze Contract, ist wahrhaft liberal und genügt den gerechten Ansprüchen und Interessen aller Seemächte!

Die Ingenieure, welche Herrn v. Lesseps begleitet hatten, haben die Route eingehend studirt, das Trace des Canales gezeichnet. Der eingehende Bericht der 9 Ingenieure — nur einer derselben ist Franzose! — datirt aus Panama vom 14. Februar. — Von der in Paris angenommenen Route ist etwas abgewichen, es sind dadurch Ersparnisse gemacht worden. Neigung der Seitenwände = 1:1 in den Erdmassen, 1:4 (d. h. 1 m. Basis zu 4 m. Höhe) in den Felsen. Angenommene

Dimenſionen von Colon bis zum Ende des 31. Kilom. und vom 61. Kilom. bis zum ſtillen Ocean d. h. zum 73. Kilom.: Breite am Grunde des Canales = 22 m., an der Oberfläche = 50 m., Tiefe = 8,5 m. Zwiſchen dem 36. und 61. Kilom. gelten folgende Dimenſionen: Breite am Grunde = 24 m., an der Oberfläche = 28 m. Tiefe = 9 m. Um die Anſchwellungen des Chagres-Fluſſes vom Canale fern zu halten, wird bei Gamboa ein großer Damm errichtet. (40 m. hoch.) Von dieſem Damme aus führt ein Graben das Waſſer des Chagres-Fluſſes zum atlantiſchen Oceane. Auch auf der Südſeite wird ein Graben angelegt, um das Waſſer der kleinen Flüſſe aufzunehmen und dem Meere zuzuführen. In der Limon-Bay muß eine ca. 2 Kilom. lange Moole erbaut werden. 75 Million Cubikmeter Erde, Schlamm, Felſen ꝛc. ſind fortzuräumen. Die Total-Koſten betragen — mit 10 % Aufſchlag für unvorhergeſehene Ausgaben — 843 Million Francs, die Dauer der Arbeitszeit beträgt 8 Jahre.

Mag der Neid und die Eiferſucht eines Theiles der Nord-Amerikaner auch noch Schwierigkeiten dem Unternehmen des Herrn v. Leſſeps bereiten, ja ſelbſt zu Verwickelungen mit England, den übrigen europäiſchen Seemächten und den Staaten des ſpaniſchen Amerika, welche die Vormundſchaft der Union nicht anerkennen wollen, führen — ſoviel iſt gewiß: der interoceaniſche Canal wird bald auf der Landenge von Panama ohne Schleuſen und ohne Tunnel durch Herrn v. Leſſeps erbaut!

Die geographiſche Geſellſchaft von Madrid richtete an den Congreß zu Paris ein Schreiben, worin ſie bat, den Canal „Columbus-Canal" zu nennen und eine Statue des „großen Admirales" an dem höchſten Punkte des Durchſtiches an der Seite des Canales aufzuſtellen. Wir ſchließen uns dieſem Antrage von ganzer Seele an! Spanien, welches ſeine Größe, ſeine ruhmreiche Geſchichte, ſeine Machtſtellung erſten Ranges durch drei Jahrhunderte, den Entdeckungen Colon's verdankt, hat ihm bis heute noch kein würdiges Monument errichtet! In den dreißiger und vierziger Jahren dieſes Jahrhunderts wurden in Spanien große Summen für ein ſolches Denkmal geſammelt, in die Hände eines ſpaniſchen Admirals gegeben. Er ſtarb, die Wittwe behielt die Summen, was aus dem Gelde geworden — quien sabe! (Wer weiß!) — So ſchrieb der „Correo militar" vor ca. 6 Wochen: Die Spanier tragen eine ebenſo große als alte Dankesſchuld ab, wenn die geographiſche Geſellſchaft von Madrid ſich die Ehre erbittet, die Sammlungen für dieſes Denkmal Colon's eröffnen zu dürfen. Dem Lebenden iſt es nicht vergönnt geweſen das „Geheimniß der Landenge" zu löſen, d. h. die directe Waſſer-

ſtraße nach der Oſtküſte Aſiens zu finden, ſo mag denn ſein Standbild auf dieſelbe herabſehen und den Seefahrern aller Nationen ſeine Verdienſte und ſeine Geſchichte in Erinnerung bringen!

In die Felswand unter dem Denkmale aber grabe man — überſetzt in alle Sprachen der Welt — die Verſe des Sophocles:

Vieles Gewaltige lebt, doch nichts iſt gewaltiger als der Menſch!

Kleinere Aufsätze.

Hinterpommersche Kulturskizze.

Wir beginnen unser hinterpommersches Culturgeschichtsbild mit Johann Gottwerth Müller's köstlichem Humor: „Es war einmal ein Edelmann im Pommerlande, der so viel Ahnen hatte als Tage im Monate, und ein Schloß, und einige Hufen Landes umher, und ein großes Dorf, wo Bauern drin" — hätten wohnen können, — und etliche hundert Bäume, die er seinen Forst nannte, und sechs oder sieben räudige Köter, die hieß er seine Kuppel, und wer ihm die schief ansah, der griff ihm an die Seele. Sie hatten auch jeder ein hübsches ledernes Halsband um, mit blanken messingenen Buchstaben drauf und messingenen Schlössern dran; und des Sonntags, oder wenn der gnädige Herr Gesellschaft bei sich sah, blaue sammetne Halsbänder mit Silber gestickt, von denen die häßlichen Lästermäuler behaupteten: es seien nur versilberte und manchesterne, welche der Leibjude des gnädigen Herrn ihm für theures Geld auf — Ehrenwort für echt verkauft hätte.

Es war aber auch ein Leibnachtwächter auf dem Hofe, der natürlich vom Leibjuden als treuer, braver und muthiger Mann dem gnädigen Herrn empfohlen war und der in der That seine ewige Dankbarkeit dem Juden für die verschaffte Brodstelle dadurch zu erkennen gab, daß er alle während seines Berufes *gefundenen* Gold- und Silbersachen getreulich dem Leibjuden gegen einen Schnapsobolus für dessen Alterthumssammlung, die sich in Polen bei dessen Sackjuden-Verwandten befand, übergab — auch nebenbei einen recht einträglichen Korn- und Kartoffelhandel mit dem Juden trieb, — d. h. nur mit Producten, die der treue Wächter bei der Verwaltung seines Amtes zu *finden* das Glück hatte und für die er — zur Ehre des Juden sei's gesagt — auch in der That den Finderlohn in Gestalt einer Schnapsanweisung wiederum — ehrlich ausgezahlt erhielt. Neben diesem für die Sicherheit des Schlosses bürgenden Ehrenmann war aber noch ein wildpretkundiger Jäger vom Leibjuden für durchaus unerläßlich für das Domestikenpersonal des Schlosses und zur persönlichen, geheimen Bedienung des gnädigen Herrn befunden worden und trotz des argwöhnischen Einwurfs seitens des Schloßherrn: daß bei diesen schlimmen Zeitläuften auch ohne den Jäger die Bäume seines Forstes länger wachsen dürften und das Wildpret vor wie nach fehlen möge, wußte der Jude den gnädigen Herrn in guter

Stimmung auch zu dieſem Luxus zu überreden, — denn wozu wäre er auch Leibjude, dachte er, wenn ſeine herrlichen Ideen nicht Geſtalt und ſeine Befehle in Wunſchesform nicht Profit tragen ſollten. Der Leibjude, welcher als Bündeljude in Pommern und Weſtpreußen ſeine glänzende Laufbahn begonnen, alsdann als Felljude ſich einige Leichtfertigkeiten hatte zu Schulden kommen laſſen, die ihn zu noblen Bekanntſchaften verhalfen und wobei er allerdings in die momentane Verlegenheit gerieth, mit dem Aermel das Zuchthaus ſtreifen zu müſſen, was aber, da er bald ein anderes Jagdrevier, einige Meilen entfernt, entdeckt hatte, nicht lange ſeinen Schachergeiſt lähmen konnte, hatte entſchieden das Genie der Frechheit und die ſeltene Schwäche der Dankbarkeit, als er einen viereckigen Tölpel mit einem Stelzfuße, der ihm während ſeiner Fellaffaire vor dem Staatsanwalt einen trefflichen Dienſt geleiſtet hatte, mit ſeinem einfältigen Geſicht, ſeiner Gewiſſenloſigkeit und ſeinem judengünſtigen Zeugniß, dem gnädigen Herrn als einen zuverläſſigen, mit der Waldcultur durchaus praktiſch vertrauten, insbeſondre wildpretkundigen Beamten empfahl, deſſen Trefftalent beim Schießen des Juden größte Hochachtung erworben habe. So kam der Leibjäger in's Schloß, denn wozu hatte der gnädige Herr ſeinen Leibjuden, der ſo beſorgt für die Vertretung des Hochwohlgebornen nach Außen hin, keine Koſten und Mühen ſcheute, ſobald es galt, dem Edelmann eine Freude zu bereiten. Für ſoviel jüdiſche Opferfreudigkeit mußte der gnädige Herr, aus Nobleſſe gegen den Juden, ſchon den Leibjäger mit in den Kauf nehmen. — Nebenbei bemerkt, hatte der Leibjude mit dieſer Acquiſition ein gutes Geſchäft gemacht, welches ihm manches prächtige Stück Bauholz, auch manches Kilo Schafwolle und ſämmtliche Pelze des geſchoſſenen Raubzeuges umſonſt ohne weitere Mühe in den Schoß warf. — War der Leibjude auch zu nobel geworden, um noch direkt mit Fellen, Pelzwerk oder dergleichen zu handeln, ſo zog er doch aus ſeiner Sippe von Polen her immer neue Handelsgenien an ſich, die mit Handkuß dieſen feinen Handel trieben und ſeinen Profit vermehren halfen. Bereits war der Einfluß des Juden ſo gewachſen, daß er dem gnädigen Herrn Wirthſchaftsvorſchläge unterbreiten durfte und demüthigſt — ſo nebenbei für ſein Vergnügen die Sorge übernahm; auch da der gnädige Herr etwas zu haſtig ſich dem Genuſſe hingegeben und natürlich erkrankte, war ja nur der treue Leibjude voll Mitgefühl und Selbſtloſigkeit, — der trotz des Hundewetters und bei nachtſchlafender Zeit ſich ſelbſt für den gnädigen Herrn zu opfern bereit war und ſeines ſchwächlichen, etwas verknickten Knochenbaues ungeachtet, nach der Stadt fuhr, um ſeinen eigenen Leibdoctor, naturgemäß einer von „ſeine Leut'" als den einzigen würdigen Mann zu holen, dem das theure hochwohlgeborne Leben anvertraut werden durfte. —

Es war beim Juden nicht Alles Verſtellung; denn in der That zitterte derſelbe bei dem Gedanken, — nicht etwa, daß der gnädige Herr ſterben könne, das wäre an ſich ihm höchſt gleichgültig geweſen, — aber um den

Verluſt ſeines Leibjudenthumes, welches ihm, nach ſeiner Berechnung, noch nicht den achten Theil des Gutswerthes eingebracht hatte und bei dem Leben des gnädigen Herrn und ſeinem Genie konnte es, ſo calculirte unſer Jude weiter, doch nicht anders ſein, als überall, wo ſeine „intelligente" Race ſich eingeniſtet hat, daß der Leibjude der eigentliche Gutsherr, der angeſtammte Herr dagegen ſein Inſpektor und Leutevoigt werden müſſe. —

Nach anderer Richtung hin ſpeculirte aber der Jude ganz richtig, daß er nämlich den Arzt noch in der Nacht zum gnädigen Herrn holte, denn bei der robuſten Pommernnatur deſſelben war die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, ſobald er bis Tagesanbruch gewartet hätte, daß der Edelmann auch ohne ſeinen Doktor geſund geworden wäre, und bei der Seltenheit eines Krankheitsfalles wollte er doch die günſtige Gelegenheit nicht vorüber gehen laſſen, ſeinem Edelmann ſich dienſtbar zu beweiſen und deſſen Lebensretter in der Geſtalt eines dreiſten Charlatan aus ſeiner Hand zugeführt zu wiſſen. — Die Wunderkraft des feinen Doktors ſollte ſchnell in die Erſcheinung treten, denn ſchon nach dem erſten — zwar theuren aber höchſt unſchädlichen — Mittel wurde unſer Edelmann geſund und die triumphirende Reclame ſeines Leibjuden, unterſtützt von der bekannten edlen Beſcheidenheit des Judendoktors, redete in der That dem gnädigen Herrn eine Gefahr ein, in welcher er geſchwebt und einen gewaltigen wiſſenſchaftlichen Erfolg, dem er ſeine glückliche Geneſung zu verdanken gehabt haben ſollte, welche den Edelmann in der That imponirten und tief rührten. — Eine ſo gute Seele wie er, ohne Falſch, offen und bieder, ſo ganz unbekannt mit Allem, was Heuchelei und Verſtellung heißt, folglich graden Herzens, war leicht von zwei verſchmitzten Juden hinters Licht zu führen und ſaß bereits feſt in der ſchlau gelegten Judenſchlinge, noch ehe er eine Ahnung davon hatte, daß dieſe gemüthsverlumpten, mit Wohlthaten überhäuften, gewiſſenloſen Schurken ein Attentat im Geheimen gegen ſeinen geburtsangeſtammten Beſitz und ſeine Perſon planten.

Leider wurde der Doktor wie der Leibjude bald persona grata im Schloſſe und beide Biedermänner beſorgten nicht allein die Vervollſtändigung der Leibdomeſtiken, natürlich ihre Kreaturen, ſondern auch nur durch ihre Protection konnten die Gutsbeamten und Tagelöhner angeſtellt werden.

Von der Natur war unſer Edelmann durchaus nicht beſtimmt, der Spielball zweier Hallunken zu werden. In ſeinem Charakter war viel Größe, Güte und Thätigkeit vereint und wären die leeren Fächer ſeines Gehirns nur gehörig angefüllt geweſen, hätte er ſeinem Monarchen eine Stütze im Felde werden können oder aber würde er vermögend geworden ſein, aus dem Cabinette Länder zu beglücken und ein Stolz ſeines Vaterlandes genannt zu werden. All' ſeine herrlichen Anlagen wurden aber verſäumt und verderbt. — Seine Güte war in Schwachheit, ſeine Thätigkeit in Alfanzerei, ſeine Größe in Abenteuerlichkeit und in jenen närriſchen Stolz ausgeartet, der Kaiſern und Fürſten nichts voraus laſſen wollte.

Die Mutter des Edelmanns hatte demſelben mit aller Mühe eine tiefe Geringſchätzung für Bücher und Wiſſenſchaften beigebracht, hatte ihm täglich die hohe Lehre von ſeinem alten Adel eingeſchärft, und mit wahrer Affenliebe alles Lernen von ihm fern gehalten, womit er Kopf und Nerven ſchwächen könnte. Menſchliches Wiſſen hielt die alte gnädige Frau für eitel Tand und war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß jedem Edelmanne Witz und Verſtand durch die Geburt von ſelbſt zufalle. Vom Reiche Gottes wußte ſie nicht viel mehr, als wenn gar kein's geweſen wäre, ihr Glaube beſtand nur darin: daß Edelmann und Bauer nicht auf einerlei Fuß Erben des himmliſchen Reiches werden könnten.

So kam denn unſer Edelmann ſchließlich durch Verſchiebung der Begriffe in die Lage, Wiſſen für bürgerlich, alſo, in ſeine Denkungsart überſetzt, für pöbelhaft zu halten. Seiner Gnaden Schweſter, die noch im 49. Lebensjahre mit Jugendwärme das Ideal ihrer einzigen Liebe, einen hübſchen Candidaten und jetzt ſchon alten ehrwürdigen Paſtor und geſegneten Familienvater in ihrem etwas zur Fettſucht neigenden Herzen feſtgehalten hatte, war in der That eigentlich nur eine gute Verdauungsmaſchine und ihr einziges Talent hervorragender Natur beſtand neben einer energiſchen Kauthätigkeit mittelſt falſcher Zähne, in der Kunſt, durch Farbenmiſchung und Haarlackirung, durch Schminke, Bänder und Spitzen die aufbrechende Knospe an einem üppig wuchernden Stamme darzuſtellen und die Falten des Grames für unerwiederte Liebe auszubeſſern durch den reichhaltigen Genuß aller ſchönen und begehrenswerthen Dinge dieſes Lebens.

Der äſthetiſche Sinn dieſer gnädigen alten lebensdurſtigen fleiſchernen Stoffwechſelmaſchinerie, mit welcher Species wir in Pommern beſonders reich bedacht ſind, war nicht beſonders verfeinert worden, in Folge deſſen ihr Einfluß um ſo weniger günſtig auf den Schloßherrn wirkte, als Mitgefühl und Erbarmen für Anderer Leiden ihr ganz unverſtändliche Begriffe waren. — So wurde es ihrem Einfluſſe zugeſchrieben, daß im Dorfe ein prächtiger maſſiver Gifttempel, der natürlich einem Verwandten des Leibjuden unter dem hochtönenden Namen „Hôtel" verpachtet wurde, erbaut worden war, während die in nächſter Nähe liegende altehrwürdige Dorfkirche von verſchiedenen Seiten bereits geſtützt, dem Verfalle vollſtändig geweiht zu ſein ſchien, obſchon nicht weit entfernt davon ein großartiges neues Bauwerk auf Wunſch und Willen des Leibjuden, der inzwiſchen einen Spiritus- und Wechſelbiscontjuden zum Schwager erhalten hatte, errichtet werden ſollte, eine Schnapsfabrik, bei der ſo gewaltige Materialienmittel vergeudet wurden, daß leicht die Reparatur der alten Kirche ſowie ein nöthiges Schul- und Pfarrhaus hätten neu gebaut werden können, ohne dem Giftfabrikationsgebäude-Material zu großen Abbruch zu thun. — Aber wie überall in Pommern: mit dem Einzuge der Schnapsfabrikation ziehen gleichzeitig die Juden als gebietende Herren in die Adelsgüter und Schlöſſer und die

Chriſten ziehen aus dem Tempel des Herrn und verlieren ihr Daheimbewußtſein, ſobald ihre Verjudung, anfangs künſtlich, ſpäter durch Benutzung ihrer Schwächen ſeitens der Judenagenten, in vollſtändige Charakterloſigkeit und Apathie ausartet.

Die gnädige Jungfer, welche nach dem 49. Lebensjahre aus einem Extrem in's andere verfiel und die, im Gegenſatz zu früher, ein ſchön gepflegter Männer-Vollbart in eine gelinde Raſerei verſetzte, hatte nur eines ſolchen Schmuckes halber die Spiritusmacherei kräftig unterſtützt, weil ihr der Leibjude im Vertrauen die Photographie des zukünftigen Brenn-Inſpectors mit ſtarkem Vollbart nur deshalb gezeigt hatte, da er ihres Einfluſſes zur Anlegung einer Brennerei zu bedürfen meinte und ihre Schwäche genau nach der angedeuteten Richtung hin kannte. Der beſagte Brennerei-Inſpector Vollbart war ein vollſtändig charakterloſer Lump, der Würdige im Bunde der Schurken der dritte! — Derſelbe mußte gleichzeitig die geheime Leibſecretairſtelle beim Edelmanne bekleiden, obſchon er der Feder faſt ebenſowenig und ebenſo viel als Seine Gnaden und der Leibjude gewachſen war. — Die Hauptſache neben der Schnapsmache war, daß er ſpäter in beiſpielloſer Weiſe den Civilact des Standesbeamten mißbrauchte, um wiſſentlich mit ſeinem Namen den Deckmantel guter Sitte für unerlaubte Sittenloſigkeit des Leibjuden zu leihen, um gleichzeitig mit Gemüthsrohheit demſelben Laſter unter den Frauen und Mädchen ſeiner Arbeiter und unter künſtlicher Benutzung des Schnapſes zur ſittlichen Verlumpung derſelben, zu fröhnen.

Die Wirthin im Schloſſe, eine verlaſſene und dort untergebrachte Jugendflamme des Judendoktors, machte ſich die Bequemlichkeitsſucht und den mangelnden Ordnungsſinn des alten gnädigen Fräuleins zum Vorbilde und zog ihre Vortheile daraus. —

Die Lüderlichkeit, die in Folge deſſen in der inneren Schloßwirthſchaft eingeriſſen war, machte dem gnädigen Herrn viel Verdruß. — Die Handwerker aus der nächſtgelegenen Stadt, die zu Reparaturen, die oft wochenlang dauerten, in's Schloß beſtellt wurden, verließen nicht ſelten daſſelbe, ohne die angefangenen Arbeiten beendigen zu können, nur um der Gefahr des Verhungerns zu entgehen, ſobald ſie nicht nur Genüge ihrer leiblichen Bedürfniſſe im Schnapſe fanden oder nicht in der Lage waren, ihren ſauer erworbenen Groſchen im Gifttempel zu verzehren. — Wenn ſchon die Juden erfinderiſch in der Heranziehung neuer, noch mit den Verhältniſſen unbekannter, Arbeitskräfte waren, ſo ließ ſich doch ſchon bereits ſchwer das ſchlimme Gerede unterdrücken. — Man beabſichtigte ſchon bereits das Syſtem, welches auf einem entfernteren Edelſitz mit Brennereibetrieb durch Leibjuden eingeführt, in prachtvoller Blüthe entfaltet, kräftige Geſchlechter degenerirt hatte und die Arbeitskräfte auf Meilen in der Umgegend ſittlich und materiell zerſtörte, zu adoptiren und ſtatt des Arbeitslohnes, Spiritusanweiſungszettel — nicht nur den Tagelöhnern, ſondern auch den Gutshandwerkern — zu

geben; doch glücklicherweise ſcheiterte dieſes beabſichtigte Verbrechen an dem Gewiſſen des Edelmannes.

Doch führten die Zinsverpflichtungen, entſtanden durch den durch die Juden ſchwungvoll in Scene geſetzten Schnapsfabrikationsbetrieb und in Folge der luxuriöſen Anlagen, ſowie der lüderlichen Wirthſchaft im Innern, dazu: den Edelmann für eine glänzende Heirath zu gewinnen, ja dieſelbe ihm ſogar als letzten Rettungsanker aus dem Verfall ſeiner ökonomiſchen Verhältniſſe unerläßlich erſcheinen zu laſſen.

Mit Neid hatten die benachbarten, ebenfalls in ſchwierige Verhältniſſe durch judengnädige Geldvorſchüſſe gerathenen Gewerbegenoſſen die Unabhängigkeit des hinterpommerſchen Edelmanns verfolgt, mit Freuden ſahen ſie, ohne zu warnen, das Netz der Leibjudenſchaft enger und enger um den Gutsnachbar ziehen und freuten ſich ſchon des Unterganges deſſelben.

Der einzige vorurtheilsfreie und durch ſeine Stellung berufene Warner, der pastor loci litt an Herzbeklemmung ſeinem Patron gegenüber und ſeine Gattin lüſterte zu ſehr nach den Fleiſchtöpfen Aegyptens, beſeufzte zu oft die Einbuße der feiſten Puter, der geſtopften Gänſe und der leckeren Haſen, als daß ſie geduldet hätte, daß ihr Eheherr, des Gewiſſens wegen, dem Edelmann über die ſyſtematiſche Umgarnung von Leibjuden und Genoſſen den Staar geſtochen hätte. Die ſich ſehr bibelfeſt dünkende Hausehre war zornig darüber, daß ihr Gatte durchaus keine Freundſchaft mit dem Leibjuden und dem Doktor anknüpfte und meinte, es ſei eine Sündenſchande, daß ſie ſich mit Rindfleiſch bei Tafel behelfen müſſe, während, wenn der Paſtor ein Freundſchaft cultivirender Mann wäre, er und ſie mehr in die Suppe zu brocken haben würden. Ihr Paſtorenfrauen-Grundſatz der Neuzeit, — wie ſie meinte, — ſei: „wem der Altar dient, der ſoll ſich vom Altar nähren!“ ſo ſtehts ſchon in der Bibel, ſetzte ſie hinzu. Wollte der ſtille Mann ſeiner lieben Hausehre erwidern, fiel ſie ihm in's Wort und behauptete: er ſchmälere nur aus Eigenſinn ihre Küche, er ſtoße durch ſein zurückgezogenes Weſen von der Welt alles muthwillig zurück und Frau und Kinder könnten ſehen, wo ſie etwas herbekämen, was ſich für ſie ſchickte. Machte der Friedensmann nur eine Mahnung zum Friedensſchluß, rief ſie erboſt: Eſſet das Fette und trinket das Süße, ſagt Gott, und wem ſagt er es? ſeinen Dienern ſagt er's! Beruhigen konnte der Paſtor ſeine Frau nur, wenn er ihre geſchmackvolle, zu ihrer Plaſtik paſſende Toilette bewunderte, ihren Teint lobte oder ihren Gang bezaubernd fand. Blieb wirklich ein Atom der Verſtimmung zurück, ſo fand er ihre Kochkunſt unübertrefflich. Die Frau war zwar kein Engel, aber auch kein eingefleiſchter Teufel, und es war mit ihr auszukommen, ſobald man ſie bei ihrer ſchwachen Seite faßte. — Freilich kann man das bei allen Frauen, ſobald man nur nicht ihr Mann iſt. —

Als nun die Verlegenheiten des Edelmannes immer größer, die Geldbedürfniſſe immer dringender, die Wechſelverpflichtungen immer ſchneller auf-

einander folgten, die Zinsverpflichtungen zur Schloßthurmhöhe angeſchwollen waren, mußte ſich der Edelmann zur Brautſchau entſchließen und der Leibjude wurde als Courier d'amour auf die Suche geſandt. — Unter normalen Verhältniſſen hätte unſer Edelmann ſich nur auf die nach dieſer Richtung hin reich geſegneten Nachbaredelſitze bemühen brauchen, aber das paßte unſerm Leibjuden ſo wenig wie ſeinem Anhange.

Nachdem der Leibjude durch ſeine Affiliirten beim Edelmann hatte Stimmung machen laſſen, beſuchte derſelbe auf des gnädigen Herrn Koſten, unter einſtweiligem Vorſchuß derſelben, die Bäder, in denen die Ariſtokratie, — nicht etwa der Geburt, ſondern des Mammons verweilt, um die jugendliche Sippe mittelſt allerhand Kniffe und Ränke in ſolide Häuſer zu ſchmuggeln. Unſer Leibjude hatte bald das Goldfiſchchen endeckt, welches dem Edelſitz wieder aufhelfen ſollte und ſeine Taſchen dabei mit zu füllen geeignet war.

Geldbeſitz, im gegenwärtigen Jahrhundert gleichbedeutend mit Bildung, Tugend und Verſtand, war genügend geboten, um darauf eine Speculation begründen zu können, leider aber war eine Schwierigkeit zu überwinden, die bei der Mitinkaufnahme des weiblichen Individuums ſehr ſtörend hätte ſein können. Die auserwählte, mit Juwelen und Gold wie ein Judenweib überſchwänglich behangene, zukünftige Braut hatte ſich allerdings durch die künſtliche Penſionspreſſe ſchon einen Grad von Lebensart und ſogenanntem feinen Ton, zu reden und zu lügen, was man weder denkt noch fühlt, angeeignet, aber die leidige nächſte Verwandtſchaft war trotz der Taufe ſo vermauſchelt geblieben, daß ſelbſt dem ſchlauen Leibjuden dieſe Schwierigkeit unüberſteiglich ſchien.

Der Charakter der Schönen gipfelte in dem Bewußtſein ihres Reichthums, in dem Gefühle ihrer Ueppigkeit und ein ſtark ausgeprägtes ſinnliches Aeußere ließ auf ihre Abſtammung ſchließen, verbarg ſich nur mühſam unter dem glühenden Feuer ihrer dunkeln Augen und den ſtark gezeichneten, dem Genußleben ergebenen Lippen.

Der ſchlaue Jude wußte ſeine Werbung, ohne die breitſpurige Eitelkeit der Mutter und das anmaßende Selbſtbewußtſein des Vaters und Großſtadtbanquiers zu verletzen, unter der Bedingung anzubringen, die die Eltern der zukünftigen Braut ſowie die ganze Mauſchelverwandtſchaft vom Schloſſe des Edelmannes fern hielt. — Der zukünftige Bräutigam mußte die ihm ausgeſuchte Partie, während deren Eltern nach der Schweiz reiſten, bei Freunden in guter Geſellſchaft durch Zufall treffen, — die Liebe oder wenigſtens die lügenhafte Behauptung derſelben wurde erleichtert durch den Glanz der Edelſteine und dem Bewußtſein der Schwere incl. der Mitgift der Braut.

Faſt ſchien es, als wenn mit dieſer Verbindung ein neues Leben im Schloſſe in friedlicher Geſtalt einkehren würde, nachdem der Leibjude alle Vorbereitungen zu dieſem glänzend ſcheinenden Geſchäft abgewickelt hatte, ſogar eine der beſſeren Geſellſchaft angehörende Familie gefunden, die die

ſchickliche Arrangirung der Hochzeit, in Vertretung der abweſenden Eltern der Braut, zu übernehmen ſich bereit erklärte.

Bei der umſichtigen und geſchickten Leitung der Angelegenheit ſchwoll dem Juden der Kamm nicht wenig, und es ſchien ihm jeder aufſchiebende Zwiſchenfall undenkbar. — „Doch mit des Geſchickes Mächten iſt kein ew'ger Bund zu flechten.“ Aus heiterm Himmel kam der Schlag, welcher des Juden Pläne noch auf ſchweren Widerſtand ſtoßen laſſen ſollte. — Man verzeihe uns die kleine Indiskretion, die zum Verſtändniß des Ganzen unerläßlich iſt. Die ſchon bereits im zweifelhaften Alter befindliche Wirthſchafterin beſaß ein liebeglühendes Herz und hatte, — da ſie Jahre lang gefühlvoll den gnädigen Herrn für ſeine Geduld und Entbehrung einer Gemahlin nach Kräften in voller Hingebung zu dienen und entſchädigen gewußt, Gedanken Raum gegeben, die ſie zur heftigſten Widerſacherin der projektirten Verbindung machte. — Mit Stolz und voll mütterlicher Zärtlichkeit blickte ſie nebenbei auf die talentirten Fähigkeiten eines Jünglings, der dem Edelmann ſehr ähnlich ſehen ſollte und ihren Geburtsnamen trug. — Die Koſten ſeines Studiums beſtritt die zärtliche Wirthſchafterin aus ihren Erſparniſſen. — Der junge Mann war inzwiſchen ein lebensluſtiger Candidat der Theologie geworden. — —

Nach lebhaften Interventionen ſeitens des Leibjuden und des Leibdoktors ließ ſich die Wirthſchafterin endlich mit dem Verſprechen abfinden, daß für ihr unverbrüchliches Schweigen und ihre Reſignation eine ſtandesgemäße Verheirathung, ſowie eine einſtige Pfarrſtelle für ihren hoffnungsreichen Liebling die Ehrenpflicht des gnädigen Herrn ſei, der er ſich in keiner Weiſe entziehen wollte.

So wurde denn auch die letzte Schwierigkeit durch Judenhilfe beglichen, die der Vermählung des Schloßherrn noch ſtörend im Wege geſtanden hatte.

Nach einem Jahre finden wir denn auch unſern Edelmann im Beſitz einer Lebensgefährtin nebſt Zubehör und in der hoffnungsreichen Illuſion befangen, daß, ſobald ſein aus zweifelhafter Geſellſchaft ſtammender Schwiegervater die Weltkriſe in den fünfziger Jahren, ähnlich der Schwindelepoche, überwunden haben wird, alle ſeine Schuldverbindlichkeiten, die ja in zielweiter Ferne durch Judengnade prolongirt worden ſind, nicht allein getilgt werden dürften, ſondern daß auch mittelſt deſſen Hilfe aus den Ruinen ſeines Edelſitzes neuer Glanz entſprießen werde.

In welchem verhängnißvollen Irrthum derſelbe ſich befand, werden wir bald erſehen.

Das kunſtvolle Drillen in der Penſion hatte die Geſinnung der „gnädigen Frau“ durchaus nicht verbeſſert, hingegen die Darwin'ſche Erziehungsmethode ihr Gemüth erſterben laſſen, wohl aber den Sinn des Scheins für das Sein gepflegt und hiermit die Anlagen der Täuſchung, der Intrigue zur Ausbildung gebracht. — Schlimme Leidenſchaften durchwühlten den jugendlich üppigen, an keine Selbſtbeherrſchung gewöhnten Körper und

drohten bei dieſer Geſchäftsheirath die Feſſeln zu ſprengen. — Das zugeknöpfte Weſen des Edelmannes war auch wenig geeignet, die Erotomanie der jungen Gnädigen ins ruhige Fahrwaſſer des Erlaubten zu leiten. Inzwiſchen war der Paſtor loci den Folgen der Unverdaulichkeit der Kochkunſt ſeiner Hausehre erlegen und der Patronatsherr, unſer Edelmann, hatte bei der Neubeſetzung der dadurch vacanten Pfarrſtelle ſein Auge auf einen blondhaarigen, lang aufgeſchoſſenen, etwas dürrleibigen Candidaten gerichtet, der als Hauslehrer auf einem benachbarten Edelſitz ſchon über Jahr und Tag wirkte. Dieſer Schmeichler verſtand es trefflich, auf der Kanzel mit Donnerſtimme zu reden und mit dem Hammer des Geſetzes Alles, gleich irdenen Töpfen, zu zerſchlagen, oder wie die ausgeſchlürfte Schale eines geſottenen Eies zu zerknirſchen und inter privatos parietes Jedem den Fuchsſchwanz zu ſtreichen, bei dem es fette Biſſen, reſp. einen ſchweren Beichtpfennig gab. — Er war beſonders befähigt, die Reichen und Großen durch intereſſante Anekdoten zu unterhalten und war ſtets bei der Hand, dieſelben zu hofiren. — Beſonders war er der Mann, zu dem man das Vertrauen haben konnte, daß er keine noch ſo berüchtigte Sünderin von Familie, oder von hoher Connexion befürwortet, vom Altar weiſen, dagegen deſto glühender ſeinen Eifer für's heilige Zion an einer armen Dirne bewähren würde, die in einem ſchwachen Augenblicke nicht daran dachte, ihr Fleiſch zu kreuzigen.

Der Candidat wurde bei der Ausſicht, die ihm der Edelmann eröffnete, tief gerührt und zerfloß in demuthsvoller Unterwürfigkeit, ſelbſt dann noch, als der allergnädigſte Herr damit herausrückte, daß an der Beſetzung der Pfarre durch ihn, er den Wunſch einer ſofortigen Verheirathung knüpfen müſſe. Der Candidat ſann zwar hin und her, wem er das Glück, zukünftige Frau Pfarrerin zu werden, antragen ſolle, konnte indeß zu keinem ſofortigen Reſultat kommen und beurlaubte ſich auf einige Tage mit erſterbender Unterthänigkeit, für die hohe ihm wiederfahrene Gnade ewig dankbar. Der Edelmann gab ihm noch an die Hand, ſeiner Einrichtung in der Pfarre und etwaigen bedürftigen Vorſchüſſen hierzu halber, ſich an ſeinen Vertrauten, unſern bekannten Leibjuden, wenden zu wollen, welch letzterer dem neuen Pfarrer auch richtig in jeder Beziehung, mit wahrer Selbſtverleugnung, aus der Patſche half, ſogar in Beziehung der ihm voll Dankgefühl anvertrauten Bedingung des Allergnädigſten, ſich ſofort verheirathen zu müſſen, Rath zu geben wußte.

Der Leibjude ſelbſt führte die frühere Wirthſchafterin, mit ihren zur Begründung eines neuen Hausſtandes gar nicht zu verachtenden Erſparniſſen, dem Pfarrer als Braut zu, und bat nur, auch ferner die zinstragend angelegten Erſparniſſe derſelben verwalten zu dürfen, wohingegen er von der Nobleſſe des Edelmanns die Beſtreitung der Hochzeitskoſten erwirken wolle.

In die verlaſſene Hauslehrerſtelle trat der junge Candidaten-Protégé der früheren Wirthſchafterin ein, und die Anhänglichkeit an die Börſe der

zukünftigen Frau Pfarrerin ſollte verhängnißvoll für ihn und die gnädige Frau im Schloß werden!

Der Edelmann kam bald zu dem Bewußtſein, in der Wahl ſeiner Gemahlin nicht die nöthige Vorſicht beachtet zu haben, was ihn verbitterte und noch unnahbarer machte. Die gnädige Frau hingegen raſ'te ein luſtiges, nach Genuß lechzendes Leben durch, ohne eigentliche Befriedigung zu finden, ſelbſt dann noch, als der pecuniäre Zuſammenbruch ihres Vaterhauſes ſie belehren mußte, daß ihr gerühmter Reichthum eine arge Myſtifikation für ihren Gemahl und eine Zertrümmerung ihrer Illuſion ſei. Mit dem Verſchwinden dieſer glänzenden Seifenblaſe nahm nur die Energie ihrer ſchlechten Geſinnung zu, und artete in erbärmlichſte Charakterloſigkeit aus. Sie knüpfte mit dem mehrerwähnten, ihrem Gemahl ſehr ähnlich ſein ſollenden Candidaten auf dem nachbarlichen Gute zarte Beziehungen an, und als der junge talentirte Hauslehrer nach jahrelangem Rauſche zum Bewußtſein ſeiner fürchterlichen Sünde kam, gab er ſich in einem ſchwermuthsvollen Augenblicke ſelbſt den Tod.

Inzwiſchen hatte die gnädige Frau mit Hilfe des Leibjuden und deſſen Sippe, um das koſtſpielige Leben des Vergnügens, der Lüge und des verſchleierten Ehebruchs fortführen zu können, bedeutende Wechſelſchulden gemacht, auch wurden die Geldverlegenheiten ihres Gemahls immer dringender und der ökonomiſche Zuſammenbruch des Edelſitzes war nur eine Frage der Zeit und abhängig von der Gnade der Juden.

In dieſer verzweifelten Lage, mit Hypotheken- und Wechſelſchulden überlaſtet, durch das unerträglich leichtfertige, ehrenrührige Leben der Gattin moraliſch geknickt, mit ſich und der Welt zerfallen und unzufrieden, verkümmerte ſo ein zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigender Sproße eines hinterpommerſchen Edelſitzes durch Indolenz, Unwiſſenheit, Stolz, Mangel an Energie und voll Sünde, hauptſächlich aber in Folge des mangelnden Chriſtenſinnes und der Chriſtendemuth, dagegen liebäugelnd mit dem Leibjudenthum und beherrſcht von ihm, ja mit Füßen zertreten.

Mit tiefſtem Bedauern können wir nur das Ende dieſer zerſtörten Adels-Exiſtenz, die, wie viele Tauſende, dem Judenmoloch geopfert wurde, erzählen.

Der Forſt, der inzwiſchen zur Zierde des Schloſſes und Edelſitzes emporgewachſen, war längſt der Brennerei zum Opfer gefallen. Nach der Ausgaltung der Muttererde und Verwendung derſelben, Mangels Stroh, als Dung auf den Feldern, wo nur Kartoffeln — nicht zur Menſchen- und Viehernährung, ſondern zur Schnapsfabrik — gebaut wurden, war ſtatt einer neu angelegten Schonung Unland aus der Forſt geworden.

Die gnädige Frau, deren glühendes Auge wohlgefällig, nach dem Selbſtmorde des Candidaten, auf ihren Diener ruhte, ſollte baldigſt die Welt beſchenken. Der Edelmann ſah dieſem Geſchenk mit unbeſchreibbaren Gefühlen

entgegen; seine Anspielungen schwirrten bereits in der Luft. Die Juden wurden immer unverschämter und frecher, in furchtbarstem Extrem ihrer früheren kriechenden Unterthänigkeit, schrieben sie bereits dem Edelmann wirthschaftliche Maßnahmen vor, und kein Liter Spiritus, kein Scheffel Kartoffeln oder Futtervorräthe, kein Zuchtvieh durfte gekauft oder verkauft werden, wozu diese Herren des Edelsitzes nicht ihre Genehmigung judengnädigst ertheilt hatten.

Der Bedauernswerthe hatte sein Herren- und Heimrecht verloren, er konnte nicht leben, nicht sterben, gelähmt an Haupt und Gliedern, tief unglücklich im Herzen, ohne Freund oder treuen Verwandten, der ihn aus dieser Versklavung hätte retten können, eine inhaltslose Figur, vegetirte er weiter, ohne den Muth zu besitzen, die an ihm saugenden Vampyre zu entfernen.

Zur Subhastation, zur Schließung des Conto's, trieben die Juden nicht, denn noch hatten sie Niemand, den sie als Leutevoigt unter dem hochtönenden Namen „Rittergutsbesitzer" an Stelle des ausgenutzten, ausgesogenen, moralisch geknickten Sprossen eines Edelsitzes setzen konnten. Die haltlose Wirthschaft wurde unter Administration der Juden weiter getrieben, der Edelmann, in Folge vieler Aufregungen und wohl auch in Folge von Erkältung litt zeitweilig an Lähmung, er mußte, wollte er dringender Abwickelungen halber nach der Stadt fahren, eine alte Kutsche aus dem vorigen Jahrhundert mit Erlaubniß seiner Peiniger benutzen; während die Juden auf modernen Gummirädern und vom Edelmann gezogenen Trakehner Rappen dahinstolzirten, gestatteten sie nur äußerst selten den Gebrauch der Ackerpferde vor der alterthümlichen Kutsche des Edelherrn.

* * *

Nur wenig ist der Culturskizze hinzuzufügen.

Jahre sind an dem Unglücklichen vorübergegangen und er hat hart seine Jugendsünden gebüßt. Zwei Söhne und eine Tochter sind, ohne das erhoffte Vermögen zu erhalten, im Schlosse geboren worden, die alle den Gesichtstypus ihrer mütterlichen semitischen Abstammung tragen. —

Der Bedauernswerthe ist endlich erlöst, er ruhe sanft, bis ihn sein Erlöser weckt.

Die gnädige Frau ist älter geworden, aber eine sinnliche Schönheit geblieben. Ihr Diener ist ebenfalls an der Sünde gestorben, aber bereits durch einen kräftigen Nachwuchs ersetzt.

Der Vater der Gnädigen hat noch kurz vor seinem Hingange eine glückliche „Gründung" gemacht, und dabei ein bedeutendes „Trinkgeld" eingesteckt, was jetzt, zur Aufbesserung der ökonomischen Lage, der Tochter sehr zu Statten kommt.

Die Gnädige ist sammt Troß und Diener, um dem üblen Gerede zu entgehen, nach einer Großstadt gezogen, und noch immer Herrengesellschaft

jedem beſchaulichen Leben vorziehend, empfängt ſie wöchentlich zwei Mal gemiſchte Herrengeſellſchaft nebſt einigen wenigen Damen. Lüſterne Zungen behaupten, „daß ſie noch immer berückend ſei, und daß man ſich in ihrem Salon vortrefflich amüſire", aber von anderer Seite haben wir gehört, daß nur ſolche Herren wiederholten Zutritt erhalten, die ihre Börſen vor dem Beſuche mit Gold belaſten und die nach lukulliſchen Genüſſen und anderen Lebensfreuden vornehm genug ſind, dieſe Belaſtung im „Grundehrlich" bei der Gnädigen und Conſorten abzuladen.

Der Edelſitz aber iſt eine ausgebeutete, nur noch Schnaps produzirende Domaine der Juden, und die Kinder der Gnädigen verwahrloſen in der Penſion, in die ſie zur Drillung gebracht ſind, vollſtändig. — Daß der Apfel nicht weit vom Stamm fällt, wird ſich hier wieder einmal bewahrheiten.*) —

Die Judentochter in Volksliedern.

Im Anfang war die Poeſie ein natürlicher Ausdruck des Gefühls und eine in verſchönerter Form vorgetragene Mittheilung von Gedanken oder merkwürdigen Begebenheiten, deren äußere Geſtaltung durch die Weiſe des Vortrags beſtimmt wurde, welcher zwiſchen wirklichem Geſange und feierlicher Rede die Mitte hält. „Dieſe anfängliche Poeſie nun, aus dem Weſen und der Eigenthümlichkeit der Auffaſſungsweiſe einer Nation hervorgegangen und den innerſten Geiſt derſelben wiederſpiegelnd, wird mit dem Namen Volkspoeſie bezeichnet, im Gegenſatz zu aller Poeſie, welche von dem Dichter mit Selbſtbewußtſein den Forderungen der Wiſſenſchaft ſowohl hinſichtlich ihrer inneren als auch ihrer äußeren Geſtaltung unterworfen wird und Kunſtpoeſie heißt."**) Die Volkspoeſie, beſonders das Volkslied, wird daher in gewiſſem Sinne eine vox populi, die zwar nicht vox dei, aber doch als vox vera erſcheint. Die Gegenſtände des Volksliedes ergeben ſich aus der unmittelbarſten Berührung der Begebenheiten mit der Gefühls- und Denkweiſe des Volkes ſelbſt und bilden den unerſchöpflichen Born ſeiner Poeſie. Weshalb geſchloſſen werden darf, daß aller Volkspoeſie, in weiterer und näherer Be-

*) Vorſtehende Skizze iſt thatſächlich dem Leben entnommen.

D. Autor.

**) D. L. B. Wolff.

ziehung, Thatſachen und die zu jener fernen Zeit noch unerforſchlichen Naturerſcheinungen zu Grunde liegen. Der Hof des Königs Etzel, wie er in den Nibelungen prächtig und wild geſchildert wird, deutet auf die Gottesgeißel, Attila, nebſt ſeiner Umgebung hin.

Die Sagen und Märchen, in gebundener wie ungebundener Rede von Rieſen, Zwergen, Elfen, Nixen, Undinen, Moosfräulein, Drachen und anderen Ungeheuern ſind nur volkspoetiſche Allegorien oder die Perſonificirung erkannter, aber nicht in ihrer Weſenheit verſtandener Naturerſcheinungen.

Die deutſche Volkspoeſie in ihrem glänzenden Reichthum beſitzt, dem germaniſchen Urcharakter entſprechend, in großer Menge Heldenlieder, die von kühnen Thaten und herrlicher Frauen-Minne ſingen. Mit der Ausbreitung und tieferen Erkenntniß des Chriſtenthums drang bei dem frommen Volke das Bewußtſein hindurch, wie der chriſtliche Glaube allein eine höchſte Zukunft verheiße und die dereinſtige Glückſeligkeit durch die Taufe hier auf Erden vorbereitet werden müſſe. Dieſe Ideen des chriſtlichen Bewußtſeins übertrugen ſich auf die Volkspoeſie und wurden der romantiſche Gegenſtand derſelben. Hiermit erzeugte ſich aber eine Schroffheit gegen Andersgläubige und geriethen dieſe, von einem derartigen Geſichtspunkte aus, in den nicht ungerechtfertigten Verdacht, böſe und der göttlichen Gnade unwerth zu ſein. Mit geſchichtlicher Berechtigung mußte jene Abneigung wider das Volk ſich offenbaren, das den Gottesſohn gekreuzigt und, als erſter wie älteſter Feind des Chriſtenthums, ſeinen Haß gegen daſſelbe niemals aufgegeben und verleugnet hatte. Ein ſolches, nirgends heimathberechtigtes Volk, an den ſchändlichen Lehren des Talmud hangend und ſich in ſeiner ganzen Verworfenheit noch immer hochmüthig als das „Auserwählte" betrachtend, mußte naturgemäß Ekel, Verachtung und ſpäter Haß hervorrufen. Indeſſen nicht allein die Verſchiedenheit des Glaubens im Allgemeinen und der Gegenſatz von Judenthum zum Chriſtenthum, ſchloß die Juden von allen chriſtlichen Völkern unbedingt ab, ſondern hauptſächlich ihre Raceneigenthümlichkeit, die ſich nicht nur in der äußeren Erſcheinung, vielmehr in dem Charakter und der Geiſtesrichtung ausdrückte. Familienweiſe durchirrten die Juden zigeunerhaft, ohne Recht auf eine Heimath, umgeben von abergläubiſchen Zaubergeräthſchaften die damalige Welt. Bekleidet mit überſchmutzigen Kaftans zeichneten ſich dieſe verdächtigen Fremdlinge durch ihre tief in die Stirn gewachſenen, ſchwarzen, oft ſtrehnigen Haare und die darunter liegenden, unruhigen ſtechenden Augen, getrennt von einer häßlichen, häufig unförmig großen Naſe, deutlich von den blonden Deutſchen ab. Der Unterſchied wurde noch verſtärkt durch ihre ſeltſame Sprache und abſonderlichen Gebräuche, durch ihre lebhaften, zum Spotte reizenden Geſten und durch ihr widerliches Schreien beim Sprechen. Einem ſolchem Schwarme ging man mit inſtinktiver Beſorgniß aus dem Wege und bekreuzigte ſich, wenn er vorüber war. Denn man fürchtete ſie als ein übermüthiges, verſchlagenes, hinterliſtiges und durchaus unreinliches

Volk. Ob der Jude Moſes heißt und an den Waſſern des Nils oder in den Tempelhallen zu Karnak ſein Weſen trieb, oder im Schloßhofe zu Suſa als Mardochai herumlungerte, er zeigt denſelben Charakter, die gleiche boshafte Verſchlagenheit und hochmüthige Verachtung anderer Völker. Dieſe Nationaleigenſchaft hat zu jeder Zeit bei allen Völkern die Juden verhaßt gemacht und, ſoweit es möglich war, ihre Unterdrückung herbeigeführt. Zu Unrecht beſchweren ſich hierüber die Juden, indem ſie von der falſchen Vorausſetzung ſich leiten laſſen, daß ſie, ein edles und auserwähltes Volk, überall verkannt worden ſeien. Es bleibt aber auffallend, daß jedes Volk, ſoweit die Geſchichte darüber Auskunft ertheilt und ſo lange es nicht ſittlich verkommen war, eine unbewußte Abneigung gegen die Juden empfunden hat, und es gehört ein hoher Grad von Selbſtüberſchätzung und Mangel an Einſicht dazu, die Schuld hieran nicht in ſich, ſondern in den Völkern, welchen ſeit Jahrtauſende die Vorſehung daſſelbe Gefühl, — gleichſam das Nationalgewiſſen, — gegeben hat, zu ſuchen und zu meinen, daß dieſe und nicht die Juden, die Urſache zu dem unerquicklichen Racenhaß geweſen wären. Jene wenig liebenswürdigen Nationaleigenſchaften des Judenthums erſtrecken ſich auch in verhängnißvoller Weiſe auf die Judentöchter, denen es recht eigentlich obliegen müßte, das verſöhnende Element, das ausgleichende Princip abzugeben. Wenn ihr völkerverachtender Hochmuth weniger an die Oberfläche treten konnte, liegt das nicht daran, daß er nicht vorhanden war, ſondern in der ſocialen Stellung der Judenweiber überhaupt.

Das Judenmädchen, ob reich, ob arm, wird in ihrer Familie als eine mehr oder weniger koſtbare Waare angeſehen und findet nur in dieſer Beziehung eine Werthſchätzung. Weshalb bei ihr nicht von jener ſüßen, himmliſchen Liebe, die an einer Julia von Capulet, an Gretchen im Fauſt, oder an den Frauen der Gudrun- und Frithjofs-Sage entzückt, die Rede ſein kann. Dieſe alles beſeelende Liebe, die in keuſcheſter Treue, — ſelbſt bis zum Tode, dem Angelobten oder Ehegatten ihre Neigung unabänderlich bewahrt, iſt den Judentöchtern gänzlich fremd. Die geſchichtlich hervorragenden Jüdinnen gelangten durch ihre Proſtitution aus Nützlichkeitsrückſichten, und durch die alleinſeligmachende Reclame ihres Volkes, das ſie als Retterinnen deſſelben pries, zu ihrem mehr als zweifelhaften Ruf. Man fand hierin, was durchaus charakteriſtiſch erſcheint, nichts Unehrenhaftes oder Verabſcheuungswürdiges, ſondern es galt das als ganz natürlich und ſelbſtverſtändlich. Das älteſte Beiſpiel hierfür war Hadaſſa oder Eſther, eine Pflegetochter Mardochai's, der im königlichen Schloſſe zu Suſan das echt jüdiſche Geſchäft des Herumlungerns betrieb. Sie wußte den ausſchweifenden König Ahasver an ſich zu feſſeln und als ſie ihres Einfluſſes ſicher war, den Patrioten Haman zu vernichten und damit ihrem Volke eine Macht zu geben, die die Eingeborenen zu Heloten der Juden machte. „Du wirſt alle Völker freſſen, die der Herr, Dein Gott Dir geben wird. Du ſollſt ihrer nicht

ſchonen. (5 B. Moſ. Cap. 7.) Eine grauſige Verheißung! Eine zweite Eſther, die Maitreſſe Caſimirs von Polen, der zu Unrecht den Beinamen „der Große" in der Geſchichte führt, hat deſſen Reich zu Grunde gerichtet. Der jüdiſche Frauencharakter, weit zäher als jener der Männer und die Racen-eigenart viel ungeſchminkter feſthaltend, ſchließt das Gefühl uneigennützigſter Liebe, das Verſtändniß für zarte Keuſchheit und heilige Weiblichkeit aus.

Das Weib der indogermaniſchen Stämme lebt in ſeiner Gefühlswelt und ihr Ewigweibliches durchzieht die Geſellſchaft als Element guter Sitte und hat in dem tiefpoetiſchen, romantiſchen Mariencultus die göttliche Weihe erhalten. Die Judentochter dagegen ordnet ihr Herz, ihre Gefühle dem berechnenden Verſtande, oft aber ſexueller Leidenſchaft unter; ihre Reize ſind, wie ſie ſelbſt, Waare. Ihre Ehe bleibt ein Compagnie-Geſchäft und der alte Geſchäftsreiſende Amor findet ſelten Abſatz, denn gegenſeitige Neigung iſt nur eine zufällige Mitgift, aber erfreulicher, als jene Morgengabe, die Sauls Tochter, Michal, von dem Sänger David erhielt. (1. Sam. K. 18. V. 20. u. ff.)

Kommt die Judentochter nicht unter die Haube, ſo wirft ſie ſich der Proſtitution in die Arme, denn arbeitſame Enthaltſamkeit erſcheint ihr ebenſo unbegreiflich, wie dem Juden das Ackern. Die Freudenhäuſer im Süden Europa's, hauptſächlich in dem ſüdlichen Spanien, ſollen faſt ausnahmslos von den Judentöchtern bevölkert ſein. Es iſt viel zu viel über die berückende Schönheit der Töchter Iſraels gefabelt worden, die wegen ihrer Seltenheit naturgemäß auffallen mußte und in keinerlei beſonderem Procentſatz zu den Schönheiten anderer Völker ſteht.

Was Schiller in ſeinem Gedichte: „Würde der Frauen" ſo poetiſch ausgeſprochen hat, verſteht die Judentochter nicht, denn die Liebe an ſich, ohne Nebenrückſichten und materielle Vortheile, ſoll in ihrer Seele keine Stätte finden. In Folge deſſen verhärtet ſich das Gemüth der Judentochter, weil ihr bewußt, wie ſie, die aufblühende Knospe, dem Zuge des Herzens in den ſeltenſten Fällen folgen darf und ſie ſich nur als ein Werthobject in dem Haushalte ihrer Eltern zu betrachten hat. Sie tritt mit einem ungeliebten Manne in die Ehe und die wenigen, glücklichen Stunden ihrer kurzen Blüthezeit ſind zu zählen. Der Jude, ihr Mann, geht ſeinem Geſchäfte, dem Gewinne nach, während ihr das Haus und der israelitiſche Kinderſegen überlaſſen bleibt.

„Ich habe mein Bette ſchön geſchmücket mit bunten Teppichen aus Egypten. Ich habe mein Lager mit Myrrhen, Aloes und Linnamen beſprenget. Komm, laß uns genug buhlen, der Mann iſt nicht daheim, er iſt einen fernen Weg gezogen. Er hat den Geldſack mit ſich genommen, er wird erſt auf das Feſt wieder heimkommen." So hat in wenigen Worten der weiſe Salomo das Verhältniß der Judenweiber zu ihren Männern geſchildert, und die modernen Judenehen entſprechen treu dieſen Traditionen. Jude und

Jüdin ſind aus Convenienz und vor der Welt gute Eheleute, daher ſich der Irrthum, wie das Rühmen der vielen ſogenannten glücklichen Judenehen ſchreibt. Glück aber, in ſeiner eigentlichſten Bedeutung, ruhend auf ſittlichem Grunde, fehlt ſolchen Verbindungen immer; „denn glücklich allein iſt die Seele, die liebt.“

Die Natur hat den Judentöchtern die holde Weiblichkeit und Anmuth vorenthalten, die an deutſchen Frauen hochgeſchätzt wird; ſie glänzen nicht, wie es ſein ſollte hierdurch, ſondern durch berechnete gute Einfälle und durch frivolen Verſtand und halten, weil ſie weniger als der Mann im Geſchäfte aufgehen, ſtreng an den Ueberlieferungen ihres auserwählten Volkes feſt. Sie ſind orthodoxer und hängen mit Vorliebe an koſcheren Mahlzeiten, wie altteſtamentariſchen Gebräuchen und bewahren demnach folgerichtig auch eine größere Chriſtenverachtung als die jüdiſchen Männer. Dem rückwärts gekehrten Seherblicke des Volkes konnte das nicht entgehen und legte dieſe Erfahrung in dem nachſtehenden Volksliede nieder:

Es war eine ſchöne Jüdin,
Ein wunderſchönes Weib,
Sie hatt' eine ſchöne Tochter,
Ihr Haar war ſchön geflochten,
Zum Tanz war ſie bereit.

„Ach liebſte, liebſte Mutter!
„Was thut mir mein Herz ſo weh!
„Ach laß mich eine Weile
„Spazieren auf grüner Haide,
„Bis daß mir's beſſer wird.“

Die Mutter wandt' den Rücken,
Die Tochter ſprang in die Gaſſ',
Wo alle Schreiber ſaßen:
„Ach liebſter, liebſter Schreiber,
„Was thut mir mein Herz ſo weh!“

„Wenn Du Dich läſſeſt taufen,
„Luiſa ſollſt Du heißen,
„Mein Weibchen ſollſt Du ſein.“
„Eh' ich mich laſſe taufen,
„Lieber will ich mich verſaufen,
„In's tiefe, tiefe Meer.

„Gut' Nacht, mein Vater und Mutter,
„Wie auch mein ſtolzer Bruder,
„Ihr ſeht mich nimmermehr!“
Die Sonne iſt untergegangen
Im tiefen, tiefen Meer.

Ihre Liebe erweiſt ſich als eine ſinnliche für den ſchönen chriſtlichen Schreiber, und da er ſich von ihr zurückhält, ertränkt ſie ſich. Das Volkslied ſchiebt hier der Judentochter eine Zartheit des Gefühls unter, die man ſelten Gelegenheit findet zu beobachten und darin liegt die Poeſie. Es entſpricht dem jüdiſchen Hochmuthe, ſich eher zu ertränken, als in liebevoller Duldſamkeit nachzugeben.

Ein aus dem Schottiſchen in's Deutſche von Herder übertragenes Lied läßt den Chriſtenhaß noch greller hervortreten, indem eine Judentochter einen Chriſtenknaben abſchlachtet. Es iſt das früher bei den Juden am Purimsfeſte ein faſt allgemeiner Gebrauch geweſen, zum Andenken an die Vernichtung Haman's durch Mardochai und Eſther.

Der Regen, er rinnt durch Mirrilandſtadt,
Rinnt ab und nieder den Po;
So thun die Knaben in Mirrilandſtadt,
Zum Ballſpiel rennen ſie ſo.

Da 'naus und kam die Judentochter,
Sprach: „Willt du nicht kommen hinein?"
„Ich will nicht kommen, ich kann nicht kommen
Von allen Geſpielen mein."

Sie ſchält einen Apfel, war roth und weiß,
Zu locken den Knaben hinan.
Sie ſchält einen Apfel, war weiß und roth,
Das ſüße Kind der gewann.

Und aus und zog ſie ein ſpitzig Meſſ'r,
Sie hat's verſteckt beiher;
Sie ſtach's dem jungen Knaben in's Herz,
Kein Wort ſprach immer er mehr.

Und aus und kam das dick dick Blut,
Und aus und kam es ſo dünn,
Und aus und kam's Kind's Herzensblut;
Da war kein Leben mehr in.

Sie legt ihn auf ein Schlachtbrett hin,
Schlacht't ihn, ein Chriſtenſchwein,
Sprach lachend: „Geh' und ſpiele nun da
Mit allen Geſpielen dein!"

Sie rollt ihn in ein' Kaſten Blei;
„Nun ſchlaf' da!" lachend ſie rief;
Sie warf ihn in ein'n tiefen Brunn'n,
War fünfzig Faden tief.

Als Betglock' klang und die Nacht eindrang
Jede Mutter nun kam daheim;
Jede Mutter hat ihren herzlieben Sohn,
Nur Mutter Anne hatt' kein'n.

Sie rollt ihren Mantel um ſich her,
Fing an zu weinen ſehr,
Sie rannt' ſo ſchnell in's Judencaſtell,
Wo keiner, ach! wachte mehr.

„Mein liebſter Häme, mein guter Häme,
Wo biſt Du? Antwort' mir!"
„O Mutter, o rennt zum Ziehbrunn'n tief!
Euren Sohn da findet Ihr."

Mutter Anne rannt' zum tiefen Brunn'n,
Sie fiel danieder auf's Knie!
„Mein liebſter Häme, mein guter Häme,
O antwort', biſt Du hier?"

Der Brunnen iſt wundertief, o Mutter,
Der Bleikaſt' wunderſchwer;
Ein ſcharf, ſpitz Meſſer geht durch mein Herz;
Kein Wort ſprech immer ich mehr.

Geh' heim, geh' heim, mein' Mutter theu'r,
Mach' mir mein Leichenkleid,
Daheim, da hinter Mirrilandſtadt
Komm' ich an Eure Seit'!"

Das rührende und tief melancholiſche, ſchottiſche Volkslied zeigt die bis zur Grauſamkeit geſteigerte Leidenſchaft einer Judentochter gegen den chriſtlichen Knaben Häme. Es kann nicht geltend gemacht werden, daß die chriſtliche Anna einſt der Jüdin glückliche Nebenbuhlerin geweſen ſei und letztere nur aus perſönlicher Rachſucht ihre Schandthat vollbracht hat, weil es heißt:

Schlacht't ihn, ein Chriſtenſchwein,
Sprach lachend: „Geh' und ſpiele nun da
Mit allen Geſpielen dein."

Die mildernden Umſtände beleidigter Eitelkeit und unbeherrſchter, wenn auch frevelhafter Eiferſucht fallen alſo fort. Bemerkenswerth erſcheint es, wie die Mutter des Häme, aber nicht die Judentochter mit Namen bezeichnet wird. Dieſelbe Erfahrung wird noch in Dörfern, wo ſich Juden eingeniſtet haben, gemacht, denn der Bauer ſpricht nicht: „Das iſt von Kohn," ſondern: „Das iſt vom Juden!"

Dem Juden gilt das Schwein als unreines Thier, und es bleibt bezeich-

nend, daß das Chriſtenkind als ſolches von der Judentochter angeſehen wird. In einem neugriechiſchen Volksliede, von Sanders überſetzt, offenbart ſich ein ähnlicher Chriſtenhaß. Daſſelbe lautet:

An einem Samstagabend, des Sonntags Morgens fein,
Ging ich wohl zu ſpazieren in's Judenviertel 'nein.
Ich find' ein Judenmägdlein allein da, ganz allein.
Ich ſag ihr: „Mädchen, willſt Du nicht eine Chriſtin ſein,
Daß Sabbath Du Dich badeſt, Sonntags Dich putzeſt fein?"

„Mutter, es fragt ein Grieche, ob ich will Chriſtin ſein,
Daß Sabbaths ich mich bade, Sonntags mich putze fein."
„Eh' werd' durchbohrt vom Schwerte des Türken, Tochter mein,
Als daß Du zu mir ſageſt, wollſt eine Chriſtin ſein,
Daß Sabbaths Du Dich badeſt, Sonntags Dich ſchmückeſt fein."

Zu der Verachtung des chriſtlichen Glaubens geſellt ſich hier die überlieferte jüdiſche Waſſerſcheu und die Leidenſchaft zur Unreinlichkeit, die dem Liede die glückliche humoriſtiſche Färbung verleihen. „So ſollt ihr die Kinder Israel warnen vor ihrer Unreinlichkeit, daß ſie nicht ſterben in ihrer Unreinlichkeit, wenn ſie meine Wohnung verunreinigen, die unter euch iſt." (3. B. Moſes Cap. 15.)

Die angeführten Volkslieder werden von denſelben Gedanken und Gefühlen beherrſcht, darauf hinweiſend, wie die Völker ſowohl im tiefen Süden als hohen Norden und in den dazwiſchen liegenden Mittelländern die gleiche Abneigung und den gleichen Ekel empfunden haben. Demnach ergiebt ſich als Axiom: Die Juden ſind ihrer Lebenseigenthümlichkeit und Ernährungsweiſe nach die Paraſiten der indogermaniſchen Völker und eine Aſſimilation iſt nicht zu erwarten, wie eine über tauſendjährige Erfahrung darthut. Daher denn ihnen nicht gleiche Rechte mit den Eingeborenen, die in innigſter Wechſelbeziehung zu ihrem Lande, ihrer Kultur, Sitten und Religion ſtehen, eingeräumt werden dürfen. Es müſſen die Nationen, die ſich dieſer Wahrheit verſchließen, über kurz oder lang von ihren Miteſſern, die nicht ſäen, aber ernten, aufgezehrt werden und unwiderruflich der Helotie verfallen.

Wenn die Judentöchter heute nicht wagen, Kinder zu rauben, ein Chriſtſchwein zu ſchlachten, liegt das nicht darin, daß in dem jüdiſchen Charakter und Volke eine Umwandlung zum Beſſern vor ſich gegangen, ſondern die Angſt vor dem gerechten Zorn der Völker, die eine ſolche Veranlaſſung benutzen würden, die Feſſeln der Fremdherrſchaft zu zertrümmern. Für die vorſtehenden Behauptungen ſprechen auch zum Theil die jüngſten Mordthaten in Rußland, die meiſt von Juden ausgeführt und in Scene geſetzt worden ſind, wie denn überhaupt bei allen Revolutionen die Juden das Patronat derſelben übernommen haben. Heinrich Baruch Hirſch oder mit ſeinem Gründernamen Bethel Henry Strousberg konnte in ſeinem Buche: „Dr.

Strousberg und sein Wirken", Seite 106 schreiben: „Robespierre war nur extrem grausam, weil er extrem liberal war; Dr. Johann Jacoby, einer der ehrenhaftesten und achtbarsten Männer, würde, wenn er die Macht hätte, im Interesse des Fortschrittes nicht viel weniger grausam sein. Lasker ist mehr, wenn auch nicht körperlich, doch in seiner moralischen Richtung unter die classischen Tribunen zu zählen, er ist der moderne Cato und hier sieht man, wie versatil das Judenthum ist. In Johann Jacoby, Lasker, Bamberger, Lassalle haben wir einen Robespierre, Cato, Marat, St. Simon, und es wird nicht mehr allzulange dauern, bis man eine Bildergallerie jüdischer Größen wird aufstellen können, in der die modernen Abklatsche der Hauptweltbeglücker vergangener Zeiten dargestellt sein werden."

Wer die Zeichen der Zeit versteht und die Zukunft nicht allein als ein Buch, „versiegelt mit sieben Siegeln," ansieht, dem wird es nicht entgehen, wie im deutschen Volke ein ungeheurer Zündstoff sich angehäuft hat, der, durch einen glücklichen Funken entzündet, einen gewaltsamen Ausbruch befürchten läßt. Jüdische Witzeleien, Todtschweigen sind keine Sicherheitsventile, ebensowenig nichtssagende und nichtsbedeutende Redensarten von Aufklärung, Humanität oder doctrinärer Schulweisheit. Ein Herzensgefühl und der Wunsch nach Gerechtigkeit in einem Volke läßt sich auf die Dauer ebensowenig eindämmen, wie einem jungen Mädchen ihre Liebe fortdisputiren. Das ist vergeb'ne Liebesmüh'.

Aus Oesterreich.

Pereat l'alliance Israélite universelle! L'alliance Israélite universelle! Welch' mächtiger Siegesruf aus dem Lager der Juden und — welch' furchtbarer Mahnruf an die christliche Bevölkerung. Wie mächtig, wie innerlich erstarkt und auf seine Größe bauend mußte sich das Judenthum fühlen, daß es wagen konnte die Flagge l'alliance Israélite universelle aufzuhissen um nun mit vollen Segeln dem so heiß ersehnten Ziele, der Vereinigung seiner Macht, zuzusteuern. Wer wollte es jetzt wagen, dem gewaltigen Judenthume, dem Beherrscher der Geldmacht, die unzähligen Vergehungen und den Verrath an der Menschheit vorzuhalten und es in seinem Siegeslauf zu hemmen? Ruht nicht in seinen gewinnsüchtigen, gewissenlosen Händen das Schicksal von Tausenden, die nur zu wohl fühlen, daß sie er-

barmungslos der Vernichtung preisgegeben wären, wenn sie ihr Haupt gegen das freche Judenthum erheben wollten.

Aber was giebt uns christlichen Völkern das Recht, gegen ein ganzes Volk den Stein zu erheben? Verdienen die Juden unseren Haß und unsere Verachtung? Schwerwiegend fallen diese Fragen in die Wagschaale der Gerechtigkeit. Nicht blindes Vorurtheil gegen ein fremdes Volk, nur die Schilderung seines Thun und Lassens möge ein gerechtes Urtheil fällen.

Ein kurzer Rückblick in die Geschichte des Alterthumes zeigt uns ein kleines Völkchen in der Gefangenschaft schmachtend und eines erlösenden Machtspruches harrend. Die Befreiung erscheint in der Gestalt des gewaltigen Cyrus, und gleich der geöffneten Pandorabüchse entschlüpft das gefangene Volk seinen Fesseln und zieht unter dem Namen „Jude" in die weite Welt. Was ist sein Beginnen? Will er im Schweiße seines Angesichtes sein Brot verdienen? Ergreift er die Pflugschar? Oder baut er für sich und seine Nachkommen ein bleibendes Heim? Nichts von All' dem. Wozu die schwere Arbeit? Läßt es sich nicht ohne Hände Arbeit und ohne Ackerbau leben? Wo ergiebt sich der größte und schnellste Gewinn? Da winkt der Handel seiner Gewinnsucht und dieser wird von nun an sein Losungswort. Gleich den Uebeln zerstreut sich die ganze Judenschaar in alle Weltgegenden, über alle Kulturvölker. Sie bedarf keiner Metropole, denn jeder einzelne Jude verfolgt ja nur seine eigenen Interessen und seine Nebenmenschen sind ihm nur ein Mittel zum Zweck.

So sind Jahrhunderte dahingeschwunden, die Völker, Menschen, Staaten, Sitten und Gebräuche waren großen Wandlungen unterworfen, nur eines blieb sich treu: der Jude blieb Jude, die Gewinnsucht und der Wucher seine Parole. Sie sind der Pesthauch des Judenthums, welche unsere heutige, sociale Gesellschaft dahinzuraffen droht.

Um nun die zersetzende Wirkung dieses markverzehrenden Volkes mit seinen Grundsätzen im richtigen Lichte zu sehen, bedarf es einer näheren Beleuchtung der Hauptbedingnisse für ein ersprießliches Gedeihen der staatlichen Bevölkerung.

Worin wurzelt die Wohlfahrt eines Staates?

Die Mutter Erde ist die erste und heiligste Quelle eines staatlichen Wohlstandes; doch gliche sie einem ungehobenem Schatze, wenn ihr die Arbeit nicht zu Hilfe käme. Die Arbeit umgiebt den Menschen, wie die Luft den Erdkreis, und nur sie erhebt den Menschen zu einem menschenwürdigen Dasein. Hat sich nun die Arbeit zu dem Boden gesellt, so schafft diese Vereinigung mehr als verbraucht wird und ein Ueberschuß, ein Ersparniß ist hiervon die Folge. Faßt man diese naturgemäße Folgerung in feste Begriffe, so findet man, daß ein gesellschaftliches Zusammenleben der Menschen aller Länder der Welt nur drei Erwerbsquellen hat, welche durch den Arbeitslohn, Bodenrente und Ersparnißrente repräsentirt

werden. Die Arbeit iſt die Grundlage aller drei Erwerbsquellen; von ihrer Verwerthung hängt aller perſönlicher Erwerb und Beſitz, in Folge deſſen des Menſchen Glückſeligkeit ab. Weil die Arbeit die wichtigſte Grundlage jedes Gedeihens ſtaatlicher Bevölkerungen iſt, bedarf ſie daher auch der ſorgfältigſten, adminiſtrativen Pflege und des größten ſtaatlichen Schutzes. Mit dem Arbeitslohne ſteht die Bodenrente in innigſter Wechſelwirkung; ſie bildet ja, ſo zu ſagen, eine Arbeitsverwerthung in Form eines Bodenertrages. Gleichſam als die Frucht des Arbeitslohnes und der Bodenrente geht aus beiden die Erſparnißrente, vulgo Kapital, hervor, welche hiezu dient, belebend auf die Erſteren zu wirken und ſtets ihnen untergeordnet werden muß. Das Kapital bedarf keiner adminiſtrativen Pflege, hier reicht ein Rechtsſchutz vollkommen aus um das perſönliche Eigenthum des Einzelnen zu bewahren.

Unterzieht man unſer heutiges Staatenweſen einer eingehenden Kritik, ſo findet man eine völlige Nichtbeachtung und Unkenntniß von der Wichtigkeit des Arbeitslohnes und der Bodenrente, während man das Hauptaugenmerk auf das Kapital richtet und es Wucherzwecken zugänglich macht. Dies iſt das Werk des Judenthums. Der Wucher und die damit verbundene Schädigung des Arbeitslohnes bot ihm die alleinige Handhabe, mit deren Hilfe es ſich zu der gegenwärtigen Macht emporſchwingen konnte. Bekanntlich geſtatteten die Zeitverhältniſſe vor dem Jahre 1848 den Juden nur ein ſehr beſchränktes Maaß von Freiheiten und die bürgerlichen Rechte waren ihnen unzugänglich, eine gewerbliche, ſociale und ſittliche Ordnung hemmte überall ihre Umtriebe. Da kam das Jahr 1848 und brachte den Juden die erſehnte Emanzipation. Nun richtete ſich all' ihr Streben dahin, die beſtehenden paſſenden und unpaſſenden, guten und ſchlechten Gemeinde- und Staatseinrichtungen zu beſeitigen und an deren Stelle eine ſociale Ungebundenheit in Form von Freiheiten einzuführen. Sie gelangten in den Beſitz der Erſparnißrente und die Wucherblume gedieh unter ihren Händen zu nie geahnter Blüte. Anſtatt die Erſparnißrente als Unterſtützung des Arbeitslohnes und der Bodenrente zu verwenden, iſolirten ſie das Kapital, konzentrirten daſſelbe in ihre Hände und bildeten daraus durch Wucher die ergiebigſte Erwerbsquelle. Ohne etwas zu ſchaffen, verſtanden ſie es mit teufliſcher Meiſterſchaft, durch den bloßen Umſatz des Geldes ſich Geld zu verdienen. Die erſchlichenen Freiheiten öffneten ihnen überall Thür und Thor und ſiegreich drangen ſie in die ihnen ſo lange verſchloſſenen Pforten. Die Macht des Geldes mißbrauchend, ſchwangen ſie ſich von Stufe zu Stufe, bis ihre Habgier befriedigt wurde. Die Agiotage, Valutenfabrication (Papiergeldwerthzeichenerzeugung) und der Mißbrauch der Maſchinen für Erwerbszwecke waren die erſten Früchte ihrer ſo eifrigen Beſtrebungen. Die Macht der Oeffentlichkeit kennend, wußten ſie ſich mit der ihrem Geſchlechte angeborenen und anerzogenen Schlauheit und Verſchmitztheit in den Beſitz der Journaliſtik zu ſetzen. Künſte, Wiſſenſchaften, den elektromagnetiſchen Strom und die Dampfkraft machte ſich das Judenthum auf die raffinirteſte Weiſe

dienſtbar und ſchon ſtehen die ſchrecklichen Folgen dieſes nur auf Selbſtſucht beruhenden Vorgehens unabweisbar vor dem Forum des öffentlichen Gerichtes. Verſchuldungen der Gemeinden und Staaten, Entſittlichung und Sittenloſigkeit im Schooße ſtaatlicher Bevölkerungen, Verarmung und Verkommenheit aller arbeitverrichtenden Völkerſchichten, das Ueberhandnehmen der Laſter und Verbrechen, dies ſind die Reſultate der modernen politiſchen Freiheiten und der aufgelaſſenen ſocialen Gemeinde- und Staatsordnungen. Denn dieſe letzteren waren dazu beſtimmt, Arbeitslohn und Bodenrente vor Uebergriffen zu ſchützen und das Kapital vor Mißbrauch zu wahren. Doch nicht nur den materiellen Bedürfniſſen boten ſie Schutz, ſie waren auch gleichzeitig die Beſchützer der Sittlichkeit, welche nur aus der Nächſtenliebe entſpringt und unter deren Obhut nur ein gedeihliches Zuſammenleben gedacht werden kann. Während nun die chriſtliche Bevölkerung auf Grund der Nächſtenliebe und Sittlichkeit ein inniges Band um all' ihre Mitmenſchen ſchlingt, dadurch ein ſegensreiches, gemeinnütziges Wirken zu Tage fördert und ſo einer ſteten Veredelung fähig iſt, mißachtet der Jude gänzlich die Nächſtenliebe. Der Jude kennt weder die Nächſtenliebe, noch die daraus entſpringende Sittlichkeit; der Culminationspunkt ſeiner egoiſtiſchen Intereſſen iſt ſeine Familie ohne Berückſichtigung der chriſtlichen Mitmenſchen. Ein gemeinnütziges Handeln iſt in Folge deſſen den Juden ganz unmöglich, daher ſie nie, auf ſich ſelbſt angewieſen, beſtehen können und ſich nur von dem Schweiße der chriſtlichen Völker nähren. Die ihnen dargebrachte Nächſtenliebe iſt für ſie nur das Mark von dem ſie zehren wollen, ſie nützen dieſelbe aus und ſetzen den chriſtlichen Völkern den Fuß auf den Nacken. Dies iſt der ewige Fluch, welcher an dem Judenthume haftet und wodurch daſſelbe die volle Verachtung der Chriſten verdient.

Iſt die chriſtliche Bevölkerung wirklich die wehrloſe Beute des Judenthums? Giebt es keine Rettung aus deſſen Händen? Iſt denn Niemand da, welcher muthig gegen dieſe ſchmachvolle Bedrückung ſeine Stimme erhebt? O ja! Feſt ſteht und treu die „Deutſche Wacht" und ſchaart Männer um ſich, welche unerſchrocken die Fackel der Aufklärung erheben, um der vertrauungsſeligen chriſtlichen Bevölkerung die Binde von den Augen zu reißen und die gefahrdrohende Lage zu beleuchten. Noch iſt es Zeit!

Erwache deutſche Manneskraft! Erhebet muthig die Waffen des chriſtlichen Geiſtes; in Eurer eigenen Bruſt, in Eurem Kopfe ſuchet die Kraft zur Abwehr gegen dies ſchreckliche Uebel; ſchafft Ordnung in Euren Gemeinden und laßt Euch nicht um ſchnödes Geld Euere ererbten und erworbenen Rechte durch Judenhände entreißen; haltet an Eueren Satzungen mit unverbrüchlicher Treue feſt, laſſet Euch durch das Geſchrei nach ſocialer Freiheit, welches nur leeres Blendwerk iſt, nicht beirren, denn ohne ſtrenge Maßregeln zur Aufrechthaltung der ſocialen und ſittlichen Ordnung giebt es kein Gedeihen. Nur wo Ordnung da Friede, wo Friede da Liebe, unter deren ge-

heiligtem Schutz Ihr und Euere Nachkommen gedeihen können. Beginnt mit Euch selbst und Ihr habet damit den Judenbann ausgesprochen. Duldet keine Eingriffe in Euere Rechte, und wie die Nacht vor dem aufsteigenden Tagesgestirn weicht, so wird auch das fluchbeladene Volk der Juden von dannen fliehen, sobald Euere Stätte durch eine sociale und sittliche Ordnung geheiliget wird. Seine Macht wird gebrochen sein und erlöst von seinem unheilvollen Drucke könnt Ihr Euch ganz und voll dem freudigen Gefühle des Schaffens hingeben; denn nur jener Staat, welcher mittelst Wahrung der Arbeit die Sittlichkeit als sein erstes Prinzip aufstellt, welcher mit all' ihm zu Gebote stehenden Mitteln Arbeitslohn und Bodenrente schützt und mit aller Strenge gegen den Mißbrauch der Ersparnißrente auftritt, darf ruhig dem Treiben des Judenvolkes zusehen. Nur so bietet sich die einzige Möglichkeit, auf friedlichem Wege diesem Parasitengeschlechte den Boden unter den Füßen zu entziehen. Haltlos, gemieden und verachtet bleiben ihm nur zwei Wege offen. Entweder muß es sich der socialen Ordnung fügen, muß somit die Nächstenliebe anerkennen oder es muß sich vollständig isoliren und geht dann seinem unbedingten Verfalle entgegen. —

Möge dieser Ruf der „Deutsche Wacht" bis in die entferntesten Gauen Deutschlands dringen und einen freudigen Wiederhall in Eueren Herzen finden. Schaart Euch um das Banner der „Deutsche Wacht", erhebet Arbeit, Nächstenliebe und Sittlichkeit zu Euerer Parole, denn nur durch diese Waffen wird zur That: Pereat l'alliance Israélite universelle.

Alle Rechte vorbehalten.

Redaktion und Verlag: Otto Henze Berlin N., 105a Friedrichstraße.
Druck von Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

1880. Nr. 1.

Judenspiegel.

Beiblatt
der
„Deutsche Wacht".

Erscheint monatlich und wird aparte nicht abgegeben.

An die Leser!

Unter obiger Firma werden wir von jetzt ab den Lesern der „Wacht" eine dankenswerthe Neuerung bieten. Neben dem sachlichen, sagen wir wissenschaftlichen Inhalt derselben machte sich das Bedürfniß geltend, den Freunden und Anhängern unserer Sache eine Zusammenstellung aller die „Judenfrage" und die Emancipations-Versuche der christlichen Heloten betreffenden Nachrichten zu bringen. Wir machen durch den „Judenspiegel" den Versuch und wird die Aufnahme desselben bei unseren Lesern für den Fortgang entscheidend sein.

Der „Judenspiegel" wird die zu unserer Kenntniß gelangenden abnormen jüdischen Schurkereien und Frechheiten, ohne Ansehen der Person, seinen Lesern mittheilen und des Weiteren bemüht sein, durch seine Mittheilungen die Geister mehr und mehr wach zu rütteln und dem Bestreben: die Christenheit vom Judenjoche zu befreien, seine nachdrücklichste Unterstützung angedeihen lassen.

Desgleichen werden wir Ehrenbezeugungen, die unwürdigen Juden zu Theil geworden sind, hier publiciren. Im Allgemeinen werden wir nur die uns zunächst liegenden und meist verjudeten Staaten, Deutschland und Oesterreich-Ungarn, bei unseren Mittheilungen aus Nah und Fern berücksichtigen, doch werden geeigneten Falles auch die übrigen Länder, wo Christen unter dem Judenjoche seufzen, in den Kreis unserer Thätigkeit gezogen werden.

Wir bitten unsere Freunde und Leser, uns durch Einsendung von Zeitungs-Ausschnitten (mit Quellenangabe), sowie sonstigen geeigneten,

verbürgten Thatsachen, jüdische Ueberhebungen und Gaunereien betreffend, in unseren Bestrebungen zu unterstützen. Wir sichern in jedem Falle den Herren Einsendern strengste Discretion zu.

Unser Programm gipfelt in dem Satze:

Christenschutz — sonst Massen-Auswanderung und wirkliche „Judenhatz".

Die Redaction.

Der christlich-deutsche Adel und die Judenpresse.

Motto: „Es giebt viele Hallunken, die nicht Juden sind, aber wenige Juden, die nicht Hallunken sind."

Vor Kurzem erließen mehrere Edelleute in der conservativen Presse an ihre Standesgenossen die Aufforderung zur Bildung einer Adelsgenossenschaft, deren Aufgabe in erster Linie die Wahrnehmung und Förderung der Interessen des Adels und des Großgrundbesitzes bilden soll und die außerdem auch den Zweck verfolgt, für unbemittelte Wittwen und Waisen des Adels zu sorgen. Dieser Versuch der Selbsthülfe des deutschen Adels wird von der liberalen Judenmeute sehr ungünstig beurtheilt und gab derselben Veranlassung zu den pöbelhaftesten Wuthausbrüchen.

Die „Berliner Zeitung", ein von Juden für Juden, Fortschrittsgewürm und Socialdemokraten herausgegebenes Schmutzblatt, nebenher auch anscheinend das offizielle Leib-Organ der bankrotten Firma „Virchow, Richter und Co." hat in dieser Beziehung entschieden das Glänzendste geleistet und ihren edlen Mitkämpfern, dem Tageblatt des Juden Mosse, dem Börsen-Courier des Juden Davidsohn u. A. unstreitig den Vorrang abgelaufen. Da wir nicht voraussetzen können, daß unsere geehrten Leser dieses Schandblatt lesen oder gar Abonnenten desselben sind, gestatten wir uns, den Leitartikel dieses würdigen Preßorgans vom 30. April cr. nachstehend wörtlich abzudrucken:

Auch eine Genossenschaft.

Ein Sendschreiben an den Adel.

Motto: „Es giebt viele Adlige, die nicht zur Aristokratie gehören, und viele Aristokraten, die nicht zum Adel gehören."

Freiherr v. Vincke in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 17. Februar 1863.

Während Prinz Wilhelm, der einstige deutsche Kaiser, im Begriffe steht, zu einem bürgerlichen Arzt in nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu treten, wird in der „Kreuzzeitung" zur Bildung einer deutschen Adels-Genossenschaft aufgefordert. Wer's

nicht glauben will, mag's selbst nachlesen! Der Aufruf ist nicht vom 1., sondern schlechtweg vom April 1880, geschrieben: achtzehnhundertachtzig, datirt, und von den Unterschriften lautet die erste: von Bassewitz und die letzte: von Zitzewitz. — Seltsam, daß die Namen nach der alphabetischen Reihenfolge unterzeichnet sind. Da geht der Graf nicht dem Baron, der Baron nicht dem Herrn „von" vor. Es scheint, sie fühlen sich Alle eins — gegenüber der Masse der Bürgerlichen. Freilich wollen sie sich nicht kastenartig von diesen abschließen, aber sie fühlen sich doch als Stand, als ein besonderes Gebiet des sozialen Lebens.

Sind Sie das wirklich, meine Herren Edelleute? Und wo, bitte, sind die Grenzen dieses Gebiets? Haben wir nicht erlebt, daß die Nachkommen altehrwürdiger Regentenfamilien im Siechenhause geendet? Lesen Sie nicht täglich von Ediktalcitationen, welche die Gerichte an Fürsten- und Grafensöhne erlassen? Und finden sich nicht unter vagabondirenden Komödianten genug adlige Namen? Lassen Sie sich gesagt sein, daß es Menschen, erwachsene Menschen giebt, die ein „von" vor ihrem Namen führen, — das sie nicht zu schreiben wissen.

Ist es aber richtig, das Wort, das an der Spitze dieses Schreibens steht, und das einen deutschen Edelmann zum Urheber hat; giebt es viele Adlige, die nicht zur Aristokratie, und viele Aristokraten, die nicht zum Adel gehören: wie mögen Sie dann das „von" als Unterscheidungsmerkmal aufstellen? Das hat ja denselben Sinn, als ob sich all' diejenigen Personen zu einer Genossenschaft zusammenthun wollten, deren Namen mit einem „a" beginnen; das „v" folgt erst sehr viel später im Abc.

Sie wollen dem Luxus und der Genußsucht steuern. Aber hat denn der Adel sich so besonders unmäßig gezeigt, daß Sie deshalb gerade eine Adelsgenossenschaft gründen müssen? Viel eher wäre es noch zu verstehen, wenn Sie sich zur Abschaffung der adligen Branntweinbrennereien vereinigten! Sie wollen auch den Geist der Hingebung an das öffentliche Wohl stärken, und das ist schön, aber Sie bezeichnen es als den eigentlichen Beruf des Adels, vorzugsweise seine Kräfte in den Dienst des Vaterlandes und der Gesammtheit zu stellen, und daran thun Sie Unrecht.

Das preußische Landrecht ging zwar noch von der Ansicht aus, dem Adel „als dem ersten Stande im Staate" liege die Vertheidigung des Staates sowie die Unterstützung der äußeren Würde und innern Verfassung desselben „hauptsächlich" ob. Aber dann kam die preußische Verfassung und bestimmte: „Alle Preußen sind vor dem Gesetz gleich. Standesvorrechte finden nicht mehr statt." Sie werden also die „innere Verfassung" des Landes am Besten wahren, wenn Sie aufhören, sich als Stand zu fühlen. Das gleiche Recht hat allen Bürgern die gleiche Pflicht auferlegt, und es sollte Ihnen doch gewaltig schwer werden, zu beweisen, daß der Adel zur Theilnahme an den Staatsgeschäften mehr berufen, mehr befähigt wäre, als die Bürgerlichen. Wo sind denn Ihre Kapazitäten? Wo sitzen sie in unseren parlamentarischen Körperschaften? Und immer fragt mein Seufzer: wo?

Einen Stand direkt für das öffentliche Wohl wollen Sie bilden? Aber so sorgen Sie doch erst für sich selbst, ich meine nicht in dem Sinne, daß Sie für die Einführung von Zöllen in Ihrem Interesse wirken, sondern indem Sie solche Fälle verhüten, wie wir sie erlebt, daß große Standesherren ihre Zahlungen einstellen und dann fern von Madrid darüber nachdenken, wie viel Menschen sie in's Verderben gestürzt. Damit werden Sie dem öffentlichen Wohl am meisten dienen. Noblesse oblige? Gut, dann vereinigen Sie sich meinetwegen, um gemeinschaftlich all' die Ver-

luſte zu decken, welche in der Gründerzeit dadurch entſtanden ſind, daß arme Leute, durch die von hochadligen Perſonen unterzeichneten Proſpekte angelockt, ihr Geld in zweifelhafte Unternehmungen geſteckt und eingebüßt haben. Das wäre die einzige Adelsgenoſſenſchaft, die ich allenfalls für berechtigt halten könnte. Sie ſchweigen? Wohl, es iſt ein beredtes Schweigen!

Es iſt wahr: Sie zeigen in Ihrem Aufruf Sammetpfötchen, aber der Pferdefuß kommt doch ſchließlich zum Vorſchein. Die bürgerlichen Familien, ſchreiben Sie, welche ſich beſtreben, jene wahrhaft ariſtokratiſchen Aufgaben mehr und mehr (das heißt wohl: ebenſo ſehr wie Sie?) zu löſen, „werden mit der Zeit und in dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge durch Nobilitirung in den Adel ſelbſt aufzunehmen ſein.“ Sehr freundlich von Ihnen, obgleich mir nicht bekannt iſt, wer von den Deklaranten, Pardon! von den Unterzeichnern den Adel zu vergeben hat. Aber, meine Herren Edelleute, wir ſind auf unſern bürgerlichen Namen ſtolz, und Sie wiſſen doch auch, daß man, wenn man heute in den Adel — erhoben wird, Gefahr läuft, ſtellenweiſe in ſehr ſchlechte Geſellſchaft zu gerathen, nachdem unſer Strafgeſetz die ſehr zweckmäßige Beſtimmung getroffen hat, daß ein adliger Verbrecher dem Adel erhalten bleibt? Nein, meine Herren Edelleute, auch wir haben unſern Ahnenſtolz, und der verbietet uns, den Namen zu ändern, den unſere Vorfahren uns hinterlaſſen haben.

Eins will ich Ihnen zugeben; auch in liberalen Kreiſen wird vielfach die Bedeutungsloſigkeit unſeres Adels für unſer öffentliches Leben beklagt. Vielleicht ſchweift auch Ihr Blick ſehnſüchtig nach der britiſchen Inſel! Aber glauben Sie ernſtlich, dieſer Kalamität abhelfen zu können? So bedenken Sie doch, daß ein Adel, wie er in England beſteht, nicht gemacht werden kann; er muß geworden ſein, und weil es bei uns daran fehlt, ſo täuſchen Sie weniger Andere als ſich ſelbſt, wenn Sie glauben, daß Ihre Genoſſenſchaft mit der Zeit einen unberechenbaren Einfluß auf die ganze ſozial-politiſche Entwickelung Deutſchlands gewinnen könnte. Das wäre wider die Natur und ſteht deshalb nicht zu befürchten, obwohl es allerdings auch ein Zeichen der Zeit iſt, daß dieſe Genoſſenſchaft überhaupt in's Leben gerufen werden konnte.

O dieſe Zeit! Der Gedanke läßt mich nicht zur Ruhe kommen: werden denn auch die deutſchen Dichter, welche auf dem Parnaß ſo hoch geſtiegen ſind, bis ſie das „von“ erreicht haben, dieſer Adelsgenoſſenſchaft beitreten, vielleicht eine Sektion für höhere Poeſie bilden? Es berührt ſo eigen, in der Reichstagsrede des Herrn v. Kleiſt-Retzow vom 26. d. M. zu leſen: „Ich berufe mich auf Rudolf von Gottſchall, der ſich ganz entſchieden gegen die Zügelloſigkeit auf dem Gebiete des Theaterweſens ausgeſprochen hat.“ Vielleicht theilen ſich's die Herren ſo ein: Herr Geheimer Hofrath Rudolf von Gottſchall, der einſtige Freiheitsapoſtel, für das Drama; man kann auf ihn das Wort Saphir's anwenden: „Seine Stücke ſind die Stützen aller deutſchen Bühnen, und wo ſie nicht gegeben werden, iſt blos der Geſchmack des Publikums daran ſchuld.“ Für das Lied: Herr Ritter Joſef Victor von Scheffel; über ihn ein Mehreres zu ſagen, brächte Gefahr, wie Hieronymus Lorm beweiſt. Und für den Roman: Herr Hermann v. Schmid, der Dichter der — „Gartenlaube.“ Dieſer Name ſagt genug wohl ſchon! — Ich ſehe es kommen, daß man die deutſche Nationalliteratur unter den Auſpizien der genannten drei Edelleute ſtaatlich organiſirt; natürlich konnte man dazu keinen Kultusminiſter wie Falk brauchen, der den Adel dankend ablehnte. Iſt doch ein Edel-Falk!

Im Begriff, dieſes Schreiben zu ſchließen, erfahre ich, daß ſich binnen Kurzem

Digitized by Google

eine königlich württembergiſche Prinzeſſin mit einem bürgerlichen Arzt, der ſoeben erſt ſein Staatsexamen gemacht, zu einer Lebensgenoſſenſchaft vereinigen, d. h. verheirathen wird. Vivat sequens! Ein Bürger.

Dieſes elende Geſchreibſel kennzeichnet wieder einmal ſo recht deutlich die jüdiſche Gefechtsweiſe, denn Unverſchämtheit, Verlogenheit, Unwiſſenheit, und frecher Witz ringen in einem wahren Wettkampf um die Siegespalme. Wie ſchon mehrfach in neueſter Zeit die Judenpreſſe und zuletzt der große Judengenoſſe „Eugen, der edle Richter" ſich nicht geſcheut haben, den Namen unſeres erlauchten Kronprinzen in die Diskuſſion zu ziehen, ſo beginnt auch der „Preßjakobiner" der Berliner Zeitung gleich mit dem Prinzen Wilhelm, dem einſtigen deutſchen Kaiſer. Und noch dazu in einer wie albernen Weiſe. Klingt es nicht, als ob S. Kgl. Hoheit der Prinz Wilhelm eigens zu dem Zwecke mit der Prinzeſſin von Holſtein ſich vermählen wolle, um mit einem bürgerlichen Arzte in verwandtſchaftliche Beziehungen zu treten! Doch kommen wir zur Sache: „Es ſcheint, ſie fühlen ſich alle eins gegenüber der Maſſe der Bürgerlichen." Nein, Sie frecher Jude, dem iſt nicht ganz ſo. Sie hätten die Sache beſſer getroffen, wenn Sie geſchrieben hätten: „gegenüber dem Judenthum." Dieſem gegenüber ſteht die Ariſtokratie geſchloſſen da und es ſind, Gott ſei Dank, nur vereinzelte Ausnahmen, daß Edelleute für Iſrael Propaganda machen. Wie geradezu gemein iſt dann der zweite Abſatz des Artikels! Glauben Sie, naſeweiſer Preßbengel, wirklich die Würde und den Glanz des Adels dadurch beſchmutzen zu können, daß Sie für dieſes oder jenes mauvais sujet den ganzen Adel verantwortlich machen? Es iſt das genau ſo unlogiſch, genau derſelbe Trugſchluß, wie die Behauptung, die Juden ſind eine brave, ganz vortreffliche Race, weil ſich unter ihnen hier und da zuweilen auch ein anſtändiger Charakter findet. Wie wahrhaft kindiſch wird dann aus dem als Motto benutzten Ausſpruch des Freiherrn von Vincke gegen den Adel Kapital geſchlagen! Man ſieht, es müſſen jammervolle Denker ſein, die Leſer und Abonnenten dieſes Weltblattes, welchen ein ungariſcher Preßjude derartige Gauklerſtücke vormachen darf. — Ueber die doch gewiß echt edelmänniſche und urdeutſche Aufforderung, den Geiſt der Hingebung an das öffentliche Wohl zu ſtärken, wird fade geſpöttelt. Aber wen kann das Wunder nehmen? Der Jude kennt keinen Geiſt der öffentlichen Hingebung, er beſitzt kein Ehrgefühl, kein Vaterland und keine Vaterlandsliebe. Die caritas patriae iſt ihm ein ganz unverſtändlicher Begriff, denn ſein Grundſatz iſt ubi bene, ibi patria, ſein Denken und Trachten iſt die ſchmutzige Anbetung des goldenen Kalbes. Dann meint unſer Preßkoſak weiter: „Es ſollte doch gewaltig ſchwer werden, zu beweiſen, daß der Adel zur Theilnahme an den Staatsgeſchäften mehr berufen, mehr befähigt wäre, als die Bürgerlichen." Zu dieſem Beweiſe haben ſich auch die Edelleute gar nicht erboten, denn ihre größere Befähigung haben ſie durchaus nicht behauptet. Da es aber dem Leithammel der Berliner Ztg. doch ſo ſehr auf

den Beweis ankommt, wollen wir ihn nur an die beiden letzten Preußiſchen Juſtizminiſter erinnern, nämlich den Grafen Zur Lippe und den Dr. jur. Leonhard. Während erſterer vermöge ſeiner adeligen Geſinnung das auserwählte Volk den Hallen der Themis ferne hielt in der ganz richtigen Meinung, daß dieſelben durch Knoblauch entweiht würden, hat Herr Leonhard eine wahre Virtuoſität darin gezeigt, die deutſche Juſtiz zu vermauſcheln und mit wahrem Feuereifer Itzig und Conſorten zu Richtern und Anwälten befördert. Auch verdanken wir Herrn Leonhard den Segen der neuen Gerichtsorganiſation, ein Geſchenk von bekanntlich gleichfalls ſehr anzuzweifelnder Güte. Mit echt jüdiſcher Unverſchämtheit wird dann á la Laskerleben die Geſchichte von den hochadligen Gründern wieder aufgewärmt und die Ariſtokraten, welche aus Unkenntniß in den derartigen Geſchäften auf den Judenleim gegangen und außer dem Glanz ihres Namens auch ihr Vermögen verloren, von Neuem an den Pranger geſtellt. Hier zeigt ſich wieder der jüdiſche Preßpirat in der ganzen Fülle ſeiner Erbärmlichkeit. Mit tönendem Wortgeklingel und unter der heuchleriſchen Maske edler Entrüſtung wird der Adel aufgefordert, die durch den Gründungsſchwindel dem Publikum zugefügten Verluſte zu erſetzen. Elender Wicht! Wer waren denn die Hallunken der Gründerzeit? Waren es nicht 90% Semiten, waren es nicht Angehörige derſelben verdammenswerthen Nation, welche noch heute den Giftbaum cultivirt, den fluchwürdigen Wucher betreibt, die deutſche Literatur und Preſſe durch ihre gemeine und ſittenloſe Schreiberei ſchändet und vergiftet? Doch weiter! Die Abſicht des Adels, ſolche bürgerlichen Familien, die ariſtokratiſche Grundſätze befolgen und ſich an der Löſung der Aufgaben des Adels betheiligen, in ſeine Mitte aufzunehmen, erſcheint der „Berl. Ztg." als eine Beleidigung für dieſelben, weßhalb ſie ihrer Entrüſtung in hochtrabendſter Weiſe Ausdruck verleiht. Nun, diejenigen bürgerlichen Familien, welche dem Adel der Nobilitirung würdig erſcheinen, werden ſich wohl geſtatten dürfen, über die Annahme oder Ablehnung derſelben ſelbſt zu entſcheiden und nicht erſt bei der Judenredaktion eines Berliner Preßorgans III. Ranges die Erlaubniß dazu einholen brauchen. Im Uebrigen kann es ſich hier nur um deutſche, chriſtliche Familien handeln, nicht aber um Judenſippen. Wir begreifen alſo nicht, wie das Blatt zu der Unverſchämtheit kommt für die bürgerlichen Familien das Wort zu führen. Auch iſt es ein Zeichen echt jüdiſcher Frechheit, wenn Sie ſchreiben: „auch wir haben unſern Ahnenſtolz und der verbietet uns, den Namen zu ändern, den unſere Vorfahren uns hinterlaſſen haben." Welch' ein Contraſt zwiſchen den Vorfahren eines Edelmannes und dem eines Semiten! Erſterer ein glanzvoller, tapferer Ritter, der vielleicht ruhmreich an den Kreuzzügen Theil genommen und bei ſeinem Landes- und Lehnsherrn in höchſter Achtung ſtand; letzterer höchſtwahrſcheinlich irgend ein ſchmutziger, lumpiger, polniſcher Sackjude, erſterer ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle; letzterer jedenfalls ein Hallunke vom reinſten Waſſer. Wahrhaftig, Sem, wir finden keinen

Grund, Dich um Deinen Ahnenstolz auch nur im Mindesten zu beneiden. Und dann: Dein Ahnenstolz verbietet Dir den Namen zu ändern? Das ist uns neu! Warum nehmen denn so viele Juden Namensänderungen vor, warum wurde z. B. aus Moses Mosse?

Die Sache liegt ganz anders. Trauben, die zu hoch hängen, sind bekanntlich sauer. Oder wollen Sie, edler Sturmbock des Judenthums, etwa in Abrede stellen, daß Israel in der schamlosesten Weise sich nach Würden und Ehrenstellen drängt, daß die jüdischen Jobber die Ministerien mit Bettelbriefen um Verleihung des Adels oder eines Charakters, wie „Kommerzienrath", „Hoflieferant" u. s. w. förmlich überfluthen. Um Sie aber darüber nicht im Unklaren zu lassen, wie Adel und Volk über einen Juden denkt, dem es gelungen ist, in den Adel sich einzuschleichen, will ich Ihnen im Vertrauen mittheilen, daß sowohl der Edelmann, wie auch der Bürger einen geadelten Moses oder Cohn durchaus nicht höher achtet und für nicht mehr und nicht weniger hält als für — einen Mauschel. Man wird von ihm nie sagen „der Herr von Veilchenduft" sondern der Jude Veilchenduft.

Der ganze Artikel der „Berl. Ztg." ist, wie es wohl Niemandem zweifelhaft sein kann, eine ganz unberechtigte Attaque des Judenthums gegen den Adel, und hätte viel richtiger die Unterschrift „ein Mauschel" geführt.

Auch der Kladderadatsch, das „Organ von und für Bummler", hat das Project der Gründung einer Adelsgenossenschaft in seiner Weise verarbeitet. Die Ausgabe vom Sonntag den 2. Mai cr. bringt darüber Folgendes:

„Statut der deutschen Adelsgenossenschaft.

Conservative Organe enthalten den Aufruf zur Bildung einer Deutschen Adelsgenossenschaft, welcher u. A. auch von frischgeadelten, noch ganz bürgerwarmen Herren unterschrieben ist. Durch einen glücklichen Zufall sind wir in den Besitz der Statuten der Deutschen Adelsgenossenschaft gesetzt worden, welche folgendermaßen lauten:

§ 1. Zur Deutschen Adelsgenossenschaft gehört Jeder, der wenigstens „von" ist, wenn er es auch erst soeben geworden wäre.

§ 2. Das Hochtragen der Nase ist obligatorisch. Wer sie so hoch trägt, daß es ihm in die Nasenlöcher hineinregnet, schneit, hagelt oder blitzt, wird auf gemeinsame Kosten ausgehauen und im Wappensaal ausgestellt.

§ 3. Das „von" darf auch Nachts nicht abgelegt werden.

§ 4. Frischgeadelte erhalten die nöthigen Ahnen aus dem Fonds der Genossenschaft nachgeliefert.

§ 5. Wer adelig sein soll, muß vor Allem das Herz auf dem rechten Fleck tragen; den betreffenden Fleck genau zu bestimmen, bleibt näherer Verabredung vorbehalten.

§ 11 ist hinlänglich bekannt.

* * *

In so offener und schamloser Weise macht die Judenpresse gegen Alles Front, was deutsch und christlich ist. Die Alliance israélite, deren ausgesprochener Plan es ist, Throne und Altäre zu stürzen, und die es verdiente, mit Feuer und Schwert ausgerottet zu werden, soll eine erlaubte Genossenschaft sein.

Der christlich-deutsche Adel dagegen ist nicht berechtigt, eine Genossenschaft zum Schutze seiner Interessen gegen den Ansturm des jüdischen Liberalismus zu bilden. Der Gedanke, daß es dem Adel gelingen könnte, durch diese feste Vereinigung ein Bollwerk gegen Kapitals- und Judenherrschaft zu errichten, läßt die Juden erzittern; daher ihre Wuth und ihr Spott. Ein mächtiger Adel und, was gleichbedeutend ist, ein unveräußerlicher Grundbesitz, paßt Israel schlecht in den Kram, denn die schrankenlose Herrschaft der goldenen Internationale kann erst beginnen, wenn Religion und Sitte, Königthum und Adel gestürzt sind.

Wir aber als Deutsche und Christen können nur in der Adelsgenossenschaft eine echt deutsche Institution begrüßen, die neben der Einführung der Zwangsinnungen, Börsensteuer und des Wuchergesetzes, sowie dem in Bälde zu erhoffenden Kirchenfrieden eine vernichtende Waffe in dem Kampfe gegen den Fluch unseres Vaterlandes, das Judenthum, bilden wird.

Die Allgemeine Zeitung des Judenthums, ein unparteiisches (!?) Organ für alles jüdische Interesse, herausgegeben von Rabbiner Dr. Ludwig Philippson in Bonn, bringt unter „Zeitungs-Nachrichten" in ihrer Nr. 17 vom 27. April Folgendes:

Berlin, 13. April. (Privatmitth.) Wir haben in dieser Z. von dem literarischen Treiben W. Marrs wenig Notiz genommen, auch nicht wo er sich persönlich gegen deren Redacteur wandte, weil wir die feste Ueberzeugung hegten, daß solch' ein wüstes und trotz allen Geschreies hohles Treiben in sich selbst die Ursache seines Untergangs trägt. Dies verwirklicht sich denn alsbald. Die mit so vielem Geräusch angekündigte Monatsschrift „Die Deutsche Wacht" ist schon eingegangen, und statt derselben will Marr „Zwanglose antisemitische Hefte" herausgeben; von Berlin wird der Sitz dieses großartigen Unternehmens nach Chemnitz verlegt. Als Grund giebt Marr an, daß er mit seinem Verleger in Zwist gerathen, der durch „Pressionen von Seiten gewisser katilinarischer Existenzen ihn zwingen wollte, in seiner Zeitschrift gegen die Zoll- und Wirthschaftspolitik der Regierung zu polemisiren, sowie die kirchlichen Parteien aller Confessionen zu erbittern, die auf seiner Seite stehen." So sagt der gute Marr in einem desfallsigen kleinen Flugblättchen. Das ist ein Schicksal! Früher waren es die bösen Juden, die den armen Marr maltraitirt haben sollen — jetzt sind es „katilinarische Existenzen." Und diesen ehrlichen, von den Radikalen übergelaufenen, lammfrommen Mann will man zwingen, gegen die Regierung und die Pietisten zu marschiren! Da ist es erklärlich, daß er es vorzieht, seine Monatsschrift ohne Abonnenten aufzugeben und wieder Broschüren zu schreiben. Allein Herr Marr hat sein Pulver mit einem Male verschossen, und wer kein Pulver hat, kann nicht mehr schießen. Das wird er bei seinen weiteren Broschüren empfin-

den, und damit können wir ihm einen „fröhlichen Abſchied“ von der öffentlichen Bildfläche wünſchen. Hierbei möchte ich noch Folgendes bemerken: Ihr Wiener Correſp., da er über die Erfolgloſigkeit des Antiſemitenvereins, in Wien Boden zu faſſen, ſpricht, fügt hinzu, daß die dortige Polizei ihn gar nicht geduldet haben würde. Bei uns war dies allerdings nicht der Fall, und als man an den Staats- und Oberſtaatsanwalt ging, gegen dieſe auf Unwahrheit und Unrecht beruhende Agitation einzuſchreiten, welche „Haß und Verachtung gegen gewiſſe Bürgerklaſſen zu erregen“ ſucht, erklärten jene, daß ſie keine Urſache zum Einſchreiten fänden. In der Hitze des Streites mag man dies beklagt haben, jetzt können wir nur zufrieden damit ſein. Die Sache hat ſich durchgeſpielt, und ihre Wirkungsloſigkeit vollſtändig erwieſen. Die Gegner können nicht ſagen, daß ihre Beſtrebungen abgeſchnitten worden, ſonſt würden ihre Reſultate ganz andere geweſen ſein. Sie hatten Zeit und Raum, ihren Köcher gänzlich zu leeren und kein Ziel getroffen. Sie haben alſo ihre Niederlage auszukoſten. Stöcker hält freilich noch immer Vorträge über „die Judenfrage.“ Allein auch ihm wird die Stunde ſchlagen.

Wir erlaubten uns, dem würdigen Herrn Rabbiner und Redacteur Dr. Ludwig Philippſon, wie folgt, zu antworten:

Berlin, den 1. Mai 1880.

Herrn Redacteur, Rabbiner Dr. Ludwig Philippſon in Bonn.

In Nr. 17 der „Allgem. Ztg. d. Judenth.“ haben Sie die Freundlichkeit gehabt, unter der Rubrik „Zeitungsnachrichten“ zu erwähnen, daß „die mit ſo vielem Geräuſch angekündigte Monatsſchrift „Die Deutſche Wacht“ **eingegangen**, daß ſtatt derſelben Marr „zwangloſe antiſemitiſche Hefte herausgeben will, und daß der Sitz dieſes großartigen Unternehmens von Berlin nach Chemnitz verlegt ſei.“ Sie ſchreiben oder laſſen ſich ſchreiben, daß er es vorziehe, ſeine Monatsſchrift ohne Abonnenten aufzugeben und wieder Broſchüren zu ſchreiben.

Bekanntlich haben Todtgeſagte noch ein recht langes Leben zu erwarten, und es freut uns aufrichtig, daß uns dies gerade von Ihnen zu Theil wird. Wir leben und freuen uns unſeres zeitgemäßen Daſeins, finden in allen nichtjüdiſchen Kreiſen die freundlichſte Aufnahme und werden nicht ermangeln, weiter thatkräftig für unſere Sache zu leben und zu wirken.

Zur Beurtheilung unſerer neueſten Leiſtungen ſenden wir Ihnen mit dieſem das vor 8 Tagen erſchienene 7. Heft der „Deutſche Wacht“ und machen Sie ganz beſonders auf den darin enthaltenen Artikel: „Was heißt national?“ aufmerkſam, in dem Ihrem Collegen, Profeſſor Lazarus, auf die Finger geklopft wird. Es war eine unglückliche Stunde des genannten Herrn, die ihn ſeinen qu. Vortrag verbrechen ließ, und wird er hoffentlich in Zukunft etwas weniger vorlaut ſein.

Zum weiteren Zeugniß unſeres Lebens und unſerer Thätigkeit übermitteln wir Ihnen einen Proſpect, der augenblicklich in 100.000 Exemplare durch unſer Vaterland geht, der Bewegung einen neuen Impuls geben und uns zu den alten Freunden viele neue verſchaffen wird. Es dürfte ſich empfehlen, denſelben der „Allgem. Zeitung d. Judenth.“ beizulegen, damit auch Ihre Leſer authentiſch erfahren: „was wir wollen!“ Vielleicht geſtatten Sie dies und geben der Baumgärtner'ſchen Verlagsbuchhandlung die Erlaubniß dazu. Unſeres Dankes können Sie verſichert ſein.

Die weiteren Punkte Ihres Artikels betreffend, diene Ihnen zur Kenntnißnahme:

Herr Marr ist wohl ein ausgezeichneter Pamphletist, der Redaction einer Monatsschrift, wie die „Wacht" sein soll, war er nicht gewachsen. Da eine Verständigung darüber mit ihm nicht zu erzielen war, so war sein Rücktritt von der Redaktion unvermeidlich. Daß der gute Mann darüber zürnt und in der angegebenen Weise die jetzige Redaction angreift und deren Verleger verdächtigt, ist nicht schön, noch überhaupt angebracht. Wir sagen uns aber: „Marr ist ein alter Mann" und — das Alter soll man ehren. Wir schweigen darüber, um unsern Gegnern nicht Stoff zu hämischen Bemerkungen zu liefern.

Bei Eintreffen dieses Briefes werden auch Sie Kenntniß von dem Sturm erhalten haben, der über Rußland's Juden dahinbraust. Wir billigen im vollsten Maße die Anordnungen der russischen Regierung und bedauern nur, daß wahrscheinlich unser geliebtes Vaterland mit diesem russischen Segen bedacht wird. Es kann dies jedoch nur dazu dienen, die „Judenfrage" bei uns noch acuter zu machen, und deren Lösung zu beschleunigen.

Wir sind stolz darauf, uns die grimmigste Feindschaft der Juden hier und aller Orten verdient zu haben, und werden, unbeirrt durch weitere Anfeindungen, Verleumdungen und Verdächtigungen, fortfahren, unserem Volke die Augen über die internationale Judenschaft vollends zu öffnen.

Wenn Sie aber die „Wacht" wieder todtsagen wollen, so bitte erst vor dem Druck bei uns anzufragen; wir werden Ihnen, wenn gewünscht, gern weitere Mittheilungen über den Fortgang unseres Unternehmens machen.

Für die Redaction der „Deutsche Wacht."
Otto Henze.

Aus dem Reichstage.

Bei Gelegenheit der Berathung des Gesetzentwurfs über die weitere Verlängerung des Sozialistengesetzes wurde von dem Abgeordneten v. Ludwig der Antrag gestellt, dieses Gesetz auch auf andere staats- und gesellschaftsgefährliche Vereinigungen, wie z. B. die Alliance israélite, auszudehnen. Dieser Antrag muß als durchaus begründet erscheinen, zumal auch der Minister des Innern nicht umhin konnte einzugestehen, daß auch nach seiner Ansicht noch andere, der bestehenden Ordnung gefährliche Vereinigungen beständen. — Die Juden, welche einen Staat im Staate bilden, eine Race, aus welcher die meisten Gründer, Wucherer, Rückkaufshändler, die hervorragendsten Begründer und Führer der Sozialdemokratie hervorgegangen, sind für die Gesammtheit unseres Deutschen Volkes weit gefährlicher als die Sozialdemokraten. Ihre nicht in erster Linie durch redliche Arbeit erworbenen Reichthümer verwenden sie zur Ausbeutung redlicher Arbeit, theilweise sogar zur Unterstützung der Sozialdemokratie. Die jüdische Presse leistet in der Lüge und Verfälschung der öffentlichen Meinung, sowie in der Förderung der schwindelhaften und schmutzigen Reklame gefährlichere Giftbeulen an unserem Volksleben, als die sozialistische Presse mit ihrem lächerlichen Maulheldenthum.

Bei Berathung des Wuchergeſetzes hatte der Abgeordnete Dr. Lasker einen Abänderungs-Antrag geſtellt, nach deſſen Annahme die beabſichtigte Wirkung des Geſetzes wieder illuſoriſch geweſen wäre. Das Geſetz will nämlich demjenigen, welcher bewuchert worden iſt, das Recht ſichern, den Wucherer auf Zurückgabe der ungeſetzlich erworbenen Beträge zu verklagen; während die „große Mannesſeele" dieſes dann nicht für zuläſſig wiſſen wollte, wenn Jemand das Klageobjekt rechtlich cedirt erhalten habe. Eine ſolche in das Geſetz hineingebrachte Hinterthür wäre ohne Zweifel Anlaß zur Begründung von Wuchergeſellſchaften geweſen, wo der eine auf den andern ſeine Forderung übertragen haben würde und ſo dem Geſetz wieder ein Schnippchen geſchlagen worden wäre. Herr v. Kleiſt-Retzow war jedoch für dieſesmal auf der Wacht, und deckte die Tendenz des Lasker'ſchen Antrages auf. Die große Mannesſeele ſollte doch wiſſen, daß wir nicht mehr 1869 ſchreiben. Der deutſche Michel iſt erwacht und läßt ſich nicht mehr von jüdiſchen Zungendreſchern leiten. Aus dem gegenwärtigen Lasker'ſchen Antrage ſieht man recht deutlich, welche Verdienſte ſich dieſe „Mannesſeele" um unſere Juſtizpflege erworben hat und er zeigt zugleich, wohin es kommen würde, wenn nur Juden für unſere deutſche Rechtſprechung zu ſorgen hätten.

Vermiſchtes.

In Ermangelung von ehrlichen und ſachlichen Kampfesmitteln legt ſich die Judenſchaft auf das Lügen, um die antiſemitiſchen Beſtrebungen zu verdächtigen. So hat neulich ein Semit in einer Verſammlung der Chriſtlich-Sozialen behauptet, ein Mitglied der Antiſemiten-Liga in Dresden ſei des niedrigſten Wuchers überführt worden und der Börſen-Courier, das Organ des Herrn v. Bleichröder (Redakteur Davidſohn) ſchreibt unter dem 25. April:

In Dresden iſt jüngſt bekanntlich ein Vorſtandsmitglied eines dortigen Antiſemitenvereins vor Gericht des niedrigſten Wuchers überführt worden und der gute Mann war, reſp. wurde gezwungen, alle Aemter, die er merkwürdiger Weiſe zu ergattern gewußt, niederzulegen. Auch in unſerer hieſigen Antiſemiten-Liga — oder ſchreibt man Lüga? — ſcheint eine Reihe polizeiwidriger Exiſtenzen ein Unterkommen gefunden zu haben, mindeſtens nimmt dieſer Verein jetzt die Aufmerkſamkeit der Staatsanwaltſchaft und der Polizei ſtark in Anſpruch. Ein Lokalberichterſtatter, der von hieſigen Behörden Informationen zu empfangen pflegt(!), ſchreibt uns: Die Antiſemitenliga bringt merkwürdige „Heilige" zum Vorſchein. Ein Mitglied derſelben, das, wie die Fama behauptet, des „Geſchäftes" wegen dem „Bunde" beigetreten, befindet ſich wegen gemeiner Betrügereien ſeit einigen Wochen in Unterſuchungshaft am Molkenmarkt. — Ein anderes Mitglied dieſer Geſellſchaft, das beim zweiten Worte alle Heiligen auf der Zunge hat, iſt ſoeben der Staatsanwaltſchaft zur weiteren Veranlaſſung übergeben worden. — Der brave Mann, der als „Rentier" ſeine Geſchäfte betreibt, hatte einem ſeiner chriſtlichen Mitbürger auf deſſen Gut in der Provinz Brandenburg Geld auf Hypothek, die er auf das Gut eintragen ließ, gegeben. Zur Sicherheit ließ er ſich aber von dem Geldſucher auch noch als „Unter-

pfand" deſſen Wechſel in Höhe der aufgenommenen Hypothek und zwar ſogenannten „Depot-Wechſel" geben, der unter keinen Umſtänden in Umlauf geſetzt werden und eben nur als doppelte Sicherheit für den „vorſichtigen" Antiſemiten dienen ſollte. Wie erſchrak der Gutsbeſitzer aber, als vor kurzer Zeit ihm plötzlich ſein Depot-Wechſel in Höhe von circa 90,000 Mark präſentirt wurde und, als er nicht zahlen konnte, er von dem Herrn „Rentier" verklagt und ausgepfändet, außerdem ſein Gut unter Sequeſter und dann auf den Antrag des Antiſemiten unter Subhaſtation geſtellt wurde. Die ganze Angelegenheit iſt der Königlichen Staatsanwaltſchaft unterbreitet worden, die wohl Veranlaſſung nehmen dürfte, auch auf die in dieſer Angelegenheit Seitens des Herrn Rentiers geleiſteten Eide etwas näher einzugehen. Brave Leute, die „Antiſemiten"!

Das Alles iſt natürlich erlogen. — Wir wollen jedoch bemerken, daß es immerhin möglich ſein kann, daß ſich einer Vereinigung ein unwürdiges Subject anſchließt und dadurch der Sache ſchadet. In das Herz kann man Niemanden ſehen. Dem Börſencourier aber wollen wir doch nicht vorenthalten, daß derartige Leute, wie die von ihm geſchilderten, in der Antiſemiten-Liga ſtatutenmäßig nicht geduldet werden. Nach § 15 b des Statuts erliſcht die Mitgliedſchaft eines Mitgliedes „wenn daſſelbe ehrloſe Handlungen begeht." Enthält, ſo fragen wir, auch das Statut der Alliance israélite eine ſolche Beſtimmung, oder werden in dieſer netten internationalen Geſellſchaft auch große und kleine Halsabſchneider geduldet?

Zur Auswanderungsfrage. Iſt es nicht ein Schauſpiel, welches jeden deutſchen Patrioten, jeden guten Chriſten mit Scham und Zorn erfüllen muß, wenn er ſieht, daß die „hoſenhandelnden Jünglinge" zu Tauſenden aus Rußland in unſere Oſtprovinzen eindringen und die polniſchen und deutſchen Chriſten vor denſelben die Flucht ergreifen und auswandern? Es ſind meiſt Handarbeiter, Handwerker und kleinere Grundbeſitzer, welche auswandern, Juden, Bettler und Bummler bleiben hier! Die ehrlichen Leute wollen ſich retten und flüchten vor der Judenpeſt, aber der Paraſit (Jude) heftet ſich auch dort an das Wohnthier (Chriſt), folgt ihm, meiſt aus ſtrafrechtlichen Gründen, über das „graußе Waſſer", begaunert und bevormundet die guten, ehrlichen Deutſchen auch in den Vereinigten Staaten! Dieſe Thatſache trägt weſentlich dazu bei, daß der „Yankee" mit Mitleiden und Verachtung auf den dummen „dutchmen" herabſieht! Der „Staats-Socialiſt" vom 19. April 1880 (Nr. 16) brachte hierüber einen ſehr beachtenswerthen Artikel: Das Judenthum in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Es wird in demſelben gezeigt, daß die Deutſchen ihre Stimmen mißbrauchen, um den Juden in der Union zu Ehrenämtern zu verhelfen. Daß in allererſter Linie der jüdiſche Wucher aus der Heimath vertreibt, die Maſſenauswanderung veranlaßt, iſt unbeſtreitbar. Uns Chriſten liegt die Pflicht ob, nach beſten Kräften an der Emancipation vom Judenthum zu arbeiten, Liebe zu Thron und Altar zu fördern und zu pflegen. Thue nur jeder, der zur Erkenntniß der

ſocialen Schädlichkeit des alles Edle corrumpirenden Judenthums gekommen iſt, voll und ganz ſeine Schuldigkeit, dann wird und muß unſere Sache zum Siege gelangen.

— Das „Tageblatt," einer der Brennpunkte des ordinärſten Preßjudenthums, widmet dem verſtorbenen Juſtizminiſter einen Nachruf, welcher das Non plus ultra von Anſtandsloſigkeit in dem genannten Blatte iſt — und das will viel ſagen. Wenngleich wir niemals angeſtanden haben, in unſerer neuen Gerichtsordnung die gefährlichſte revolutionäre Propaganda zu erblicken, ſo bleibt nichtsdeſtoweniger unſere Ueberzeugung, die wir mit allen anſtändigen Leuten theilen, unerſchüttert, daß es den tiefſten Grad der Gemeinheit bezeichnet, ſeinen Witz an einem Verſtorbenen zu üben und ein friſches Grab zu beſudeln, doppelt verächtlich, wenn daſſelbe Organ früher der neuen Juſtizverfaſſung, als einem Werke des Semiten Lasker, zugejubelt hat. Das ſind die Leute, welche das Denken für das deutſche Volk beſorgen! Oder verdient ein Volk, welches ſich ſeine geiſtige Nahrung von einem ſemitiſchen Bildungs-Janhagel zubereiten läßt, den Ehrennamen „deutſch" nicht mehr? (D. L.-Ztg.)

— Auf einem unſerer ſtädtiſchen Gymnaſien wurde die Extemporaleſtunde in der Tertia vom Sonnabend auf Mittwoch verlegt, weil ſich in der Klaſſe ein Jude befand. Man vergleiche hiermit die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher der wohlweiſe Magiſtrat von Berlin junge Chriſten, welche ihre Bildung zu erweitern wünſchen, nöthigt, am Sonntag Vormittag die Fortbildungsſchule zu beſuchen. Was kann man auch von einem Ghetto, deſſen Rathsverſammlung einer Judenſchule gleicht, mehr verlangen? Ja, hat eine ihres Glaubens und ihrer Nationalität vergeſſene Bevölkerung etwas Beſſeres verdient? (D. L.-Ztg.).

Jude oder Sozialdemokrat? Aus Hamburg ſchreibt man uns: Das Ergebniß der Erſatzwahl zu Hamburg vom 27. April 1880 iſt wohl Vielen im Reiche ein Räthſel und ſtehen die Politiker jetzt vor der Frage: „Wie hat in Hamburg die Sozialdemokratie einen ſolchen Zuwachs erhalten können, trotz aller Sozialiſten-Geſetze und trotzdem ihnen auch hier die Agitation ſehr erſchwert, ja faſt unmöglich gemacht wurde!

Ein kleines Scherflein zur Löſung dieſer Frage will ich Ihnen hiermit überſenden:

Es ſind nicht Alle Sozialdemokraten, die Hartmann gewählt haben!!!

Die letzte Wahl hatte ſich hier vielmehr zu einer „Judenfrage" im Kleinen zugeſpitzt.

Man ſollte kaum glauben, daß es noch jetzt in Deutſchland Leute giebt, welche, die hohe Bedeutung der Antiſemitenbewegung verkennend, es wagen, die Leute anzugreifen, welche zuerſt den nicht zu unterſchätzenden Muth

beſaßen, der jüdiſchen Plutokratie den Krieg zu erklären, welche ſich aber nichtsdeſtoweniger ſtets geſcheut haben, den gemeinen Ton anzuſchlagen, den ihre Gegner ihnen gegenüber für anſtändig halten.

In der Verſammlung der Fortſchrittspartei im großen Saale des Conventgartens, welche zu $^3/_4$ aus Knoblauch zuſammengeſetzt war, redete Herr Abg. Eug. Richter (ehem. Hagen) u. A. auch über die Judenfrage:

„Er achte jeden, ſelbſt den geringſten Socialiſten, höher, als jenen Hofprediger, der im Lande herumziehe, und den Religionshaß ſchüre. Es ſei nicht das kleinſte Blatt im Lorbeerkranze unſeres Kronprinzen, daß er gegen die Judenhetzer ſo entſchieden Stellung nehme und ſagte, man müſſe ſich im Auslande ſchämen, daß ſo etwas in Deutſchland vorkomme." — Nun, welches dieſes Ausland iſt, vor dem wir uns ſchämen müßten, wenn wir beſtrebt ſind, unſere Nationalität, unſere Religion und Sitten gegen ein uns unſympathiſches Volk zu vertheidigen, das weiß ich nicht. —

Jedenfalls aber war es ein gemeiner Angriff auf einen Mann, der ſich nicht vertheidigen konnte, vor einem Publikum von 3—4000 Juden, welche auch natürlich alle Bravo klatſchten. —

Ich meinerſeits achte jenen Hofprediger Stöcker — trotzdem ich ſein religiöſes Bekenntniß nicht theile — höher als den Abg. Richter mit der ganzen (Froſchtritt) pardon Fortſchrittspartei zuſammengenommen, deren Anſehen im deutſchen Volke durch ſolche undeutſche Geſinnung nur geſchwächt werden kann.

Die Wahl geſtaltete ſich alſo mehr: Für oder wider die Juden, als Fortſchritt — Nationalliberal — Sozialdemokrat.

Wie kommt es, daß nicht alle Juden für ihren Glaubensgenoſſen Dr. Rée ſtimmten?

Das will ich Ihnen kurz erklären: Dr. Rée iſt Reformjude, alle Reformjuden ſtimmten für ihn. Riege, der Candidat der Nationalliberalen, könnte ſich unbeſchadet, ſeiner Taufe, ebenfalls als Juden aufſpielen. —

Den Aufruf für Riege unterzeichneten neben ca. 129 Chriſten ca. 125 Juden, jedenfalls nur Orthodoxe.

Richter ſagte: es ſei ein Zeichen der Zeit, daß gerade in der heutigen Zeit ein Mann wie Rée hier aufgeſtellt würde. — Man hatte ſich aber in der Zeit geirrt.

Nur wenige chriſtliche Stimmen erhielt Rée. Der geſammte Zuwachs der Sozialdemokraten recrutirt ſich aus dem antijüdiſchen Element Hamburgs, die lieber einem Sozialdemokraten ihre Stimme geben — als einem Juden. —

Wie dreiſt das Judenthum in unſerem Berlin bereits geworden iſt, beweiſt ein Vorgang im Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Bezirksverein. Dort erdreiſtete ſich der Prediger der jüdiſchen Reformgemeinde, Dr. Ritter, über

den französischen Staatsmann und Juden Crémieux vor germanischen Zuhörern eine überschwängliche Lobrede zu halten. Glücklicherweise aber war unter den Zuhörern noch ein echter Germane und Patriot in der Person des Geh.-Secretair Pflug, welcher gegen eine solche Lobeserhebung von einem so sehr deutschfeindlichen Manne Protest einlegte, und unter Hinweis, namentlich auf die Thatsache, daß Crémieux 1870 als Justizminister das Dekret über die Ausweisung der Deutschen aus Frankreich unterschrieben, den jüdischen Propagandisten derart zurecht setzte, daß der jüdische Prediger es wohl unterlassen wird, den jüdischen Heiligen noch anderwärts zu verherrlichen.

Zur Charakteristik der Juden in Frankreich im zwölften Jahrhundert, lassen wir nachstehend einen Auszug aus einem Briefe des Peter von Clügny, den derselbe 1146 an Ludwig von Frankreich richtete, folgen. Daselbst heißt es:

„Ich ermahne nicht dazu, daß die Juden getödtet werden, sondern auf eine ihrer Schlechtigkeit entsprechenden Art gestraft. Was ist gerechter, als daß sie dessen beraubt werden, was sie auf trügerische Weise gewonnen haben? Das, was sie auf schändliche Weise gestohlen haben, ihnen, die, was das Schlimmste ist, in ihrer Frechheit bisher ungestraft blieben, entzogen werde? Was ich sage, ist Allen bekannt. Denn nicht durch einfachen Ackerbau, nicht durch einen rechtmäßigen Kriegsdienst, nicht durch irgend ein nützliches Gewerbe machen sie ihre Scheunen voll Getreide, ihre Keller voll Wein, ihre Beutel voll Geld, ihre Kisten voll Gold und Silber, als vielmehr durch das, was sie trügerischer Weise den Christen entziehen, durch das, was sie insgeheim von den Dieben erkauft haben, indem sie so die kostbarsten Dinge für den geringsten Preis sich zu verschaffen wissen. (lib. 10, ep. 36.)

— Kürzlich wurde berichtet, wie eine Gesellschaft von Handelsjuden Handel mit deutschen Mädchen nach Südamerika treibt. Gleiches Geschäft scheint auch nach andern Ländern betrieben zu werden. So berichtet ein hiesiges Blatt, daß ein solcher Seelenverkäufer Namens S. Liman in Petersburg neulich eine hiesige junge Dame unter dem Vorwande eines Engagements als Directrice für ein Konfectionsgeschäft nach Morschansk gelockt habe. Als die junge Dame dort anlangte, erhielt sie sofort ein elegantes Quartier und Unterhalt, merkte aber, daß sie sich in einem verrufenen Hause befinde. Allen an sie herantretenden Versuchungen widerstehend, brachte sie durch Verkauf ihrer sämmtlichen Werthgegenstände das nöthige Reisegeld zur Rückkehr zusammen und entfloh. Unterwegs stahl ihr aber ein polnischer Jude den Rest ihrer Habseligkeiten, so daß sie genöthigt wurde, in Minsk einen Dienst als Hausmädchen anzunehmen. (Reichsbote.)

„Der Jude Griesebach, dessen Unanständigkeiten in Versen wegen ihrer Unfläthigkeit selbst von einem Theil der liberalen Presse hart getadelt wurde,

ist zum Reichs-Consul in Bukarest ernannt worden." (Bayr. Vaterl. Nr. 80, Jahrgang 1880.)

Breslau. — Das landsmannschaftliche Corps „Borussia" hat beschlossen, keinen Juden in seine Verbindung aufzunehmen, auch keine getauften Juden oder solche, deren Väter ursprünglich Semiten waren. — Sehr nachahmungswürdig für alle studentischen Verbindungen. Mögen die jüdischen Studenten eigene „Corps" bilden.

Paderborn. — In Westphalen haben viele Hofbesitzer in jüngster Zeit am Eingange zu ihrem Eigenthum eine große Tafel aufrichten lassen mit der Aufschrift: „Der Eintritt ist jedem Juden untersagt." — Eine durchaus erlaubte und nothwendige, und deshalb der allgemeinen Durchführung sehr zu empfehlende Maßregel!!

Giessen. — Im Dorfe Erda sollte das Besitzthum eines, in die Wucherhände eines Juden gefallenen Bauers, versteigert werden. Eben sollte das Haus zugeschlagen werden, da krachte ein Schuß, der dem Juden gegolten, aber den Gerichtsvollzieher verwundete; mit einem zweiten Schuß tödtete sich der verzweifelte Bauer! —

Wien. — Der jüdische Advokat Neuda war von dem wegen Unter-Unterschlagung von 60,000 Fl. angeklagten Amtsdiener Kager als Vertheidiger gewählt. Er nahm an, wirkte aber zugleich als Vertreter der beschädigten Kläger, zweier jüdischen Directoren, ohne daß sein Client eine Ahnung davon hatte. — Der Staatsanwalt trat im Gerichtssaale energisch gegen den „würdigen" Juden auf! Auch der Wiener Advokatenkammer erschien die Handlungsweise des Herrn Neuda etwas zu geschäftseifrig und verurtheilte ihn zu 300 Fl. Strafe. — Die Nordbahn-Juden, denen er diente, werden diese Bagatelle mit Vergnügen bezahlen.

Galizien. — In dem Grenzort Wisock überfielen erbitterte ungarische Bauern die Wohnung eines Juden Goldenreich, der das edle Handwerk eines Wucherers trieb und ermordeten 6 Juden und verwundeten 5 andere Juden lebensgefährlich. Die Verbrecher wurden bald verhaftet und erklärten, sie hätten es noch auf mehrere andere reiche Juden abgesehen gehabt!!

Geeignete Beiträge für die „Deutsche Wacht" und deren Beiblatt „Judenspiegel", die event. gut honorirt werden, sind zu senden: An die Redaction der „Deutsche Wacht" Berlin N., 105a Friedrichstraße.

Redaktion und Verlag: Otto Henze, Berlin N., 105a. Friedrichstraße.
Druck von Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

In **Otto Hentze's Verlag** in **Berlin** N. erschien:

Neu-Palästina,

oder:

Das verjudete Deutschland.

Ein milder Beitrag zur Kenntniß der Judenherrschaft im sog. „deutschen" Reiche.

Von einem Conservativen.

2. Auflage. Preis 90 Pfennige.

Das **„Mainzer Journal"** sagt über diese zeitgemäße Broschüre: — — „hast Du, lieber Leser, die anonym erschienene Broschüre **„Neu-Palästina"** gelesen? Wenn nicht, dann schaff' sie Dir an, denn sie sollte in keiner Familie fehlen, die das Joch der Juden, das auf Deutschland lastet, abgeschüttelt wissen will.

Verlag von Hermann Polenz, Berlin S., Prinzenstr. 61, I.

Seit Januar 1880 erscheint:

„Die Wahrheit,"

Humoristisch-satirisches Wochenblatt mit Illustrationen.

Redigirt von ***H. de Grousilliers.***

Wöchentlich 1 Nummer, reich illustrirt, 1—2 Bogen stark.

Preis pro Quartal 2 Mk.; einzelne Nummer 20 Pf.

Die „Wahrheit" hat sich ernstlich bestrebt, das gesteckte Ziel:

eine bisher schmerzlich empfundene Lücke im Kampf gegen das liberale Phrasen- und Manchesterthum auszufüllen,

zu erreichen und hat sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens in allen **vaterlandsliebenden** und **religiös** gesinnten Kreisen zahlreiche Freunde erworben. Besonders auch die Illustrationen sind **Meisterwerke humoristischer, satirischer Zeichnung,** voll treffender Charakteristik.

Dem zersetzenden Einfluß der **liberalen Witzblätter (Kladderadatsch etc.)** auf Religion und gute Sitte entgegenzuwirken, wie es die **„Wahrheit"** mit Erfolg thut, ist von **größter Wichtigkeit** u. ersuchen wir deßhalb alle Freunde und Gesinnungsgenossen um thatkräftige Unterstützung und Verbreitung der „Wahrheit". **Probenummern** liefert die Verlagshandlung gratis und franco. **Bestellungen** nehmen alle **Postanstalten** und **Buchhandlungen** entgegen; mit 1. April 1880 begann ein neues Quartal.

Digitized by Google

In Otto Hentze's Verlag in Berlin, N., erschienen soeben:

Arthur Schopenhauer

als

Philosoph und Schriftsteller.

Eine Skizze

von

Carl Peters,

phil. Dr.

Motto: In die Traum- und Zauberſphäre
Sind wir, ſcheint es, eingegangen.

36 Seiten 8°. Preis eleg. broch. 80 Pfg.

Der geiſtvolle Verfaſſer giebt kurz und treffend, mit ſcharfſinniger Kritik und in klarer, eleganter Sprache vom unbefangenen, rein wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus eine Zuſammenſtellung der Kernpunkte der Philoſophie Schopenhauers.

Allen Freunden des großen Philoſophen ſowie denen, welche ſich in leichter und angenehmer Weiſe über ihn Belehrung zu verſchaffen wünſchen, kann die obige Schrift, als das geeigneteſte Mittel dazu, beſtens empfohlen werden.

Oesterreich, ein Juwel
in jüdiſcher Faſſung!

Judenherrſchaft und Judenwirthſchaft in Oeſterreich-Ungarn

beleuchtet von

Austriacus.

3. Auflage.

3 Bogen. 8°. Preis eleg. broch. 75 Pfg.

Statuten-Entwurf

des

Central-Vereins des Nicht-Juden-Bundes von Ungarn

entworfen vom ungar. Reichstags-Abgeordneten

Victor Iſtoczy.

Preis 50 Pfg.

Allen Freunden und Mitkämpfern an der Emancipation vom Judenthum in Oeſterreich-Ungarn empfehlen wir dringend die weiteſte Verbreitung der beiden vorſtehend angekündigten Broſchüren.

Für Parthiebezug haben wir weſentlich ermäßigte Preiſe. Man wolle ſich dieſerhalb gneigteſt mit der Verlagshandlung in Verbindung ſetzen.

Max Radina, Berlin, [illegible]

Band I. Heft 9.

Die Deutsche Wacht.

Monatsschrift für nationale Entwickelung.

Inhalts-Uebersicht:

Zur Bevölkerungsfrage (Schluß.)
Unsere Kapitalwirthschaft und ihre Umbildung in genossenschaftliche Gliederung.
Gegenwart und Zukunft des verjudeten deutschen Reiches.
Ein „liberales" Zeugniß der Judenherrschaft. (Offener Brief an Herrn Hofprediger Stöcker.)
Kleinere Aufsätze. Aus Baden. Amtliche Illustrationen zur Judenfrage. — Mischehen. — Aus Oesterreich. — Die moderne Kulturforschung über die Juden. — Vom ältesten Gymnasium Berlins.
Recensionen.
Beiblatt: Judenspiegel. Nr. 2.

Berlin NO., 1880.
Otto Hentze's Verlag.
15 Friedenstraße.

Mit diesem Heft schließt das III. Quartal. Wir bitten unsere geschätzten Abonnenten um schleunige Aufgabe der Bestellung für das mit Heft 10 beginnende IV. Quartal.

Das nächste Heft bringt u. A.:

Theaterfreiheit, vulgo Zuchtlosigkeit. — Hofprediger Stöcker und die Christlich-Socialen. — Der britische Imperialismus und sein jüdischer Messias.

Digitized by Google

Die Deutsche Wacht.

Juni 1880.

Zur Bevölkerungsfrage.

(Schluß.)

(Erste Hälfte dieser Arbeit s. in Heft 7.)

Von dem verantwortlichen Redacteur des „Staats-Socialist" war uns die Broschüre: „Ein dunkler Punkt", zur Besprechung übergeben. In Nr. 13 (Jahrg. 1880) dieser vorzüglichen Wochenschrift, welche — wie die „christlich-socialen Blätter" für die christlich-katholisch-conservative Partei — ein Arsenal von Waffen für Bekämpfung des „Liberalismus", Atheismus, Judenthums u. s. w. ist, findet sich die Kritik. Aber nur der erste Absatz und der erste Satz im Hauptabschnitte sind vom Verfasser dieses Aufsatzes! Es wurde dann ursprünglich weiter gesagt:

Der ganze Streit zwischen den Herren Dr. Fabri und Dr. Zacharias läßt sich auf die Frage zurückführen: ist es moralischer, weniger Kinder zu zeugen, diese gut zu ernähren, zu kleiden, zu erziehen, sie zu geistig und körperlich gesunden und tüchtigen Menschen heranzubilden, so daß sie den Eltern zur Freude, der Gesellschaft zum Nutzen gereichen, daß ihre Erhaltung u. s. w. den Eltern keine Nahrungssorgen bereitet, — oder ist es moralischer, gedankenlos Kinder in Ueberzahl in die Welt zu setzen, welche sich und den Eltern zur Last fallen, deren Erziehung, Ausbildung, Nahrung kümmerlich sein muß, den Eltern Sorgen und Entbehrung auferlegt, zu deren Erhaltung die Gesellschaft (Staat oder Commune) beitragen muß und immer mehr beitragen soll, deren Existenz den Mittelstand, welcher die Hauptlast der Steuern tragen muß, zu unfreiwilligem Coelibate zwingt, und von denen immer ein großer Theil geistig und körperlich verkommt, bis an sein Lebensende für die Gesellschaft eine Gefahr und Last ist? Wir glauben, die Beantwortung dieser Frage ist nicht schwer! —

**

So ungefähr lautete unsere Kritik. Nun höre man, was an Stelle dieser einfachen Frage im „Staats-Socialist" zu lesen. Es wird behauptet, das französische Zweikinder-System beruhe auf „Leibesschändung, Fruchttödtung und organisirtem Kindesmord"; und weiter: „Aber das französische Zweikinder-System ist nicht nur der scheußlichste Schandfleck einer degenerirten Civilisation, sondern ist auch ein baarer Unsinn, wenn es auf das ganze Volk angewandt werden sollte; eine einfache Berechnung zeigt, daß dann nach 10—15 Generationen das ganze Volk verschwunden wäre." — Zunächst drücken wir unsere Verwunderung darüber aus, daß der Verfasser — ein Dr. med. nebenbei gesagt — sich nicht fürchtet, die Worte „baarer Unsinn" niederzuschreiben. Baarer Unsinn ist das Geschreibsel über Leibesschändung u. s. w. Darin besteht das Zweikinder-System nicht, und für derartige Verbrechen haben sich weder Dr. Z., noch Dr. Stille, noch der Verfasser des in vieler Hinsicht vorzüglichen Buches: Die Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft u. s. w., noch wir in unserer Kritik begeistert. In welcher Weise der präventive Geschlechtsverkehr in Frankreich stattfindet, ist auf Seite 370—374 und besonders Seite 491 und 528 des angeführten Buches gesagt und beschrieben. Diese Mittel sind sehr wohl möglich, durchaus moralisch (erfordern sogar einen hohen Grad von Selbstbeherrschung und Mäßigung) und sind vom gewünschten Erfolge begleitet. — Was das „Verschwinden des ganzen Volkes" betrifft, so zeigt der Herr Kritikus hierdurch, daß er sich mit der Frage überhaupt nicht beschäftigt hat, sie nicht versteht. Jetzt heirathen wenige, nehmen sich das Privilegium, große Familien zu schaffen und so sehr viele andere Männer und Frauen an der Eheschließung zu hindern. Statt einer aus 8 bis 14 Mitgliedern bestehenden Familie wünschen wir 2 oder 3 aus 4 bis 5 Mitgliedern bestehende. So wird viel Elend, Krankheit, Prostitution und Armuth vermieden; die Bevölkerungszunahme auf ein richtiges Maß zurückgeführt, aber „verschwinden" thut „das Volk" nicht!

Zwei Zeilen weiter leistet sich unser Kritikus den Satz: „Wer diese Dinge nicht kennt, sollte nicht darüber schreiben." Wir antworten: Es kann dem Rufe des „Staats-Socialisten" und seiner Verbreitung nur schaden, wenn er auch nur in einzelnen Fällen als eine Stätte betrachtet wird, wo Leute über Dinge schreiben, von denen sie absolut nichts verstehen. Es wird weiter das Zweikinder-System als der „Bankerott der göttlichen Lebensordnung" bezeichnet, und dann mit einer geradezu verblüffenden Sicherheit niedergeschrieben: daß „selbst unser Vaterland noch das Doppelte und Dreifache an Lebensmitteln hervorbringen kann."

Leider behält der gelehrte Kritiker seine Weisheit: wie man es anfangen muß, um das 2- und 3fache auf unseren Feldern zu gewinnen, für sich. Es giebt nur zwei Möglichkeiten. Entweder hat der Herr Kritikus das Recept, oder er hat es nicht. Hat er es, so ist es geradezu Hochverrath, dasselbe seinem Vaterlande vorzuenthalten. Hat er es aber nicht — und wir erlauben uns dieser Ansicht zu sein — so ist dieser Satz unbedingt der größte Unsinn, der bis dato zur Lösung der Bevölkerungsfrage producirt worden ist. Jeder Dorfjunge weiß, daß der Ertrag jedes Bodens nach jeder Ernte abnimmt, und daß es eine Grenze giebt, wo sich die Melioration eines Bodens lohnt.

Auf diese famose Kritik antwortete Herr Dr. Z. in Nr. 17 des „Staats-Socialist" und erklärte, daß es ihm nicht eingefallen sei, für Leibesschändung und sonstige Phantasiegebilde des Herrn Kritikus eine Lanze zu brechen, die ganze Aufregung in Nr. 13 des „Staats-Socialist" also überflüssig gewesen wäre. Darunter findet sich in derselben Nr. 17 eine lange „Erwiderung der Redaktion", worin gesagt wird: Herr Dr. Z. hätte das Mißverständniß verschuldet, da er vom französischen Zweikinder-System gesprochen. Man hält also noch immer hartnäckig daran fest, die Majorität der Franzosen zu directen Verbrechern zu stempeln. Man ereifert sich dann — und mit Recht — über die schändliche Wirthschaft der französischen Landammen. Diese ganze Geschichte gehört aber hier nicht her. Es handelt sich nicht um die Schilderung der in einem — zum Glücke kleinen — Theile der französischen Gesellschaft herrschenden Zustände, sondern um die Lösung der Bevölkerungsfrage durch präventiven Verkehr. Man konnte auch gegen den Kindermord in China donnern. — Uebrigens ist die Sterblichkeit der Kinder in Frankreich viel geringer als in Preußen. (Siehe Wappäus, Allgem. Bevölk.-Statistik, II., S. 321 ff.)

Weiter wird gesagt: „für seine (d. h. des Verf. von „Die Grundz. der Gesellsch.-Wissensch.") Art von präventivem Geschlechtsverkehre müssen wir einfach danken." — Nun, dann hört eben jede vernünftige Debatte auf, wenn man für diese von keinem Gesichtspunkte aus zu verurtheilenden Vorsichtsmaßregeln dankt. Die Franzosen als Verbrecher schildern und dann erklären, daß man für Mäßigung, Enthaltsamkeit, Selbstbeherrschung, vernünftiges Nachdenken — worin eben die Mittel zur Abwehr der übermäßigen Fruchtbarkeit bestehen, wie der Herr Kritikus nach einigen über den Gegenstand gemachten Studien einsehen wird — danke, wahrlich eine „moralische" Gesinnung. Es ist sehr leicht, diese von den Franzosen gebrauchten Mittel aus Unkenntniß oder absichtlicher Schließung

der Augen vor der Wahrheit, oder mit Augenverdrehung unter Mißbrauch des Namens der christlichen Moral für „unmoralisch" zu erklären. Derartiges Raisonnement schadet nur der Verbreitung der wahrhaft christlich-konservativen Gesinnung. — Mit den wirklich exacten Ergebnissen der Wissenschaften kann und muß sich die christliche Religion abfinden, sonst wäre es schwach um dieselbe bestellt. Aber zum Glücke kann sie es auch, wie wir beweisen werden.

Im weiteren Verlaufe der „Erwiderung" wird eine wahrhaft jämmerliche Unkenntniß der Arbeiten von Malthus, Mill u. s. w. dokumentirt; in schülerhafter Weise die Ernährungsfähigkeit von 600,000 Säuglingen, die jährlich geboren werden, berechnet — daß die Säuglinge wachsen und dann mehr Nahrung gebrauchen, scheint der Herr Kritikus nicht zu wissen oder über derartige Kleinigkeiten nicht nachzudenken — und dann, wahrscheinlich weil sich Niemand erbarmt hat den Unsinn von dem leicht auf das 2- oder 3fache zu steigernden Boden-Ertrage zu widerlegen, wird geschrieben: „Der deutsche Boden ist stellenweise fähig, das Vierfache seines gegenwärtigen Ertrages hervorzubringen." — Nach weiteren vier Wochen wird er wohl das Fünffache produciren. Ueber das „wie?" schweigt der gelehrte Kritikus hartnäckig, deutet nur die Drainage an. Das Drainiren ist aber bekanntlich nur für wenige Verhältnisse, Boden und Bodenlagen zu empfehlen, schadet oft mehr als es nützt und kann überhaupt keinen Theil des Wunder-Receptes bilden, da dieses Verfahren schon sehr alt und sehr verbreitet ist. Drainirte Felder müssen auch kräftig gedüngt werden, sollen sie Erträge liefern und soll der Boden nicht erschöpft werden. Die Drainage ist also eine kostspielige, beschränkt anzuwendende Melioration. (Siehe Mulder, Chemie der Ackerkrume, Band III.; v. Liebig, Naturgeschichte des Feldbaues, und andere Agrikulturchemiker.)

Zum Schluß wird mit Vorschlägen und Mahnungen herausgerückt. Unter diesen fungirt auch „ein recht christlicher Geist, der unser Wirthschaftsleben durchdringen möge." Gewiß wünschen wir von ganzem Herzen, daß im deutschen Reiche die christliche Religion und der christliche Geist wieder mehr zu Macht und Ansehen im Leben des Staates, der Gesellschaft und jedes einzelnen Angehörigen derselben gelange. Wie dieser Geist allein aber die Fruchtbarkeit der Ehen mindern soll, ist uns unverständlich! Das Hineinzerren der Religion in diese national-ökonomischen und mediciniſchen Dinge und Fragen ist eine Thorheit, ein schweres Unrecht an der Religion! Das Christenthum und die Bibel sollen uns keine Lehren über Geologie oder sonstige Wissenschaften geben, es ist

nicht die Aufgabe derselben, social-politische Fragen der Gegenwart, und also auch nicht die „Bevölkerungsfrage", zu lösen. „Wenn man Werke menschlichen und göttlichen Geistes mißverstehen will, so braucht man nur Forderungen an sie zu stellen, für die sie absolut nicht gemacht sind "— sagt Zollmann. Es ist ein furchtbarer Fehler, wenn wir Christlich-Conservative aus falsch angebrachtem Uebereifer in die Tactik der Gegner des Christenthums verfallen, und mit den Lehren des Christenthums Dinge als richtig oder unrichtig beweisen wollen, wo jeder Beweis mißlingen muß! Christenthum und Bibel lehren uns wie wir leben, d. h. denken und handeln sollen um selig zu sterben, Nichts mehr!

Zum Schlusse wirft unser Dr. med. noch einen mißbilligenden Blick auf den Bischof Malthus, dessen Unrecht darin besteht, die Dinge zu sehen und zu nennen wie sie sind. M. war ein edler Mensch und sehr guter Christ! — Der einzige wesentliche Punkt in der „Erwiderung", der mit unseren Ansichten stimmt, ist der, daß eine starke Auswanderung wohl zu organisiren und jährlich 250,000 Menschen wohl über den Ocean zu transportiren sind. Wir wissen wohl, daß eine solche Auswanderung — meist aus arbeitsfähigen und nicht ganz besitzlosen Leuten bestehend — das Mutterland schädigt, halten dieselbe deshalb auch nur für beschränkte Zeit für nothwendig.

Verf. dieser Arbeit steht mit Herrn Dr. Zacharias seit dem Erscheinen von: Ein dunkler Punkt, in Correspondenz. Selbstverständlich hält sich Herr Dr. Z. auch durch die „Erwiderung" nicht für widerlegt.

Auf eine hierauf bezüglich specielle Anfrage, hat Herr Dr. Zacharias dem Verf. erklärt, daß er in den jetzt gebräuchlichen Mitteln zur Beschränkung der Bevölkerung keine Angelegenheit der Moral, sondern nur eine solche des Temperaments und des Geschmacks erblicken könne. Er schreibt:

Wenn man freilich in der Ehe lediglich ein Institut zur Hervorbringung von Nachkommenschaft und in der kirchlichen Trauung blos die Sanctionirung des geschlechtlichen Verkehrs erblickt, dann erscheint allerdings jede Beschränkung der Zeugungskräfte als eine diesem Institut widersprechende Maßnahme und je nach dem Standpunkte, auf dem man steht, kann man eine solche Beschränkung innerhalb der Ehe für überflüssig oder für unmoralisch halten. Es ist dies letztere wie gesagt der theologische*) und wie ich hinzusetzen will, ganz egoistische Standpunkt, dessen Horizont nicht über die vier Wände des Thalamos hinausgeht. Wenn man jedoch das ökonomische Leben der ganzen Nation ins Auge faßt und den vorhandenen Lebensmittelvorrath mit der stetig anwachsenden Bevölkerungsziffer vergleicht, so erscheint es in

*) Durchaus nicht! Nur der einiger Theologen, d. h. mit starken Familien „beglückten" Landpfarrer! Verf.

der That nicht blos als Pflicht des Armen sondern auch als solche des Wohlhabenden, eine so wenig zahlreiche Familie als möglich aufzuziehen. Ganz besonders ist es eine Pflicht des Armen und Besitzlosen, nicht mehr Kinder zu erzeugen, als er ernähren kann. Denn die in so kümmerlichen Verhältnissen aufwachsende zahlreiche Nachkommenschaft überfüllt nur den Arbeitsmarkt mit Händen, die beschäftigt sein wollen und bewirkt so einen sehr niedrigen Stand der Löhne. In fast noch schnellerer Progression als die Löhne sinken, steigen dann die Lebensmittel im Preise, weil auch der schlechte Boden, der nur theuer bewirthschaftet werden kann, in Folge des Mangels an genügender Nahrung, zum Anbau kommen muß. Wäre die Intelligenz in den ärmeren Volksklassen bereits genügend entwickelt, um sich diese Sachlage zu vergegenwärtigen, so würden sich gewiß die frühzeitigen Eheschließungen vermindern und die Ehen selbst ärmer an Kindern werden. Es dämmert schon gegenwärtig im Volksbewußtsein die gesündere Ansicht, daß der Mensch nicht bloß zu dem Zwecke auf der Welt ist, um „Kinder, und dann Brod für sie zu schaffen", denn der zahlreiche Familienvater ist schon gegenwärtig eine Figur, die halb dem Bedauern, halb dem Sarkasmus ausgesetzt ist. Es muß aber noch dahin kommen, daß man die Unmäßigkeit in der Kindererzeugung mit denselben Augen betrachtet, wie irgend einen anderen Exceß in physischer Beziehung: also wie Unmäßigkeit im Essen oder Trinken.

Erst dann, wenn dies geschieht, wird die Prüderie in geschlechtlichen Dingen aufhören und die Menschheit dazu kommen, sich nach wirksamen Zügeln für den unbändigsten aller Triebe umzusehen. Ich hege die feste Ueberzeugung, daß die fortschreitende Physiologie und Medicin ganz einfache Mittel und Wege ausfindig machen werden, um zu verhindern, daß der unschuldige Cultus der Venus domestica zugleich mit der Gefahr der Uebervölkerung Hand in Hand geht. Einstweilen müssen wir uns mit den bekannten Mitteln begnügen, welche jedoch auch ohne Schaden für die Moral oder Gesundheit angewendet werden können.*)

Aus der Anzahl der sonstigen uns in Folge des in Heft 7 enthaltenen Theiles dieser Arbeit zugegangenen Schreiben, welche auf die Nr. 13 und 17 des „Staats-Socialist" eingehen, bringen wir noch das vom Hr. Dr. med. G. Stille, Vice-Präsident der „Malthusian league." Es lautet:

In Nr. 17. des „Staats-Socialisten" findet sich eine Erwiderung der Redaction auf eine Zuschrift von Dr. Zacharias; der Verfasser dieser Erwiderung scheint ein Arzt zu sein; wenigstens schließe ich das aus folgendem Satze: „ . . . Die Pariser Gummiartikel und Uterusdouchen mit Thermometer sind bekannt genug, um jedem Kenner sexueller Verhältnisse sofort Klarheit darüber zu verschaffen, daß wirklich — so stark es auch klingen mag — Leibesschändung und Fruchttödtung bei dem Kunststück, nur zwei Kinder zu zeugen, in den französischen Städten eine Rolle spielen." Wenn der Verfasser der angeführten Zeilen wirklich ein Arzt ist, so müssen wir unsere Verwunderung darüber aussprechen, daß er annimmt, die Fruchtabtreibung spiele im Zweikindersystem eine große Rolle. Wenn das der Fall sein sollte, müßte sie ein

*) Anmerk. Herr Dr. Z. hat diese Gedanken in einer Mitte Mai erschienenen kleinen Broschüre: Die Gefährdung der socialen Wohlfahrt durch die zu frühen Eheschließungen der Besitzlosen, Hirschberg i. Schles. 1880. Verl. v. A. Heilig, näher ausgeführt.

der Gesundheit ziemlich unschädliches Verfahren sein; wie sollten sonst die Frauen dazu kommen, sich ihr auszusetzen, da es wirklich ganz unfehlbare und unschädliche Präventivmittel giebt? Eine so einfache Sache ist aber die Fruchtabtreibung nicht. Es ist den Aerzten lange bekannt, daß es kein sicher wirkendes inneres Abortivmittel giebt; zugleich sind alle der Gesundheit im höchsten Grade nachtheilig. Die weit schwieriger anzuwendenden, aber auch sicher wirkenden äußeren Abortivmittel sind die in der Geburtshülfe zur Einleitung der künstlichen Frühgeburt gebräuchlichen: Die Einlegung eines elastischen Catheters, Injection zwischen Uterus und Ei, Einbringung des dilatateur intrautérin, aufsteigende Uterusdouche, Eihaulstich u. s. w. Welche dieser Methoden angewendet werden möge, immer bringt der provocirte Abort große Gefahren für das Leben der Frau. Der erfahrene französische Gerichtsarzt Tardieu sagt: „Man kann unbedingt behaupten, daß die Folgen des verbrecherischen Abortus stets viel ernster und viel constanter unheilvolle sind, als alle anderen Arten von Mißwochen.“ Er erwähnt, daß von 116 genau beobachteten Fällen von verbrecherischer Abtreibung 60 einen mehr oder weniger schnellen tödtlichen Ausgang nahmen. — Das von den Franzosen zur Ausführung ihres Zweikindersystems angewandte Verfahren ist daher auch nicht der künstliche Abort; dies Verbrechen wird in Frankreich unter denselben Verhältnissen und wahrscheinlich nicht viel häufiger vorgenommen, als bei uns: also namentlich bei unerfahrenen, außerehelich Geschwängerten. Um in der Ehe die Zahl der Kinder auf zwei zu beschränken, dazu dient der präventive Verkehr so gut wie ausschließlich.

Ein fernerer Passus lautet: „Wir wollen nun nicht behaupten, daß man überall und namentlich auf dem Lande die geringe Kinderzahl jenen verwerflichen Mitteln (nämlich der Fruchtabtreibung und dem Laudammenwesen) verdankt, sondern wissen sehr wohl, daß die Theilung des Grundbesitzes, wie er in Frankreich besteht, in sich selbst eine Hemmung der Uebervölkerung trägt und der daraus entspringenden Verschlimmerung der socialen Zustände. Aber an diese Dinge denkt man doch nicht, wenn man vom französischen Zweikindersystem spricht.“ Wie mag sich der Verfasser vorstellen, daß die Theilung des Grundbesitzes in sich selbst die Hemmung der Uebervölkerung trägt? Glaubt er etwa, daß ein Ehepaar, welches nur eine Hectare Land besitzt eo ipso unfruchtbarer sei, als ein anderes, welches zwei oder zehn Hectaren besitzt? Was soll sonst gemeint sein? Die ganze Sache aber ist die: der französische Kleinbauer will aus wirthschaftlichen Gründen nicht mehr als zwei Kinder haben; er kennt den Präventivverkehr und zögert nicht, ihn anzuwenden, sobald er glaubt, genug Kinder zu haben. An was sonst, als an diese einfachen Dinge denkt man denn, wenn man vom französischen Zweikindersystem spricht? Der Verfasser jener „Erwiderung“ scheint jedes französische Elternpaar für Verbrecher zu halten, welche ihre Sprößlinge entweder im Mutterleibe oder nach der Geburt kaltblütig opfern. So schlimm steht es in der That nicht; der gänzlich ungefährliche und für die Gesundheit unschädliche Präventivverkehr genügt völlig, die französischen Familien klein zu erhalten.

Da die in Nr. 13 und 17 des „Staats-Socialist“ ausgesprochenen Ansichten leider für einen großen Theil der christlich-conservativen Presse typisch sind, so haben wir eine eingehende Besprechung und Widerlegung im Interesse der auch von der „Wacht“ vertretenen religiösen, politischen

und ſocialen Weltanſchauung für geboten gehalten. Wir ſcheiden von dem Kritikus mit ſeinen eigenen, ebenſo ſchönen als wahren Worten: Wer dieſe Dinge nicht kennt, ſollte nicht darüber ſchreiben!

Im Jahre 1879 erſchien im Verlage von Fr. Luckhardt in Berlin: „Die Bevölkerungsfrage in ihrer Beziehung zu den ſocialen Verhältniſſen. Vom mediciniſchen Standpunkt aus betrachtet. Von Dr. med. G. Stille.“

Schon in unſerem vor der chriſtlich-ſocialen Arbeiterpartei gehaltenem Vortrage*) haben wir dieſe Broſchüre warm empfohlen und einige Stellen aus derſelben über die Zunahme der Bevölkerung in einigen Culturſtaaten, über den Begriff der Ueberbevölkerung, über den Einfluß der Auswanderung auf dieſelbe ꝛc. citirt. Wir wollen hier den Inhalt und den Werth der Schrift noch ſpecieller beleuchten. — Dr. St. ſagt und beweiſt, daß über die ſocialen Reformbewegungen und die Leiter derſelben, beſonders über Laſſalle, ſelbſt unter den ſog. Gebildeten eine unglaubliche Unkenntniß herrſche. Doch uns ſcheint, auch Herr Dr. St. beurtheit Laſſalle nicht richtig, überſchätzt ihn. Er ſagt: „Will man L. noch ſo verſchiedene Motive, wie Ehrgeiz, verletzte Eitelkeit, Rachſucht gegen die Fortſchrittspartei unterſchieben — ich glaube, für jeden, der ſeine Agitationsgeſchichte ſtudirt und ſeine Agitationsſchriften aufmerkſam geleſen hat, kann trotz der nachtheiligen Behauptung unſerer tonangebenden Zeitungen kein Zweifel darüber beſtehen: Laſſalle meinte es ehrlich mit ſeinen Clienten!“ Wir müſſen hier ſagen: der Zweifel beſteht, wir theilen ihn, die ſog. „tonangebenden“ d. h. im jüdiſchen Solde ſtehenden Blätter ſcheinen uns hier in der ſeltſamen Lage zu ſein, den richtigen „Ton“ anzugeben! — Die Verdienſte Laſſalle's wollen wir nicht verkleinern. Dieſe ſind: er kritiſirte zuerſt den „Liberalismus“ und die „Bourgeoiſie“ ohne alle Schonung, erklärte ſie für „entſetzliche Geiſteskrüppel“, während die Leſer „liberaler“ Zeitungen doch eigentlich noch immer glauben ſollten, und auch noch glauben, die „liberale“ und heut beſonders die „national-liberale“ Partei im Parlamente beſtehe aus lauter „Genies“ und Autoritäten! Daß L. einer der allerbedeutendſten Redner und geſchickteſten Agitatoren geweſen, geben wir gleichfalls ohne Debatte zu. Auch über ſeinen Ehrgeiz, ſeine Genußſucht ꝛc. wollen wir keinen Tropfen Dinte vergießen. Aber, daß er es mit dem Arbeiterſtande ehrlich meinte, glauben wir nicht! Laſſalle war in erſter Linie Jude, und Juden arbeiten nicht, dafür ſind Chriſten genug im ſog.

*) Der Vortrag iſt als Flugblatt der chriſtl.-ſocial. Arbeiter-Partei (Nr. 20) erſchienen. Preis pro Exempl. 3 Pf. Zu beziehen durch Hrn. Aſchenbrenner, Berlin, Hinderſin-Straße 6.

„deutschen" Reiche. L. donnerte gegen das Capital. Daß aber fast das gesammte Capital sich in den Händen des „auserwählten" Volkes befinde, daß gerade die Juden den schändlichsten Gebrauch von demselben machen, die christlichen Arbeiter entsetzlich drücken durch niedere Löhne (bes. die weiblichen Arbeiter in den Städten), sagt er nicht! In keiner seiner Schriften und Reden kommt das Wort „Jude" vor! Desgleichen spricht L. nie von der Börse, wo doch das Großkapital die Ausplünderung des Volkes gerade en gros und — Dank dem famosen Actiengesetze — jetzt in legaler Weise betreibt. An eigenen Ideen war L. arm. Das berühmte eherne Lohngesetz*) hat ein anderer Jude, Levy, (er ließ sich „Ricardo" nennen, was entschieden besser klingt) erdacht. — Man lese nur: B. Becker, Enthüllungen über das tragische Lebensende Ferdinand Lassalle's. Schleiz. 1868. D. Glagau citirt im zweiten Bande seines Werkes über den „Börsen- und Gründungsschwindel" eine Stelle aus dieser Schrift und sagt dann: „In der That, das eigentliche Motiv, was Lassalle's Lebensgang beherrschte, war Eitelkeit, und sie trieb ihn auch in den Tod. Maßlose Eitelkeit, wie sie seinem Volke beiwohnt, ließ ihn nacheinander das Verschiedenste ergreifen, sich als Gelehrten, Dichter, Politiker und Agitator versuchen, verleitete ihn zu allerhand Inconsequenzen und Wandlungen. Was er that und trieb, schrieb und sprach, Alles hatte einen theatralischen Anstrich, Alles war auf den Effekt berechnet. Für den Arbeiter besaß er ebensowenig ein Herz als die Bourgeoisie; er sah hochmüthig auf ihn herab und ließ seine Launen an ihm aus, er benutzte ihn nur als Mittel für seine ehrgeizigen Zwecke."

Dr. St. kritisirt dann die Wirthschaft der Liberalen, ihre Apostel Bamberger u. s. w. sehr treffend. Er ereifert sich über Capital und Capitalisten, ohne zu sagen, daß der größte Theil des Geldes in jüdischen Händen sich befinde. Von einer seltenen Kenntniß der ganzen auf das Thema bezüglichen Literatur und einer ausgezeichnet geschickten Benutzung derselben, zeugen die weiteren Capitel der Schrift. Schäffle, Malthus, Mill u. s. w. und die bedeutendsten ihrer Gegner kommen zu Worte. Ueber die Armenpflege sagt Dr. St. sehr richtig: „Ein Theil derer, welche wünschen, das Loos der Armen und Elenden zu bessern, sind der Ansicht, es lasse sich hier viel durch eine gute und wohlgeordnete Armenpflege thun. Aber es giebt keinen schlimmeren Irrthum, als diesen. Gerade durch vermehrte, urtheilslos allen sie Nachsuchenden gewährte Armen-

*) Es lautet wörtlich: Der durchschnittliche Arbeitslohn bleibt immer auf den nothwendigen Lebensunterhalt reducirt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist.

pflege vergrößert man die Zahl der Bedürftigen. Malthus ſagt darüber mit Recht: „Die Armengeſetze haben die Tendenz, die Lage der Armen auf zweierlei Weiſe zu verſchlimmern. Ihre erſte augenfällige Wirkung iſt, die Bevölkerung zu vermehren, ohne eine entſprechende Vermehrung der zur Erhaltung derſelben nothwendigen Lebensmittel. Ein armer Mann kann heirathen mit wenig oder gar keiner Ausſicht, eine Familie ohne den Beiſtand der Gemeinde zu ernähren. Man kann daher ſagen, daß die Armengeſetze die Armen erſchaffen, welche ſie erhalten. Zweitens vermindert die in den Armenhäuſern verbrauchte Quantität Nahrung den Antheil, welcher ſonſt an die anderen Mitglieder der Geſellſchaft fallen würde, erhöht den Preis der Lebensmittel und zwingt auf dieſelbe Weiſe mehr Perſonen abhängig zu werden.“ Auch dieſe Aeußerung des ſcharfſinnigen, engliſchen Geiſtlichen iſt oft als verſchrobener Malthuſianismus abgefertigt worden und namentlich von ſeinen proteſtantiſchen und katholiſchen Standesgenoſſen, als mit den Lehren des Chriſtenthums in Widerſpruch, verdammt worden. Dieſe Angriffe zeugen für ein gutes Herz, aber für einen ſchwachen Verſtand und namentlich für eine geringe Einſicht in wirthſchaftlichen Fragen. Für Malthus Urtheil wird dann Schäffle citirt, welcher ſagt: „Wer 100,000 Armen 10% des nothwendigen Lohnes durch Almoſen erſetzt, drückt (da, wie Sch. vorher ausgeführt hat, der niedrigſte Lohn für die allgemeine Entlohnung gleichartiger Arbeit maßgebend wird) vielleicht den Lohn einer Million um 20%; ſolche Wohlthätigkeit iſt noch ſchlimmer, als die des Crispinus!“ St. zeigt weiter, daß der Traum der ſocialdemokratiſchen und communiſtiſchen Weltverbeſſerer eben Traum bleiben müſſe, da er ſchon am Geſetze der Bevölkerung ſcheitern müſſe, ohne Löſung der Bevölkerungsfrage einfach undiskutirbar ſei. Wie ein rother Faden zieht ſich durch das ganze Heft der Beweis von der Richtigkeit des Levy'ſchen (Ricardo's) „ehernen Lohngeſetzes“ und von der Jämmerlichkeit des Manchesterthumes.

Dr. St. wirft dann einen Blick auf das Land, welches in ganz Europa als das reichſte und blühendſte daſteht: Frankreich. Wir führen kurz die Gründe an. Dieſe ſind, außer natürlichem Reichthum und Fruchtbarkeit des Landes, ſchönem Klima, Fleiß, Sparſamkeit, Intelligenz und natürlicher Anſtelligkeit der Bewohner: 1) Günſtigſtes Verhältniß der erwerbsfähigen zu den nicht erwerbsfähigen Altersklaſſen; 2) Höchſtes Durchſchnittsalter der Lebenden; 3) Größte Eheſrequenz, längſte Ehedauer und geringe Anzahl unehelicher Geburten; 4) Sehr geringe Auswanderung; 5) Geringſte Bevölkerungszunahme; 6) Sehr niedrige Sterblich-

keit; 7) Geringſte Anzahl der Geburten. Dieſe Erfolge werden erzielt in allererſter Linie durch — das Zweikinder-Syſtem! — St. ſpricht dann eingehend über das, was moraliſch, natürlich, unmoraliſch und unnatürlich zu nennen iſt, ſchildert die Schäden der Eheloſigkeit und beklagt beſonders „die unglücklichſten aller Geſchöpfe, die alten Jungfern!“ Es wird dann gezeigt, daß die Proſtitution bei unſerer heutigen Geſellſchaftslage und Unkenntniß des Weſens der Bevölkerungsfrage unausrottbar, ein zwar entſetzliches, aber nothwendiges Uebel ſei. Er hebt hervor, wie nothwendig es ſei, die Kenntniß des „präventiven Verkehrs“ zu verbreiten und verweiſt zu dieſem Zwecke auf das ſchon citirte Buch: „Die Grundzüge der Geſellſchaftswiſſenſchaft“ u. ſ. w. Der letzte Theil von St.'s Schrift iſt als ein ganz vorzüglicher Auszug aus dieſem Werke zu betrachten.

Leider verfällt aber auch Dr. St. in den Fehler, die unbeſchränkte Vermiſchung der Geſchlechter bei präventivem Verkehr als berechtigt anzuerkennen. Von dem Werthe und der Heiligkeit der Ehe ſagt er nichts. Durch dieſe Betrachtungen wird der Werth der Schrift ſehr herabgedrückt, die Empfehlung und Verbreitung derſelben jedem guten Chriſten unmöglich gemacht. Wir wollen: frühe Heirath für Jedermann, Verbreitung des präventiven Verkehrs in der Ehe zur Vermeidung der Uebervölkerung. So glauben wir Proſtitution und Armuth zu bekämpfen, unbeſchadet der wahren Moral und der Heiligkeit der Ehe. Dr. St.'s Vorſchlag, dem Buche über „Die Grundz. d. Geſellſch.“ entnommen, bekämpft nicht nur die herrſchende, in manchen Punkten falſche Moral, ſondern hebt — wie Dr. Fabri ſehr richtig in ſeiner zweiten Broſchüre ſagt — überhaupt jede Moral auf!

Wir gehen jetzt zur Beſprechung dieſes Buches, welches in engliſcher Sprache erſchien und in derſelben bis heut 16 Auflagen erlebt hat, welches in franzöſiſcher (2 Auflagen), italieniſcher (3 Auflagen), holländiſcher (2 Auflagen), portugieſiſcher Ueberſetzung verbreitet iſt, und nächſtens auch in ruſſiſcher, ungariſcher, ſchwediſcher und däniſcher Sprache erſcheinen wird. Es kann alſo wirklich als „ein bei allen Kulturvölkern der Erde epochemachendes Werk“ bezeichnet werden. — Der Preis des Buches (624 S. gr. Oktav) iſt enorm billig, 2 Mk. 50 Pf. Der vollſtändige Titel deſſelben lautet: Die Grundzüge der Geſellſchaftswiſſenſchaft oder phyſiſche, geſchlechtliche und natürliche Religion. Eine Darſtellung der wahren Urſache und der Heilung der drei Grundübel der Geſellſchaft: der Armuth, der Proſtitution und der Eheloſigkeit. Von einem Doktor der Medicin. 5. Aufl., Berlin 1879. Verlag von Elwin

Staude. — Zunächst beklagen wir, daß der geistvolle Verfasser dieses Buches, welches auf alle Fälle von eminenter Bedeutung ist, nicht seinen Namen genannt hat. Die Offenheit und Deutlichkeit, womit der Verfasser treu dem J. St. Mill entnommenen Motto über die „Krankheiten der Gesellschaft" spricht, zeugt überall von einem edlen, herzlichen Wohlwollen für die Armen und die Leidenden, denen das ganze Buch gewidmet ist. Der Vorwurf des Cynismus kann dem Verfasser nur durch die Unwissenheit gemacht werden. — Wir unterschreiben durchaus nicht alle Vorschläge des Hrn. Verf., halten seine Ansichten über „Natürliche Religion" (III. Thl. d. Buches) für falsch, bedauern, daß der Verf. hier ein Gebiet beschritten hat, auf welchem er nicht genau informirt ist, und würden es freudig begrüßen, wenn dieser Theil aus den ferneren Auflagen des Buches entfernt würde. Medicin und National-Oekonomie hat der Verf. eingehend studirt, aber die Grund- und Heils-Wahrheiten des Christenthums kennt er nicht, oder er hat kein Verständniß für dieselben. Er steht auf ultramaterialistischem und darwinistischem Standpunkte. Er läßt den Menschen durch „die arbeitenden Kräfte des Lebens" in „Myriaden auf Myriaden von Jahrhunderten" entstehen. Hier ist zu antworten, daß der alte Satz: omne vivum ex ove, bis heut noch nicht widerlegt ist und auch wohl nie widerlegt werden wird.

Es muß also einst anders gewesen sein, es muß ein Eingriff in die jetzt herrschenden Naturgesetze stattgefunden haben, und diese nennen wir — die Schöpfung. Antwortet man: im 19. Jahrhundert wird an kein „Wunder" mehr geglaubt, so antworten wir: zu der Annahme, daß der Mensch in Myriaden auf Myriaden von Jahrhunderten sich aus dem Urschleime des Meeres entwickelt habe, hierzu gehört ein myriadenfach größerer „Glaube an Wundern", als zur Annahme aller Dogmen der christlichen Kirche! Gegen jede geoffenbarte Religion, jeden religiösen Glauben eifern die Herren Darwinisten, von uns verlangen sie aber für Annahme ihrer vermeintlichen Weisheit mehr als Köhlerglauben!

Der erste Theil des Werkes handelt über „physische Religion". Verf. sagt: „Es giebt Nichts, wodurch die Menschheit in unsrer Zeit mehr leidet, als durch den Mangel an Achtung vor dem menschlichen Körper. Die große Masse der Menschen, sogar die gebildetsten, sind es zufrieden, ihr Leben in der tiefsten Unwissenheit über seinen Bau und seine einfachsten Gesetze hinzubringen .... Die Gesetze der Gesundheit werden ebensowenig geachtet als verstanden .... Die thierischen oder sinnlichen Leidenschaften, wie man sie nennt, werden in dem entehrendsten Lichte dargestellt ... Wer nicht wünscht, ein physisch-tugendhaftes, d. h. ein

gesundes Leben zu führen, ist ein unmoralischer Mensch; für den, welcher es wünscht, ist nur ein Weg dazu: die Gesetze der Gesundheit zu studiren und ihnen zu gehorchen. Physische Tugend ist ein ebenso erhabener Zweck für den Menschen, als moralische Tugend, und Niemand kann gut heißen, der nicht beide vereinigt und auf gleiche Weise nach beiden strebt." Es wird dann ausgeführt, daß der Körper wie der Geist zu ehren und zu schätzen sei, und daß es eine Thorheit sei, die zum Schaden des ganzen Organismus werde, wenn man einzelne Organe statt mit der allen gebührenden Ehrfurcht „mit dem erniedrigenden und ehrfurchtslosen Gefühle des Geheimnisses und der Scham" betrachte und behandele. — In „der Mann als Arzt" klagt der Verf. über den Mangel an Vertrauen und Achtung, den selbst die „Gebildeten" dem Arzte entgegen bringen, daß man nur in Krankheitsfällen seinen Rath erbittet und auch dann nicht immer befolgt. Die Zulassung der Frauen zum medicinischen Studium hält Verf. für wünschenswerth. — Soweit stimmen wir völlig zu. Die erste Stelle, gegen welche wir protestiren müssen, findet sich S. 22. Es wird daselbst gesagt: „Die von einem dogmatischen Glauben geübte Macht, steht im genauen Verhältnisse zu dem Mangel des Menschen an Selbstvertrauen auf seine eigene Vernunft." — Aus den folgenden Kapiteln heben wir hervor: „Wir bedürfen einen ganzen Menschen für unsere Erkenntniß und Sympathie, nicht blos einen Körper oder eine Seele." „Die Wünsche und Gedanken des Menschen müssen im Einklang stehen mit seiner Natur oder er wird sicherlich leiden." Vorzüglich ist die folgende Abhandlung über die Gesundheit der Städte. Verf. geht aber auch hier (S. 41.) zu weit, wenn er sagt: es sei Sünde, wenn Leute, die in der Woche gearbeitet, oder Kinder, die in der Schule gesessen ꝛc., Sonntags in die Kirche gingen! Auch wir halten das Ergehen in der frischen Luft und Vergnügungen am Sonntage für erlaubt, ja geboten, aber den Besuch der Kirche doch noch für nothwendiger. Es läßt sich auch Beides sehr gut vereinigen. — Bei der Betrachtung des Spiritualismus findet sich der sehr richtige Ausspruch: „Die Furcht vor den Meinungen des Andern ist eins der hervorragendsten Gefühle in unserer Gesellschaft, ein Gefühl, welches zerstörender als fast irgend ein anderes auf die Aufrichtigkeit und Männlichkeit des Characters wirkt." Nun, wir wollen uns dieses Fehlers nicht schuldig machen!

Im zweiten Theile, geschichtliche Religion, wird in offener aber durchaus nicht frivoler oder cynischer Weise besprochen: Zeugung und Entwickelung, nachtheilige Folgen der Enthaltsamkeit und Ausschweifung ꝛc. und dann die ganze Reihe der geschlechtlichen Krankheiten. —

Unbestreitbar ist die Thatsache, daß die lange Enthaltsamkeit vom Geschlechtsverkehre in den ersten zehn Jahren nach Eintritt der Reife, für das männliche und ganz besonders für das weibliche Geschlecht nicht nur von den übelsten Folgen für die Entwickelung von Geist und Körper begleitet ist, sondern auch fast immer gefährliche und schmerzhafte, den ganzen Organismus zerrüttende Krankheiten (wir dürfen hier nur Bleichsucht und Hysterie nennen) im Gefolge hat. Eine unbedingte Enthaltsamkeit ist für normal entwickelte Menschen geradezu ein Verbrechen wider die Natur. Keine Moral und keine Religion ist berechtigt solche Verbrechen zu fordern oder auch nur zu vertheidigen. — Will man mit falsch angebrachter Moral diese vom Verf. v. „D. Grundz. der Gesellsch." in eingehendster Weise entwickelte und bewiesene Thatsache bestreiten, etwa vom religiösen Standpunkte das für und wider abwägen? Wer mit offenem Auge und vorurtheilsfrei unsere Gesellschaft betrachtet, wird — auch wenn er nicht Mediciner ist — die Wahrheit der angedeuteten Thatsachen selbst erkennen! Wozu also sich noch sträuben? — Wollen diese Eiferer durchaus, daß einst ihre öffentliche Anerkennung dieser Thatsachen von der Naturwissenschaft mit den stolzen Worten Bonapartes, welche er dem österreichischen Gesandten zu Campo Formio gab: „Die französische Republik ist wie die Sonne; nur die Blinden sehen sie nicht" — zurückgewiesen werde?

Diesen berühmten Ausspruch — wir dürfen ihn unverzagt heute schon auf die wichtigsten Ergebnisse der Studien von Malthus und auf die wirklich exacten Ergebnisse der Naturwissenschaft und Medicin auch auf dem Gebiete der Bevölkerungsfrage in Anspruch nehmen. Sie stehen da vor den Augen aller denkenden Menschen der ganzen Welt, um Anerkennung brauchen sie nicht buhlen, aber schlimm ist es für Diejenigen, welche, in blinder Voreingenommenheit oder in sicherer Ruhe ihrer Unwissenheit, sich mit ihren Resultaten und Lehren nicht bekannt machen wollen! Sie schädigen durch ihre Auslassungen nicht nur die Entwickelung der Menschheit, sondern auch die Bedeutung der christlichen Religion, wenn sie mit derselben einfach Unmögliches, der Gesundheit Schädliches fordern!

Nach einer Abhandlung über die Prostitution geht dann der Verf. zum Gesetz der Bevölkerung, zur Besprechung der Werke von Malthus und Mill über.

Leute, „welche diese Dinge nicht kennen", sagen und schreiben nun wohl: wäre die Furcht vor der Uebervölkerung, die Malthus angestiftet hat, richtig, so müßten 1 Million vor 1000 Jahren lebender Menschen

ſchon heut die Erde in einer Weiſe übervölkert haben — ſelbſt wenn ſich ihre Anzahl nur immer in 50 Jahren verdoppelt hätte — daß nicht Platz für die Leiber wäre. Zugegeben; aber hieraus den Schluß ziehen, daß M. Geſetz falſch ſei, beweiſt eben eine Kühnheit, die imponiren könnte, wenn man nicht zunächſt Mitleid mit derſelben verſpürte. Wer Malthus Werk*) geleſen hat — und wer dies nicht gethan hat, ſollte überhaupt „über dieſe Dinge nicht ſchreiben" und auch nicht ſprechen, — der weiß, auf welche Weiſe in früherer Zeit der Uebervölkerung entgegen gearbeitet wurde. Kindesmord, Menſchenfreſſerei, Verſchneidung, Vielmännerei, Krieg ſpielten und ſpielen bei unciviliſirten Völkern die Hauptrolle; bei den civiliſirten Völkern: Peſt, Hungersnoth, Pocken, Krieg! Dieſe Verbrechen und Schrecken ſind unvermeidlich! — Wir wollen mit dem Verf. d. Grundz. d. Geſ.", mit Dr. Stille, Dr. Zacharias und der „Malthusian league" an die Stelle dieſer entſetzlichen Uebel den präventiven Verkehr, d. h. einfache Mittel, die von keinem vernünftigen Standpunkte aus zu bekämpfen ſind, ſetzen! M. kannte dieſen präventiven Verkehr nicht, er fordert zur Beſchränkung der Bevölkerungszunahme auf, zur Enthaltſamkeit bis zum 35. (reſp. 30.) Jahre! Wie ſchwer, ja faſt unmöglich dieſelbe iſt, erkennt er (Bd. II. S. 186) ſelbſt an. Daß dieſe unbedingte Keuſchheit nicht nur immer ein frommer (?) Wunſch bleiben wird, ſondern auch ein Verbrechen an der Natur ſei, wußte M. nicht. Erſt neuere mediciniſche Forſchungen haben letztere Thatſache ſicher bewieſen. Ueber den Zuſammenhang der Bevölkerungszunahme und Maſſenarmuth hören wir M. ſelbſt.

Er ſagt (Bd. II. S. 173 folg.): „Es iſt alſo offenbar ſein (des Mannes) eignes Intereſſe und muß ſein Glück nicht wenig vermehren, wenn er das Heirathen verſchiebt, bis er durch Induſtrie und Oekonomie dahin gelangt iſt, daß er die Kinder erhalten kann, die er aus ſeiner Ehe zu erwarten hat. Und da er mittlerweile ſeine Leidenſchaft nicht befriedigen kann, ohne einem ausdrücklichen Gebote Gottes (?) zuwider zu handeln und ohne große Gefahr zu laufen, ſich ſelbſt und einigen ſeiner Nebenmenſchen zu ſchaden, ſo muß ihm aus eignem Intereſſe die ſtrenge Verpflichtung der Keuſchheit bis zur möglichen Heirath einleuchten. Wie ſehr auch die Leidenſchaften ſtürmen, ſo behält doch in der Regel die Vernunft noch einige Macht. Es ſcheint daher nicht durchaus ungereimt, zu glauben, daß, wenn einem Jeden die wahre und andauernde Urſache der Armuth deutlich entwickelt und recht tief ins Gemüth geſchoben würde, Abhülfe zu ſchaffen ſei, wenigſtens iſt der Verſuch noch niemals ordentlich gemacht worden. Alle Veranſtaltungen, die man bisher zur Erleichterung der Armen getroffen hat, ſind ſchier wie darauf berechnet, die wahren Quellen der Armuth zu verbergen und die Armen ſelbſt in Ungewißheit darüber zu laſſen. Wenn der Arbeitslohn kaum hinreicht, zwei

*) Essay on the Principals of Population 1798. — Deutſch von Hegewiſch. Hamburg. 1806.

Kinder zu erhalten, ſo heirathet einer doch darauf hin und erzielt ihrer 5 oder 6. Natürlich ſieht er ſich dadurch ins tiefſte Elend verſetzt. Nun klagt er die Unzulänglichkeit des Arbeitslohnes, eine Familie zu unterhalten, an. Er klagt die Pfarrvorſteher an, daß ſie ſo langſam und karg ihre Schuldigkeit, ihn zu unterſtützen, erfüllen. Er klagt den Geiz der engherzigen Reichen an, die da ſchwelgen, während er darbt. Er klagt die falſche Organiſation der Geſellſchaft an, die ihm ungerechter Weiſe einen nicht hinreichenden Antheil an den Produkten der Erde zukommen laſſe .... Indem er Gegenſtände ſeiner Anklage ſucht, fällt es ihm nicht im Geringſten ein, dahin zu blicken, woher wirklich alles ſein Elend quoll. Niemanden iſt er weniger anzuklagen geneigt, als ſich ſelbſt, der doch durch eigenes Vergehen ſein Elend verſchuldete, der nur Verzeihung verdient, wiefern er von den höheren Klaſſen der Geſellſchaft betrogen ward. Er wünſcht jetzt vielleicht, nie geheirathet zu haben, weil er die Unannehmlichkeiten tief empfindet, aber es ſteigt ihm auch nicht der geringſte Argwohn auf, daß er unrecht gehandelt haben könne. Unzählige Male hat er gehört, daß es eine verdienſtliche Sache wäre, dem Könige Unterthanen, dem Vaterlande Bürger zu erziehen. Er hat ſich dieſes Verdienſt erworben und doch leidet er dafür. Natürlicherweiſe glaubt er für eine gute Sache zu leiden, kann alſo nicht umhin, die Ungerechtigkeit ſeines Königs und ſeines Vaterlandes empörend zu finden, die ihn dafür verhungern laſſen, daß er ihnen das wirklich geliefert hat, was, wie ſie unaufhörlich verſichern, ihr erſtes Bedürfniß iſt."

Die Vorſchläge, die M. zur Vernichtung und Verhinderung der Armuth macht, hat man mit Recht als ſehr hart bezeichnet. Man mache die Armen mit dem Weſen des präventiven Verkehrs bekannt, überlaſſe ihnen die Annahme dieſes „Syſtemes", und dann erſt mögen die Anſichten u. ſ. w. von M. gelten. Wir laſſen einen Auszug derſelben hier folgen.

Bd. II. S. 228 u. folg. ſagt Malthus: „Demzufolge möchte ich ein Geſetz des Inhaltes vorſchlagen, daß kein eheliches Kind, das nach Verlauf eines Jahres und kein uneheliches Kind, das zwei Jahre nach dem Datum deſſelben geboren würde, irgend Anſpruch auf Unterſtützung von Seiten der Pfarre zu machen haben ſollte. Um dies Geſetz zur allgemeinen Kenntniß zu bringen und es dem Gemüth der niedern Volksklaſſen eindringlicher zu machen, müßte der Pfarrer allemal nach dem Aufgebot einen bündigen Aufſatz verleſen, welcher vermahnte, wie es Jedermanns heiligſte Pflicht ſei, ſeine eigenen Kinder zu unterhalten, wie unklug und wie unmoraliſch es ſei, zu heirathen, ohne hierzu ſichere Ausſicht zu haben, wie den Armen ſelbſt das größte Elend erwachſen wäre aus den Inſtituten, wodurch man verſucht hätte, ſie der Ausübung einer Pflicht zu überheben, die einzig den Eltern obliegen müſſe, wie ſich am Ende die abſolute Nothwendigkeit ergeben habe, alle dergleichen Inſtitute zuſammenfallen zu laſſen, nachdem ſie von den gehofften ſchier entgegengeſetzte Wirkungen gehabt hätten."

„Eine ſolche deutliche kräftige Vermahnung zu rechter Zeit würde alle Irrthümer verbannen. Ohne daß der eine oder der andere ſich über Ungerechtigkeit zu beklagen hätte, würde von den folgenden Generationen Niemand mehr des kärgliche Brod eſſen, das die Armenordnung giebt, wobei Leib und Seele verkümmern."

„Wenn nun Jemand, nachdem das vorgeſchlagene Geſetz ſchon in Kraft getreten und die Armenordnung für die neue Generation ungültig wäre, dennoch ohne Ausſicht, ſeine Kinder verſorgen zu können, heirathen wollte, ſo müßte es ihm durchaus freiſtehen. Meiner Ueberzeugung nach iſt es allerdings unmoraliſch, iſt es ein Ver-

brechen, unter ſolchen Umſtänden zu heirathen, doch geziemt es nicht (?) der Geſellſchaft, demſelben zu wehren, oder daſſelbe zu ahnden, denn die von den Naturgeſetzen dafür beſtimmte Strafe trifft den Schuldigen unvermeidlich und ſtrenge, die Geſellſchaft leidet nur entfernt darunter. Wenn die Natur an unſerer Statt ſtrafen will, ſo iſt's ein erbärmlicher Ehrgeiz, ihr die Ruthe aus der Hand zu reißen und ſich als Büttel verhaßt zu machen. Der von der Natur diktirten Strafe, der Strafe des Mangels, werd' er überlaſſen. — Trotz der deutlichſten und kräftigſten Warnung hat er gefehlt, darf alſo Niemanden anklagen, als ſich ſelbſt, wenn er für ſeinen Fehltritt büßen muß. Die Pfarrvorſteher müßten ihm alle Unterſtützung verſagen und wenn die Wohlthätigkeit Einzelner ihm beiſpringen will, ſo gebietet das Intereſſe der Menſchheit Kargheit. Er muß lernen, daß die Geſetze der Natur, das iſt die Geſetze Gottes, ihn ſammt ſeiner Familie zur Strafe verurtheilt haben, für ſeinen Ungehorſam gegen die wiederholteſten Abmahnungen; er muß lernen, daß er ſchlechthin kein Recht habe, von der Geſellſchaft auch nur den kleinſten Biſſen mehr zu fordern, als was ſeine Arbeit den Umſtänden gemäß aufwiegen kann; er muß lernen, daß er, wenn er nebſt ſeiner Familie vom jämmerlichen Hungertode errettet wird, es dem Mitleid eines gütigen Wohlthäters verdankt, daß er demſelben durch die ſtärkſten Bande der Dankbarkeit verbunden bleiben muß."

Die Unmöglichkeit einer ſogen. geordneten allgemeinen Armenpflege fertigt M. gleichfalls ab.

Bd. II. S. 334 u. folg. ſagt Malthus: „Diejenigen, welche dieſem Einwurf einigermaßen Nachdruck geben wollen, müſſen beweiſen, daß die zu Anfang dieſes Werkes geſetzte Verſchiedenheit der Zunahme der Volksmenge und der Nahrungsmittel grundfalſch ſei. Denn wenn dieſer Satz wahr iſt, ſo iſt die Folgerung unvermeidlich. Wenn es ſich ergiebt, wie es nach Zugabe der ungleichen Vermehrung ſich ergeben muß, daß es der menſchlichen Induſtrie ſchlechthin unmöglich iſt, hinreichend Nahrung zu ſchaffen für alle die, welche geboren werden würden, falls Jedermann wirklich heirathete, alsbald er Trieb dazu fühlte, ſo iſt die unvermeidliche Schlußfolge, daß nicht Alle ein Recht zur Subſiſtenz haben können. Nehmen wir für einen Augenblick an, daß alles Eigenthum in einem Lande vollkommen gleichmäßig vertheilt ſei. Wenn nun unter dieſen Umſtänden die eine Hälfte der Geſellſchaft durch klugheitgemäße Gewohnheiten der Vermehrung ſo ſteuerte, daß ſie genau mit der zunehmenden Landeskultur Schritt hielte, ſo würde ſie offenbar immer ſo reich bleiben, als zu Anfang. Wenn die andere Hälfte unterdeſſen dem Geſchlechtstriebe blindlings folgte, alſo gleich zur Zeit der eintretenden Mannbarkeit heirathete, ſo würde ſie offenbar ſehr bald in's tiefſte Elend verſinken. Aber wie könnte die Armuth dieſer Hälfte nach Recht und Billigkeit Anſprüche geben auf das Eigenthum der erſteren Hälfte? Dieſe Armuth entſprang aus ihrer eigenen Unwiſſenheit oder Unklugheit. Und Niemanden würde es entgehen können aus der Art und Weiſe, wie dies Elend über ſie gekommen, daß, wenn man ihre Forderungen gelten ließe, die ganze Geſellſchaft baldigſt in daſſelbe Elend verſinken müßte."

Ein begeiſtertes Lob auf Malthus bildet den Uebergang zur Beſprechung von Mill's „Grundſätze der politiſchen Oekonomie." — Dann folgt die Abhandlung über „Die Armuth, ihre Urſache und ihre Heilung." Dieſe bildet den Kern des ganzen Werkes. Verf. hält die Einführung

des präventiven Verkehrs für das einzige Mittel, um Uebervölkerung und die damit unvermeidlichen Uebel (Eheloſigkeit, Proſtitution, früher Tod, Armuth) wirkſam zu bekämpfen, ja zu heilen. Er giebt die Art dieſes „Verkehrs“ genau an. Wer leſen kann, wird ſich hier ſelbſt überzeugen, daß die Mittel durchaus nicht „unmoraliſch“ ſind. Daß ſie der Geſundheit ſchädlich ſeien, iſt nie ernſthaft behauptet worden. Wir wünſchten, in Form einer möglichſt billigen Broſchüre dieſe Abhandlung, aber nur wenn weſentlich umgearbeitet, in unſerem Lande verbreitet zu ſehen!

Eine populäre, von allem Cynismus freie, billige Broſchüre, welche zeigt: daß der präventive Verkehr in der Ehe nothwendig, wirkſam, durchaus unſchädlich und moraliſch ſei und welche die Technik dieſes Verkehrs offen erklärt, iſt dringend nothwendig! Hoffentlich ſchwinden die geſetzlichen Bedenken hiergegen bald. Jetzt donnern viele gegen das „unmoraliſche“ Zweikinder-Syſtem, den präventiven Verkehr u. ſ. w., und fragt man dieſe Eiferer für die „Sittenreinheit“ u. ſ. w., was ſie ſich denn unter „präventiven Verkehr“ denken, nun dann hört man Salbadereien über Fruchtabtreibung, Leibesſchändung u. ſ. w.

Durch eine ſolche Broſchüre würde der ganze Kampf geklärt und abgekürzt, viel Zeit und Papier erſpart, und die „Bevölkerungsfrage“ und damit die ſociale Frage ihrer Löſung näher gebracht. *Judenfrage, Bevölkerungsfrage und gewerbliche Arbeiterfrage ſind die drei wichtigſten Kapitel der ſocialen Frage!*

Der Verfaſſer von „Die Grundzüge der Geſellſchaftsw.“ ſchüttet nun aber das Kind mit dem Bade aus und ſchädigt, ja verpfuſcht die ganze Bewegung. Er hat von der Ehe merkwürdige Anſichten, iſt für die leichteſte Lösbarkeit derſelben, hält den Verkehr auch außerhalb derſelben für nothwendig im Intereſſe *ſeiner* „geſchlechtlichen Moral“. Ja da hört denn natürlich Alles auf! Wir wollen, daß zunächſt durch geregelte Auswanderung zum Vortheile unſeres Landes die Uebervölkerung beſeitigt, durch Hebung des Landbaues, Aufhebung der „Vagabonden-Freiheit“ ꝛc. die Bewohner wieder gleichmäßiger im Lande vertheilt werden, daß jeder Mann mit 25 Jahr, jede Frau mit 20 Jahr heirathen könne und wirklich heirathe. Zur Erlangung und Erhaltung einer großen Anzahl ſolcher einzelnen Nährſtellen und Nährcentren iſt aber unbedingt eine beſchränkte Anzahl von Kindern in jeder derſelben nothwendig. Dieſe wird erlangt durch allgemeine Einführung des präventiven Verkehres. Wer mehr als 4 lebende Kinder ſich leiſtet, wird — iſt er vermögend, ſo daß er die Kinder ſelbſt ernähren kann — mit einer Abgabe für jedes über 4 vorhandene Kind bedacht. Iſt er arm,

kann er seine Kinder nicht selbst erhalten, so wird Mann und Frau, sowie mehr als 2 Kinder vorhanden, getrennt und im Arbeitshause beschäftigt und die Kinder erzieht der Staat. Zu dieser Erziehung wird in erster Linie die von den Reichen erhobene „Kindersteuer" verwandt. — So würden mit einem Schlage fast völlig beseitigt: Ehelosigkeit, schädliche Folgen der geschlechtlichen Enthaltsamkeit, Prostitution, ungenügende Arbeitslöhne und daraus entspringende Armuth, sowie frühe Sterblichkeit. Auch wäre die schwierige Frage nach einer „geordneten Armenpflege" gelöst. — Bis zum 25. resp. 20. Jahr wird die geschlechtliche Enthaltsamkeit keine für die Gesundheit schädlichen Folgen haben, man kann sie also fordern, ohne sich lächerlich zu machen, wie dies bei der Forderung nach absoluter Keuschheit für alle Unverheiratheten der Fall ist! Es müßte auch ein gewisser Zwang durch eine „Hagestolz-Steuer" — erhoben von jedem gesunden Manne über 25 Jahre, dessen Einkommen zur Erhaltung einer kleinen Familie genügt und der nicht in die Ehe tritt — eingeführt werden. — Verfasser schreibt: „Eine ehrenhafte Vorkehrung für außereheliche Liebe ist das einzig mögliche Mittel zur Verhütung der Prostitution. Könnten junge Leute auf offene und ehrenhafte Art ein gehöriges Maaß geschlechtlicher Freuden genießen, ohne sich für's Leben zu binden, so würde die käufliche und prostituirte Liebe bald erlöschen." Ja dann würde eben die ganze Gesellschaft eine große Prostitutionsanstalt sein und mit aller Sitte, Zucht, Ordnung und Religion wäre es eben vorbei! — Solch geradezu scheußliche Aussprüche finden sich in diesem Capitel des so lehrreichen Buches zahlreich und deshalb ist dasselbe hoch gefährlich für die unbedingt nothwendigen Bande der gesellschaftlichen Ordnung! Nur wirklich gebildeten, scharf denkenden Menschen kann dasselbe ohne Gefahr in die Hand gegeben werden. Eine Verbreitung vieler Grundsätze 2c. desselben aber unter der Masse unseres Volkes halten wir für ein großes Unglück!

Der dritte Theil des Werkes „Natürliche Religion" zeigt den krassen Materialismus und Atheismus, das mangelnde Verständniß für den Begriff der Religion 2c. des Verfassers. Viel hätte das Buch gewonnen, fehlte dieser Theil! Er spricht von „Tyrannei des religiösen Glaubens", sagt „alle vorhandenen Religionen zerstören die wahren Fundamente menschlicher Würde und Freiheit", die Lehren von der Erlösung und der Erbsünde hält er für „tief entehrend für die Würde des Menschen" 2c. Wir hoffen, diese Proben genügen. Durch derartigen fanatischen, lästerlichen Unsinn erleidet natürlich das Christenthum keinen Schaden, aber viele denkende Menschen, die nicht aller Ideale, aller re-

ligiösen Vorstellungen baar sind, verwerfen nach Lectüre dieses Theiles das ganze Werk. Es ist dies entschieden ein Fehler. Prüfet Alles und das Beste, das Richtige behaltet!

Der vierte Theil: Gesellschaftswissenschaft, ist dagegen vorzüglich. Es wird gezeigt, daß der Uebervölkerung jetzt in der s. g. civilisirten Welt entgegen gearbeitet wird durch: Ehelosigkeit, Prostitution, präventiven Verkehr und Armuth mit frühzeitigem Tode. — Wir glauben, es ist nicht schwer, das kleinste Uebel hier richtig herauszufinden, wenn man bedenkt, daß Ehelosigkeit die Prostitution zur nothwendigen Folge hat und haben muß. Ist es nicht entsetzlich, wenn man liest, daß sich allein in England und Wales (ohne Schottland und Irland!) über 1,400,000 Frauen im Alter von 20—40 Jahren und über 350,000 im Alter von über 40 Jahren befinden, die nie verheirathet gewesen sind! Von je 100 Frauen in England im Alter von 20—40 Jahren sind 42 unverheirathet! Wäre die ganze Bevölkerung des Königreichs verheirathet, es würden jährlich statt 700,000 — 1,600,000 Geburten stattfinden! Das Durchschnittsalter der heirathenden Frauen in England ist 24,3 Jahr! Klugheit und moralische Zurückhaltung werden in England also in weitestem Sinne geübt, dafür ist aber auch die Prostitution in allen englischen Städten entsetzlich stark vertreten. Die Zahl der notorischen Prostituirten wird in England allein auf 50,000 geschätzt.

„Den präventiven Verkehr verwerfen, heißt, wie schon nachgewiesen wurde, in Wahrheit die drei anderen Beschränkungen der Bevölkerung, Armuth, Prostitution und Ehelosigkeit wählen." (S. 530.) „Das einzige englische Journal, in welchem gegenwärtig die Bevölkerungsfrage offen und ernst erörtert wird, ist der „National-Reformer", das Organ der Freidenker und der Sekularisten. Der Redacteur dieses Blattes, Charles Bradlaugh, bekannt wegen seiner edlen (?) Anstrengungen in der Sache religiöser und politischer Freiheit, hat dem Volke große Dienste geleistet, indem er die Discussion der Malthus'schen Ideen beförderte, die er selbst mit dem größten Eifer vertritt. Er ist Secretair des „Malthus'schen Bundes", einer Gesellschaft, die vor einigen Jahren für die Verbreitung dieser Lehren gestiftet wurde. Vor Kurzem definirte Bradlaugh die Grundsätze seines Journales wie folgt: „atheistisch in der Theologie, demokratisch in der Politik und malthusianisch in der Socialwissenschaft." — Wir wünschen und hoffen, daß die Grundsätze des „Bundes" andere sind, sonst wird derselbe sich keiner großen Verbreitung und Anerkennung zu erfreuen haben. — Legoyt, Vorstand des statistischen Bureaus in Frankreich, schreibt: „In Frankreich nimmt die

Zahl der Geburten in einer Ehe regelmäßig ab, während die Zahl der Heirathen zunimmt.“ Dieſe Verhältniſſe halten wir für heilſam und wünſchen ſie auch in Deutſchland einzuführen!

Ausgenommen einige Bemerkungen über die „Nothwendigkeit der Aenderung der ſtrengen Ehegeſetze“ iſt der vierte Theil, welchen eine Abhandlung über die Hauptgeſetze der politiſchen Oekonomie abſchließt, ganz vorzüglich! Die Bevölkerungsfrage iſt in neueſter Zeit faſt nur von materialiſtiſcher Seite und in materialiſtiſchem Geiſte in ſachkundiger Weiſe beſprochen worden. Es ſollte uns freuen, wenn unſere Arbeit auch die chriſtlich-conſervative Preſſe beſtimmte, ſich mit derſelben zu beſchäftigen, und dieſelbe veranlaßte, ohne falſche Prüderie über die Dinge und Verhältniſſe zu ſprechen, wie ſie nun einmal ſind und liegen.

Unſere Kapitalwirthſchaft und ihre Umbildung in genoſſenſchaftliche Gliederung.

Bei dem Uebergange der kapitaliſtiſchen Wirthſchaft in genoſſenſchaftliche Gliederung, müſſen die Strebungen nach den Hauptconſequenzen dieſer beiden Wirthſchaftsprincipien, die Strebungen nach: — Freihandel oder Schutzzoll, — directe Steuern oder indirecte Steuern, — Privatverkehrsanſtalten oder Staatsverkehrsanſtalten, — die Form von Intereſſenkämpfen annehmen, welche die 3 Haupterwerbszweige, Landwirthſchaft, Induſtrie und Handel, gegen einander führen und es muß ſchließlich bei der oberſten Leitung des Staates daraus die Meinung ſich bilden, daß es eben unmöglich ſei, ein wirthſchaftliches Syſtem zu finden, welches den an ſich gerechtfertigten Forderungen aller 3 Erwerbszweige gleichzeitig und gleich wirkſam gerecht werden könnte und daß man daher ſtreben müſſe, dort ſorgend und pflegend einzugreifen, wo der wirthſchaftliche Schwerpunkt zu liegen ſcheint, um dieſen möglichſt kräftig zu unterſtützen.

Wie irrthümlich dieſe Meinung von der Unterſtützung eines ſolchen vermeintlichen Schwerpunktes iſt, erhellt aus der Bedeutung, welche den 3 Geſetzen über Schutzzölle, indirecte Steuern und Differenzialtarife beigelegt wird. — Die Intereſſenten faſſen dieſe Geſetze als Verſuche auf, den wirthſchaftlichen Schwerpunkt, d. h. *ihren* wirthſchaftlichen Schwerpunkt zu kräftigen und zu unterſtützen und doch können jene Geſetze nicht mehr ſein und werden, als einfache Finanzgeſetze um das Reich finanziell unabhängig zu ſtellen von den beliebten ſogenannten „conſtitutionellen Garantien".

Die dominirende Strömung der öffentlichen Meinung geht auf Schutzzölle, weil man die Thätigkeit der heimiſchen Induſtrie durch die Concurrenz des Auslandes ſchwer geſchädigt glaubt. — Wenn dies auch theilweiſe gewiß richtig iſt, ſo ſind es doch nur einige wenige Induſtriezweige, welche durch fremdländiſche Concurrenz geſchädigt werden. — Die öffentliche Meinung aber überträgt mißverſtändlich dies Verhältniß eines Theiles der nationalen Arbeit auf die nationale Arbeit überhaupt und ſucht den Grund auch für deren Schädigung und Niedergang ebenfalls in der Concurrenz des Auslandes und ſo erſchallt laut das urtheilsloſe Tagesgeſchrei: „Schutz gegen die Concurrenz des Auslandes",

welches Geſchrei einzelne Induſtriegruppen mit großer Anſtrengung und Betonung weithin hörbar zu machen, ſich noch immer ſehr angelegen ſein laſſen. — Daß die nationale Arbeit des Schutzes dringend bedarf, das fühlt ganz Deutſchland, es täuſcht ſich aber in dem Weſen der feindlichen Macht und in der Richtung, welche dieſe eingeſchlagen hat.

Nicht die Concurrenz des Auslandes iſt die feindliche Macht, welche die nationale Arbeit bis zum Ruin ſchädigt, ſondern das mobile Kapital ſaugt die nationale Arbeit aus. — Das Tagesgeſchrei darf alſo nicht lauten: „Schutz der nationalen Arbeit vor der Concurrenz des Auslandes", ſondern: Schutz der nationalen Arbeit vor dem mobilen Kapital des In- und Auslandes.

Dies Mißverſtändniß aber iſt epidemiſch geworden in ganz Europa! Alle Nationen verlangen Eingangszölle gegen die Concurrenz des Auslandes, ſo verſchieden auch ihre wirthſchaftlichen Syſteme ſind! — Aus dieſem Umſtande allein aber ſchon läßt ſich mit Sicherheit ſchließen, daß trotz ihrer verſchiedenen volkswirthſchaftlichen Syſteme, ein Moment allen Nationen gemeinſam ſein muß, welches ihnen ausnahmslos ein und denſelben Hülferuf auspreßt! Ein ſolches allen Nationen der Erde gemeinſames wirthſchaftliches Moment iſt allerdings vorhanden:

„In allen Culturſtaaten herrſcht die Kapitalwirthſchaft."

Für Deutſchland reſultirt aus dieſer Kapitalwirthſchaft folgendes: —

Die deutſche Erwerbsthätigkeit arbeitet in fieberhafter Haſt, um das Ausland mit möglichſt billigen Arbeitsproducten zu verſorgen und, wir ſtreben in krankhafter Neigung nach den Arbeitsproducten des Auslandes. — Die nothwendige Folge dieſes ungeſunden Exportes und Importes iſt eine koloſſale Menge unproductiver und distributiver Arbeitskräfte, welche ſich ſtetig vermehrt, und von den productiven Arbeitskräften, die ſich ſtetig vermindern, ernährt werden müſſen, wodurch das ohnehin ſchon arme deutſche Volk immer mehr verarmt.

Auf der einen Seite alſo: „Die Ueberwucherung des fieberhaft gereizten Exportes und des krankhaften Importes, ſowie deren nothwendige Folge, die ungeſunde Vermehrung des Handels." —

Auf der anderen Seite: „Die gewiſſenloſe, bezw. verſtändnißloſe Freilaſſung des inländiſchen Marktes."

Das ſind die geheimnißvollen Urſachen von Mangel und Noth, von Elend und Unzufriedenheit im deutſchen Volke! —

Bei kapitaliſtiſcher Wirthſchaft muß der ſogenannte „Schutz der nationalen Arbeit", wenn er durch Schutzzölle ermöglicht werden ſoll, eitel Phraſe bleiben. Im kapitaliſtiſchen Staate iſt eben ein Schutz der

Arbeit etwas Unmögliches, weil ja dasjenige, vor dem die Arbeit geschützt werden soll, nämlich das Kapital, gerade das fundamentale Princip des Staates ist. — Die Richtigkeit dieses Gedanken wird schon die nächste Zukunft zeigen, denn es wird sich gar bald herausstellen, daß die wirthschaftlich so gewünschten und handelspolitisch so gefürchteten Schutzzölle nichts weiter sind als einfache und schwächliche Finanzzölle. Die Wirkung von Schutzzöllen aber als Finanzzölle muß nothwendig in ihr Gegentheil umschlagen, denn soweit es die Schutzzölle der heimischen Industrie möglich machen, die ausländischen Produkte und Fabrikate zu verdrängen, soweit wird der Ertrag aus den Zöllen für den Staat immer geringer. — Da nun das Publikum die Fabrikate jetzt theuer bezahlen muß, leiden beide, Staat und Publikum zu Gunsten der Fabrikanten. — Aus dem so laut ausposaunten „Schutz der nationalen Arbeit" wird also folgerichtig ein Schutz des Kapitales der Fabrikanten bezw. der Großindustriellen, bezw. der Großgrundbesitzer! —

Wenn es wahr ist, und es wird wohl wahr sein, daß im Mittelstande die beste Kraft des Volkes und die Hauptgarantie des Staates enthalten ist, dann ist schon jetzt das deutsche Volk auf dem Wege zur Entkräftung und die Sicherheit seiner Fundamente ist bedroht, denn der Mittelstand in Stadt und Land geht seinem unaufhaltsamen Untergange entgegen. —

Der Handwerker hat schon aufgehört Handwerker zu sein, er ist nur Lohnarbeiter in der Fabrik oder Händler und Krämer für die Fabrik. — Dem Stande der Tagelöhner, dem IV. Stande muß mit Nothwendigkeit nach und nach das ganze Handwerk verfallen. — Die gutgemeinten Vorschläge der socialen Reformer, welche darauf hinausgehen den kleinen Handwerksleuten durch Schulze-Delitzsch'sche Vorschuß- und Creditvereine, oder durch Hülfs- und Unterstützungskassen zu selbstständiger Werkthätigkeit in eigener Werkstatt zu verhelfen, müssen ohne Aussicht auf Erfolg bleiben, so lange die Gesellschaft noch auf kapitalistischer Grundlage fortwirthschaftet. —

Schon die Zünfte und Genossenschaften des Mittelalters haben sich überlebt, weil sie dem Handwerk nur Sicherheit geben konnten der Arbeit gegen die Arbeit. Auch in unserer Zeit verlangt die Arbeit nicht Schutz gegen die Arbeit sondern gegen das Kapital, denn das Kapital ist es, welches das kleine und zum Theil auch das große Handwerk durch die Großindustrie aufgesaugt hat. — Jeder Versuch also die kleinen Handwerker wieder selbstständig und unabhängig zu machen muß nothwendig immer wieder denselben Prozeß wiederholen, trotz Darlehnskassen und Creditvereinen.

Das vorletzte Stadium muß immer sein: „Die mühselig erarbeitete kleine Werkstatt für Flickarbeit mit zugehörigem Kramladen, in welchem der arme Kleinmeister die Fabrikarbeit feilhält, die er selbst zu erzeugen außer Stande ist."

Das letzte Stadium aber, welches bei dem nächsten Unglücksfall sicher eintreten muß, ist unabweisbar: „An Auffaugung durch Großkapital, bezw. durch Großindustrie — Versinken ins Proletariat." —

Der kleine Landmann, dem sein kleines Bauergütchen längst zerschlagen ist, tagelöhnert als Instmann, Einlieger, Häusler oder Dienstbote auf dem Gutshofe, er ist Mitglied des IV. Standes geworden. — Die gutgemeinten Bestrebungen der socialen Reformer, welche darauf hingehen, dem kleinen Landmann wieder zu Eigenthum an Grund und Boden zu verhelfen, müssen auch hier ohne alle Aussicht auf Erfolg bleiben solange die Gesellschaft auf kapitalistischer Grundlage fortwirthschaftet. Die segensreichen Folgen der altpreußischen Agrargesetzgebung sind durch die Kapitalwirthschaft und deren Gesetzgebung längst aufgehoben und die Landbevölkerung, welche jene Gesetzgebung zu kleinen Grundbesitzern gemacht hatte, ist schon lange fast gänzlich durch das Kapital expropriirt und ihr Land durch den Großgrundbesitz aufgesaugt worden. — Jeder Versuch aber das Vergangene herzustellen, muß sicher zu ähnlichen Resultaten führen trotz Erbzins und Erbpacht.

Das vorletzte Stadium muß immer sein: „Das Eigenthum an einer Parcelle", und das schnell darauf folgende,

das letzte Stadium „die Auffaugung der Parcelle durch den Großgrundbesitz." —

Es bleibt immer derselbe Kreislauf beim Handwerk ebenso wie beim Kleingrundbesitz und alle Bestrebungen dem entgegenzuwirken vermehren nur die bewegte Masse und damit die Centripetalkraft der kapitalistischen Cirkelscheibe! —

Es kann und soll nicht bestritten werden, daß die Lage des arbeitenden Volkes, des IV. Standes, früher eine drückendere und erbärmlichere gewesen ist als jetzt bei der kapitalistischen Productionsweise. — Ebensowenig aber darf bestritten werden, daß dem entgegen die Unzufriedenheit der niederen Klassen jetzt eine weit größere ist als früher und daß sie an Intensität und Ausdehnung immer zunimmt. — Was nutzt es, alle Welt wissen zu lassen, daß es früher noch jammervoller, noch schlechter gewesen ist als jetzt, wenn man durch dieses Wissen nicht auch gleichzeitig die herrschende, tiefgefühlte Unzufriedenheit der Massen aufzuheben im Stande ist! — Diese Unzufriedenheit aber ist die nothwendige Folge der kapita-

liſtiſchen Wirthſchaft mit ihren Grundprincipien: „freie Concurrenz", „Angebot und Nachfrage."

Bei der durch das werbende Kapital bedingten koloſſalen Vermehrung der Güter und Anhäufung von Vorräthen derſelben iſt eine gleich große Vermehrung ihres Angebotes die naturnothwendige Folge. — Durch dieſes Angebot wird das Volk krankhaft gereizt zur Befriedigung von Bedürfniſſen mit deren immer intenſiverem Anwachſen die Fähigkeit zur Befriedigung unmöglich gleichen Schritt halten kann. Dadurch muß das Gefühl der Unzufriedenheit an allen Ecken und Enden hervortreiben. Die gegen früher noch leidlich günſtige Lage des Volkes erſcheint ihm nun als unleidlich, ja als „menſchenunwürdig." —

„Eine weiſe Regierung muß dann und wann Nachforſchung halten, ob die vorhandenen Inſtitutionen noch mit der Fortentwickelung der Zeit im Einklang ſind, ein Verfahren, bei welchem Preußen groß geworden iſt", hatte der Kronprinz von Preußen, unſer Kaiſer, geſagt in der Sitzung des Staatsminiſteriums vom 11. Mai 1846. —

Daß die vorhandenen Inſtitutionen nicht mehr mit der Fortentwickelung unſerer Zeit im Einklang ſtehen, liegt aller Welt klar vor Augen, die höhere Gewalt aber, welche Nachforſchung halten ſoll wo ſie helfend, fördernd und neugeſtaltend einzugreifen hat, will ſich nicht zeigen. — Sie kann ſich auch nicht zeigen, weil es zunächſt gilt, das große, ſociale Problem zu löſen, deſſen Löſung ſeit einem Jahrhundert faſt, ſchon ſo vielfach und doch immer mit negativem Erfolge verſucht worden iſt. — Nur praktiſch, auf realem Boden darf mit ſolchen Verſuchen vorgegangen werden. Niemand anders kann damit vorgehen als der omnipotente Staat und in ihm allein ſein omnipotentes Organ: „Der Kanzler des deutſchen Reiches."

Weil der Fürſt-Kanzler ein eminent politiſch denkender Kopf iſt, ſo mußte er folgerichtig meinen, daß auch volkswirthſchaftliche Probleme politiſch, d. h. finanz- bezw. handelspolitiſch ſich würden löſen laſſen. Dabei wird ihm aber unter den Händen aus „volkswirthſchaftlicher Politik" eine „politiſche Volkswirthſchaft." —

Drei Momente ſind es, an welche er die Socialreform fortbildend anknüpfen will: Wiedereinführung der Schutzzölle, — indirecte Steuern und Monopole, — Ankauf der Eiſenbahnen durch den Staat." — Mit ſicherem Blicke hat er erkannt, daß durch dieſe 3 Momente den 3 letzten Conſequenzen der Kapitalwirthſchaft: „Freihandel, — directe Steuern, Verkehrsanſtalten als Privateigenthum, —

die Spitzen umgebogen werden, nur sollte man nicht meinen solche Gesetze mit dauernd segensreichem Erfolge einem Staatsorganismus einfügen zu können, welcher noch auf kapitalistischen Grundlagen ruht.

Die Einführung von Schutzzöllen kann im kapitalistischen Staat nur politisch, nicht aber wirthschaftlich wirken, weil sie dem Principe der kapitalistischen Wirthschaft direct widerstrebt. Sie muß nothwendig gerade das Gegentheil hervorrufen von dem, was durch sie beabsichtigt wird. Auch die den Schutzzöllen so nahe verwandte Beseitigung der Eisenbahn-Differenzial-Tarife erscheint im kapitalistischen Staate in der Hand der Regierung lediglich als politische nicht aber als wirthschaftliche Maßregel. Nicht weniger schwer lassen sich Monopole in einem kapitalistisch organisirten Staat nachträglich einführen und jeder Versuch muß, wenn nicht mißlingen, so doch nur unvollkommene Resultate zeitigen, weil in hochkultivirten Staaten die ganze wirthschaftliche Gliederung keine Heftpunkte und Zwischenglieder aufzuweisen hat, an welche sich dergleichen monopolistische Versuche anlegen, bezw. einreihen lassen. — Will man in einem kapitalistischen Staate den Tabak monopolisiren, dann muß man damit beginnen zu einer Zeit wo die kapitalistischen Principien eben anfangen sich zu festigen. — Will man in einem kapitalistischen Staate die Eisenbahnen zu Staats-Verkehrsanstalten machen, dann thut man besser, damit gleich bei der ersten Eisenbahnlinie den Anfang zu machen; denn späterhin müssen dergleichen Bestrebungen immer auftreten als Kämpfe des Staates gegen private Interessen; in directem Gegensatz zu der Erscheinung bei genossenschaftlicher Gliederung der Arbeit, wo ohne jene Tausende von Millionen Mark die Eisenbahnen des Landes in Form von Eisenbahn-Knappschaften, Zünften und Amtungen sich ganz selbstthätig an den Staat anlehnen können, seine selbstlosen Diener werden und ihm sichere, und große Revenuen abwerfen müssen. —

Freihandel, — directe Steuern, — Verkehrsanstalten als Privateigenthum, — diese 3 letzten und höchsten Consequenzen kapitalistischer Volkswirthschaft, haben in streng logischer Folge historisch sich entwickelt, und alles Ankämpfen gegen sie, alle Klagen über ihre Folgen, alle Verlästerungen ihrer Vertreter sind wenig mehr als Zeichen von mangelhafter Sachkenntniß, bezw. von Selbsttäuschung. — Nicht jene 3 Consequenzen haben das Unheil verschuldet, unter welchem die Gesellschaft seufzt, sondern in der Mißachtung und Vernachlässi-

gung der jenen Consequenzen naturnothwendig zugehörigen Consequenzen liegt die Schuld. —

Der **Freihandel** bedingt als nothwendiges Correlat:

„Exportbonification der Landesproducte und Ausschluß aller „Privilegien für das mobile Kapital" (Actien — Bank — „Börse 2c.)

Directe Steuern bedingen als Correlat:

„Progressive Einkommensteuer mit Selbsteinschätzung unter An„drohung entehrender Strafen". —

Privateigenthum an öffentlichen Verkehrsmitteln bedingt:

„Ausschließung aller Differenzialtarife und Einheitlichkeit der „Frachtsätze". —

Gegen die gewissenlose Vernachlässigung dieser 3 Correlate also hätte man ankämpfen sollen und diejenigen öffentlich brandmarken, welche die Vernachlässigung jener 3 Correlate unter dem Schein und Namen volksfreiheitlicher Gesetze im Sonderinteresse ihrer, d. h. der herrschenden Klasse, engherzig und habgierig ausgebeutet haben. —

So wie die volkswirthschaftlichen Verhältnisse jetzt einmal liegen, giebt es nur zwei Wege zur Aufhebung des socialen Elends und zur Rettung vor wirthschaftlichem und socialem Ruin des Staates, dem er mit Riesenschritten zueilt:

Entweder: **Sofortige allseitige Einführung jener 3 Correlate,**
Oder: **Allmählige Ueberführung aus der kapitalistischen Wirthschaft in genossenschaftliche Gliederung.**

Die nachträgliche Einführung jener 3 Correlate ist zur Zeit unmöglich, denn sie bedingt eine ganze Reihe tiefgreifender Gesetze, deren Ablehnung durch den Reichstag, welcher auf diesem Gebiete noch ganz in den Händen der herrschenden Klasse ist, ganz zweifellos in Aussicht steht. — Bei der begrifflich großen Unklarheit und Verschwommenheit auf wirthschaftlichem Gebiete, ist man weit davon entfernt Grund und Ursache der wirthschaftlichen Nothstände erkannt zu haben. — Selbst Diejenigen, welche tiefer in die Sache eingedrungen sind, und in dem kapitalistischen Princip an sich das Agens gefunden zu haben glauben für alle Noth und Unzuträglichkeiten in der Gesellschaft, irren sehr, weil sie meinen das kapitalistische Princip an sich sei falsch! — Nicht falsch ist das kapitalistische Princip, sondern überlebt hat es sich. — Wie das feudalistische Princip des Mittelalters nicht falsch war, sondern sich ausgelebt hatte und deshalb im 19. Jahrhundert naturnothwendig zu Grunde gehen mußte, so ist auch das kapitalistische

Princip des 19. Jahrhunderts nicht falsch, sondern ausgelebt und geht im 20. Jahrhundert seinem sicheren Untergange entgegen.

Die allmählige Ueberführung aus der kapitalistischen Wirthschaft in genossenschaftliche Gliederung ist der andere Weg: — Die letzten Consequenzen der „kapitalistischen Wirthschaft" sind also:

Freihandel — Directe Steuern — Verkehrsanstalten als Privateigenthum.

Die letzten Consequenzen der „genossenschaftlichen" Gliederung sind:

Schutzzoll — Indirecte Steuern und Monopole — Staatsverkehrsanstalten.

Die Versuche, welche jetzt gemacht werden, die letzten Consequenzen der kapitalistischen Wirthschaft gegen die der genossenschaftlichen Gliederung einfach auszutauschen, müssen mit Nothwendigkeit mißlingen, denn es nehmen diese Consequenzen auf kapitalistischem Boden einen ganz anderen, fremdartigen, einen „reactionairen" Character an:

Im kapitalistischen Staate erscheinen „Schutzzölle" als Abgaben, welche der Staat von dem Güterimport direct erhebt und dem Consumenten als Last auflegt. —

Im Genossenschafts-Staate erscheinen „Schutzzölle" als Ueberschüsse aus dem Verkaufe importirter Güter, welche die Genossenschaften an den Staat freiwillig abführen.

Im kapitalistischen Staate erscheinen „indirecte Steuern und Monopole" als Lasten, welche die Consumenten gegen Wissen und Willen zu tragen haben. —

Im Genossenschafts-Staate erscheinen „indirecte Steuern und Monopole" als Revenuen aus Gewerbe-, Gemeinde- und Staatsindustrien, bei denen nicht der Staat, sondern die Genossenschaft der Producent ist. —

Im kapitalistischen Staate erscheinen „Staatsverkehrsanstalten" als bevorrechtete Concurrenten und Ausbeuter der Privatindustrie.

Im Genossenschafts-Staate erscheinen „Staatsverkehrsanstalten" als selbstlose Diener der Allgemeinheit.

Will man demgemäß die letzten Consequenzen der genossenschaftlichen Gliederung voll und ganz zur Erscheinung bringen, so ist dies nicht zu ermöglichen durch ihre einfache Einführung an Stelle der bestehenden Einrichtungen, sondern man muß sie organisch herauswachsen lassen aus einfachen aber vollkräftigen Keimen **genossenschaftlicher Gliederung!**

Gegenwart und Zukunft des verjudeten deutschen Reiches.

I.

Nachdem bei der letzten Wahl in Hamburg — trotz des Ausnahmegesetzes — die Majorität der betheiligten Wähler der Socialdemokratie zufiel und dadurch ein neuer Sieg derselben konstatirt wurde, lasen wir in Juden- und Judengenossen-Blättern eine Reihe Leitartikel, welche — ohne die Wahrheit nur annähernd zu entdecken — mit allerlei Phrasen dies „Zeitsymptom" zu erklären bemüht waren.

Die dem unvermischten und noch nicht zersetzten Germanenthum angeborene Freude und Lust, der Wahrheit ungeschminkt und gründlich zum Siege zu verhelfen und den deutschen guten Michel zum Nachdenken über die, leider über unser Vaterland hereingebrochene, semitisch-literarische Pest der Ueberzeugungs- und Wahrheitsfälschung zu vermögen, zwingt uns die Feder in die Hand.

Wir knüpfen an die entsetzlichen Ereignisse unseres Vaterlandes im Jahre 1878 an, wo der ehrwürdige Greis, den die Huld des himmlischen Vaters 84 Jahre lang erhalten und mit Kraft und Frische wunderbar gesegnet hat; der sieggekrönte Held, der Deutschlands Volk zur höchsten Höhe der Macht und des Ruhmes erhob, der treue Vater des Vaterlandes, wo Kaiser Wilhelm in 22 Tagen zweimal vom Meuchelmord bedroht werden konnte! Weder mitten im Feindesland unter der Aufregung eines grimmigen, für Frankreich unglücklichen Krieges, noch in Elsaß und Lothringen, wo doch Viele mit der neuen Ordnung der Dinge unzufrieden und erbittert waren, hat man, während unser Kaiser sich dort befand, so verruchte Pläne gehabt; aber in seiner eigenen Residenzstadt, im Eldorado der Juden und Judengenossen, ist der ungeheure Frevel erdacht und ausgeführt worden, den wir niemals von den Blättern der vaterländischen Geschichte hinweglöschen können."

Der deutsch denkende, sich seines Christenthums nicht schämende Leser wird gewiß mit uns darin übereinstimmen, daß im deutschen Denken, Fühlen und Thun, im Kern und Wesen unseres Volkes nicht solche Dinge stecken, daß unser Volk durch Frömmigkeit und Zucht, durch Ehre und Treue sich jederzeit ausgezeichnet hat. Es war die Hand der Fremden,

die unſer armes Volk verführte. Es ſind der Fremden Lehren, ihre Preſſe, ihre Literatur, ihre Werke, die mit verführeriſchem Klange, mit verlockendem Beiſpiele unſer Volk verblendet, irre geleitet haben.

Unſer deutſches Volk hat in ſeinen hohen wie niederen Ständen die Pflege deutſchen Weſens, deutſcher Eigenthümlichkeit ganz aufgegeben, dagegen die Frucht eines fremden Samens im deutſchen, chriſtlichen Boden und geiſtigen Leben als Unkraut überwuchern laſſen. Das wuchernde, ſemitiſche Unkraut mit ſeinen Blüthen: Hohn, Spott, Frivolität u. ſ. w. hat im Deutſchthum die Furcht Gottes und den Glauben zum großen Theile erdrücken, vergeſſen, verlernen laſſen. — Millionen gehen dahin und fragen nichts mehr nach dem Evangelio von Jeſu Chriſto und nach dem Heil ihrer Seelen. Das ſemitiſchen überreichen Vorbildern nachahmende Volk iſt gegen alles, was es nicht mit Augen ſieht und mit Händen greift, gleichgültig geworden und wird deshalb ein Opfer ſemitiſcher Denk- und Handlungsweiſe. Unſer geiſtig faſt nur allein mit jüdiſcher Literatur genährtes Volk hat leider nur noch Zeit, Sinn und Luſt für irdiſchen Prunk und für ſinnlichen Genuß. Ja, es giebt bereits Deutſche, die das Chriſtenthum haſſen, wie die ſemitiſche Raſſe es haßt, weil es ſie in ihren frevleriſchen Plänen, unſer Volk noch mehr in die Verjudung zu treiben, hindert und ſie in ihren ſündlichen Lüſten ſtört. Dieſe fremde, dem Deutſchthum aufgedrängte, verjüdelnde Macht und die dem Deutſchthum unſympathiſche bürgerliche Gleichberechtigung der ſemitiſchen mit den chriſtlich-deutſchen Elementen trägt weſentlich dazu bei, den Werth der deutſchen bürgerlichen Ehre bei ſolchen ſemitiſchen Vorbildern gering achten zu lernen und durch die Zerſetzung deutſchen Fühlens und Denkens mit ſemitiſchen, antideutſchen Frivolitäten war unſer Volk auf der ſchiefen Ebene angelangt, bei deren Betreten das Vaterlandsbewußtſein durch den Kosmopolitismus abgelöſt wird. Das deutſche Familienhaus verödet in ſeiner ſittlichen Bedeutung, ſowie leider die Gotteshäuſer verödet ſind. Das Wort Gottes und ſeine Predigt wird verachtet. Taufe, Trauung und Abendmahl werden von Hunderttauſenden verſchmäht. Die höchſten und ehrwürdigſten Heiligthümer unſeres Glaubens werden täglich in der frechſten Weiſe angegriffen und verhöhnt. Unſere Jugend wird verderbt und unſerem armen Volk das Herz von Juden und Judengenoſſen vergiftet. Staunend blickt daſſelbe zum breitſpurigen, frechen Juden empor und duldet in ſeiner Gleichgültigkeit, daß derſelbe ihm ins Geſicht ſchleudert: „Wir ſind die Herren, ihr das Geſindel, denn wir haben Geiſt (d. h. die Macht der korrumpirten Judenpreſſe), und wir haben Geld (d. h. das ohne Mühe und

Arbeit unter Durchschleichung der Gesetze und Gebote christlicher Moral der redlichen Christenarbeit mittelst Wucher und Schacher abgenommene, sogenannte mobile Kapital). Daß solche Eingangs erwähnten Thaten der Finsterniß unter uns geboren wurden, daß Rohheit und Verwilderung, Zügellosigkeit und Zuchtlosigkeit ihr Haupt immer frecher erheben, daß der Abfall von dem lebendigen Gott schon im christlichen Vaterlande in öffentlichen Versammlungen Zweck des Erscheinens ist, dieses vollständig dem Deutschthum fremde Gebahren kann nur in der Macht und dem Anhang antideutsch-christlicher Gesinnung, nur in der Großmacht der verjudeten Presse und in ihrer Verlogenheit, Ehrlosigkeit und vollständigen Korruption seine Erklärung finden.

Gegen das Verderben, welches in unserem Volke wühlt und an seinem Marke zehrt, das aber im innigen Zusammenhange mit der im Preise und Werthe nach Geld abgeschätzten bürgerlichen Ehre steht und täglich von Juden und Judengenossen dem Deutschthum durch die käufliche Presse vordemonstrirt wird, hilft keine Polizeimacht, wenn sie ihre Schuldigkeit noch so redlich und gewissenhaft erfüllt, helfen keine noch so strengen und ernsten Gesetze. Gesetze können wohl dafür sorgen, daß der Frevel und die Bosheit sich nicht an's Licht wagen; aber sie können nicht verhüten, daß sie im Verborgenen immer schrecklicher wachsen, immer schädlicher und verderblicher wirken; endlich ist unsere lebende Generation auch nicht in der Lage, Gesetze zu machen, die von der listigen Juden- und Judengenossen-Rasse nicht durchschlichen werden könnten, so lange das gelehrte römische Recht kollidirt mit den Gesetzen christlichen Deutschthums, deutschen bürgerlichen Ehrenbewußtseins und der todte Buchstabe im Widerspruche steht mit den ewigen Gottesgesetzen.

Gegen dieses Verderben hilft auch keine Geistesbildung, am allerwenigsten die im hochmuthsvollen Gelehrtendünkel, das Geschöpf mit dem Schöpfer verwechselnd, zur Selbstanbetung neigt und im darwinistischen Urschleim alle Herzens- und Gemüthsbildung zu ersticken droht.

Gegen dieses Verderben hilft neben eigner Selbsterkenntniß und wahrer Gottesfurcht nur die Umkehr zum Besitz deutscher Ehre und deutschen Nationalbewußtseins!

Der Begriff „Deutsche bürgerliche Ehre" muß in seinem ganzen alten Glanz wieder hergestellt werden, darf nicht mehr durch den formellen Gedanken der Gleichberechtigung mit Juden und Judengenossen bei ihrer antideutschen Gesinnungs- und Handlungsweise getrübt und in ihrem sittlich hohen Werthe herabgesetzt werden.

Der Werth der deutschen bürgerlichen Ehre darf keinen Maßstab im materiellen Besitz finden, sondern muß in der deutsch-christlichen Gesinnung und Unterwerfung unter einer sittlichen Weltordnung nebst der Gottesfurcht und nur im unbescholtenen Familien-, bürgerlichen und öffentlichen Leben gipfeln. Die Autoritäten haben die erste Pflicht, den Gott gewollten Unterschied prägnant zwischen Ehre und Ehrenrührigkeit, deutschem Charakter und fremder, antideutscher Lebenspraktik zum Ausdruck zu bringen und die Konsequenzen deutsch-christlicher Ehrenhaftigkeit, als Ideal deutscher Gesinnung, begehrenswerth zu machen.

Die deutsche Ehre darf keine käufliche Waare sein, darf kein Produkt in der Anwendung schlaujüdischer Schmeichelei werden, sondern muß seinen Grund in deutscher Wahrhaftigkeit finden. Deutsche Ehre und deutsche Wahrhaftigkeit, die seltensten Pflanzen heutiger deutsch-semitiver Literatur und Volksgeistesspeise, sind zwei sehr wichtige, versöhnende Faktoren in der socialen Frage und von unseren National-Oekonomen, welche in consequence sans phrase ihrer Zeit verwirrt, bisher zu wenig in ihrem Werthe erkannt worden.

Noch erwähnenswerth scheint uns der beobachtete Umstand, daß der antideutsche also semitische Geist gern und überall, wo sich die Gelegenheit bietet, die Differenzen der verschiedenen Konfessionen christlichen Glaubens schürt und wacker in diesem Gebahren von den „Brüdern im Schurzfell", den Freimaurern, die sich überall als humane, wollte sagen, Humanitätsduselinteressenten und Judengenossenfreunde entpuppen, unterstützt wird. Das sollte doch für alle deutschen Christen eine Mahnung sein, geschlossen mit uns deutsch-christliches Wesen zurückerkämpfen zu helfen, wie dies thätsächlich seitens der christ-katholischen Bevölkerung bereits ernstlich geschieht, obschon der Wahrheit gemäß nicht verschwiegen werden soll, daß diese der semitiven sittlichen Verlumpung einen größeren Widerstand entgegenzusetzen vermocht hat und weder so verjudet noch durchsetzt ist, wie leider von unserem Volke in protestantischen Gegenden nachgewiesen ist.

II.

Sehen wir unser öffentliches Volksleben und die Ursachen unseres sittlichen Verfalls noch etwas näher an, welche die Stärkung der antinational vermischten Vaterlandsgesellschaft, der Juden, Genossen und socialdemokratischen Auswüchse im Gefolge hat.

Seit Jahren wirkt auf der einen Seite im Vaterlande ein Culturausnahme-Gesetz, Gewissen quälend, gegen Unschuldige, ohne irgend

welche Schuldige zu treffen. Auf der andern Seite ein Ausnahmegesetz gegen Christgetaufte, (Jesuiten, Klöster, wohlthätige Erziehungsanstalten ꝛc.) Zuletzt ist noch ein Ausnahme-Gesetz gegen Christgetaufte gemacht worden, die abgewichen und abgeirrt von ihrem Glauben, im Zerwürfniß mit der Gesellschaft, also verlorene Söhne des Vaterlandes sind und Socialdemokraten sich nennen. Das letztere Gesetz soll nicht allein die verlorenen Vaterlandssöhne zurück an den Heerd des deutsch-christlichen Heims führen, obschon die Ursachen ihrer Abirrung noch nicht beseitigt sind, sondern es soll die staats- und gesellschaftszerstörenden Ideen der abgewichenen, vom christlichen Heim losgelösten Söhne bekehren, deren unausführbare Gesellschaftslehren auflösen, aber auch mit Wohlgefallen für die erlittene Straf- und Ausnahmestellung zur Rückkehr unter den Schutz bürgerlich deutscher Ehre Veranlassung werden. — Oder irrten wir? Kann ein deutsch-christlich strafender Gesetzgeber andere Gedanken als die der Besserung und Umkehr der auf Christi Namen Getauften und Abgeirrten im deutsch-christlichen Vaterlande mit der zugetheilten Strafe verbinden? — — Unseres Urtheils nach sind Ausnahme-Gesetze nicht geeignet „Ideen" zu unterdrücken, wohl aber Gesetze möglich, die durch berechtigte Untersuchung der Ursachen, welche strafwürdige Ideen schufen und entwickelten, festgestellte gesellschaftliche Uebel verbessern und der Unzufriedenheit den Boden entziehen. — Diese Pflicht liegt offenbar der von Gott über uns gesetzten Autorität ob! — —

Wir haben aber nun im christlichen Vaterlande das jedes Christengemüth ergreifende, vom deutsch-semitischen Geiste angezettelte und durch die Gedankenlosigkeit der Parlamentarier ebenso wie durch die Verlogenheit der Presse, durch die Majorität deutscher Gesetzgeber gewordene und unterstützte Gesetz: Ausnahme-Anti-Culturgesetz gegen Christgetaufte mit Maigesetzanhang, Ausnahmesocialistengesetz gegen abgeirrte Christgetaufte und in der Mitte, gesetzlos fast — oder übergesetzlich, mindestens aber pfiffig alle Gesetze, die gelaskert sind, durchschleichend — steht im Vaterlande der fremde breitspurige Jude und Genosse, anmaßend als Herr dem christlichen Deutschthum hohnlachend gegenüber als gleichberechtigt, nein als Vertreter einer überrechteten Race! — welche die sogenannte öffentliche Meinung gepachtet und judengnädigst mit semitischer Geistessauce durchsetzt, übermüthig frech, mit Spott und jüdischer Frivolität gewürzt, unserm Volk als „christlichen Gesinnungsausdruck" fälscht und so „die Lüge, Frivolität, Glaubenslosigkeit und Spottsucht gegen das Heilige" für sich monopolisirt hat, dabei pfiffigen sinnlichen Lebensgenuß und äußerlichen Prunk an Stelle des deutschen Gemüths und tiefen

Gottesglaubens setzt und endlich das Raffinement und den stillen Betrug, die Unredlichkeit und Täuschung, den Schwindel und die Ausbeutung als berechtigte Mittel im verzweifelten raubthierartigen Kampfe um's Dasein lehrt! Das Wort, welches ein spanischer Bischof einst auf die Jesuiten angewendet hat, wird in seinen ersten beiden Theilen als vollkommene Wahrheit gegen die Semitenrace gelten können, und enthält im dritten Theile eine ernste Warnung: „Sie sind gekommen wie die Füchse, haben gehaust wie die Wölfe — sind todtgeschlagen worden wie die Hunde." Nicht alle Semiten und Juden verdienen die Anwendung des eben gesagten, gewiß aber die Juden nebst ihrem christenfeindlichen Anhang, welche unter der Phrase: „Humanität statt Religion macht alle Menschen frei", ganz im Stillen die Praktik der Christenausbeutung ohne Gewissen und Moral treiben, gern als Reformer, als geistreiche, achtungswerthe Leute von nobler Gesinnung angesehen werden wollen, und durch gesetzdurchschleichende Handlungen sowie mittelst der feilen Preßreclame auf das Podium der „Selbstlosigkeit, Menschenliebe und Opferbereitheit für humane Zwecke" sich emporheben lassen, aber mit Behagen und Seelenruhe den Profit für redliche Christen-Arbeit weiter einheimsen und das Odium, welches bei deutsch denkender Gesinnung diejenigen trifft, welche ernten ohne zu säen, auf andere harmlose Personen abzuwälzen wissen. — Die Handels- und Schacherprivilegien unterstützen die Gottlosigkeit im Vaterlande und machen die Ausbeuter des mobilen Kapitals zu Herren in Deutschland. Auch die abgeirrten und zum Theil verlorenen, deutsch-christlich getauften Söhne, — die Socialdemokraten, — beabsichtigen in der christlichen Vaterlandsgesellschaft eine Anarchie zu fördern, deren Ausbruch und Folgen nur dem Profitschacher der Semiten zu Gute kommen würde. Daher mag zum Theil wohl auch die geheime Unterstützung und das gute Einvernehmen zwischen Semiten und Socialdemokraten stammen. Wir sehen wie die destructiven Tendenzen der Socialdemokratie gegen den Popanz „Kapitalismus" wüthen, ohne derer, welche die Vortheile des mobilen Kapitals ausbeuten gegenüber des im Grundbesitz und Arbeit angelegten festen und liegenden Kapitals nur zu gedenken. — Ist nicht das ohne Arbeit erworbene, größtentheils durch Schacher und Wucher der redlichen Erwerbsarbeit abgenommene, und mittelst Handels mit Arbeitsproducten fructificirte Kapital eine Macht geworden, die übermäßig im Vaterlande privilegirt und geschützt ist? — Wird nicht durch diese Macht selbst ein Regal nach dem andern der Krone entzogen? — — wie der große Wucher und Ruin, welcher durch Juden und Genossen getrieben, mittelst Credites

durch die Judenreichsbank, — die nichts als ein Privatgeldinstitut, mit staatlicher Firma und Privilegien ausgestattet, eine Goldkalbsmacht neben dem Königthum bedeutet. — Wie das Insect im Netz der Spinne machtlos sein Blut opfern muß, so wird der deutsche Besitzstand, Handels- und Gewerbsstand, Offizier-, Gelehrten-, Künstler- und Beamtenstand umgarnt von der geheimnißvoll — nicht nach sittlichen Gesetzen, sondern nach semitischer Gnade — wirkenden Goldkalbsmacht. — Alle die angeführten Berufsstände der Vaterlandsgesellschaft werden auf das Wort des schäbigsten Hebräers hin kreditlos gemacht, wennschon ihr liegendes Vermögen sowie ihr sittliches Verhalten die größte Sicherheit böte; aber sie werden im verjudeten Deutschland auch ehrlos gemacht selbst wenn sich Ehre und Geldbesitz decken, — sobald der besitzende Deutsche bei seinen Unternehmungen nicht die Kreditgnade der Juden-Reichsbank findet, sondern die Lieblinge derselben, die mit Christenexistenz-Blut gemästeten Bankiers zuerst und später die Wuchercommissionäre um „Lebensgnade" bitten muß. Das Opfer wird mit Reichsbankgeld langsam zu Tode gequält, obschon es nur mittelst des Unternehmungsdarlehns sein Leben, die Existenz- und Erziehungsbedingungen seiner Kinder beabsichtigte. Es theilen sich die Juden-Reichsbank, deren speculirender, im sittlichen Sinne niemals sichere Auserwählte und die Wuchergesindelgenossen das Vermögen des deutschen Besitzers und dieser verfällt nicht allein dem Untergange, sondern er ist nur im Stande, der Vaterlandsgesellschaft eine schwächliche Generation, macht-, recht- und ehrlos geworden, — weil ohne Besitz, — zu hinterlassen. —

In den Großstädten, wo die Freunde der Börse — sowie die von der Reichsbank Begnadeten den glänzenden Cultus des goldenen Kalbes betreiben, war es auch nur möglich, die gottlose Praktik des stillen Raubmordwuchers in ein System zu bringen, mittelst der Goldkalbsmacht auf das Parlament und die Gesetzgebung zur Stärkung dieser Macht zu wirken, obendrein aber diese dadurch dem Deutschthum zum Bewußtsein zu bringen, daß nicht allein aus dem Schoße derselben die große Masse der mit der Landesgesetzausführung beamteten, sondern auch die mit den Interessen des Deutschthums vor Gericht betrauten Anwälte hervorgehen, ferner daß auch die Gesetzorgane helfen dürfen, die Goldkalbsmacht zu stützen und formales Recht zwangsweise zur Ausplünderung des Deutschthums für die Judenschacher- und Wuchermacht anwenden zu müssen, selbst wenn dieselben vom sittlichen Unrecht überzeugt sind. —

Blicken wir aber neben diese, das Vaterlandsbewußtsein gewiß nicht stärkende, das Deutschthum und das nationale Vermögen der Vater-

landsgesellschaft nicht ehrende Goldkalbsmacht auf die Erziehung und die Erzieher des Volkes, so muß dem Vaterlandsfreunde schier bange werden vor der Zukunft, wenn er die Gegenwart vorurtheilsfrei als unabhängiger deutscher Charakter erfaßt. — Abgerechnet eine kleine Minorität christlicher Volksschullehrer, die die sittlichen Güter und Ideale in den jugendlichen Gemüthern des Volkes zu pflegen als Gewissensthat und Berufszweck erfüllen, ist die große Masse der Volkserzieher sittlich verwahrlost, vollgepfropft mit einseitigem, halb begriffenem, vom Verstandesbildungsschwindel hingeworfenem, wissenschaftlichem Wuste, charakter- und gemüthlos. Wissenschaftliche Hypothesen und gelehrte Verstandesmöglichkeiten, aufgebaute Wortsysteme und Theorien verwechselnd, untereinanderwerfend, Wahrscheinlichkeitsberechnungen für göttliche Wahrheit ausgebend, aller Ideale und nationalen sowie sittlichen Güter baar, nur dem krassen Genuß- und Sinnenleben ergeben, die aufgeschmeichelte und vom Größenwahn getragene Halbbildung vertretend, welche dem Abgrunde, der Charakterverlumpung und Gemüthsverrohung mit Riesenschritten entgegeneilt, steht leider ein großer Theil Volksbildner da! — —

Geben wir auch zu, daß dem Kampfe um materielle Lebensbedingungen für den Lehrerstand seiner Zeit gewiß ein Recht zuzusprechen war, so dürfte auch nach dieser Richtung hin das Maß der Billigkeit gegenüber den Socialopferlasten, den über Gebühr erhöhten Steuern, Erziehungs- und Ernährungslasten des Volkes, längst überschritten sein, besonders, wenn man in Erwägung zieht, wie die erkämpfte bessere Socialstellung der Lehrerwelt diese wohl in den krassesten Materialismus getrieben, — die Gastkneipen gefüllter, die Kirchen noch mehr geleert hat, als zu der Zeit, wo auch dem Volkserzieher ein Theil irdischer Sorge zufiel, die ihn stählte gegen irdische Schwächen, demüthig erhielt Gottes Geboten gegenüber und wesentlich zur pflichttreuen Verwaltung seines Berufes, — sittlich erzog. — Wie aber der Same, so die Frucht! — Der glaubenslose, mit Selbstbewußtsein auf dem Kohlenstoff seine Weltanschauung gründende, den Affencultus pflegende, gottgesetzte Autoritäten und Gottes Weltordnung hochmüthig belächelnde Lehrer, der die Macht des sittlichen Familienlebens unterwühlende Volkserzieher steht als solcher, durch seinen Größenwahn verleidet, als lebende Hypothese macht-, kraft- und autoritätslos, urbeschleimt, körperabgespannt, geistesüberspannt, oft alkoholduftend der Ausübung seines Berufes gegenüber, den er als Kosmopolit und Pantheist nicht etwa Gottes Zulassung, sondern nur der natürlichen Vermehrung des Phosphor mittelst vorzüglichen Stoffwechsels in seinem Gehirnkasten zu danken vermeint. Je mehr phosphor-

bildende, ſonſt gut nährende Speiſen er ſeinem Bauche einverleibt, je höher ſteigt bei ihm das Bewußtſein ſeiner Geiſtes- und Berufskraft. Einer Seele, eines Gewiſſens bedarf er nicht mehr, dieſe Dinge laſſen ſich durch die Urſchleimtheorie ebenſowenig beweiſen, als ſie chemiſch aus dem Kohlenſtoff analyſirt werden können. Dagegen ſcheint ihm die Theorie zweckmäßig und ſehr geiſtreich, daß „Gewiſſensbiſſe" kurirt werden können durch Verdünnung des Blutes mittelſt guten alkoholiſchen Stoffes! Da ihm ſelbſt keine Seele innewohnt, philoſophirt er weiter, iſt er auch nicht für die ihm anvertrauten jungen Seelen verantwortlich, weil nach ſeinem Dafürhalten die Gewiſſens-Verantwortlichkeit durch einen Wahrſcheinlichkeitsrechenfehler entſtanden; da aber die „Gewiſſenshypotheſe" durch Blutverdünnung aus der Welt zu ſchaffen ſei, entſtehe nur für ſeine durch Zuchtwahl poſitiv vorhandene Exiſtenz die Pflicht der chemiſchen Erſetzung von Phosphor durch gutes Leben, zur weiteren Repräſentirung ſeines hohen Standes und zur weiteren Kultivirung ſeiner Geiſtesaufſpeicherungen ſeeliſch unverdauten Halbwiſſens. — Halb fühlt er ſich hingezogen zu den die „Humanitätshypotheſe" als Firma führenden Hebräern, halb bedauert er, nicht Mitglied der Socialdemokratie „formeller Aeußerlichkeiten" halber ſein zu können, dafür iſt er ein geborener Feind der Geiſtlichen und ſtiller Anhänger der Demagogie!

Unter ſolchen Händen und unter Amtsausübung von Lehrern, in denen der Lebenszweck ſich nicht als göttlicher Erziehungswille offenbart und das Univerſum nicht regiert vom heiligen ewigen Gott ſich darſtellt, in deren Köpfen ein Theorienwirrwarr und eine Hypotheſengaukelei die andere jagt, kann weder ein Geſchlecht voll Gottesfurcht noch Achtung vor dem 4. Gebot erzogen werden, woraus ſchließlich doch nur eine mit ſittlichen Gütern geſegnete, ausgezeichnete Vaterlandsgeſellſchaft hervorgehen könnte. — Die Folgen der mitgetheilten Thatſachen machen ſich jetzt in der Verrohung, Verachtung der chriſtlichen Heilswahrheiten, Spott und Hohn gegen alles Heilige und Hohe, ſittliche Characterverlumpung, Verbrechen ꝛc. unter unſerer Jugend ſchon geltend! — — Wird aber die Jugend heidniſch erzogen, der Jude und ſein Genoſſe überrechtet, das hilfloſe, ausgeplünderte Chriſtenvolk mit Steuern überbürdet, mit fremden ihm unſympathiſchen, und in Folge des Zeitaufwandes für die redliche Arbeit unbekannten Geſetzen erdrückt, ſo muß folgerichtig Unſicherheit, Anhänglichkeitsverluſt, Gleichgültigkeit, Corruption und vollſtändige Vaterlandsgefühlloſigkeit entſtehen. —

Noch in erhöhtem Maße wird aber die Characterverlumpung um ſich greifen, wenn der arme ausgehungerte und künſtlich ausge-

wucherte deutſche Chriſt, trotz redlicher Arbeit darbend, den jüdiſchen, heidniſchen, internationalen Kosmopoliten oder pantheiſtiſchen arbeitsſcheuen Goldwurm ſich mäſten ſieht, auf den Trümmern untergegangener Chriſtenexiſtenzen das behäbigſte, genußreichſte Leben führend.

Noch mehr muß die Characterzerſtörung breite Volksſchichten ergreifen, wenn man ſehen muß — ohne begreifen zu können —, wie geſetzlich unfaßbare, ſittlich verächtliche Subjecte, ihres Geldbeſitzes halber, aus unlauterer Quelle oder Speculation herſtammend, trotzdem mit Ehren überhäuft, Titel und Orden erſtreben; wie man ſich vor dem Reichthum, heute gleichbedeutend mit Recht und Macht, tief beugt, dagegen die entſagungsvolle Redlichkeit und den treueſten werthvollſten Character verdorren und zerſtören läßt, ohne daß nur ein Hahn darnach krähte! — Zuletzt aber können ſolche ſchlechten Vorbilder, wie ſie unſer Volk leider hat, nicht ohne Schädigung des Volkscharacters in die Erſcheinung treten. Das Volk iſt doch nicht blind, es ſieht ſehr wohl, wie der anmaßende Jude, trotz ſittlicher Entartung, von einer geldhungrigen Meute ſerviler Anhänger auf das Podium der Humanitätsduſler gehoben, eine gewaltige Rolle ſpielt. Seine Schandthaten werden — weil er Geld hat — von hohen Herren mit dem Opportunitätsſchleier verdeckt, obgleich er die ſittlichen Güter unſerer Chriſtenvaterlandsgemeinde verſpottet, die nationalen Werthe ihn nur ſoweit intereſſiren, als ſie ſeinem kraſſen Egoismus zur Ausbeute dienen können, ſeine Race nebſt Anhang weit davon entfernt iſt, die Macht einer ſittlichen Weltordnung anzuerkennen oder bei Verhöhnung des Ewigen unter einer Reformcultusfirma aus ſittlicher Hingabe ſich unter den Geboten des heiligen Gottes zu beugen. — Muß nicht der zwar Chriſtgetaufte aber abgeirrte Socialdemokrat ein gelehriger Schüler einer Race werden, welche immer erntet, ohne jemals im Schweiße redlicher Thätigkeit ihr Brod zu verdienen, welche immer faſt in Gemächlichkeit die Freuden und Genüſſe des irdiſchen Lebens koſtet, ohne jemals ernſtlich das tiefere Bedürfniß nach Gottes Gemeinſchaft und der Vorbereitung zur einſtigen Seligkeit zu empfinden. — Mit der raubthierartigen Begierde der Reformjudenrace nebſt Anhang, allen Beſitz für ſich zu raffen, tritt der Gegenſatz von Reich und Arm, Plünderer und Ausgeplünderter am ſchärfſten in den Judencentren Berlin, Hamburg, Breslau, Frankfurt, Magdeburg, Leipzig ꝛc. in die Erſcheinung, dort aber iſt die ſemitiſche Unterſtützung aller revolutionären Elemente und Ideen im Geheimen eine Sache, die gleichfalls bekannt und aus der Vaterlands- und Characterloſigkeit dieſer Race reſultirt, immerhin aber zum Theil den Sieg der Socialdemokratie zu erklären geeignet iſt.

III.

Wenn aber ein Schwelgen im irdiſchen Genuß das Erſtrebenswerthe Derer iſt, die die Geſetze der Moral und Ehre, Sitte und Gottesfurcht mit Füßen treten, wenn — wie wir uns überzeugt — namhafte Parlamentarier, durch Geburt und Stellung Volksvorbilder, mit Ehrerbietung dieſer Race des Geldbeſitzes halber begegnen und Theil nehmen an den culinariſchen Genüſſen des modernen Goldraubrittertums, ja ſogar ſtatt die Ehre chriſtlicher Entbehrung auf ſich zu nehmen, ihre Familienangehörigen golddurſtig ohne Zittern mit Mitgliedern der ſemitiſchen Finanzariſtokratie verheirathen, dann darf man ſich doch ebenſowenig über den Niedergang unſeres Volkes, wie über das Brennende der „ſocialen Frage" in der Gegenwart wundern, muß vielmehr dieſe Erſcheinungen als mitverſchuldete Strafe hinnehmen. Ebenſowenig darf die allgemeine Verjudung der Maſſen mit Abſtreifung der ſittlichen Grundlagen bei ſolchen Vorgängen noch auffallen, wenn man die gleiche Stufe der Ehre und des Anſehens nur theilen ſoll mit den geſchilderten Volksvorbildern, mit dem ſemitiſchen Finanzgrößenanhang.

Wenn alſo die ſtrafwürdige, gewiſſenloſe Praktik, aus dem Schweiße redlicher Berufsarbeit ohne Anſtrengung Procente zu wuchern, gleichberechtigen ſoll, ja ſogar mittelſt der Handels- und Schacherprivilegien über die verarmte Geſellſchaft dominiren darf, muß doch die gewährte öffentliche Ehre eines deutſchen Chriſtenmenſchen nicht ſehr begehrenswerth erſcheinen. Denn wenn der gewiſſenhafte treue Vaterlandsfreund, der unbeſcholtene, opferbereite Familienvater, der gedrückte, entbehrende, von der herrſchenden Judengeſinnung geſklavte, oft darbende und dem Exiſtenzruin entgegentreibende, redlicher Arbeit und den Unbilden des Berufes ſich willig fügende deutſche Charactermenſch, ohne Anerkennung ſeines Characters und ſeiner erfüllten Pflichten gegen Vaterland und Geſellſchaft, ohne Hilfe ſeitens der Autoritäten dem ausbeutenden Capitals- und Arbeitswucher preisgegeben, nur daſſelbe Maß öffentlicher Ehre genießen ſoll oder nur gleichberechtigt geſtellt ſein ſoll im chriſtlichen Vaterlande, wie der Halsabſchneider oder der ſittlich verwahrloſte Wüſtling, oder wie der mit dem Aermel das Zuchthaus ſtreifende, geſetzdurchſchleichende Judengenoſſe, oder der ſich ſeines hohen ſittlichen Berufes nicht bewußte, im Urſchleim und Glaubensloſigkeit verſumpfte Lehrer, dann ſchwindet auch dem redlich Denkenden die Widerſtandskraft und mit der Zerſtörung ſeiner Ideale und ſeines Autoritätsglaubens, ſeines Heims und Familienlebens, geht auch er ſchließlich den abſchüſſigen Weg ſittlicher Verlumpung, den er um ſeines Glaubens und der

hieraus reſultirenden chriſtlich-deutſchen öffentlichen Ehre wegen unter jahrelangem Kampfe vermieden hatte, obſchon er den Weg der Schande jahrelang als Vorbild von den Vampyren der Geſellſchaft in goldener Drapirung wandeln ſah. — — Ein kleiner Reſt Gutgeſinnter zieht ſich ſcheu zurück, wo die ſittliche Characterloſigkeit alle Kreiſe ergriffen hat, wo ehrenwerthe Geſinnung, redliches Wirken, und das Streben der chriſtlichen und ſittlichen Weltordnung Achtung zu verſchaffen, als Verdummung verſchrien wird. Die ſittlich hohe und des Ehrenpreiſes werthe Ehre der deutſchen Chriſten-Familie, des deutſchen Herdes wird leider der allgemeinen Verjudung gegenüber nicht mehr lange Widerſtand leiſten können, mag auch ſchon oft feige im Stiche gelaſſen ſein, als Urſache und nothwendige Wirkung, der geſchilderten Racenmacht im chriſtlich-deutſchen Vaterlande.

Unſere Judenpreſſe wird von Juden, die Judengenoſſenpreſſe von Lehrern geſchilderter Art faſt durchweg bedient. — Was lieſt und lernt das Volk aus dieſer characterverlumpten Preſſe? Spott über geiſtige und nationale Güter, Hohn über deutſchen tief ernſten religiöſen Character, der ſehr ungebildet ſein ſoll.

Frivole Literatur in Romanform, über unſer ſittlich gebundenes Familienleben, Idealiſirung des Ehebruchs und der Miſchehen zwiſchen Heiden, Juden und Chriſten. Lächerlichmachung der Autoritäten und beißende Ironie gegen Alles, was der geſchilderten herrſchenden Race auf die Finger zu klopfen bereit iſt, oder ſich der Ausbeutung und dem Ruin des chriſtlichen Vaterlandes entgegenſtemmt.

Und was wird dem deutſchen Volk erhaben und ſchön, edel und kaum erreichbar in allen Tonarten geſchildert?

Das ſtinkende, knoblauchduftende Ghettogeſindel, die eminente Betrugspraxis ohne Arbeit reich zu werden, und die Herrlichkeiten des irdiſchen Daſeins, zauberhaft ausgeputzt, zu genießen ohne ſittliches Verdienſt und ohne Gewiſſen. Die unter Roſen verborgene Lüge, das ſchlau ausgeführte Verbrechen, die Ver- und Mißachtung alles deſſen, was nicht Goldgewinn und Tauſchnutzen einbringt! — Vaterlandsliebe, Religion, Treue, Sittlichkeit, deutſches Ehrenbewußtſein und redliches Berufsſtreben gehen zu Grunde durch die Gleichberechtigung der Hebräer nebſt Anhang mit unſerer Vaterlandsgeſellſchaft und durch die Ueberrechtung der ſemitiſchen Race im chriſtlich-deutſchen Staate.

Die Verlumpung und Verjudung nimmt gewaltige Dimenſionen an, welche, einmal entfeſſelt, zur Demagogie reift und nicht allein ge-

heim die Socialdemokratie unterſtützt, ſondern die unzufriedenen, ſich ſelbſt nicht mehr achtenden Maſſen der Fahne der Socialdemokratie unaufhaltſam entgegentreibt.

Je mehr Spott gegen die Religion, je mehr irdiſche Lebensanſprüche nur von ſittlich Unwürdigen befriedigt werden können und das mobile Capital in den Händen chriſten- und vaterlandsfeindlicher Racenanhänger ſich verdichtet, jemehr die Ueberrechtung und Gleichberechtigung des das Geſetz durchſchleichenden Schurken mit der redlichen Menſchheit in die Erſcheinung tritt, jemehr die Gottloſigkeit um ſich greift und das geheime Parteigetriebe von den ſchlauen Schacherjuden unterſtützt und geſchürt wird, jemehr das Chriſtenvolk die Macht, den Geiſt und das Geld der Semitenrace als unausweichliche Schickung betrachtet, je unaufhaltſamer werden wir in das „Nichts“ aus der ſittlichen Weltordnung, dem Glauben und den von Gott geordneten weltlichen Autoritäten gedrängt. Mit dem Verluſte des Glaubens und der Hoffnung auf eine ewige Seligkeit erliſcht die Menſchenliebe, und der Nihilismus der verwilderten Beſtie, ohne Halt hier und jenſeits, gähnt dem vormalig chriſtlichen, gegenwärtig verjudeten Deutſchland entgegen.

Ein „liberales" Zeugniß der Judenherrschaft.*)

Offener Brief an Herrn Hofprediger Stöcker.

Mit Interesse habe ich Ihre Kämpfe bezüglich des Judenthums verfolgt — und zwar mit nüchternem Blick, ohne Voreingenommenheit gegen die Juden, ohne dergleichen für Ihren specifisch-kirchlichen Standpunkt, denn ich bin in politischen wie religiösen Dingen ein alter Liberaler. In ersterer Beziehung halte ich an den verbrieften Rechten des Volkes fest, hasse aber die Prinzipien-Reiterei und das Fraktionswesen und fasse bei Beurtheilung jeder einzelnen Frage immer das Allgemein-Nützliche in's Auge, wenn es auch nicht in die Partei-Schablone paßt, und in der christlichen Religion stelle ich die Gebote der Nächstenliebe und Duldung, sowie die Gottesoffenbarung im Leben und Thun des Heilandes am Höchsten und erkenne denjenigen für einen wahren Christen, welcher Gott vor Augen und im Herzen hat und seine Handlungen nach Christi Gebot und Vorbild regelt, mag er im Uebrigen auch einzelne Glaubenssatzungen vor das Tribunal der Vernunft ziehen oder seinem individuellen Gefühlsbedürfniß anpassen.

Obige christlichen Grundsätze sind aber nach meiner Ueberzeugung auch in den Dingen der materiellen Volkswohlfahrt, der Volkswirthschaft, die allein dienlichen und zulässigen, und insofern darf aus den mosaischen Hauptlehrsätzen das von Christus verworfene „Auge um Auge, Zahn um Zahn" sich auch darin nicht breit machen. Halten die Bekenner des Judenthums an diesem unchristlichen Satze fest — und die meisten thun es faktisch, einige bringen damit sogar den Begriff des „Rechtsstaates" in Verbindung — so sind sie nicht befugt, sich neben Christen als gleichberechtigte Faktoren in der Gesetzgebung und Verwaltung eines von Christen begründeten und längst zu hoher Vollkommenheit ausgebildeten Staates hinzustellen oder gar als Leiter und Führer aufzuspielen.

*) Wir bringen diesen Aufsatz als schätzenswerthen Beitrag zur Judenfrage mit Zustimmung des Urhebers desselben und des Empfängers und konstatiren mit Genugthuung, daß aus demselben ersichtlich ist, wie auch in der Fortschrittspartei noch Elemente vorhanden sind, die offenen Blick und Herz und Verstand am rechten Orte haben, um sich dem Banne der Fortschrittspartei zu entziehen und die wirklichen Schäden unseres Volkslebens zu erkennen und offen auszusprechen.

So und nicht anders verstehe ich auch Ihre und Ihrer Kampfgenossen Angriffe gegen das Judenthum und halte deshalb das Aufbrausen, die helle Entrüstung der jüdischen Berliner Abgeordneten gegen Sie für nicht berechtigt, und die noch in einer der letzten Reichstagssitzungen in Scene gesetzte Unterstützung derselben Seitens christlicher Abgeordneten der Fortschritts- und socialdemokratischen Partei nur durch die politische Parteileidenschaft und schon erwähnte Prinzipien-Reiterei erklärlich. —

Um der Sache willen — die ich mit Ihnen für unendlich wichtig halte — treibt es mich denn, zumal nach solchen Vorgängen, Ihnen trotz der Verschiedenheiten unseres politischen und kirchlichen Standpunktes, in Nachstehendem einige vorzugsweise dem Berliner Leben entnommene, überall auf nackten Thatsachen fußende Betrachtungen über unser Judenthum, und zwar zu beliebiger Verwendung, zu unterbreiten. Selbige lassen nicht bloß Ihre Anschauungen als berechtigt erscheinen, sondern decken sich auch nach den vielfach von mir vernommenen Aeußerungen mit den Ansichten aller nicht verbildeten oder ganz gedankenlos-gleichgültigen christlichen Mitbürger; ja, ihre Richtigkeit und die Berechtigung ihrer Geltendmachung wird auch von denjenigen Juden anerkannt werden, welche in dem Studium der Schriften und des lebendigen Vorbildes ihres großen Glaubensgenossen, des Philosophen Mendelssohn, die Selbstüberhebung und den Egoismus verlernt haben — und Solcher habe ich manche kennen gelernt.

Man liebt es, zur Entschuldigung des nicht wegzuleugnenden sogen. Schachergeistes der Juden immer darauf hinzuweisen, daß ihnen bis in die Neuzeit der Weg zu anderen, redlicheren Erwerbsquellen durch die Gesetzgebung versagt gewesen sei und sie so gewissermaßen gezwungen worden wären, sich lediglich auf den Handel zu werfen und oft krumme Wege einzuschlagen, um die Mittel zu ihrem Unterhalte zu gewinnen. Darin liegt etwas Wahres; allein in Deutschland und besonders in Preußen, wo seit 70 Jahren jedes bürgerliche Gewerbe von den Juden ergriffen werden konnte, hat dieses Argument längst seine Bedeutung verloren.

Wie kommt es denn nun, daß gleichwohl unsere Juden, bis auf eine geringe Minderzahl, noch heute nur vom Handel und Schacher leben?

Auf allen Werkplätzen, wo ſich der Menſch in harter Arbeit zur Erringung des täglichen Brodes abmühet, ſuchen wir die Juden vergebens. Man zähle doch einmal in Berlin die jüdiſchen Schmiede, Tiſchler, Stellmacher, Böttcher, Schloſſer, Maurer, Zimmerer, Pflaſterer, Schiffer, Erdarbeiter, Steinträger, Handlanger, Packträger u. ſ. w. zuſammen! Ich glaube, ſie finden Alle in einer unſerer neuen Miethskaſernen Platz.

Ja, ſelbſt unter dem eigenen Geſinde der Juden findet man kaum unter Hunderten einen ihrer Glaubensgenoſſen. Chriſtliche Kutſcher zieren den Bock ihrer Karoſſen und lenken ihre Laſtwagen, chriſtliche Hausknechte und Dienſtmänner ſchleppen ihre Waarenballen, chriſtliche Mägde regen für ſie in Küche und Waſchhaus, mit Scheuertuch und Beſen die Hände und warten ihre Kinder, während die Judenmädel hinter dem Ladentiſch ſtehen und ſchachern helfen und die Hausfrauen Unter den Linden promeniren.

Jüdiſche Schlächter und Bäcker giebt es auch nur ſo viel, als nöthig ſind zur Herſtellung der „koſcheren" Waare für die orthodoxen Juden.

Nennenswerth iſt allein die Zahl der jüdiſchen Schneider; aber dieſe ſind höchſt ſelten arbeitſame Meiſter und Geſellen, charakteriſiren ſich vielmehr als bloße Kleiderhändler, welche die mühſeligen Näharbeiten durch chriſtliche Meiſter, Geſellen und Nähterinnen für möglichſt geringen Lohn verrichten laſſen.

Von den beſonders ſeit der vollen Freizügigkeit und Aufhebung des Einzugsgeldes aus den kleinen Städten und Dörfern der öſtlichen Provinzen hier zahlreich eingewanderten, blutarmen, jüdiſchen Schneidern wurden alsbald gewiß 9 Zehntel Kleiderhändler, nachdem ihnen durch Glaubensgenoſſen das zur Begründung des Geſchäfts erforderliche Material auf Kredit gegeben worden. (Dieſe erſten Kreditgeber werden erfahrungsmäßig aus den erſten Einnahmen bezahlt und brechen bei zweifelhaftem Erfolge dann die Geſchäftsverbindung ab; ihre „Referenz", auf deutſch „Empfehlung", des „pünktlichen Zahlens" verhilft dieſem aber zum Kredit bei Dritten, die dann leider oft das Nachſehen haben.)

Daß ſelbſt die in der Idee ja ganz vortrefflichen Schulze'ſchen Handwerker-Genoſſenſchaften gegen das jüdiſche Händlerthum nicht aufkommen, weiß Jeder, der es wiſſen will. — Die ehrlichen und gewiſſenhaften Arbeiter können bei aller Anſtrengung nicht mit den Aufkäufern aus Auktionen und von bankerutten oder den Bankerutt beabſichtigenden Firmen konkurriren; „billig und ſchlecht" bleibt die Deviſe der „Ram-

ſcher", wie leider auch der meiſten Käufer, nur daß dieſe ſich der letztern Eigenſchaft der Waaren nicht ſo bewußt ſind.

Auch unter den Fabrikanten ſieht man wohl kaum einen Juden, welcher in dem betreffenden Fache ſelbſt ausgebildet iſt und, wie Borſig, Wöhlert und viele andere chriſtliche Zierden dieſes Standes es thaten, ſeinen Schweiß vor Amboß und Drehbank vergießt.

Die Thätigkeit der jüdiſchen Fabrikanten erſtreckt ſich vielmehr ausſchließlich auf den kaufmänniſchen Theil des Geſchäfts, worin ſie äußerſt findig und gewandt ſind. Ihr blos auf das Verdienen gerichteter Sinn läßt ſie ſelbſt das Gebiet der höheren Technik meiden; jüdiſche Baumeiſter und Ingenieure giebt es wenige oder gar keine — die Karriere iſt zu koſtſpielig und meiſt wenig lohnend. Alle großartigen Erfindungen und wichtigen Verbeſſerungen im Maſchinenweſen u. ſ. w. ſind das Produkt chriſtlicher Forſcher; die Juden wiſſen ſie aber ſofort finanziell für ſich zu nutzen.

Aehnliche Erſcheinungen zeigen ſich auch auf den eigentlichen Handelsgebieten. Welcher Jude hat denn wohl mit Lebensgefahr, unter Kämpfen und Entbehrungen aller Art, die erſten Verbindungen zu Tauſch und Handel mit den überſeeiſchen Völkern angeknüpft? Ich kenne Keinen! (Beiläufig hat auch kein Jude ein Land entdeckt oder zu wiſſenſchaftlichen Forſchungen Meere und Wüſten durchwandert.) Welcher deutſche Jude geleitet als Schiffscapitain oder Matroſe die Handelsgüter durch Sturm und Wogendrang über den Ocean? — welcher von ihnen fährt auf ſchwankendem Boot in's Meer hinaus, um unter Einſetzung ſeines Lebens für uns unentbehrlich gewordene Nahrungsmittel, oder auch die ſchmückende Perle aus ſeinen Tiefen zu holen? Keiner! — Nur am ſicheren Strande ſieht man den jüdiſchen Händler zur Empfangnahme der einen guten Gewinn verſprechenden Waare!

Unter den Gutsbeſitzern der Mark wie der benachbarten Provinzen befinden ſich jetzt ziemlich viel Juden. Hinter der Pflugſchaar oder ſonſt ſelbſtthätig bei dem für die Allgemeinheit ſo wichtigen Landbau wirken ſie aber nicht, jüdiſche Verwalter und Knechte halten ſie auch nicht. In den meiſten Fällen kaufen ſie vielmehr die Güter nur, um ſie alsbald mit Profit wieder zu verkaufen, beſonders in Parzellen (einzelnen Ackerſtücken). — Berliner und Magdeburger Juden waren es zum Beiſpiel, welche mit dem gemeinſchädlichen ſogenannten Ausſchlachten, d. h. Parzelliren oder beſſer „Zerfetzen" der Bauerngüter in der blühenden Provinz Sachſen den Anfang machten.

Mit ſittlicher Entrüſtung hat die Fortſchrittspartei ſchon oft gegen die beſtehenden Staatslotterien geeifert. So ſehr man auch vom moraliſchen und volkswirthſchaftlichen Standpunkte aus gegen die auf die Macht des augenblicklichen Affects berechneten Glücksſpiele an Spielbanken eingenommen ſein muß, ſo wird man doch getroſt den Leuten das Vergnügen laſſen können, im beſcheidenen Maße der Fortuna zu opfern und ſich ab und zu eines kleinen Gewinns zu freuen oder in der Hoffnung darauf zu wiegen. Auf ſolche beſcheidene Betheiligung beim Glücksrade ſind die Staatslotterien berechnet, und Tauſende von ſparſamen Hausfrauen und Arbeitern haben gern einige Groſchen zurückgelegt, um einmal dem Glücke die Hand zu bieten. Dieſes harmloſe Vergnügen iſt den armen Leuten aber hier wieder durch die Juden vereitelt reſp. verkümmert worden. Denn Juden ſind es, wie jedes Zeitungsblatt lehrt, welche bei der ſtarken Nachfrage nach Looſen auf das Raffinement verfielen, dieſelben für etwas höheren als den Selbſtkoſtenpreis aufzukaufen und dann mit mehreren hundert Prozent Gewinn wieder zu verkaufen, ſo daß nur bemitteltere Leute ſie erſtehen können! —

An der Fondsbörſe, die — was die gewöhnlichen Tagesgeſchäfte betrifft — von Herrn Miniſter Maybach mit Recht als Giftbaum bezeichnet iſt, ſieht man mindeſtens neun Zehntel Juden. Welchen Nutzen für den allgemeinen Wohlſtand hat denn deren Thätigkeit? Nützt es etwa der Menſchheit, wenn durch Anwendung aller erdenklichen Mittel die Werthpapiere heute um einige Procent höher getrieben, morgen wieder heruntergedrückt werden? Thatſächliche Umſtände, welche den Werth wirklich beeinfluſſen, liegen dieſem Schaukelſyſtem faſt niemals zu Grunde, ſondern nur die Speculation der ſ. g. Banquiers. Die Actien ꝛc. bilden einen großen Theil des Capitalvermögens der Staatsbürger, alſo ihres oder ihrer Voreltern Erwerbsüberſchuſſes; und mit dieſem Arbeitsverdienſt der Bürger wird nun an der Börſe jenes Lotterieſpiel getrieben, welches — abgeſehen von den Differenzgeſchäften der Banquiers ſelbſt oder wagehalſiger Spieler von Profeſſion — ängſtliche Actionäre zum Verkauf, Geldbeſitzer zum Ankauf der Papiere, Andere zu gewagten Speculationen verleitet. Für die vermittelnden Banquiers fallen ja immer die Proviſionen ab! — Mindeſtens drei Viertel der Berliner Banquiers wären vollſtändig überflüſſig, wenn nicht jenes Lotterieſpiel erfunden und eingeführt wäre!

Alle Achtung vor dem Kaufmann, welcher uns die zum Leben und Wohlſein erforderlichen Güter herbeiſchafft — er verdient Belohnung

ſeiner Mühe und ſeines Riſiko —, aber dieſe Art Actienmakler exiſtiren nur zum Schaden ihrer Mitmenſchen und arbeiten nur für ſich ſelbſt. Jeder verſtändige und wohlgeſinnte Mann wendet ſich mit Ekel von den täglichen Zeitungsreferaten über die erwähnten Börſengeſchäfte ab und wundert ſich, daß die Fortſchrittspartei nicht auf Mittel bedacht iſt, dieſem ſchon durch die Art ſeines Entſtehens ſo tief unmoraliſchen und für die Allgemeinheit ſo verderblichen Lotto den Stempel der Geſetzlichkeit, und damit der Ehrlichkeit, zu nehmen. Mache man vorläufig nur mit dem Verbot aller Differenz- oder Schein-Geſchäfte den Anfang. Der oft gemißbrauchte Satz von „Angebot und Nachfrage" paßt nur und darf nur gelten bei wirklichen Lieferungsgeſchäften; fehlt der ernſte Zweck des Beſitzergreifens von dem Object ſelbſt, ſo bleibt nur Schein und Schwindel, hier das verwerfliche Agiolotto! —

Halten wir nun Umſchau unter den Männern der Wiſſenſchaft, ſo treten uns da erfreulicher Weiſe viele (??) recht tüchtige und ehrenwerthe Iſraeliten entgegen, — Dank der genoſſenen höheren Bildung auf unſeren deutſchen Univerſitäten.

Die Wiſſenſchaft lenkt ja ihre Jünger von den gemeinen Trieben des Alltagslebens ab. Ganz beſonders gilt dies von den Vertretern der ſogenannten exacten Wiſſenſchaften. Von eigennützigem Jagen nach Geldlohn kann man auch die jüdiſchen Aerzte freiſprechen. (?) Bei den practiſchen Juriſten dagegen treffen wir auf eine Erſcheinung, welche wenigſtens theilweiſe von dem Hange der Iſraeliten zum „Verdienen" zu zeugen ſcheint; es iſt dies das Andrängen der jüdiſchen Aſſeſſoren zur lohnenden Advokatur. Nachdem die Bahn dahin jetzt mehr als vordem frei gegeben iſt, wächſt die Zahl der jüdiſchen Advokaten namentlich in Berlin und anderen großen Städten unverhältnißmäßig — und ihre Ernte wird gewiß nicht gering ſein. Hat doch die neue Prozeßordnung dafür geſorgt, daß das Publicum nicht perſönlich, vielmehr nur durch Advokaten ſeine Rechtsſtreite ausfechten kann und der Richter nicht ſelbſt zu forſchen, ſondern nur auf Das zu hören und über Dasjenige zu befinden hat, was Jene ihm ſagen, mithin das Schickſal eines Prozeſſes weſentlich in der Hand der Anwälte liegt. Daß der Wichtigkeit ſolcher Function auch der Lohn entſpricht und oft noch Geſchenke, bei Vermittelungsgeſchäften aber ſchöne Proviſionen abfallen, verſteht ſich von ſelbſt. Die Beſoldung des Richters kann dagegen freilich nicht gemeſſen werden; ſie deckt ja nur die beſcheidenſten Bedürfniſſe.

Es fällt mir hierbei ein Faktum ein, welches so recht drastisch für die schacherhafte Auffassung jenes Berufs Seitens der jüdischen Laienwelt spricht. Als noch unter dem Justizminister Simons (oder von Bernuth?) zum ersten Male in Preußen ein Jude als Rechts-Anwalt angestellt war, fuhr ich mit einigen zur Leipziger Messe reisenden Berliner jüdischen Kaufleuten in einem Eisenbahn-Coupé zusammen. Sie sprachen von diesem Ereigniß, aber nicht etwa über die Wichtigkeit der damit dem Judenthum gemachten Concession, sondern nur darüber, ob der Mann in der etwas obscuren Gegend seiner Wirksamkeit auch wohl „gute Geschäfte" machen würde.

Gern gebe ich übrigens zu, daß die Advokatur dem jüdischen Naturell auch innerlich mehr zusagt, als der richterliche Beruf. Dieser erfordert strenge Objektivität und waltet in Ruhe über den Parteien; der Advokat hat stets als Partei und für subjektive Interessen zu kämpfen, nicht blos mit den Waffen des Rechts sondern auch der Klugheit.

Muß es ferner nicht Wunder nehmen, daß von den vielen (?) außerordentlich talentvollen Jüdinnen höchst selten eine als Gouvernante oder Erzieherin fungirt? Nein, diesen schweren und verantwortlichen Beruf müssen viele Christinnen auch in den jüdischen Familien erfüllen?

An dem in dem Lettevereinen und ähnlichen Instituten veranstalteten Unterrichte zur Ausbildung der weiblichen Jugend der besseren Stände für lohnende Thätigkeit nehmen nur wenige Jüdinnen, und zwar fast nur im Fache der kaufmännischen Buchführung (!) theil an den Setzerkästen der Druckereien, vor der Staffelei der Musterzeichnerinnen u. s. w. findet man auch in jüdischen Offizinen nur christliche Damen!

Seit Decennien endlich steht den Juden der Eintritt in die Armee, auch als Berufssoldaten, offen. Von einzelnen ist davon für die sehr lockende Offizier-Carrière Gebrauch gemacht. Hat aber wohl ein Jude capitulirt, um lange Jahre als Unteroffizier und demnächst als Subaltern- oder Unter-Beamter dem Staate zu dienen? Die Laufbahn ist ihm gleich dem Handwerk zu mühsam, und zu wenig einträglich.

Viel lohnender und kurzweiliger ist es ja, als Reporter für jüdische Tageblätter umherzuschlüpfen, um über solche Männer, die uneigennützig dem allgemeinen Wohle dienen, besonders über unsere Polizeibeamten, zu witzeln und nachtheilige Notizen zusammenzutragen!

Nach dem Allen ist man zu der Annahme gezwungen, daß die Juden trotz der ihnen gebotenen Gelegenheit, mit ihren Kräften dem gemeinen Besten auf allen Gebieten des bürgerlichen Lebens zu dienen,

mit wenig Ausnahmen nur dem eigenen, möglichſt leichten Gewinn nachſtreben, und aus purem Egoismus die ſchwere und minder lohnende Arbeit auf ihre chriſtlichen Mitbürger und Mitbürgerinnen abwälzen.

Ich kann aber nicht umhin, als charakteriſtiſch für die Berliner Judenſchaft, ſchließlich auch noch einige Erſcheinungen aus dem criminaliſtiſchen Gebiete vorzuführen, die ſich jedem Beobachter unſeres öffentlichen Lebens aufdrängen.

Handelt es ſich um Betrug, Untreue, Hehlerei, auch ſolche Diebſtähle, wobei nur Schlauheit nöthig iſt, oder um Beleidigung, Verleumdung und andere Vergehen der ſchnellen Zunge und Federfrechheit, ſo ſtellt, wie die amtliche Statiſtik ergiebt, das Judenthum reichlich ſein verhältnißmäßiges Contingent, bei Bankerutten noch weit, weit mehr. Dagegen iſt bei gefährlichen, perſönlichen Muth erheiſchenden Verbrechen, wie: Einbrüche, blutigen Schlägereien und dergl. faſt nie ein Jude betheiligt.

Zwar wurde wegen Theilnahme an einem der roheſten hier vorgekommenen Verbrechen, dem Raubmorde an dem Rentier Konzak in der Kochſtraße, der jüdiſche Handelsmann Prinz zum Tode verurtheilt, allein er war nur (?!) der Anſtifter und weit ab von dem Thatorte, als die von ihm angeſtifteten beiden Tiſchlergeſellen den alten Mann erwürgten! —

Iſt es nach dieſer Darſtellung außer allem Zweifel, daß die jüdiſche Bevölkerung Berlins in der großen Mehrzahl eine für das Gemeinwohl nichts weniger als nützliche Thätigkeit entwickelt, ſo muß bei dem enormen Anwachſen der Israeliten in unſerer Stadt (1811 gab es im damaligen Preußiſchen Staate überhaupt nicht voll 30 000 Juden, jetzt zählt Berlin allein 70 000) ihr Einfluß auf das Leben und Treiben der Hauptſtadt als ein höchſt bedenklicher gelten.

Beſonders ſchmerzlich berührt es, daß der Schachergeiſt nun auch einen großen Theil der chriſtlichen Bevölkerung ergriffen hat, was nicht Wunder nehmen kann, weil der ehrliche Handwerker aus den ſchon eben berührten Gründen gegen jüdiſche Geſchäftsmaximen nichts ausrichten, neben denſelben nicht beſtehen kann. Böſe Beiſpiele, beſonders wenn ſie von augenſcheinlich günſtigen Erfolgen begleitet ſind, verderben gute Sitten. Aus Tauſenden von chriſtlichen Handwerkern ſind Händler, Trödler und Pfandleiher geworden, viele davon — weil ſie ſich auf dieſe Sachen nicht ſo gut verſtehen, wie die Juden — bald zu Grunde gegangen, andere haben ſich zur Hehlerei verleiten laſſen.

Die zuerſt ebenfalls von Juden — im Hinblick auf die in Folge der ſchrankenloſen Freizügigkeit und Aufhebung des Einzugsgeldes zu

erwartenden Zuzüge nach Berlin — unternommenen Bauſpekulationen und Häuſerſchachereien haben auch unſere alten, früher ſo ehrenwerthen Hausbeſitzer zu einer maaßloſen Steigerung der Grundſtückspreiſe und Miethen verlockt und dadurch dem Haß und der Verachtung des Volkes ausgeſetzt, denn von dem beliebten, ſchon oben citirten volkswirthſchaftlichen Schönpfläſterchen, benannt: „Angebot und Nachfrage", kann der Wucherer auch hierbei keinen Gebrauch zu ſeiner Entſchuldigung machen, weil jeder Menſch wohnen *muß*. Wie kindlich, wie winzig klein erſcheinen gegen dieſe von den Gründern und Hausbeſitzern den Miethern auferlegten Steuern — die Staatsſteuer-Zuſchläge, über deren „unerträglichen Druck" dieſelben Hausbeſitzer und deren fortſchrittliche Abgeordnete im Namen des Volks lamentiren! —

Genug damit; man könnte ja ſonſt auch mir den Vorwurf machen, daß ich mich der „Judenhetze" befleißige. Dies ſei fern von mir. Aber dem, was die große Mehrzahl der Berliner Chriſten fühlt, und unter ſich äußert, zur Steuer der Wahrheit auch öffentlich Ausdruck zu geben, iſt bei aller chriſtlichen Duldung *Pflicht* geworden, nachdem einige jüdiſche Tonangeber ſich ſo gewaltiglich auf's hohe Pferd geſetzt, an ihre nur für das Gemeinwohl fühlende Bruſt geſchlagen, und Sie für das Wagniß, ihnen den Spiegel vorzuhalten, öffentlich verunglimpft haben!

Wir Beide können und wollen die Juden nicht gewaltſam in's Morgenland zurücktreiben, rathen können wir ihnen aber, ſich in einem chriſtlichen Staate, in einer chriſtlichen Stadt, wo ſie gaſtlich aufgenommen ſind, auch chriſtlicher Sitten und gut bürgerlicher Thätigkeit, ſelbſt mit Hammer und Hacke, Schaufel und Nadel, auch Beſen und Scheuertuch, zu befleißigen, nicht aber bei der modernen Arbeitstheilung alles Läſtige auf die nur zu geduldigen Schultern ihrer chriſtlichen Mitmenſchen zu legen, überhaupt — ſich nicht ſo *hochmüthig* zu gebehrden, wie bisher. — Das Urſprungszeichen auf ihren Geldſäcken giebt ihnen kein Recht dazu! —

Kleinere Aufsätze.

Aus Baden. Amtliche Illustrationen zur Judenfrage.

Höchst interessant und lehrreich sind manche Bemerkungen aus den Berichten der badischen Landeskommissäre für das Jahr 1878. So bemerkt z. B. das Bezirksamt Rastatt:

„Bedenklich war in einzelnen Gemeinden anläßlich der zweiten Zwangsversteigerungen die Manipulation der Gläubiger, vorzugsweise Israeliten, die ausgebotenen Güter in Klumpen an sich nur dann wieder in sehr gewinnbringender Weise parzellenweise an den Mann zu bringen, und sahen wir uns deshalb veranlaßt, die Gemeidebehörden, z. B. in Oberweier zu bevollmächtigen, aus Grundstocksmitteln solche Güter zu erwerben und wieder an die Betheiligten unter billigen Zahlungsbedingungen abzugeben und zu diesem Zwecke eine besondere „Vollstreckungskasse" zu errichten. Schon der Versuch übt seine gute Wirkung, indem dadurch die Wucherer verscheucht und in Schranken gehalten, die Landwirthe aber wieder unter günstigen Bedingungen in den Besitz von Gütern gesetzt wurden."

Ueber Betreibungen, Ganten, Civilprozesse, Ganturkunden erhalten wir folgenden Aufschluß: Bürgermeisteramtlich wurden Zahlungsbefehle erlassen 114,038 (14,249 mehr als im Vorjahr), Rechtsstreite wurden erledigt 14,209 (mehr 1367). Amtsgerichtlich wurden Zahlungsbefehle erlassen 131,005 (mehr 16,862), Liegenschaftsvollstreckungen vollzogen 1107 (mehr 392), Fahrniß- und Halmfrüchtevollstreckungen 2952 (mehr 902), Ganten wurden neu anhängig 1394 (mehr 384), Civilprozesse erledigt 46,859 (mehr 6590). Es wurden 11,705 Pfandurkunden mit einem Kapitalbetrage von Mk. 42,709,702 (resp. mehr 2042 und mehr 1,462,701 Mk.) ausgestellt. Die Zahl der richterlichen Unterpfänder betrug 50,937 (mehr 12,664) mit einem Kapitalbetrag von 39,538,205 Mk. (mehr 7,921,820).

Der Landeskommissar für Konstanz weist besonders auf die Umstände hin, welche einen weiteren empfindlichen Rückgang des Wohlstandes erklären und zwar nicht nur rücksichtlich der Industrie und des Gewerbes, sondern in nahezu bedenklicher Weise auf dem Gebiete der Landwirthschaft und führt als Gründe an, daß die Getreidepreise trotz schlechter Ernten und allgemeiner

Preissteigerung im Durchschnitt niederer standen, als im vorigen Jahrzehnt; er erklärt die Landwirthschaft für möglicherweise sehr gefährdet und fügt bei: „Es ist begreiflich, daß diese Wirkungen durch eine gegen die ohnehin schon hohen Ziffern des Vorjahres durchgängig eingetretene beträchtliche Erhöhung zum Erscheinen kommen und dies um so mehr, als an Stelle des früher allzu leicht gewährten Kreditgebens, angesichts mehrfacher abschreckender Beispiele ein vielverbreitetes Mißtrauen, ein Geld- und Kreditmangel in immer steigendem Maße zu sehen ist. Neben Mangel an Betriebsfond ist die Unmöglichkeit der Terminzahlungen für früher zu unrentabeln Preisen gekaufte Liegenschaften, die wucherische Ausbeutung zweifelhafter Schuldner und das Unwesen leichtsinnig übernommener Bürgschaften als Erklärungsgrund für die außerordentliche Zunahme des Betreibungs- und Vollstreckungsverfahrens zu bezeichnen." Charakterisch ist auch folgende Bemerkung des Bezirksamtes Bretten: „Die gewandten Wucherer, deren es im Bezirk eine Anzahl giebt, sagen offen, daß sie die Wiedereinführung der Strafbedingungen wünschen, weil die Zahl derjenigen, welche Geschäfte dieser Art treiben, von Jahr zu Jahr zunimmt."

Endlich wird namentlich aus der Judendomäne, d. h. aus dem Landeskommissariat Mannheim ein recht unerfreuliches Bild von der wirthschaftlichen Lage der Bevölkerung mitgetheilt. Wir heben daraus eine Thatsache hervor, daß nämlich die 13 im Bezirksamt Wiesloch ausgebrochenen Ganten kaum ohne Ausnahme durch ein und denselben auswärts wohnenden Handelsmann herbeigeführt wurden. Von den größeren Städten heißt es dann noch, daß sich die noch immer fortdauernde Krisis im Gewerbe und Handel wohl auch schwer fühlbar mache, allein es schienen einige Anzeichen der Wendung zum Bessern ersichtlich zu werden: „Die Genußsucht der Bevölkerung hat sich indeß bis jetzt noch keinen Abbruch gethan, wie die Masse von Vergnügungs-Anzeigen beweist, denen man tagtäglich in den Zeitungen begegnet. Daß bei diesen ungünstigen wirthschaftlichen Verhältnissen der Wucher sich immer mehr ausbreitet und in immer größeren Kreisen seine Opfer sucht und findet, kann nicht auffallen."

Diese Thatsachen und amtlichen Nothsignale*) aus dem von Natur so überaus gesegneten, allein vom Liberalismus „bestregierten Lande diesseits des Oceans" sprechen eine laute, eindringliche Sprache und könnten den gesetzgebenden Faktoren des Reiches zum abschreckenden Beispiel dienen. Viedeant Consules! . .

*) Vergl. „W. Marr's „Sieg des Judenthums über das Germanenthum" vom positiv christlichen Standpunkte aus betrachtet von Lorenz Löffler. Zweite Auflage. Badenia in Karlsruhe." S. 8 und 9.

Mischehen.

In dem Artikel „zur Bevölkerungsfrage“ (in Heft 7) wird bereits die bedauerliche Höhe der Zahl der Mischehen zwischen Christen und Juden hervorgehoben. Es lassen sich hierüber unter Heranziehung weiterer Resultate statistischer Aufnahmen noch manche Bemerkungen machen.

Das Königlich Preußische Statistische Büreau hat die Mischehen zwischen Christen und Juden seit 1875 in das Bereich seiner Thätigkeit gezogen und es liegen zur Zeit die Resultate bis 1878 incl. vor. Es betrugen danach in Preußen

	1875	1876	1877	1878
Sämmtliche Ehen	230 841	221 712	210 357	207 753
Christliche Ehen*)	227 899	219 009	207 690	205 254
Jüdische Ehen	2 675	2 447	2 442	2 284
Christl.-jüd. Mischehen	156	148	120	105
Jüd.-christl. „	121	108	99	111
Summe der letzteren	277	256	219	216

In diesen Zahlen springt sofort die beständige Abnahme der Mischehen in die Augen, eine Abnahme, welche bei Weitem größer ist als die in Folge des wirthschaftlichen Niederganges der Nation leider eingetretene Abnahme der Ehen überhaupt. Die Abnahme ist zum Theil gewiß auf das in manchen Kreisen eingetretene Wiedererwachen religiösen Sinnes zurückzuführen, und es ist in dieser Beziehung ganz besonders erfreulich, daß vorwiegend die christlich-jüdischen, also die, bei denen die Initiative von christlicher Seite ergriffen wurde, abnahmen und für 1878 unter die Zahl der jüdisch-christlichen sanken. Es liegen jedoch, wie uns scheint, auch noch andere Ursachen vor.

Vergleicht man nämlich die Mischehen zwischen Christen und Juden mit denen der christlichen Confessionen unter sich, so ergiebt sich ein bemerkenswerther Unterschied. In allen solchen Gegenden, wo bei einer confessionell gemischten christlichen Bevölkerung eine Confession in der Minderheit ist, heirathen die Männer der letzteren Confession verhältnißmäßig häufig Frauen der anderen Confession. Dies kann soweit gehen, daß die Zahl der Mischehen die der confessionellen übersteigt. In Berlin z. B., wo die Katholiken in der Minderheit sind, heiratheten

Kathol. Männer	1875	1876	1877	1878
Kath. Frauen	313	296	252	287
Evang. Frauen	1134	890	827	805

*) incl. die Mischehen der einzelnen christl. Concessionen und der Dissidenten.

und in Köln, wo die Sache umgekehrt, heiratheten

Evangel. Männer	1875	1876	1877	1878
Evangel. Frauen	96	88	71	70
Kathol. Frauen	151	163	119	125

Dieſe Thatſache iſt nur im erſten Augenblick befremdend, erklärt ſich jedoch, ſobald man bedenkt, daß bei der ethniſchen Homogenität der chriſtlichen Bevölkerung der die Initiative ergreifende Mann unter der großen Zahl der Jungfrauen der anderen Confeſſion leichter eine findet, welche Neigung in ihm hervorruft als unter der kleinen Zahl der Jungfrauen, deren Bekenntniß auch das ſeine. In allen Gegenden wo nun nicht ein ſtarker religiöſer Geiſt ſolche Miſchehen hindert, findet das bezeichnete Verhältniß ſtatt. Aber ſelbſt in Städten wo der religiöſe Geiſt ſtark hervortritt, wie z. B. in Bonn, tritt das Verhältniß in allerdings abgeſchwächtem Maaße ein. Die evangeliſche Bevölkerung iſt dort ſtark in der Minderheit und es heiratheten.

Evangel. Männer	1875	1876	1877	1878
Evangel. Frauen	23	24	32	23
Kathol. „	17	24	30	30

Wären nun die „deutſchen" Juden in der That deutſch, was ſie ja zu ſein fortwährend vorgeben und unterſchieden ſich von uns nur durch ihre Religion, ſo würden, da die Juden überall in der Minderheit, jüdiſche Männer viel mehr chriſtliche Frauen heirathen als jüdiſche. Nicht im Entfernteſten iſt dies jedoch der Fall. Israel wahrt ſeine „Eigenart". Der Widerwille zweier Raſſen verhindert die Miſchehen und wir — wir freuen uns darüber. Der Himmel bewahre unſer Volk vor der Einimpfung ſemitiſchen Blutes und ſemitiſchen Geiſtes, die ſicher ſchnell das tiefe germaniſche Gemüth zerſtören würden, das in Verbindung mit productivem Verſtande die edelſten Früchte unſeres Lebens gezeitig hat!

Wir glauben jedoch auf eine Kritik der Zahlen ſelbſt eingehen zu müſſen. Dieſe Statiſtik iſt eine Confeſſionsſtatiſtik, nicht eine Raſſenſtatiſtik. Nun iſt aber in den Kreiſen der gebildeten und beſitzenden Klaſſen die Zahl der chriſtlichen Semiten oder, wie das Volk ſich draſtiſcher ausdrückt der „getauften Juden" ſehr groß. Die Taufe war ja früher nöthig um ein Staatsamt zur Exploitirung zu erlangen, und daher hatte die Judenmiſſion große Erfolge. Eine Statiſtik ethniſch gemiſchter Ehen würde, wie uns ſcheint, weſentlich abweichende Reſultate geben. Ein ſehr hoher Reichsjuſtizbeamter iſt z. B. von reiner Raſſe, jedoch getauft. Von ſeinen 8 Kindern ſind, wenn wir nicht irren, 7 germaniſch verheirathet. Dieſe 7 Ehen ſind „chriſtliche" Ehen, erſcheinen alſo nicht in der Zahl der Miſchehen, während ſie als ethniſch-gemiſchte Ehen Object einer darauf gerichteten ſtatiſtiſchen Aufnahme werden würden. Andererſeits kennen wir einen Juriſten, einen chriſtlichen Semiten („getauften Juden"), welcher mit einer jüdiſchen Semitin („ungetaufte Jüdin") verheirathet iſt. Dieſe Ehe erſcheint in der Statiſtik als Miſchehe, während wohl Nie-

mand die Behauptung wagen würde, daß es unter den Ehegatten zu religiöſen Zwiſt kommen könne. Nach unſeren Beobachtungen finden ethniſche Miſchehen nicht nur ſtatt nach religiöſem Uebertritt eines der Betheiligten und zwar meiſt nach Uebertritt zum Chriſtenthum. Jedenfalls möchten wir dies behaupten für die germaniſch-ſemitiſchen Miſchehen, während bei den ſemitiſch-germaniſchen öfter der Mann Jude, die Frau Chriſtin bleibt. Die confeſſionellen Miſchehen der Statiſtik ſcheinen uns zum großen Theil Ehen zwiſchen getauften und ungetauften Juden zu ſein. Dieſe Annahme ſtimmt auch mit der Thatſache überein, daß (ſiehe Tabelle) die Zahl der chriſtlich-jüdiſchen Miſchehen etwas größer war als die der jüdiſch-chriſtlichen, wenn man ſich nämlich erinnert daß, beſonders in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts, häufig die aus jüdiſchen Ehen hervorgehenden Knaben gleich nach der Geburt getauft wurden, um ihnen, wie vorher erwähnt, den Weg zur Exploitirung des Staates zu öffnen, während die Mädchen Jüdinnen blieben. Wir ſtehen mit dieſer Anſicht nicht allein, ſondern haben die Autorität des Königl. Preußiſchen Statiſtiſchen Büreaus für uns. Herr A. Frh. v. Fircks äußert ſich nämlich (Preußiſche Statiſtik XLVIII. A., S. 26) wie folgt:

> „Die nach vorſtehenden Unterlagen berechnete Geburtsziffer der jüdiſchen Bevölkerung wird indeſſen nur einen Minimalwerth bezeichnen, da es vorkommt, daß Kinder jüdiſcher Eltern alsbald getauft und demzufolge bei den evangeliſchen und katholiſchen Kindern mitgezählt werden, während Kinder chriſtlicher Eltern niemals in den erſten Lebensperioden dem Judenthum zugeführt werden."

und auf S. 28:

> „Der durch Kindertaufen entſtehende Ausfall betrifft wahrſcheinlich mehr Knaben als Mädchen."

Seit Herr von Sem herrſcht, findet dies natürlich nicht mehr ſtatt; in der Zahl der Miſchehen aber machen ſich frühere Ereigniſſe bemerklich. Auffallend und nicht ſofort mit Sicherheit zu erklären iſt der Umſtand, daß das Verhältniß der chriſtlich-jüdiſchen Miſchehen zu den jüdiſch-chriſtlichen in Berlin ein weſentlich kleineres iſt als im ganzen Staat. Es fanden nämlich dort ſtatt:

	1875	1876	1877	1878
Chriſtl.-jüd. Miſchehen	64	43	45	39
Jüd.-chriſtl. „	63	49	43	53

Hoffen wir, daß der Grund hierfür in dem Wiedererwachen des Volksgeiſtes zu ſuchen iſt, daß die germaniſche Bevölkerung der Reichshauptſtadt dem Lande mit gutem Beiſpiel vorangegangen ſei in der Erkenntniß: „Was iſt national?"

Wir reſumiren alſo unſere Anſichten wie folgt:

1. germaniſch-ſemitiſche Miſchehen ſind ſeltener als ſemitiſch-germaniſche,
2. chriſtlich-jüdiſche Miſchehen ſind häufiger als jüdiſch-chriſtliche in Folge der Ehen „getaufter" Juden mit Jüdinnen.

3. Die Miſchehen nehmen ab, und zwar beſonders die germaniſch-ſemitiſchen in Folge der Erkenntniß: „Was iſt national?“
4. Die Reichshauptſtadt geht in dieſer Erkenntniß voran.

Dieſe Anſichten ſind allerdings keine ganz feſtſtehenden, weil das Gebiet der Miſchehen noch eine terra incognita iſt und — eine Schande für das Jahrhundert der Naturwiſſenſchaft — vorläufig auch bleiben wird, da Herr von Sem eine ethniſche Statiſtik jedenfalls hindern würde. „Wir ſind Germanen ſo gut wie Sie“ mauſchelte ein hoſenverkaufender Jüngling in einer Verſammlung des Herrn Stöcker und er hat „Recht“.

Der Vorſitzende der anthropologiſchen Geſellſchaft, Herr Virchow, aber fände hier ein weites fruchtbares Feld, durch deſſen Beackerung er ſeine Unabhängigkeit wahrhaft beweiſen könnte, jedenfalls beſſer als durch „Anerkennung des deutſchen Reiches“, welche welterſchütternde Thatſache ihm, wie wir hören, bereits den Verdacht der Unverſöhnlichen zugezogen haben ſoll, er ſei von Bismarck gekauft worden. Wir fürchten aber, daß der Herr Geheimrath, anſtatt ſeine zweifelsohne hohe Intelligenz auf wiſſenſchaftliche Arbeiten zu verwenden, es vorziehen wird, auch weiterhin ſich mit „Bismarckhetzen“ zu amüſiren. Zum Schluſſe wenden wir uns an die Leſer und Freunde der „Deutſchen Wacht“ mit der Bitte, ſoviel ihnen möglich den Miſchehen zwiſchen Juden und Chriſten entgegen zu wirken.

Aus Oeſterreich.

Anknüpfend an den Artikel „Statiſtiſches und Betrachtungen aus Oeſterreich“ in Heft 6 der „Wacht“ gehen uns von einem unſerer Wiener Abonnenten folgende den qu. Artikel trefflich ergänzende Zeilen zu:

„Nach den im „Oeſterreichiſchen Schulboten“ vom 15. Februar l. J. veröffentlichten Daten zählte man an den Wiener Gymnaſien und Realſchulen im letzten Schuljahre (1878/79):

1240 katholiſche,
110 proteſtantiſche,

und 1038 jüdiſche Schüler, d. h. ca. 45 pCt. der Geſammtſchülerzahl der Wiener Gymnaſien und Realſchulen ſind — Juden, während die iſraelitiſche Einwohnerſchaft nur (!?) etwa 10 pCt. der Geſammtbevölkerung Wiens bildet*).

*) Israel motivirt dies bekanntlich mit „großem Wiſſensdrang“, hat aber unſerem häufigen Vorhalten, — daß durch denſelben naturgemäß das chriſtliche Volk immer mehr der Helotie verfallen muß, daß die Juden in ſteigernder Progreſſion Herren der Chriſten werden müſſen — das beharrlichſte Schweigen entgegengeſetzt.

Der Nachschub unserer Gerichts- und Verwaltungsbeamten wird in zehn bis fünfzehn Jahren beinahe blos aus Juden bestehen.

Vor wenigen Tagen war ich Augenzeuge, wie ein abgezehrter kranker Arbeiter einem jungen jüdischen Arzte die Hand küßte, um endlich das zur Flüssigmachung des Krankengeldes nothwendige Zeugniß zu erhalten! — —

Ist das Selbstgefühl schon jetzt erloschen, wie wird es erst dann sein, wenn die jüdischen Mittelschüler die Hochschule besucht und Stellungen erhalten haben, welche sie zu Herren über die Leiber und das Eigenthum der Christen machen!

Ein Appell der bis dorthin müßig zuschauenden Christen an das bereits unterjochte, theilnahmslose Volk wird wirkungslos verhallen. Denn das Volk wird dann blos jene Rolle spielen, welche dem dressirten Jagdhunde seinem Herrn gegenüber zugewiesen ist: es wird um des kargen Brotes willen jenen die Hand küssen, welche es ausnützen und mit Füßen treten.

Und wie der Hund in Zeiten der Gefahr seinen Herrn schützt, so wird auch das arme geknechtete Volk, aus Gewohnheit und seines conservativen Sinnes wegen, sich gegen jede Befreiung von der Judenherrschaft ablehnend verhalten.

Katholische Blätter in Oesterreich sollten die antisemitische Bewegung, ihrer eigenen Existenz wegen, unterstützen. Das thun aber nicht alle, sondern z. B. das „Volksblatt für Stadt und Land" brachte kürzlich, mit beinahe hämischen Bemerkungen, die Nachricht, daß die antisemitische Bewegung schon zu Ende gehe.*)

Die Bestrebungen der Antisemiten-Liga und des Istóczy'schen Centralvereins des Nichtjudenbundes sollten Katholiken und Protestanten allein schon deshalb unterstützen, weil es sich bei Beiden in diesem Kampfe um das Dasein handelt. Oder sind die Katholiken vielleicht nicht interessirt, wenn der jüdische Scribent Sigmund Schlesinger die Anbringung der Christusbilder in den Schulzimmern lächerlich findet, oder wenn ein anderer dieser beschnittenen Fremdlinge die vielen römischen Galgen (!) eine Verunzierung der schönen Gegend von Johannesberg bei Gablonz nennt?"

Vermöge des materiellen Wohlbefindens ist der Jude in der Lage, seinen Kindern eine bessere Erziehung angedeihen zu lassen; wo dies Streben bei dem armen Juden hervortritt, hilft die solidarische Gemeinschaft der Glaubensgenossen bereitwilligst aus. Israel kennt und benützt eben mit Raffinement und Schlauheit alle Mittel und Wege, die, Dank der Einführung der Gleichberechtigung der Confessionen, ihm zur Herrschaft verhelfen. Die Redaction.

*) Zur Ehre desselben wollen wir annehmen, daß es die Juden damit dupiren wollte. Wer nur offene Augen und Ohren hat, kann sich täglich allerwärts vom Gegentheil überzeugen. Die Redaction.

Die „moderne" Kulturforſchung über die Juden.

„Nicht ohne ungeheuchelte Bewunderung kann man zu der ſocialen Höhe emporblicken, welche die jüdiſche Raſſe in der überraſchend kurzen Spanne von 25 Jahren auch außerhalb des Oſtens, in den höchſtciviliſirten Ländern Europas erklommen hat. Ja, noch mehr, ſie hat theilweiſe ſogar ſchon unſerer Zeit ihren Stempel aufgedrückt. Der Jude hat ſeine eigene Art zu denken, ſeine eigene Art zu fühlen. Man darf vielleicht ſagen, daß ſeine Ideen ſchlechter, ſeine Gefühle beſſer (?) ſind als jene ſeiner Umgebung. Dank der ungemeinen Fruchtbarkeit ſeiner Raſſe (unrichtig) vermehrt er ſich nicht nur im Oſten, ſondern auch in Deutſchland und zumal in Oeſterreich mit unglaublicher Schnelligkeit. Ein intellektuelles Uebergewicht hat er indeß vorzugsweiſe nur unter den germaniſchen Völkern errungen. Bei den Slaven herrſcht er materiell, doch keineswegs intellektuell; unter den romaniſchen Völkern ſcheint er ſich nicht zu gefallen; in Italien und Spanien ſind ihrer nur wenige und ſelbſt in Frankreich, wo er ſchon ſeit lange alle bürgerlichen Rechte ausübt und Zutritt zu den höchſten Staatsämtern hat, ſpielt er keine (?) hervorragende Rolle. Anders in Deutſchland, Deutſch-Oeſterreich und den Niederlanden. Am wenigſten wird ſein Einfluß in England und den nordiſchen Reichen, zumal auf der ſkandinaviſchen Halbinſel, verſpürt. Dank ſeinem ungeheuren Bildungseifer bemächtigt ſich der Jude der **Elemente** des Wiſſens und der Bildung in ſehr viel höherem Maß als der chriſtliche Arier. Sein praktiſcher Sinn läßt ihn ſo raſch als möglich ſo viel erfaſſen, als er zum Leben benöthigt; gepaart mit ſeinem ſcharfen Verſtande iſt die Wiſſensſumme groß genug, um manchen weitaus gelehrteren Kopf zu überflügeln. Die hervorragendſten (?) Bühnenkünſtler beiderlei Geſchlechts, ein großer Theil der ſchöngeiſtigen Schriftſteller und Dichter, Muſiker, nicht zu reden ſelbſtverſtändlich von Allem, was ſich auf Handel und Volkswirthſchaft bezieht, endlich zum großen Theile die Journaliſten, ſind Juden. Damit allein ſind ſie ſo zu ſagen zu Beherrſchern der Situation herangewachſen. Nur die ernſte Wiſſenſchaft ſcheint ſich ihrem alles überwuchernden Einfluſſe etwas zu entziehen. Der Jude mit ſeinem hellen, durchdringenden Verſtande bleibt ſtets mehr kritiſch als produktiv; er treibt Alles, wozu ſeine natürliche Anlage ihn befähigt und dies mit merkwürdigem Geſchick; die Vertiefung iſt aber ſeine Sache ſeltener. Der jüdiſche Stamm iſt unendlich reich an Talenten, arm an Genies. Das Judenthum konnte einen Spinoza, aber keinen Leibnitz, keinen Humboldt hervorbringen. Kommen ſeine erſten Köpfe auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft wenigſtens dem Tiefſinn, dem Gemüth und der Schöpferkraft zumal des germaniſchen Geiſtes nicht gleich, ſo ſtehen ſie an raſtloſer Thätig-

keit, an geistigem Streben, an Achtung vor der höheren Bildung, an eifriger Sorge, ihre Kinder zu derselben heranzuziehen, den Nichtjuden nicht blos nicht nach, sondern überflügeln sie auch in der Regel."

„Nach so vielen Lichtseiten des jüdischen Stammescharakters ist es Pflicht, auch die dunkeln Partieen hervorzuheben. — Obenan steht ein ausgeprägter Egoismus; Dank diesem sind dem Juden Selbstaufopferung, Hingebung, Vaterlandsliebe, ziemlich fremde Begriffe. Ueberall fühlt er sich als Kosmopolit, der er auch wirklich ist, als Semite unter Semiten; in Europa aber ist er ein Fremdling, vaterlandslos und daher überall bemüht, sich in der Fremde so wohnlich als eben möglich einzurichten. Wohl halten in manchen Volksvertretungen jüdische Abgeordnete mitunter von patriotischem Feuer durchglühte Reden; allein die Zahl derer, welche der Volksmund als wahre Patrioten bezeichnet, ist außerordentlich klein. Oft stehen auch die Handlungen mit den Reden in Widerspruch und zielen eher auf den eigenen Vortheil als den des Vaterlandes ab. Das ist eben das Charakteristische, daß der Jude in keiner Lebenslage auch seinen Vortheil je vergißt, geschweige denn verzichtet; jeden Einfluß, den er erringt, für seine persönlichen Zwecke ausnützt. Die gesammte Tendenz jüdischen Strebens läßt sich in dem einen Worte „Ausbeutung" zusammenfassen. Auf diesem mit natürlichem Instinkte systematisch eingeschlagenen Wege sind die Juden in der That an eine Stufe gelangt, auf welcher sie die andern faktisch beherrschen. Sie sind tonangebend geworden, sie haben es verstanden, in ihren Händen die größten Reichthümer zu koncentriren; sie haben den alten historischen Adel aus seinen verfallenen Schlössern gestürzt und an deren Stelle Aktienpaläste erbaut, eine neue Geldaristokratie geschaffen, die alle Nachtheile der alten ohne einen einzigen ihrer Vorzüge besitzt. An die Stelle des alten, heute vielbespöttelten noblesse oblige haben die semitischen Ritter und Barone das „Geschäft" gesetzt, das Geschäft in seiner weitesten, bisweilen auch schmutzigsten Bedeutung."

„In diesen Bestrebungen haben ihnen nun ihre nichtjüdischen Mitbürger wesentlichen Vorschub geleistet, theils passiv, theils aber auch aktiv; zugleich haben letztere durch den täglichen Verkehr mit dem Judenthum, seitdem die Schranken eingerissen sind, manche früheren lächerlichen (?) Vorurtheile gegen dasselbe über Bord geworfen, aber auch so manche Idee des Judenthums sich angeeignet. Alles was auf den persönlichen Gewinn abzielt, hat stets Aussicht bei jedem Einzelnen Beifall zu finden, und die egoistischen Tendenzen unserer Semiten verbreiten sich mit überraschender Schnelligkeit. Der Geist der Zeit hat durch sie einen erstaunlichen Umschwung erfahren, ein Jagen nach jähem Erwerb, richtiger Gewinn, bemächtigte sich der Menge, die oft unerfahren theures Lehrgeld zahlt, und doch stets wieder in dieselbe Falle stürzt; die Unsolidität in Industrie und Handel nahm überhand, das Börsenfieber, also das Spiel, drohte zum normalen Zustand der civilisirten Gesellschaft zu werden, die ruhige ernste Arbeit war in Mißkredit gerathen, überall

ein Jagen, Drängen und Ueberstürzen, was über kurz oder lang zu einer wirthschaftlichen Katastrophe führen mußte. Wollen wir diesen Zustand mit einer einzigen Bezeichnung charakterisiren, so stellt sich uns unwillkürlich nur das eine Wort zur Verständigung: Korruption." (F. v. Hellwald, Kulturgeschichte, Bd. II. S. 730—732).

Noch immer kann man in achtbaren Kreisen unserer Mitbürger, die wir gern an unserer Seite würden kämpfen sehen, eine grundsätzliche Zurückhaltung von unserem Kampfe zur Befreiung des Vaterlandes beobachten. Die Nothwehr gegen das moderne Judenthum wird als „Judenhetze", unsere Hülferufe als „Heppheppgeschrei" zu discreditiren gesucht und die Beschuldigung religiöser Unduldsamkeit kann man in Kreisen hören, denen, nach ihrer socialen Stellung zu urtheilen, ein weiterer Blick wohl zuzutrauen wäre. Nur aus diesem Grunde citiren wir im Vorstehenden einen Mann, von dem wir uns grundsätzlich unterscheiden. Wir urtheilen in der Judenfrage als Deutsche und als Christen; wir haben den Glauben an eine sittliche Weltordnung und weil wir die Differenzen zwischen Semiten und uns in nationaler wie religiöser Beziehung als unüberbrückbar ansehen, kämpfen wir diesen Kampf. Wir kämpfen ihn mit geistigen Waffen, weil dies der Sachlage angemessen ist und unseren Kräften entspricht, und wir werden ihn siegreich kämpfen, wenn wir einig kämpfen. Sollte allerdings die Indifferenz des korrumpirten Geschlechts der „Gebildeten" uns wie ein Bleigewicht hieran hindern, so können wir uns der traurigen kulturgeschichtlichen Erkenntniß nicht verschließen, daß die Wiedergeburt der Nation wieder einmal dem gesund gebliebenen „Pöbel" anheimfällt und daß unsere Nachkommen den Kampf in der Weise früherer Jahrhunderte und dem entsprechenden Erfolge kämpfen werden.

Herr von Hellwald steht auf einem anderen Standpunkt. Er ist einer der Vorkämpfer der sogenannten „modernen Kultur- und Natur-Forschung, die Alles was vorgeht im Kosmos in der „einheitlichen" Weltanschauung Darwin's und Häckel's beobachtet. Für Herrn von Hellwald giebt es nicht gut und nicht schlecht; er kennt keinen Gott und keine sittliche Weltordnung und man dürfte ihn also wohl nicht mit dem Vorwurf religiöser Beschränktheit zurückweisen. Wenn er als das Resultat seines Denkens in dieser Sache das furchtbare Wort „Korruption" ausspricht, so ist er für die Mitbürger, zu denen wir hier sprechen, gewiß ein klassischer Zeuge dafür, daß unser Kampf ein gerechter ja nothwendiger ist. Wir verlangen von Niemandem unseren Glauben. Männer aller politischen Parteien und aller religiösen Anschauungen müssen an diesem Kampfe theilnehmen, allen Parteihader vor demselben ruhen lassen! Marschiren wir getrennt, aber schlagen wir vereint! Die eine Erkenntniß aber muß uns Alle leiten: daß die gesammte Kultur aller Völker arischer Abkunft hier auf dem Spiele steht.

Vom älteſten Gymnaſium Berlin's.

Als vor mehr denn 300 Jahren der letzte Dominikaner-Mönch des „Grauen Kloſters" zu Berlin geſtorben war, wurde vom Kurfürſten der Befehl erlaſſen, das Kloſter nicht wieder mit Mönchen zu belegen, ſondern es zu einer ſ. g. lateiniſchen Schule (woraus ſpäter Gymnaſien wurden) umzugeſtalten.

War dieſe neue Anſtalt als „Kloſter" ausſchließlich dem Chriſtenthum geweiht geweſen, ſo war ſie dies als Schule ebenfalls, denn damals beſaßen die Juden noch nicht das „Recht", ſich in jede anſtändige Chriſtengemeinſchaft hineinzudrängen. Nichts lag dem Gründer der Anſtalt wohl ferner, als dieſelbe zur Heranbildungsanſtalt kleiner „Bocher" benutzt zu wiſſen.

Trotzdem aber iſt jetzt an dem älteſten chriſtlichen Berliner Gymnaſium mit Namen: Berliniſches Gymnaſium zum Grauen Kloſter, der Fall vorgekommen, daß trotz des Proteſtes der dort angeſtellten Lehrer und Profeſſoren zwei Rabbiner zum Religionsunterricht der ſemitiſchen Schüler angeſtellt wurden, während für die das Gymnaſium beſuchenden Katholiken, die ebenfalls ziemlich zahlreich ſind, kein Religions-Lehrer an der Anſtalt exiſtirt.

Iſt hieran der Magiſtrat, als Patron dieſer Schule, ſchuld?

Möglich iſt es, denn iſraelitiſche Elemente ſind ja auch dort vorhanden.

Aber ſchon beginnen ſich die Folgen dieſer Verjudung des **„Grauen Kloſters"** (welche Ironie liegt ſchon in den Worten: ein verjudetes Kloſter) bemerkbar zu machen. Noch bei dem 300jährigen Stiftungsfeſt dieſes Gymnaſiums, das vor einigen Jahren gefeiert wurde, zeigte es ſich, welcher Geiſt in dieſer Anſtalt geherrſcht.

Ein Herz und eine Seele waren ſämmtliche Feſttheilnehmer, denen freilich vereinzelte Juden nicht fehlten; ein Jeder war ſtolz, ein alter Kloſteraner zu ſein, und freute ſich, alte Kloſteraner wieder zu ſehen.

Und jetzt?

Freilich, die alten Kloſteraner freuen ſich noch ebenſo ſehr, wenn ſie „alte" Mitſchüler treffen, aber die Liebe zur Anſtalt hat aufgehört.

War es früher das Beſtreben eines jeden Kloſteraners, ſeine Söhne ebenfalls „auf das Graue Kloſter zu bringen", ſo ſtehen die Meiſten jetzt, wofür wir Beweiſe haben, der Verjudung dieſer Schule halber davon ab. Iſt es doch dageweſen, daß vor ganz kurzer Zeit die größere Hälfte der Sexta aus Juden beſtand. Das iſt ein chriſtliches Gymnaſium!

Was aber das Schlimmſte: dem Nomadenweſen der Semiten angemeſſen, iſt auch jeder Zugehörigkeitsſinn der jetzigen Kloſterſchüler fortgefallen; wir glauben nicht, daß der Anſtalt ein neuer Stifter, wie Streit, aus ſeinen jetzigen Schülern erſtehen wird.

Wünſchen wir, daß das „Graue Kloſter" bald innehalte auf dem Wege zur Judenſchule.

Ein alter Kloſteraner.

Recenſionen.

Iſrael und die Gojim. — Beiträge zur Beurtheilung der Judenfrage. — Leipzig, Wilhelm Grunow. 1880. Preis 3 Mark 50 Pf.

Die beſte Empfehlung dieſes Buches iſt der Angſtſchrei des Herrn Rabbiners Dr. L. Philippſon in der „Allgemeinen Zeitung des Judenthums" vom 25. Mai 1880. Derſelbe lautet: „Wir nehmen hierbei Gelegenheit, unſere Glaubensgenoſſen vor dem Ankauf eines neuen antijüdiſchen Buches „Iſrael und die Gojim" zu warnen. Es treibt die Gehäſſigkeiten auf die möglichſt höchſte Spitze. Warum ſollen wir das Erſcheinen ſolcher literariſchen Auswüchſe noch befördern? Von Chriſten wird es bei dem Preiſe von 5 Mark 50 Pf. (factiſch koſtet das werthvolle Buch nur 3 Mark! 50 Pf.) gewiß nicht viel gekauft (ſo?); ſo groß iſt das Intereſſe an dieſer wiedergekäuten Nahrung des Haſſes doch nicht. Die ultramontane und reaktionäre Preſſe wird uns dieſe Warnung gewiß nicht verübeln, da ſie ja immerwährend ihre Leſer vor dem warnt, was ſie die „ſchlechte Preſſe" nennt, und die ultramontanen Blätter jetzt z. B. die katholiſchen Hotels den katholiſchen Sommerreiſenden empfiehlt."

Zunächſt drücken wir unſere Freude über dieſen Schritt der ultramontanen Preſſe aus. Es muß beſondere Hotels, ja beſondere Badeorte u. ſ. w. für Juden geben, ſonſt verleiden dieſelben den Chriſten und Germanen überall die Saiſon, die Kur und die Erholung. Dievenow z. B. wurde früher mit Recht als „des deutſchen Reiches Judenſchwemme" bezeichnet; ob ſich die Verhältniſſe daſelbſt jetzt gebeſſert haben, wiſſen wir nicht, bezweifeln es aber ſehr ſtark. — In derſelben Nummer des „unparteiiſchen Organes für alles jüdiſche Intereſſe" wird auch der berühmte Juden-Artikel der „Norddeutſchen Allgem. Zeitung" jammernd beſprochen und als „gefährlich" bezeichnet, d. h. gefährlich für die Juden und für den „ſemitiſchen Geiſt, der ſich in Deutſchland eingefilzt hat!" Komiſch iſt es zu ſehen, welche verzweifelte Anſtrengungen der biedere Rabbi macht, um die Judenfrage von der Tagesordnung abzubringen. In ſeiner Zeitung vom 20. April 1880 ſchreibt er: „So iſt es denn auch gekommen, daß die gewaltigen Anſtrengungen, welche die deutſchen Judenfeinde in jüngſter Zeit gegen uns machten, erfolglos blieben (?) und der ganze wüſte Lärm, (!) den ſie erhoben, verhallt iſt, ohne das geringſte (?)

Resultat erzielt zu haben." (?) — Entweder kennt Herr Dr. Ph. die Zeitströmung absolut nicht, oder er sagt wissentlich die Unwahrheit! Vorläufig nageln wir hier seinen Ausspruch fest, um an denselben zu erinnern, wenn die Ausnahmegesetze gegen die Juden im Reichstage oder in den verschiedenen Landtagen berathen werden. Daß es bald, zunächst zur Zurücknahme des unseligen Gesetzes vom 3. Juli 1869 kommen wird, glauben wir ganz bestimmt!

Herr Dr. Philippson denkt — wie wir überzeugt sind — im Grunde seines Herzens genau ebenso. Wozu sonst die Warnung vor den Artikeln der „Grenzboten", woraus „Israel und die Gojim" zusammengestellt ist, und die Angst vor dem Artikel der „Nordd. Allgem."? Er weiß eben, daß die „Norddeutsche Allgem." als „officiös" zu betrachten ist, und daß die „Grenzboten", wie das „Berl. Tageblatt" vor kurzer Zeit sehr richtig jammerte, noch „officiöser" als die „Nordd. Allgem." ist. — Wir aber danken Gott, daß man endlich in Regierungskreisen Kenntniß und Verständniß des wahren Kernes von „des Reiches Noth" bezeigt und wir leben der sicheren Hoffnung, daß die Regierung, sowie der unselige „Kulturkampf" beigelegt ist, selbst die Initiative zu einem kräftigen Christenschutze ergreifen werde!

Die Literatur über die Judenfrage, welche seit dem Erscheinen von W. Marr's „Sieg des Judenthums über das Germanenthum" entstanden, ist eine große. Das vorliegende Buch aber ist entschieden das beste und bedeutendste aller erschienenen Broschüren und Bücher über diese brennendste aller Fragen. Verf. sagt in der Vorrede, daß er das Judenthum nicht als Religionsgesellschaft, sondern als Rasse behandele. Da aber Sitte, Recht und Religion bei den Juden wie bei anderen orientalischen Völkern zusammenhängen, so ist auch auf letztere Rücksicht zu nehmen. Die Vorrede schließt mit dem Satze: „Mit Sammethandschuhen und Rathschlägen nach dem Recept: Wasch' den Pelz und mach' ihn nicht naß, wird aber nun und nimmermehr zu helfen sein, und mit Ermahnungen zur Besserung, die an die Juden gerichtet werden, kommen wir ebensowenig vom Flecke wie mit andern Redensarten der Pathotechnik. Wer klagen will, muß Abhilfe wissen, sonst schweige er."

Im ersten Kapitel: „Die Vertheilung der Judenkolonien über die Erde" zeigt der Verf. mit großer geschichtlicher Kenntniß, daß und wie sich die Juden überall verhaßt gemacht haben. Ekel vor der Rasse und Entrüstung über den schamlosesten Wucher sind fast immer der Grund der sogen. „Verfolgungen" gewesen. Wir citiren folgenden Satz: „Dem Rabbiner Joseph Schwarz, einem, wie es scheint, recht leichtgläubigen und phantastischen Menschenkinde, erzählte ein indischer Derwisch, der als Pilger nach Jerusalem gekommen war, von einem großen jüdischen Reiche, das 120 Tagereisen von Kaschmir entfernt und rings von hohen Bergen umgeben sei, durch welche nur ein Paß führe. Die Hauptstadt hieße Ajulum. Sie habe prächtige Paläste und Synagogen, und — nur die Sklaven in ihr seien Nichtjuden."

„Es giebt Leute, welche meinen dergleichen könne man näher haben, und wer dieſes Kapitel bis zu Ende leſen will, dem kann wenigſtens die Befürchtung aufſteigen, daß ſich mitten in Deutſchland und in nicht zu ferner Zukunft wirklich ein ſolches Ajulum oder doch etwas ſehr Aehnliches entwickeln werde.“ — Geht es ſo weiter wie ſeit 1869, ſo müſſen wir Neu-Jeruſalem (auf den Karten noch immer als „Berlin“ bezeichnet) bald in Ajulum umtaufen. Sowie die Beſchneidung für alle höheren Beamte und Offiziere ꝛc. und für alle Beſitzenden und Arbeitgeber durch Reichsgeſetz obligatoriſch gemacht ſein wird, wird es hierfür Zeit ſein. — Der geringe Werth der Judenmiſſion wird richtig angedeutet „da der Glaube die Raſſe nicht ändert.“ Wohin uns auch der Verf. bei ſeiner Schilderung führt und uns die Juden zeigt wie ſie ſind, überall erſcheinen ſie als das „odium generis humani.“

Die Anzahl der Repräſentanten dieſes „odii“ im deutſchen Reiche beträgt 555 000. Wahrhaft herzſtärkend wirkt folgende Notiz (S. 31.) in dieſem den „hochofficiöſen Grenzboten“ entnommenen Buche. Es wird H. v. Treitſchke's Broſchüre: „Ein Wort über unſer Judenthum“ im Allgemeinen empfohlen, aber dann geſagt: wir können nicht zuſtimmen wenn der Verfaſſer meint „von einer Schmälerung der Emancipation könne unter Verſtändigen gar nicht die Rede ſein!“ Wir meinen, der Herr Profeſſor habe doch kein Monopol auf den Beſitz von Verſtand, und er würde klug gethan haben, ſich nicht für die Zukunft zu binden.“ — Wie nahe wir dem fabelhaften Ajulum ſind, zeigen folgende Zahlen, die der „Voſſiſch. Zeit.“ — alſo einer doch gewiß judenfreundlichen Quelle, entnommen ſind. „Während von den Proteſtanten 38,7 als Arbeitgeber, 61,3 als Arbeitnehmer, von den Katholiken 36,9 als Arbeitgeber, 63,1 als Arbeitnehmer erſcheinen, finden wir bei den Juden 71,3 Procent als Arbeitgeber und nur 28,7 als Arbeitnehmer.“ Und auch als Arbeitnehmer ſind die Juden vorwiegend als Directionsperſonal thätig.

Die Ueberſchrift des zweiten Kapitels lautet: „Jacob-Iſrael“ Lichtſtrahlen aus dem Talmud und der ſpäteren rabbiniſchen Literatur. Deutſche Philoſophen und Napoleon über die Juden. — Jacob wird als abgefeimter Geſchäftsmann ohne Scham und Gewiſſen gezeigt und dann geſagt: „In der That, Franz Moor iſt nicht erheblich ſchlechter als dieſer Urtypus des Judenvolkes.“ — Die Deutlichkeit der Sprache läßt, wie wir ſehen, Nichts zu wünſchen übrig. Jetzt folgt eine eingehende Beſprechung des Talmud und der aus demſelben reſultirenden Moral. Beſonders der ſcheußliche Chriſtenhaß und die verleumderiſche Behandlung der Perſon Jeſu Chriſti wird gebührend hervorgehoben. Woher die ſog. Judenſchlachten ihren Urſprung genommen wird S. 76 geſagt:

„Man darf vielleicht hinzufügen, daß es nicht zu verwundern war, wenn übermüthige Juden, deren giftige Bosheit ſie drängte, ſolche Frechheiten auch außerhalb des Kreiſes, in welchem ſie für gewöhnlich lebten zu äußern, als

unverſchämte Fremde behandelt und von groben Leuten kurzweg todtgeſchlagen wurden. Die Menſchen waren aber ehedem „inhuman.“ Sie waren noch nicht ſo „gebildet“, um gelaſſen zuſehen zu können, wenn jüdiſche Harpyen chriſtliche Heiligthümer mit ordinären Späßen beſudelten.“ — Armer Rabbi Philippſon, wie gerecht iſt deine Warnung! Wie gefährlich iſt dieſes Buch für Iſrael! — Es folgt eine Reihe von Ausſprüchen berühmter Männer über das „odium generis humani.“ Wir vermiſſen hier Luther. Drittes Kapitel: Aus der Chronik des Judenthums in Europa, vorzüglich in Deutſchland. Es wird nochmals gezeigt, daß die Juden unter den germaniſchen Völkern zuerſt mit der größten Duldung behandelt wurden, daß aber durch ihr Verſchulden allein dieſe Duldung in Haß und Verfolgung überging. Verf. beklagt hier ſehr richtig die Annäherung der Reformatoren an die Juden „indem man ſich mehr zum alten Teſtament hinneigte, als es bisher in der päpſtlichen Kirche üblich geweſen.“ Daß Luther ſpäter die Juden anders und richtiger beurtheilte, iſt übrigens dem Verf. nicht unbekannt. Es wird ausführlich geſchildert, welche jüdiſchen Schurkereien Judenhetzen im Mittelalter hervorgerufen haben.

Nach Brockhaus „Gegenwart“ Bd. X. wird nun im vierten Kapitel die deutſche Geſetzgebung betreffs der Juden unmittelbar vor der Emancipation beſprochen. Alle deutſchen Staaten werden berückſichtigt. Es iſt dieſes Kapitel eine wahre Fundgrube, um die Nothwendigkeit von Ausnahmegeſetzen gegen die Juden, d. h. zum Chriſtenſchutz zu beweiſen. — Das fünfte Kapitel behandelt die Emancipation. Wir citiren nur folgende Stelle: „Insbeſondere erklärte hier auch der Prinz von Preußen, unſer jetziger Kaiſer, man ſei „in der Toleranz ſchon weit genug gegangen und brauche ſich die Juden nicht auch noch als Gymnaſial-Lehrer gefallen zu laſſen.““ —

Sechſtes Kapitel: Die polniſchen Juden. — Der beſte Theil und der Kern des ganzen Buches. Es darf deshalb in keiner germaniſchen oder polniſchen Familie des Oſtens fehlen. Leider geſtattet der Raum ein genaues Eingehen auf den Inhalt nicht. Kapitel 7: Die reformirten Juden und ihr ungläubiger Anhang. Eine Schilderung unſerer heutigen „gebildeten und humanen“ Geſellſchaft, die im 8. Kapitel: „Die modernen Juden und die Gojim — Was nun?“ fortgeſetzt wird. Im 9. Kapitel werden poſitive Vorſchläge zur Aenderung der Judenherrſchaft gemacht, die „Idee der Miſchehen“ verworfen. Eine Ausweiſung der Juden wird als durchaus möglich erklärt, vorläufig aber die Bildung einer „Nativiſten-Partei“ gefordert. — Im Nachtrage wird erzählt, daß die Juden reſp. der Ausſchuß des „deutſch-iſraelitiſchen Gemeindebundes“ nach der Polizei um Hilfe rufe, Petitionen an das Juſtizminiſterium in Dresden und — den Fürſten Reichskanzler losgelaſſen habe. Beide Schriftſtücke werden beſprochen und geſagt, daß das betr. Miniſterium noch garnicht geantwortet, und der Reichskanzler „unter dem 28. Dezbr. 1879 an Herrn Jacob Nachod durch den Präſidenten des

Reichskanzleramtes, Staatsminiſter Hoffmann, lediglich eine Beſtätigung des Empfanges des betreffenden Schreibens" gelangen ließ. — Waih geſchrieen!

Zum Schluſſe empfehlen wir das Buch nochmals dringend unſeren Leſern. Alle denkbaren Einwürfe und Vertheidigungsverſuche der Juden können ſie mit demſelben widerlegen! —

Die Juden im deutſchen Staats- und Volksleben. Von Dr. Hilar. Bankberger. Vierte Auflage. Frankfurt am Main. 1879. Verlag der „Deutſchen Reichs-Poſt."

Der um die Kritik des Börſen-, Aktien- und Gründungs-Schwindels, ſowie um die Löſung der Judenfrage hochverdiente Verf. bringt in dieſer 114 Seiten ſtarken Broſchüre allen ſich für die moderne antijüdiſche Bewegung intereſſirenden Deutſchen eine überaus werthvolle Gabe dar.

Wenn auch die von Herrn Dr. Philippſon herausgegebene „Allgemeine Zeitung für das Judenthum" abwechſelnd behauptet: Die antijüdiſche Bewegung ſei zur Ruhe gekommen, kein Menſch kaufe mehr die Broſchüren, die „tumultariſchen" Verſammlungen des Herrn Stöcker ſeien verboten u. ſ. w. und dann wieder jammert: wir leben in einer ſchweren Zeit, der Anſturm gegen das Judenthum iſt gewaltig, wenn dieſes des Judenthums würdige Organ auch der Wahrheit noch ſo oft ins Geſicht ſchlägt, faſt wie das duftige Kleeblatt Moſſe, Cohn und Davidſohn für die Juden ficht, — trotz alledem und alledem wird die „Judenfrage" als eine brennende behandelt und betrachtet und wir werden nicht eher mit der ſchärfſten Kritik des Judenthums einhalten, bis endlich Konſervative und Centrum im Reichstage Ausnahme-Geſetze gegen die Juden beantragen.

Jetzt zur Broſchüre. Der Verf. ſagt in der Einleitung, daß er ſich nur ungern mit der Judenfrage beſchäftige, daß ſelbſt das Wort für ihn einen unangenehmen Klang habe u. ſ. w. Dieſe Betrachtungen ſind uns unverſtändlich. Wäre die „Judenfrage" gelöſt, dann brauchte man ſich nicht mit derſelben zu beſchäftigen. Die Löſung wäre auch uns ſehr erwünſcht, da ſie aber noch in einiger — nicht in weiter — Ferne liegt, ſo iſt es Pflicht jedes guten Patrioten und guten Chriſten zur Löſung derſelben nach Kräften beizutragen! — Verf. beſpricht dann die Stammeseigenthümlichkeiten der Juden, welche ſeit den Zeiten, wo die Juden in Egypten auftraten bis auf den heutigen Tag den Haß und die Verachtung aller mit ihnen in Berührung gekommenen Völker erregt haben. Es wird gezeigt, daß nur das Chriſtenthum

die wahre Toleranz kenne, daß die Verfolgung der Juden im Mittelalter nur die Strafe für ihren Wucher und sonstige Schurkereien gewesen sei. Durch zahlreiche Citate aus de le Roi, Rohling, Niendorf wird bewiesen, daß der Geist des Talmud noch heute die Rasse der Semiten beseelt und die Judenschaft der Welt zusammenhält.

S. 20 wird gesagt: „Wer verschuldet ist, ist abhängig von seinem Gläubiger. Die Generalgläubiger aller heutigen Wirthschaftsbetriebe, vom Staate bis herab zum Privatmanne, sind die großen Finanzmächte, und diese Finanzmächte sind ganz überwiegend mosaischen Glaubens. Hier ist die israelitische Weltherrschaft also schon verwirklicht." „Dazu kommt, daß unsere jüdischen Mitbürger zu allen Zeiten das Gewerbe des Wuchers in seiner raffinirtesten Ausbildung und in wahrhaft blutsaugerischer Weise betrieben und sich dadurch stets von Neuem den Unwillen der von ihnen ausgebeuteten und ausgesogenen Bevölkerung zugezogen haben." (S. 21.)

Es folgen zahlreiche Citate aus Wilmann's „Goldene Internationale"; es werden die Bestrebungen der Juden auf Entchristlichung unseres Staates geschildert, ihr Einfluß bei der Gesetzgebung, die Zwecklosigkeit der Taufe, da die Gefahr mehr in der Rasse als in der Religion liege u. s. w. Der werthvollste, originellste Theil der Broschüre ist das letzte Drittel derselben. Es enthält eine Uebersicht und meist kurze Kritik der wichtigsten und besten in neuester Zeit erschienenen Schriften für und gegen die Juden. Wir erfahren hier die interessante Thatsache, daß Herr Kriminal-Aktuar Thiele für sein Buch: „Die jüdischen Gauner in Deutschland u. s. w." im Jahr 1841 vom hochseligen Könige ein Dankschreiben und eine goldene Medaille „als ein Anerkenntniß der Verdienstlichkeit dieser Arbeit" erhielt. Der Justizminister (Mühler), der Minister des Innern und der Polizei (v. Rochow), schrieben gleichfalls officiell dankend an den Verfasser, wirkten amtlich für die Verbreitung des Buches.

Verfasser beginnt seine Uebersicht der ganzen Literatur mit dem Talmud und beklagt, daß Eisenmenger's überaus werthvolles Buch „Das entdeckte Judenthum" völlig vergriffen sei. Rohling's bekannte Broschüre ist nur ein Auszug aus dem Talmud. Eine Uebersetzung des gesammten Talmud wäre höchst zeitgemäß und verdienstlich! — Welcher Geist unsere s. g. „jüdischen Mitbürger" beseelte und sicher noch heut beseelt, zeigt die 1681 erschienene Schrift eines Rabbi, worin das neue Testament als das unheilige, das nichtswerthe Buch bezeichnet wird. Es folgt eine Zusammenstellung cynischer Frechheiten gegen die christliche Kirche aus jüdischen Gebetbüchern. So wird z. B. der Apostel Paulus: „ein Hurer", Petrus: „die Erstgeburt eines Esels" genannt! Der christliche Glaube wird als abgeschmackt, verlogen ꝛc., als „die Religion des Gehängten" bezeichnet. — „Den besten unter den Gojim tödte!" — schreibt Rabbi Ismael im Jahre 1556 in Venedig. Wundert man sich da noch über die Judenverfolgungen im Mittelalter? Waren die-

ſelben nicht erklärlich, ja nothwendig? — Iſt es nicht geradezu Wahnſinn, die Juden in einem chriſtlichen Staate als „gleichberechtigte Staatsbürger" betrachten und berechtigen zu wollen? — Doch Deutſchland iſt eben kein chriſtlicher Staat mehr!

Nach Angabe einiger den Talmud im jüdiſchen Sinne beſprechenden Schriften, hebt Verfaſſer die Neigung und Anlage der Juden zu Wucher, kleinem Diebſtahl, Liſt, Hehlerei und Beſtechung hervor und ſagt: „Die grundſätzliche Tendenz, durch Beſtechung zu wirken, iſt hiernach beim Judenthum leider erklärlich. Die „Corruption" iſt hier Syſtem".

Die Broſchüre ſchließt mit den Worten: „So weit menſchliches Ermeſſen reicht, dürfte der Sieg des Judenthums über das Germanenthum nur noch weitere Fortſchritte machen." Wir theilen dieſe Anſicht nicht! Wir ſind ſicher, nach Beilegung des „Culturkampfes" kommt wirklicher Chriſtenſchutz, d. h. Ausnahmegeſetze gegen die Juden an Stelle der herrſchenden Chriſtenhatz, d. h. der allgemeinen Humanitätsduſelei und Begaunerungsfreiheit! Der jüdiſche Wucher und die „liberalen", d. h. ſemitiſchen, Freiheiten treiben in allererſter Linie die Deutſchen und Chriſten zum Reiche hinaus, verurſachen die Maſſenauswanderung. Hier kann, darf und wird die Regierung und Fürſt Bismarck nicht müßig zuſehen, hier muß die Regierung ſelbſt zunächſt auf Zurücknahme des unſeligen Geſetzes vom 3. Juli 1869 dringen!

Die Urſachen der Entſtehung und Weiterentwickelung der Socialdemokratie, ihre Analyſe und die Mittel zur Beſſerung der ſocialen Lage. Von einem praktiſchen Bürger. Berlin 1880. Verl. von Fr. Luckhardt. — Preis 5 Mark.

Der Socialdemokratie gehört die Zukunft im deutſchen Reiche, wenn nicht die berechtigten Forderungen derſelben ſchleunigſt erfüllt werden. Dieſe beziehen ſich nicht nur auf gerechte Vertheilung der Abgaben und Laſten, ſondern zunächſt auf Vernichtung der Macht des Kapitals, auf Reviſion unſrer ganzen Geſetzgebung im Intereſſe der Majorität des Volkes, auf gerechter Vertheilung des Gewinnes und Verdienſtes an der Arbeit. — In der Einleitung ſagt der Verfaſſer, daß der Zweck des Buches die Bekämpfung des fremden Geiſtes, welcher unſer Volk mehr und mehr erfüllt, welcher unſere Begriffe von Ehre und Recht verwirrt, ja umgekehrt hat, welcher die Arbeit verachtet, deſſen Gott der Mammon iſt, — kurz, des ſemitiſchen Geiſtes ſei. Das moderne Judenthum wird nach allen Richtungen bekämpft und die Nothwendigkeit der Reformation unſerer ſocialen und politiſchen Verhältniſſe im chriſtlichen Sinne gefordert und begründet.

Verfaſſer ſagt über die heutige Socialdemokratie: „Nicht das, was man jetzt als ihr Programm discutirt, iſt recht, vernünftig und wird ſiegen, ſondern das brennende, wenn auch in den Ausführungen noch ziemlich dunkle Verlangen, andere Verhältniſſe, als die jetzigen, zu ſchaffen."

Das Weſen des ſog. „National-Liberalismus" und der herrſchenden Geldariſtokratie wird in geiſtreicher Weiſe einer vernichtenden Kritik unterzogen, der aus der Aufhebung der Zünfte entſtandene Schaden klar nachgewieſen, mehrere der werthvollſten Bücher über die Socialdemokratie werden eingehend beſprochen und im 5. Kapitel eine Reihe von „Mitteln zur Beſſerung" angegeben. Dieſe ſind 1) moraliſcher Natur, durch Stärkung der Autorität des Staates und der chriſtlichen Kirche. 2) Religiöſe Mittel, ſchleunige Beendigung des ſog. „Kulturkampfes". 3) Wirthſchaftliche Mittel, Einführung des germaniſchen an Stelle des römiſchen Rechtes, obligatoriſche Fachgenoſſenſchaften und Reviſion der „liberalen" Geſetze, Löſung der „Bevölkerungsfrage" durch Erwerbung von Kolonien. 4) Finanzielle Mittel. — Hier wird in erſter Linie gefordert: „Schließung der ſog. Reichsbank, die nichts Anderes als eine jüdiſche Actiengeſellſchaft iſt." Dann folgt Börſenſteuer, Tabaksmonopol, Einführung der Doppelwährung, progreſſive Mehrbelaſtung der Reichen ꝛc. 5) Politiſche Verhältniſſe. Hier wird geſagt: „Was die äußere Politik betrifft, liegt ſie in den beſten Händen, und wollen wir nur auch hoffen, daß Fürſt Bismarck die inneren Schäden mit derſelben Schärfe ſieht und ſie mit derſelben eiſernen Energie beſeitigt, mit welcher er gewohnt iſt, die äußeren Intereſſen des Deutſchen Reiches zu vertreten."

Im Reſumé nach dieſen poſitiven Vorſchlägen zur Beſſerung unſerer Zuſtände wird geſagt:

„In unſeren Augen iſt aber die Socialdemokratie an ſich durchaus keine willkürliche, frivole Erſcheinung, ſondern wir erkennen im Großen und Ganzen in ihr nur die Opfer der modernen Geſellſchaft, vorzugsweiſe die des Geldliberalismus, des verächtlichen Mancheſterthums und die der ſogenannten religiöſen Aufklärung. Wir werden uns nie dazu hergeben, dieſe Opfer auszuhetzen, ſondern nach den Grundſätzen des Chriſtenthums und ſolchen der wahren Humanität beſtrebt ſein, Inſtitutionen zu ſchaffen, unter welchen es an und für ſich keine Socialdemokraten geben kann."

Alle Vorſchläge, welche der Verfaſſer macht, ſind von wahrhaft liberalem, chriſtlich-germaniſchem Geiſte eingegeben und — was die Hauptſache iſt — alle ſind möglich, und würde die Durchführung derſelben die überwiegende Majorität unſeres Volkes glücklich und zufrieden machen, ſoweit dies eben durch ſtaatliche Inſtitutionen möglich iſt. — Es wird weiter conſtatirt, daß die Entchriſtlichung in den Städten — „zumal in proteſtantiſchen Ländern" — mehr und mehr zunehme, daß unſere in Judenhänden befindliche, und meiſtgeleſene Preſſe die chriſtliche Kirche nur noch als „verhaßte Sekte" behandelt, und daß mit den Führern der heutigen Socialdemokratie, den Verführern

der hungernden und verzweifelten Volksmaſſen nicht zu verhandeln ſei, ſondern daß man ſich direct an dieſe Maſſen wenden müſſe.

Woraus die heutigen Socialdemokraten ſich rekrutiren, iſt im dritten Capitel: die zehn Gruppen der Socialdemokratie, geſagt. Sechs oder ſieben dieſer Gruppen müſſen, können und wollen wir für die wahrhaft chriſtlich-conſervative Partei gewinnen.

Soviel über den Inhalt des in ſchönem, von edlem Patriotismus zeugenden Stile und Sinne geſchriebenen Buches. Der hohe Werth deſſelben beruht in der allſeitigen Betrachtung der ſocialen Frage, in der Gerechtigkeit, welche auch allen Gegnern gegenüber bewieſen wird, und in der Kenntniß und Verwerthung der ganzen auf dieſe Lebensfrage für das deutſche Reich bezüglichen Literatur. Wir empfehlen das Buch unſeren Leſern hiermit beſtens.

Redaktion und Verlag: Otto Henze, Berlin N.O., 15 Friedenſtraße.
Druck von Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

1880. Nr. 2.

Judenspiegel.

Beiblatt
der
„Deutsche Wacht".

Erscheint monatlich und wird aparte nicht abgegeben.

Die verjudete sogenannte „conservative" Presse in Hinterpommern.

In einem pommerschen conservativen großen Provinzialblatt, geleitet von dem Director einer höheren Töchterschule, lesen wir Folgendes:

„Die in Petersburg erfolgten Ausweisungen von friedlichen deutschen (?) Staatsbürgern, welche lediglich deshalb erfolgten, weil sie Juden waren, hat die Aufmerksamkeit der civilisirten Welt auf die Lage derselben gelenkt. Es giebt kaum einen besseren Gradmesser für den Culturzustand eines Volkes als die Stellung, welche es in der Gesetzgebung den Juden gegenüber einnimmt. Das harte Urtheil, welches unlängst das **gebildete** (?) Europa Rumänien gegenüber fällte, trifft auch im vollen Maße Rußland. Wenn das Czarenreich auch den Juden Freiheiten gewährt, der Umstand, daß es Beschränkungen für die Juden hat, daß Polizei und andere Behörden amtlich nicht von einem Kaufmann oder Handwerker (?), sondern von dem Hebräer oder Juden sprechen, beweist nichts anderes, als daß Rußland um fünfzig Jahre in der Cultur zurück ist. Dafür zeugt ebenso laut das Ghetto, welches noch in einzelnen russischen Städten besteht, wie das große von der Regierung errichtete Ghetto im Innern Rußlands, ein Landstrich für jüdische Niederlassungen. Man fühlt allerdings gegenwärtig in Rußland, daß diese Verhältnisse ein schlechtes Licht auf das Czarenreich werfen; man will mit einer Reform der staatsbürgerlichen Stellung der Juden schleunig vorgehen. Das mag sein, ist auch nicht mehr wie recht und billig, aber es ändert doch nichts an der Thatsache, daß Rußland noch auf einer niederen Culturstufe steht, denn sonst hätte es sich nicht erst durch die Scham vor dem Urtheil des westlichen Europa's, durch die Furcht, sich lächerlich zu machen, durch die Einsicht, wie

übel die Intoleranz im eigenen Lande zu der Rolle eines Befreiers in Glaubenssachen paßt, zu einer Besserung der Stellung der Juden drängen lassen."

(Der ganze Satz enthält eine schlau ausgesonnene Unwahrheit, die nur dem harmlosen Christenvolk in Hinterpommern aufgebunden werden kann.)

„Der russische Absolutismus hat, wie überhaupt das Unglück des Landes, auch die Bedrückung der Juden auf dem Gewissen. Er mag um so weniger daran gedacht haben, den Juden die Menschenrechte und die Bürgerrechte zu gewähren, als er ja im gebildeten Nachbarlande, im hochgebildeten Deutschland, in Berlin und Breslau auf die Juden schimpfen sah, als er preußische Hofprediger einen Kreuzzug wider die Semiten eröffnen und deutsche Professoren wider Israel zetern hörte."

(Unerhört, daß ein conservativ sich nennendes Blatt so etwas in seine Spalten schmuggeln läßt; wonach eine irdische Autorität, immerhin unter Gottes Zulassung, das Unglück des Landes verbrochen und auf dem Gewissen haben soll. — Bekannt ist doch jedem Einsichtigen und Geschichtskenner, daß die Beamtencorruption, unterstützt und ausgebeutet vom semitischen Schacher- und Betrugsgeiste, nicht die russische Autorität an sich, vielmehr aber der revolutionäre glaubenslose golddürstige krasse Egoismus das Unglück des Landes verschuldet hat. — Ehe wir den Schluß des Artikels geben, noch einige erklärende Worte.)

Wir erstaunen durchaus nicht mehr, in Pommern in conservativen Blättern Lobhymnen auf Juden und Judengenossen zu finden, nachdem wir einen Blick in die Inseratenspalten einer Nummer gethan und die überwiegende Mehrzahl derselben von Juden herrührend gefunden. Wir wollten nur die Thatsache constatiren, daß die Blätter hier entweder liberal für Juden und Antichristen oder servil judenconservativ für die Christen geschrieben werden, daß aber ein christlich-conservatives Blatt in Pommern keine Aussicht auf Erfolg hat noch ein Bedürfniß sich hier bei allgemeiner Verjudung dafür findet. Wir fanden wohl in guten Häusern ein Antichristen-Blatt oder das jüdische Tageblatt, sehr selten aber und nur im Geheimen fast, hält man ein christlich-conservatives Blatt. —

Wer aber ist es, der zum Hohne auf die Christenheit derartige Anticultur-Artikel verbricht? Da müssen wir leider im Allgemeinen die Characterlosigkeit auf der einen, die antichristliche Selbstverwaltung, besonders der Städte, und die Schule auf der anderen Seite anklagen. Im Besondern sind es die 185 Lehrer beispielsweise, welche wie uns bekannt, journalistische Beiträge liefern und, wie die großen Judenzeitungen in Verfälschung der öffentlichen Meinung, in Unwahrheit, geschichtlicher und nationalöconomischer Unwissenheit Menschenmögliches leisten.

Wir wollen auf den citirten Judenschmeichelartikel beispielsweise nur kritisch einige Sätze wahrheitsgemäß übersetzen, um zu beweisen, mit welcher Servilität und verjudeten Frechheit unser Volk belogen wird.

Die neuerdings in St. Petersburg erfolgten Ausweiſungen von vaterlandsloſen verbrecheriſchen Staatsbürgern, welche der die Revolution, die Glaubensloſigkeit, die Unſitte und den Betrug im Geheimen cultivirenden Semiten-Race angehören, hat die Aufmerkſamkeit nicht nur des characterloſen Geſindels und der Judenfreunde in Deutſchland auf ſich, ſondern auch auf die Schandthaten, Betrugspractiken und die Folgen gezogen, die auch in Deutſchland die glaubensloſe, im Materialismus, der Lüge und Pantheismus verſunkene, künſtlich durch eine corrumpirte verjudete Preſſe unterhaltene Characterverlumpung treffen könnte. Es giebt kaum einen beſſeren Gradmeſſer für den Niedergang eines Culturvolkes, welches auf Chriſti Namen getauft, als antinationale ſervile Schmeichel-Artikel, welche das eigene deutſche Weſen bekämpfen und das fremde, revolutionäre, Volksſitte und -Tugend zerſtörende Weſen mittelſt Lüge und Fälſchung einſchmuggeln will; oder aber die breitſpurige Frechheit und den Judentritt nicht fühlt und unſer beklagenswerthes Volk weiter ausbeuten und ſittlich ruiniren läßt, ohne dagegen zu reagiren. — Wenn die einſeitige Gelehrſamkeit unſerer Volksbildner autoritätszerſtörend und geſchichtsfälſchend nur nach dieſer Richtung hin thätig iſt, um mittelſt des Nebenverdienſtes, reſultirend aus der Fälſchung der öffentlichen Meinung durch Zeitungsreferate, nur materielles Wohlleben zu fördern, ſo müſſen wir dieſelben ſowohl als die chriſtlich-deutſchen Eltern beklagen, die ihr Liebſtes, ihre Kinder, dieſen, vaterländiſchen Chriſtenbewußtſeins und deutſcher nationaler Ehre baaren Darwiniſten zur Erziehung anvertrauen.

Welches Odium auf der Racen-Bezeichnung „Jude" liegt, beweiſt, daß ſich kein Chriſt beleidigt fühlt, wenn er der Wahrheit gemäß ſeinem Glauben nach bezeichnet wird, daß dagegen ein Wuthſchrei durch die ganze Race geht, ſowie Einer von „ihre Leute" Jude genannt wird ꝛc.

Die blödſinnige, in einem Judenhirn oder einem verjudeten Lehrerhirn gereifte Drohung, „daß der Geiſt einer neueren Zeit ſich nicht ungeſtraft in das Geſicht ſchlagen läßt", konnte nur im hinterſten Hinterpommern verbrochen werden, dagegen beweiſt die wahre Behauptung: „daß es zu Rußlands Verderben gehöre, daß auch das intelligente (???) (zum Schacher, Betrug, Revolution) Judenthum ein reiches Contingent zu den Nihiliſten ſtellt", daß Rußlands Autoritäten in der That nur einen Act der Gerechtigkeit, der Cultur und väterlichen Schutzes gegen die eigene Nation üben, wenn ſie das fremde Juden- und Judengenoſſengeſindel über die Grenze transportiren laſſen.

Wahrhaft traurig und die deutſche Verjudung kennzeichnend, iſt der Schlußſatz, welchen das conſervativ ſein ſollende Organ in beklagenswerther Unwiſſenheit zur Bekräftigung von dem berüchtigten radicalen Juden Löb Baruch als claſſiſches Zeugniß für ſeine antideutſchen Ungereimtheiten anführt! — Das auf der Höhe oder Niedrigkeit der Zeit ſtehende Blatt endet ſein vaterlandsloſes, unlogiſches Gewäſch mit folgenden Worten:

„Die Worte eines Ludwig Börne ſind auch für Rußland (ſoll heißen Hinterpommern) nicht umſonſt geſchrieben, und wenn ſie die Regierung nicht hören will, ſo wird ſie das (verjudete doch nur!) Volk um ſo mehr beachten, denn die Wahrheit (bei uns freche Lüge durch die Macht der Judenpreſſe) bricht ſich überall Bahn: „„Haßt oder liebt die Juden, drückt ſie nieder oder erhebt ſie, erzeigt ihnen Gutes oder verfolgt ſie — dies alles ſei eurer Willkür überlaſſen; aber das Eine ſage ich euch: Seht zu, wie weit ihr kommt mit der Freiheit eures Landes, ſo lange die Freiheit nicht ſein ſoll für Alle!““

Die hier angewandten, verſchämten Andeutungen unſerer hinterpommerſchen Juden, welche den Schlußſatz ihres Löb Baruch in's conſervative Blatt hineinbugſirten, heißt in der Ueberſetzung wahrheitsgemäß verdeutſcht:

Ihr pommerſchen conſervativen Edelleute, die ihr manchmal, wenn wir euch ein wenig zu arg betrogen, auf uns ſchimpftet, uns aber — weil ihr uns nicht entbehren könnt — eurer Geſchäftsfaulheit und Unwiſſenheit halber immer wieder ſucht, euch warnen wir insbeſondere, unſere Intereſſen dem Volke gegenüber dadurch zu wahren, daß ihr keinen Haß gegen unſere intelligente Praxis der Volksausbeutung aufkommen laſſet, — denn, das ſage ich euch: Sehet zu, wie weit ihr kommt mit der indifferenten, künſtlich von uns verjudeten und characterverlumpten Maſſe, mit dem im Urſchleim verſumpften Anti-Deutſchthum und mit euren von uns im Geheimen unterſtützten revolutionären Elementen, — ſolange die Betrugsfreiheit nicht ſein ſoll für alle Juden! — Wer ſoll euch Geld brauchenden Individuen, die ihr künſtlich durch uns zur Verſchwendung im Materialismus erzogen, dagegen in dem gottgewollten Gebrauch eures Vermögens für geiſtige Genüſſe verdummt und verdorben ſeid, — zu eurer noch einzig gepflegten Narretei, eurem Adelsſport, Geld pumpen, wenn ihr nicht uns helft, ſchützt und ſchirmt und eure Organe hergebt, um unſerer Intelligenz Ausdruck zu verleihen!

Vom deutſch-jüdiſchen Parnaß.

Unſere Berliner Leſer werden ihn kennen, den jüdiſchen Literaten Oscar Blumenthal, der, ein zweiter Paul Lindau, es gewagt hat, jahrelang ſämmtliche Stücke der Berliner Bühnen mit ſeiner echt jüdiſchen, zerſetzenden Kritik herunterzureißen. Dieſer Menſch, der ſich den Anſchein gab, als ob er ein zweiter Leſſing ſei, hat vor Kurzem ſchmählich Fiasko gemacht. Sein Schickſal iſt dem ſeines Glaubensgenoſſen, der parlamentariſchen Mannesſeele Laskerleben nicht unähnlich, er iſt ebenſo, wie dieſer, ſchnell und plötzlich ent-

larvt. Wie bei dieſem der politiſche, ſo iſt bei jenem der dramatiſche Nimbus in wahrhaft tragiſcher Weiſe in das Nichts zerfloſſen. Bei unſerem Literaten, dem graußen Kritiker, hat ſich wieder einmal das alte Sprichwort bewahrheitet: „Wenn's dem Eſel zu wohl wird, geht er auf's Eis". — Herr Blumenthal glaubte der Welt endlich einmal zeigen zu ſollen, daß er nicht nur tadeln, ſondern auch beſſer machen könne und ſchrieb zu dieſem Zwecke eine große „Haupt- und Staats-Action", welche unter dem Titel „Wir Abgeordneten" über die Judenbretter des Wallner-Theaters ging. Dieſer hehre Kunſttempel ſchien ihm vor Allem geeignet, für ſein epochemachendes Schauſtück Reclame zu machen. Die nöthige Heerde ſemitiſcher Claqueurs war beſorgt, das Parquet wimmelte von jüdiſchem Janhagel, und wahre Wolken von Knoblauchsduft verliehen dem Ganzen einen höheren Glanz. Indeß war die Handlung dieſes Machwerks ſo unter aller Würde, die Sprache ſo unedel, die Ausfälle auf das Parlament ſo gemein, daß ſelbſt die wüthend applaudirende Judenmeute nicht im Stande war, dem energiſchen Proteſt des in abſoluter Minderheit vorhandenen anſtändigen Publicums Trotz zu bieten. Nach 4—5 Vorſtellungen ſah ſich die Direction genöthigt, den kurzbeinigen Oscar ſammt ſeinen Abgeordneten von der Bildfläche verſchwinden zu laſſen. Und die Kritik? Faſt ſämmtliche Zeitungen der Reſidenz, mit Ausnahme der Kreuzzeitung, (!) die ſtets für Blumenthal eine eigenthümliche, faſt verdächtige Vorliebe an den Tag gelegt, übten eine wahrhaft vernichtende Kritik. Oscar, dreiſt, wie immer, that zwar ganz entrüſtet im Berliner Tageblatt und bezüchtigte ſeine jüdiſchen Collegen der Unkenntniß, des Neides und der Rachſucht, hielt es aber doch für angezeigt, weniger geräuſchvoll, wie ſonſt, in Kritik zu machen. Ja er trat ſogar nach einiger Zeit von der Redaction des Sonntagblattes und des Feuilletons des Tageblattes Moſes — Cohn zurück, da er mit anderen größeren redactionellen Arbeiten beſchäftigt ſei (?) — der arme Oscar! Er mag wohl inſtinctiv gefühlt haben, daß er ſeinen Beruf verfehlt hat und in viel höherem Grade zum „hoſenverkaufenden Jüngling", als zum Dramaturgen geeignet iſt. Leider war dieſe Selbſterkenntniß nur von kurzer Dauer. Der „Neue Theater-Diener" vom 5. Mai cr. bringt nämlich folgendes intereſſante Inſerat:

„Ausſchließlich durch den Unterzeichneten zu beziehen:

Wir Abgeordneten.

Luſtſpiel in vier Acten

von

Oscar Blumenthal,

zur Aufführung gekommen am Wallner-Theater zu Berlin; desgleichen mit durchſchlagendem Erfolge am Thalia-Theater in Hamburg. In Vorbereitung in Bremen, Leipzig, Breslau, Poſen und an mehreren anderen Bühnen.

A. Entſch."

In diesem Publicandum befindet sich anscheinend ein sinnentstellender Druckfehler, denn offenbar hat es statt „Aufführung" **Durchfall** heißen sollen. Oder will Oscarleben etwa die Stirne haben, zu behaupten, daß sein klägliches Stück auch am Wallner-Theater mit durchschlagendem Erfolge gegeben sei?

Um Antwort wird gebeten!

In der Zeitschrift: „Das Ausland", redigirt von Friedrich von Hellwald (Stuttgart) 1880 Nr. 1 findet sich unter der Ueberschrift: „Die seelische Vererbung" bei Besprechung des Werkes von Th. Ribot, die Erblichkeit. Eine psychologische Untersuchung ihrer Erscheinungen, Gesetze, Ursachen und Folgen. Deutsch von Dr. med. Otto Hotzen. Leipzig, Veit u. Comp. auf Seite 6 folgende Stelle:

Ribot erinnert ferner an die Juden, Zigeuner und die Cagots. Würden unsere Gesetzmacher, anstatt abstrakt humanitäre Gesichtspunkte zu Grunde zu legen, die realen Thatsachen ins Auge fassen, so würden sie gewußt haben, daß die gehegte Erwartung, die Emancipation werde den Juden das Unangenehme und Schädliche abstreifen, eine sehr unwissenschaftliche Täuschung ist.

Das wird nie und nimmermehr der Fall sein, weil die Juden nicht bloß ein anderer Stamm, sondern eine andere Race sind, als die Völker, in deren Mitte sie sich parasitisch angesiedelt haben. Dasselbe, was wir heute den Juden vorwerfen, sagten schon die Römer, sagten schon ihre eigenen Racegenossen, die Phönicier, wie aus neuerdings gefundenen Spottinschriften auf die Juden hervorgeht. Das Gebiet des Zwischenhandels mit all seinen an das Criminelle heranstreifenden Finessen ist stets das Erbtheil der Juden gewesen, und wird es in alle Ewigkeit bleiben. So lange die Thatsache der seelischen Vererbung nicht den modernen Gesetzgebern zum Bewußtsein gebracht wird, so lange nur das gemeine Volk dieselbe festhält, sie aber aus den gebildeten Klassen verschwunden ist, ist keine Besserung zu hoffen, ist die Emancipation von den Juden eine Chimäre. Die ganze liberale Gesetzgebung ist ein Ausfluß der im vorigen Jahrhundert aufgekommenen Lehren über Menschengleichheit. Die Politik kommt als Praxis erst lange nach der Theorie. So kann es auch nicht ausbleiben, daß die Theorie, wie sie die Naturwissenschaft unserer Tage aufstellt, ihre politischen Früchte erst im nächsten Jahrhundert trage. Eine dieser Früchte wird die Erkenntniß sein, daß der Jude Jude bleibt, und eine Aufsaugung der jüdischen Elemente in die übrige Bevölkerung nicht zu erwarten ist. In welch systematischer Weise die Juden ihre Eigenthümlichkeiten durch Züchtungen stärken und fortpflanzen, mit welchem Bewußtsein sie sich als das auserwählte Volk betrachten, darüber mag man z. B. Disraeli's Lebensgeschichte und Romane nachsehen. Grundfalsch ist jene Lehre, daß das Individuum zuerst Mensch sei, und dann erst Jude, dann

erſt Germane oder Franzoſe: geboren wird das Individuum als Reſultat ſeiner Ahnen, und nur hohe Bildung kann dazu führen, das Ererbte in ſeinen Nachtheilen abzuſtreifen und dem Ideal der Menſchlichkeit ſich anzunähern. Kein Volk aber iſt hierzu weniger geneigt, als die Juden, welche zwar jene humanitären Lehren ſtets im Munde führen, aber faktiſch das Gegentheil davon thun. Solange die Judenfrage, anſtatt vom abſtrakt politiſchen Geſichtspunkt aus, nicht vom naturwiſſenſchaftlich-pſychologiſchen und zugleich konkret-hiſtoriſchen Standpunkte aus behandelt wird, wird es hier ſtets genau ſo ſein, wie bei der Handelsfrage: wenn die Wölfe nach allgemeiner Freiheit ſchreien, iſt es erklärlich; wenn es aber die Schafe thun, ſo beweiſen ſie eben damit, daß ſie — Schafe ſind. Eine naturwiſſenſchaftlich intereſſante Frage, die ebenfalls mit der Frage der Vererbung auf Engſte zuſammenhängt, wäre dann auch, ob, wie neuerdings ein Jude geſagt hat, aus der Vermiſchung der germaniſchen und ſemitiſchen Elemente eine höhere und edlere Bevölkerung hervorgehen könne, oder ob nicht, wie wenigſtens mannichfache Erfahrungen dafür zu ſprechen ſcheinen, das Gegentheil davon ſtattfinden würde. Es ſcheint jedenfalls das Geſetz in der Natur zu herrſchen, daß weder zu nahe Verwandtſchaft, noch zu entfernte Aehnlichkeit zu lebensfähigen und normalen Produkten durch Vermiſchung führe.

Von der Judenmiſſion.

Die Geſellſchaft zur Beförderung des Chriſtenthums unter den Juden hielt Ende Mai ihre kirchliche Jahresfeier ab. Der Bericht, den Herr Prediger de le Roi erſtattete, zeigt deutlich, daß es mit der Miſſion bei dieſer Race herzlich ſchlecht ſteht. Hören wir zur Beſtätigung deſſen, was die „N. A. Ztg." vom 29. 5. aus dem Bericht des Vortragenden wiedergiebt:

„Von 17 Juden, die den Unterricht genoſſen, haben nur drei die Taufe empfangen können, drei befinden ſich noch im Unterricht, die übrigen 11 ſind theils von ſelbſt abgegangen, theils mußten ſie entlaſſen werden, unter ihnen ſolche, die Jahre lang vergebliche Mühe verurſacht haben. Viele haben leider wieder die Opferwilligkeit der Geſellſchaft durch Lüge und gemeinen Betrug zu mißbrauchen verſucht. Ein alter Jude hat unter dem Vorgeben, ſich hier vor Verfolgungen ſeiner Glaubensgenoſſen nicht ſicher zu fühlen, der Geſellſchaft neben Geldmitteln auch Briefe und Empfehlungen an auswärtige Freunde der Miſſion abgelockt und dieſe von einer hieſigen Judenſpelunke aus zu großartigen Brandſchatzungen mißbraucht, welche die Geſellſchaft zwangen, von der Kanzel herab offen zu erklären, daß man ſich

genöthigt ſehe, nichts Schriftliches wieder je einem Juden in die Hände zu geben. Auch vor dem Diebſtahl an ſeinem Wohlthäter iſt einer der Juden nicht zurückgeſchreckt. Das Schlimmſte iſt, daß die Juden glauben, den Chriſten gegenüber lügen, Meineide leiſten und allerhand Betrügereien ausführen zu können, Sünden, die ihnen wohl bewußt ſind, die ſie ſich aber untereinander wieder vergeben. Ernſtliche Mühe macht es, die Konvertiten und Katechumenen zur Arbeit zu gewinnen, alle wollen Miſſionare werden, keiner will aber arbeiten."

Daß die Judenmiſſion derartige Früchte zeitigt, iſt charakteriſtiſch und dürfte wohl endlich den maßgebenden Perſönlichkeiten derſelben, die jedem Unbefangenen ſchon lange innewohnende Ueberzeugung aufdrängen, daß dieſelbe fruchtlos und dem Chriſtenthum eher ſchadet als nützt. „Waſſer thut's freilich nicht!" es liegt im Blute, das durch Jahrtauſende unvermiſcht im Juden fließt. Wo der Jude Chriſt wird, geſchieht es aus Geſchäftsrückſichten, wie denn überhaupt dem Juden Religion Geſchäftsſache iſt. Die Religion, der Glaube, laſſen ſich nicht wie ein Rock wechſeln; wäre es der Fall, ſo würde jede Religion, ſie habe einen Namen, welchen ſie wolle, ein Unding ſein.

Und nun höre man, was der „Berliner Börſen-Courier" über die Judenmiſſion ſagt:

„Die Herren Paſtoren werden nicht müde. Sie finden ſtets eine neue Melodie für das alte Lied, eine neue Melodie, nach der ſie die alte Litanei ableiern können. Vorgeſtern hieß ſie General-Synode, geſtern hieß ſie Paſtoral-Conferenz, heute heißt ſie „Geſellſchaft zur Beförderung des Chriſtenthums unter den Juden". Immer aber iſt's derſelbe Wahn, immer daſſelbe fanatiſche Gebrülle gegen Diejenigen, denen man zu Leibe gehen möchte, und gegen die man, ſoweit es angeht, den Schafspelz über die Wolfsnatur hängt. Freilich iſt in der Hitze des Gefechtes der Schafspelz den frommen Herren von den Körpern gefallen und die Wölfe offenbaren ſich unter dem Lammfell. Wüßten diejenigen, die ſich da zuſammenthun, nur, wie unſäglich lächerlich ſie ſich ſelbſt machen, wie ſie die Verachtung des gebildeten Theils, nein, nicht nur des gebildeten, ſondern des ganzen denkenden Theils des Volkes hervorrufen! Da ſtellen ſich Paſtoren hin in einer Verſammlung und diskutiren voll Ingrimm und Wuth darüber, daß Juden, aus denen ſie hätten Proſelyten machen wollen, ſie ob ſolcher Beſtrebungen verhöhnt hätten. „Mag keinem ſein Gefühl und ſeinen Glauben rauben", ſagt Fauſt und „In meinem Staate kann Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden", ſagte Friedrich der Große. Wie kommen die Pfaffen, die ſich da zuſammenthun, dazu, Beſchimpfungen auf die Juden zu häufen, weil dieſe ſich der Religion, in der ſie einmal geboren uud erzogen ſind, nicht abſpenſtig machen laſſen wollen?

Der ganze Bericht über die Berathung — unſere Leſer mögen denſelben ſelbſt anſchauen — könnte von den erbittertſten Paſtorenfeinden nicht pfaffenfeindlicher erſonnen ſein, als er da iſt in ſeiner einfachen Objektivität. Die Herren, die einen Beruf darin ſuchen, nach Seelen zu fiſchen, erzählen ſelbſt mit kläglich-weinerlicher Stimme, daß die Einzigen, deren Seelen ſie gefangen haben, ſich als Hochſtapler erwieſen hätten . . . Nun möchten wir die Miſſions-Paſtörchen nur fragen, was für

Menſchen von anſtändiger Geſinnung ſie denn auch durch Zahlung von Geld, die bei den Miſſionen eine ſo große Rolle ſpielt, dazu beſtimmen könnten, ihren Glauben abzuſchwören, und ob ſie ſich ernſthaft darüber wundern, daß diejenigen Seelen, die ihnen überhaupt in der Hand bleiben, nicht ein Tauſendſtel von den Tauſenden werth ſind, die ſie für die Bekehrung ſolcher Seelen in baarem Gelde Jahr aus Jahr ein ausgeben. . . . . Nichts luſtiger auch, als wenn dieſe Juden-Miſſionäre ſich bitter darüber beklagen, daß diejenigen Juden, die ſich taufen laſſen, gewöhnlich auch gleich wieder Juden-Miſſionare werden wollen, weil — — ſie arbeitsſcheu ſind. Alſo wer arbeitsſcheu iſt, der will das werden, was Ihr ſeid, Ihr Herren von der Judenmiſſion? O! — wenn der Pelz des Schafes auch abgefallen iſt, etwas von dem achtbaren Vierfüßler ſcheint doch noch immer vorhanden zu ſein. . . . Und wie amüſant, wenn ſie mit einer Bitterkeit, die nur derjenige beſitzen kann, der eine tiefe Kränkung in ſich fühlt, darüber deklamiren, daß ein Jude, den ſie bekehren wollten, ihnen geſagt hat, er wolle ſich lieber todtſchlagen laſſen, als ſeinen Glauben abſchwören. Die Pfaffen der inneren Miſſion erklären das für einen Frevel, der eigentlich todeswürdiger gar nicht begangen werden könnte . . . .

Giebt man uns Recht, wenn wir behaupten, nichts ſei ein wirkſameres Mittel dieſe Geſellſchaft zu entlarven, als über ihr Thun und Treiben einfach zu berichten, nur dasjenige, was ſie ſprechen, der Oeffentlichkeit Preis zu geben? Lauter als je erheben ſie ihre Stimme, mag man denn auch mehr als je von ihnen hören, und je mehr man von ihnen hört, deſto lächerlicher und widerwärtiger werden ſie erſcheinen.

Eines Commentares bedürfen die vorſtehenden Wuthausbrüche des ſchon oft von uns und zur Genüge gekennzeichneten ſemitiſchen Organs des Herrn von Bleichröder nicht. —

Wenn wir nun nachſtehend noch einen Fall zur Kenntniß unſerer Leſer bringen, der momentan hierſelbſt bedeutendes Aufſehen macht, ſo geſchieht dies um des Weiteren zu zeigen, welche Elemente die Judenmiſſion unter ihren Angehörigen hat. Wir folgen dabei den Auslaſſungen des B. B.-C., der die Geſchichte mit wahrem Wohlbehagen ſeinen Leſern auftiſchte:

Ein kirchlicher Skandal innerhalb der hieſigen Engliſchen Kolonie hat allmälig ſo große Dimenſionen angenommen, daß wir ihn beim beſten Willen nicht mehr ſtillſchweigend übergehen können, obgleich in weiteren Kreiſen noch nicht die Rede von demſelben geweſen iſt. Es handelt ſich um ſo häßliche Enthüllungen, um Aufdeckungen ſo craſſer Vorkommniſſe, daß Schweigen heißen würde, dem Bezichtigten Vorſchub leiſten und den Angreifern, denen es um die Sache, die ſie vertreten, und denen es mit der Würde der Engliſchen Hofkirche Ernſt iſt, ſchaden.

In aller Kürze führen wir an, um was es ſich handelt.

Seit einem Vierteljahrhundert fungirt als Prediger bei dem Engliſchen Gottesdienſt, der in Berlin allwöchentlich für die hier lebenden Engländer, für die Mitglieder der Botſchaft und die durchreiſenden Fremden in dem Monbijou-Palais abgehalten wird, der „Reverend“ Robert Bellſon. Der Betreffende wollte in der letzten Zeit von ſeinem Amte zurücktreten, und zu dieſem Zwecke verlangte er die Gewährung einer Penſion Seitens der Gemeinde. Da aber die Gemeinde keine juriſtiſche Körperſchaft iſt und eine Penſion nicht zuſichern konnte, verlangte er die Verpfändung zur erſten Stelle der Einnahmen, welche die Kirche durch Beiträge aufbringt, in Höhe

von zweitausend Mark jährlich in maximo und fünfzehnhundert Mark in minimo. Zwei Kirchenvorsteher sollten die Einkassirung und Abführung an Herrn Bellson übernehmen.

Hiergegen erhob sich aus der Mitte der Gemeinde entschiedener Protest, und die Streitigkeiten, die sich daraus ergaben, führten zur Enthüllung einer ganzen Reihenfolge von Thatsachen, die allerdings geeignet sind, sehr viel Staub aufzuwirbeln, und welche die Verwaltung der Englischen Hofkirche in Berlin in einem mehr, als seltsamen Lichte erscheinen lassen. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß Herr Robert Bellson, der Englische Geistliche in Berlin, in Wirklichkeit Moses Bellsohn heißt, aus Kassel gebürtig, Sohn des Vorbeters an der dortigen Synagoge, seines Zeichens Sattler-Lehrling respektive Sattler-Geselle ist, als solcher nach London gekommen war, und dort allerdings getauft und zum Missionar zugerichtet wurde. Er heirathete die Tochter eines Mitgliedes des Bekehrungs-Comités, das sich für seine Convertirung besonders interessirt hatte und gewann dadurch ein großes Vermögen, wurde als Juden-Missionar nach Posen und Bromberg geschickt und kam später nach Berlin. Moses Bellsohn, alias Robert Bellson, der inzwischen von einem Sattlergesellen zu einem „Reverend" geworden ist, wußte sich in ziemlich schlauer Weise Eintritt in gut situirte Kreise zu verschaffen. Es wurde ihm dies pekuniär sehr nützlich, als Dr. Strousberg nach Berlin kam. Dieser getaufte Jude, wie er, wurde sein Freund und Herr Moses Bellsohn, alias Bellson wußte sich ihm dienstbar zu machen. Er führte ihn in bestimmte Kreise ein und erleichterte es ihm, einzelne jener Geschäfte zu Stande zu bringen, die später so viel von sich reden machten. Als Dank dafür betheiligte Dr. Strousberg Herrn Bellsohn bei vielen seiner Geschäfte und der letztere verdiente dadurch ebenfalls sehr viel Geld, was übrigens nicht hinderte, daß Bellsohn später, als Dr. Strousberg in Moskau gefangen saß, in sehr ungünstigem Sinne über seinen Freund und Geschäfts-Partner sprach. Und dieser Zug ist übrigens nicht überraschend bei Herrn Bellsohn, der sich auch bemüßigt fühlte — auch dafür steht die respektable Persönlichkeit, die später namhaft gemacht wird, wie für alle übrigen Details dieser Mittheilungen, ein — jede Gelegenheit wahrzunehmen, um aus England nach Deutschland kommende und mit ihm in Verkehr tretende Söhne Albions vor den Deutschen Juden zu warnen, was für den Herrn Moses Bellsohn, den Sohn des Vorbeters in Kassel, allerdings schon an sich etwas seltsam ist.

Herr Bellsohn machte seinen Freund Dr. Strousberg damals zum Kirchenvorstand. Außer diesen Beiden spielte eine dritte, als Jude geborene Persönlichkeit, die inzwischen in England zum Christenthum übergetreten ist, — Namens Levin, — der Name ist inzwischen in Lewine anglisirt, und der genannte Herr war früher General-Agent der inzwischen bankerott gewordenen Versicherungsgesellschaft „Albert" — in der Kirchenverwaltung die Hauptrolle. Um die Gesellschaft zu vervollständigen, kam zu diesen noch Herr Quistorp, der bekannte frühere Direktor der nach ihm benannten verkrachten Vereinsbank in die anglikanische Gemeinde in Berlin.

Diese Thatsachen an sich sind kurios und amusant genug. Es muß aber noch erwähnt werden, daß gegen Herrn Moses Bellsohn, alias Robert Bellson, der Vorwurf geschleudert wird, daß er weder richtiges, respektive korrectes Englisch sprechen kann, noch daß er irgend wie die für die Funktionen eines Englischen Geistlichen halbwegs nöthige Bildung besäße. Es ist ferner inzwischen durch Denjenigen ermittelt worden, daß seine Verwandten, arme jüdische Kaufleute, die in Kassel und in

Hannover leben, von ihm verpflichtet worden sind, Berlin nicht zu betreten, um ihn nicht zu kompromittiren. Es wird ferner behauptet, daß Herr Bellsohn ein überaus bedeutendes Vermögen infolge seiner Erbschaft und infolge seiner Verbindung mit Dr. Strousberg besäße, daß er seit seiner „Bekehrung" von der Convertirungsgesellschaft von der Missionsvereinigung in London, bei der er sich hat taufen lassen, eine Jahrespension von 2000 M. bezieht, und daß er trotzdem von der Englischen Kirche in Berlin, die selbst kein Einkommen besitzt, sich jenes schmale Einkommen auf Kosten eines künftig anzustellenden Geistlichen verschreiben lassen will. Dagegen richtet sich hauptsächlich der Kampf, der bereits zum Druck einer Broschüre, die das Wesentliche dieser Thatsachen enthält, geführt hat. Für alle diese Dinge steht Derjenige, der auch diese Broschüre verfaßt hat, Herr Edward Cumming Madden, der vereideter Translator beim hiesigen Gericht ist, ein und die Affaire hat denn auch bereits die allerhöchsten Kreise beschäftigt. Auch dem Lordbischof von Dr. Jackson, unter dessen ideeller Oberaufsicht die anglikanischen Continental-Kirchen stehen, ist von den hier angeführten Thatsachen Mittheilung gemacht worden. Herr Madden ist der Sohn des inzwischen verstorbenen Englischen Militärarztes Dr. Madden, eines Kameraden Sir Haveloks. Dr. Madden hatte 1870/71 für Deutsche Soldaten auf eigene Kosten in Bonn aus seinem Hause ein Hospital gemacht. Wir halten dies jedenfalls für erwähnenswerth, um Denjenigen zu charakterisiren, der mit jenen Beschuldigungen hervortritt.

Folgende Lobhudelei, einem jüdischen Convertiten von einem der schmutzigsten Judenblätter Berlins, dem „Börsen-Courier", die auch die „Allgemeine Zeitung des Judenthums", ein unparteiisches Organ für alles jüdische Interesse (wer lacht da?) reproducirt hat, dargebracht, giebt hinreichenden Stoff zum Denken:

„Am künftigen Freitag feiert Dr. Paulus Cassel, der bekannte Prediger der Christus-Kirche, der seit langer Zeit eine so schwunghafte Thätigkeit für Christianisirung der Juden betreibt, sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als evangelischer Geistlicher. Paulus Cassel, ohne Frage einer der geistvollsten (?!) Geistlichen Berlins (wir erinnern an seine unvergleichliche Logik: „Antisemitenthum ist Antichristenthum", folglich Judenthum das wahre Christenthum), dessen Predigten in der Christus-Kirche sich seit Jahrzehnten eines derartigen Zuspruchs erfreuen, daß es allsonntäglich kaum möglich ist, einen Platz in seiner Kirche zu erhalten (schade, daß sie nur sehr klein und deshalb wenig Personen fassen kann), war, ehe er evangelischer Geistlicher wurde, israelitischer Geistlicher. Auf dem Punkte, eine Anstellung als Rabbiner anzunehmen, bekam er die Neigung, (!!) zum Christenthum überzutreten. Er begab sich nach Kassel, konvertirte dort und kehrte zurück, um evangelischer Geistlicher und Judenmissionar zu werden. Drollig (so!) genug ist der Umstand, daß Dr. Cassel bis zur Stunde, in der er sich taufen ließ, ein streng orthodoxer Jude blieb und sogar in Kassel in einem Hotel abstieg, in dem er sicher sein konnte, jüdisch-rituelle Speise u. s. w. zu erhalten. Mit dem Augenblick, in dem er von der Taufe heimkam, verließ er das Hotel, weil er die

Befolgung der jüdiſch-rituellen Vorſchriften jetzt „nicht mehr nöthig“ hatte. Herr Dr. Caſſel hat bis dahin den Vornamen „Selig“ geführt und er nahm nun in der Taufe den Apoſtelnamen „Paulus“ an. Sein Bruder iſt heute noch hier in Berlin Rabbiner; nach dem jüdiſchen Gebot mußte er um den Bruder nach deſſen Konvertirung wie um einen Verſtorbenen trauern, er mußte das entſprechende Gebet, den „Kaddiſch“ für ihn ſprechen. So konnte denn keine Gemeinſchaft mehr zwiſchen den Brüdern, von denen der eine evangeliſcher, der andere jüdiſcher Geiſtlicher war, ſtattfinden. Die letzte Zeit aber hat dieſe Härte, die dem einen Bruder allerdings durch das ſtrenge jüdiſche Geſetz geboten war, die aber menſchlich immerhin kaum ſympathiſch ſein kann, gemildert. Es iſt, wie man uns erzählt, zwiſchen den zu alten Männern gewordenen Brüdern in letzter Zeit eine Ausſöhnung erfolgt. Neben ſeiner Eigenſchaft als außerordentlich geiſtvoller und wirkſamer Kanzelredner beſitzt Dr. Paulus Caſſel indeß noch die weitere Qualität, ein tiefer Kenner der orientaliſchen Literatur zu ſein und er hat über orientaliſche Dichtung mancherlei Bedeutſames geſchrieben; auch ſonſt haben ſeine Vorträge und Eſſays über Sagen und ſagenhafte Ueberlieferungen (gleich Laskerleben, ein wahres Monſtrum von Vielſeitigkeit), denen er ſtets eine etwas myſtiſch-ſymboliſch-religiöſe Ausdeutung zu geben ſuchte, ſtets viel Feſſelndes gehabt, allerdings nur für Diejenigen, die es lieben, den Sagen des Volkes ihre Reinheit und Natürlichkeit zu nehmen, um ſie dafür mit einem myſtiſchen Schleier zu verhüllen. Jedenfalls iſt gerade inmitten der jetzigen Bewegung Dr. Paulus Caſſel, der geiſtliche Jubilar dieſer Woche, eine ſehr intereſſante Perſönlichkeit und es gab eine Zeit, in der über ihn viel geſpottet wurde. Aber das Eine läßt ſich nicht bezweifeln, daß es ihm mit ſeiner Ueberzeugung ſtets heiliger Ernſt geweſen iſt und daß er, als er aufgehört hatte, ein wirklich gläubiger Jude zu ſein, ein wirklich gläubiger chriſtlicher Geiſtlicher geworden iſt. Solch ein Wechſel iſt pſychologiſch jedenfalls intereſſant genug, um andauernd die Aufmerkſamkeit auf Denjenigen, in dem er ſich vollzogen hat, zu lenken.“

Trefflich charakteriſirt die D. L.-Z. den Segen der Juſtiz-Organiſation mit folgenden Worten, die wir von ganzem Herzen unterſchreiben:

„Die Wohlthaten, welche uns dadurch zu Theil geworden ſind, daß wir unſeren Juſtizminiſter und den oberſten Reichsrichter dem ſemitiſchen Stamme entnommen haben, und daß wir uns heute ſchon einer ſo ſtarken Rekrutirung (der Juſtiz) aus den Vollblut-Juden erfreuen, daß unſere Gerichtsſäle ſich bald von der Börſe nur noch wenig unterſcheiden werden.“

Das iſt gewiß: wenn es ſo, wie es angefangen, fortgeht, wird es dahin kommen, daß das Recht eine Waare wird, die für Geld allein käuflich iſt. Der An-

waltszwang bei den Landgerichten, sowie die Anwaltsgestattung bei den Amtsgerichten für den Kläger auf Kosten des Verklagten sind die ersten Anzeichen der anbrechenden Aera und klassische Zeugen des semitischen Geistes, der unsere neue Justiz-Organisation durchweht. Gott besser's!

Jüdischer Wucher.

Schon einmal hatten wir Gelegenheit, unseren Lesern das Mustereremplar eines jüdischen Wucherers und Halsabschneiders vorzuführen. Es ist Herr Albert Aron Stern zu Geisa und verweisen wir bezüglich desselben auf Marr, Der Weg zum Siege des Germanenthums, pag. 18.

Heute nun kommt das nachstehende Gaunerstückchen zu unserer Kenntniß, das wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen:

Adam Jakob II. in Oechsen brauchte im vorigen Herbst Geld zum Bauen und wendet sich daher an Albert Aron Stern in Geisa um ein Darlehn von 40 Thlrn. — Dieser sichert das Darlehn zu unter der Bedingung, daß Jakob für dasselbe auf seinen Grundbesitz Hypothek für 50 Thlr. (40 Thlr. Darlehn und 10 Thlr. bedungene Provision) bestellt und das Darlehn mit jährlich 5pCt. verzinst, zahlt auch, nachdem sich p. Jakob hiermit einverstanden erklärt, in Abschlag auf das Darlehn alsbald 8 Thlr. baar mit dem Versprechen, den Rest künftigen Sonntag zu zahlen. „Um Lebens oder Sterbens willen" läßt er dabei von p. Jakob den nachstehenden „Hantschein" unterschreiben:

> „Ich unterzeichneter Adam Jakob II. von Oechsen bekenne hiermit den Albert Aron Stern in Geisa das Jakob den p. Stern schultich geworten, bin für heute baar tharlehen und versprochene Provision zusammen 18 Thlr. schreibe Achtzehn Thaler oder 54 Mark. Dieses ist zahlbar nach Verlangen oder kann p. Stern es an eine Hypothek welche Jakob den p. Stern bestellen lassen will abzuchbringen.
>
> Geschehen Geisa den 30./11. 1879.
>
> Adam Jakob II.
>
> Johannes Jakob V."

Nachdem p. Jakob am folgenden Tage im Amtsgericht Lengsfeld die versprochene Hypothek bestellt, begiebt er sich an dem bestimmten Sonntag nach Geisa, benachrichtigt den Stern davon und erbittet sich den Darlehns-Rest von 32 Thlr. — Stern bedauert kein Geld zu haben, fügt aber hinzu, daß sein Bruder vielleicht aushelfen könne. Dieser wird auch herbeigerufen und erklärt auf Befragen, daß er ein paar Thaler habe, fragte aber zunächst: „was er bei dem Geschäft verdiene?" Jakob macht große Augen, wie der an ihm noch was verdienen will, und weigert sich, Zuredens des A. A. Stern, seinem Bruder „einen halben Thaler zu geben" ungeachtet, unter Hinweis

darauf, daß er nur das verlange, was er zu fordern habe und daß es Sache des Albert Aron Stern sei, seinem Bruder die von diesem verlangte Provision zu geben. Das will Stern nicht und deshalb entläßt er den Jakob mit dem Bemerken, daß er heute kein Geld habe, ihm den Rest aber im Laufe der Woche, wo er durch Oechsen komme, zustellen werde. Er kommt auch die Woche durch Oechsen, denkt aber nicht daran dem Jakob das Geld zu zahlen. Jakob geht darauf am nächsten Sonntag wieder nach Geisa und verlangt den versprochenen Restbetrag von 32 Thlrn. — Stern erklärt wiederholt, er habe heute kein Geld. — Da geht dem Jakob ein Licht auf: es wird ihm klar, daß der Stern ihm kein Geld geben *will*, daß es diesem überhaupt nicht erst um Erfüllung des Darlehnsversprechens, sondern nur darum gewesen ist, mit den geliehenen 8 Thlrn. die Provision von 10 Thlrn. zu verdienen, er reimt sich nunmehr auch zusammen, weshalb Stern sich den „Hantschein" hat ausstellen lassen, daß es nur geschehen ist, um darauf die Provision mit einklagen zu können, sobald er (p. Jakob) mürbe gemacht sein würde, das Restdarlehn zu verlangen und erklärt daher dem Stern, daß er unter solchen Verhältnissen kein Geld weiter von ihm haben wolle, den empfangenen Betrag von 8 Thlrn. aber nebst Zinsen zurückzahlen und die bestellte Hypothek aufsagen werde. Stern hat darauf nur die Redensart: „ich werde es Dir schon lernen." Den nächsten Sonntag begiebt sich p. Jakob wieder zu Stern, zahlt diesem 8 Thlr. auf den Tisch, ersucht denselben um Berechnung der Zinsen von diesem Betrag auf die Zeit vom 30. Nov. 1879 bis zu diesem Tage und erbietet sich, auch diese alsbald zu zahlen. Stern weigerte jedoch die Annahme des Geldes mit dem Bemerken, daß er 18 Thlr. mit Zinsen zu fordern habe und daß er den Jakob schon lernen werde, diesen Betrag zu zahlen, daß er aber nicht etwa selber mit ihm in's Amt gehen, sondern die Sache einem Rechtsanwalt übergeben werde. — Und so ist es auch gekommen; auf Grund des Schuldscheins wurde der Betrag von 18 Thlrn. mit Zinsen eingeklagt, der Prozeß ist beim Großherzogl. Amtsgericht Lengsfeld verhandelt worden und wird nächstens das Großherzogl. Landgericht in Eisenach beschäftigen. — Wie schade, daß das Reichsgesetz gegen den Wucher nicht rückwirkende Kraft erhält."

Freilich ist das schade und wohl nur unterblieben, um den „Ehrenmännern" Zeit zur Salvirung zu geben. Die Bestimmungen des Wuchergesetzes sind unbedingt zu milde und derartige Halbheiten schaden deshalb, wo sie bei präciser Fassung schützen und nützen könnten. Landesverweisung bei erwiesenem gewerbsmäßigen Wucher neben rechtlicher Ungültigkeit der ganzen Forderung wäre unbedingt das geeigneteste Mittel die Wucherpflanze auszurotten.

Es wird anläßlich des nun in Kraft getretenen Gesetzes vielfach betont, daß nunmehr der Handwerker, Kaufmann ꝛc. völlig creditlos gemacht seien. Das geben wir als richtig zu. Aber es muß sich daraus zur Evidenz ergeben, daß der Staat sich der Verpflichtung: für diese jetzt creditlosen Kreise

ähnliche Anſtalten zu treffen, wie er ſie durch die „Reichsbank" dem Großkapital, Großhandel und Induſtrie längſt geſchaffen hat, nicht entziehen kann und darf. Es wird Aufgabe der Innungen, Korporationen ꝛc. ſein, derartige Kredit-Anſtalten für ihre Kreiſe zu fordern. Selbſthülfe allein kann da nicht durchgreifen, da dieſe vorerſt ſich allein auf große Geldinſtitute ſtützen und von dieſen als Ausbeutungsobject betrachtet werden würde.

Zur Unterdrückung des Wuchers auf dem platten Lande dürfte es ſich empfehlen, daß Rechtsgeſchäfte aller Art rechtsgültig nur vor einer ein Amtsſiegel führenden Perſon abgeſchloſſen werden können. Auf Mißbrauch des Amtsſiegels muß ſelbſtverſtändlich hohe Strafe geſetzt ſein.

Vor allen Dingen aber müſſen dem Landvolk durch Ortsvorſteher und Pfarrer die Augen geöffnet werden über die Juden und deren Geſchäftspraktiken. Das materielle Wohl iſt vom geiſtigen unzertrennlich, und wird die chriſtliche Kirche um ſo größeren Boden wieder im Volke finden, je mehr ſie bemüht iſt, das erſtere zu heben und zu fördern.

Wie Dr. Friedenthal Miniſter wurde,

darüber erzählt man ſich in den Kreiſen Eingeweihter ein niedliches Geſchichtchen, das die alte Wahrheit des bekannten Sprüchwortes: „Kleine Urſachen — große Wirkungen!" allerliebſt veranſchaulicht. Die Bedeutung eines Glaſes Waſſer iſt weltgeſchichtlich geworden; in dieſem Falle hat eine Ohrfeige bewieſen, daß ſie oft mehr, denn fünf Thaler koſtet, daß ſie Den, der ſie austheilt, ſelbſt um den Miniſterſeſſel, für den er beſtimmt war, bringen kann. Auch Dr. Friedenthal, heut Dr. von Friedenthal, entfaltet nicht mehr am Leipziger Platz ſeine vielſeitige Thätigkeit, ſo möge denn die verbürgte Mittheilung hier Platz finden. Zu den auffällig wenigen Inhabern eines Conto bei der Deutſchen Reichsbank, die Landwirthe ſind, gehören mehrere Mitglieder der in Oberſchleſien begüterten jüdiſchen Familie Guradze — „Guraſcher" nennt ſie das ſchöne Deutſch ihrer Stammesgenoſſen. Ein Zweig derſelben iſt gegenwärtig im Beſitz der früher den Grafen Gaſchin von und zu Roſenberg gehörigen Herrſchaft Toſt, jener Gaſchin, die, in ihrer ſchleſiſchen Linie jetzt im Mannesſtamme erloſchen, vor einigen Menſchenaltern einen „Starken" aufweiſen konnten, der, wie Auguſt der Starke von Sachſen, Thaler und Hufeiſen zerbrach, der aber auch noch mehr konnte. Als Friedrich der Große in ſeinen ſpäteren Jahren — oder war es ſchon Friedrich Wilhelm III.? — einſt während einer Reiſe durch Schleſien bei dem Grafen abgeſtiegen war, wollte der ob dieſer Ehre hocherfreute Schloßherr gern den Beſuch ſeines Königs ausdehnen. Allein ſein Bitten war vergebens: da, als der Monarch bereits, um abzureiſen, den Wagen beſtiegen, griff der Starke mit kräftigem Arm in das Hinterrad

desſelben, ſo daß die vorgeſpannten ſechs feurigen Roſſe ihn nicht von der Stelle bringen konnten. Das war vor Zeiten; all' ihre Stärke hat den Gaſchin Nichts geholfen, der Simſon war ſtärker: die Guradze erwarben zum großen Verdruß und ohne Wiſſen des den Gaſchin verwandten „Bürger-Renard" für ein Spottgeld die ihnen verſchuldete Herrſchaft. Dieſe ſelben Guradze haben, ſo wächſt aus kleinen Anfängen die Macht des Judenthums, ihren allerdings getauften Stammesgenoſſen Dr. Friedenthal zum Miniſter der Landwirthſchaftlichen Angelegenheiten gemacht, oder doch wenigſtens bewirkt, daß der erfahrene Landwirth Elsner von Gronow, der nach dem Ausſcheiden des Herrn von Selchow für dieſe Stelle in Ausſicht genommen war, unmöglich wurde. Eine Ohrfeige hat es ſie freilich auf dem Kreistage zu Groß-Strehlitz gekoſtet; allein welcher Jude ließe ſich nicht davon zehn geben, wenn nur, und ſei die Wechſelwirkung noch ſo ſchwer verſtändlich, Einer ſeines Volkes dafür Miniſter wird!

In Neuſtettin wurde am 3. d., ſo berichtet die „Nordd. Preſſe", der jüdiſche Handelsmann Blumenthal aus Bärwalde eingebracht, welcher am 31. v. Mts. in Gramenz die Wittwe Hüske, die Frau eines früheren Poſtbeamten, aus ſchnöder Habgier ermordet hat. — Der Mörder, welcher noch in dem jugendlichen Alter von 21 Jahren ſteht, hatte ſchon früher mit der Wittwe Hüske ab und zu kleine „Geſchäfte" gemacht. Die Frau, welche wohl mit der Zeit etwas Geld geſpart, hatte ſtets ſehr zurückgezogen und abgeſchloſſen gelebt, vielleicht aus Furcht, ihres kleinen Schatzes beraubt zu werden, ein Umſtand, aus dem Blumenthal auf das Vorhandenſein einer größeren Baarſchaft ſchloß. — Zur Abwickelung eines Geſchäfts hatte ſich B. am 31. v. Mts. in die Wohnung der Wittwe H. begeben, und als die Frau eben im Begriffe ſtand, das für den B. in Bereitſchaft gehaltene Geld einem Spinde zu entnehmen, ſtürzte er ſich auf dieſelbe, brachte ihr mehrere erhebliche Verletzungen am Kopfe bei und bearbeitete, entweder durch Schläge oder durch Knieen auf der Bruſt, ſein Opfer dergeſtalt, daß Frau H. infolge mehrfachen Rippenbruches und dadurch unterbrochener Funktion der Lungen, in entſetzlichem Todeskampfe ihren Geiſt aufgab.

(Ueber den jüngſt in Berlin vorgekommenen Mord wiſſen die ſogenannten unabhängigen Blätter nicht genug zu erzählen, über dieſe in Pommern geſchehene Mordthat eines Juden haben wir noch nirgends eine, wenn auch nur kurze Notiz gefunden. Wie kommt das? D. Red.)

In wie schamloser Weise die Judenpresse bemüht ist, ihr mißliebige Personen zu verhetzen und verläumden geht wieder einmal aus nachstehendem Vorfall hervor, der die Runde durch die internationale semitische Presse macht:

— „Daß Takt nicht gerade zu den hervorstechendsten Eigenschaften unseres judenfeindlichen Hofpredigers gehört, schreiben die „Berl. Nachrichten", (Redacteur Dr. W. Löwenthal) ist eine bekannte Thatsache; wie weit aber ein solcher Verkündiger des göttlichen Wortes den Mangel an Takt zu treiben vermag, ergiebt sich aus folgendem verbürgten Geschichtchen. Ein hiesiger Schauspieler ließ vor einigen Tagen sein jüngstgebornes Kind taufen und hatte zu dieser häuslichen Feier den christlich-socialen Agitator als functionirenden Geistlichen hinzugezogen. Dieser würdige Herr konnte sich nun nicht enthalten, in seiner Taufrede an Gott den Herrn die Bitte zu richten, „daß er die Seele dieses jungen Kindes erleuchten möge mit seiner Gnade, auf daß es dereinst nicht den Pfad der Sünde betrete und die Laufbahn seines Vaters einschlage." Dieses Gebahren des „frommen" Mannes erregte den Unwillen und die Empörung der versammelten Taufzeugen in solchem Grade, daß die feierliche Handlung sofort unterbrochen wurde und der Vater des Kindes den Herrn Hofprediger aufforderte, auf der Stelle sein Haus zu verlassen. Das that dieser denn auch und wurde dabei in zuvorkommender Weise von einigen der Gäste unterstützt." Wir aber, so schließt das citirte Blatt, fragen, ob derartige Vorgänge geeignet sind, die Achtung vor den Dienern der Religion und vor der Religion überhaupt zu vermehren?

Die ganze Geschichte ist, wie Hofprediger Stöcker öffentlich bekundet hat, von A bis Z erdichtet, erfunden in der Absicht, den Mann, der mit selbstloser Hingabe und unerschrocken dem Judenthum die Stirn bietet, zu verhetzen und nebenher der christlichen Religion eins zu versetzen.

Bedarf es noch eines weiteren Beweises zur Feststellung der unsauberen Kampfesweise dieser Zeitungsjuden, die da vorgeben, „Volksbildner" und „Ausdruck der öffentlichen Meinung" zu sein? Wir meinen, nein! Das eine ergiebt sich aber aus dem oben mitgetheilten Fall: hier müßte die Staatsanwaltschaft im öffentlichen Interesse die Initiative zur Strafverfolgung ergreifen und durch exemplarische Strafe diesem Gesindel das Handwerk legen.

Man fühlt sich getroffen. Der „Frankfurter Beobachter" läßt sich schreiben:

„Verehrliche Redaktion! Bei Prestel ist ein Bild des Herrn Prof. Oppenheim ausgestellt, welches jedenfalls vorstellen soll, wie eine Wittwe mit einer Waise in Trauerkleidern, vielleicht um ihrem Ernährer die letzte Ehre erweisen zu können, ihr Geschmeide bei einem Juden verpfändet. Der Letztere ist dargestellt mit der ganzen Miene geldprotziger Gemeinheit, die solchen Subjekten

eigen ist; auch das dabeistehende Jüngelchen, das, die Feder in der Hand, lüsternen Auges die in der Hand des Alten liegende Perlschnur betrachtet, hat daneben kein Auge für die trauernde Wittwe und das kleine Mädchen, die natürlich blond und blauäugig dargestellt sind. Wir fragen nun, wenn es schon an sich eine Verirrung der Kunst ist, solche ekle Nachtseiten des menschlichen Lebens darzustellen, ist es nicht gerade von einem Juden (und das ist doch Prof. Oppenheim) unrecht gehandelt, auf solche Weise gewissen gehässigen Agitationen, die sich jetzt breit machen, Vorschub zu leisten? Wir erlauben uns auch nebenbei unbegreiflich zu finden, daß die so feinsinnigen Inhaber des Prestel'schen Geschäftes sich dieser provokatorischen Ausstellung nicht zu entziehen wußten."

Wie's gemacht wird. Dresden, 19. Mai. Ein Reklamenheld, wie er im Buche steht, ist der hiesige Pianoforte-„Fabrikant" Herr Emil Ascherberg, bedauerlicher Weise wieder Einer aus dem großen Hause Israel u. Co. Vor wenigen Jahren noch Weißwaarenhändler, gilt er heute „in verschiedenen Welttheilen" als „einer der renommirtesten Fabrikanten Deutschlands", dessen Instrumente „von den berühmtesten Künstlern mit Vorliebe gespielt und daher den Erzeugnissen Anderer vorgezogen werden." Mehrere der hiesigen Lokalblätter, in denen er fleißig annoncirt, lassen es niemals außer Acht, in den Referaten über stattgefundene Concerte, zu welchen ein Ascherberg'scher Flügel zugezogen gewesen, den herrlichen Ton und die Klangfülle der aus der „Fabrik" von Emil Ascherberg hervorgegangenen Flügel anzupreisen und für den Herrn „Fabrikanten" Reklame zu machen. Er soll eine eminente Fertigkeit besitzen, die Herren Tonkünstler in liebenswürdigster Zudringlichkeit für seine „Fabrikate" zu interessiren und in der That ist es ihm gelungen, einige empfehlende Atteste von berühmten Künstlern zu erlangen, mit denen natürlich allenthalben der größte Staat gemacht wird.

In welcher Weise nun die herrlichen „Ascherberg'schen Flügel" hergestellt werden, darüber belehrt uns eine in den „Signalen für die musikalische Welt" zu Leipzig (in Nr. 13) erschienene Erklärung eines gewissen Herrn Otto Rahnefeld, welche wie folgt lautet:

Zur Aufklärung.

Herr Emil Ascherberg hat in Nr. 2 dieser Zeitschrift einen Aufsatz, überschrieben: „Zur Abwehr", zur Veröffentlichung gebracht, was mich veranlaßt, hiermit Folgendes zu erwidern:

Nach Ablauf meiner Militärzeit als einjährig Freiwilliger trat ich als Ausarbeiter, nicht als Zusammensetzer, in die Fabrik des Herrn Ascherberg, wo ich allerdings nur kurze Zeit thätig war, da Herr Ascherberg wenig fabricirte und drei Ausarbeiter auf Dauer nicht beschäftigen konnte; ich verließ diese Stellung freiwillig, weil mir eine bessere offerirt war.

Die fortwährende Lobhudelei der Recenſenten über die in hieſigen Concerten geſpielten Aſcherberg'ſchen Flügel veranlaßte mich, einen Auszug der in der „Neuen Wiener Zeitſchrift für Muſik" erſchienenen Kritik über Aſcherberg'ſche Flügel und Börſenſaal aus eigenem Antriebe und auf eigene Koſten in hieſigen Blättern zum Abdruck zu bringen. Herr Aſcherberg, früher Weißwaarenhändler, betreibt ſeit circa fünf Jahren meiſt den Pianofortehandel, bezieht fertige Flügel und Pianinos von Förſter in Löbau, Selinke und Sponnagel in Liegnitz, Abraham in Berlin, ſowie von vielen kleineren Fabriken hier und aus Böhmen zu ganz billigen Preiſen. Dieſe Inſtrumente verſendet Herr Aſcherberg unter ſeiner Firma. Ich ſelbſt war Augenzeuge, daß die Firma des wirklichen Fabrikanten aus Flügeln herausgebrannt und an deren Stelle die Firma „Emil Aſcherberg, Dresden", eingeſetzt wurde. Es iſt gewagt, Herrn Aſcherberg den Herren Pleyel, Erard, Herz, Steinweg, Blüthner u. ſ. w. zur Seite zu ſtellen; derſelbe wird nie den Ruf erreichen, den ſich genannte Weltfirmen durch eigenes Schaffen gegründet. Herr Aſcherberg iſt nur Kaufmann, nicht praktiſch gebildet, nicht einmal fähig, die Spielart ſeiner Inſtrumente zu beurtheilen; ſein Geſchäftsführer, ein gewiſſer Herr Groſche, welcher ſeine ehemalige Fabrik Herrn Aſcherberg verkaufte, würde, wenn er etwas Hervorragendes geleiſtet hätte, auf ſeine eigene Hand haben beſtehen können. Die günſtigen Atteſte und Recenſionen, die ſich Herr Aſcherberg zu verſchaffen verſtand, benützt derſelbe in Auſtralien und ſogar hier zur öffentlichen Reklame. Es iſt aber ſehr fraglich, ob dieſe Herren Künſtler und Recenſenten unter den jetzt bekannten Umſtänden ihre hochangeſehenen Namen zu ſolcher Reklame hergeben würden.

Weiteres Material, oft noch delikaterer Natur, ſteht mir zur Verfügung. Ich will nicht wünſchen, daß Herr Aſcherberg mich zur Veröffentlichung desſelben zwingen ſollte.

Dresden, Februar 1880.

Dieſe „Aufklärung" iſt unſeres Wiſſens vollſtändig ingnorirt worden und ſind wir nun neugierig zu erfahren, welches Schickſal die am 14. d. M. im „Hannoverſchen Tageblatt" unter „Vermiſchtes" gebrachte Notiz haben wird, welche an Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig läßt. Wir geben ſie hier wieder:

Inſtrumentenſchwindel. Wie weit der Schwindel bei dem Verkauf von Pianofortes getrieben wird, beweiſt ein neuerdings in den „Signalen" veröffentliches Schreiben, worin mit dürren Worten das Verfahren eines Dresdener Pianoforte-Händlers bloßgelegt wird. Dieſer Herr, welcher ſich Fabrikant ſchilt und an Reklame wohl das Unglaublichſte leiſtet, hat unter Anderem ein dickes Buch über ſich ſchreiben laſſen, auf deſſen Rückſeite ſich ſeine Fabrik abgebildet findet: — **das Gebäude iſt aber die Dresdener Rathstöchterſchule.** Die von ihm verkauften Inſtrumente ſtammen aus irgend einer der unbedeutendſten Fabriken und werden in ſeiner Behauſung

vulgo Fabrik mit seiner Firma versehen, nachdem er die Originalfirma hat entfernen lassen. Hierin besteht seine „Fabrikation" und das kaufende Publikum hat nur die „beste" Waare.

In unserem Bestreben, dem soliden Handel und dem ehrlichen Gewerbe einen gedeihlichen Nahrungsraum zurück zu erobern, müssen wir jeder derart unbescheidenen und dreisten „Reklamenhaftigkeit" entgegentreten; daß sich unsere Angriffe nun schon mehrfach gegen Juden richten mußten, ist nicht unsere Schuld; wir werden ganz ebenso gegen „deutsche" und „christliche" Geschäftsleute verfahren, wenn uns Material beigebracht wird, aus welchem wir auf unsaubere Geschäftsmanipulationen derselben schließen können.

Dresden, 24. Mai. Die von uns in der letzten Nummer genügend gekennzeichneten „Fabrikate" des hiesigen Pianoforte-„Fabrikanten", Hrn. Emil Ascherberg, hat der Reichskommissar, Geheimrath Reuleaux, als zu der bevorstehenden internationalen Ausstellung in Australien ungeeignet befunden und zurückgewiesen, während u. A. die Erzeugnisse von Kaps und Nönisch in Dresden und Blüthner in Leipzig angenommen worden sind. Der von Hrn. A. beim Reichskanzler eingelegte Rekurs war erfolglos. (Deutsche Ref.)

— Ueber die Gebrüder Sachs'sche Schwindelaffaire zu Frankfurt a. M. geben wir nachstehende Einzelheiten:

Großes Aufsehen erregt in der Stadt Frankfurt das Verschwinden der beiden Gebrüder Sachs, welche ein Bankgeschäft in der Catharinenpforte führten. Man spricht von sehr bedeutenden Summen, die an ihnen verloren werden. Auch sollen sie Papiere, die ihnen zur Aufbewahrung, Convertirung, Anschaffung neuer Couponsbogen ꝛc. anvertraut waren, veräußert und das gelöste Geld mitgenommen haben. Es dürften nicht wenige unbemittelte Leute durch diese Veruntreuungen um ihre Ersparnisse gebracht sein. Das Geschäftslocal wurde versiegelt und, wie verlautet, ist auch bereits der Concurs erkannt worden.

Von dem Curator der Gebrüder Sachs'schen Debitmasse wurde das Geschäftslocal geöffnet und der Kassenschrank einer Augenscheinnahme unterworfen. Nachdem es gelungen, den Schrank zu öffnen, fand sich folgender Baarbestand: 1) ein Napf mit neuen Pfennigstücken; 2) einige unbedeutende meist werthlose Löschen; 3) ein großer Pack der berüchtigten „Sächsischen" Pfandbrief-Formulare und 4) in stiller Einsamkeit im Wechsel-Portefeuille ein österreichischer Guldenzettel. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß bereits bei ca. 500,000 Mark von beschwindelten kleinen Leuten angemeldet worden sind. Ein Dienstbote, welcher wegen der treuen Pflege ihrer erkrankten Hausherrin in deren Testament mit 3000 Mark bedacht war, wußte vorige Woche die ihr ausgezahlte Summe nicht besser anzulegen, als bei den Gebr. Sachs. Letztere sollen in Amsterdam verhaftet sein, doch fehlt diesem Gerücht bis jetzt jede Bestätigung!

Ueber die „Geſchäftspractiken“ der ſauberen Brüderſchaft werden täglich neue empörende Einzelheiten laut. Dieſelben haben ſich zu ihren Opfern hauptſächlich kleine Kapitaliſten, die auf ihre wenigen Renten angewieſen waren und ſich gerade deshalb durch das Angebot unentgeltlicher Einlöſung von Zinscoupons ködern ließen, auserſehen. Sobald ſich ſo ein Opfer „gefangen“ hatte, wurde es zunächſt durch prompte Verſilberung der Coupons ſicher gemacht; dann erfolgte entweder eine leiſe Speculationsofferte oder, wenn dieſe bei dem ängſtlichen Character des Betreffenden keine Ausſicht verſprach, die Papiere aus den Händen des Eigenthümers zu bekommen, ſo wurde die anſcheinend biedere Warnung fallen gelaſſen, die Papiere ſtänden ſchlecht oder ſie ſeien gekündigt u. ſ. w. In den meiſten Fällen gelang es, auf dieſe Weiſe den armen Betrogenen ihre ſoliden Werthe aus den Händen und dafür pompös ausgeſtattete, ſogenannte „Empfangsſcheine“, die berüchtigten „Sächſiſchen Obligationen“, in die Hände zu ſpielen. Sobald die Inhaber der letzteren zu Hauſe und mit Ruhe ſich von dem Inhalte derſelben überzeugt hatten, erfolgten dann zwar Reclamationen, doch wurde dann die Lieferung der neuen Papiere dadurch hinausgeſchoben, daß man den Leuten bemerkte, die Papiere ſeien erſt in 4 Wochen käuflich u. ſ. w. Die Zahl der auf dieſe Weiſe Betrogenen ſoll eine ganz beträchtliche ſein, nur läßt ſie ſich jetzt noch nicht feſtſtellen, da beſonders viele derſelben in kleinen Orten Württemberg's und Badens wohnen ſollen und dorthin die Kunde noch nicht in dem Maße gedrungen zu ſein ſcheint, wie in der Nähe Frankfurts. — Die Scenen, welche ſich in den Bureaux des Concurs-Verwalters und des Gerichts abſpielen, ſollen manchmal erſchütternd ſein, und nicht vereinzelt ſollen die Fälle daſtehen, daß Wittwen und ältere gebrechliche Leute um ihr ganzes Vermögen gekommen ſind. Der Fall ſoll in den weiteſten Kreiſen Aufſehen erregt haben und, wie verlautet, ſoll ſogar vom Juſtizminiſter Bericht über denſelben gefordert ſein. — Uebrigens dürften den bedeutenden Paſſiven doch einige, wenn auch nur geringe, Activa gegenüberſtehen, da die flüchtigen Gebrüder die ihnen anvertrauten Papiere theils ſtückweis, theils in Pauſch und Bogen, gegen geringere Summen bei hieſigen Bankhäuſern verſetzt haben ſollen.

Paläſtina für die Juden. Aus London ſchreibt man der „Köln. Ztg.“: Paläſtina für die Juden — das iſt unter unſeren orthodoxen Iſraeliten und den ſtets an Zahl zunehmenden iſraelitenfreundlichen Chriſten ſchon ſeit lange ein beliebter Ruf, welcher in demſelben Maße an Stärke gewinnt, als die Macht des politiſchen Oberherrn des gelobten Landes ſchwindet. Der engliſche Prediger Nugée, welcher ſich ſehr für die Sache intereſſirt, erläuterte geſtern Nachmittag in einem öffentlichen Vortrage einen wohlausgedachten Plan, welcher in letzter Zeit greifbare Geſtalt angenommen hat. Der Erz-

länder Oliphant hat dem Sultan einen Plan vorgelegt, wonach zunächſt das Land von Gilead und Moab — die Gebiete der iſraelitiſchen Stämme Gad, Ruben und Manaſſe umfaſſend — zu einer jüdiſchen Kolonie umgewandelt werden ſoll. Selbſtverſtändlich ſoll der Sultan in klingender Münze abgefunden werden, und wie Rugée erklärte, hätte der Sultan ſich über den Vorſchlag ſehr beifällig geäußert. Auch der neuernannte außerordentliche Botſchafter Englands in Konſtantinopel, Herr Göſchen, ſoll dem Plane gewogen ſein, ſo daß ſich von ſeiner Verwendung die Förderung deſſelben erwarten läßt. Das ins Auge gefaßte Gebiet umfaßt etwa 1,500,000 engliſche Acres oder 600,000 Hectar und wird gegenwärtig von Nomadenſtämmen bewohnt. Die Kolonie ſoll unter türkiſcher Oberherrſchaft bleiben, indeſſen einen eigenen Gouverneur, vorausſichtlich einen Juden, zum unmittelbaren Herrſcher erhalten. Auf dieſe Weiſe ſoll dem Judenthum im eigenen Lande wieder ein feſter Fuß geſichert, und es ſoll ein Sammelpunkt für das zerſtreute Volk Iſrael geſchaffen werden, um welchen ſich nach und nach, wie man hofft, ein breiter Gürtel neuer Anſiedlungen ſchließen kann. Das Kaufgeld ſoll durch freiwillige Beiträge patriotiſcher Juden aufgebracht werden. Der Plan iſt ſchon noch weiter ausgebildet worden. Es ſollen zwei Eiſenbahnen gebaut werden — eine von Jaffa nach Jeruſalem, die andere von Haifa bis jenſeit des Jordans. Sir Moſes Monteſiore ſoll ſich für dieſe Bahnbauten intereſſiren und bedeutende Geldhülfe zugeſagt haben. Zu dem Bau der Bahn nach Jaffa hat die türkiſche Regierung ſchon eine Conceſſion ertheilt, mit dem Vorbehalt, daß die Arbeiten bis zum nächſten Januar begonnen ſein müſſen. Ferner wird die Anlage eines ſchiffbaren Kanals vom Mittelmeer nach dem Golf von Akabe und Rothen Meere beabſichtigt. Ueberhaupt ſoll Paläſtina vollſtändig den Ideen des neunzehnten Jahrhunderts gemäß „gegründet" und aufgeſchloſſen werden, wenn ſich nur genug beitragsbereite und anſiedlungswillige Juden dazu finden. (Anmerk. der Redaktion.)

Schwerlich! erſt wenn coloniſationsluſtige Chriſtmenſchen das Land bearbeitet und, zu Wohlſtand gelangt, ein Begaunerungsobjekt bilden, dürften jüdiſche Heuſchreckenſchwärme Neigung haben, ſich in Paläſtina anzuſiedeln. Aber vielleicht ließe ſich daſſelbe als internationale jüdiſche Strafkolonie, verwirkt durch Chriſtenbegaunerung, verwenden. Stoff liefern alle modernen Kulturſtaaten täglich und werden noch mehr liefern, wenn der Judenſchaft von Staatswegen mehr auf die Finger geſehen wird.

Ein ganzer Mann der antiſemitiſchen Bewegung iſt unſer unerſchrockener Mitkämpfer, der Kaufmann Simon Stanojevits in Zombor in Ungarn, welcher, ein eifriger Verbreiter unſeres Organs und der antiſemitiſchen Literatur, gleich allen anderen bisher hervorgetretenen Geſinnungsgenoſſen in ebenſo alberner als feiger Manier perſönlich angegriffen worden iſt. Derſelbe er-

läßt in dem in Zombor erſcheinenden Blatte „Bácska" eine geharniſchte Erklärung, die in deutſcher Ueberſetzung etwa folgendermaßen lautet:

Meinen jüdiſchen Denuncianten! Die gegen mich bei der hieſigen Stadthauptmannſchaft in der jüngſten Zeit eingelaufenen jüdiſchen 4 bis 5 anonymen Schreiben, wonach ich als ſtaatsgefährlicher Mann denuncirt wurde, veranlaſſen mich Euch Denuncianten durch dieſes hochgeſchätzte Blatt öffentlich zu erwidern, daß ich vielmehr ein judengefährlicher und dann erſt recht ſtaatsnützlicher Mann werden kann, wenn Ihr dieſe frechen Angriffe gegen mich fortſetzen würdet, denn was ich thue, thue ich offen und unerſchrocken und zwar für das allgemeine Wohl, von welchem Standpunkte ich bis zur Vollendung des Kulturkampfes nicht weichen werde. Daß ich die Ideen Iſtóczy's die darauf abzielen, die Löſung der Judenfrage von Staatswegen zu erreichen, offen propagire, iſt ſelbſtverſtändlich, indem ich nie etwas im Rücken meiner Gegner unternehmen oder geheim arbeiten werde, wie es Eure Eigenart iſt. Ich zweifle nicht, daß ſich das ganze Chriſtenthum, wenn auch noch nicht offen, ſo doch vorläufig ſtillſchweigend der Löſung der Judenfrage anſchließt und dieſe wie ein Mann unterſtützt, denn nur ein Blick auf die geſammten Völker, was ſehen wir? — daß Ihr aus Europa planmäßig einen Judenſtaat errichtet habt, deſſen Sturz herbeiführen, die Pflicht jedes vernünftigen und rechtſchaffenen Mannes ſein muß. Den Verfall Eurer Herrſchaft aufzuhalten wird ſelbſt die geſammte verjudete Preſſe, welche leider bisher verſtand, zur Unterſtützung ihrer Exiſtenz das Chriſtenthum anzulocken, in immer deutlicher zu Tage tretender Weiſe zu ohnmächtig und unvermögend, weil ihr die Maske vom Geſicht unbarmherzig herabgeriſſen wurde.

Zombor, am 6. Mai 1880.

Simon Stanojevits.

Dank für ſein mannhaftes Auftreten und Gruß ſendet demſelben Namens der Berliner Antiſemiten-Liga Otto Hentze.

Jüdiſche Blätter raiſonniren ſehr oft darüber, daß unſere Regierungen amtliche Bekanntmachungen in erſter Linie in conſervativen Blättern veröffentlichen. Wie machen es aber die Juden, wo ſie etwas mitzureden haben? — Der jüdiſche Stadtverordnete Arons in Bromberg hatte den Antrag geſtellt, „man möge in Zukunft die amtlichen Bekanntmachungen des Magiſtrats nicht in das Bromberger Tageblatt (ein entſchieden conſervatives und chriſtliches Organ) aufnehmen laſſen. Glücklicherweiſe hatten die braven germaniſchen Aelteſten der Stadt den Tact, daß man den Antrag des Juden Arons gegen deſſen eine Stimme ablehnte. Wir können nur hinzufügen: Was du nicht willſt, das man dir thue, das füg' auch keinem andern zu.

Die „Deutsche Reform" bringt in ihrer Nummer 25 das folgende Inserat:

„Es wäre interessant, zu erfahren, wem der Jude Emanuel Jacob, Dresden, Badergasse 6, in uneigennützigster Weise Geld umsonst geliehen hat. Noch interessanter aber ist es, daß alle Lobhudeleien anonym veröffentlicht werden. **Ein 61procentiger.**"

Race und Geschäft, sowie dessen „Praktiken", sind genügend gekennzeichnet.

Gelegentlich des Goethe-Bankets hatte der Kunstprofessor Grimm erklärt, mit Literaturjuden à la Auerbach und Lindau setze er sich nicht an einen Tisch; beide Herren zogen es denn auch in einer Anwandlung von Schamgefühl vor, fernzubleiben.

Oesterreich-Ungarn. — Die Juden und die Wehrpflicht. Ueber dieses Kapitel erhält das Wiener „Vaterland" aus Lemberg d d. 7. Mai einen eingehenden Bericht, in welchem es heißt: Es sei statistisch festgestellt worden, daß in Galizien die Hälfte der Ziffer der militärdienstfähigen Juden von der christlichen Bevölkerung gedeckt werden muß. Vor wenigen Jahren sind in der Stadt Stanislau in dieser Hinsicht sehr interessante jüdische Manipulationen entdeckt worden und in diesem Jahre sind wieder nicht weniger erbauliche Vorgänge in dem Städtchen Horodenka zu Tage gefördert worden. In letzterem Orte hat der jüdische Kaufmann Todrus Kugelmaß einen jüdischen Verein zur Befreiung jüdischer wehrpflichtiger Jünglinge vom Militärdienste gegründet, zu welchem Zwecke er den Assentirungspflichtigen bestimmte Geldsummen abverlangte, die ihm auch bereitwillig gezahlt wurden. Als nun aber mehrere tapfere Juden, welche die Contribution erlegt hatten, nichtsdestoweniger assentirt wurden, kam man dahinter, daß Todrus Kugelmaß einen Theil des Geldes seiner Bestimmung entzogen und für sich verwendet hatte. Die auf diese Art Beschädigten haben nun am 14. März d. J. von dem ganzen Treiben des Todrus Kugelmaß und des von ihm gegründeten und geleiteten Vereins der Bezirkshauptmannschaft von Horodenka Bericht erstattet und denselben wegen Betrug angeklagt. Die Bezirkshauptmannschaft hat sofort die Verhaftung des Vereinspräsidenten angeordnet und eine diesbezügliche Untersuchung eingeleitet. Das hiesige Publicum ist auf den Ausgang der Angelegenheit sehr gespannt.

Den Herren Einsendern von Material für den „Judenspiegel" (besonders v. P. in N., H. in E., Poststt. Traunstein, Alberschweiler, Cassel 2c.) unsern verbindlichsten Dank.

Fernere Zusendungen von Beiträgen für „Deutsche Wacht" und „Judenspiegel" bitten wir, adressirt an die Redaction derselben: Berlin, N.O., Friedenstr. 15 zu expediren.

Redaktion und Verlag: Otto Henze, Berlin NO., 15. Friedenstraße.
Druck von Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Der Reichsbote

Auflage 10,000

ist die **billigste**, täglich erscheinende Zeitung Berlins;

kostet vierteljährlich nur 3 Mark, monatlich 1 Mark.

Die Post und alle Spediteure, sowie die Expedition des Reichsboten (Königgrätzerstr. 15) nehmen Bestellungen auf den Reichsboten an.

Der Reichsbote dient lediglich dem wahren Wohl des Volkes. Schutz und Förderung der nationalen, redlichen Arbeit, Kampf gegen Wucher- und Ausbeuterthum, Erhaltung und Kräftigung des deutschen Mittelstandes, Verbesserung der Lage der Arbeiter, Erhaltung und Kräftigung des Reiches, **Treue** zu unserem geliebten Kaiser, Pflege von Kirche und Schule zur Pflanzung von Frömmigkeit, Sittlichkeit und Bildung als den Grundlagen alles Volksglücks, — das ist die Parole des Reichsboten. Der Reichsbote ist der Freund alles Guten und Edlen und ein Feind alles Bösen und Schlechten. Edle, populär gemeinverständliche Sprache, klare Uebersichtlichkeit in den politischen Tagesberichten, Feuilleton mit guten Erzählungen, Berliner Lokalnachrichten u. s. w. zeichnen den Reichsboten aus. Wer eine gute, billige Zeitung wünscht, dem empfehlen wir den Reichsboten.

Bei der großen Verbreitung des Reichsboten in einem meist wohlhabenden Leserkreise ist derselbe auch zur wirksamen Verbreitung von Inseraten vorzüglich geeignet.

Verlag von Hermann Polenz, Berlin S., Prinzenstr. 61, I.

Seit Januar 1880 erscheint:

„Die Wahrheit,"

Humoristisch-satirisches Wochenblatt mit Illustrationen.

Redigirt von ***H. de Grousilliers.***

Wöchentlich 1 Nummer, reich illustrirt, 1—2 Bogen stark.

Preis pro Quartal 2 Mk.; einzelne Nummer 20 Pf.

Die „Wahrheit" hat sich ernstlich bestrebt, das gesteckte Ziel:

eine bisher schmerzlich empfundene Lücke im Kampf gegen das liberale Phrasen- und Manchesterthum auszufüllen,

zu erreichen und hat sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens in allen **vaterlandsliebenden** und **religiös** gesinnten Kreisen zahlreiche Freunde erworben. Besonders auch die **Illustrationen** sind **Meisterwerke humoristischer, satirischer Zeichnung,** voll treffender Charakteristik.

Dem zersetzenden Einfluß der **liberalen Witzblätter** (**Kladderadatsch** etc.) auf Religion und gute Sitte entgegenzuwirken, wie es die **„Wahrheit"** mit Erfolg thut, ist von **größter Wichtigkeit** u. ersuchen wir deßhalb alle Freunde und Gesinnungsgenossen um thatkräftige Unterstützung und Verbreitung der „Wahrheit". **Probenummern** liefert die Verlagshandlung gratis und franco. **Bestellungen** nehmen alle **Postanstalten** und **Buchhandlungen** entgegen; mit 1. Juli 1880 beginnt ein neues Quartal.

In **Otto Henke's Verlag** in **Berlin NO.**, Friedenstr. 15 sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Ein Appell an das Deutsche Volk. Rede des Reichskanzlers Fürst von Bismarck bei Gelegenheit der Eröffnung der Zoll- und Steuerdebatten im Deutschen Reichstage am 2. Mai 1879. Preis eleg. brosch. 25 Pf.

Ein zweiter Appell an das Deutsche Volk, insbesondere an die Deutschen Landwirthe. Rede des Deutschen Reichskanzlers Fürst von Bismarck bei Gelegenheit der Berathung der Getreidezölle im Deutschen Reichstage am 21. Mai 1879. Preis eleg. broschirt 40 Pf.

Für die wirthschaftliche Entwickelung des Reiches sind diese Reden von höchster Bedeutung; jeder Deutsche, er möge den Zoll- und Steuerreformen des Reichskanzlers zustimmen oder ihnen widerstreben, hat die Pflicht, dieselben ihrem vollen Wortlaut nach kennen zu lernen.

Naudh, H., Israel im Heere. (Separat-Abdruck aus: Die Deutsche Wacht [Organ der antijüdischen Vereinigung.]) Preis eleg. brosch. 50 Pf.

Neu-Palästina oder **Das verjudete Deutschland.** Ein milder Beitrag zur Kenntniß der Judenherrschaft im sogenannten „Deutschen" Reiche. Von einem Konservativen. 2. Auflage. 3¼ Bog. gr. 8°. Preis eleg. brosch. 90 Pf.

Statut der Anti-Semiten-Liga zu Berlin. Preis 50 Pf.

Der Ertrag fließt in die Kasse der Liga für Agitationszwecke.

Waldegg, Egon, Judenhetze oder Nothwehr. Ein Mahnwort. 2. Aufl. 2 Bog. gr. 8°. Preis 60 Pf.

v. Wedell, R. A. C., Vorurtheil oder Berechtigter Haß. Eine vorurtheilslose Besprechung der Judenfrage. 3 Bog. gr. 8°. Preis eleg. brosch. 1 Mark.

Naudh, H., Minister Maybach und der „Giftbaum". 2⅛ Bog. 8°. Preis eleg. brosch. 50 Pf.

Marr, Wilh., Der Weg zum Siege des Germanenthums über das Judenthum. Ein Mahnwort an die Deutschen nichtjüdischen Stammes aller Confessionen. Mit Schlußwort: „An die Juden in Preußen." 4. Aufl. von: Wählet keinen Juden. 3 Bog. Preis eleg. brosch. 90 Pf.

Max Badung, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Band I. Heft 10.

Die Deutsche Wacht.

Monatsschrift für nationale Entwickelung.

Inhalts-Uebersicht:

Der jüdische Messias, Lord Beaconsfield, und seine Politik.
Wahrheiten über die Juden in Oesterreich. (Offener Brief an Dr. Jellinek in Wien.)
Die drei legitimen Faktoren des Staates und das Judenthum.
Die christlich-sociale Arbeiterpartei im Jahre 1879/80.
Kleinere Aufsätze. Shylok kein Jude? — Correspondenz aus Mannheim.
Recensionen.
Beiblatt: Judenspiegel. Nr. 3.

Berlin NO., 1880.
Otto Hentze's Verlag.
15 Friedenstraße.

Avis an unsere Leser!

Im Interesse der Sache, die wir vertreten, bitten wir unsere Freunde und Abonnenten in ihrem Bekanntenkreise für die „Wacht" durch Werbung neuer Anhänger die regste Thätigkeit entfalten zu wollen.

Wir sind umsomehr auf diesen Weg angewiesen, da die Judenpresse fortlaufend über uns schweigt, unsere Prospekte nicht beilegt, Aufnahme von Inseraten verweigert resp., wie dies schon mehrfach geschehen, uns todt sagt. Der Buchhandel ist mehr oder weniger verjudet und können wir deshalb von ihm nur geringe Propaganda für unsere Sache erwarten.

Wir stellen zur Erleichterung der Bemühungen jede gewünschte Zahl von Prospekten und Probeheften bereitwilligst portofrei zur Verfügung.

Beschwerden über unpünktlichen Empfang der Hefte bitten dringend uns anzeigen zu wollen. Wir werden in jedem Falle Abhülfe schaffen.

Redaction und Verlagshandlung.

Die Deutſche Wacht.

Juli 1880.

Der jüdiſche Meſſias, Lord Beaconsfield, und ſeine Politik.

In der Allgemeinen konſervativen Monatsſchrift, April 1880, ſchreibt der klarſichtige Verfaſſer des geſchichtlichen Monatsberichts: „Daß die engliſche Wahlbewegung uns nun aus dem Geſichtspunkt der auswärtigen Politik, d. h. im Intereſſe des Weltfriedens intereſſiren kann, braucht denen nicht erſt bewieſen zu werden, die wiſſen, was ſie von dem Konſervatismus des Lord Beaconsfield und der modernen Tories überhaupt zu halten haben. Vollends wird uns jede Parteinahme für dieſe letzteren durch den Eifer verleidet, womit das internationale Semitenthum allenthalben für die Sache des Landsmann-Premierminiſter zu wirken befliſſen iſt. Faſt ohne Ausnahme treten die Organe dieſes Weltrings, der doch grundſätzlich (?) dem Liberalismus huldigt, für die engliſchen Konſervativen in die Schranken; von der Neuen Freien Preſſe und der Nationalzeitung bis zum Berliner Tageblatt kämpfen ſie für den Semiten Disraeli gegen den Arier Gladſtone.“

Wir ſtellen dieſe Bemerkung mit Vergnügen deshalb an die Spitze unſerer nachfolgenden Beobachtungen, weil ſie zeigt, daß es bei uns an richtigem Einblick in die künſtlich verdunkelte Sphäre der jüdiſch-britiſchen Politik nicht fehlt. Leider fehlt dieſe Einſicht in der deutſchen Zeitungspreſſe auf liberaler Seite gänzlich; mag dies nun daher rühren, weil die Redaktionen ſich von dem aus Börne und Konſorten aufgeſogenen kosmopolitiſchen Liberalismus nicht frei machen können, oder daher, weil ſie den Juden als ſchätzbaren Mitgliedern der liberalen Partei nicht an den Wagen fahren mögen, oder weil ſie zu ſehr unter der Impreſſion

der goldenen, gemünzten, jüdiſchen und jüdiſch-britiſchen Beredſamkeit ſtehen und ſich deshalb nichts daraus machen, den deutſchen Zeitungslesern die Augen über die wahren Feinde des Deutſchen Reichs zu verblenden. Keine Regierung weiß ſo gut, wie die britiſche, den Werth der öffentlichen Meinung, die ſich in der Preſſe darſtellt, zu würdigen, eben weil in England die öffentliche Meinung durch die Preſſe eine gefürchtete Macht iſt.

Auf diejenigen unſerer Blätter und Blättchen, Anzeigen und Nachrichten u. ſ. w., die gar keine eigene Einſicht haben und ſich begnügen, aus den größeren, der Kölniſchen- oder National-Zeitung u. ſ. w., ihre Spalten zu füllen, die ſich nur einen Leſerkreis ſichern wollen indem ſie Intereſſantes, Packendes, Emotionelles abſchreiben, auf dieſe leider in allzugroßer Zahl bei uns beſtehenden elenden Preßexiſtenzen dürfen wir, ſo großen Schaden ſie anrichten, nicht Rückſicht nehmen; denn, Herr, ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Ihre Inkonſequenz und ihre ſogenannte Intelligenz, als durchſchnittliche deutſche Intelligenz gedacht, iſt ſo ſehr zum Erbarmen, daß man ſich in dieſer Beziehung einem Engländer, Franzoſen, Italiener, ja ſelbſt einem Ruſſen gegenüber ſchämen möchte, ein Deutſcher zu ſein.

Wenn nun der Verfaſſer der Eingangs citirten Worte alſo fortfährt: „Und ſchon deshalb, weil ſie es thun, möchten wir den Sieg des erſteren (Beaconsfield's) für ziemlich zweifellos anſehen; denn ſie haben den Inſtinkt des Erfolges und ſie täuſchen ſich nicht darüber, wie denn ihr eigenes Glück in der Welt zum großen Theil damit zuſammenhängt, daß ſie ſich im Kampf für eine verlorene Sache niemals kompromittiren", ſo können wir mit ſo viel mehr Genugthuung die Niederlage, die ihnen die jetzt vollendeten Parlamentswahlen beigebracht haben, regiſtriren und uns des Gladſtone'ſchen Sieges freuen wegen der Folgen, die er haben wird, nämlich erſtlich der Sicherung des Weltfriedens, zweitens der Diskreditirung der aus jüdiſch-britiſcher Politik verübten politiſchen Handſtreiche, drittens der Redreſſirung der gegen ſchwächere Staaten zur Förderung des britiſchen Imperialismus ausgeübten ſchändlichen Gewalt, viertens für England wegen der Ernüchterung aus dem jingoiſtiſchen Größenwahnſinn und Rückkehr zu den alten Bahnen ruhigen civiliſatoriſchen Fortſchritts, und fünftens für Deutſchland wegen der Erleichterung von dem Alpdruck, den das übermüthige, durch gnädiges Gewährenlaſſen von oben her nur allzufrech gewordene Gebahren des literariſchen und finanziellen Semitenthums bereits ſehr fühlbar auf unſer geſellſchaftliches, geiſtiges und politiſch-nationales Leben ausgeübt hat.

Beſagter ſemitiſcher Uebermuth, der die Verachtung germaniſchen Weſens immer deutlicher herauskehrt, hatte ſeine Stütze nicht blos in dem ungeheuren Gelingen, das die ſemitiſche Race in der Miniſterpremierſchaft des Lord Beaconsfield feierte, ſowie in der Ascendenz, die dieſer, ihr neuer Meſſias, über die ganze übrige Welt nach ihrer und ſeiner Meinung beſaß, ſondern auch in dem Bewußtſein der jüdiſch-nationalen intellectuellen Ueberlegenheit über alle modernen Culturnationen. Was dem zum neuen Meſſias des auserwählten Volkes zugeſtutzten ehemaligen Romanſchreiber und Parlamentarier Disraeli an reeller Ascendenz oder Ueberlegenheit über alle Staatsmänner und Staaten fehlte, dem wurde durch die Reclame des jüdiſchen Weltrings nachgeholfen, und insbeſondere dem deutſchen Michel, der zu Zeiten ein wenig denkfaul iſt und ſich allzuſehr auf die Ergebniſſe ſeiner gelehrten Studien verläßt, wurde in Bezug auf die Weltlage und die in derſelben waltenden Triebkräfte ſo viel Sand in die Augen geſtreut, daß er eine geraume Zeit lang weiter nichts ſah, als die ihm vorgeſtellten jüdiſchen Phantasmagorieen, welche den Zweck hatten, die Größe des heldenhaften ſemitiſchen Staatsmannes noch größer erſcheinen zu laſſen und der politiſchen, jüdiſch-britiſch-imperialiſtiſchen Idee zu Hülfe zu kommen.

Für die Ausführung dieſer Idee lag viel daran, daß Vetter Michel ſich mit ſeinen Nachbaren nicht vertrug, daß er Gefahren witterte, die ihm von Oſt und Weſt her drohten, daß er dieſe Gefahren in einem künſtlich vergrößerten Maßſtabe ſähe, ſo daß er die reellen, von anderer Seite her ihm und ſeinen Intereſſen drohenden Gefahren überſähe.

Wir wiſſen, daß Rußland uns nicht wohl will, weil es Deutſchland nicht mehr zu ſeiner Provinz machen kann, worauf es ehedem ſtark gerechnet hatte, und wir wiſſen, daß Frankreich uns grollt, weil wir ihm Metz und Straßburg wieder abgenommen haben; aber vom Uebelwollen bis zur Beſchließung gemeinſchaftlicher Raubtheilung iſt noch eine große Strecke. Wieviel unnützer Staub iſt aber nicht in jüdiſchen oder jüdiſch-inſpirirten Blättern über die ruſſiſchen und franzöſiſchen Rüſtungen und Verabredungen gegen uns aufgewirbelt worden. Was unterdeſſen in Großbritannien vor ſich ging, wie dort heimlich an der Aufzimmerung des Imperialismus gearbeitet wurde, was dieſer für ein Wachsthum aus einer feindlichen Verwicklung Deutſchlands mit Rußland oder Frankreich gewinnen konnte, das ſah Vetter Michel nicht; die geſcheuten ſemitiſchen Pfiffiker ſahen es, rieben ſich in heimlicher Freude die Hände, verriethen aber nichts und deckten es vor Michel's Augen zu. Die Vertrauensſeligkeit Michel's, der nicht einmal fragte, woher es komme, daß ſeine

Juden und Zeitungsschreiber, die sonst immer liberal gewesen waren, jetzt in Bezug auf England den Spieß umdrehten und für Beaconsfield gegen Gladstone zu Felde zogen, kann Einem in der That ein mitleidiges Lächeln abnöthigen. Wäre er bei seiner Vertrauensseligkeit nicht auch zugleich so bedächtig, so hätte große Gefahr entstehen können. Es kam nicht zu dem Blutvergießen auf dem europäischen Festlande, aus dem der Jingoismus und Imperialismus sich zu höherem Wachsthum hätten befruchten können; es kam vielmehr zu einer Prüfung der hohlen Blase, auf welche die Juden ihre messianischen Erwartungen gegründet hatten; die Blase ist bei der ersten ernstlichen Befühlung geplatzt, und es ist nichts mehr mit dem Messias Beaconsfield; die Parlamentswahlen haben ihn gerichtet, den Staatsmann ohne Gleichen, den Staatsmann jüdischer Reclame; er ist ein altersschwacher, kampfesmüder Greis, der mit der Auflösung des Parlamentes, mit der Entlassung seiner Majorität das Gewehr in den Graben geworfen hat und in allen Beziehungen wohl thun würde, sich für den Rest seines Erdenlebens in's Privatleben zurückzuziehen.

Als die Fluthen des Beaconsfield'schen Imperialismus noch hoch gingen, war das Räsonnement, womit Deutschland gegen die Liberalen Großbritanniens eingenommen wurde, folgendes: das Gladstonesche Cabinet bis 1874 hat der schneidigen Kraft ermangelt, um für Recht, Frieden und Ordnung in Europa einzustehen; im Falle Deutschland von Uebermacht angegriffen würde, hätte es von einer Regierung der liberalen Partei in England keine Hülfe zu erwarten; auch würde diese der Ausbreitung deutschen Einflusses auf die Balkanhalbinsel opponiren, weil sie mit der Selbstständigkeit der interessanten Nationchen in der Türkei coquettirt; sie würde dem Vordringen Rußlands bis an das Mittelländische Meer nicht kräftig begegnen; sie würde den weitestgehenden und die Reichseinheit auflösenden liberalen Bestrebungen in Deutschland und Oesterreich Vorschub leisten. Der leicht in Furcht gesetzte Philister bildet dies von den Juden aufgemachte Programm der britischen Liberalen weiter dahin aus: sie wird sich mit Rußland auf freundlichen Fuß setzen, um es von Indien abzuhalten, gegen Deutschland und Oesterreich intriguiren, mit Frankreich cooperiren und in einer gewissen Eventualität ein Auge zudrücken, wenn Frankreich sich für den Verlust von Metz und Straßburg in Belgien oder der Schweiz Ersatz holen will.

Der deutsche Zeitungspolitiker, dem solche Flöhe in's Ohr gesetzt werden können, steckt noch tief in den Begriffen der alten deutschen Bundespolitik. Er erinnert sich, daß in allen Zerwürfnissen zwischen

Deutſchland und Frankreich der Brite auf deutſcher Seite geſtanden hat; aber er weiß nicht, daß dieſe Kriege, in denen wir uns ſeiner Bundesgenoſſenſchaft erfreuten, großentheils ſeinen Intriguen verdankt wurden und daß ſie hauptſächlich zur Vergrößerung der britiſchen Macht geführt haben, daß die Schlachten für die Beherrſchung des Meeres durch die Engländer von Deutſchen am Rhein und um denſelben herum geſchlagen ſind. Er läßt ſich nicht träumen, daß das Deutſche Reich ſeit 1871 mit ſeinen Weltintereſſen andere Ziele haben muß, als der zwiſchen begehrlichen und mächtigen Nachbarn eingeklemmte, demüthige, ängſtliche Deutſche Bund, und daß es ſich nicht mehr dazu herleihen darf, den Kriegsbrand auf dem Continent von Europa zu unterhalten, damit ſich der Brite draußen in der Welt die beſte Beute ausſuchen könne; daß es ſehr wohl möglich iſt, daß Deutſchland für ſein und ſeiner Angehörigen Intereſſe einmal das Schwert gegen England ziehen muß, ſowie, daß eine Verbrüderung mit denen, die bisher als unſre Erbfeinde gegolten haben, gegen unſern vielbegehrlichen Erbfreund möglich iſt, wenn dieſer in ſeiner romantiſchen Schwindelpolitik beharren oder in ſelbige zurückfallen ſollte. Als Deutſchland nur ein Staatencomplex unter öſterreichiſcher Hegemonie war, war die politiſche Doctrin der Furcht vor Frankreich zeitgemäß. Nun aber die Furcht Kämmerchen gewechſelt hat, und Frankreich bei all' ſeinen Rachebravaden ſich eigentlich doch nur aus Furcht vor deutſchen Gewaltthaten bis an die Zähne bewaffnet, wohl wiſſend, daß es ſich an Metz und Straßburg den Schädel einrennen würde, falls es uns dort angriffe, paßt die Furchtdoctrin nicht mehr für uns, und ſie wird hoffentlich auch nicht in den höheren Sphären der deutſchen Politik, die über dem Nebel und Staub der untern Welt ſteht und die Verhältniſſe aus klarem Aether anſchaut, getheilt. Ebenſowenig kann die Rede davon ſein, daß wir Rußland zu fürchten hätten, wenn dieſes unſinnig genug wäre, uns auf die Menſur zu fordern, wenn ſchon ſeine Streitmacht doppelt ſo groß wäre, wie die deutſche. Denn Rußland hat in ſeinem Weſten ſeine empfindliche und weiche Seite, die wir bei einem Zuſammenſtoß mit ihm bald ſo aufgeriſſen haben würden, daß es von uns abhinge, ob es ſich verbluten ſollte. Der Friede der Welt wird weſentlich darauf beruhen, daß wir uns mit Frankreich vertragen, daß wir mit zu der Einſicht kommen, wie unſre beiderſeitigen coloſſalen Vorbereitungen zu einem künftigen Entſcheidungskampfe uns nur ſchwächen und den anderen die Arbeit leicht machen, durch welche Staaten zu Wohlſtand und Glück gelangen. Mit einer aufgeklärten franzöſiſchen Regierung iſt es nicht unmöglich in ein ſolches

Einvernehmen zu kommen, daß diejenige Partei, die uns verſchlingen möchte, ihren Groll gegen uns niederſchlucken muß. Deutſchland iſt trotz ſeiner eingezwängten Lage ſo mächtig, daß es ohne eigene Gefahr Frankreich etwas zu Gute thun kann, von Rückgabe Elſaß-Lothringens iſt natürlich nicht die Rede. Aber Frankreich könnte unter gewiſſen Umſtänden, z. B. durch britiſchen Imperialismus, leicht einmal in's Gedränge kommen, worin ihm an der Neutralität Deutſchlands Alles gelegen ſein würde und worin es unſre Unterſtützung mit Kußhand aufnehmen würde. Jetzt gedenkt es noch zu lebhaft des Schadens, den wir ihm vor zehn Jahren zugefügt haben, den es aber ſelbſt verſchuldet hat, weil es unvorſichtig mit dem Feuer ſpielte. Da nun die Feuerwecker, die monarchiſchen Parteien, kuſchen müſſen, kann die franzöſiſche Nation, die wir nicht für ſo unvernünftig halten müſſen, als wir früher verleitet wurden zu thun, ſich darauf beſinnen, — und anſcheinend thut ſie das, — daß ſie die weſentlichſten Intereſſen innerer und auswärtiger Politik mit uns gemeinſchaftlich hat, daß wir in Betreff der nicht gemeinſchaftlichen nicht miteinander collidiren, daß aber die entente cordiale mit Großbritannien ein elendes Kleiſterwerk iſt, unter deſſen Decke ihr Verbündeter vom Krimkriege ihr viel größeren Schaden thun kann, als der Verluſt von Metz und Straßburg beträgt.

Frankreich hat an Italien und Spanien unberechenbare Freunde; es wird im Norden, Weſten und Süden von der maritimen Uebermacht Englands überwacht, genirt und eingeengt. Wenn es zu ſeinem vollen Recht im mittelländiſchen Meer und der Levante kommen will, ſo muß jenes Meer aufhören ein britiſcher See zu ſein, und die ſtarken Wachtpoſten, die England in Gibraltar, Malta und Cypern vor den Thüren und an den Wegen der franzöſiſchen Schifffahrt und Handelswege ſtehen hat, müſſen weggeräumt werden. So wie die Dinge jetzt liegen, iſt Frankreich im Falle einer Entzweiung mit England weder ſeines Beſitzes in Nord-Afrika noch ſeines Einfluſſes in Vorder-Aſien und Egypten ſicher. Soll es, um dieſe nicht auf's Spiel zu ſetzen, England ſtetig bei guter Laune erhalten? ruhig mit anſehen, wie dieſes ſeinen Einfluß auf Koſten Frankreichs im Orient immer weiter ausdehnt? Wer kann glauben, daß franzöſiſche Staatsmänner, wie Gambetta und Freycinet, das Beengende und Beſchämende dieſer Lage nicht empfinden? Es war darauf zu wetten, daß, wenn das Torykabinet in England am Ruder blieb, über kurz oder lang Frankreich mit ihm einen ernſthaften Gang gemacht hätte, falls es der Neutralität Deutſchlands ſicher war. Und was hätte uns, die wir von England ähnliche Beengung leiden, bewegen können, Frank-

reich zu hindern, sich aus der Umstrickung der britischen Boa constriktor zu befreien? Von dem liberalen Kabinet Englands hat Frankreich solche Reizungen nicht zu fürchten, wie der heimliche Ankauf des Suezkanals, die Erschließung Cyperns und die Wortbrüchigkeit in Betreff der Grenzregulirung zwischen Griechenland und der Türkei waren: Dinge, worüber Gambetta dem britischen Kabinet schon sehr harte Wahrheiten hat sagen lassen, wie z. B., daß dieses das Vertrauen in seine Rechtschaffenheit bei den übrigen Regierungen verloren habe. Ein liberales englisches Ministerium würde wahrscheinlich nicht einmal scheel sehen, wenn Frankreich seine Besitzungen in Nord-Afrika auf Kosten von Tunis und Marokko vergrößerte und vom Senegal aus sich in Hochsudan ausbreitete; es wird wahrscheinlich auch von dem Protektorat über Klein-Asien freizukommen suchen, das Frankreich ebenso wohl zustände, wie England, aber die größte aller Beaconsfield'schen Seifenblasen ist.

Die vorstehenden Bemerkungen, die dem philisteriösen Zeitungspolitiker wie politische Ketzerei vorkommen werden, enthalten schon einige Andeutungen über die Ascendenz, zu deutsch: das Uebergewicht, das der toristische Premier durch das von ihm zu konstituirende britische Kaiserreich über die übrigen Staaten der Erde geltend zu machen gedachte. In Hinsicht auf Frankreich ist diese Ascendenz vorhanden, das ist unleugbar, obschon sie nicht britischen Anstrengungen verdankt wird. Die Franzosen müssen es tief empfunden haben, wie mit ihnen, als einer Macht zweiten Ranges, gerechnet wurde, wie alles früher der kaiserlichen Regierung gewidmete empressement jetzt dem deutschen Reichskanzler entgegengetragen ward. Mac Mahon und Waddington können davon nachsagen. Was Rußland anbetrifft, so war eine Ascendenz über dieses nicht so leicht zu gewinnen, und sie ist auch nicht gewonnen. Denn nicht vor den Renommistereien Beaconsfield's ist Rußland vor Konstantinopel zurückgewichen, und die Erwerbung von Batum und Kars, die Wiedergewinnung von Bessarabien, die Erstreckung des russischen Einflusses über Rumelien bis vor die Thore von Konstantinopel sind Zugeständnisse, die England großsprecherisch ausdrücklich verweigert hatte und für eine werthlose Gegenkonzession nachträglich zugeben mußte. — Es ist kaum anzunehmen, daß Beaconsfield, der über die Brauchbarkeit Cyperns als britischer Besitzung belehrt sein mußte, da ja die Engländer überall gut Bescheid wissen, diese Insel als eine ausreichende Kompensation für die aufgewandten Kosten der Renommisterei angesehen habe; sie war nur erworben, um den Jingoismus zu befriedigen und zu schärfen. Und als er auf dem Berliner Kongreß, wo die Rede auf die Nothlage Klein-

Aſiens kam, den mit der Pforte abgeſchloſſenen Kontrakt aus der Taſche holte und vorlegte, durch welchen England ſich die Sorge für eine geordnete Verwaltung dieſes Landes übertragen ließ, da hat ſicherlich manches Kongreßmitglied über dieſe zweite Büchſe voll Streuſand für die Augen der Jingos ſich nicht des Lächelns erwehren können. Während er darauf, vom Kongreß zurückkehrend, den triumphirenden Einzug in London hielt, wobei er die denkwürdigen Worte ſprach: „We return bringing peace with honour“, thaten die Türken ſchon alles Mögliche, um Anatolien abſcheulich niederzuwirthſchaften, erſchwerten dem britiſchen Geſandten jeden Schritt, behandelten ihn wie einen aufdringlichen Gaſt und verhöhnten in ihren Blättern den Einfluß und die Freundſchaft Großbritanniens. Das war ärgerlich, aber zugleich lächerlich. Schärfer aber war die Ruthe, die Rußland dem eitlen und reizbaren britiſchen Premier band, in Pfeffer und Salz war ſie gelegt, indem es die berühmt gewordene Geſandtſchaft an den Emir von Afghaniſtan ſandte, durch welche die britiſche Regierung zu unerhörten Dummheiten und Verſchwendungen verleitet ward. Es war für den britiſchen Löwen immer noch Zeit genug, dem ruſſiſchen Koloß in Afghaniſtan entgegenzutreten, wenn dieſer erſt einen Fuß in das Land geſetzt haben würde. Nun ſtehen die Briten da nach wiederholten Feldzügen und Siegen, nach niederträchtiger Henkerarbeit, verübt an den Vertheidigern ihres Landes, umſchwärmt von den rachegierigen und nie wieder zu befreundenden Afghanen, 70,000 Mann ſtark, ohne eigentlich das Mindeſte von Vortheil gewonnen zu haben, und begierig, mit einem bloßen Schein von Ehre wieder abzuziehen, „ſobald die Afghanen ſich über einen Emir geeinigt hätten“, als wenn das die Schwierigkeit wäre, zu deren Löſung ſie gekommen ſind. Die Finanzen Indiens ſind auf Jahre durch die Koſten dieſes Krieges zerrüttet, die Indier ſind durch Verletzung ihrer zugeſicherten Rechte tief verſtimmt, die Mißwirthſchaft des Vicekönigs erinnert an die ſchlimmſten Zeiten der Regierung der oſtindiſchen Kompagnie. Wenn Rußland dieſe Folgen ſeiner Geſandtſchaft nach Kabul vorhergeſehen hat, wie ſteht es dann mit der Ascendenz Großbritanniens? Und doch iſt die Prätenſion derſelben in dem Briefe an den Herzog von Marlborough eine ſeiner letzten öffentlichen Aeußerungen jüngſten Datums, ſo daß man verſucht ſein kann, zu glauben, daß er ſelbſt an die Lügen glaubt, die er der britiſchen Nation ſo oft weiß zu machen geſucht hat.

Wenn es ſchon windig mit der prätendirten Ascendenz über Rußland ausſieht, ſo ſteht es noch windiger mit derjenigen, die der hochſtehende Windbeutel ſich abmerken ließ, auch über Deutſchland und

Oeſterreich erlangt zu haben. Gelegentliche Aeußerungen thun dar, daß er ſich als den eigentlichen „Macher“ des Berliner Kongreſſes aufſpielen wollte, und daß er ſich den deutſchen Staatsmännern gewachſen fühlte. Es ſcheint ihm nie auch nur die Ahnung aufgeſtiegen zu ſein, daß er ſich im Grunde ziemlich närriſch benommen habe, und daß er wie ein gefährlicher Narr mit einem gewiſſen Maaß von Schonung behandelt worden ſei. Er hatte kein Bewußtſein davon, daß er eigentlich nur jenen kaiſerlichen Staatsmann kopirte, den alle Welt als gefährlich klug ausſchrie, Ihn, den Fürſt Bismarck an der Tafel zu Verſailles für dumm erklärte und dem er den Schulmeiſterton von ehemals eintränkte. Merkwürdig iſt, wie Er von dem Kladderadatſch richtig gewürdigt wurde; dieſer aber für ſeine Kopie nur Bewunderung und ſcheue Ehrfurcht zeigte — oder heuchelte. Spaßhaft und charakteriſtiſch aber iſt die Manier, wie Lord Beaconsfield den ſilbernen Ehrenkranz, den ein verſchrobener Kopf zur Belohnung des Siegers von Berlin auf Subſkription zu Stande gebracht hatte, barſch ablehnte, ſpäter aber bei zufälliger Begegnung dem närriſchen Veranſtalter die Hand mit den Worten gab: „nun habe er ja wohl erhalten, wonach er ſich geſehnt.“ Als der ſo doppelt Gekränkte ſich gegen einen Amtskollegen des Lord Beaconsfield darüber beklagte, ſoll dieſer ihm geantwortet haben: „Blood will out“, zu deutſch: der Semit verläugnet ſich nicht. Doch war der Semit den Tories gut genug, um von ihnen als Faktotum gebraucht und als Popanz dem Volke hingehalten zu werden. Seine Lebensweiſe wurde wie die einer hochfürſtlichen Perſon auf Schritt und Tritt erſpäht und erzählt; in einem Toryblatt war noch im vorigen Sommer zu leſen, daß Lord Beaconsfield geruht habe, in einer Straße von London ſich luſtwandelnd zu zeigen. Der Schwindel der königlichen und der Volksgunſt ſtieg ihm ſo zu Kopfe, daß er à la Louis XIV. mit einem Händedruck eine hohe Auszeichnung zu verleihen meinte.

Wenn die von ihm erſtrebte Aſcendenz der britiſchen Regierung über die monarchiſchen Großmächte von Europa ſchon ganz imaginär war, ſo wurde ihm durch das Fiasko, welches ihm die Parlamentswahlen bereitet haben, die Mühe erſpart, das Uebergewicht ſeines Genies und der britiſchen Macht auch über die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu probiren, auf deren Demüthigung er es vielleicht noch mehr, als auf diejenige Rußlands abgeſehen hatte. Wir treten hiermit dem Centrum der Beaconsfield'ſchen Idee näher, und es wäre daher hier der Ort, um über die eigenthümliche Natur und Entwickelung dieſes durch eine ſeltene Gunſt der Umſtände ſo hoch geſtiegenen Menſchen ein Wei-

teres beizubringen, wenn nicht schon über ihn, wie über seinen Stammverwandten Ferd. Lassalle, eine ganze Bibliothek geschrieben wäre; wir verweisen daher lieber auf die letzte gelungene Charakteristik, die Brandes von ihm gegeben hat, die sich auch in England großen Beifalls erfreut. Wir haben hier mit dem Romanschreiber Disraeli nichts zu thun, noch haben wir nachzuweisen, wie sich an ihm die Wahrheit des Goethe'schen Aperçus erfüllte, daß, was man in der Jugend sich wünscht, man im Alter in Fülle habe. Wir erinnern uns einer gelegentlichen Bemerkung über ihn als aufgehendes parlamentarisches Licht, die Lothar Bucher im Anfang der fünfziger Jahre aus London in das Feuilleton der damals noch nicht in jüdischer Regie befindlichen Nationalzeitung sandte und die im Wesentlichen besagte, daß es ihm, Disraeli, nicht darauf ankommen würde, die Erde zu Pulver zu verbrennen, wenn er damit seine Eitelkeit und Ehrgier befriedigen könne. Dies Urtheil hat sich vollständig bewahrheitet. Disraeli hatte unter den Flügeln des irischen Agitators Oconnel seine parlamentarische Laufbahn begonnen, sich, so zu sagen, coulant gemacht und darauf seinem Beschützer so vergolten, wie jetzt die englische Judenschaft im Großen und Ganzen der liberalen Partei dafür vergolten hat, daß sie ihr das volle Bürgerrecht verschaffte. Späterhin, nachdem Disraeli schon von den Tories als Factotum engagirt war, hat die Revue des deux mondes einige treffliche Characteristiken von ihm gebracht, die auf das Ineinanderwirken des Dichters und des Politikers gehörige Rücksicht nehmen. Dem französischen Beobachter war er ein sehr durchsichtiger Character, und er würde dies auch vielleicht für Deutschland gewesen sein, wenn nicht sein literarischer Anhang semitischer Race so viel Gewölk um seine Gestalt gehüllt hätte, daß er da heraus wie aus olympischer Höhe auf uns gemeine Erdenkinder herunterblickt. Die ihn besser kannten, wußten ihm nachzuweisen, daß er nichts weniger als ein origineller Staatsmann sei, daß er keine eigne Ideen habe, daß er es nur der Armuth an Genies auf Seiten der Tories und der jeweiligen Zerfahrenheit der Liberalen verdankte, wenn er ans Ruder kam, daß er es gründlich verstand zu stänkern und die geplanten und begonnenen Reformen seiner Gegner zu adoptiren und unter seinem Siegel auszuführen. Was ihn von national-englischen Staatsmännern unterschied, war die seiner Race angehörige Sophistik und rabulistische Kritik. Die Ideendürre seines Kopfes hat sich denn auch in seiner letzten, jetzt verfließenden Amtsführung, die hoffentlich seine allerletzte sein wird, glänzend bewährt.

Als Factotum der Torypartei mußte er natürlich dieser ganz zu

Wunſche arbeiten und ehemalige radicaliſtiſche Velleitäten in ſich erſticken. Ein Hauptwunſch der Tories iſt es nun, möglichſt lange am Staatsruder zu bleiben, damit möglichſt viele ihrer nachgebornen Söhne in den Genuß der Stellen kommen, die ein Miniſterium immer zu vergeben hat. Die Politik einer Toryregierung iſt daher leicht geneigt, einen Zuſchnitt anzunehmen, der auf die Wahlen zum Parlament berechnet iſt, was der Engländer Wahlpolitiktreiben nennt, die den Wählern ſchmeichelt und ſie corrumpirt und die verwerflichſten Kniffe und Mannöver anwendet, um eine „Majorität von Gentlemen" zu erhalten.

Ein zweiter Hauptwunſch der Tories iſt die Demüthigung der liberalen Partei, des Liberalismus überhaupt, und mehr als Wunſch, vielmehr eine heimlich genährte glühende Leidenſchaft iſt dieſe Richtung oder, wenn man lieber will, Verirrung des toriſtiſchen Geiſtes in Bezug auf die Union der Demokratieen von Nordamerika. Entlaufene und frei gewordene Negerſklaven konnten von ihren Herren nicht gründlicher geſchmäht, verachtet und gehaßt werden. Bekannt iſt, wie die Tories für die Befriedigung dieſer Antipathie ſogar große Geldopfer brachten und daß ſie die privatim geübte finanzielle Unterſtützung der empörten Conföderation der Südſtaaten der Union während des Krieges über hundert Millionen Pfund Sterling gekoſtet hat. Mit dem Haß gegen die Yankees geht Hand in Hand der verachtungsvolle Haß gegen die Irländer, die ſich gegen toriſtiſche Plackereien fortwährend in ſcharfer Manier auflehnen, ſchnell fertig ſind mit Mund und Hand und dem toriſtiſchen Eigenthümer von irländiſchem Grund und Boden den Genuß deſſelben und ſeines Ertrages kürzen oder verleiden und ihm den Aufenthalt auf demſelben zur Hölle machen. Die Sympathie, welche Bruder Jonathan für Paddy an den Tag legt, erſcheint den Tories wie eine Impertinenz, und dies bewirkt nun, daß jener, der ſich nicht gerne etwas vorſchreiben läßt, für Paddy ſoviel ſympathiſcher iſt. Das Aufblühen der Union, das in jeder Hinſicht rieſig iſt, entlockt dem Tory manchen Fluch und Seufzer. Die Bevölkerung derſelben iſt ſeit dem Kriege von 36 auf 50 Millionen geſtiegen; die engliſchen Beſitzungen in Nord-, Central- und Süd-Amerika können als eine der Union geſicherte Beute gelten; das bedeutet nicht blos ſo und ſo viel fette Pfründen weniger für die adligen Engländer und Schotten, ſondern den dereinſtigen Zuſammenſturz der ganzen großbritanniſchen Herrlichkeit. Dieſer Kataſtrophe muß alſo vorgebeugt und die Abwehr der Yankees von Canada und Pertinenzen ebenſo energiſch, wie die der Ruſſen von Indien, betrieben werden.

Es war dies ſchon die Idee des letzten Cäſar, Napoleon III, und

wenn sie auch ein Anachronismus war, so gebührt ihm doch die Ehre der Erfindung. Etwas von einem Possenreißer und Marktschreier war auch in Louis Napoleon, der die Welt durch seine Gaukeleien zu täuschen meinte, dabei aber in einem geheimen Winkel seines Herzens einen ernstgemeinten Cultus mit den idées Napoleoniensis trieb, worin er auch ganz romantischer Narr war. Seine Idee, dem anschwellenden bürgerlich-germanischen Element der Erdbewohner eine compacte romanische Conföderation entgegenzustellen, erlitt jedoch bei dem ersten Versuch der practischen Ausführung in Mexico Schiffbruch. Der Ballon, der sein Luftschiff tragen sollte, platzte bei dem Zusammenstoß mit den kühnen Segeln der über ihre inneren lordlichen Feinde Herr gewordenen Union, er kam mit seinem Luftschiff jämmerlich zur Erde und in die pommerschen Fäuste Bismarcks. Dies tragische Ende des Erfinders hatte für Benjamin Disraeli nichts Abschreckendes, wie denn das Mißlingen großer Erfindungen einem günstigen Naturgesetz zufolge nicht verhütet, daß andere sich immer wieder darin versuchen. Unser Benjamin hatte in sich dieselbe Ader romantischer Ueberspanntheit, wie der gesunkene Cäsar, nur mit mehr Zusatz von Bajazzo, und der Beifall seiner Tories und des zerlumpten Haufens besaß für ihn so viel Werth, wie für Louis Napoleon das Zujauchzen seiner Soldateska. Er dachte von sich selbst groß genug und von der germanischen Race klein genug, um sich zuzutrauen, die napoleonische Idee in verbesserter Auflage zu verwirklichen; und doch machte er denselben Fehler, den Napoleon III. begangen hatte, denjenigen nämlich, seinen Ballon nicht stark genug zu machen. Der letztere hatte, um seinen großen Plan auszuführen, den sehr günstigen Zeitpunkt gewählt, wo die nordamerikanische Union in krampfhaftem Ringen mit den Südstaaten alle Hände voll hatte, wo sie die Monroedoctrin aufgeben zu müssen schien. Nur vertraute der neue Cäsar allzusehr seinem Glück, als er meinte, dieser günstige Moment sollte länger dauern, als er that, die Yankees sollten schlaffer fechten, als sie thaten, oder das rechte Fechten, das toujours en avant, gar nicht lernen. Er verrechnete sich hier in der germanischen Energie. Hätte er statt der 30,000 Mann, die er nach Mexico warf und womit er dieses und in der Folge die übrigen romanischen Staaten America's und Europa's an Frankreich zu binden hoffte, hunderttausend über den Ozean geschickt und wäre er damit den Conföderirten direct zu Hülfe gezogen: wer kann sagen, daß der Streich nicht gelungen, daß die Union nicht in engere Grenzen eingeschränkt und gezwungen wäre, den Aufbau ihrer Macht von vorne wieder anzufangen? England, auf dessen Cooperation

er Anfangs gezählt, das ſich ihm auch für eine Strecke des Weges angeſchloſſen hatte, kehrte bei Zeiten wieder um, als ihm die Luftſchifffahrt nicht ganz geheuer zu erſcheinen anfing, ſo gerne es auch einen Schlag gegen Bruder Jonathan gethan hätte; es zog ſich zurück, um auf eigene Hand den Yankees kleinlichen Abbruch zu thun, und beide, England und Frankreich büßten für die Zaghaftigkeit und die Niedrigkeit ihrer Unternehmung, indem ſie eine große Koſtenrechnung bezahlten. Deutſchland konnte mit dem Gewinn, den das Mißlingen des kaiſerlichen Luftſchiffers, das verlorene Preſtige und die in Unordnung gerathene franzöſiſche Armeewirthſchaft ihm zuwarfen, wohl zufrieden ſein; wir konnten mit Vergnügen vivat sequens rufen, haben auch, obwohl in anderem Sinne, dem Nachfolger Napoleon's in der politiſchen Aeronautik beſten Erfolg gewünſcht.

Als dieſer, der ſemitiſche Tory und Erzpfiffikus Benjamin, die verunglückte cäſariſche Idee wieder aufgriff, waren auch ihm die Umſtände ziemlich günſtig; die orientaliſche Verwickelung bot für die einzuſchlagende Politik die ſchönſten Vorwände, um hinter denſelben die Fahrt in Regionen, wo er nicht Beſcheid wußte, zu rüſten und dem Publikum zum Einſteigen Muth zu machen. An Mitteln fehlte es nicht. Ein Ueberſchuß von ſechs Millionen Pfund ſtand aus der Hinterlaſſenſchaft der abgetretenen Regierung vorläufig zur Dispoſition, und aus den Jingos der unteren und Mittelklaſſen des britiſchen Reichs ließen ſich Soldaten nehmen ſo viel wie Heu; das Vorbild der kontinentalen Armeekoloſſe wirkte anſteckend auf das Hirn der Inſulaner, ohne daß ſie ſich zu ſagen wußten, wozu ſie einer großen Landmacht bedürften, da Wellen und Eiſenpanzer ihre Küſten genugſam ſchützen. Benjamin machte ſich daher vertrauensvoll an die Arbeit, legte ſeine Werkzeuge zurecht, ſammelte ſein Material, ſtellte ſeine Gehülfen an und bald wurde ihm ſichtbar, über welche ungeheure Mittel er zu verfügen hatte, wenn er ſie nur richtig zu gebrauchen verſtanden hätte. Die ganze europäiſche Judenſchaft, in welcher er bereits früher meſſianiſche Hoffnungen erregt hatte, überzeugte ſich jetzt, daß er der wahre, ach! ſo lange vergeblich erharrte Meſſias ſei, der ſein Volk über alle Völker der Erde erhöhen und in deren Erbe einſetzen würde. Unendlicher Reichthum, unendliche Macht und unbegrenzte Rache für lange erduldete Schmach ſchien ihnen zugeſichert. Alſo ſchaarten ſie ſich um ihn, um ihm zu helfen, ihn zu ſchützen und zu verhüten, daß ihm andere nicht in die Karten guckten; die Konjuration war eine ſpontane, allgemeine und mit der Geheimthuerei des Freimaurer-Ordens ausgeführte. Man muß daher, meinen wir, zufällig in den

Kreisen der von der neuen Messiasidee erfüllten und darin eingeweihten Juden verkehrt haben, um zu hören, mit welcher Bewunderung und Ehrfurcht das auserwählte Volk von seinem Benjamin Disraeli sprach, zu sehen, wie die Vorhänge vor dem Allerheiligsten, wo sein erhabenes Bild aufgestellt war, mit geheimnißvollen und diskreten Mienen gelüftet wurden, in welchen ausschweifenden Spekulationen auf die Zukunft die auserwählte Gemeinde schwelgte. Es ist sonst schwer, die Einmüthigkeit, die Selbstverläugnung und den Enthusiasmus zu verstehen, womit die Messiasgläubigen sich für einen ungeheuren Schwindel abmühten. Alle konnten sie aber doch — sit venia verbo — „das Maul nicht halten"; B. Auerbach z. B. ließ sich das unvorsichtige Wort entschlüpfen, die Juden seien doch das intelligenteste Volk; ihre aristokratischen Ansprüche sollten damit gerechtfertigt werden. Mögen sie fortfahren, sich in diesem Glauben zu wiegen; sie werden dann um so sicherer von den plumpen Germanen angeschmiert werden, wie ihr unvergleichlicher Pfiffikus auf der Mensur der englischen Wahlen von Gladstone ausgeschmiert worden ist. Doch kehren wir zurück zu des ersteren Idee.

Wie gesagt, machte er als Luftschiffer Nr. 2 denselben Fehler, den Luftschiffer Nr. 1 ihm vorgemacht hatte; sein Ballon war nicht stark genug, sein Vorgehen nicht rücksichtslos genug, um gleich von vorne herein durch entschiedene Erfolge zu blenden. Sein gegen Rußland gezeigter Muth war von Bedenklichkeiten angekränkelt und wurde nicht von hinreichend starker äußerer Macht unterstützt; der englischen Flotte und der indischen Truppen auf Malta konnten die Russen vor Konstantinopel lachen. Afghanistan wäre vielleicht fester britischer Besitz, wenn es gleich zuerst von den 70,000 Mann besetzt wäre, die jetzt dort stehen, den Ausweg suchend. Ebenso hätte die Niederlage bei Isandela den Briten nicht passiren dürfen. Benjamin und seine gelehrigen Satrapen machten zu viel Flausen, zu viel Worte, wo Erfolg nur durch Eisen zu gewinnen war; er scheint zu sehr an die Zauberkraft seiner Rede geglaubt zu haben, er hoffte zusammenzusprechen, was zusammengeschmiedet werden wollte. In seinen Blättern war viel die Rede von der Herrlichkeit und Kraft des Elisabethanischen Zeitalters, das er herzustellen sich berufen fühlte; aber in seinen Thaten fehlte die Elisabethanische rücksichtslose Entschlossenheit. Daß er die Königin von England zur Kaiserin von Indien machte, war doch nicht mehr, als ein bloßer Redewitz.

Wenn der große Plan, der ihm vorschwebte, und der darauf beruhte, daß sämmtliche auswärtige Besitzungen Großbritanniens mit diesem zu einer Konföderation und gemeinsamer Verfassung verbunden würden, aus-

geführt worden wäre, so wäre allerdings das gewaltigste Reich der Erde geschaffen worden, dem kein anderes der vorhandenen einzeln hätte widerstehen können. Man stelle sich vor: die Länder des britischen Nord-Amerika von Newfoundland bis zur Vancouversinsel mit ihrem täglich erhöhten Bodenreichthum, die reiche westindische Inselkette, das britische Guyana, die südafrikanischen Kolonieen, beide Indien mit den Inseln im indischen Ocean, die australischen Kolonieen voll raschesten Aufschwungs, alle diese Länder mit Großbritannien und Irland durch Telegraphen und Dampferlinien in steter und schneller Verbindung, sich einander ergänzend und einander in Gehorsam erhaltend gegen das gemeinschaftliche Reichsparlament und die kaiserliche Spitze: der Gedanke mußte etwas Verführerisches haben, und es ist schwer zu sagen, ob er überhaupt ausführbar ist oder nicht, ob er sich mit demokratischen Verfassungen in den einzelnen Reichstheilen verträgt, oder eine oligarchisch-aristokratische Verfassung bedingt. Beaconsfield und seine Gehülfen glaubten entschieden das Letztere; dafür sprachen alle von ihnen getroffenen Maßnahmen; in Süd-Afrika, in Indien, in England selbst zeigen sie eine gründliche Verachtung gegen die Rechte von Volk und Parlament. Eine Reichsrepräsentation, die aus allen Erdtheilen sich in London versammelte, durch Kabel mit ihren Wahlkörpern korrespondirend, würde es den Lords und Bischöfen des Oberhauses, dem Ministerium und der kaiserlichen Puppe an der Spitze, nicht so sauer gemacht haben, ihren Willen geltend zu machen, wie es jetzt die im britischen Hause der Gemeinen versammelte Schaar von Engländern, Schotten und Irländern thut, die kein Blatt vor den Mund nehmen, dem Kabinet genau auf die Finger sehen und mitunter impertinent genug sind, zu ihm zu sagen: Wir können Euch nicht mehr brauchen, tretet ab und laßt Bessere das Ruder in die Hände nehmen. Ein Parlament aus aller Welt Enden, aus Krethi und Plethi, würde sich um die Wette an das regierende Kabinet verkaufen; das tausendjährige Reich der Lords, Bischöfe und Bankiers wäre dann fest gegründet.

Dies herrliche Projekt verrieth Lord Beaconsfield zuerst in gelegentlich hingeworfenen Aeußerungen, indem er sich über die Schwächlichkeit der Politik der Liberalen aufhielt; er ließ, wie gesagt, das Zeitalter der Elisabeth in romantischem Aufputz durch seine Skribenten preisen; später, bei dem Lord-Mayors-Banket 1879 gab er für dasselbe die viel bemäkelte und belachte Devise imperiam et libertas heraus, dann ließ er durch den Quarterly Review ausführlichere Enthüllungen folgen, wozu andere toristische Blätter den Chor bildeten, und zuletzt in dem berüchtigten Brief, der anstatt Wahlmanifestes bei Auflösung des Parlaments an

den Vicekönig von Irland, den Herzog von Marlborough ſchrieb, kondenſirte ſich die ihm vorſchwebende Idee in dem Ausdruck der Conſolidation der Cooperation ſämmtlicher Reichstheile und Kolonien mit dem Mutterlande. Er liebte es, große Worte und dunkle Ausdrücke zu gebrauchen, wiſſend, daß die Menge ſich durch das Abrakadabra imponiren läßt, daß der vulgäre Menſch aller Lebensſtufen dem Zauberer glaubt. Die consolidation of cooperation, ein Ausdruck, der viel Spott in den Zeitungen und Wahlreden aufgewirbelt hat, war nicht ein unfaßliches Ding, ſo wenig wie jenes imperiam et libertas, aber ein ſehr zweideutiges, da es ebenſowohl durch Entziehung der Selbſtſtändigkeit, als durch Gewährung derſelben bewirkt werden konnte. Die Neigung der Tories war jedenfalls auf Seiten der Entziehung, während Lord Beaconsfield ſeine Idee dem Pöbel dadurch mundrecht zu machen ſuchte, daß er ihm Rußland als den großen Popanz zeigte, den die britiſche Nation unſchädlich machen müſſe. Um dies zu bewirken, ſei das ſicherſte Mittel, die engere Zuſammenfaſſung der britiſchen Macht und die Erweckung des militäriſchen Geiſtes, den die gebildeten Klaſſen der Nation als Jingoismus bezeichneten und verachteten. Wie dies gemeint war, zeigte ſich darin, daß die Armee von Freiwilligen, die urſprünglich zur Abwehr einer Invaſion der Franzoſen gegründet war, aus Milizen mehr und mehr zu regulären Truppen umgebildet und zur Cooperation mit dieſen ausgebildet wurden, ſo wie darin, daß national-indiſche Regimenter, die nach dem beſtehenden Geſetz nicht außerhalb Indiens gebraucht werden ſollten, nach Europa geführt und die kanadiſchen Milizen ermuntert wurden, ſich der britiſchen Regierung zu beliebiger Verwendung zur Verfügung zu ſtellen. Wenn Großbritannien das Werbeſyſtem für das Heer aufgab, was bei der Fügſamkeit der toriſtiſchen Majorität des Parlaments denkbar iſt, wenn es in allen ſeinen weiten Gebieten die Konſcription einführte, ſein Indien mit Regimentern aus Kaffern und Hottentotten und mit auſtraliſchen Milizen beſetzte, ſo konnte es allein aus der ca. 200 Millionen ſtarken Bevölkerung Indiens ſo viele Truppen auf die Beine bringen, wie Rußland, Deutſchland und Oeſterreich zuſammen kaum zu ſtellen vermögen. Das zu thun, erforderte freilich ungeheure Summen; aber je mehr aufgewendet wird, deſto ſicherer iſt der Erfolg, der den Aufwand bezahlt. Daher ſangen die Jingos:

We do not want to fight,
By Jingo, if we do,
We have the men, we have the ships,
We have the money too.

Man muß zugeben, es war „System in diesem Wahnsinn", und wenn der Lord Beaconsfield allein seine Ideen auszuführen und seine Gehülfen dazu zu wählen gehabt hätte, so würde er sie mit napoleonischer Schonungslosigkeit der Realisirung näher gebracht haben. Er war aber nicht Herr der Lage, wie es der französische Konvent und Napoleon waren, als sie Frankreich in ein Heerlager verwandelten, sondern das zwar unentbehrliche, aber abhängige Faktotum einer Partei von Engländern, die nicht blind ihrem Leithammel folgen und denen der Parlamentarismus so im Blute steckt, daß sie über ihr ausgegebenes und auszugebendes Geld Rechenschaft fordern. Dem romantischen Luftschiffer ist durch solche Kollegen, wie Northcote und Stanley, die gewohnt sind, Alles auf seine praktische Bedeutung anzusehen, sicherlich das Leben oft recht sauer gemacht, und der große Plan der verbesserten Luftschifffahrt kränkelte an dem Kostenpunkt bereits lange, bevor er durch die Wahlen zum Scheitern gebracht ist.

Uebrigens würden auch die anderen Mächte der Erde, wenn ihnen die britische Ascendenz als mehr, denn ein Hirngespinst des britischen Premier, als eine feste Realität entgegengetreten wäre, sich schon geeinigt haben, um Großbritannien auf seine ihm gebührende Stelle zurückzuweisen. Das ist nachgerade ein Gesetz der historischen Entwickelung seit den Zeiten der spanischen Weltmonarchie geworden, daß Keinem die Hegemonie der Welt zugestanden werden darf.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

Wahrheiten über die Juden in Oeſterreich.*)

(Offener Brief an Dr. Jellinek in Wien.)

Ich habe Ihre Broſchüre „Franzoſen über Juden" mit Intereſſe geleſen, nicht etwa, weil dieſelbe mich in meinem Urtheile über die Juden eines Beſſeren belehrte, ſondern weil ſie trotz Ihrer Gelehrſamkeit, oder gerade in Folge Ihrer Gelehrtheit beweiſt, daß all das Aufgebot von Beweismaterial der Vergangenheit und Gegenwart, alles Verkleiſtern der klaffenden Sprünge und Riſſe in der bildlichen Darſtellung des Judenthums durch ſchöne Redensarten armſelige Verſuche ſind, die Wahrheit hinweg zu phraſeologiren. Sie wiſchen mit einem ſpiritusfeuchten Schwamm den Staub von dem Bilde, um die Fratze beſſer erkennen zu machen.

Geben Sie ſich keine Mühe, Ihre Juden beſſer zu machen, als ſie ſind, das hat ihr Jehova und ihr Moſes nicht vermocht; das hat die herbſte Schule des Lebens, Sklavenjoch und Schmach nicht erwirken können; das hat die Verachtung, die ihnen von allen Völkern des Erdenrunds zu Theil wurde, Spott und Hohn, gewaltſame Vertreibungen und die grauſamſte Lynchjuſtiz der Völker nicht ermöglicht; das iſt ſelbſt der humanen Strömung unſerer Zeit, welche die Juden zu Staatsbürgern machen wollte, nicht gelungen.

Was Sie behaupten, müſſen Sie beweiſen. Die Beweiſe Ihrer franzöſiſchen Autoren zerrinnen in ein Nichts, ſobald man dieſelben etwas näher beleuchtet. Die Juden in Frankreich ſind bis heutigen Tags noch nicht zu jener Machtſphäre hinſichtlich der Kapitalskraft und der Vergewaltigung der Tagesliteratur gelangt, wie dieſes in Oeſterreich in erſter Linie und dann in Deutſchland der Fall iſt, weil Frankreich glücklicherweiſe noch des überreichen Segens jakobitiſchen Samens, daher der jüdiſchen Freibeuterei verluſtig iſt. Wenn daher Männer der Wiſſenſchaft jenes Landes, indem ſie mit einem verſchwindend kleinen, beſſeren Theile der Juden verkehrten, über dieſe ein günſtiges Urtheil fällten, ſo gilt das nicht dem Judenthum im Allgemeinen, weil dieſes Urtheil nicht auf der richtigen Erkenntniß des jüdiſchen Elementes beruht, ſondern an einer ſtarken Einſeitigkeit leidet. Hat ſich doch das Judenthum bei

*) Eine ſchätzenswerthe Ergänzung der Schrift „Oeſterreich ein Juwel in jüdiſcher Faſſung" vom Autor derſelben.

uns erſt ſeit Anbruch der freiheitlichen Aera als das entpuppt, was es in der That iſt. Unſere Verfaſſungsheroen kannten die Juden, als ſie mannhaft für die Gleichberechtigung derſelben eintraten, gerade ſo wenig, wie Ihre franzöſiſchen Autoren. Und nicht alle Franzoſen, welche über Juden urtheilen, ſtimmen mit dem Lobe der von Ihnen citirten überein. Ich will blos eines Urtheils erwähnen, gegen welches alle Ihre Citate verblaſſen, wie das Gaslicht vor dem Licht des aufſteigenden Tagesgeſtirns, weil daſſelbe ſich nicht in wiſſenſchaftlicher Sphäre bewegt, ſondern in das practiſche Leben, wo einzig und allein die Juden an ihren Federn zu erkennen ſind, hineingreift.

Als Napoleon 1806 nach dem Oeſterreichiſchen Feldzuge nach Paris zurückgekehrt war und den Verwaltungsangelegenheiten Frankreichs ſeine Thätigkeit zuwandte, ging er auch an die Regelung der politiſchen Verhältniſſe der Juden, denen er unter der Bedingung, wenn ſie ſich gleich allen andern Bürgern als Staatsbürger betrachten und dem Güterwucher entſagen würden, die gleichen Rechte mit allen übrigen Bürgern garantirte. Jener Mann, der ſo Erſtaunliches für das volkswirthſchaftliche Gedeihen ſeines geliebten Frankreich leiſtete, erkannte mit ſeinem, alle Verhältniſſe durchdringenden Blick und ſeiner immenſen Verſtandesſchärfe das gemeinſchädliche Wirken der Juden und glaubte ſie zu beſſern, ſobald er ſie zu gleichberechtigten Staatsbürgern mache. Allein wie ſehr er ſich getäuſcht hat, beweiſen die Juden in Frankreich, die noch ganz dieſelben ſind, die ſie vor der Emanzipation waren, und dieſen Dank ernten alle Staaten, welche der humanitären Zeitrichtung folgten und die Juden emanzipirten.

Ihre Leute, Herr Doctor! muß man in ihrem Elemente, d. i. im Handel, in der Induſtrie, im Gewerbe aufſuchen, um ſich ein endgiltiges Urtheil bilden zu können, was ſie in volkswirthſchaftlicher Bedeutung ſind und da fällt dieſes Urtheil durchaus nicht zu ihren Gunſten aus. Sie beſtätigen da weder Ihr Urtheil, daß ſie gute Staatsbürger oder Patrioten, noch nützliche Glieder der Geſellſchaft ſind. —

Was ich behaupte, das wage ich auch zu beweiſen, — und zu dieſer Beweisführung bedarf ich weder franzöſiſcher, noch deutſcher Claſſiker, obwohl letztere nicht in das Lob der oberflächlichen Franzoſen einſtimmen, ſondern, als nicht minder große Männer der Wiſſenſchaft, das Gegentheil behaupten; ich laſſe die Thatſachen unſerer Gegenwart ſprechen, und dieſe Thatſachen können weder Sie, Herr Doctor, noch ein anderer gelehrter Jude hinwegphiloſophiren, doch ich weiß ſehr wohl: dem Tartüffe handelt es ſich einzig und allein um die Wahrung des Scheines.

Bevor ich jedoch an die Beweisführung herantrete, muß ich noch

eines Urtheils über die Juden gedenken, des jenes unſterblichen Engländers, deſſen hoher Geiſt, wie ein Phänomen unerreicht in unſere Zeit hereinragt. Konnte der erhabene Shakeſpeare ſeinen Shylok aus einem andern Volksſtamme nehmen, als aus dem jüdiſchen? Und konnte er eine beredtere Characteriſtik des Judenthums niederſchreiben, als daß er nur allein dieſes Volkselement fähig hielt, ein derartiges Scheuſal von einem Wucherer zu liefern?

Heben wir vorerſt die höchſten Kreiſe des Handels, die Haute-Finance, hervor, um dieſe auf dem Probirſteine des Patriotismus in Bezug auf ihren Feingehalt beurtheilen zu können. Da ſehen wir die jüdiſchen Banquiers, — andere von Bedeutung haben wir nicht — wie ſie im Verein mit Frankfurter, Berliner und Pariſer Börſenjuden unſere Staatswerthe diskreditirten, das Silbergeld in's Ausland ſchafften und unſere Papierwährung mit einem Disagio belegten, welches unſerm Staatsweſen eine furchtbare Wunde ſchlug und die Finanzlage Oeſterreichs auf jene abwärtsgleitende Bahn brachte, welche heute noch jeder Finanzkunſt, jeder Anſpannung der Steuerkraft bis zum Aeußerſten ſpottet. War etwa Oeſterreich dem Bankerotte nahe oder war es ein verrottetes Staatsweſen ohne innere Kraft, baar aller Hilfsmittel? Nichts von alledem! Oeſterreich ſtand feſt und unerſchütterlich da, das Vertrauen in ſeine Beſtändigkeit hatte auch nicht die mindeſte Einbuße erlitten; allein es war zum Ausbeutungsobject der Wiener Finanzjuden und ihrer ausländiſchen Complicen auserſehen worden. Der unbezähmbare Schachergeiſt und die ihm anklebende niedrige Gewinnſucht ſind die Triebfedern, die fähig machen, das Land zu verkaufen, das ihnen eine Heimath geboten, das ſie zu gleichberechtigten Staatsbürgern gemacht hat. Nennen Sie dieſen Verrath, dieſes Verkaufen des Vaterlandes auch Patriotismus? Es erinnert das an die 30 Silberlinge, um welche vor nahezu 1900 Jahren das Leben des göttlichen Meiſters verkauft wurde.

Weiter ſehen wir dieſe Patrioten, als welche Sie ſolche der Welt gerne weiß machen möchten, an der Spitze des großartigſten Schwindels, welchen die Judenblätter mit dem gleißneriſchen und verlockenden Ausdrucke „volkswirthſchaftlicher Aufſchwung" verdeckten, die Gründungen ſchaffen, welche die Kapitalswanderung aus dem Beſitze des ehrlichen argloſen Bürgers in die Taſchen der Börſenjuden vorbereitete und welche durch den ſogenannten Börſenkrach zum gelungenen Abſchluſſe gelangte. Welch' namenloſes Unglück ſie durch dieſen Raubzug dem Staate zufügten, bedarf keiner weitern Erläuterung. Tauſende und aber tauſende

wohlhabender Familien wurden in Armuth und bittere Noth versetzt. Handel, Industrie und Gewerbe wurden nahezu dem Ruine preisgegeben. Die Steuerkraft versiegte und heute, nach 7 traurigen Jahren, ist eine Erholung von jenem furchtbaren Schlage noch nicht möglich geworden. Und sind diese Millionenjuden nicht die Vampyre des Staatssäckels, wie die kleinen Juden die Vampyre des Volkes sind?

Gehen wir nun auf das Gebiet des Zwischenhandels mit den Erzeugnissen der Industrie und Gewerbe über. Hier sehen wir den Handel in den Händen der Juden immer unsolider und unsolider werden und sehen ihn heute auf einem Punkte der Demoralisation angelangt, welcher das Bestehen des soliden Geschäftes nahezu zur Unmöglichkeit macht. Der ehrliche Verdienst ist zur Nebensache, der betrügerische Bankerott zur Hauptsache geworden, welcher den Ersatz für den geschwundenen Handelsgewinn bieten muß und das auf Kosten der heimischen Industrie und Erwerbsthätigkeit. — Leider ist unsere Konkursordnung mit den den Betrug begünstigenden Auswüchsen, Ausgleichsverfahren und Zwangsausgleich, jener desolate Rechtszustand, welchen unsere Advokaten aufrecht zu erhalten suchen, weil er ihnen fette Einnahmen verschafft. — 8, 9, 10 Monate und länger wird der Zahlungstermin für gelieferte Waare hinausgeschleppt — die empörendste Willkür, geradezu brutale Gewalt hinsichtlich ungerechtfertigter Abzüge bei Zahlungsleistungen nach endlosem Zuwarten, ist dem jüdischen Händler ein Lieblingssport, besonders kleineren Produzenten gegenüber, bei denen er weiß, daß sie ihn haben müssen, und sehr häufig geht der kleine Fabrikant, der Gewerbsmann an diesem Ausbeutungssystem zu Grunde. Dafür läßt er sich jeden Unfug, jede geschäftsmännische Taktlosigkeit und Unkorrektheit von seinen jüdischen Provinzjuden gefallen, aus feiger Furcht, sie, wenn er auf solider Abwickelung des gemachten Geschäftes besteht, zu verlieren, und in der Ueberzeugung, — denn er kennt seine Leute, — daß seine Konkurrenten auf das Abfangen einer Kundschaft lauern.

In Ländern, wo der demoralisirende Einfluß des Judenthums noch nicht zur Krankheit geworden ist und der Handel sich noch auf solider Basis bewegt, begnügt sich der Kaufmann auch mit einem bescheidenen Gewinne, sorgt aber dafür, sein Betriebskapital öfter umsetzen zu können. Er hält ein kurzes Respiro, 60 bis 90 Tage, streng aufrecht, und dieses Prinzip erhält den Handel gesund und setzt dem Schwindel, der leichtsinnigen Speculation und dem Vertrauensmißbrauch eine wohlthätige Schranke. Ihre Leute, Herr Doctor! beweisen eben, daß sie keine Kaufleute sind, da sie dieses Princip vollständig negiren und sind daher nur

in die vorstehenden drei Kategorien: Schwindler, leichtsinnige Spekulanten und Vertrauensmißbraucher oder Betrüger zu classificiren. Der wirkliche Kaufmann, welcher seinen ehrenvollen Namen, den Ruf strenger Solidität wie ein Kleinod bewahrt und allen jenen Handlungsweisen, welche diesen Ruf beflecken könnten, vorsichtig aus dem Wege geht, gründet seine Existenz, seine Zukunft auf den bürgerlichen Gewinn, welchen ihm sein Geschäft abwerfen muß, er verzichtet auf jedes Geschäft, welches ihm den vorgesteckten Minimalgewinn nicht bietet, und läßt den Käufer gehen, welcher ihm nichts verdienen lassen will. Ganz anders der jüdische Kaufmann. Dieser läßt sich kein Geschäft, selbst wenn es ihm keinen Gewinn bietet, entgehen, er verkauft, wie es im Geschäftsleben heißt: à tout prix, und betrachtet das geradezu als einen Beweis seiner außerordentlichen Befähigung für den Handel. In seiner Kurzsichtigkeit, in seiner unzweifelhaften Inferiorität sieht er nicht ein, begreift nicht, daß dieses System, auf den ganzen Handel, wie das in Oesterreich bereits der Fall ist, ausgedehnt, die Korrumpirung des Handels bedeutet und der Grund ist, warum der Geschäftsgewinn immer kleiner und kleiner und die Zahlungstermine immer länger und länger und willkürlicher geworden sind. Heute haben sich diese Zustände bereits zu jenen Geistern entwickelt, die nicht mehr zu bannen sind und selbst in Israel Grauen vor der nahen Zukunft hervorrufen.

Wir gehen mit Riesenschritten einem Handelskrache entgegen. Der ganze jüdische Handelsschwindel wird wie ein Kartenhaus zusammenstürzen. Die Verheerung wird eine furchtbare, von ungleich schrecklicheren Folgen als der Börsenkrach sein. Dann aber und erst dann, werden jene Menschen, welche Augen haben und nicht sehen, Ohren und nicht hören, einsehen lernen, was das Judenthum in socialpolitischer Hinsicht bedeutet. Dann wird man erst begreifen lernen, welchen unglücklichen Mißgriff man machte, als man im schlechtverstandenen Freiheitsdrange, im Freiheitsdusel gesetzliche Schranken niederriß, wodurch sich der zersetzende und zerstörende Einfluß des Judenthums auf die gesellschaftliche Ordnung geltend machen konnte. Ist es denn nicht ersichtlich, daß die Verfassungsmänner, als sie die persönliche Freiheit im Staate schufen, es nicht verstanden haben, daß diese Freiheit, wenn sie die Wohlfahrt des Volkes begründen soll, eines um so strammeren Rechtsschutzes bedarf, welcher dem Schurken die Möglichkeit benimmt, die persönliche Freiheit auf Kosten seiner Mitbürger für sein Interesse auszubeuten? Die Emanzipation der Juden hätte niemals zu der erstaunlich rapiden Bereicherung derselben, zur Aufsaugung des kleinen Kapitals und in Folge

deſſen zu dem ſchreckenerregenden Niedergange des Volkswohlſtandes führen können, wenn ſie nicht mit der Aufhebung des Wuchergeſetzes, der Freigebung der Gewerbe verbunden geweſen wäre; wenn man durch eine durchgreifende Regelung der Kreditverhältniſſe und durch eine praktiſche, den Betrug lähmende Konkurs-Ordnung einen ſtrengen Rechtsſchutz geſchaffen hätte; und wenn man die Preſſe, als die Schule des Volkes, als die Trägerin der Moral und des Bürgerſinnes, durch die Freigebung derſelben nicht der jüdiſchen Geldmacht und der Korruption ausgeliefert hätte.

Wie ein Bleigewicht hängt der jüdiſche demoraliſirte Handel lähmend an der heimiſchen Induſtrie und dem Gewerbsfleiße und trägt die Unſolidität auch in dieſe Kreiſe der Volkswirthſchaft. Der Erfolg der Juden, welche ſich auf dieſe Weiſe Reichthum ſchaffen, wirkt anſteckend und bereitet die vollſtändige Verjüdelung der Geſellſchaft vor. Nun iſt dieſer Erfolg nichts anderes als der Erfolg des Vertrauensmißbrauches, der Korruption, keineswegs aber der Intelligenz, des Genies, Eigenſchaften, welche bei den Juden äußerſt ſpärlich zu finden ſind; denn Intelligenz, Genie und Bildung verabſcheuen den Betrug und die unſoliden Schliche, um reich zu werden, als dem Menſchen unwürdig. Es iſt dieſes auch die Erklärung, weshalb der chriſtliche Handel immer mehr und mehr verſchwindet, warum unſere Induſtrie in jüdiſche Hände übergeht, da die Chriſten, von Natur aus beſſer und edler angelegt, durch eine veredelnde Religion gut erzogen, es verſchmähen, auf ſolche Weiſe mit Juden zu konkurriren. Giebt es doch beſſere jüdiſche Geſchäftsleute, welche ſich ebenſo bitter über die Ueberhandnahme der Unſolidität und Unehrlichkeit im Geſchäfte beklagen. Ich kann Ihnen die Adreſſen — es giebt ihrer nicht viele — ſagen, welche Ihnen reinen Wein einſchenken werden, was aus dem Handel in den Händen ihrer Glaubensgenoſſen geworden iſt, wenn Sie es wirklich noch nicht wiſſen ſollten, woran zu zweifeln Sie mir jedoch erlauben werden, da ich mir nicht denken kann, daß der Hirt ſeine Heerde nicht kennen ſollte.

Ihre Leute haben nicht gelernt mit der Zukunft zu rechnen, ein Beweis von Mangel an Klugheit und geiſtiger Befähigung. Sie beuten den Moment aus und betrachten den Handel wie ein auszuſaugendes Pachtgut, wobei ihnen der grobe Fehler unterläuft, daß ſie den Acker vernichten, der ſie und ihre Kinder ernähren ſoll. In ihrer politiſchen Unreife rechnen ſie auch nicht mit dem Patriotismus, welcher dem Staatsbürger eigen ſein muß, wenn ihn nicht der Vorwurf: Mangel an Bürgerſinn, treffen ſoll; der Patriotismus trägt auch in ſeiner

Deviſe: „Solidität im Handel“, da ein ſolider Handelsſtand die Nation ehrt.

Folgen wir nun den Juden auf das induſtrielle Gebiet. Wir finden in der Induſtrie, ſoweit dieſe den Händen des auserwählten Volkes verfallen iſt und in ziemlicher Konkurrenz auftritt, ganz denſelben depravirten Zuſtand, wie im Handel. Die Erzeugniſſe werden immer billiger und billiger, d. h. mit andern Worten, immer ſchlechter und ſchlechter gemacht. Wenn Betrug eingeflochten werden kann, wird dieſe Möglichkeit auf das Umfangreichſte ausgebeutet. Unſolidität beim Einkauf, Unſolidität beim Verkauf ſind die beiden Pole der jüdiſchen Geſchäftstüchtigkeit und die Krönung des Gebäudes bleibt immer das von Hauſe aus angelegte reſp. erwartete Falliment. Der Jude iſt in den ſeltenſten Fällen wirklicher Fabrikant, ſondern immer nur der dem Schachergeiſte nicht entwachſene Krämer, die techniſche Leitung der Fabrik iſt gewöhnlich in den Händen eines Chriſten. Das Renommé der Fabrikate, wie es die früheren chriſtlichen Erzeuger geſchaffen, verſchwindet, die Erzeugniſſe kommen in Mißkredit, das Geſchäft geräth in's Stocken, die Rentabilität ſinkt auf ein Minimum bis zur Unerträglichkeit herab, die Löhne der Arbeiter werden ſo herabgeſetzt, daß ſie zu periodiſchen Arbeitertumulten führen dort, wo ein Zuſammenwirken der Arbeiter möglich iſt; wo dieſes nicht der Fall, wie in Webergegenden, iſt das Loos dieſer Sklaven der Arbeit bitterſte Noth. Da iſt es wiederum das Ausgleichs-Verfahren und der famoſe Zwangsausgleich, welche dem Fabrikanten beiſpringen und den verfahrenen Karren aus dem Miſte der Korruption herausziehen oder aber dem Ehrenmann helfen müſſen, einen Raubzug an ſeinen Gläubigern glücklich zu beendigen.

Auf dieſe Weiſe wurde es möglich, daß aus der einſt ſo blühenden, weltberühmten Induſtrie von Brünn, das man mit Recht das Oeſterreichiſche Mancheſter nannte, das werden konnte, was es heute iſt: der Tummelplatz der unſolideſten Konkurrenz, verrufen und gefürchtet in der geſammten in- und ausländiſchen Geſchäftswelt.

Gehen wir nun auf das Gewerbe über und ſehen, was aus dieſem ſeit der Freigebung der Gewerbe geworden iſt. Die ſolide Arbeit hat im großen Ganzen aufgehört zu exiſtiren, da der jüdiſche Schwindel auf dieſem Gebiete eine Ausdehnung erreicht hat und das ganze Gewerbsweſen durchdringt, daß ſeine Folgewirkung geradezu verheerend genannt werden muß. Der geſunde, ſtrebſame Gewerbeſtand, welcher einen mächtigen Stock ehrſamer, ſtreng ſolider Bürger umfaßte, welche einen Stolz darein ſetzten, eine tüchtige, gediegene Arbeit zu liefern, iſt verſchwunden,

zu Grunde gerichtet worden und an ihre Stelle ist der jüdische Händler mit Gewerbserzeugnissen getreten. Wohl nennt sich dieser Schuhwaaren-, Kleider-, Möbel- u. s. w. Erzeuger, ist dieses aber im Sinne des Gewerbes in der That nicht, da seine gewerbsmäßige Erzeugung ganz bedeutunglos ist gegenüber dem Handel, welchen er mit diesen Erzeugnissen treibt. Die einstigen Meister hat er um ihr Vermögen betrogen, beschwindelt, bewuchert und hat sie von bemittelten Bürgern zu Proletariern gemacht, denen er jetzt, als seinen Stückarbeitern, kaum den Lohn zum nothdürftigsten Dasein zukommen läßt. Dabei hat er fort und fort die Erzeugnisse verschlechtert, um die möglichste Billigkeit zu erzielen und um das Gewerbe in den Zustand jener Demoralisation zu bringen, in welchen es sich heute befindet.

Der Jude hat allerdings den angestrebten Zweck erreicht; er ist reich geworden, allein durch welche Mittel, und ob diese eines Bürgers, eines Patrioten würdig, ob sie vom Standpunkte der gesunden Vernunft zu rechtfertigen sind, ob sie den Forderungen der Humanität entsprechen oder an die Grenze des Verbrechens streifen, das ist ihm gleichgültig; soweit ihn das Gesetz nicht beim Schopfe erfaßt, ist ihm jedes Mittel, Reichthum zu erlangen, willkommen, das „recht und billig" ist ihm ein vollständig unverständlicher Begriff.

Alles das weist auf eine starre realistische Auffassung des Lebenszweckes hin, und so ist es auch in der That. Der Jude ist die Incarnation des Realismus durch seine Religion, welche gleiche Liebe für alle Menschen vollständig ausschließt und nur das irdische Wohlergehen als das höchste erreichbare Ziel für gesetzlichen Lebenswandel hinstellt, und dahin erzogen. Er kennt kein anderes Interesse als das seine. Seine Individualität ist ihm der Inbegriff seiner ganzen Rechtssphäre; daß außer ihm es noch ein Recht giebt, das zu achten Menschenpflicht ist, liegt außer seinem Vorstellungsvermögen. Seine Religion gebietet ihm blos, seinen Mitjuden wie sich selbst zu achten; gegen den Nichtjuden erlaubt sie ihm Betrüger, Dieb, Räuber, kurz alles, nur kein humaner Mensch zu sein. Selbst die Wohlthätigkeit, welche die Juden an sich so ausnehmend lobenswerth finden, entbehrt des realistischen Hintergrundes nicht. Es ist zu bekannt, daß unter den Juden allgemein der Glaube herrscht (selbst auch in besseren Kreisen ist dieser Glaube zu finden): „Wohlthun bringt Glück"; sie geben daher das Almosen nicht aus Mitgefühl, aus Mildthätigkeit, einem edlen Herzenszuge folgend, sondern um Vortheil daraus zu ziehen, welchen sie in ihrer inferioren Geistesrichtung im Glücke begründet wähnen.

Digitized by Google

Dieſer Realismus, welcher den Grundcharakterzug des Judenthums bildet und in der maßloſeſten Gier nach Reichthum gipfelt, iſt unverträglich mit der europäiſchen Staatsidee, da er in den Rahmen einer geregelten ſittlichen Geſellſchaftsordnung nicht paßt, denn ſein Einfluß und ſeine Wirkung auf dieſe Ordnung muß immer eine zerſetzende, zerſtörende ſein. Den Beweis liefert die heutige Lage des Handels und der Gewerbe, der Reichthum der Juden und die Verarmung des Volkes.

Dieſer Realismus ſchließt auch jedes patriotiſche Empfinden aus und es iſt nichts anderes als hohle Phraſe, wenn geſagt wird: die Juden ſeien Patrioten. Doch ſind es immer nur Juden, welche der Welt dieſe Phraſe zum Glaubensſatze machen wollen; jeder Staatsbürger mit unbefangenem Urtheil und der richtigen, vernunftgemäßen Auffaſſung der Thatſachen kennt dieſe Aeußerung als große Lüge. Der Jude kennt nicht einmal eine engere Heimat, geſchweige ein Vaterland. Allerdings ſagt man — doch ſind es immer wieder die Juden ſelbſt, von denen man es hören kann — er ſei in Frankreich ein Franzoſe, in Deutſchland ein Deutſcher, in Polen ein Pole, in Ungarn ein Ungar u. ſ. w., jawohl, dem Scheine nach; er accommodirt ſich den nationalen Verhältniſſen, nimmt die Sprache, doch immer mit Beimiſchung des Judenthums, an, weil ihm die Exiſtenzfrage dieſen Zwang auferlegt und weil er ſeine Volksſprache gar nicht kennt; allein in ſeinem Innern, in ſeinem ganzen Weſen und in ſeinen Handlungen gegenüber dem Volke, unter welchem er lebt, bleibt der reine Typus des Judenthums unverfälſcht und ſelbſt franzöſiſche und germaniſche Geſittung konnten den Aſiaten mit der ausgeſprochenen Raubvogelphyſiognomie, welche dem ehrlichen Manne ſchon von ferne zuruft: „Trau' mir nicht!" ein Stygma der Natur, welche den moraliſchen Werth des Menſchen in deſſen Phyſiognomie zum Ausdrucke bringt, nicht verwiſchen. Ich führe ein auffallendes Beiſpiel der Accommodationsfähigkeit des Juden an: Hat er z. B. in Böhmen in einem czechiſchen Dorfe ſein Syſtem der Ausſaugung und Auswucherung verbraucht und bietet ihm ein deutſcher Ort ein weiteres Erndtefeld, ſo überſiedelt er dahin, hält es hier mit der deutſchen Strömung ganz in der extremen Weiſe, wie er es dort mit der czechiſchen gehalten hat. — Nun wird wohl Niemand ſo blöde ſein, zu glauben, daß der Jude in der That ſo durch und durch Deutſcher iſt, wie er ſich giebt, nachdem er ſich unter Czechen ebenſo czechiſch geberdete. Iſt es möglich, daß der Germane, der Franzoſe, der Czeche, der Ungar jemals ſeine Nationalität ſo verläugnen könnte? Wohl niemals! Und daher kann der Jude auch niemals ein Deutſcher, ein Czeche, ein Franzoſe, ſondern nur immer

ein vaterlandsloſer Jude ſein. Er gedeiht auch am beſten dort, wo Racenverſchiedenheit nationalen Hader heraufbeſchwört; da melkt er die Kuh, wenn die eine Partei dieſelbe bei den Hörnern und die andere beim Schweife zu ſich herüberzuziehen ſucht. Ich höre auf dieſes hin ſchon die Aeußerung: „der Jude beweiſt damit, daß er ein geſcheidter Menſch iſt.“ Doch welcher große Irrthum. Gerade weil der Jude kein Nationaler iſt, gehört er de facto keiner Partei an; er ſteht zwiſchen drinn, die Ausnützung des Vortheils bedarf hier, bei der Blindheit der Parteien für Alles, was nicht in den Rahmen ihres nationalen Wahnes gehört, gar nicht der Klugheit, es liegt ſo zu ſagen auf der Hand; ein bischen Liſt und Verſchlagenheit und der Mangel des Sinnes für Ehrlichkeit genügt, um Beute zu machen.

Welche zerſtörende Wirkung der Wucher auf die Volkswirthſchaft ausübt, lehrt uns ein Blick auf den erſchreckenden Niedergang des Volkswohlſtandes ſeit der Aufhebung des Wuchergeſetzes. Und fragt man, wer ſind dieſe Wucherer? ſo muß derjenige, welcher das Medium des Wuchers, die Kapitalskraft, aufſucht und verfolgt, antworten: neun zehntel Juden und zwar auf alle Schichten der jüdiſchen Bevölkerung verbreitet, vom Hauſirer, der von Dorf zu Dorf wandert, bis hinauf zum Bankier, welcher über Millionen gebietet, und niemals kann derjenige ein Patriot ſein, welcher, ſeiner leidenſchaftlichen Geldgier folgend, ſeine Mitbürger zu Tauſenden an den Bettelſtab bringt; blos um Geld aufhäufen zu können, das Land verarmen macht, das ſein Vaterland ſein ſoll. Dann hätte der Räuber des Mittelalters, in den Schlupfwinkeln der Wälder hauſend, einen berechtigteren Anſpruch als Patriot zu gelten; denn wie uns die Geſchichte erzählt, war dieſer blos der Schrecken der Reichen, gegen die Armuth aber nicht ſelten großmüthig und hilfreich. Der Wucherer dagegen iſt der Schrecken der minder Bemittelten und der Armen, denen gegenüber er ein leichteres Spiel hat, ihnen das Wenige, das ſie haben, zu rauben. Jene verfolgte der Staat mittelſt Aufgebot der bewaffneten Macht, um den ehrlichen Bürger zu ſchützen; dieſe ſchützt der Arm der Polizei vor der rächenden Gewalt des Volkes, das in ſeiner ehrlichen Denkweiſe ſich von der Empörung über das ungeſtrafte Verbrechen fortreißen läßt. Welcher Kontraſt der Zeiten, und das nennt man volksbeglückende Freiheit! Man müßte lachen, wenn das Gemälde nicht einen ſo traurigen, ja troſtloſen Hintergrund hätte.

Wir haben noch einen Zweig des Handels, welcher ſich ausſchließlich in jüdiſchen Händen befindet, in Betracht zu ziehen. Es iſt das der für

die Volkswirthschaft so eminent wichtige Handel mit den Produkten der Agrikultur.

Die ganze Welt weiß es, welcher umfangreiche, schamlose Betrug im Produktenhandel, ganz besonders bei den ungarischen Juden, an der Tagesordnung war. Wer in Ungarn Frucht, Wolle 2c. vom Händler kaufte, war sicher, entweder nach dieser oder jener Richtung hin betrogen zu werden. Der in- oder ausländische Käufer war gezwungen, den Procentsatz des Betruges im Voraus in seine Calculation aufzunehmen, wenn er die Rechnung nicht ohne Wirth machen wollte. Die Ausländer fingen an, den Einkauf in Ungarn so viel wie möglich zu vermeiden, und es würde von den traurigsten Folgen für die agrarischen Verhältnisse Ungarns gewesen sein, wenn nicht noch rechtzeitig der Fruchtmarkt nach Wien verlegt worden wäre und dahier ein streng durchgeführtes practisches Börsengesetz den jüdischen Betrügereien zum großen Theile ein Ende gemacht hätte. Zum Theil reiche Fruchthändler, welche sich ihren Reichthum ganz auf dieselbe verbrecherische Weise geschaffen und nun befürchteten, daß die Ueberwucherung des Betruges auch ihnen Gefahr bringen müsse, waren die Anreger der Wegverlegung des Fruchtmarktes aus Ungarn, weil ihnen sehr wohl bewußt war, daß in Pest, wo die jüdische Corruption eine bei weitem größere Ausdehnung als in Wien erreicht hat, ihr löbliches Streben ohne Erfolg bleiben würde.

Nun sehen Sie, Herr Doctor, was Ihre Leute für Biedermänner sind, wie sie in ihrem patriotischen Bewußtsein gar nicht besorgt sind, daß durch ihre Unehrlichkeit im Handel schließlich der Lebensnerv Ungarns, die Agricultur, zerstört werden muß, wie sie, um nur recht schnell reich zu werden, jedes Recht, jede Billigkeit, die Pflichten, welche sie dem Lande, das sie nährt, schuldig sind, mit Füßen treten. Wenn Sie nicht selbst ein Jude wären, welcher den rohen Zuschnitt der Natur trotz Hobel, Feile und Politur der wissenschaftlichen Kultur durchblicken läßt, wäre es ganz unmöglich, daß Sie das Weißwaschen dieser Menschen vor der Welt nur versuchen möchten. Ich sage Ihnen, der beste Jude kennt keine billige Rücksichtnahme mehr und verliert das Gleichgewicht auf der Bahn der Menschenwürdigkeit, *sobald es sich um Geld* handelt, da hört er auf, ein *erträglicher Mensch* zu sein. Das ausschließliche Ich tritt schroff hervor, und der niedrige Schmutz, welcher wie ein rother Faden durch das ganze Judenthum sich hindurchzieht, bezeugt den Hebräer. In den zahllosesten Variationen kann man diese Erfahrung machen, wenn man mit diesen Leuten gesellig und geschäftlich verkehrt. Dieser Volkstypus, beim Weibe ungleich höher entwickelt, bleibt sich überall gleich, ob

man es mit dem Hausirer oder mit dem Millionär zu thun hat, nur tritt er bei jenem mit Schüchternheit, bei diesem mit stolzem Selbst-, eigentlich Geldbewußtsein auf. Daher kommt es auch, daß das Kapital in den Händen der Juden am unfruchtbarsten für den Staat ist, da diese immer die schlechtesten Steuerzahler sind. Kein Christ ist im Stande, sich z. B. vor der Einkommensteuerkommission so als Bettler zu geberden und sein wirkliches Einkommen zu verleugnen, wie das der Jude thut, welchem in erster Linie das Schamgefühl und in zweiter Linie das Pflichtbewußtsein des Staatsbürgers abgeht, dem Staate zu geben, was des Staates ist.

Wo man Korruption begegnet, stehen auch Juden an der Spitze. Unsere Theater machen sie durch den Unfug der Agiotage, d. h. Wucher mit Theatersitzen, für den Mittelstand unnahbar. Dieses Vergnügen wird ihm durch den jüdischen Zwischenhändler derartig vertheuert, daß ein Vater für sich und seine Familie lieber auf den Genuß verzichtet. Dadurch wird das Publikum entwöhnt — wie das in Wien thatsächlich bereits der Fall ist — Theater zu besuchen; und wenn man bedenkt, daß gute Theater Bildungsstätten des Volkes sind, so muß man zu dem Schluß gelangen, daß die Bevölkerung einer großen Stadt, sobald ihr das Interesse für das Schauspiel abgeht, in der Entwicklung ihrer Bildung zurückbleiben muß.

Die gesammte jüdische Geschäftswelt in Wien bedient sich der Christen zu Geschäftsdienern oder Hausknechten, wie sie gewöhnlich genannt werden. Es giebt in der jüdischen Bevölkerung eine Unzahl Individuen, welche diese an und für sich beschwerlichen oder anstrengenden Dienstleistungen verrichten könnten und auch bereitwilligst verrichten würden; allein man will sie nicht. Die Juden kennen ihre Leute besser, als wir sie kennen, und wissen sehr wohl, daß das den Fuchs in den Hühnerstall sperren hieße. Sie wissen sehr wohl, daß dem Judenthum der Sinn für die Ehrlichkeit abgeht und daß Betrug nach jüdischer Auffassung kein Verbrechen ist. Sie finden es instinctiv aus ihrer eigenen moralischen Qualität heraus, daß sie ihren Leuten nicht trauen dürfen; und weil sie ihnen nicht trauen, mögen sie auch von jüdischen Hausknechten nichts wissen. Ein lehrreiches Beispiel für uns Christen! — Wir sollten ebenso wachsam und auf der Hut den Juden im Allgemeinen gegenüber sein; keinem ein Vertrauen entgegenbringen, ihm nicht von heute auf morgen trauen und ihm so sein Steckenpferd, den Vertrauensmißbrauch, unmöglich machen. Es hieße das, ihn zum ehrlichen Erwerbe zwingen und der Moment, wo die Juden gezwungen werden, nur vom

ehrlichen Verdienste zu leben, ist der Anfang des Verschwindens des Judenthums.

Bei Predigten unserer hervorragenden Kanzelredner gewahrt man gewöhnlich einige Juden, welche mit stenographischen Notirungen beschäftigt sind und mit frecher Ungenirtheit markante Stellen der Rede mit höhnischem Lachen bekopfnicken. Diese Buben, denn ihr Betragen ist ein bübisches, sind bestellte Reporter von Judenblättern. Sie reißen Sätze aus dem Zusammenhange der Rede heraus, um ihren so gefälschten Sinn vor der Oeffentlichkeit ins Lächerliche zu ziehen oder sie mit einer pikanten Sauce von Spott und Hohn dem Publikum aufzutischen. Die Kirche ist dem Christen, welcher sie aus religiösem Sinne betritt, ein Heiligthum, während sich die Juden erfrechen, sie wie ein Schauspielhaus anzusehen, um da unflätige Recensionen für ihre corrumpirten Blätter zu sammeln.*) Warum faßt man solche Heiligthumsschänder nicht am Kragen und wirft sie hinaus, hier hat ja keine Polizei das Recht, ein solch nichtswürdiges Individuum in Schutz zu nehmen. Das Volk soll sich endlich ermannen und selbst die Zuchtruthe über dieses Ungeziefer, Parasiten, welche nicht anders zu leben vermögen, als sich vom Fleiße und der Betriebsamkeit anderer Völker zu mästen, schwingen. Der Mensch, welcher sich des ihn belästigenden Ungeziefers nicht erwehren kann, ist ein physisch und moralisch verkommenes Individuum, und nur ein verkommenes Volk kann mit stumpfsinniger Duldung das systematische Aussaugen seines Herzblutes von einer Horde Vampyre an sich vollziehen lassen. Das Volk braucht keinesfalls zu Gewaltmitteln zu greifen, es darf nur in allgemeiner Kundgebung mit Ernst und Nachdruck fordern, daß endlich Gesetze geschaffen werden, welche das Recht und das Eigenthum schützen und den Vertrauensmißbrauch, überhaupt die jüdische Corruption beseitigen.

Herr Doctor! Gehen Sie doch in die Provinz und überzeugen Sie sich, wie Ihre Schützlinge, die Juden, die Landbevölkerung ausplündert und tausende und aber tausende Familien an den Bettelstab bringen. Und welches sind die Mittel, die sie anwenden, um sich die Habe ihrer Mitmenschen anzueignen? Ihre Leute nennen es Gescheitheit, Intelligenz und beweisen eben damit, auf welcher tiefen Stufe moralischer und intellectueller Verkommenheit das Judenthum steht; denn diese Mittel sind die Lüge im Gewande hübscher, verlockender Worte, der Vertrauensmißbrauch, der Wucher.

*) So weit sind wir in Deutschland denn doch nicht! Aber das kommt wohl auch noch. — D. Red.

Nun, Herr Doctor, ich glaube, daß Sie ſich ſoviel Wiſſen zu eigen gemacht haben werden, um mit mir übereinzuſtimmen, wenn ich ſage: je höher ein Volk auf der Stufe der Bildung, der Kultur ſteht, je entwickelter ſein Intellect iſt, deſto heiliger und unantaſtbarer ſind ihm die Rechte und das Eigenthum Anderer und deſto mehr verachtet es jene die Menſchenwürde ſchändenden Mittel, welcher ſich die Juden bedienen, um reich zu werden. Wundern Sie ſich daher nicht, noch weniger ſind Sie berechtigt, es als eine Schmach des 19. Jahrhunderts zu bezeichnen, wenn ſelbſt die gebildete Klaſſe des Volkes mehr denn je die Juden verabſcheut, da es in der Natur der Sache liegt, Menſchen zu verachten, die ſich aus dem Schlamme der Niedrigkeit nicht zu erheben vermögen und ihre Lebensfähigkeit und ihr Fortkommen in der menſchlichen Geſellſchaft nur auf die verabſcheuungswürdigſten Hilfsmittel baſiren. Es iſt noch nie, ſo lange Geſittung in das Menſchengeſchlecht eingekehrt iſt, eine Schmach geweſen, den Wucher, den Betrug zu verachten. Doch ich weiß ſehr wohl, Sie ſuchen die Thatſachen, welche Sie nicht hinwegzuläugnen vermögen, zu umgehen und den Haß gegen die Juden auf das religiöſe Gebiet hinüber zu ſpielen, was den Juden Jahrhunderte hindurch immer gelungen iſt, die Meinung von der richtigen Fährte abzulenken; Sie beweiſen eben damit, daß Sie ein Jude ſind; allein die Menſchen ſind nicht mehr (?) ſo dumm, Ihnen dieſes längſt abgenützte Kunſtſtück zu glauben (?), weil ſie klüger geworden ſind und mit Thatſachen und Erfahrungen zu rechnen gelernt haben.

Beleuchten Sie doch einmal die Tagesjournaliſtik, die in Folge ihrer Geldkraft in die Hände Ihrer Leute gerathen iſt und legen Sie den Maßſtab des Vernunftmenſchen an. Man ſollte glauben, daß in dieſen Kreiſen die edlere Bildung, eine entwickeltere Intelligenz der leitende Motor ſein müßte. Allein welcher Irrthum wäre das. Sie finden hier ganz dieſelben niedrigen, verächtlichen Motive thätig, wie ſie von unten herauf, vom Schacherjuden beginnend, durch alle Schichten ſo grell bemerkbar ſind. Die Journaliſtik wird ausſchließlich nur als Mittel zur Bereicherung behandelt und iſt daher feil bis zur Schamloſigkeit, verlogen und korrumpirt, ſo daß ſie geradezu eine Gefahr für den Staat und die Geſellſchaft iſt, da ſie die öffentliche Meinung irre leitet und verkehrt. Mit der bekannten, ſprüchwörtlich gewordenen jüdiſchen Frechheit dringen dieſe Judenblätter in Familiengeheimniſſe ein, zerren ſie an die Oeffentlichkeit, um Erpreſſungen der gemeinſten Art ausführen zu können. Dieſe jüdiſche Preſſe war es, welche die Gründungen und jene großartigen Schwindeleien der Juden während der Periode des „volkswirthſchaftlichen

Aufschwunges" in das arglose Publikum trug und dieses herbeilockte, theilzunehmen an den segensreichen Spekulationen einer auf Raub ausgehenden Bande ehr- und gewissenloser Freibeuter. Mit großen Summen wurden damals die verschiedenen Tagesblätter, von der Neuen Freien Presse angefangen bis herab zum obscuren Winkelblatt, für diesen Zweck erkauft. Diese Epoche ist ein bleibendes Monument, welches sich die Verfassungspartei gesetzt hat, das arme Volk hat diese Regierungskunst furchtbar theuer bezahlt.

Fassen Sie doch die sogenannte Revolverpresse genauer in's Auge, von der sich jeder ehrenhafte Mensch mit Verachtung und Abscheu abwenden muß, da er hier die tiefste moralische Verkommenheit, die abgefeimteste Geldjägerei und die Schule der Demoralisirung findet, die wie ein Pesthauch vergiftend und verseuchend auf den Charakter des niederen Volkes einwirkt; dann zählen Sie diese Schandblätter und Sie werden selbst erschrecken, wenn Sie konstatiren müssen, daß dieselben größtentheils von Juden ausgehen.

Ueberall, wo Sie Ihre Leute thätig finden, spielt die Korruption — man kann Euch dieses Wort nicht oft genug in die Ohren schreien — die Ehrlosigkeit, der Wucher, der Betrug die erste Rolle, selbst in die Wissenschaft, wie Medizin und Jurisprudenz, hat sich der jüdische Schwindel eingenistet, und Sie sind keineswegs berechtigt, es deutsche Wildheit zu nennen, wenn in Deutschland Männer höchst achtbaren Characters und hervorragender Bildung, an die Spitze einer Bewegung getreten sind, welche dem Umsichgreifen des jüdischen Realismus Schranken setzen soll; das sind eben Patrioten, die ihr Vaterland lieben und sehr wohl begreifen, daß die Gesellschaft, in welcher sich solche Principien, wie sie im Judenthum als einziger Lebenszweck gelten, zum herrschenden Systeme entwickeln, unaufhaltsam zu Grunde gehen muß, da dieses System, nämlich die Erlangung des Reichthums um jeden Preis, mit jedem Mittel, ob erlaubt oder unerlaubt, ob dabei der Humanität, dem Vernunftrechte Rechnung getragen wird oder nicht, dahin führen muß, daß die ungleichmäßige Vertheilung des Besitzes, die immer tiefer sinkende Verarmung der großen Masse des Volkes sich bis zur Unerträglichkeit steigern und schließlich die blutigsten Kämpfe um den Besitz und die Vernichtung aller staatlichen Ordnung heraufbeschwören muß.

Wir sehen also das Judenthum und mit ihm die Ansteckung, welche dasselbe durch den Erfolg in rascher, müheloser Erlangung des Reichthums auf die Bevölkerung immer mehr und mehr ausdehnt und mit Verjudung der Menschen bezeichnet werden muß, als die steten Beförderer des So-

cialismus thätig, in weit größerer Ausdehnung und von weit eminenterem Erfolge, als das die Apostel des Socialismus zu thun im Stande sind.

Jeder um seine durch langjährigen Fleiß und Arbeit errungene Habe betrogene, beschwindelte, bestohlene Mensch ist ein natürlicher Socialist, ein Socialist aus sich selbst heraus, unfähig durch seine Armuth und durch den dem Volke immanenten Sinn für Ehrlichkeit sich wieder emporzuraffen, erfüllt mit dem Grolle gegen die schlechten Menschen und eine Staatenordnung, welche solchen Raub ungestraft überhaupt zuläßt. Dieser Groll ist ein unveräußerliches Erbe von Eltern auf Kinder und dehnt sich nach und nach auf die ganze besitzende Klasse aus und es bedarf nur zur gegebenen Zeit, welche der heutigen Konstellation nach nicht mehr so ferne sein dürfte, des Anstoßes, um in lodernde Flammen auszubrechen. Wäre der zerschmetternde Arm des rächenden Volkes, indem es sich die ihm verweigerte Gerechtigkeit, die seinen Heerd vor listigen Raub und Betrug hätte schützen sollen, in seiner erweckten Kraft selbst anmaßt, blos gegen das aussaugende Judenthum gerichtet, so wäre das eine wohlthätige Reinigung der Gesellschaft zu nennen; allein die entfesselte Volkswuth kennt weder Grenze noch Zeit; Alles, was reich heißt, verfällt der Proscription und der schonungslosen Vernichtung.

Man hat, als man die freiheitliche Aera schuf, grobe Fehler begangen, daß man die Stabilität von Gesetzen anerkannte, welche in ihrer praktischen Anwendung, in ihren Wirkungen — als das Recht und das Eigenthum schützend — gleich Null geblieben sind, ja sogar den unredlichen Erwerb großgezogen haben; daß man Gesetze beseitigte, um der persönlichen Freiheit eine breitere Basis zu geben, ohne die Leidenschaften jener Menschen in Rechnung zu ziehen, welche nur durch Betrug und Uebervortheilung in den mannigfachsten Schattirungen ihre Bereicherung suchen und dabei die wichtigsten Faktoren der Volkswirthschaft, wie Handel, Industrie und Gewerbe demoralisiren und zum Theile geradezu ruiniren. Man muß staunen, welche ungeheure Masse und welche kolossalen Reichthümer seit dem Anbruche der Freiheit im Judenthum aufgetaucht und noch im Entstehen sind. Und das durch und durch ehrliche, arbeitsame Volk? Nun, das hat man der jüdischen Aussaugung und Auswucherung preisgegeben, das ist verarmt! Einen großen, wenn nicht den größten Theil des Volkswohlstandes hat das an und für sich geistig sterile Judenthum verschlungen, so daß man ohne Hyperbel sagen kann: die Freiheit war für das Judenthum eine goldene Aera, eine Zeitepoche, welche jener des Mardachai und der Esther an die Seite zu stellen ist, blos mit dem kleinen Unterschiede, daß jene von einem liebeblinden Despoten, diese

von einer ſtattlichen Anzahl Volksrepräſentanten geſchaffen wurde und ein Unglück für das Volk. Dieſe Freiheit zeigt uns zwei extreme Pole: reiche Juden und eine verarmte Bevölkerung, was dazwiſchen liegt, iſt ein wild aufgährendes Chaos.

Die Judenblätter und die ihnen gedankenlos Nachſchweifenden führen mit der phraſenreichſten Beweisführung den allgemeinen Niedergang des Volkswohlſtandes als die Folge der hohen Beſteuerung der öffentlichen Meinung vor Augen. Ich will nicht ſagen: ſie thun dieſes in der Abſicht, um die wahre Urſache zu verſchleiern, ſondern ſie thun es aus Unwiſſenheit; denn was kümmert ſich der Jude in ſeiner blinden Jagd nach Geld und bei der Abweſenheit jedes patriotiſchen Gefühles um Volkswirthſchaft, ſoweit ſie gründliches Studium erheiſcht. Nichtsdeſtoweniger gelingt es ihnen, das wahre Uebel, die ſchleichende chroniſche Krankheit zu verdecken und das unwahre plauſibel zu machen.

In einem Staate, wie Oeſterreich, ſo unerſchöpflich reich an Naturſchätzen, mit einer blühenden und auch dankbaren Agrikultur, mit einer hochentwickelten Induſtrie und einer überaus gewerbfleißigen, genügſamen Bevölkerung, können die Staats- und Landesbedürfniſſe, wie ſie heute an das Volk herantreten, niemals deſſen Verarmung herbeiführen. Wo aber breite Lücken in der Geſetzgebung der Korruption freien Spielraum gewähren, wo das friedliche Eigenthum dem frechſten Wucher preisgegeben wird, wo Betrug und unerhörter Raub Handel, Induſtrie und Gewerbe vernichten, da ſind auch der Fleiß und die Gewerbsthätigkeit des ehrlichen Bürgers zur Syſiphus-Arbeit geworden und da iſt auch die Steuerlaſt eine drückende, ſelbſt wenn ſie um die Hälfte geringer wäre; da findet das ungariſche Sprüchwort Geltung, nur umgekehrt: „was der Jude übrig läßt, das nimmt der Staat!“

Unſere Zuſtände, durch die Unfähigkeit der Regierungspartei bis zur Unerträglichkeit gediehen, fordern kategoriſch eine drakoniſche, ſchonungsloſe Geſetzgebung, welche alle und jede Gefühlsduſelei bei Seite läßt; eine Geſetzgebung, welche mit den Gepflogenheiten vergangener Jahrhunderte bricht und den Anforderungen einer ganz neuen Welt mit ganz anderen Menſchen gerecht wird. Es handelt ſich um die Erhaltung des Staates und der Geſellſchaft.

Das meandriſche Winden und Schlingen, um der Humanität nicht auf die Hühneraugen zu treten, Alles mit Sammtpfötchen anzufaſſen, damit nicht da oder dort ein Schrei des Druckes laut werde, iſt eitles Spiel mit dem Staatszwecke: Schaffung des materiellen Wohles und Förderung der geiſtigen Entwicklung der Bevölkerung. Die Erlangung

dieſes Zweckes bedeutet Zufriedenheit des Volkes, welche ſtets friedlich ſtimmt und ſelbſt Parteiſpaltungen und nationale Divergenzen nivellirt.

Was nun der Erreichung dieſes Staatszweckes am ſchroffſten im Wege ſteht, iſt der Paraſitismus des Judenthums und ſeine zerſtörende und zerſetzende Wirkung auf die ſittliche Fortentwicklung des Volkes.

Wenn man jene ſociale Ungeheuerlichkeit, den ruſſiſchen Nihilismus, etwas ſchärfer ins Auge faßt, ſo findet man ſehr viel Aehnlichkeit mit dem Character der wahnwitzigen Aufſtände der Juden gegen die Herrſchaft der Römer heraus, welche ſchließlich zur gänzlichen Vertreibung derſelben führten. Sollte die Alliance israélite nicht die Quelle, womöglich die Geldquelle ſein, welche den Strom des Nihilismus nährt? Die enormen Summen Geldes, welche die Unternehmungen dieſer ſcheußlichen Verbrecherbande verſchlingen, die Thatſache, daß man noch immer Juden als, ſo zu ſagen, Leiter dieſer Schandthaten feſtgenommen hat, läßt kaum einen Zweifel mehr zu. Handelt es ſich doch darum, mit Rußland den Kreis zu ſchließen, welchen das Judenthum um die Staaten Europa's geſpannt hat, um auch dort Herr der Situation zu werden. Gelingt es, durch Schrecken und Furcht den Kaiſer zur Verleihung einer Verfaſſung für das Reich zu beſtimmen, ſo gelingt es auch den Juden, und zwar mit ungleich geringeren Schwierigkeiten und Opfern, die Emancipirung zu erlangen. Dann Heil Dir! o Iſrael! Dann beginnt das Unterminiren der finanziellen Kraft des Staates und des Volkes wie bei uns in Oeſterreich, und das heute noch ſo gefürchtete Rußland wird dem Untergange zugetrieben. Doch bis zum Gelingen dieſes von der Alliance israélite angeſtrebten Zieles wird wohl noch mancher Tropfen Newawaſſer in das Baltiſche Meer fließen.

Welche Hebel ſetzt dieſe Geſellſchaft in Bewegung, damit die Rumänen gezwungen werden ſollen, die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden anzuerkennen. Wenn man nun bedenkt, daß die rumäniſchen Juden alle jene Schurken, welchen in Folge allzugroßer Betrügereien der Boden unter den Füßen zu heiß wurde und daher Oeſterreich, Deutſchland und Rußland den Rücken kehrten, in ſich faſſen, ſo kann man ſich ein Urtheil bilden, welcher Art die Intentionen dieſer Geſellſchaft ſind und welcher Geiſt ſie durchweht. Dieſe rumäniſchen Juden werden als ehrliche, achtbare Bürger hingeſtellt. Nun ja, es iſt ſo, wie es die Juden überall machen: die durch Wucher, Betrug ꝛc. Reichgewordenen nehmen einen Schwamm und wiſchen damit ein ſchmutziges Stück ihrer Vergangenheit weg und geben ſich auf einmal das Anſehen ehrlicher Menſchen; was aber das Komiſchſte dabei iſt und einen vielſagenden

Blick auf ihre geistige Entwicklung zuläßt: sie verlangen ganz peremtorisch, daß sie nun Jedermann als ehrbare Leute behandeln und achten soll. Ihre Vergangenheit soll von Niemand mehr in Betracht gezogen werden, weil sie selbst nicht mehr daran glauben.

Unsere tonangebenden Judenzeitungen, welche mit diesem jüdischen Universalbunde auf's Engste verknüpft sind, heulten gar jammervoll, als der Semite „Lord Beaconsfield" vom englischen Thron gestoßen wurde, dessen Politik seinem Lande viele und arge Verlegenheiten bereitete, die enorme Summen verschlungen haben, der, seinem Nationale nicht untreu, einen Raub an einer friedlichen Bauernrepublik in Afrika vollzog und gegen den Willen des englischen Volkes einen großartigen Schwindel, die indische Verkaiserung der Königin, in Scene setzte, welche ihm allerdings die Lordschaft eintrug. —

Zum Schlusse noch ein ernstes Wort an das Oesterreichische Volk, welches trotz der Verschiedenheit der Sprache und der Nationalität, sobald es sich um das Gesammtwohl und die Bekämpfung eines Feindes handelt, doch immer Eins ist: es möge seinem Herzenszuge folgen. Dieser Zug ist die im Stillen anerkannte, äußerlich verläugnete Abneigung gegen das Judenthum. Die Wunden, die Dir von dieser Seite bereits geschlagen worden sind, sind schwer und tief genug empfunden, um endlich aus der Schläfrigkeit, aus dem Taumel ewiger Duldung zu erwachen. Es ziemt einem Volke, welches in der Vollgewalt seiner gesunden Kraft steht, nicht, sich von einem socialen Geschwür, das Du heute noch durch die Bewegung des schnellenden Fingers entfernen kannst, aus Denkfaulheit und Indolenz zum siechen Körper machen zu lassen, um schließlich gänzlich diesen Parasiten zum Opfer zu fallen.

Du hast, wenn Du weiter gleitest auf der abschüssigen Bahn, auf welche Du Dich sorglos hast drängen lassen, und Dir endlich die Einsicht kommt, jedoch aber die Kraft zur Ermannung gebrochen ist, von Seite Deines jüdischen Feindes keine Schonung, keine Menschlichkeit zu erwarten, es ist dieses dieser Race nicht eigen. Siehst Du denn nicht, wie der Jude gegen sich selbst keine Schonung, keine Menschlichkeit kennt? wie er seinen eigenen Leib bewuchert, wenn ihm die Mittel nicht gegeben sind, Andere auswuchern zu können? Er lebt im ekelhaftesten Schmutze, gönnt sich kaum die schlechteste Nahrung in der nöthigen Menge, um sein Leben zu fristen; an ein Vergnügen, für das er Geld ausgeben müßte, denkt er nicht, er hat nur das eine, das einzige Ziel vor Augen, es ist der ganze Zweck seines Lebens: „Geld! nur Geld!" Siehst Du denn nicht täglich, wie er, an diesem Ziele angelangt, nun ohne Schonung,

ohne Menſchlichkeit, mit einer Herzloſigkeit, welcher man Menſchen gar nicht fähig halten ſollte, ſeine Mitbürger um ihre Habe bewuchert und betrügt? wie er die geſellſchaftliche Ordnung maulwurfartig unterwühlt, und bedenke, daß die Gefahr, welche heute ſchon eine brennende iſt, für Deine Kinder eine ungleich ſchrecklichere werden muß.

Die freiheitlichen Geſetze zwingen Dich, die Juden als Staatsbürger zu betrachten und zu behandeln. Es wurde ihnen durch dieſelben das Privilegium ertheilt, ſich überall einzudrängen, in Vereine, in Verſammlungen, um überallhin ihren der Geſellſchaft feindſeligen Geiſt tragen zu können, um überall Anknüpfungspunkte für ihre unſolide Bereicherungsſucht, für die Ausnützung ihrer eigenen Intereſſen und die Vorſchiebung des Judenthums in die Gemeindevertretungen und Landtage, in den Reichsrath zu finden. Mit einer ungeheuren Rührigkeit ſtreben ſie dieſes Ziel an und machen hierin bedeutende Fortſchritte. Sie bemächtigen ſich der katholiſchen Schule und des Unterrichtes Deiner Kinder. Ziehe Dir hieraus die Conſequenzen, wenn ſie mit der Zeit auf dieſem Gebiete warm geworden ſind, ſo zu ſagen, feſtſitzen. Heute iſt das Alles noch zu neu und noch zu wenig Raum für die Ausdehnung des jüdiſchen Geiſtes, der in ſeiner ſtarren Unduldſamkeit ſtets und immer, heute noch wie vor Jahrtauſenden, der erbitterteſte Feind anderer Religionen, auch der beſten war. Nicht wir feinden die jüdiſche Religion an, ſondern die Juden die chriſtliche. Die Judenpreſſe bietet täglich das Schauſpiel der Hetze gegen die katholiſche Kirche, und jüdiſcher Einfluß, jüdiſches Geſchrei war es, als der Erzbiſchof von Wien die Schulen mit Kruzifixen beſchenkte, daß eine gewaltige Agitation gegen die Aufhängung derſelben in den Lehrzimmern die Gemüther bewegte. Ein Schatten, den künftige Ereigniſſe vorauswarfen.

Die chriſtliche Religion iſt die Grundlage der Moral und zieht die Jugend zu ſittlichen Menſchen heran; nehmt ſie dem Volke und das Reſultat wird die grauenhafteſte Verwilderung ſein und die Canaille wird auf den Herrſcherthron erhoben. Wir wollen uns alſo unſere Religion, unſere Schulen vom jüdiſchen Einfluſſe rein erhalten, wollen nicht dulden, daß Juden, welche weitaus nöthiger haben, die Reinwaſchung erſt an ſich ſelbſt vorzunehmen, erſtere verunglimpfen und letztere corrumpiren.

Wir wollen ferner nicht dulden, daß das politiſch unreife, geiſtig degenerirte Judenthum in unſeren Verwaltungsangelegenheiten herrſchend wird, wollen es fern halten von den Vertretungskörpern für Gemeinde, Land und Reich. Das Volk hat die Erreichung dieſes Zieles in der

Hand, wenn es mit derſelben Rührigkeit, wie ſie die Juden bei den Wahlen bekunden, die Wahl von Juden verhindert, indem es ſeine Majorität für Chriſten einſetzt.

Es giebt nur einen Kulturkampf in der europäiſchen Völkerfamilie und das iſt der Kampf gegen die Verjudung der Geſellſchaft, daher zuförderſt gegen den eigentlichen Anſteckungsſtoff, die Juden mit ihrem zerſetzenden Realismus ſelbſt. Dieſer Kampf, der ohne Waffen, ohne Blutvergießen ausgekämpft werden kann, hat nichtsdeſtoweniger eine furchtbare, ſiegesſichere Waffe: es iſt der Stolz des ehrlichen Bewußtſeins, des Biederſinnes, der alles Schlechte verabſcheut. Unſer Oeſterreichiſches Volk darf dieſen Stolz herauskehren, denn es iſt ehrlich, treu und bieder, ohne Falſch; und dieſer Stolz — einmal zum Selbſtbewußtſein im Volke gelangt — wird es belehren, daß man die Juden ſo lange nicht als Seinesgleichen zu betrachten und zu behandeln hat, als ſie ſich nicht dieſe ehrenden Eigenſchaften, dieſe Volkszierde in der That zu eigen gemacht haben.

Dieſer Stolz, welcher die Gemeinſchaft, den bürgerlichen Verkehr mit Juden ausſchließt, wird allerdings den beſſeren Juden verletzen, tief kränken; allein wirft man nicht den faulen Apfel weg, ſelbſt wenn er noch eine Wenigkeit Gutes birgt? Selbſt dem Guten traut man nicht. Es giebt im menſchlichen Leben in der That Fälle, wo der Zweck das Mittel heiligt. Man rufe ſich die Verbindung der Regulators der Miſſiſippiſtaaten in's Gedächtniß. Als es der Regierungsgewalt unmöglich wurde, die Seeräuberei des Miſſiſippideltas, welche den Handel zu vernichten drohte und ſich bis auf die Pflanzungen ausdehnte, zu beſeitigen, da waren es die Regulators, welche dieſem Unweſen ein Ende machten. Sie knüpften Alles auf, was ihnen verdächtig ſchien, dabei wohl auch viele Schuldloſe, allein ſie erreichten ihren Zweck und vernichteten die Seeräuberei vollſtändig. Wir haben es gleichfalls mit einer gewiſſen Piraterie zu thun, wollen aber den Juden nicht hängen, noch ſoll er verbrannt werden.

Das deutſche Nachbarvolk ſchreitet uns wacker in dieſem Kampfe voran, ſchließen wir uns an daſſelbe an, es hat die Ehrlichkeit, den Biederſinn, die Mannestreue mit uns gemein.

Die drei legitimen Faktoren des Staates und das Judenthum.

„In der That, die Eroberung der Welt durch die Kinder Israels ist von nun an eine abgeschlossene Thatsache, an welcher sich nichts mehr (?) bestreiten läßt. (?) Die Nationen, welche einst den Geboten ihres Glaubens und ihrer Ehre gehorchten, sind jetzt verurtheilt, vor List und Wucher ihr stolzes Haupt zu beugen. Die Herrschaft solcher Principien ist für Europa ein großes Unglück; denn wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die ganze moderne Gesellschaft gerade durch sie an den Rand des Abgrundes gebracht ist und einer gewaltigen Ueberschwemmung entgegensieht, die sie von Grund aus unterwühlen wird.

Diese Ueberschwemmung wird nichts anderes sein, als die Folge einer Gegenbewegung, deren erste Anfänge jetzt schon aus den untersten Gesellschaftsschichten hervorkeimen und den Widerstand vorbereiten gegen das Kapital, das heißt gegen die jüdischen Machthaber; denn diese zwei Begriffe sind gleichbedeutend. Der Entscheidungskampf wird schrecklich sein; denn die besiegten, ausgesogenen Volksmassen werden alles auf's Spiel setzen, um das Joch der jüdischen Sklaverei abzuschütteln und jene kosmopolitische, tausendköpfige Hydra des Judenthums kampfunfähig zu machen."

Osmann Bey.

Das Gehöft, diese uralte Form germanischer Seßhaftigkeit, enthielt bereits die Keime der drei legitimen Faktoren des Staates klar ausgeprägt. Die gutsherrliche Familie war der Repräsentant des „Herrscherthumes" — der erste Faktor. — Die abhängigen Untersassen und Leibeigenen waren die „Leute" — der zweite Faktor. — Der Grund und Boden, welcher zu dem Gehöfte gehörte, war das „Land" — der dritte Faktor; demnach sind die drei legitimen Faktoren des Staates:

das **Herrscherthum**, die **Leute** und das **Land**.

Das Herrscherthum,

der **erste** staatenbildende Faktor, ist insofern Repräsentant des Staates, als er im Krieg und Frieden den Staatsgedanken zunächst zur Erscheinung bringt. Ohne Herrscherthum wäre auch das deutsche Volk eine Heerde geblieben, wie die Heerdenvölker Australiens. — Jetzt erst, nach dem Auftreten des Herrscherthums, gab es in der Gesellschaft „Recht und Unrecht". Jetzt erst trat über den Eigenwillen des Individuums der Gesammtwille in Form des Herrscherwillens! Wer nach dem Gesammtwillen handelt, thut „Recht"; wer ihm zuwider handelt, thut „Unrecht".

Klar, einfach und würdevoll tritt der Gedanke des Herrscherthumes zuerst auf in der patriarchalischen Form bei den Nomadenvölkern. Das

Familienoberhaupt iſt Fürſt, Prieſter und Richter ſeiner Familie, ſeiner Sippe bezw. ſeines Stammes, macht alſo dieſen zur Familie.

Demgegenüber bedingt der Ackerbau die Leitung der Anſiedelung, Vertheidigung der Grenzen, Theilung der Arbeit, und alle dieſe drei Thätigkeiten ruhen naturgemäß im Herrſcherthume. — Zur Aeußerung dieſer Thätigkeiten aber bedarf das Herrſcherthum beſonderer Organe, es muß in nothwendiger Folge ſich differenziren und zwar im Sinne jener drei Einzelthätigkeiten, als „Staatsoberhaupt", „Heer", „Beamtenthum".

„Das Heer".

So klar und beſtimmt wie die Hohenzollern und unter ihnen vor allem Friedrich I., hat kein Herrſchergeſchlecht der Welt es erkannt, daß alle Macht des Herrſcherthumes in ſeinen Organen ruht und daß es ſeine wichtigſte, höchſte Aufgabe, die nämlich, der Leiter und Führer des Volks zu ſein, nur dann in Wahrheit erfüllen kann, wenn es verſteht, die beiden Organe, welche aus den anderen beiden legitimen Faktoren des Staates, den Leuten und dem Land ihm immer neu erwachſen, ſtark, gehorſam und rein von allen den Einflüſſen zu halten, welche ihre Thatkraft und Fähigkeit abſchwächen können. Namentlich die Führer des Heeres, das Offizierkorps muß dieſe Eigenſchaften haben, denn gerade in ihm tritt Wille und Macht des Herrſcherthumes am unmittelbarſten in die Erſcheinung. Darum hat das Offizierkorps die geachtetſte und ſomit eine bevorzugte Stellung im Staate.

In das Offizierkorps Eingang zu finden, danach ſtrebt das Judenthum mit großer Intenſität!

Liefert auch bei ihrer mangelhaften Körperbeſchaffenheit die jüdiſche Bevölkerung im Verhältniß nur ein Viertel ſoviel brauchbare Rekruten, als die übrige Bevölkerung, — beſteht auch bei Märſchen und Manövern die unverhältnißmäßig größte Zahl von Maroden aus Juden, — weiſen auch die kriegsminiſteriellen Akten nach, daß bei den Freiheitskriegen die Juden durch feigen und wohlfeilen Loskauf ſich dem Heere fern gehalten haben, ſo werden trotz alledem die Juden doch nicht müde, immer und immer zu verſuchen, in das Offizierkorps einzudringen. Daß ihnen das ſchließlich doch noch gelingen werde, haben ſie zu hoffen, guten Grund. Als Militairärzte mit Offiziersrang werden ſie bereits angeſtellt und in unbegreiflicher Verblendung macht man ſie auch zu Reſerveoffizieren! — Kennt man denn die jüdiſche Geſchichte nicht? Weiß man denn nicht, daß ihre Vorfahren im Laufe von 200 Jahren 7mal unterjocht wurden, und daß aus allen dieſen Kämpfen ihre Geſchichte und Tradition nichts zu berichten wiſſen von ehrenhaftem Muthe und mannhafter Tapferkeit,

daß immer ihr Jehovah es war, d. h. Verrath und Hinterliſt, der ihnen die Feinde mit Blindheit ſchlägt, und daß ſie ſelbſt nur verſtanden, zu ſchlachten und zu morden? Kennt man die Bedeutung des Purimfeſtes denn nicht, welches die Juden alljährlich feiern zum Andenken an den Maſſenmord von 77,000 Perſern und Medern, unter Anführung Mardachai's, wie das Buch Eſther erzählt:

8, 17. In allen Landen und Städten, an welchen Ort des Königs Wort und Gebote gelangte, da ward Freude und Wonne unter den Juden, Wohlleben und gute Tage, daß Viele der Völker im Lande Juden wurden; denn die Furcht der Juden kam über ſie.

Heute mag der Hinweis auf dieſe Stelle als übertrieben erſcheinen, am Ende wohl gar belächelt werden! Wir meinen aber ohne Grund! Hatte doch das Jahr 1848 einem frechen Juden Gelegenheit gegeben, einen deutſchen König zum Anhören der Wahrheit zu ermahnen und die Möglichkeit, daß jüdiſche Barone an deutſchen Höfen glänzen, jüdiſcher Adel deutſche Hofchargen von goldenem Geſchirr ſpeiſen läßt und deutſche Miniſterportefeuilles in jüdiſche Hände gelangen, iſt heute ſchon weiter als bloß angebahnt durch den ſchwachköpfigen chriſtlichen Liberalismus, „denn die Furcht der Juden kam über ſie.“

Gerade der Germane und der Jude ſind die extremſten Racepole. Was dieſe Racepole unverſöhnlich trennt, iſt die Auffaſſung der perſönlichen Ehre, welche das Grundelement des Germanen iſt, die dem Juden aber gänzlich fehlt. Dieſer Mangel an bürgerlicher Würde, dieſe Unempfindlichkeit gegen Druck und Verachtung hat keine Berührung mit anderen Völkern ihnen wegwiſchen können. Wenn aber kein Volk, weder die Römer, noch die Araber, noch die Osmanen, jemals vermocht hat, ſelbſt mit den äußerſten Gewaltmitteln nicht, dieſen Mangel des jüdiſchen Volkes aufzuheben, ſo ſollten die Deutſchen, dieſer edelſte, idealſte Zweig der Germanen, es ungeſtraft wagen dürfen, die Juden zu Organen ihres Herrſcherthumes zu machen?! — Die Deutſchen ſollten es wagen dürfen, die Juden, die ſelbſt von der ſemitiſchen Völkergruppe als deren unedelſter Sproß bezeichnet werden, die Nachkommen eines ſolchen Volkes alſo, das heute noch — und das darf nie vergeſſen werden — genau denſelben Charakterzug zeigt, wie ſeine Vorfahren, in falſch verſtandenem Humanismus aufzunehmen unter die Führer des deutſchen Heeres?!

„Das Beamtenthum“.

Den erſten Einfluß auf deutſche Staatsverwaltung gewannen die Juden ſchon zur Zeit Friedrich des Großen, und zwar zunächſt auf die

Finanzverwaltung durch die schlechten Münzen, welche der große König in der Geldnoth des Krieges durch den Juden Ephraim in Kurs bringen ließ. Durch die Erwerbung Schlesiens, Westpreußens und des Netzedistriktes hatte ein großer Zuzug von Juden nach Preußen stattgefunden und durch die freisinnige Richtung jener Zeit war es geistigbegabten Juden möglich geworden, in die höheren Kreise der Berliner Gesellschaft Eingang zu finden. Nachdem die Juden im Laufe der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in Handel und Literatur sich Geltung verschafft hatten, gelang es ihnen, auch die Tagespresse als eine ausgezeichnete Kapitalanlage, vor allem die von Berlin, sich unterthänig zu machen; so ist es heute soweit gekommen, daß alle liberalen Zeitungen, nicht allein Berlins, sondern ganz Preußens, ja Deutschlands, mit nur wenigen Ausnahmen, in Händen der Juden sind; in Berlin selbst aber öffentliche Angelegenheiten ohne hervorragende Mitwirkung der Juden überhaupt nicht mehr möglich sind. Der Stadtverordneten-Vorsteher der Metropole Deutschlands ist ein Jude, und die ganze Gemeindevertretung Berlins ist jüdisch durchsetzt.

Die „freie Konkurrenz" ist der Schöpfer des mobilen Kapitals und auf diesem Gebiet ausschließlich bewegt sich die Thätigkeit der Juden. — Vor allem muß ihr Streben gerichtet sein auf Erlangung von Privilegien für das mobile Kapital, und zur Erlangung solcher Privilegien giebt es nur zwei Wege: die Finanzverwaltung des Staates und das Parlament. Auf dem ersten Wege sind die treibenden Kräfte die Finanzminister, auf dem zweiten Wege ist es die Presse. Wer die Finanzverwaltung beherrscht, wird auch der Finanzpolitik des Staates sein Zeichen aufdrücken. Die Finanzverwaltung der Einzelstaaten, wie die des deutschen Reiches, beherrschten vor wenigen Jahren noch die Juden; die deutsche Finanzpolitik mußte daher nothwendig eine Judenpolitik sein.

Die deutschen Staats- und Finanzminister waren vor wenigen Jahren noch auf dem Gebiete der Finanzkunst wenig mehr als Laien; von den preußischen 700 Banquiers waren nur $^1/_7$ Christen, $^6/_7$ waren Juden, und unter diesen befanden sich ganz eminente Finanztalente. Es war gar nicht nöthig, daß diese Finanztalente sich an die Finanzminister drängten; es lag in der Natur der Sache, daß man sie aufsuchte, ja aufsuchen mußte. Nun konnten die wirthschafts- und finanz-politischen Gesetze durch die Finanzverwaltung umgearbeitet werden, denn man besaß ausgezeichnete Hülfsarbeiter, deren finanzieller „Instinkt" schon weiter reichte, als „Einsicht und Talent" der das Finanzruder führenden Staatsmänner! — In welchem Sinne die Gesetzvorlagen abgefaßt sein

mußten, liegt auf der Hand; sie hatten aber noch einen zweiten Weg zu passiren: das Parlament.

Parlament und Presse, durch welche selbstgefällige Großsprecherei und gewandte Oberflächlichkeit so leicht den Sieg davon tragen über staatsmännische Begabung und eingehendes wissenschaftliches Können, waren auf wirthschaftlich- und finanzpolitischem Gebiete vollständig in den Händen der Juden. Die nationalliberale Partei hatte die Majorität in dem Parlament und ihre Führer auf einschläglichem Gebiete waren drei Juden. Zwei gewürfelte Banquiers als „Fachmänner" und ein vorlauter, redegewandter Advokat als „politischer faiseur und raisonneur." Es läßt sich nicht verkennen, daß, wenn es darauf angekommen wäre und die realen Schwierigkeiten sich hätten lösen lassen durch allgemeine, in schöner Rede doktrinair vorgetragene Prinzipien, dann hätten diese drei Juden im Parlamente Großes leisten müssen.

Die liberale Tagespresse befand sich schon damals, wie heute noch, fast ganz in Händen der Juden. Die Mehrzahl der großen, liberalen Zeitungen hatte jüdische Chefredakteure, fast alle aber beruhten auf jüdischem Kapital. Durch die scheinbar freisinnige Richtung hat diese Race ganz ungeheuren Einfluß im Volke. Schon lange wurde durch sie das Volk für den Eingang der wirthschaftlich- und handelspolitischen Gesetze bearbeitet; denn es befand sich, wie ja leider auch heute noch, in großer Unkenntniß auf diesem Gebiete, und wenn es irgendwo versucht wurde, besseres Verständniß und Belehrung durch die vielgelesenen, liberalen Blätter zu verbreiten, so wurde den betreffenden Artikeln einfach die Aufnahme verweigert.

Außerdem waren in den Volksvertretungen wenigstens 30 pCt. der Mitglieder — und darunter fast alle Führer und einflußreichen Redner der liberalen Parteien — entweder direkt betheiligt bei Geld-Instituten, oder standen als Aufsichts- oder Verwaltungsräthe in deren Solde. — Waren von diesen 30 pCt. auch nur Wenige Juden, so waren sie doch alle Judengenossen; denn daß jene Geld-Institute unter jüdischer Herrschaft standen und auch heute noch stehen, ist allbekannt. Auch als Gründer der seit 1871 entstandenen Aktiengesellschaften funktionirte eine große Anzahl liberaler Volksvertreter, welche aber nicht an die Oeffentlichkeit traten, sondern es vorzogen, im Stillen thätig zu sein.

So vorbereitet, konnte man die neuen volkswirthschafts-, handels- und finanzpolitischen Gesetzesvorlagen getrosten Muthes erwarten. Sie kamen und wurden mit großer Majorität zu Gesetzen erhoben. Bank-, Stempel-, Aktien-, Steuer-, Handels-, Münz-, Börsen-, Wucher-, Kon-

kurs-, Entschädigung der deutschen Rhederei-, Reichsbank-, Milliarden-, Invalidenfonds- und noch andere, sind Gesetze, welche ausschließlich den Kapitalisten zu Gute kamen, in erster Reihe also den Juden. — Die Folgen zeigten sich bald! Seit den tollen Gründer- und Schwindel-Jahren, welche die Neuschöpfung des deutschen Reiches einleiteten, ist notorisch der größte Theil des mobilen Großkapitals in den Händen der Juden.

Und ihr Einfluß auf die Staatsverwaltung überhaupt?

Ihr direkter Einfluß ging auch hierbei durch die Volksvertretung. Auf die Dauer kann ja keine Regierung gegen die Volksvertretung operiren, sie muß schließlich doch handeln nach deren Beschlüssen; diese Beschlüsse aber unterlagen immer dem Einfluß der Juden, denn sie und ihre Genossen beherrschten die nationalliberale Partei, welche bis vor ein paar Jahren noch den Ausschlag gab.

Ihr indirekter Einfluß verspricht kein schwächerer zu werden. Seitdem die richterliche Laufbahn und damit der Eintritt in die Staatsverwaltung ihnen freigegeben ist, wächst die Zahl der Jurisprudenz studirenden Juden von Jahr zu Jahr, denn die talentvollen Studenten werden von ihren Glaubensgenossen gern und reichlich unterstützt; unsere christlichen Verwaltungs- und richterlichen Beamten aber schließen aus der Ueberfüllung der Regierungs- und Gerichtskollegien mit jüdischen Referendarien auf eine trübe, beschämende Zukunft.

Haben die weisen Staatsmänner, als sie durch die liberalen Phrasen der Ideologen sich blenden ließen und eine solche Zukunft einleiteten, haben sie denn nicht die Consequenzen ihrer Weisheit gezogen?! — Halten sie es wirklich für möglich, einen deutschen Staat mit jüdischen Beamten **regieren** zu können?! — Wissen sie denn nicht, daß es ein altgermanisches Rechtsprincip ist, daß der Deutsche nur von Stammesgenossen, nur von Seinesgleichen **gerichtet** werden darf?! —

Das Judenthum aber verstand es nicht nur, sich Einfluß auf die Staatsverwaltung zu verschaffen, es gelang ihm seiner Zeit auch, die Staatsverwaltung sich direct dienstbar zu machen dadurch, daß es hochgestellte Staatsbeamte, besonders wenn sie einflußreiche Parlamentsmitglieder waren, durch glänzend dotirte Stellungen als Verwaltungsräthe und sonstige Sinekuren für sich gewann und fesselte. — Ein Gesetz untersagte zwar schließlich den Beamten, dergleichen Stellungen anzunehmen, das Gesetz kam aber leider zu spät! Zu spät hatten die aufrichtig Liberalen, und dazu gehörte die Majorität des Beamtenthumes, erkannt, daß sie zu Dienern und Werkzeugen des Judenthumes waren mißbraucht

worden. — Eine Umkehr ist nicht möglich so lange der deutsche Staat auf kapitalistischen Principien ruht, denn das mobile Kapital, das Fundament der Volkswirthschaft im kapitalistischen Staate, wird vollständig beherrscht und Deutschland dadurch regiert vom Judenthum, ohne daß es davon eine Ahnung hat. — Die unendlich vielen feinen Saugwurzeln des jüdischen Kapitals haben alle Schichten des Bürgerthums durchsetzt und verfilzt, ja dieser Verfilzungsprozeß ist selbst in die höchsten Gesellschaftskreise eingedrungen und lähmt augenfällig deren edelste Kräfte. —

Ein kapitalistischer Staat, in dessen Verwaltung und Justiz das Judenthum sich eingenistet hat, muß unfehlbar zu Grunde gehen! — Der Weg der Befreiung von ihm führt allein durch die genossenschaftliche Gliederung, denn in ihr ist das Judenthum seinem Wesen nach unmöglich, nur im kapitalistischen Staat kann es seinen historischen Beruf zur Erscheinung bringen. Dieser historische Beruf des Judenthums liegt in der Beschleunigung und Intensität, mit welcher es die Menschheit von der Kulturstufe der „Kapitalwirthschaft" auf die Kulturstufe der „Genossenschaftswirthschaft" treiben soll, damit sie auf neuem Fundamente, nach neuer Bauweise den neuen stolzen Bau aufführe.

Das neue Fundament: Genossenschafts-Arbeit!
Die neue Bauweise: genossenschaftliche Gliederung!
Der neue stolze Bau: Genossenschafts-Staat!
Resumé: Das **Herrscherthum** und das Judenthum! —

Das Heer, das eine der beiden Organe, ist trotz der Juden auch jetzt noch stark, gehorsam und rein von allen Einflüssen, welche seine Thatkraft und Fähigkeit lähmen könnten, und verdient nach wie vor die Bezeichnung, welche man ihm aller Orten gern und aufrichtig entgegenbringt, es ist und bleibt: „Das herrliche Kriegsheer". —

Das Beamtenthum, das andere Organ, ist zwar auch noch aufrichtig dem Herrscherthum ergeben, weil es aber seine politische und wirthschaftliche Gedankenrechnung lediglich aus der verjudeten, liberalen Tagespresse zieht, hat es sein konservatives Gleichgewicht fast vollständig verloren; „verloren durch das Judenthum". —

Die Leute.

Der **zweite** staatenbildende Factor ist nicht, wie das Herrscherthum, bloßer Repräsentant des Staates, sondern er ist die menschliche Gesellschaft selbst, kann daher ohne das Herrscherthum den Staatsgedanken nicht selbstthätig zur Erscheinung bringen. — Die Leute in allen Ländern sind, nach mosaischem Gesetz, den Juden als Gegenstand der Beraubung und Ausbeutung überantwortet. Weil der Jude der „Auserwählte" ist,

muß er die Benachtheiligung, Zurückſetzung und Ausbeutung des Anderen als ſelbſtverſtändlich halten, denn er ſieht in dem Anderen ſeinen Feind. — In feindſeliger Abgeſchloſſenheit, in halsſtarrigem Streben, ein beſonderes Volk zu ſein und als ſolches zu gelten, haben die Juden ſchon ſeit Jahrtauſenden in faſt allen ſtaatenbildenden Völkern verharrt. —

Nicht um ſolcher grundloſen Anregung willen allein, ſondern hauptſächlich um ihrer haſſens- und verabſcheuungswerthen Eigenſchaften willen ſind ſie durch Jahrtauſende hindurch von allen Kulturvölkern gehaßt und verachtet worden. Wenn die chriſtliche Duldſamkeit in unſerem Jahrhundert ſie dieſe Verachtung weniger fühlen und die gegen ſie errichteten Schranken nach und nach fallen ließ, ſo lag das und liegt das heute noch in der krankhaften Liberalität der chriſtlichen Staaten, nimmermehr aber etwa in der Sinnesänderung der Juden, denn eine ſolche Sinnesänderung iſt dem Juden einfach unmöglich, weil er durch ſie aufhören müßte, Jude zu ſein. Dieſer krankhafte, unnatürliche Liberalismus dem Judenthum gegenüber muß ja nachtheilig auf das Volk wirken, weil durch jüdiſche Kommunal- und Staatsbeamte es ſchließlich dahin kommen muß, daß dem Volke die Liebe zum Vaterlande durch den Ekel an der Judenwirthſchaft aufgehoben wird!

Unnatürlich aber iſt dieſer Liberalismus den Juden gegenüber in Deutſchland vorzüglich um deshalb zu nennen, „weil die Deutſchen ohne geſchriebenes Sittengeſetz ein ganzes Jahrtauſend hindurch das leitende Moralprincip der Völkerkultur der ganzen Erde beſtimmt haben, während das moſaiſche Geſetz die Juden vom Beginn ihrer Staatenbildung an in Verbote und Befehle einſchränken mußte gegen Verbrechen und Scheußlichkeiten, die anderen Völker ganz unbekannt geblieben waren".

Die Leute in Deutſchland beſchaffen ihre Lebenshaltung durch Arbeit, die Juden, „unſere Leute", verſtehen unter Arbeit zur Beſchaffung ihrer Lebenshaltung ganz etwas anderes als die Deutſchen; jüdiſche Fabrikarbeiter und jüdiſche ländliche Arbeiter ſind heute noch ungekannte Weſen. Der Begriff der Arbeitsehre, der Arbeitswürde, der ſittlichen Kraft der Arbeit, welcher im Deutſchen ſein ganzes Weſen und Sein durchdringt, fehlt dem Juden gänzlich. Das Arbeiten, für welches der Süddeutſche ſinnig das Wort „ſchaffen" gebraucht, liegt niemals im Streben des Juden, ja man darf annehmen, auch nicht in ſeiner Fähigkeit, und er documentirt damit die Inferiorität ſeiner Race dem Deutſchen gegenüber.

Nach der Qualität der Arbeitsproducte kann die Arbeit ſein: productiv, unproductiv, lucrativ! Das Judenthum war immer ein

Feind aller productiven Arbeit, und das ist der tiefere Grund für die Unfähigkeit des Judenthums zur Staatenbildung und der Nothwendigkeit seines parasitenhaften Eindringens in andere Völker. In festgeschlossene, wirthschaftlich gesunde und kräftige Volks- und Staatenbildungen einzudringen ist der Natur der Sache nach überaus schwer, es bedarf dazu krankhafter Risse und Spalten im Volksleben. Solche krankhaften Risse sind: „Noth und Spekulation", dort setzt das Judenthum sich fest und erweitert schnell und tief diese Risse. Es beginnt mit „unproductiver" Arbeit und geht schnell zu „lucrativer" Arbeit über. Die beiden Hauptrichtungen unproductiver Arbeit sind: „Dienst und Handel". Bei halbcultivirten Nationen ist der Jude zunächst „Dienstmann" (nicht Dienstbote), er vermittelt allen Verkehr und macht sich schließlich unentbehrlich. Dadurch kommt der Handel gänzlich in seine Hand und wird sehr bald ohne ihn fast unmöglich. Bei hochcultivirten Nationen sind Handel und Speculation seine Domainen, darin ist er ebenso sicher Meister, als er in eigentlich productiver Arbeit Zeit seines Lebens Pfuscher und Stümper bleibt. Er beginnt mit dem Kleinhandel und Schacher und bringt es bis zum Börsenbaron, Staatsbanquier und Geldkönig. Producirt, durch concrete, materielle Arbeit producirt, wird dabei von allen Juden nichts, es müssen im Gegentheil christliche Arbeiter sie mit allem Lebensbedarf versehen, und reichlicher versehen sind sie damit wie ihre Lieferanten, die Christen. Unproductive und lucrative Arbeit, Handel und Speculation ist ihr Arbeitsfeld, und ihr Werkzeug ist das mobile Kapital. Für ihr Arbeitsfeld sind sie von der Natur vorzüglich beanlagt, und durch diese Beanlagung gelingt es ihnen, sich die Herrschaft über das wichtigste Werkzeug im kapitalistischen Staate zu verschaffen, die Herrschaft über das mobile, das Geldkapital.

Die ganze wirthschaftliche Gesetzgebung in Deutschland ist eine Privilegiengesetzgebung geworden für das mobile Kapital. Daß sie das aber geworden ist — und in so eminentem Maße — ist das Verdienst des Judenthums. Mit dem Trugbilde der liberalen Phrase, der Kultur und Volksbeglückung, operirt das Judenthum mit großem Geschick! Aber Gott sei Dank! Man hat endlich die Hohlheit der Phrase erkannt, die Maske durchschaut und trotz der Judenpresse und ihrer Allgewalt es laut verkündet durch Wort und Schrift:

„Der kapitalistische König der Juden mit seinen großen und kleinen Baronen hat eine neue Lehnsherrschaft begründet, aber nicht auf dem mittelalterlichen Fundament der „Treue und christlichen Liebe", sondern auf dem der „Gewinnsucht und des Egoismus". An Stelle der mittel-

alterlichen Ritterorden sind die privilegirten Aktiengesellschaften getreten; Vasallendienste verrichten tantièmebeglückte Excellenzen außer Dienst und Parlamentsmitglieder in Dienst auch heute noch (Laurahütte—Bleichröder's Laura). Das Gros der Reisigen und Knechte bilden die dienstbaren Geister, welche mittel- und unmittelbar im Solde der Börsenmagnaten stehen. „Wessen Brod ich esse, dessen Lied ich singe." Gleichzeitig wird aber die redliche Arbeit durch ein neues Raubritterthum gebrandschatzt; Wucher und Spekulation sind seine Waffen, Privilegien und Monopole seine Burgen und bezahlte Preßscribenten die Landsknechte, welche es schützend umgeben. Die Korruption an der Börse ist so groß, daß man die Bestechlichkeit der Presse für selbstverständlich und Jeden für einen Thoren hält, der allen Beeinflussungen sich unzugänglich zeigt und die Interessen des Publikums über einen schnöden Geldvortheil stellt. Es ist traurig, dies konstatiren zu müssen, aber es ist so. Der Schwindel, der Wenige auf Kosten der Allgemeinheit bereichert, nimmt stets die Maske der Volksbeglückung an. — Immer sind es hohe und humane Zwecke, z. B. „Förderung des Realkredites", „Unterstützung des Gewerbfleißes", „Abhülfe der Wohnungsnoth" u. s. w., welche den Organen des Judenthumes und seiner Genossen als Aushängeschild dienen für ihre Spekulationen. Die Maske, unter welcher die Staaten für die Interessen der herrschenden Klassen ausgebeutet werden, ist „das liberale Programm". Niemals bildet eigenes Interesse, immer nur das „Gemeinwohl" die Norm für ihr Handeln und Thun; „das liberale Prinzip" wird mit besonderer Schärfe betont. Unter dem Deckmantel der Freiheit werden die eminentesten Privilegien des Geldkapitals verhüllt. — Das Conglomerat von Privilegien der Aktiengesellschaften wird als Aktien-Freiheit, die Steuer- und Stempel-Immunität der Börse als freier Verkehr gepriesen. Jede staatliche Organisation, welche der Arbeit Schutz gegen die Ausbeutung durch das Geldkapital gewähren will, wird als Attentat auf die Freiheit gebrandmarkt und das wirthschaftliche Faustrecht, welches den Schwächeren dem Stärkeren schonungslos opfert, als freie Concurrenz gerühmt. Handelskammern und Handelsgerichte sind als werthvolle Institutionen freier Selbstverwaltung zu fördern und zu pflegen, Gewerbekammern aber führen zu kastenartiger Abschließung, Laiengerichte für die nicht handeltreibende Bevölkerung erscheinen als Gefahr für die Rechtspflege. Institute, wie die Reichs-Actien-Bank, welche in erster Linie nur den Vertretern des Geldkapitals dienen, sind im Interesse der Reichsherrlichkeit geboten; Bedenken gegen die exorbitanten Privilegien derselben werden als „agrarpolitische Kindereien" abgefertigt.

Wagt aber vollends ein landwirthſchaftlicher Verein darauf hinzudeuten, daß billigerweiſe der Reichbank für den Perſonalkredit eine Reichs-Hypothekenbank zur Seite zu ſtellen iſt, ſo entſteht gewaltiges Geſchrei in Israel über Privilegien-Sucht und Intereſſen-Vertretung. Die faſt vollſtändige Steuerfreiheit des Geldkapitals iſt im allgemeinen Intereſſe beizubehalten, weil ſeine befruchtende Kraft der Geſammtheit zu Gute kommt; die auf dem Grundbeſitz haftenden Steuern aber haben durch die Länge der Zeit ihre Härte verloren; nur Agrarier und Intereſſenvertreter können von Prägravation ſprechen. Daß die Freiheit des Eigenthums durch den Schutz des Staates gegen Raub und Diebſtahl geſchützt iſt, erkennt man bereitwilligſt an; daß aber die ſyſtematiſche Ausbeutung durch wohlorganiſirte Gründergeſellſchaften der Plünderung an der Landſtraße gleichzuſtellen iſt, dafür fehlt das Verſtändniß!"

Reſumé: Die **Leute** und das Judenthum! —

Die Leute werden durch dieſe Judengeſetze, durch dieſe Judenwirthſchaft getroffen und oft bis zum Ruin geſchädigt, hauptſächlich in dem Theile, welcher noch zur beſitzenden Minderheit gehört. In kaum glaublicher Verblendung aber ſpielt dieſe beſitzende Minderheit eifrig auf der Judenflöte mit, weil ſie, getäuſcht durch „nationalliberale Phraſe", meint, noch immer zur herrſchenden, den politiſchen Ton angebenden Klaſſe zu gehören, während ſie bereits lange ſchon, theils bewußte, theils unbewußte Judengenoſſen geworden ſind, ſtatt ſtolz und gebieteriſch jener Clique entgegenzutreten, denn darin vor allem hätte ſie ihre Mannheit und Ehre bethätigen müſſen.

Das Land,

der **dritte** ſtaatenbildende Faktor, iſt die Erdoberfläche, ſoweit der Menſch dieſelbe ſeinen Zwecken dienſtbar macht. Nur durch Arbeit vermag der Menſch den Grund und Boden ſich nutzbar zu machen, damit ihm derſelbe die zu ſeiner Lebenshaltung nothwendigen Dinge hergiebt. Alle Kultur beginnt mit dem Ackerbau!

Das Land in ihren Beſitz zu bringen haben die Juden nie verſucht; von dem Ackerbau hielt ſie eine unüberwindliche Racen-Antipathie zurück und der Talmud ſagt wörtlich: „Es giebt keine ſchlechtere Hantierung als den Feldbau. Wenn Jemand 100 Silbermünzen in der Handlung ſtecken hat, ſo kann er alle Tage Fleiſch und Wein genießen; wenn er aber 100 Silbermünzen zum Feldbau anwendet, ſo kann er nur Salz und Kraut eſſen." Konnte es in dieſem Sinne nun auch nicht ihr Streben ſein, das Land in großer Ausdehnung zu ihrem Privateigenthum zu machen, ſo durften ſie ſehr wohl damit zufrieden ſein, es durch die von ihnen

inſpirirte Geſetzgebung, wie alles andere Kapital und Privateigenthum, „mobil“ und damit die Produktionskraft des Landes zu Gelde machen zu können. Dieſe Mobiliſirung der Produktionskraft des Landes muß naturnothwendig die Verſchiebung der Produktionsbedingungen und damit die Verſchiebung der Lebensbedingungen zur Folge haben, nicht nur ganzer Landestheile, ſondern ganzer Bevölkerungsklaſſen; denn auf allen Gebieten der Geſetzgebung iſt dem Einfluſſe der Juden die Bevorzugung der Geldwirthſchaft und die Benachtheilung der Landwirthſchaft gelungen. Durch dieſen Einfluß, welcher übrigens auf alle Volksklaſſen zerſetzend wirkt, verarmt der Grundbeſitz, denn die Güter- und Pachtpreiſe gehen ſtetig zurück.

Selbſt der Abgeordnete Lasker, der es bekanntlich liebt, ſich als ganz beſonders treuen Diener der Gerechtigkeit hinzuſtellen, ſagte bei ſeiner Vernehmung in der Enquete über das Hypothekenweſen wörtlich: „Unſere Stempelgeſetze, unſer Zoll- und Steuerſyſtem ſind auf die induſtriellen Gegenden berechnet. Sie mögen den Handel mit dem ſchädlichen Mittel der Schutzzölle, ſie mögen ihn durch freie Entfaltung des Verkehrs begünſtigen, immer benachtheiligen ſie den Grundbeſitz zu Gunſten des kaufmänniſchen Verkehrs“ . . . „Meine Meinung zielt auf die Thatſache, daß unſere Geſetze den Handel in einer Weiſe befördern, von welcher die Ackerbautreibenden entweder keinen Nutzen oder ſogar Schaden haben, und daß das Steuerſyſtem eine gleiche Richtung genommen hat. Im Großen und Ganzen bleibt die Thatſache beſtehen: Der Grundbeſitz bezahlt und wird dadurch ärmer. Die Ueberſchuldung in den Provinzen und das zu gering im Grundbeſitz beſchäftigte Kapital hängen nach meinem Dafürhalten unzweifelhaft mit dem Beſteuerungsmodus zuſammen, welcher den Grund und Boden unverhältnißmäßig belaſtet. Der Grundbeſitz muß verarmen an all den Nachtheilen, die ihm zugefügt werden.“

Deshalb haben auch die Juden von der Landwirthſchaft und ihren Nebenzweigen ſich wohlweislich fern gehalten und in ihrer Preſſe ſich begnügt, einfach zu behaupten, an dem Niedergang der Landwirthſchaft und ihrer niedrigen Rente ſei lediglich mangelnde Betriebſamkeit und Unwirthſchaftlichkeit der Beſitzer ſchuld. Daß ſie aber verſucht hätten, mit ihren großen Kapital-Aſſociationen und mit ihrer größeren Betriebſamkeit und geſchäftlichen Begabung die Landwirthſchaft zu „fructificiren“ — davon hat man nie etwas erfahren. Sehr natürlich iſt das! Nur zu gut wiſſen die jüdiſchen Kapitaliſten, daß unter dem Einfluſſe unſerer einſeitig-jüdiſchen Geſetzgebung die Landwirthſchaft nicht in gleichem

Maße rentiren kann wie die Kapitalwirthſchaft durch ihre mächtigen Privilegien.

Reſumé: Das **Land** und das Judenthum.

Je mehr auch auf landwirthſchaftlichem Gebiete das jüdiſche Kapital die Alleinherrſchaft ausübt, deſto härter wird der Druck auch auf die Landbevölkerung und drängt unaufhaltſam zu endlicher Löſung entweder in durchgreifender Reform oder durch ſociale Revolution!

Welchen Erſatz hat ſchließlich dieſe Judenwirthſchaft gehabt, welche Früchte haben die verjudeten Geſetze in Deutſchland gezeitigt? — Es iſt zu Ende mit der Hochhaltung idealer Ideen, mit der Macht der Vaterlands- und Freiheitsliebe, zu Ende mit der Ehrenhaftigkeit des Volkscharakters. Nur Geld wird geſchätzt, und alle Mittel, in ſeinen Beſitz zu gelangen, erſcheinen als ehrenwerth und natürlich! — Geld iſt König und das Strafgeſetzbuch ſeine einzige Schranke.

Keine politiſche Partei hat dieſen zerſetzenden und den Staatsorganismus bedrohenden Einfluß der Judengeſetze ſo klar erkannt wie die Socialdemokratie. Im Reichstag ſtimmte der Socialdemokrat v. Schweitzer für die Aufhebung der Wuchergeſetze mit den Worten: „Wir ſtimmen für die Geſetze, welche dem Kapital freie Bahn ſchaffen, nicht aus Sympathie, ſondern aus Bosheit". Er wußte nur zu gut, daß, je mehr und mehr der Egoismus das allein maßgebende Princip auf wirthſchaftlichem Gebiete wird, der Klaſſenkampf auch auf das Gebiet des Staates ſich übertragen muß. Lediglich in dieſem Sinne iſt es zu erklären, daß die Juden in ihrem Gebahren von den Socialdemokraten ſo ganz und gar nicht behelligt werden. Wenn durch die Juden das Geſammtkapital immer mehr in die Hände Einzelner gelangt, und dadurch Armuth der Maſſen und das Proletariat immer größer wird, ſo wächſt damit naturnothwendig auch die Ausbreitung der Socialdemokratie; denn nur die, die nichts beſitzen, die arm und elend ſind, ſchwören auf die Fahne der Socialdemokratie. Nicht alſo jüdiſches Geld iſt es, was die ſocialdemokratiſche Agitation den Juden gegenüber unthätig ſein läßt, ſondern die Erkenntniß, daß die Juden den Boden tüchtig bearbeiten helfen, auf dem allein die Pflanze der Socialdemokratie gedeihen kann!

Man hat ſich für den Kampf der Prieſterherrſchaft begeiſtert, man ſchmäht auch heute noch die Jeſuiten, und doch: wie gering iſt Prieſter- und Jeſuitenmacht im Verhältniß zu der Gewalt und dem Druck, welchen die Juden heutzutage auf Deutſchland ausüben! — Rom mit

seinem Heer von kaum einer halben Million Priester, Mönche und Nonnen unter dem Glaubensbanner der Kirche, wie ohnmächtig erscheint es im Vergleich zum Judenthum, das ein Goldnetz über die ganze civilisirte Menschheit ausgespannt hat und durch 10 Millionen Juden sie aussaugt. Von Völkerfreiheit und Kulturfortschritt weiß man nicht genug Rühmens zu machen, und doch wagt auch nicht ein einziger einflußreicher Mann offen und frei seine Stimme zu erheben und das Volk wach zu rufen zum gemeinsamen Kampf gegen: „die Judenherrschaft".

Digitized by Google

Die christlich-sociale Arbeiterpartei im Jahre 1879|80.

Eher könnt ihr eine Stadt in den Lüften erbauen, als einem Staat ohne Religion Bestand geben. Plutarch.

Die christlich-sociale Arbeiterpartei eröffnete ihren letzten Versammlungs-Cyklus am 23. August 1879 durch eine Mitglieder-Versammlung. Als Frucht dieser ersten Versammlung ist das Flugblatt Nr. 12 zu betrachten. Dasselbe enthält einen Aufruf an die Arbeiter Berlins und ihre Freunde und das Programm der Partei. Die allgemeinen Grundsätze der Partei sind: dieselbe steht auf dem Boden des christlichen Glaubens und der Liebe zu König und Vaterland. Sie verwirft die heutige Socialdemokratie und erstrebt friedliche Organisation der Arbeiter, um, im Vereine mit Regierung und Parlament, eine Besserung der Lage derselben durchzusetzen. Ihr Ziel ist die Verringerung der Kluft zwischen Reich und Arm und die Herbeiführung einer größeren ökonomischen Sicherheit. Vorzüglich sind die dann folgenden Forderungen an die Staatshilfe, die Geistlichkeit, die besitzenden Klassen und die Selbsthilfe. Vom Staate wird gefordert: obligatorische Fachgenossenschaften, Arbeiterschutz, Ausdehnung des vorhandenen Staats- und Kommunaleigenthums, progressive Einkommensteuer, Erbschafts-, Börsen- und Luxussteuer. — Diese Forderungen enthalten den gesunden Kern der socialdemokratischen Forderungen. Von der Geistlichkeit wird gefordert: „Die liebevolle und thätige Theilnahme an allen Bestrebungen, welche auf eine Erhöhung des leiblichen und geistigen Wohles, sowie auf die sittlich-religiöse Hebung des gesammten Volkes gerichtet sind.“ Es wäre im Interesse der Kirche und des Staates, wenn alle Diener der Kirche dieser Mahnung und Forderung Folge leisteten! Es folgen dann die Statuten der Partei. An der Spitze des Vorstandes stehen: Herr Hofprediger Stöcker, der Begründer und die Seele der Partei, und Herr Pfarrrr Diestelkamp. Von den übrigen 12 Vorstandsmitgliedern sind 4 Fabrikanten, 6 Handwerker, 1 Arbeiter, 1 Agent.

Die Partei zählte im Herbste 1879 ca. 800 Mitglieder. Die Mehrzahl derselben bestand schon damals aus Handwerkern. Die zahlreichen Arbeiter, welche bei Begründung der Partei derselben beitraten, sind zum

größten Theile wieder ausgetreten. Viele ſcheinen nur der zu Anfang vertheilten Unterſtützungen wegen eingetreten zu ſein. Heut zählt die Partei ca. 850 Mitglieder, wovon ca. 500 Handwerker ſind. Der Reſt beſteht aus kleinen Beamten und Kaufleuten, Arbeitern etc. Aber auch höhere Beamte, Prediger, Aerzte und ſonſtige wiſſenſchaftlich gebildete Männer gehören der Partei als Mitglieder an und fördern einige derſelben die Partei nach Kräften. Die nationalliberale und fortſchrittliche Preſſe — beide faſt ausſchließlich in Judenhänden — und die freikonſervative Preſſe haben ſeit der Bildung der chriſtlich-ſocialen Arbeiterpartei dieſe, und beſonders den ebenſo genialen als tapferen Führer und Präſidenten derſelben, Herrn Hofprediger Stöcker, bekämpft und verleumdet. Man hat auf alle irgend erdenkliche Weiſe verſucht, die Sache lächerlich zu machen oder zu verdächtigen. Verfaſſer dieſes Aufſatzes iſt ſelbſt Mitglied der Partei und gedenkt in objektiver Weiſe über die Thätigkeit derſelben ſeit ſeinem Eintritte zu berichten, auch die vorhandenen Mängel hervorzuheben. Die zu Anfang (gleich nach der Begründung) gemachten Fehler wollen wir nicht erwähnen, ſie ſind längſt wieder gutgemacht! Daß die Partei die üblen Folgen dieſer Fehler ſo ſchnell überwunden hat, iſt das beſte Zeichen für die Lebenskraft und die gute Leitung derſelben!

Werfen wir nun zunächſt einen Blick auf die ſogen. „öffentliche Meinung“ über die Partei und ihre Führer. Das Gute, Wahre, Edle verkennt und ſchmäht die öffentliche Meinung in mindeſtens 90 von 100 Fällen, und ebenſo oft läßt ſie ſich durch den Schein, freche Dreiſtigkeit u. ſ. w. gewinnen, das Unwahre, Dumme, der Wohlfahrt der Majorität des Volkes Schädliche zu loben und zu preiſen. Die Hand des wahren Menſchenfreundes, der wie Stöcker ſeine ganze ungeheure Arbeitskraft ſelbſtlos in den Dienſt einer guten, edlen Sache ſtellt, der arbeitet und kämpft, damit allen Menſchen zu ihrem geiſtigen und leiblichen Wohle geholfen werde, dieſe Freundeshand wird mißtrauiſch, ja ergrimmt zurückgeſtoßen. Dem ſchäbigſten Juden aber, der im Bezirksvereine mit allgemeinen Freiheitsphraſen um ſich wirft, wird Beifall geſpendet und von den mehr oder weniger in Berlin ſchon zu Heloten der Juden herabgeſunkenen Chriſtenmaſſen blinde Heeresfolge geleiſtet.

Die gebräuchlichſte Vorſtellung bei den ſogen. „Gebildeten“ iſt: die Partei beſteht aus rohen, ganz ungebildeten Elementen. Wie wir ſchon oben gezeigt, iſt dieſe Behauptung unwahr. Roh hat ſich kein Parteimitglied in irgend einer Verſammlung benommen. Die größten Frechheiten und Beleidigungen gegen die Partei und ihren Präſidenten, verbrochen durch hoſenhandelnde Jünglinge, konfuſe und verbiſſene Socialdemokraten

u. ſ. w., hat man in unſeren Verſammlungen meiſt mit ſeltener Ruhe und Langmuth ertragen. Erhob ſich ein Sturm des Unmuthes, ſo genügten die Worte Stöcker's: „Laſſen Sie den Mann doch ausreden; was er da ſagt, iſt ja kinderleicht zu widerlegen und die richtige Antwort und Widerlegung ſoll ihm ſchon werden.“ Nur in den drei letzten Verſammlungen (in der „Tonhalle“) ließ ſich leider ein größerer Theil der Anhänger des Herrn Stöcker — worunter aber viele Nichtmitglieder der Partei — zu lautem, energiſchem Proteſte hinreißen und verſchuldete ſo den ſtürmiſchen Verlauf der Verſammlung zum Theile mit. Was die Bildung der Mitglieder der chriſtlich-ſocialen Arbeiterpartei betrifft, ſo ſtehen ſie nach unſerer Anſicht ſämmtlich in politiſcher Reife und ſocialer Bildung höher als die Millionen der „Bildungsphiliſter“, die über die ſchlechten Zeiten, die ſchlechten, neuen Geſetze u. ſ. w. jammern und ſchimpfen, und doch den ſogen. „Liberalen“ und den Juden, welche dieſe Zeiten und Geſetze geſchaffen haben und allein Nutzen aus denſelben ziehen, dienen, — ſich von denſelben als Stimmvieh gebrauchen laſſen! Wir Chriſtlich-Sociale wiſſen, daß wir nur Hülfe von einer ſtarken, vom chriſtlich-konſervativen Geiſte beſeelten Regierung und von einer großen, wahrhaft konſervativen Majorität in unſeren Parlamenten zu erwarten haben. —

Der zweite Stein des Anſtoßes für die Majorität der Leute, welche über unſere Partei und ihre Ziele überhaupt nur nachgedacht haben, iſt der: es ſteht ein Hofprediger an der Spitze! Der „Bildungsphiliſter“, verdummt durch das Leſen „liberaler“ Zeitungen, wittert deßhalb gleich ärgſte „Reaktion“, denkt an Inquiſition, Scheiterhaufen, Leibeigenſchaft u. ſ. w. Daß eine „Reaktion“ gegen die vorhandenen Zuſtände dringend nothwendig, auch von ihm gewünſcht werde, giebt er — wenn er noch nicht alle Denkfähigkeit verloren hat oder gänzlich in Judenketten liegt — gern oder zögernd zu, aber — aus den Händen der „Junker und Pfaffen“ will er die Rettung nicht! Wir ſagen: es iſt Pflicht jedes guten Staatsbürgers, jedes Ehrenmannes, der Herz, Muth und Verſtändniß für unſeres Reiches Noth hat, zu retten, zu helfen, zu warnen, zu belehren, ſoviel er irgend kann. In allererſter Linie aber iſt es Pflicht der Diener der chriſtlichen Kirche, herabzuſteigen in die tiefſten Tiefen von Noth und Elend, Laſter und Korruption und zu tröſten, zu rathen und Hand zur Abhilfe anzulegen! Daß Herr Hofprediger Stöcker dieſe Pflicht treu und voll, wie kein Anderer, erfüllt hat und noch erfüllt, wird ihm für ewige Zeiten zum Ruhme angerechnet werden. Wir bedauern es, daß die überwiegende Mehrzahl ſeiner Amtsbrüder ſeinem Beiſpiele nicht

folgt. Ihre Indolenz und Unfähigkeit zu derartigem Eingehen auf sociale Fragen verdecken sie durch die Phrase: ein Prediger soll sich um derartige weltliche Dinge nicht kümmern. Nun — dann wird sich auch die Welt, d. h. die Bewohner derselben, bald um diese Herren Prediger nicht kümmern!

Es ist der allererste Grund des hohen Einflusses der katholischen Geistlichkeit auf ihre Gemeinde, daß sich diese Herren eben um die ihnen anvertraute Heerde kümmern, sich geniale Ehrenmänner, wie Kolping, Em. von Ketteler, Dr. Moufang u. s. w., zum Vorbilde nehmen. Viele der evangelischen Landpfarrer stolzieren in ihren Dörfern einher wie der Hahn auf dem Miste, und halten es für eine überaus große, anerkennenswerthe That, wenn sie einen kranken Tagelöhner mit ihrem Besuche begnadigen! Also: am „Hofprediger" können wir durchaus keinen Anstoß nehmen. Zudem ist wohl kaum eine zur Leitung einer so überaus schwierigen Sache geeignetere Persönlichkeit, als Herr Stöcker, zu finden. Sein Rednertalent, seine Schlagfertigkeit, seine Arbeitskraft, seine Energie, seine Ueberzeugungstreue und ganz besonders seine Toleranz, sind über alles Lob erhaben. Ja, die Toleranz des Herrn Stöcker geht — wie wir glauben und zu beweisen versuchen werden — oft zu weit! —

Viele halten es dann drittens für einen Fehler, daß das Christenthum mit auf die Fahne der Partei geschrieben, und daß für dieses in allererster Linie mitgefochten wird. Hierin liegt aber nach unserer Ansicht gerade die Stärke, die hohe Lebenskraft der Partei. An die Stelle des heidnischen und semitischen Geistes, der leider einen großen Theil besonders unseres evangelischen Volkes beseelt, muß wieder der wahrhaft christliche Geist treten. Im anderen Falle ist alle Mühe umsonst, sind alle Gesetze, Steuerreformen 2c. werthlos. Das Christenthum ist der wahre Freund der ehrlichen Arbeit, des redlichen Erwerbes, der entschiedenste Gegner der herrschenden Begaunerungsfreiheit. Dies ist den Juden wohl bekannt; daher ihre Freude über den s. g. „Kulturkampf", ihre Angst vor der Beendigung desselben, ihre Angriffe und Spöttereien gegen die gläubigen Diener der Kirche.

An dieser Stelle wollen wir einen Blick auf eine schon 1878 erschienene Broschüre werfen, welche leider noch heute für die Ansicht und das Urtheil vieler konservativen Kreise über die christlich-sociale Arbeiter-Partei typisch ist. Es ist ein bei Bernh. Tauchnitz in Leipzig erschienener Vortrag des Herrn Professor der Rechte Dr. Ad. Wacht, gehalten im Juni 1878 auf der Meißener Kirchen- und Pastoral-Konferenz.

Herr Dr. W. ſchreibt, daß er die Bildung der chriſtlich-ſocialen Arbeiter-Partei und ihr Vorgehen als unkirchlich verwerfen werde, ſelbſt wenn die Geſetzgebung ſich gelegentlich in einen Widerſpruch mit den Satzungen der Schrift und Moral ſtelle. „Daß das bei uns geſchehen ſei, dafür wird man den Beweis ſchuldig bleiben“, . . . wird dann geſagt. — Wir ſagen: durchaus nicht! Die „Begaunerungsfreiheit“, d. h. Actiengeſetz, Aufhebung der Wuchergeſetze, ungerechte Vertheilung des Einkommens, d. h. des Arbeitsgewinnes und der Abgaben, die Verfaſſung der ſ. g. Reichsbank ꝛc. ſtehen im direkten Widerſpruche zum Geiſte und zur Moral der Bibel und des Chriſtenthumes. — Von ſolchen falſchen Vorausſetzungen und noch falſcheren Schlüſſen ſtrotzt das ganze Büchlein. Hier nur noch eine Probe (S. 35): „Es kann nicht ausbleiben, daß das Ausmalen Alles deſſen (d. h. des „Segens“ der „liberalen“ Geſetze), das Vorrücken der bedrückten Arbeiterlage, die Gegenſätze der Klaſſen nicht innerlich mildert, ſondern verſchärft. Man predigt nicht Buße den Beſitzenden, Ergebung den Armen (geſchieht wohl! Es wird hier aus Unkenntniß oder Bosheit die Unwahrheit geſagt!), ſondern reizt, ohne es zu wollen, den Unwillen der Letzteren gegen den beſtehenden Rechts- und Geſellſchaftszuſtand, man ſteigert ihre Unzufriedenheit und Begehrlichkeit.“ — Wir antworten hierauf: Es iſt unter allen Umſtänden nothwendig und verdienſtvoll, die Wahrheit, die reine, rückhaltsloſe Wahrheit auch über unſere wirthſchaftlichen und ſocialen Zuſtände zu ſagen. Es iſt ein Verdienſt, zu zeigen, was gut und was böſe, was wahr und was falſch ſei. Gewiß wünſchen wir, alle chriſtlichen Staatsbürger im deutſchen Reiche zu Feinden des herrſchenden Liberalismus umzuwandeln oder, wenn Sie, Herr Prof. Wacht, wollen, „aufzureizen“. Ebenſo reizten die Propheten und Apoſtel das Volk auf ſich von den heidniſchen Anſichten zu den jüdiſchen oder chriſtlichen zu bekehren. Die „Begehrlichkeit“ reizt Herr Stöcker nicht auf, er bekämpft die ungerechten Forderungen der Arbeiter ganz energiſch! Aber er wäre kein Menſchenfreund, er wäre ein falſcher Prophet, wenn er nicht ebenſo energiſch für die berechtigten Forderungen der Arbeiter einträte und im Intereſſe derſelben eine Reviſion unſerer Geſetze forderte! Stöcker's Forderungen ſind auch hier wieder ſehr beſcheiden, er iſt gegen die Nationalliberalen und Freikonſervativen viel zu tolerant! Wir ſagen mit Glagau: Von den ganzen „liberalen“ Geſetzen ſeit 1869 darf kein Stein auf dem anderen bleiben!

Herr Prof. Wacht ſchreibt weiter: „Denn immer wieder ſagt man ihnen: es muß anders werden, und zwar nicht anders werden dadurch,

daß ihr innerlich besser werdet, daß die Besitzenden sich bekehren, sondern dadurch, daß der Rechtszustand geändert, euer Wohlstand gehoben wird". Es wird dann über die „Leidenschaftlichkeit" gejammert, mit der gegen Mammonismus und Judenthum gesprochen worden, und wird diese mit der „socialdemokratischen Aufreizung" zusammengeworfen. — Da hört denn doch Alles auf! Wir wollen zur Ehre des Herrn Prof. W. annehmen, daß er die Reden Stöcker's über das moderne Judenthum nicht gelesen habe, sonst könnte er nicht über „Leidenschaftlichkeit" dieses Mannes in dieser Frage schreiben, ohne sich der direkten Unwahrheit schuldig zu machen! Mit geradezu himmlischer Ruhe hat Stöcker in seinen Vorträgen die Juden behandelt und noch heut ist er in dieser Frage viel zu tolerant, faßt dieselbe vom viel zu idealen Standpunkte auf, glaubt die Juden durch Vermahnungen bessern zu können, will keine Ausnahmegesetze ꝛc. Wir bitten dringend, uns die Leidenschaftlichkeit Stöcker's gegen Israel zu beweisen! Herr Prof. W. redet dann noch von der „Contrebande der Parteileidenschaft". Wir meinen: Jedermann hat das Recht, für das, was er als recht und richtig erkannt hat, mit Leidenschaft und mit Einsetzung der ganzen Person einzutreten!

Ein vierter Grund, welcher Viele abhält sich der Partei anzuschließen, ist der Name derselben. Auch wir wünschten hier das Wort „Arbeiter" gestrichen zu sehen. Dasselbe hält viele den besseren Ständen angehörende Gesinnungsgenossen ab, sich der Partei anzuschließen. Hier kann und muß die Partei ein Zugeständniß machen, sich einfach: Christlich-sociale Partei nennen. — Auf einige andere Gründe, welche dem Wachsthum bis heut hinderlich gewesen sind, komme ich zum Schluß zurück.

Die Versammlungen finden Freitags Abends in verschiedenen Lokalen, den größten Sälen Berlin's, statt. Die Anzahl der Anwesenden schwankt zwischen 600 und 2000. Nichtmitglieder zahlen 10 Pfennige. Hiervon wird die Saalmiethe bezahlt und der Ueberschuß im Interesse der Partei verwandt. Am Eingange werden auch die Flugblätter der Partei, der „Staats-Socialist" und wirklich konservative und einige antijüdische Broschüren (nur die allerlammfrommsten) zu billigen Preisen verkauft. — Die Anwesenden trinken Bier, und meist ist auch das Rauchen gestattet. Herr Stöcker erscheint meist um $^1/_2$9 Uhr und eröffnet die Sitzung gegen $^3/_4$9 Uhr; Schluß der Versammlungen zwischen $^1/_2$11 und $^1/_2$12 Uhr.

Wir kommen jetzt zur eigentlichen Thätigkeit der Partei im letzten Winter. Eine Uebersicht der gehaltenen Vorträge stellt klar die Reichhaltigkeit und Wichtigkeit der behandelten Themata vor Augen.

Wir laſſen deshalb dieſelbe hier folgen:

1879.

23.	Auguſt.	Mitgliederverſammlung. — Die Anſprache hielt Herr Hofprediger Stöcker.
2.	September.	Sedanfeier. — Die Feſtrede hielt Herr Stöcker.
12.	„	Vortr. des Herrn Stöcker über: Die ſocialpolitiſche Lage.
19.	„	„ „ „ „ „ Unſere Forderungen an das moderne Judenthum (Flugblatt Nr. 13 der Partei.)
26.	„	Vortrag des Herrn Obermeiſter Hahn über: Die Aufgaben des deutſchen Handwerkes.
3.	Oktober.	Vortrag des Herrn Paſtor Schwarz: Was iſt Religionsfreiheit?
10.	„	Vortrag des Herrn Hofprediger Stöcker: Nothwehr gegen das moderne Judenthum. (Flugblatt Nr. 14 der Partei. Daſſelbe iſt vergriffen. Nr. 13 und 14 mit Vorrede und Anmerkungen ſind aber als beſondere Broſchüre im Verlage von Wiegand & Grieben in Berlin erſchienen und bereits in 4 oder 5 ſtarken Auflagen verbreitet. Vom Flugblatt Nr. 13 ſind bereits weit über 15,000 abgeſetzt.)
17.	„	Vortrag des Herrn Hauptmann a. D. von Schmettau über: Erinnerung an die Leipziger Schlacht.
24.	„	Vortrag des Herrn Dr. Tinney über: Die Verſtaatlichung der Eiſenbahnen.
31.	„	Vortrag des Herrn Hofprediger Stöcker über: Die Reformation und die ſociale Frage.
7.	November.	Vortrag des Herrn Landtagsabgeordneten Dr. Kropatſchek über: Die ſocialpolitiſchen Ergebniſſe des Reichstages.
14.	„	Vortrag des Herrn Hofprediger Stöcker über: Die ſchlechte Preſſe (Flugblatt Nr. 15).
21.	„	Vortrag des Herrn Prediger Hapke über: Das Eigenthum im Lichte der Bibel.
28.	„	Vortrag des Herrn Hofprediger Stöcker: Unſterblichkeit und Auferſtehung.
5.	December.	Mitgliederverſammlung. — Die Anſprache hielt Herr Stöcker.
12.	„	Vortrag des Herrn Stöcker über: Die ſociale Bedeutung der Landtagsvorlagen.

Digitized by Google

19. December.	Vortrag des Herrn Paſtor Dieſtelkamp über: Die göttliche Vorbereitung des Chriſtenthumes in Iſrael und im Heidenthume.
29. „	Weihnachtsfeier. Die Anſprache hielt Hr. Hofpred. Stöcker.

1880.

3. Januar.	Stiftungsfeſt. Die Feſtrede hielt Herr Hofpred. Stöcker.
9. „	Vortrag des Herrn Hofprediger Stöcker über: Gottes Weltregierung und das Gebet.
16. „	Vortrag des Herrn Prediger Hapke über: Die wahre Toleranz. (Flugblatt Nr. 16.)
23. „	Vortrag des Herrn Geh.-Sekretair Pflug über: Die Bedeutung des Sparſinnes und der Spareinlagen im Volksleben.
30. „	Vortrag des Herrn Lieutenant a. D. Schmidt über: Der Winterfeldzug um Orleans und an der Loire.
5. Februar.	Vortrag des Hrn. Hofprediger Stöcker über: Die Selbſtvertheidigung des modernen Judenthumes in dem Geiſterkampfe der Gegenwart. (Flugblatt Nr. 17.)
13. „	Vortrag des Herrn Lehrer Raſchke über: Die ſociale Nothwendigkeit der Theilhaftgenoſſenſchaft.
20. „	Vortrag des Herrn Dr. Polakowsky über: Die deutſche Auswanderung und ihre Ziele. (Flugblatt Nr. 20.)
27. „	Vortrag des Herrn Paſtor Dieſtelkamp über: Was iſt deutſcher Volkscharakter?
5. März.	Vortrag des Herrn Hofprediger Stöcker über: König Hiskias, die Volksſchule und der Berliner Fortſchritt. (Flugblatt Nr. 19.)
12. „	Vortrag des Herrn Pflug über: Maſſenverarmungen und Nothſtände.
23. „	Feier des Geburtstages Sr. Majeſtät des Kaiſers. Die Feſtrede hielt Herr Hofprediger Stöcker.
3. April.	Geſellige Feier deſſelben Feſtes.
9. „	Vortrag des Herrn Hofprediger Stöcker über: Der Kern der Judenfrage. (Flugblatt Nr. 21.)
16. „	Vortrag des Herrn Dr. Stolp über: Das Innungsweſen und die Arbeiterfrage. (Abgedruckt in Heft 7 und 8 dieſer Monatsſchrift.)
23. „	Vortrag des Herrn Hofprediger Stöcker über: Der Nihilismus Rußlands.

30. April.	Vortrag des Herrn Hofprediger Stöcker über: Iſt die Bibel Wahrheit? (Flugblatt Nr. 22.)
7. Mai.	Mitglieder-Verſammlung.
14. „	Vortrag des Herrn Geh.-Sekretair Pflug über: Die ſociale Bedeutung des Sonntags.
21. „	Vortrag der Herren Obermeiſter Brandes und Bierberg über: Die Innungsfrage mit Rückſicht auf die Abänderungen der Gewerbeordnung im Reichstag.
28. „	Vortrag des Herrn Hofprediger Stöcker über: Laſſalle. (Wird als Flugblatt verbreitet.)
4. Juni.	Vortrag des Herrn Hofprediger Stöcker über: Das Vagabondenthum und die Armenpflege.
11. „	Vortrag des Herrn Hofprediger Stöcker über: Die Parteien und die Religion. (Wird als Flugblatt verbreitet werden.)

Am 11. Juni wurde die Sitzungsperiode geſchloſſen. Die Ferien dauern bis zum Ende des Monats Auguſt. — Flugblatt Nr. 18: „Das Judenthum, der Fortſchritt und das Volksſchulweſen in Berlin", enthält den ſtenographiſchen Bericht der in der Sitzung des Abgeordnetenhauſes vom 11. Februar 1880 gehaltenen Reden der Herren Löwe, Stöcker und Hänel nebſt kurzer Vorrede, Nachwort und Anmerkungen von Stöcker. Ganz vorzüglich iſt die Einleitung zu dieſen Reden der Abgeordneten. Stöcker ſchreibt: „Das Judenthum und der Fortſchritt in Berlin ſind Verbündete. Der Fortſchritt iſt die Politik des Judenthumes und das Reformjudenthum iſt die Religion des Fortſchritts. Wie die Juden pfeifen, ſo tanzen die Fortſchrittler. Mit vereinten Kräften zerſtören ſie die Grundlagen des Staats und der Kirche." — Beſſer ſind unſere Zuſtände mit wenigen Worten nie geſchildert worden! An die Stelle des Wortes „Fortſchritt" wäre nur vielleicht richtiger „moderner Liberalismus" zu ſetzen.

Wir erſehen aus dieſer Ueberſicht, daß über die Hälfte der Vorträge von Herrn Hofprediger Stöcker gehalten worden ſind. Seine Vorträge ſind ſämmtlich werthvoll und bedeutend, und einige, wie der erſte und letzte Vortrag über die Judenfrage, der Vortrag über die Bibel, über das Thema: König Hiskias, die Volksſchule u. ſ. w., die Parteien und die Religion — ſind Meiſterwerke allererſten Ranges, denen ein dauernder Werth geſichert iſt!

Betrachten wir die wichtigſten der gehaltenen Vorträge etwas näher und wenden wir uns zunächſt zu denjenigen, welche die Judenfrage be-

handeln. Weil die Judenfrage die wichtigste aller Tagesfragen ist, war es völlig begründet, daß dieselbe in vier Versammlungen ausschließlich behandelt wurde. Alle vier Vorträge hielt Herr Stöcker.

Herr Stöcker erklärte im ersten Vortrage (vom 19. September), daß er die Judenfrage, die von der liberalen Presse hartnäckig todtgeschwiegen werde, hier in voller christlicher Liebe, aber auch in voller socialer Wahrheit behandeln wolle. Er wendet sich dann in scharfer Weise gegen die Reporter gewisser Blätter, welche er „eine Schande der Stadt der Intelligenz" nennt. Er schildert weiter an eigenen Erlebnissen die Frechheit, Intoleranz und übertriebene Empfindlichkeit der Juden und erklärt das moderne Judenthum für eine große Gefahr für das deutsche Volk. Redner geht dann zum Haupttheile des Vortrages über, welcher aus einer Zusammenstellung von Aussprüchen gebildeter und gefeierter Juden über ihr eigenes Volk und dessen Stellung zur Menschheit besteht. Diese Aussprüche beweisen einerseits die maßlose Ueberhebung dieser Race — von der wir doch wissen, daß sie physisch und psychisch verkommen ist; — andererseits zeigen sie, wie vorurtheilsfreie und ehrliche Juden über den Verfall ihres eigenen Volkes jammern und klagen. Zum Schlusse seines Vortrages forderte Redner einige Aenderungen unserer heutigen Gesetzgebung und Wirthschaftspolitik, um den christlich-germanischen Geist zu kräftigen.

Auf den ersten Blick erscheint dieser Vortrag sehr milde. Er ist aber als erster Angriff gegen das Judenthum vorzüglich geschickt, wirkt um so gewaltiger, als eigentlich St. selbst wenig gegen und über die Juden sagt, sondern gläubige und ehrliche Juden über ihr eigenes Volk, wie es heute ist, urtheilen läßt. Die „unendlich verlogene" Judenpresse schob nun diese scharfen Aussprüche Herrn St. selbst zu. An der Diskussion betheiligte sich ein Herr El. Cohn, ein ehrlicher und eifriger Jude und Gegner des Herrn Stöcker, der aber in seinen Ausführungen etwas konfus und dessen Logik oft abnormer Art ist. Er veröffentlichte später eine kleine Broschüre: Zwei Erwiderungs-Vorträge, gehalten von Elias Cohn gegen den Hof- und Domprediger A. Stöcker. — Berlin 1879. Selbstverlag des Verfassers. Preis 25 Pf. — Wir machen alle Leser, welche möglichst klar in der ganzen Sache sehen wollen, auf diese kleine Schrift aufmerksam. Als das „Berl. Tagebl." die Frechheit hatte, unter dem Titel: „Stöcker-Theater" einen ganz gefälschten Bericht über die Versammlung vom 19. September abzudrucken, schrieb Herr El. Cohn an die Redaktion dieses, des modernen Liberalismus und Judenthumes würdigen Blattes. Wir heben aus diesem Briefe eine Stelle hervor:

„Sie ſandten heute einen Bericht in die Welt, in Ihrer Zeitung, welcher nur die eine Wahrheit enthielt, daß eine Verſammlung ſtattgefunden, das Andere iſt gelogen und erdichtet. Ich bin der größte Gegner von Herrn Stöcker, es gelang mir auch, bei dieſer Verſammlung theilweiſe ſeine Anſichten abzuſchwächen und dennoch werde ich am Ende gezwungen ſein, Herrn Stöcker Gerechtigkeit zukommen zu laſſen, als er die Behauptung in ſeinem Vortrage aufſtellte, daß die Reporter gewiſſer Blätter eine Schande für die Stadt der Intelligenz ſind, daß ſie eben ſo unwiſſend als unwahr ſind. Vieles fälſchen ſie aus Unverſtand, das Meiſte aus Bosheit. Was ſoll dieſer Popanz in Ihrer heutigen Zeitung? Es wurde nicht Theater geſpielt, es wurden Debatten geführt über die heiligſten Rechte zweier Glaubensgenoſſenſchaften und die Verſammlung nahm großes Intereſſe an für und wider, ſo daß ſie einſtimmig beſchloß, in der nächſten Zeit noch einen Abend dieſem Thema zu widmen. Was kümmert ſich die Welt um Ihr Tageblatt? Sobald es eben da iſt, muß die Redaktion rein ſein wie Gold, und wie ein jeder Richter über jede Partei ſteht, ſo muß der Vertreter ſeiner Zeitung rein daſtehen.“

„Wenn Sie nicht zuverläſſige Reporter haben, ſo unterlaſſen Sie doch den Bericht. Würden Sie für 5 Pfennige den Vortrag von Herrn Stöcker gekauft haben, ſo würden ſie gewußt haben, daß der Mann die größten Autoritäten des Judenthumes anführte, ſehr mäßig ſprach und dadurch einen ſehr großen Eindruck bei ſeinen Anhängern hervorbrachte. Fünf ſprachen dagegen, und auch da hat ein großer Theil (?) der Verſammlung ſich den Ausführungen angeſchloſſen. (?) Und wenn eine Verſammlung von 700 Perſonen (es waren mindeſtens 1200 erſchienen) ca. $3^1/_2$ Stunden mit Aufmerkſamkeit den Debatten folgt, wollen Sie die ganze Sache in's Lächerliche und in's Kasperle-Theater umwandeln?“ Natürlich ſchwieg die ganze ſogen. „liberale“, d. h. verjudete Preſſe dieſen Brief und die ganze Geſchichte todt. — Außerdem vertheidigte noch Herr Philippſon die Juden in längerer Rede, worin er, in bekannter jüdiſcher Manier, auf die Dummheit ſeiner chriſtlichen Zuhörer rechnend, dieſen das duftige Kleeblatt: Lasker, Jacobi und Friedenthal als Ehrenmänner erſten Ranges ſchilderte. — Jacobi fertigte Stöcker ab, bei Anführung Lasker's und Preiſung ſeiner „Enthüllungen“ wurde Herrn Ph. zugerufen: „war ein frecher Humbug u. ſ. w.“ — worüber der Jude ſo erſchrak, daß er Laskerleben ſofort fallen ließ und ſich zu — Heine und Simſon wandte. Wegen des Hrn. Friedenthal empfehlen wir Hrn. Ph. die Lektüre des Flugblattes der „Schleſiſchen Volks-Zeitung“: Breslauer Wuchergeſchichten. Beſonders die Grabſchrift des Großvaters des Hrn. F.

und die von der „Schlesischen Volks-Zeitung“ gegebene Erklärung derselben bitten wir zu beachten. Weiteres über Herrn Minister Friedenthal selbst kann er in Glagau's Schriften nachlesen.

In seiner zweiten Rede (vom 10. Oktober) zeigte St. zuerst klar an vielen Beispielen, daß „die antichristliche Presse Berlins gar nicht mehr fähig sei, die Wahrheit zu sagen“, und daß und wie dieselbe die christlichen Heiligthümer verspotte und mit Schmutz bewerfe. St. erzählte dann von Zuschriften, die er von Juden erhalten hat. Es wäre angezeigt, diese Schreiben zur Schmach und Charakteristik unseres modernen Judenthumes soweit als möglich zu publiciren. Die überaus gehässigen und albernen Auslassungen des Gründers, Juden, Fortschrittshäuptlinges, Stadtverordnetenvorstehers Dr. Straßmann, worin das Treiben Stöcker's gegen die Juden in ganz unrichtiger Weise geschildert wird, bespricht und bekämpft Herr St. in viel zu milder Form. Aus der zweiten Hälfte des Vortrages heben wir folgende Stelle hervor:

„Der Jammer um mein Volk, das dabei sittlich und religiös zu Grunde geht, treibt mich, diese Bosheit in die Oeffentlichkeit zu ziehen und den Kampf gegen dieselbe aufzunehmen. Was hilft es, das Schlechte auf der Kanzel zu bekämpfen, unter welcher die Schreiber und Leser jener Presse sich nicht versammeln, oder in konservativen Zeitungen einen Schmerzensschrei auszustoßen, welchen jene Seelenmörder belachen, ihre Opfer nicht hören. Dagegen ist eine Volksversammlung noch immer die geeignete Wahlstatt, um den Kampf mit den Volksverderbern aufzunehmen. Daß ich dazu ein gutes Recht habe, sagt mir mein Gewissen; daß es dazu die höchste Zeit ist, vielleicht noch nicht zu spät, aber wirklich die letzte Stunde, sagt mir die sittlich-religiöse Verwirrung der Gegenwart. Jene Artikelschreiber und Possenreißer sind die Säeleute des Hasses, nicht wir, die wir ohne Haß im Herzen — das weiß Gott — vor ihnen unsere Kirche schützen möchten.“ Nur durch die unglaublichsten Lügen können die Juden für ihre stinkend faule Sache fechten. So hat ein jüdischer Student, dessen Namen St. leider nicht nennt, die eiserne Stirn, in einer gegen Stöcker gerichteten Broschüre zu schreiben: „Der Talmud enthalte keine einzige inhumane Stelle.“ Weßhalb citirt Herr St. nicht, nach Eisenmenger, Rohling und Riendorf, Stellen aus dem Talmud? Fürchtet er den Ausbruch der Wuth und Empörung seiner christlichen Zuhörer gegen diese satanischen Scheußlichkeiten? Die Judenfrage muß mit ganz rücksichtsloser Energie angefaßt und behandelt werden, sonst ist ein Erwachen des christlich-germanischen Geistes und berechtigten Stolzes nicht zu erwarten! — Oder glaubt Herr St. etwa, durch seine

Ermahnungen und Bitten auch nur einen einzigen Juden zu beſſern? Wie ſchreibt und urtheilt das „Berl. Tagebl.“ über dieſen Mann, zum Dank für die Milde und Güte, womit er das „odium generis humani“ behandelt? Hier nur eine Probe. Dieſes Schandblatt ſchreibt in der Abend-Ausgabe vom 24. Juni über die Sitzung des Abgeordnetenhauſes von demſelben Tage, in welcher Sitzung Stöcker eine ſeiner ausgezeichnetſten Reden hielt — er erklärte z. B. in derſelben richtig, ſchön und ſinnig die römiſch-katholiſche und die proteſtantiſche Kirche für Schweſterkirchen — Folgendes:

„Vor ihm liegt ein vergriffenes Büchelchen, das Manuſkript der einzigen Rede enthaltend, welche der Herr Hofprediger für das Bierhaus ausgeſonnen und welche er nun überall vorbringt. Es wird darin in ſehr ehrwürdigen, durch tauſendfachen Gebrauch ehrwürdigen Wendungen von dem Kampf zwiſchen gut und böſe geſprochen, der Sieg des erſteren prophezeiht und der ungläubigen Menge verkündet, daß Herr Stöcker „die Wahrheit hat.““ — Wer nur einige von Stöcker's Reden geleſen, den Mann nur ein Mal gehört hat, muß vor der Frechheit und Verlogenheit dieſer Angaben erröthen und in Zorn gerathen. Bei Gelegenheit einer anderen Rede Stöcker's im Abgeordnetenhauſe ſchrieb daſſelbe Schandblatt: „Herr Stöcker hielt dieſelbe Rede, mit der er früher die Kandidatur Grünberg's unterſtützt hatte.“ Zum Schluſſe ſeines zweiten Vortrages macht Herr Stöcker einige ſtatiſtiſche Angaben und behauptet, daß unter den Juden „viel treffliche Menſchen“ gefunden werden. Wir glauben, daß dieſe ungeheuer ſelten ſind!

In der dritten Rede (vom 5. Februar) gab Herr Stöcker zunächſt die überaus werthvolle Verſicherung ab, daß er die Judenfrage auf der Tagesordnung halten werde, „bis der Bann, unter dem unſere Reſidenzſtadt liegt, gebrochen iſt.“ Dann will er die Judenfrage durchaus nicht als religiöſe Frage aufgefaßt haben, ſondern als ſociale Frage. Nach unſerer Anſicht iſt ſie Beides. Jüdiſche Religion (ſ. Talmud), jüdiſche Moral und jüdiſcher Geſchäftsbetrieb, Wucher u. ſ. w. ſind untrennbar, hängen innig zuſammen. — Redner citirt dann eine ganze Reihe von Ausſprüchen der Propheten über den Charakter und die Sünden des Volkes Iſrael. Aber er verherrlicht nicht nur mit Recht die Propheten, ſondern auch die Patriarchen, Richter und Könige. Unter dieſen giebt es nun aber unbeſtreitbar Individuen, die nach unſeren heutigen Rechtsanſchauungen 5—20 Jahre Zuchthaus verdient hätten. Wer es nicht glaubt, leſe im Alten Teſtament ſelbſt nach. Im weiteren Verlauf der Rede fertigte Herr Stöcker die gegen ihn und v. Treitzſchke erſchienenen Broſchüren ab.

Gegen Herrn Stöcker sprach nur ein jüdischer Student, Bamberger, und zwar in so rücksichtsloser und beleidigender Weise, daß er öfter einen wahren Sturm der Entrüstung hervorrief und Herr St. nur mit größter Mühe die Versammlung beruhigen konnte. Daß Herr St. den Juden in dieser Weise reden ließ, so lange er wollte, war wieder ein Beweis von wirklich übergroßer Toleranz.

Wir kommen zum vierten und letzten Vortrage. In der Einleitung theilte Redner abermals mit, daß er viele Wuthausbrüche der Juden und viele Zustimmungen der Christen erhalten habe. Erfreulich ist die viel energischere Sprache des Herrn St. in diesem letzten Vortrage. Hr. St. kann versichert sein, je energischer er den Juden zu Leibe geht, je weniger werden dieselben ihn angreifen und verleumden. Bei jedem Denkenden wird natürlich der Ruf und die Bedeutung St.'s durch das Gift derartiger Preßbengel nicht geschädigt und verkleinert; aber wie viele Mitglieder der sogen. „Nation der Denker" denken denn faktisch? — Redner schildert die Zustände in Neu-Jerusalem und sagt dann wörtlich: „In Wien ist doch der neue Lindauer „Gräfin Lea" abgewiesen, in Berlin wird ohne Scheu auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, der christlich-germanische Adel von der vornehm gewordenen Tochter eines jüdischen Wucherers über den Haufen gerannt. „Sie" bezahlen es ja, sie bezahlen Theater und Kunst und Wissenschaft; wenn es so weiter geht, werden Gründen und Spekuliren die Ideale, Lindau und Jakobson die Klassiker unserer Nation. Man könnte die Juden als Gradmesser christlicher Kultur gebrauchen, je mehr Juden, desto weniger Ideale christlicher Bildung. Darum ist die antijüdische Bewegung kein Angriff, sondern eine Vertheidigung gegen den Einbruch einer gefährlichen Macht. Die Gefahr, welche uns bedroht, ist die Verjudung der deutschen Nation, der Kampf gegen diese Gefahr ist der Kern der Judenfrage." St. führt dann aus, daß es mit der Bekehrung der Juden zum Christenthume allein nicht gethan sei und liefert dann eine kurze Charakteristik der Race der Semiten. Er will die Juden nicht aus dem Lande weisen, was auch wir durchaus nicht wollen, setzt aber sehr richtig hinzu: „Ihre Presse hat freilich die Jesuiten aus dem Lande gehetzt und der Ausweisung derselben zugejubelt; beschweren könnten sie sich nicht, wenn Ihnen ein Gleiches geschähe." Energisch protestiren wir aber gegen folgenden Satz: „Aber wie die Verhältnisse gegenwärtig liegen, können wir die verliehenen Rechte nicht zurücknehmen und wir wollen es auch nicht." — Wozu dann überhaupt die ganze Besprechung der Judenfrage? Wir können das Gesetz vom 3. Juli 1869 mindestens mit demselben Rechte zurücknehmen, mit

dem man 3 Paragraphen aus der preußiſchen Verfaſſung entfernt hat, um im Intereſſe des Atheismus und des Judenthumes den Kulturkampf zu führen, und wir wollen Ausnahmegeſetze gegen die Juden und rechnen ſicher auf dieſelben. Sonſt begehen die Leiter unſeres Staates einfach Selbſtmord. Der Staat, die Regierung, die chriſtliche Kirche, der Adel, der Bürger- und Bauernſtand, der Handwerkerſtand u. ſ. w. bedürfen derſelben zu ihrer Erhaltung. Aber — ſagt Herr Stöcker — Eins iſt Noth: und nun folgt eine lange Ermahnung an die Juden, die nach unſerer Anſicht ganz zwecklos iſt, ja die Juden nur zu größeren Frechheiten aufreizt. Die Juden wollen, ja können garnicht anders ſein als ſie ſind nach Fleiſch und Blut, Charakter und Knochengerüſt, Religion und Moral! Sehr richtig ſagt deshalb Stöcker: „Seitdem ſie das Reich Gottes verloren haben, treiben ſie den Kultus des Götzen Mammon. Keine Verfolgung hat ſie gehindert, immer wieder in den Wucher zurückzufallen. Sie ſind die Vertreter der nackten Kapitalsmacht.“ — Sehr richtig geurtheilt! — Solche Leute beſſert man aber durch wohlwollende Reden nicht, ſondern man ſucht ſie durch Geſetze unſchädlich zu machen. St. erzählt dann noch eine ganze Reihe jüdiſcher Schandthaten und ſchildert in vorzüglicher Weiſe, wie die jüdiſche Preſſe verdummend auf unſer armes Volk wirkt. Sehr richtig hebt Stöcker den Zuſammenhang der Juden mit der Socialdemokratie und die Unterſtützung, welche die Juden derſelben angedeihen laſſen, hervor. Es iſt richtig, daß gerade die extremſte rothe Richtung der deutſchen Socialdemokratie, welche von der rothen Freimaurer-Internationale beherrſcht wird, Fühlung mit der Alliance israélite hat, und dieſe zuſammen am Umſturze aller Throne und Altäre arbeiten.

In die Debatte zerrte ein Herr Iſaakſon auch den Kronprinzen und den „berühmten“ Brief deſſelben an den Paſtor Grube, der bekanntlich als buchhändleriſche Reklame gemißbraucht worden iſt, mit hinein. Als ihn Herr Stöcker deshalb zur Ordnung rief, verzichtete Herr Iſaakſon auf das Wort. Dieſer Brief ſollte eben der Glanzpunkt ſeiner „Rede“ ſein. Ein zweiter Redner, David Joſef, mißhandelte die Wahrheit mit der ſeinem Volke eigenen Dreiſtigkeit und verherrlichte — das Regime Falk. — Falk und Delbrück ſind überhaupt die von den Juden jetzt in allererſter Linie gefeierten Leute. Der mit denſelben in der „unendlich verlogenen“ Preſſe getriebene Kultus iſt wahrhaft ekelhaft und als eine ſchwere, aber verdiente Strafe für Kulturkampf, Simultanſchulen, invalide gemachte Reichs-Fonds u. ſ. w. zu betrachten. — In der Antwort ſagte Herr Stöcker wieder: Er wolle den Juden die Gleichberechtigung nicht nehmen, aber er

fordere sie auch für uns Christen. — Bescheidener kann man doch wohl nicht sein!

Leute, welche so naiv wie der ehrliche El. Cohn sind, fordern Rabbiner und jüdische Gelehrte und Politiker auf, in die Versammlungen des Herrn Stöcker zu gehen und daselbst für ihre Religion und Race einzutreten. Wer sich aber mit der Judenfrage beschäftigt hat und die Juden wirklich kennt, der weiß sehr wohl, daß die Juden so dumm nicht sind und nicht sein können. Herr Rabbiner Philippson in Bonn, den der unendlich seichte und frivole Schriftsteller Sacher-Masoch — der behauptet, kein Semite zu sein — neulich als den ersten jüdischen Theologen feierte, diese Zierde Israels, bekämpft in so jammerhafter Weise die Agitation Stöcker's, daß es sofort mit der ganzen Judenherrlichkeit für jeden geistig gesunden Menschen vorbei sein würde, stände gleich die richtige Antwort, wie sie Stöcker einem solchen Redner geben würde, daneben. Die Verlogenheit und Niedertracht der Juden wird nur durch ihre Schlauheit übertroffen. Kämen z. B. Rabbiner und Parlamentarier in die Versammlung zu Herrn Stöcker, so würde es bald keinen Saal geben, der groß genug wäre, die Zuhörerschaft zu fassen. Und die Niederlagen, die die Juden hier vor vielen Zeugen erleben würden, schadeten ihnen unendlich und würden vielen Thoren die Augen öffnen. Freudig begrüßen die Juden und die liberale Presse jeden Christen oder Germanen, der aus politischem Fanatismus (wie die Fortschrittler und Freimaurer), oder aus Unwissenheit oder aus Haß gegen die christliche Kirche (wobei wieder die Freimaurer eine große Rolle spielen), in diesem Kampfe auf ihre Seite tritt und gegen Herrn Stöcker schreibt oder spricht. So druckt z. B. der „erste jetzt lebende jüdische Theologe Deutschlands" in seiner Allgemeinen Zeitung des Judenthums die Auslassungen des Abgeordneten Liebknecht über die sogen. Judenhatz mit Behagen ab, nachdem er schon früher sich nicht geschämt, die alberne Lüge, daß Herr Stöcker seine alte Mutter hungern lasse und diese durch jüdische Unterstützung erhalten werde, abzudrucken. Wir haben noch nicht gelesen, daß Herr Rabbiner Philippson, was da ist die größte Zierde Israels — nach Sacher-Masoch — diese Angabe berichtigt habe. In derselben Nummer, auf derselben Seite, wo Herr Liebknecht gefeiert wird, bringt dieses Organ des „ersten Theologen" eine Probe jüdischer Toleranz. Die Scene spielt im vierten Berliner Landtagswahlbezirke resp. im Schützenhause in Berlin. Das Präsidium der „Versammlung" hat natürlich ein Jude, der Gründer, Fortschrittshäuptling und Stadtverordneten-Vorsteher Dr. Straßmann. In der Nähe der Redner-Tribüne muß es entsetzlich nach Knoblauch

gerochen haben, denn es sprachen fast nur Juden. Zuerst feiert der Jude Dr. Straßmann den Juden Dr. Ries und den Judengenossen Zimmermann, dann redet der Jude Lazarus und dann ein Kaufmann Max Schulz, der wie ein Jude die Wahrheit auf den Kopf stellt und sagt: Stöcker habe den „allverehrten Vorsitzenden in gröblichster Weise beleidigt!" — Seufzer schon sind Judenhetzen — sagt W. Marr sehr richtig! Doch weiter in der Charakteristik jüdischer Toleranz. Ein Herr Franke schlägt den Juden Eberty als Kandidaten vor. Der Jude Dr. Marcuse schlägt den Juden Dr. Mendel als Kandidaten vor. Soweit wäre ja Alles in Ordnung gewesen, wie es sich für Neu-Jerusalem, „Berlin" genannt, schickt. — Jetzt aber wagte es ein christlicher Helote, mit den Ketten zu rasseln. Dieses Crimen schildert der „erste jüdische Theologe" nach dem Moniteur des modernen Judenthumes, d. h. der „National-Zeitung", in folgender Weise: „Lehrer Schulz (Turnwart an der königstädtischen Realschule): Meine Herren! Herr Dr. Marcuse hat die guten Eigenschaften des Herrn Dr. Mendel geschildert; ich erlaube mir, Sie daran zu erinnern, daß Herrn Dr. Mendel eine Eigenschaft abgeht, die ein Abgeordneter zunächst haben muß. Herr Dr. Mendel ist bekanntlich kein deutscher Mann. (Stürmische Rufe der Entrüstung!) Vorsitzender Dr. Straßmann: Herr Schulz, Sie haben soeben Herrn Dr. Mendel beleidigt (d. h. die Wahrheit gesagt); ich rufe Sie deshalb zur Ordnung. (Lebhafter Beifall.) — Lehrer Schulz: Ich erlaube mir zu bemerken, daß .... Vorsitzender: Herr Schulz, ich habe Sie wegen Ihrer Rede zur Ordnung rufen müssen und kann Ihnen das Wort nun nicht weiter gestatten. Schulz: Dann protestire ich gegen diesen Ordnungsruf und verlange erst recht gehört zu werden. (Heftiger Tumult. Rufe: Raus! raus, Unverschämtheit.)" — Jetzt fragte der Jude Str. die anwesenden Juden und Judengenossen (d. h. die „Liberalen"), ob er nach ihrer Ansicht und Absicht gehandelt. Natürlich stimmte die Majorität dafür, und Herr Schulz wurde mundtodt gemacht. — Hiermit vergleiche man nun das Verhalten des Herrn Stöcker in seinen Versammlungen gegen seine Gegner. — Die obige kleine Geschichte ist ungemein characteristisch für Neu-Jerusalem. Wir bewundern nur, daß der Herr Kommunallehrer Schulz nicht schon aus Amt und Brod gejagt ist, weil er es gewagt hat, gegen die herrschende Race zu sprechen. Aber das wird schon noch kommen; die Juden können es auch nicht dulden, daß in Neu-Jerusalem, wo natürlich Magistrat, Stadtverordnete, Schule ꝛc., vom Judenthum beherrscht wird, einer ihrer Beamten gegen die Juden auch nur mucke!

Herr Medicinalrath Dr. Karsch hielt am 16. April in Münster in

der „Freien Vereinigung" — die in politischem und religiösem „Aufklärricht" macht und von Freimaurern, Juden und Judengenossen besucht wird, einen Vortrag über „Das Christenthum des Herrn Hofprediger Stöcker und der König Chiskias". — Der „Bruder" Karsch beklagt in dem Vortrage (abgedruckt in der „Westphäl. Prov.-Ztg." vom 1. und 2. Mai d. J.) zunächst, daß die Juden nicht Officiere werden dürfen, feiert dann das Familienleben der Juden und wälzt alle Laster den Christen zu. Das Auftreten Stöcker's gegen die geliebten Juden bezeichnet „Bruder" K. „geradezu als ein Verbrechen". — Der Vortrag wurde, wie das Organ des „ersten Theologen" verkündigt, mit „Rührung und Begeisterung" von den anwesenden Freimaurern, Juden und denkfaulen Judenfreunden ꝛc., die Stöcker so treffend mit Irrsinnigen verglichen hat, aufgenommen. „Bruder" Karsch führte — ganz nach Art der Freimaurer — aus, daß die Juden die Einheit Gottes, Unsterblichkeit der Seele, die Menschenliebe gelehrt hätten, daß Christus diese Wahrheiten dem Judenthum entnommen habe, und was das Christenthum sonst noch lehre, sei — Dogmenkram! — Dieser durch Juden und Freimaurer angestiftete Vortrag hatte den Zweck — wie aus der Zeitung des „ersten jüdischen Theologen" ersichtlich ist — Herrn Stöcker auf seiner Reise durch Westphalen Schwierigkeiten zu bereiten, das Volk gegen ihn einzunehmen. Nun, dieser Zweck ist nicht erreicht worden!

Es ist eine große Thorheit, wenn christliche und conservative Männer selbst heute noch sagen und glauben, daß das Christenthum dadurch entweiht werde, wenn einer der bedeutendsten und besten Vertreter desselben, es vor seinen grimmigsten Feinden vertheidigt. Ist es den Aposteln besser ergangen? Als Paulus in Athen das Evangelium verkündete und vertheidigte, sprachen Etliche: Was will dieser Lotterbube sagen? (Apostelgesch. 17, V. 18.) Ist deßhalb Paulus nicht dennoch der bedeutendste Verkünder der Wahrheit und des Christenthumes? Haben seine Verdienste und seine Bedeutung durch derartige Schimpfereien gelitten? Gilt nicht das Wort des Herrn, welches er in einer Nacht in Corinth dem Paulus verkündete, für alle gläubigen Diener der Kirche? Dieses Wort lautet: Fürchte dich nicht, sondern rede und schweige nicht; denn ich bin mit dir und Niemand soll sich unterstehen, dir zu schaden. (Apostelgesch. 18, V. 9 und 10.) — Ganz falsch ist auch der Vorwurf, daß Herr Stöcker zu wenig Rücksicht nehme. Nach unserer Ansicht geht er allzu rücksichtsvoll, besonders in der Judenfrage, vor. Er hat, wie jeder wahre Kämpfer für Religion, Wahrheit und Recht, nur seinem Gotte und sich selbst Rechenschaft zu geben, und muß stets das Wort der Schrift im Sinne haben:

Ach, daß du kalt oder warm wäreſt! Weil du aber lau biſt und weder kalt noch warm, werde ich dich ausſpeien aus meinem Munde. — Wer aber trotz dieſer Betrachtungen das Wirken des Herrn Stöcker vom chriſtlich-konſervativen Standpunkt aus glaubt bekriteln zu müſſen und neue Bedenken dagegen geltend zu machen, der leſe den erſten Brief Petri mit Aufmerkſamkeit. Derſelbe iſt wie für Stöcker geſchrieben, und genau nach dieſen Anweiſungen handelt er.

Wir aber ſchließen dieſe Hälfte unſerer Betrachungen der Thätigkeit der chriſtlich-ſocialen Arbeiterpartei mit den ſchönen Verſen J. Hausmann's ab:

Du kühner Held im Prieſterkleid,
Gewalt'ger Rufer in dem Streit!
Des neuen Tages Morgenſtern,
Du deutſcher Mann, voll Kraft und Kern!
Dein Herz mit mächt'gem Liebesbann
Im Sturm des Volkes Herz gewann!
Wie ſchlägſt Du mit des Wortes Wucht
Die Schaar der Feinde in die Flucht!
Wohl ziſcht die Natter, die es trifft,
Und ſpritzt auf Dich ihr ekles Gift;
Begeifert Dich mit ſchalem Spott,
Wie längſt ſchon Deinen Herrn und Gott.
Getroſt! 's iſt der Verzweiflung Wuth!
Bald liegt die Brut in ihrem Blut!
Ein neuer Geiſt, von Gott geſandt,
Die Schwingen regt im deutſchen Land:
Der Geiſt der Liebe! Ihr Panier,
Trag's hoch, Held Stöcker, Gott mit Dir!

(Schluß folgt im nächſten Heft.)

Kleinere Aufsätze.

Shylock, kein Jude?

Vor längerer Zeit wurde im preußischen Abgeordnetenhause behauptet, Shylock sei kein Jude gewesen. Der weise Jude Ben Akiba muß sich hierbei im Grabe umgedreht und gedacht haben, — „doch etwas Neues unter der Sonne". Freilich läßt Shakespeare im Kaufmann von Venedig seinen Shylock ausdrücklich sprechen: „Und was hat er für Grund? Ich bin ein Jude."

Es wird ziemlich unerheblich bleiben, ob die Schlächter-Anecdote mit dem Pfunde Fleisch sich einst in Rom oder in Griechenland ereignet haben und von einem Christen oder Nichtchristen ausgegangen sein soll. Die Thatsache wird sich aber nicht fortleugnen lassen, daß Shakespeare's Shylock ein Jude war und bleiben muß.

Eschenburg hat eine alte, englische Ballade in's Deutsche gedichtet, die denselben Stoff sehr glücklich behandelt, nur heißt der Jude hier nicht Shylock, sondern: „Gernutus, der Jud' von Venedig". Das characteristische und volksthümliche Gedicht zerfällt in zwei Abschnitte, von welchen der erstere, wie folgt, beginnt:

„Wohl in Venedig lebt unlängst
Ein grausamlicher Jude,
Von eitel Wucher nährt er sich,
So melden welsche Schreiber.

Gernutus ward der Jud' genannt,
Er dachte nie zu sterben,
Dazu that er kein Gutes je
Den Bettlern auf der Straße.

Sein Leben glich der trägen Sau,
Die manche Jahre lebet,
Doch niemals Einem frommen thut,
Bis erst — wenn man sie schlachtet" u. s. f.

Der zweite Theil der Ballade schließt:

„Ihr Leute, die ihr dies vernehmt,
Ich kann mit Wahrheit sagen,
Daß mancher Bube, bös wie er,
Noch heut zu Tage lebet.

Der nichts ſucht als den Untergang
Von manchem, reichem Manne,
Und alles ausſinnt, in die Schling
Unſchuldige zu fangen.

Vor ſolchem, Gott, behüte mich
Und alle frommen Chriſten,
Und geb ein gleiches Urtheil hin,
Die ſo zu ſchaden trachten." *)

Das Symbol für den judaiſchen Wuchergeiſt, der ſeine Opfer und Schuldner unbarmherzig bis auf's Blut peinigt, bleibt Shylock, wie Ahasver ſymboliſirend die Unſtätigkeit und Flüchtigkeit des jüdiſchen Volkes auf Erden darſtellt. Der ewige Jude Ahasverus iſt nichts Anderes, als die Perſonification der Abkömmlinge von Denen, die einſt riefen: „Kreuziget, kreuziget ihn!" Weil jener jüdiſche Schuhmacher an dem Welterlöſer ſchwer gefrevelt hat, ſoll er von dem Erdenleben und ſeiner Laſt nie erlöſt werden und heimathslos in der Fremde umherirren. Das iſt ja eben das Vergehen und das Schickſal des kleinen jüdiſchen Volks, welches, wirklich wunderſamer Weiſe, ſeit bald zweitauſend Jahren aus ſeinem Wohnſitz vertrieben, noch immer fortbeſteht und heimathslos umherirrt; während ſoviel große und glorreiche Völker, neben welchen eine ſolche Winkelnation gar nicht zu nennen iſt, Aſſyrer, Meder, Perſer, Phönicier, Aegypter, Hetrurier u. ſ. w. zur ewigen Ruhe eingegangen und gänzlich verſchwunden ſind."

Shylock erſcheint gleichfalls als die Perſonification des blutdürſtigen Schachergeiſtes, der zu allen Zeiten, unter allen Verhältniſſen gleich typiſch bei den Juden ſich erhalten hat. Dieſe Blutgier und Neigung zur Grauſamkeit in dem jüdiſchen Volke iſt um ſo auffallender, als im Allgemeinen dasſelbe niemals durch beſonderen perſönlichen Muth ſich hervorgethan hat; und ſeine wenigen Helden ſind an den Fingern abzuzählen. In der uns umgebenden Natur finden ſich Beiſpiele hierfür nur in den Mardern und Wieſeln, die, ſelbſt äußerſt furchtſam, heimtückiſch ihre Opfer überfallen und vampyrenhaft das Blut ausſaugen. Merkwürdiger Weiſe verbindet ſich jene Character-Eigenſchaft niemals mit einem erregſamen Ehrgefühl, (was erklärlich erſcheinen möchte), — ſondern mit den Verluſten in den Geſchäften, denn des Juden Seele iſt ein Kramladen. Ihm ſeinen Profit ſchmälern, heißt ihn beleidigen, ſeine Ehre verletzen; denn ſein Geld iſt ſeine Ehre, und wer ihm ſein Geld nimmt, vergreift ſich an ſeine Ehre.

Als Beweis dieſer Behauptung diene der Schlußſatz eines Briefes von Anſelm Rothſchild, dem Begründer der weltbekannten, gleichnamigen Firmen: „ſolte den ein Printz ſo ein großes Vorrecht Genießen, da kan uhne möglich jemand dabey beſtehn bleibe, ſein ſie geſichert, Mein Geld der haltet mir

*) Hausſchatz der Volkspoeſie von Wolf.

meine Ehre und Meine Ehre ist mein Leben, wehr mir Mein Geld nicht zahlt, der nehmet mir Meine Ehre."

Man hat sich stets, der Geschichte entgegen, bemüht, die Juden als Lämmer zu schildern, die den andern Völkern nur zum Scheeren gedient hätten. Dem ist nicht so, denn der fanatische Jude — und er ist fanatisch, wenn es sich um seinen Profit handelt — schreckt blutdürstig vor Verbrechen nicht zurück. Die Perser duldeten um's Jahr 615, daß sich eine Menge asiatischer Juden ihrem Heereszuge anschlossen. Sie hatten schon lange vorher unter sich reiche Beiträge gesammelt und führten Beutel voll Gold mit sich, damit das Recht zu erkaufen, Rache an den Christen nehmen zu können. Sie wußten, daß, wenn Jerusalem erst erobert wäre, die Perser ihnen keine Beute übrig lassen würden, aber sie wollten ihnen die christlichen Gefangenen abkaufen, wie Shylock das Fleisch des Antonio.

Nach Erstürmung Jerusalems wurden die Einwohner erschlagen oder zu Sklaven gemacht. Es waren ihrer eine große Menge, weil viele Christen von außen sich in die Stadt geflüchtet hatten. Die Juden aber eröffneten sogleich einen Sklavenmarkt, kauften den persischen Soldaten die gefangenen Christen ab und marterten sie mit aller nur erdenklichen Grausamkeit zu Tode. Auf diese Weise sollen nicht weniger als 90,000 Christen unter den Schlachtmessern der Juden umgekommen sein. Dieses furchtbare Beispiel aus der Weltgeschichte zeigt nicht einen Shylock, sondern Tausende.

Im Jahre 411 wurde zu Chalois ein christliches Kind durch die beim Purimsfest betrunkenen Juden gehenkt. Joseph von Görres berichtet in seinem Werke: Christliche Mystik, von der Abschlachtung des Christen-Knaben Simon, sich auf die Prozeß-Akten beziehend. Als Johannes von Campestrano am 13. Februar 1453 nach Breslau kam, wurde er gezwungen, eine Bande Juden zu bestrafen, die neun consecrirte Hostien mit Ruthenstreichen verunehrt und dabei höhnend ausgerufen hatten: „Das ist der Gott der Christen". Ferner hatten ebendaselbst andere Juden eine alte Frau geschlachtet, weil sie eine Hostie angebetet hatte. Ebenso stahlen dieselben Juden einen christlichen Knaben, mästeten ihn mit gewählten Speisen und rollten ihn endlich so lange in einem mit Nägeln gespickten Faß, bis er seinen Geist aufgab, alsdann gebrauchten sie des Knaben Blut zu abergläubischen Zwecken.

Die Verbrecher entgingen nicht der gerechten Strafe, und die übrigen Juden, mit Ausnahme der Kinder bis zum siebenten Jahre, die getauft werden sollten, wurden aus Schlesien verbannt. Wie der Chronist*) erzählt, haben die Breslauer aus Dankbarkeit für diese und andere Wohlthaten den Platz und bedeutende Mittel zur Begründung eines Observanten-Klosters hergegeben.

Gleiche Beispiele ließen sich bis zur Ermüdung ins Unendliche aus der

*) Von Stramberg. Stadt Coblenz. II. Theil.

Weltgeſchichte ſuchen und vermehren. Wem daran gelegen iſt, in ſpannenden Schilderungen das jüdiſche Weſen kennen zu lernen, dem ſei empfohlen als Lectüre der Roman: „Der fromme Jude" von W. von Chezy, erſchienen 1845. Es erſcheint daher unerfindlich, daß ſich noch Anſichten hervorwagen können, die da meinen, wenn die Juden ſich nur erſt von dem tauſendjährigen Drucke erholt hätten und ſich frei bewegen dürften, würden ſich alle ihre guten Eigenſchaften entwickeln. Das iſt aber gerade ſo, als wenn aus dem Häderich jemals Weizen werden könnte.

Mit Recht konnte deshalb ein Mitglied des Centrums in jener Sitzung des preußiſchen Abgeordnetenhauſes bemerken: „Shylock bleibt doch ein Jude".

Correſpondenz aus Mannheim.

Was die jüdiſche Tagespreſſe an Verunglimpfungen der chriſtlichen Religion, beiderlei Bekenntniſſes, tagtäglich in großartigſtem Maßſtabe leiſtet, iſt allen Zeitungsleſern wohl bekannt. Paſtoralkonferenzen und Synoden, konſervative und ultramontane Verſammlungen, alles, was nur entfernt geeignet wäre, Zuſammengehörigkeit deutſcher Volksmaſſen unter chriſtlich-germaniſcher Aegide zu verkörpern, wird ſchonungslos von den orientaliſchen Krummnaſen beſchnobert und angegeifert.

Man muß geſtehen, die ſemitiſche Zeitungsmeute arbeitet mit Syſtem und nach Parole: Was die Berliner Preßjuden bekriteln, wird echoartig von der ganzen Bande ſemitiſcher Journalmaulhelden Deutſchlands angewuthheult.

Höchſt ergötzlich iſt es, in einem größeren Café die diesbezüglichen Studien zu machen.

Da habe ich vor mir einen berlinerpreßlich inſpirirten Bericht der Mannheimer Rhein- und Neckarzeitung (vulgo Waſſerblatt) über eine Verſammlung der „Chriſtlich-Socialen" unter Leitung Stöcker's.

Stöcker macht einen Rieſenfehler, der allerdings in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht mehr gewagt werden ſollte:

Er ſagt den Juden die Wahrheit und dazu noch „öffentlich". Was iſt nun da zu machen? — Gegen nackte Wahrheit kommt ſchließlich auch der konfiscirteſte Artikeljude nicht auf, und Iſrael iſt in Gefahr, ſelbſt bei den angejüdelten deutſchen Biermicheln mit ſachlichen Repliken auf ungläubige Geſichter zu ſtoßen. Daher Parole:

Ja nicht widerlegen, weil nicht vortheilhaft, nur man feſte beſpötteln und lächerlich machen! Und, weiß Gott, Michel, der bei ſachlicher Kritik ſicherlich Stöcker adoptirt hätte, fühlt beim Leſen beſagten Berichts das gleiche dummſatte Behagen, welches ihm die Schnurren der „fliegenden Blätter" und anderer Witzblätter gewähren.

Reſultat: Dieſer Ströcker oder Stöcker (wie heißt er doch ſchnell) muß ein fideles Haus ſein; daß nur ein ſolch vorſündfluthlicher Pfaff noch in der Metropole der Intelligenz geduldet wird! Kurz, Iſrael hat geſiegt! Gegen Stöcker Spott, gegen Marr und Grouſilliers Todtſchweigen, bei Pindter und Waldegg Verleumdung und Verdächtigung voila l'ordre de bataille! Deutſche Urgimpel klettern noch ſtets ſchaarenweiſe auf die Leimruthe!

Die tonangebenden Tagesblätter ignoriren nur ſcheinbar die antiſemitiſche Bewegung. Ihre Taktik läßt ſie ſich offen und ſelten zu einer Kritik hinreißen; dazu ſind ſie zu ſchlau redigirt. Doch was wird nicht von ihnen in bezeichneter Sache ſo en passant geleiſtet!

Man nehme nur die Wiener „Neue Freie Preſſe" zur Hand. Nachdem dieſelbe die (in einem zu Ehren des Prinzen von Wales 1632 in Madrid gegebenen Theaterſtück vorkommende) Anekdote von den katholiſchen Engeln und proteſtantiſchen Teufeln als Einleitung zu einer politiſchen Expectoration benutzt, wählt ſie zu dem die Erfolgloſigkeit der Berliner Nachkonferenz beweiſen ſollenden Leitartikel vom 14. Juni folgendes Entree:

„Wie man, um gewiſſe katholiſche Glaubensſätze zu erfaſſen, einer beſonderen Gnade bedarf, deren ſich nicht jeder Staubgeborene rühmen kann, ſo muß man wohl auch, um die Weisheit der Diplomatie zu begreifen, einer eigenen Erleuchtung theilhaftig werden u. ſ. w."

Muß nicht in einem ſolchen Gebahren ſelbſt der unbefangenſte und friedliebendſte deutſche Leſer eine unerhört freche und unmotivirte Provocation gegen die katholiſche Kirche, die in Oeſterreich über 30 Millionen Bekenner zählt, erblicken? Gewiß, auch der gleichgiltigſte deutſche Quadratmichel wird ſich hier fragen, wie kommt ein Artikelſchreiber, der, wie wir kaum bezweifeln, für ſich das Prädikat eines ſachlich ſchreibenden Mannes beanſprucht, dazu, die katholiſche Kirche in ſolch empörender Weiſe — wir wiederholen ſo en passant, durchaus unprovocirt — zu ſchmähen? Möge das gebildete deutſche Publikum, das bisher gewöhnt war, jenes Blatt (und andere gleicher Sorte) zu leſen und zu bezahlen, die einzig richtige Antwort finden und geben!

Wir aber können uns nicht enthalten, der „Neuen Fr—en Preſſe" zu ihrem nächſten, etwa von der inneren deutſchen Politik handelnden Eſſai folgende Introduktion anzuempfehlen: Es iſt nachgerade unerfindlich und ſelbſt bei einer ſtarken Doſis Mutterwitz unbegreiflich, wie die edle, mächtige deutſche Nation es länger dulden mag, daß eine handvoll ſchmutziger, feiger Aſiaten ſie materiell ruinire und geiſtig vor der Welt kompromittire. Welcher kräftige Mann wird ſich nicht zuletzt mit nachhaltigen Fußtritten einer läſtigen Meute kläffender Hunde erwehren? Die vielgerühmte deutſche Toleranz und Gutmüthigkeit iſt an einem Stadium angelangt, wo die Worte gelten: Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas!

Recenſionen.

Die Verjudung Deutſchland's und der Weg zur Rettung. — Von Paul Köhler. — Stettin 1880. Otto Brandner. — Preis 1 Mark.

Verfaſſer will gegen die Verjudung des Reiches durch die chriſtliche Religion ankämpfen und fordert beſonders Stärkung der evangeliſchen Kirche. Es wird behauptet, daß die Juden in erſter Linie wegen ihrer Religion verhaßt waren; weil ſie keine Götterbilder haben, hielten ſie die Heiden für götterlos. Ueberhaupt beurtheilt der Autor die Juden des Alterthums und des Mittelalters und ihre Geſchichte ſehr optimiſtiſch; von der Gemeingefährlichkeit der talmudiſchen Lehren, welche die ſ. g. „Moral" der Juden immer durchſetzt und beherrſcht haben und wodurch ſie überall — im Vereine mit der Race — ſich verhaßt gemacht haben, ſagt er kein Wort. — Ueber das heutige Judenthum wird geſagt: Es iſt ein Fluch der Welt geworden, ein Abſcheu der Leute ꝛc. „Das iſt Iſraels Fluch, weil es ſeinem Gott nicht dienen wollte, mit ſeinem Herzen, ſondern nur mit ſeinen Lippen."

Es wird dann behauptet (S. 19): „So lange die Juden religiös hoch ſtanden, ſind ſie ein tüchtiges, fleißiges, ſtrebſames Volk geweſen". Wir bezweifeln dies ſehr ſtark, warten noch immer vergebens auf eine Widerlegung der in „Die Juden und der deutſche Staat" entwickelten Anſichten, angeführten Citate ꝛc. Auch über die ſ. g. „Judenverfolgungen" im Mittelalter iſt Verfaſſer im Unklaren, er klagt den „unchriſtlichen Fanatismus" der Germanen an. — Das unſelige Agitiren der Juden für die confeſſionsloſe Schule wird richtig geſchildert und der Werth der chriſtlichen Religion auch für dieſen Kampf hervorgehoben. Verfaſſer ſagt: „Wer ſeinen chriſtlichen Glauben hoch hält, ſinkt nicht in die Verjudung. Rechte Religion, rechte Sittlichkeit." Dann wendet er ſich gegen die römiſche Kirche und ſagt: „Ich ſuche alſo die Rettung vor der Verjudung nicht im Anlehnen an die katholiſche Kirche, ich warne vielmehr davor." — Die „Wacht" iſt natürlich anderer Anſicht. Es iſt ein lächerlicher Fanatismus, wenn heut gläubige Proteſtanten und Katholiken ſich wegen religiöſer Streitfragen und Anſichten bekämpfen wollen. Sie arbeiten dadurch nur für den Atheismus und das moderne Judenthum! Die gläubigen Chriſten aller Confeſſionen, aller politiſchen Parteien müſſen den Kampf gegen die Verjudung und den falſchen Liberalismus gemeinſam führen.

Verfaſſer aber leiſtet ſich z. B. folgenden Satz: Die rein katholiſchen Völker ſinken in den ſittlich-religiöſen Bankerott ꝛc.

Der beſte Theil des Buches ſind die Kapitel 5—8, worin nachgewieſen wird, daß Deutſchland die evangeliſche Kirche zu ihrer Selbſterhaltung bedürfe. Wir empfehlen das intereſſante und in vieler Beziehung vorzügliche Buch unſeren Leſern als einen beachtenswerthen Beitrag zur Löſung der Judenfrage.

Die Klöſter in Preußen und ihre Zerſtörung oder: Was koſtet der „Kulturkampf" dem Preußiſchen Volke. — Von Arn. Bongartz. — Berlin 1880. Verlag der Actien-Geſellſchaft „Germania". — Preis 3 Mark.

Friedrich der Große ſagt in ſeinem poetiſchen Teſtamente, welches kurze Zeit vor ſeinem Tode von ihm niedergeſchrieben wurde:

Laßt in Ruh' die Jeſuiten,
Die ſehr Vieles ſchon erlitten,
Laßt in Ruh' die Geiſtlichkeit.
Drohet nicht dem Papſt mit Waffen
Laßt in Ruh' und Fried' ihn ſchaffen,
Sonſten trifft euch harte Zeit.

Nun, dieſe Prophezeihung iſt eingetroffen. Jeder Unbefangene wird zugeben müſſen, daß der „Kulturkampf" als Kampf gegen die chriſtliche Kirche unſer Volk ſchwer geſchädigt hat, eine Verwilderung auf ſittlichem Gebiete hervorgerufen hat, wodurch auch Staat und Geſellſchaft bedroht wird. Schwer iſt es, ſcharfe Grenzen zwiſchen den Rechten des Staates und denen der Kirche zu ziehen. Daß aber die Maigeſetze in die Rechte der chriſtlichen Kirche eingreifen, die Katholiken ungerecht bedrücken, wird jetzt wohl von Allen, welche für die Erhaltung der chriſtlichen Kirche Intereſſe haben, zugegeben. Noch ſträubt ſich die Regierung gegen die ſo nothwendige fundamentale Reviſion der Maigeſetze. Sehr richtig ſagte Herr v. Schorlemer-Alſt in der Sitzung des Preußiſchen Abgeordnetenhauſes vom 22. Juni: „Ein Gegenſatz der Autorität zwiſchen Staat und Kirche beſteht nicht. Die Vernichtung der einen Autorität hat auch die Vernichtung der anderen zur Folge." Die Geſchichte beweiſt die Wahrheit dieſes Ausſpruches.

Das vorliegende Buch ſchildert die Früchte des „Kulturkampfes" auf dem materiellen Gebiete des Volkswohles. Im erſten Theile werden alle Klöſter und ähnliche Genoſſenſchaften aufgezählt, welche in Preußen und Hohenzollern vor Erlaß der Reichsgeſetze vom 5. Juli 1872 reſp. 20. Mai 1873

und dem preußiſchen Geſetze vom 31. Mai 1875 beſtanden. In 104 Niederlaſſungen befanden ſich 410 Patres, 625 Brüder und 54 Novizen und in anderen 851 Niederlaſſungen: 7908 Schweſtern incl. Novizen ꝛc. Der zweite Theil beginnt S. 51 mit den Worten: Dank der prompten Ausführung der oben citirten Geſetze von Seiten des Herrn Cultusminiſter Falk, verfloſſenen Andenkens, wurden nachfolgende Klöſter oder klöſterliche Schulen und Anſtalten zerſtört oder doch der ſegensreichen geiſtlichen Leitung entzogen.

Verfaſſer hat, um den materiellen Schaden der Kloſtergeſetze feſtzuſtellen, ein Frageſchema an „geeignete Perſönlichkeiten" im ganzen Lande geſchickt, worin Angabe der Anzahl und Berufsſtellung der ausgewieſenen Ordensperſonen, Zeit der Wirkſamkeit der Niederlaſſung in der Gemeinde, Anzahl der Schülerinnen und Pfleglinge, Art und Weiſe des Erſatzes der ausgewieſenen Kräfte und die durch die Ausweiſung verurſachten Mehrkoſten zuſammengeſtellt werden. In dem ſiebenjährigen Kampfe (bis 1879) wurden 481 Niederlaſſungen theilweiſe oder ganz zerſtört, ihre Thätigkeit lahm gelegt. 296 Niederlaſſungen mit 1181 männlichen und 2776 weiblichen Ordensperſonen wurden aufgehoben und faſt ſämmtlich in's Ausland verlegt. In 407 Klöſtern wurden früher 84,150 Kinder und Jungfrauen gepflegt, unterrichtet und erzogen. Kein Erſatz fand ſich für 277 Anſtalten mit 15,200 Kindern. In 228 Gemeinden koſtete dieſe „Kultur"-Paukerei jährlich 962,070 Mark und der jährliche Verluſt an Geſchäftskapital (in 71 Gemeinden) betrug 2,695,600 Mark, von denen jetzt 1,993,500 Mark dem Auslande zufließen.

Unſeren eifrigen Kulturkämpfern und Verehrern muß dieſes Buch ganz beſonders unangenehm ſein. Wer kein Verſtändniß für die idealen Verluſte hat, wer die ſittlichen Verluſte nicht anerkennen will, ſelbſt der kann dieſen pekuniären Verluſten gegenüber von einem „Segen des Kulturkampfes" nicht mehr reden! — Ganz vorzüglich ſind die näheren Ausführungen des dritten Theiles, aus welchen erſichtlich, daß außer den oben angegebenen Koſten dem ganzen Lande noch durch den „Kulturkampf" die Summe von 2,210,616 Mark auferlegt worden iſt. Die Zuſammenſtellung der verſchiedenen Koſten giebt als Summa pro Jahr 4,772,686 Mark. Soviel koſtet der „Kulturkampf" dem preußiſchen Volke!

Die freikonſervative „Poſt" trieb vor einiger Zeit wieder eifrigſt Katholikenhetze, faſelte von „Unterjochung Deutſchlands unter Rom". Die Weltherrſchaft erſtrebt aber nach unſerer Anſicht nicht Rom, ſondern das Geldſemitenthum, und mit Recht macht die „Allg. Ev.-Luth. Kirchenztg." darauf aufmerkſam, daß ſchon in den vierziger Jahren auf einer iſraelitiſchen Verſammlung zu Krakau beſchloſſen worden ſei, mit allen Kräften und Mitteln der jüdiſchen Kapitalmacht die Wege zur Weltherrſchaft zu bahnen und zu ſichern.

In gläubigen proteſtantiſchen Kreiſen aber mögen die ſchönen Worte

Digitized by Google

Luthardt's Beherzigung finden. Er ſagt (Apologie d. Chriſtenth. II. Theil. S. 129):

„Aber ſo verſchieden auch die Kirchen ſind, und ſo ſchmerzlich es oft unſere Seele berührt, daß die eine Gemeinde Jeſu Chriſti in Sonderkirchen zerriſſen iſt, ſo wiſſen wir doch: es hat jede Kirche ihre beſondere Gabe, mit welcher ſie arbeiten ſoll an dem Bau des Reiches Gottes; und eine jede ſoll der andern dienen mit der Gabe, die ſie empfangen hat. Wo wir aber einen Chriſten finden, es ſei unter der Herrſchaft Roms oder unter den Schülern Calvins, da wiſſen wir, daß wir ein Kind Gottes, einen Bruder in Chriſto, einen Erben der Seligkeit begrüßen. Und wir freuen uns der Einheit im Geiſt und im Glauben trotz der Verſchiedenheit, bis es dem Herrn gefallen wird, uns zur vollen Gemeinſchaft der Geiſter und der Harmonie der Gedanken zu bringen. Bis dahin aber gehen wir den Weg, den uns Gott gehen heißt, und folgen der Leuchte, die unſern Weg erleuchtet. Dieſes Licht auf unſrem Wege iſt die heilige Schrift."

Redaktion und Verlag: Otto Henze, Berlin N.O., 15 Friedenſtraße.
Druck von Max Babing, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

1880. Nr. 3.

Judenspiegel.

Beiblatt
der
„Deutsche Wacht".

Erscheint monatlich und wird aparte nicht abgegeben.

Ein Stück praktisch gewordener „Judenfrage" aus dem Jahre 1880.

In Hamburg ist seit Mitte der 70er Jahre ein ausgedehntes Terrain, 1½ Stunden von der Stadt, als künftiger Centralfriedhof derselben erworben und zu diesem Zweck in Stand gesetzt worden. Die alten Friedhöfe sind zwar zum Theil noch auf einige Jahre benutzbar, meist aber müssen sie schon in nächster Zeit geschlossen werden, und auch für den Rest rückt der Zeitpunkt mit raschen Schritten heran, wo ihre Verwendbarkeit höchstens nur noch eine beschränkte wäre. Man hat sich bei diesem Anlasse, wie schon bei früheren Friedhof-Verlegungen auch keineswegs darum gekümmert, ob die zahlreich vorhandenen Rechte auf Erbbegräbnisse durch solche Verlegungen gekränkt werden oder nicht; es giebt in Hamburg alte Anrechte dieser Art, bei denen das Familiengrab mit der Formel verliehen wurde, dasselbe solle unverletzt bleiben, „so lange der Hahn kräht und der Wind weht," aber auch sie haben ohne weiteres weichen müssen. Sicherlich ist hiergegen nichts einzuwenden; „der Lebende hat Recht," und den Forderungen des Gemeinwohls stehen nicht nur alle Ausflüsse kindlicher oder verwandtschaftlicher Pietät, sondern auch alle privatrechtlichen Ansprüche nach. Nur berührt es schon bei diesem Punkt eigenthümlich, daß, während alle Privat-Ansprüche der bezeichneten Art fast unberücksichtigt gelassen und günstigenfalls mit einer bescheidenen Billigkeits-Abfindung erledigt wurden, nur die Juden ihren besonderen, die Unverletzlichkeit und „Ewigkeit" ihrer Friedhöfe betonenden Standpunkt durchzusetzen vermochten. Mitten in der Neustadt Hamburg, in der Nähe des für die Belebtheit Hamburger Verkehrs typischen „Alten Steinwegs" liegt ein ehemaliger Judenfriedhof, an dem bis heute nicht gerührt worden ist,

und ſo wird auch der jetzige Judenfriedhof zwar geſchloſſen, aber intakt erhalten werden. Noch eigenthümlicher geſtalteten ſich freilich die Verhältniſſe betreffs der Benutzung des neuen Centralfriedhofs durch die verſchiedenen Religionsgemeinſchaften.

Lange wurde darüber diskutirt, ob der neue Friedhof in Abtheilungen für die verſchiedenen Bekenntniſſe zerlegt und von dieſen Abtheilungen auch eine für die ſpezifiſch gemeindlichen Beerdigungen vorbehalten bleiben, oder ob das ganze Territorium als allgemeiner Communalfriedhof zur Benutzung gelangen ſolle; die letztere Anſicht ſiegte; man ſagte ſich, daß die Friedhofpolizei auf einem allgemeinen Communalfriedhof viel leichter zu handhaben ſei, daß die Beerdigungsgebräuche der verſchiedenen Religionen bez. Konfeſſionen, ſobald man letzteren einmal ein geſondertes Terrain einräume, nur ſchwer in den wünſchenswerthen Schranken zu halten ſein würden, und führte außerdem alle die bekannten Geſichtspunkte an, mit denen für konfeſſionelle, gemeinſame Friedhöfe gekämpft zu werden pflegt. Wohl traten die Vertreter der verſchiedenen kirchlichen Genoſſenſchaften und beſonders die der Katholiken wacker dafür ein, daß ihnen geſonderte Theile des Friedhofs überwieſen werden ſollten, aber vergebens: die Idee des Communalfriedhofs drang durch. Nur eine Ausnahme wurde gemacht — die Juden forderten und erhielten ihren beſonderen Friedhof. Würde man ihnen dies nicht gewähren, dann, ſo erklärten ihre Wortführer, bliebe den Hamburger Juden nichts übrig, als ſich auf preußiſchem Gebiet, zu Altona, begraben zu laſſen; erfülle man dagegen ihren Anſpruch, ſo ſeien ſie bereit, jedes ihnen zu berechnende Geld-Aequivalent zu zahlen. Der Grund für dieſe jüdiſcherſeits geforderte Exemtion iſt der bekannte. Unſere Friedhöfe können, da ſelbſt der reichlichſte Raum doch immer nur ein beſchränkter iſt, die Grabesruhe nur für eine gewiſſe Reihe von Jahren gewähren, nach deren Ablauf die Gräber geleert und neu „belegt" werden müſſen; die Juden aber gehen von der phantaſtiſchen und in Wahrheit unmöglich zu verwirklichenden, trotzdem aber in der Idee feſtgehaltenen Vorſtellung aus, daß ihr Grab ein „ewiges" ein ſchlechthin unantaſtbares ſein müſſe, ſodaß, wenn buchſtäblich hiernach verfahren würde, die Zeit ſich müßte berechnen laſſen, nach deren Ablauf überhaupt keine Menſchen mehr auf Erden wohnen können, da die ganze Erde aus Judengräbern beſtände. Es hat hiermit allerdings keine Gefahr, denn alle Juden, die bis heute gelebt haben, würden in dieſem Sinne zu ihren Gräbern keines größeren Gebiets als etwa von der Größe eines der ſächſiſchen Herzogthümer bedürfen, aber ein ungeheuerlicher Anſpruch bleibt dies immerhin. Ferner behaupten die Juden, auf ihre Friedhöfe dürfe niemand in anderer als in der rituell vorgeſchriebenen Weiſe kommen, und auch deshalb müſſe ihren Kultusgemeinden die unbeſchränkte Verfügung über ihre Friedhöfe gewahrt bleiben. — Es ging nun allerdings nicht ohne Kampf ab, als gelegentlich der Feſtſtellung der neuen Friedhofordnung auch dieſer

Punkt in der hamburgiſchen Bürgerſchaft zur Verhandlung gelangte. Man muß es der Fortſchrittspartei in der Bürgerſchaft laſſen, daß ſie bei dieſem Anlaſſe kräftig für die Gleichberechtigung der Chriſten und der chriſtlichen Glaubensbekenntniſſe mit den Juden eintrat und nicht davor zurückſcheute, ſich des Einſtimmens in die „moderne Judenhatz" beſchuldigen zu laſſen; denn dieſe Beſchuldigung blieb ihnen natürlich nicht erſpart, obwohl ſie kein Wort gegen das Judenthum als ſolches ſagten, ſondern ſich höchſtens zu ſolchen Aeußerungen verſtiegen, wie folgende: „Es handle ſich heute nicht mehr um Gleichberechtigung der Juden, ſondern um Gleichberechtigung der Chriſten," oder: „Es ſei doch weit gekommen, wenn man nicht mehr jüdiſche Anſprüche auf Vorrechte zurückweiſen könne, ohne der Judenhatz beſchuldigt zu werden." So lebhaften Wiederhall aber auch dieſe Aeußerungen in der chriſtlichen Bevölkerung Hamburgs fanden (bei der ſoeben ſtattgehabten Reichstags-Nachwahl würde der fortſchrittliche Kandidat, der perſönlich hochgebildete jüdiſche Schuldirector Dr. Rée, ſicherlich weit mehr Stimmen erhalten haben, wenn nicht für zahlreiche Wähler die Abſicht, keinen Juden wählen zu wollen, maßgebend geweſen wäre), ſo war doch ein Erfolg nicht zu erzielen, da die Mehrheit der Bürgerſchaft, allerdings keine ſonderlich ſtarke, beſchloß, den Juden ihren Separatkirchhof „auf ewige Zeiten" einzuräumen. Die chriſtlich Begrabenen ſollten ſich nach der gemachten Vorlage mit einer Ruhezeit von 15 Jahren begnügen, doch gelang es, hier die Mehrheit für eine ziemlich durchgreifende Aenderung zu gewinnen, wonach die Ruhezeit 25 Jahre betragen und die Erwerbung von Gräbern „auf Friedhofsdauer" bedeutend erleichtert ſein ſoll. Nur iſt auch hier wieder zu bemerken, daß die dieſen Abänderungen entgegenſtehende Minderheit ſich durchgehends aus Anhängern des beſonderen Judenfriedhofs zuſammenſetzte. Aehnlich erging es mit der gleichfalls durchgeſetzten Abänderung, daß auch ſolche Juden, die der jüdiſchen Kultusgemeinde nicht angehört haben, auf dem Judenfriedhofe beigeſetzt werden müſſen; dieſelbe wurde durch die Stimmen der nämlichen Leute, welche den beſonderen Judenfriedhof, für alle übrigen Bekenntniſſe aber den Communefriedhof wollten, und welche auf letzterem nur 15 Jahre Ruhezeit für erforderlich hielten, derart verklauſulirt, daß ſie faſt keinen praktiſchen Werth mehr hat.

Bis hierher iſt die Sache eine unerquickliche und das Selbſtgefühl beleidigende, aber weiter keine auffallende. Insbeſondere nach der Seite hin, daß die Preſſe in ſachlicher Weiſe Notiz von dieſen Vorgängen und den zu Grunde liegenden Geſichtspunkten nahm, läßt ſich bis hierher nicht viel Bemerkenswerthes anführen; die Hamburger Blätter aller Richtungen, von dem liberal-konſervativen „Korreſpondenten" bis zu der demokratiſchen „Reform" ſprachen ſich in lebhafter Weiſe gegen den hier zu Tage getretenen Mangel an Gerechtigkeitsgefühl aus, die einen mehr in dem Sinne, daß das den Juden Gewährte auch den Chriſten gewährt, die anderen mehr in dem Sinne,

daß das den Christen Verweigerte auch den Juden verweigert werden sollte. Ein einziges Blatt beobachtete wenigstens eine verlegene Zurückhaltung. Auch in der auswärtigen Presse wurde wohl noch ab und zu, wiewohl in erstaunlich geringem Maße, über diese Hamburger Vorgänge Mittheilung gemacht. Nun aber kommt ein Punkt, welcher die ganze Situation mit einem Schlage wie mit elektrischem Lichte übergießt und welcher trotzdem (oder deshalb?) von den Hamburger Blättern nur ohne allem Kommentar kurz berichtet, von der übrigen deutschen Presse jedoch bis heute absolut todtgeschwiegen worden ist.

Bei den bürgerschaftlichen Diskussionen zur vorliegenden Frage wurde u. a. auch erwähnt, daß ein belgischer Rabbiner erklärt habe, das „ewige Grab" sei keine unbedingte Forderung der jüdischen Glaubenslehre. Hiergegen erhob sich ein jüdischer Advokat, ein sonst sehr „liberaler" Mann und eines der Häupter der spezifisch freihändlerischen bez. manchesterlichen Partei in Hamburg, und erklärte: Dieser Rabbiner sei sofort seiner Stelle entsetzt worden, und das sei auch ganz in der Ordnung gewesen; denn ein Mann, der an 3000jährigen Gebräuchen seines Glaubens rüttele, *der möge Schriftsteller werden*, aber Rabbiner könne er nicht bleiben. Irgend ein Versuch, diese Auslassung zurückzuweisen oder zu rektifiziren, ist von jüdischer Seite nicht gemacht worden. Nur das verdient im Zusammenhange mit vorstehendem noch angeführt zu werden, daß die jüdischen Redner in der Bürgerschaft selbst zugaben, wörtlich könne die seitens der Juden erhobene Forderung eines ewigen Grabes allerdings nicht bewilligt werden; man wisse wohl, daß irgend ein Zeitpunkt kommen müsse, wo diese Ewigkeit zu Ende sei, lege hierauf auch weiter keinen Werth. Aber einige Jahrhunderte seien doch immerhin besser als gar nichts (schöne Logik!), und man halte deshalb daran fest, daß man sich verschaffen müsse, was eben möglich sei. Das Weitere möge der Zukunft überlassen bleiben.

Solche Ansprüche sollte einmal eine christliche Konfession erheben, welchen Heidenlärm würde die liberale Presse dann über Intoleranz, Fanatismus, Beschränktheit ꝛc. erheben, insbesondere wenn ein gläubiger Christ bezüglich eines etwa protestantenvereinlichen Geistlichen eine ähnliche Aeußerung thäte, wie sie hier der Hamburger liberale Jude bezüglich des belgischen Rabbiners that. Aber darf man sich wundern, wenn man die schmähliche Abhängigkeit der liberalen Presse von dem Judenthum sieht. Wie viele solcher entlassener oder gar nicht angestellter Rabbiner mögen wohl als Schriftsteller in der liberalen Presse fungiren? *Da thun sie ja dem Judenthum keinen Schaden, da schädigen sie ja nur die christliche Kirche und dienen auf diese Weise in noch höherem Maße dem Judenthum, als wenn sie Rabbiner geblieben wären.* Wenn man diese auffallende und für das christliche Bewußtsein beschämende ungleiche Behandlung von Juden und Christen seitens der Behörde einer großen christlichen Stadt betrachtet, dann kann einem im Hinblick auf die Gleichgültigkeit, mit welcher so etwas von

der öffentlichen Meinung hingenommen wird, wirklich bange um die Zukunft unſeres Volkes werden. Denn das iſt eine hiſtoriſch unanfechtbare Erfahrungs-Thatſache: Wenn ein Volk erſt anfängt, auf ſeine Religion nichts mehr zu halten, ſie nicht mehr als den höchſten Ehrenpunkt anzuſehen, dann hat die Stunde ſeines Niederganges geſchlagen. Fürwahr, wir haben nur eine Judenfrage, weil der chriſtliche Charakter unſeres Volkes ſo fraglich geworden iſt. Ohne das Chriſtenthum iſt unſer Volk wie der ſeines Haupthaares beraubte Simſon; dann iſt er in die Hände der Philiſter gegeben. Und das hat die Delila mit ihrer falſchen Liebe verſchuldet. Wir brauchen wohl nicht erſt die große Schmeichlerin zu nennen, in deren Schoß unſer Volk in Gleichgültigkeit einſchläft und dabei ſeines höchſten Schmuckes und der Quelle ſeiner Stärke beraubt wird. Jeder kennt die große Buhlerin mit ihrer dämoniſchen Zaubermacht, die man auch wohl die fünfte Großmacht genannt hat! (Reichsbote.)

Zur Characteriſtik der Judenpreſſe.

In einem Feuilletonartikel vom 24. Juni ſchreibt der „Berl. Börſ.-Cour." über die Bedeutung des Johannestages, nachdem es die Feier deſſelben im germaniſchen Heidenthum geſchildert hat, wörtlich folgendes:

„Die Kirche hat dieſen Tag ſich angeeignet, um die heidniſchen Götter aus dem Andenken zu verdrängen, aber ſie hat ihn nicht zu behaupten vermocht, ſie hat ihn dem Täufer Johannes, der einſt am Jordan ſtand, „all' Volk der Welt zu taufen," geweiht. Aber der Täufer Johannes hat ſeine Herrſchaft über den Tag, an dem die Sonne in ihrer Scheitelhöhe ſteht, nicht ſo lange behauptet, wie ſeine Vorgänger, die alten Götter. Und noch heute grüßen wir an dieſem Tage in des Sommers Mitte nicht den Täufer, der da ſpricht, „nach mir wird einer kommen, der größer iſt als ich," — ſondern wir grüßen diejenigen, die vor ihm geweſen ſind, die alten lichten Götter unſerer Ahnen, die auf luftigen Wolken durch den Aether ſauſten, die über die Brücke, aus den Farben des Regenbogens gewoben, nach Walhalls leuchtender Burg zogen und denen unſere Vorfahren auf ſteinernen Altären opferten unter den hohen deutſchen Eichen, in deren Laub der Nachtwind flüſterte und rauſchte von deutſcher Kraft, von deutſcher Helden kühnen Thaten und von dem freien unbeugſamen Sinn dieſes Stammes, der den alten Göttern huldigte in der Mitſommernacht."

Dann bringt daſſelbe Blatt folgendes:

Man ſchreibt uns: . . . „Stöcker iſt verloren." — Haben Sie keine Furcht meine Herrſchaften, denn es handelt ſich nicht um den Hofprediger, der

Digitized by Google

doch unerſetzlich wäre, ſondern nur — horribile dictu — um ein unſchuldiges Hündchen, das von ſeiner Herrin, jedenfalls infolge überfließender Verehrung für obigen Herrn, zu deſſen Namensvetter gemacht wurde. Um die Sache kurz zu berichten: Eine Dame kam vor wenigen Tagen in ein Gartenlokal in der Potsdamerſtraße in Begleitung eines kleinen Mopſes. Die Wohlgerüche der Küche und die Nähe einer Möpſin ließen das Thier bald die Herrin verlaſſen, die entſetzt über das Ausbleiben ihres Lieblings in den kläglichen Ruf ausbrach: „Stöckerchen, Stöckerchen, wo biſt Du? Ach mein armes Stöckerchen iſt verloren!“ und nicht lange dauerte es, ſo hatte das ganze Publikum in den Lockruf nach dem unglückſeligen Stöcker mit eingeſtimmt, der denn auch ſchließlich im kläglichen Bewußtſein ſeiner Schuld angeſchlichen kam .... Glauben Sie nicht, daß ich ein luſtig Märlein erſinne, — facta refero. Eine große Anzahl von Perſonen hat mit mir das luſtige Hiſtörchen vom verlorenen und wiedergefundenen „Stöckerchen“ angeſehen und angehört.

Daſſelbe Blatt ſchreibt über die Sitzung des Abgeordnetenhauſes vom 25. Juni in ſeiner parlamentariſchen Ueberſicht:

„Später gab es eine wahrhaft bedeutſame Rede Eugen Richters. Die „Schnapsbrenner“ auf der Rechten, — Herr Richter wies den Herren in ſeiner Rede verblümt den Ehren-Titel zu — die Agrarier, Brenner, Viehzüchter und Paſtoren, geriethen in ein wahres Toben.

Das „Berl. Tagebl.“ ſchrieb am 24. v. M. folgendes in ſeinem Parlamentsbericht:

Es beginnt die Debatte über den Artikel 10, welcher von den weiblichen Krankenpflege-Orden handelt. Zum Worte gegen den Artikel melden ſich ausſchließlich Centrumsmänner und Polen, für den Artikel will allein Herr Stöcker ſprechen. Der Herr Hofprediger hat ſeinen eigenen Platz bereits verlaſſen und mehr nach der Mitte zu Platz genommen. Vor ihm liegt ein „vergriffenes Büchelchen,“ das Manuſkript der einzigen Rede enthaltend, welche der Herr Hofprediger für das Bierhaus ausgeſonnen und welche er nun überall vorbringt. Es wird darin in ſehr ehrwürdigen, durch tauſendfachen Gebrauch ehrwürdigen Wendungen von dem Kampf zwiſchen Gut und Böſe geſprochen, der Sieg des erſteren prophezeit und der ungläubigen Menge verkündet, daß Herr Stöcker „die Wahrheit hat.“

In einer Berliner Korreſpondenz der Wiener „N. Fr. Preſſe“ heißt es über den Kultusminiſter v. Puttkamer:

Der Kultusminiſter iſt ein delikater Herr. Er hat ein ſchmales, ſcharfes Geſicht mit mächtigen weißen Bartkoteletten, blickt durch das Pince-nez ſehr überlegen in die Verſammlung hinab und macht mit ſeinen weißen, langen Frauenhänden ununterbrochen auf kleine Zettel Notizen, die er ſodann in ziemlich trivalen Re- und Dupliken verwerthet. Wenn er als einfacher Abgeordneter auf der Tribüne oder vom Platze aus ſich vernehmen ließe, ſo

würde wohl ein großer Theil der Abgeordneten am Buffet ſich den Genuß verſchaffen, ſeine wohlfriſirte und ſorglich abgeſchäumte Beredtſamkeit zu meiden. Als Miniſter aber hat er die Vermuthung für ſich, es könnten entſcheidende Erklärungen von ſeinen Lippen fließen, und hie und da kam während der ſechstägigen Debatte wohl auch wirklich ſo etwas wie eine Erklärung von ſeinem Munde, zum Exempel jene, er würde die begehrte Vollmacht lieber von den konſervativ-liberalen als von der konſervativ-klerikalen Koalition annehmen, aber er acceptire ſie auch im Nothfalle von der letzteren. Glücklicherweiſe iſt es männiglich bekannt, daß Herr v. Puttkamer überhaupt nichts zu acceptiren hat, ſondern daß der große Unſichtbare im Radziwill-Palais der wahre Contrahent iſt, der den Subhaſtations-Hammer in der Hand hält. (Reichsbote.)

Jüdiſcher Schwindel und Wucher.

Marburg, 5. Juli. Das Schwurgericht verhandelte heute die Anklage gegen den Handelsmann Salomon Rülf von Holzhauſen wegen Meineid und Betrug. Salomon Rülf, 37 Jahre alt, verheirathet, Vater von 3 Kindern, vermögend, iſt bereits wegen Beleidigung, wegen Feldfrevel und vorſätzlicher Mißhandlung beſtraft worden. Im Jahre 1876 iſt ihm der Hermann Preiß von Cappel eine Summe Geldes für erhaltenes Fleiſch im Betrage von 100 Mark 40 Pfennige ſchuldig geworden. Rülf ließ ſich über dieſe Summe am 22. Januar 1877 einen Schuldſchein ausſtellen, in welchem dieſe Summe als ein baares Darlehn gelten ſollte, welches mit 5 pCt. Zinſen auf Verlangen des Rülf von Preiß zu bezahlen ſei. — An dieſem Tage bekam aber Rülf 10 Mark 40 Pf. baar und am 28. Januar noch weitere 10 Mark baar ausbezahlt. Als der Schuldſchein ausgeſtellt wurde, war nichts von der Abſchlagszahlung erwähnt. Am 5. September kam Rülf abermals zu dem Preiß und manövrirte ſo ſchlau mit dieſem durch falſche Vorſpiegelungen, daß Preiß ihm einen Wechſel von 110 Mark 40 Pf. ausſtellen mußte, alſo über die Summe des alten Schuldſcheins; er ſchlug gleich die Zinſen im Voraus darauf, indem er dem Preiß vormachte, ſo viel, als bis zur Höhe von 110 Mark 40 Pf., hätten die Zinſen und Koſten ſich bis jetzt belaufen. Als er ſich den Wechſel ausſtellen ließ und Preiß denſelben unterſchreiben ſollte, machte ihn dieſer auf den alten Schuldſchein vom 22. Januar aufmerkſam. — Da hatte Rülf ein Papier in der Hand, zerriß dieſes und warf es mit den Worten in's Feuer: „Hier iſt Euer alter Schuldſchein, Ihr ſeht, daß ich ihn verbrenne.“ — Nun unterſchrieb erſt der Preiß den neuen Schein, von dem er annahm, es ſei auch ein Schuldſchein; allein es war ein Solawechſel, den ſich der ſchlaue Jude, die Unkenntniß des Preiß von ſolchen mißlichen Inſtrumenten bei ge-

ringen Leuten benutzend, unterschreiben ließ. — Am 20. Januar 1879 war dieser Wechsel fällig geworden, Preiß konnte noch nicht zahlen, und so klagte der Rülf am 23. Januar den Wechsel ein. Er verlangte eine Immission auf das kleine Anwesen der Preiß'schen Eheleute, welche diese aber mit Bezahlung der ganzen Summe nebst allen Kosten am 6. März deckten und somit alle Ansprüche an den Salomon Rülf beseitigt hatten. Da plötzlich klagte der geriebene Handelsmann den Schuldschein vom 22. Januar 1877 über die Summe von 100 Mark 40 Pf. ein, für welche der Preiß Fleisch erhalten haben sollte. Es kam hierüber zum Verhandlungstermin am 25. Juni 1879. Inzwischen hatte Rülf unbestimmte Aeußerungen fallen lassen, die Schuld rühre vom Viehhandel her und durch im Jahre 1877 gelieferte große Fleischposten. Es wurde beschlossen, dem Rülf einen Eid abnehmen zu lassen, dahin lautend, daß dieser aussagen mußte, diese Summe von 100 Mark 40 Pf. sei nicht inbegriffen gewesen oder identisch mit dem am 5. September 1877 ausgestellten und bereits erledigten Wechsel. Am 30. December 1879 schwur er den Eid, und die Eheleute Preiß waren verurtheilt, die Summe zu zahlen. Diese aber — sich ihres Rechtes wohl bewußt — reichten eine Klage gegen den Rülf wegen Meineides ein. Am 14. Januar 1880 geschah die Klage, deren Vorladung dem Rülf in Holzhausen zugestellt wurde. Bald darauf war dieser verschwunden, angeblich nach Amerika, aber er erschien am 8. März d. J. auf einmal wieder und stellte sich dem Gericht, um zu erfahren, was gegen ihn vorliege, er habe zu Hause das und das erfahren. — Der Herr Staatsanwalt hielt das ganze Beweismaterial zusammen aufrecht und gelang es ihm, den Widerlegungen von Seiten der Vertheidigung zu begegnen. Er schildert das Vorgehen des Salomon Rülf und bezeichnet so einen Krebsschaden, der an dem ökonomischen Aufkommen des Volkes nagt. Und in der That, die Leute auf dem Lande sollten äußerst vorsichtig sein, wenn sie solchen geriebenen Leuten in die Hände gefallen sind, die nur darauf ausgehen, diese nichts Böses Ahnenden und Unkundigen auszusaugen und um Hab und Gut zu bringen. Sie sollten sich erst gehörig informiren lassen, ehe sie ein Papier unterschreiben, den Zweck und die Bedeutung kennen lernen, aber auch die etwaigen üblen Folgen eines verweigerten Wechsels zur Zahlung gehörig überlegen. In dieser Beziehung fehlt noch manche Hülfe für das Landvolk. Der Herr Staatsanwalt entwickelte eine genaue und bewunderungswürdige Kenntniß der Kniffe von den Geschäftsleuten jener Art, die herausklügeln, wie es zu machen sei, mit einem frivolen Uebermuthe Leute auf dem Lande zu betrügen, und betont die Klage des Rülf in Bezug auf die jüngere Schuld des Preiß auf den Wechsel, der doch in Wahrheit nichts Anderes als der alte Schuldschein war, während es doch nahe gelegen habe, erst den alten Schuldschein einzuklagen. Da Salomon Rülf seine angebliche Reise nach Amerika aus Gesundheitsrücksichten unternommen zu haben vorgab, eine Reise, zu welcher er nicht einmal die nöthigen Sicherungsmittel sich angeschafft hatte,

ja ſogar ſeine Frau nicht einmal in Kenntniß davon ſetzte, ſo gab dieſe äußerſt verdächtige Angabe Anlaß zu einer Widerlegung. Der Herr Staatsanwalt meinte, und mit großem Recht, daß ein leidender Menſch, wie damals Rülf geweſen ſei, ſich den Beſchwerden einer ſolchen Reiſe kaum unterziehen konnte und nach etwa 14 Tagen Aufenthalt in New-York noch einmal die Schrecken einer Seefahrt im Januar bezw. Februar 1880, wo es ſo kalt war und eine Seereiſe um dieſe Zeit nichts Angenehmes für ſich hat, durchzumachen. Er nimmt an, indem er die Zuſtände in Amerika ganz zutreffend ſchildert und ſich nicht auf bloße Vermuthung gründet, daß der Salomon Rülf, dem drüben kein Feld für ſeine Schliche offen ſtand und der an Arbeit nicht gewohnt war, um ſeine bedrohte Exiſtenz zu ſichern, es doch lieber vorzog, nach Deutſchland zurückzukehren und dieſer denken mochte, der Aufenthalt in den preußiſchen Gefängniſſen ſei doch zehnmal beſſer, als in Amerika das zweifelhafte Verhältniß einer unſicheren Exiſtenz. — Die Vertheidigung war nicht ſo lange ausgedehnt und bemühte ſich, die Angaben der Preiß'ſchen Eheleute auf eine Selbſttäuſchung in ſo weit zurückzuführen, ob es nicht möglich ſei, daß dieſe doch Waaren erhalten hätten, auf welche die Schuld des Rülf ſich begründen könne und fordert die Herren Geſchworenen auf, nur nach rein menſchlichem Standpunkte, ohne Anſehen des Standes oder des Glaubens, zu urtheilen; eine Bemerkung, welche die Staatsbehörde veranlaßte, zu erklären, daß auch von ihrem Standpunkte ſolches erwartet werde. Nach ſehr kurzer Berathung verkündete der Obmann der Geſchworenen den Wahrſpruch, der auf „Schuldig" lautete. Das Publikum nahm dieſen Spruch mit ſichtlicher Befriedigung auf, und beantragte die Staatsanwaltſchaft auf Grund der erwieſenen Schuld nach §§ 163 und 153 eine Geſammtſtrafe von 4 Jahren Zuchthaus, Verluſt der bürgerlichen Ehrenrechte auf fünf Jahre, gänzliche Unfähigkeit des Zeugnißablegens und ſofortige Haft. Das Gericht entſprach lediglich dieſem Antrage, da keinerlei Gründe vorlägen, eine Milderung eintreten zu laſſen und legte dem Verurtheilten noch die Koſten des Proceſſes auf.

Die Bad. Landpoſt (in Carlsruhe erſcheinend) ſchreibt: Bisher haben wir immer unſern „guten Freund" Fleiſchmann für das Ideal aller Geldbarleiher und Kravattenfabrikanten gehalten, — allein wir thaten dem Ehrenmann Unrecht, er iſt noch ein wahrer Stümper gegen den Meyer Benjamin von Königsbach, deſſen Geldoperationen geradezu großartig zu nennen ſind. Der Edle machte nämlich in den Jahren 1876 und 77 ganz harmloſe Geſchäftchen, indem er Soldaten, von denen er wußte, daß ſie Vermögen zu erwarten hatten, kleine Sümmchen vorſtreckte und ſich dafür „um Lebens oder Sterbens willen" einen Schuldſchein ausſtellen ließ. So ſtreckte er einem Vaterlandsvertheidiger z. B. 300 Mark vor und ließ ſich dafür nur das

Digitized by Google

Sümmchen von 1400 Mark verschreiben. (Da sage uns noch Einer, daß die Juden nicht gute Menschen seien!) Andern ließ er es noch billiger, so mußte Einer für 40 Mark baar nur 430 Mark verschreiben, ein Anderer für 250 Mark 1000 Mark u. s. f.; daß der Ehrenmann bei solch uneigennütziger Geschäftsführung auf keinen grünen Zweig kommen konnte, läßt sich denken, ergo „Pleite", die so hübsch ausfiel, daß keiner der hartherzigen Gläubiger auch nur einen Pfennig erhielt. Um das zu Wege zu bringen, verfiel der weise Israelit auf folgenden Ausweg: er verschwieg dem Massepfleger, daß er Geld ausgeliehen und solches noch ausstehen habe, und dachte vielmehr ein kleines „Profitchen" sich aus der Angelegenheit zurecht drechseln zu können. Aber die ganze Sache war eben nicht so recht koscher und entwickelte daher einen derartig bedenklichen Geruch, daß sich die öffentliche Gewalt schleunigst der Desinficirung annehmen und unsern Rechtgläubigen unter ihre schützende Aegide nehmen mußte, unter der sie ihn nach heutigem Urtheil noch 3 Jahre aufbewahren wird. Bei einem der erwähnten Verheimlichungsfälle soll Wirth Hermann Brenk von Pforzheim mitgeholfen haben; die Verdachtsgründe gegen denselben sind jedoch so unwesentlich, daß Freisprechung erfolgte. Mit dem Vertreter der Staatsanwaltschaft, Staatsanwalt Oser, bedauern wir lebhaft, daß zu der Zeit, da Benjamin seinen Stamm durch Geld-„Geschäftchen" zu stärken suchte, das neue Wuchergesetz noch nicht Geltung hatte; gleichzeitig anerkennen wir aber auch das wirklich gediegene Plaidoyer des Vertheidigers, Oberlandesgerichtsanwalt Dr. Kah, der sich eben mit dem Satze trösten muß, daß Mohren einmal nicht weiß zu waschen sind. Brenks Vertheidiger war Anwalt Dr. Blum. 3 Jahre Gefängniß und 5 Jahre Ehrenverlust hat Mayer Benjamin also. Wohl bekomm's! Charakteristisch für Benjamin's Geschäftsgenossen war übrigens der Ausspruch, den ein jüdischer Zuschauer einem andern gegenüber that, und den anzuhören wir Gelegenheit hatten: „Waih geschrieen, ist des en Esel, der Benjamin! Wer wird glaich treiben Wucher so öffentlich for de Lait? Hätt' er nicht können schachern oder Ferde ferkaufen oder ßu sehen ßu, wo man hat en andern Verdienst? Aber so sind de Lait — immer sind se hui und se versteh'n se doch nische von de Pfiffe". — Die Verhandlung, welche um 8 Uhr Morgens begonnen, dauerte, nur durch eine Mittagspause unterbrochen, bis gegen ½8 Uhr Abends.

Nürnberg. „Reichst du dem Teufel einen Finger, so nimmt er gleich die ganze Hand". Das sollten auch die Oeconomenseheleute Hahn in Neuebersbach erfahren, als sie dem Handelsjuden Wolf Rindsberg eine gute Milchkuh gegen eine andere vertauschten, welche nach Versicherung des Juden trächtig war und täglich 10—12 Maß Milch liefern sollte. Leider mußten die Getäuschten nur zu bald erfahren, daß sie in unsaubere Hände gerathen waren. — Obwohl die Versicherungen des Hebräers als falsch sich erwiesen

hatten, mußten die Geprellten noch 37 Mark darauf zahlen. Am Verfallstage kam der Jude, seine Forderung geltend zu machen, in die Wohnung der siebenzigjährigen Eheleute Hahn und erhielt sein Geld, weigerte sich aber den Empfang zu quittiren. Die alten Leute wollten ihn jedoch nicht gehen lassen, und nun — man staune! — hatte der Jude die Stirne, diese ehrenhaften Menschen der räuberischen Erpressung anzuklagen. — Obwohl Wolf (nomina sunt odiosa) seine Aussage beschworen hatte, stellte sich heraus, daß er falsche Angaben gemacht, daß er die Leute mit vollem Wissen betrogen habe; nicht zufrieden, daß sie ihn für den ihnen zugefügten Schaden bezahlten, er will die Ausgesogenen noch ins Zuchthaus bringen. Sein Lügengewebe wird aber durch die Zeugenaussagen total zerstört, und die Geschworenen konnten sich nicht überzeugen, daß die Geprellten über ihr Recht hinausgegangen waren. Es erfolgte daher Freisprechung derselben. Das durch die Verhandlung furchtbar aufgeregte Publikum empfing den sauberen Patron mit Gejohle und konnte nur mit Mühe abgehalten werden, den Biedermann aus Samaria zu lynchen.

Lackendorf, 3. Juni. (Eine Wuchergeschichte) Ende der sechziger Jahre kaufte ein Mann, Namens Josef Mosbacher, von dem Pferdehändler Rothschild von Nordstetten 2 Pferde und blieb demselben 376 fl. schuldig. Hierzu kamen Zinsen bis zum Jahre 1871 aus obiger Summe. Im Jahre 1871 trat Rothschild diese Forderung an Emanuel Levi in Nordstetten ab. Diesem bezahlte Mosbacher im Jahre 1871 etwas über 400 fl. und blieb demselben schließlich noch 40 fl. schuldig. Im selben Jahre hatte Mosbacher von Levi noch verschiedene Waaren im Gesammtwerth von etwa 76 fl. erhalten, so daß nun, die 40 fl. Rest hinzugerechnet, die Gesammtschuld im Jahre 1871 nicht mehr als ungefähr 116 fl. betrug. Obwohl nun Mosbacher dem Levi später einmal 50 fl. und nachher noch 200 Mark bezahlte, stellt dieser jetzt unter Zurechnung von Provisionen, Zinsen und Prolongationen eine Forderung von 3000 Mark Vorstehende Angaben machte Mosbacher vor Gericht aus Veranlassung einer gegen ihn eingeleiteten Untersuchung wegen Wechselstempelsteuerfälschung.

Stuttgart, 23. Juni. Eine Verhandlung vor der Strafkammer des Landgerichts bietet außerordentlich viel Lehrreiches für die Landbevölkerung. Wegen gemeinschaftlichen Betrugs angeklagt waren drei hausirende Handelsleute, Kaminski aus Posen, Wolf und Rivert aus Mannheim. Der Erstgenannte spielte den Principal, der zweite den Kommissionär und Gehilfen, der dritte als jüngster den Diener. Mit Wagen und Pferden bereisten sie im April d. J. die Umgegend Stuttgarts, Plattenhardt, Bonlanden, Walden-

buch ꝛc. mit Leinwand und Wollenstoffen für Herrenkleider. Unter dem Vorgeben, die Waaren aus einer großen Gant zu haben, bei der an die 60,000 Mark verloren wurden, so daß sie jetzt fabelhaft billig, trotzdem aber echt englische Stoffe seien, setzten sie verschiedene Sortimente komplet und einzeln ab. Eines derselben wurde beispielsweise als im Werthe von 800 Mark angegeben für 240 Mark angeboten und für 180 Mark abgelassen, so daß die Käuferin gewiß glauben durfte, ein ausgezeichnetes Geschäft gemacht zu haben. Als aber hintendrein die Schneider die Waaren besichtigten, stellte es sich heraus, daß es die geringsten Stoffe waren, die denkbar sind. In Wirklichkeit wurden sie von der Firma Oppenheimer in Heidelberg per Sortiment zu 100 Mark en gros eingekauft, und wäre der Verkaufspreis im Laden, wenn diese schlechte Waare überhaupt geführt würde, höchstens 126 Mark. In ähnlichem Verhältniß wurden einzelne Stücke verkauft. Das Gericht nahm mit der Staatsanwaltschaft in mehreren Fällen vollendeten Betrug an und verurtheilte die Drei, welche übrigens sämmtlich schon bestraft sind, je nach ihrer größeren oder geringeren Betheiligung bei den Verkaufsgeschäften: Wolf zu 6, Kaminski zu 5, Rivert zu 4 Monaten Gefängniß.

(Schw. M.)

Vermischtes.

Das Casseler Tageblatt bringt in seiner Nr. 180 das folgende Inserat:

Durch den Herrn Oberbürgermeister der Residenz ist uns der Betrag von **1000 Mark** als Geschenk des Herrn Fabrikanten **S. Aschrott** für die Armen zugestellt worden, welchen wir, dem Wunsche des Herrn Gebers entsprechend, **sofort zur Vertheilung gebracht haben.** Unter verbindlichster Danksagung für diese großartige Gabe bringen wir dies hierdurch zur öffentlichen Kenntniß.

Cassel, am 2. Juli 1880. Die Armen-Verwaltung.
Klöffler.

Unser Correspondent bemerkt dazu:

Der „große Wohlthäter" ist Jude und leistete diese großartige Gabe anläßlich der Verheirathung seiner Tochter. Derselbe Herr Aschrott hat sein bedeutendes Vermögen durch Armeelieferungen im Kriege von 1870/71 zusammengebracht, soll sich dabei so „verdienstlich" um das Vaterland gemacht haben, daß er schleunigst aus Frankreich zurückkehrte und, seiner angegriffenen Gesundheit wegen, sich Hausarrest leistete, wobei, von Amts wegen, ihm ein Ehrenposten vor die Thür gestellt wurde.

Folgende wahre Geſchichte, welche von jüdiſcher Seite ſelbſt (unbewußt) das paraſitiſche Treiben der Juden anerkennt, wird uns von durchaus glaubwürdiger Seite mitgetheilt:

Ein Landwirth, der über ſeinen „Hofjuden" ärgerlich iſt, weil er ihn belogen, betrogen oder dergleichen, ſagt ihm: „Am beſten wäre es, man ſchickte euch verfl . . . . Juden alle wieder nach Paläſtina!" Darauf der Jude: „Worüm ſollen wir niſcht gehen nach Paläſtina? Iſt uns ganz gleich, ob wir leben hier oder ob wir leben da, wenn nur kimmt mit de Herrſchaft, denn von „unſere Lait" können wir niſcht leben."

Natürlich! Die „Chammer" von „Gojims" ſind durchaus nothwendig.

Die „Deutſche Landeszeitung" brachte kürzlich eine Notiz über den Schriftſteller Julius Rodenberg (Herausgeber der „Deutſchen Rundſchau") von einem chriſtlichen Kollegen, der angab, daß er ſtets, ſobald er den Rodenberg ſähe, nur mit Mühe die ihm auf der Zunge ſchwebende Frage unterdrücken könne: „Niſcht zu dichten?" Herr Rodenberg iſt nämlich Jude und heißt eigentlich: Moſes Levy. Früher nannte er ſich ſtolzer: Julius von Rodenberg. Es iſt dies der Name einer hannöverſchen Adelsfamilie. Gott was ä feiner Klang, was ä ſchainer Name, und billig der Adel, dachte Levy und annektirte. Durch gerichtliche Klage wurde er gezwungen, dieſe freche Uſurpation des „von" aufzugeben; dieſe gerichtliche Klage wurde aber noch durch „ſehr ſchlagende Beweiſe" unterſtützt, die ein wirklicher Herr von Rodenberg ihm auf der eigenen Stube gab. Herr Levy nahm anfänglich einen ſehr hohen Flug vor dieſem Edelmann; der ſpannte jedoch zu dem jüdiſchen Pegaſus noch Schuſter's Pegaſus, zwar an das Hintertheil, aber der Erfolg war dennoch wunderbar. Wie ein hundertpfündiger Knoblauchsſack ſauſte Levy die Treppe hinunter; unten angekommen, war er mit einem Male irgend wo nicht mehr ſchwarz, ſondern blou und hieß nur noch Julius Rodenberg ohne von.

Die „Wahrheit" (Tendenz antiſemitiſch) bringt in ihrer letzten Nummer (28) folgende Briefkaſtennotiz:

— — — Man erzählte uns den Beginn des 1. mazzedoniſchen Krieges alſo: In dem Reſtaurant von Jäger in der Köpnickerſtraße (Berlin), wo an ſchönen Sommerabenden die Juden ſtets ſchaarenweiſe einfallen, ſämmtliche Tiſche und Stühle okkupiren, ohne beſonders zu verzehren, entſtand zwiſchen dem Kellner und einem jungen Mazzedonier Streit über die Zeche. — Der Kellner ließ ein Wort wie „jüdiſch" fallen. Der ob ſolcher unerhörten Frevelthat in Neu-Jeruſalem kochende „naie Judas Makkabäus" ſpringt auf das Podium, hebt den mächtigen Zinken und bebbert in den Garten mit grauß-

Digitized by Google

lichem Muthe hinunter („unsere Lait" waren ja weit in der Mehrzahl): „Nischt seid ihr Gojim ohne uns, könnt nischt leben, könnt nischt machen, habt nischt zu beißen und zu brocken ohne unsere Lait."

Da aber brach der Germanenzorn in Michel los. Der 1. mazzedonische Krieg nahm seinen Anfang, die Schlacht war heftig, Mammeleben und Tatteleben und die kleinen Bochers, nichts wurde geschont, trotz Eiwaihgeschrei und Gemauschel, es gab feste —; nach wenigen Minuten begann Israel seinen Auszug und Michel saß triumphirend unter sich auf dem reinen Kampfplatz und schwang die Humpen auf Deutschlands Wohl. So rein, so frisch, so wohlthuend hatte ihm lange kein Trunk geschmeckt.

In einer Unmasse von Blättern bietet ein gewisser C. Pingel in Göttingen einen „**Benedictiner**", d. h. einen Schnaps, den er „Benedictiner" getauft hat, der aber mit allen Benedictinern der Welt nicht das Mindeste zu thun hat, zu horrenden Preisen aus. In Wirklichkeit ist das Gebräu nur etliche Pfennige werth, denn dieser Benedictiner ist nichts weiter als eine Juden-Sauce, die sich Jeder selbst machen kann, die zwar nach den Versicherungen des Herrn Pingel aus Göttingen für alle möglichen Krankheiten helfen soll, in Wirklichkeit aber blos dem Herrn Pingel, der in ächt jüdischer Weise die vertrauensdusselige Thorheit der Süddeutschen auszubeuten versteht, zu heidenmäßig viel Geld hilft. Da er Norddeutschland mit seinem „Benedictiner"-Fusel bereits abgehaust hat und ihm damit Niemand mehr auf den Leim geht — in Hannover ist ihm sein Gebräu zu verkaufen sogar amtlich verboten worden — so hat er jetzt Süddeutschland zum Schauplatz seiner „Thätigkeit", d. h. zum Verkaufe dieser seiner Juden-Schmiere gewählt, wobei ein heilloser Unfug mit Zeugnissen und Adressen, namentlich von Geistlichen getrieben wird, die angeblich durch seine Juden-Schmiere kurirt worden sein sollen, mit der aber in Wirklichkeit keine Katze, geschweige ein Mensch kurirt werden kann. Gleichwerthig mit seinem angeblichen „Benedictiner-Doppelkräuter-Magenbitter", der so ziemlich für Alles helfen soll, aber für nichts hilft, ist des Herrn Pingel aus Göttingen „Sanct Bernhard", der von Sanct Bernhard weiter nichts hat als dessen Bild. So wird selbst mit dem Namen und Bild eines Heiligen der schmählichste Mißbrauch für den Judensack getrieben und das vertrauensdusselige Volk damit doppelt getäuscht, daß es zum Erbarmen ist. (Bayer. Vaterl.)

Eine Wiener Correspondenz der „D. Reichsztg." schildert den immer noch zunehmenden Einfluß der Juden auf die politischen und socialen Zustände der Monarchie. Dieselben schüren vor Allem den unseligen Nationalitäten-Hader, weil sie dabei profitiren; im Reichstage sind sie so zahlreich,

daß ſie jede Partei in ihrer Action lähmen, und die ſ. g. Verfaſſungspartei, die Linke, mit ihren „liberalen" Doctoren und Profeſſoren lebt ſo zu ſagen nur von der Unterſtützung der Juden. Während die Rechte und die Linke oft genug hart aneinander gerathen, ſind ſie einig in der Schonung der Juden. Die ganze Seſſion des öſterreichiſchen Reichsrathes war mit Debatten über die nationalen Forderungen ausgefüllt. Niemand aber dachte daran, daß das Volk geſchützt werden müſſe gegen die Ausſaugung durch einen Wucher, der nahezu als unerhört in der Geſchichte der Nationen bezeichnet werden muß. Aber die Juden, von deren Stamm neun Zehntel den Wucherern angehören, ſind bereits ſo übermächtig, daß ein Widerſtand gegen ſie faſt unmöglich erſcheint. Sie beherrſchen die Preſſe, führen in den Landtagen das große Wort, und die Börſenbarone ſind ohnehin ausſchließlich Juden. Es iſt auch nicht mehr ſelten, daß höhere Officiere Jüdinnen heirathen, und die Officiere, die — mit Ausnahme der Stabsofficiere — für ihre Fortbildung gar nichts thun, ſondern in ihrer Mehrzahl in Wien wie in den Provinzſtädten den lieben langen Tag in den Kaffees oder auf Vergnügungsplätzen herumlungern, ſind wie die Cavaliere faſt immer in Geſellſchaft von Jüdinnen zu ſehen. Wie in der Preſſe und an der Börſe, ſo dominirt der Jude auch in der Schule und im Theater. In Wien war in den letzten Jahren der Zudrang von jüdiſchen Lehrern und Lehrerinnen zu den Volksſchulen ſo groß, daß ſogar der Magiſtrat ſich genöthigt ſah, demſelben zu ſteuern. Ueberall aber, wo der jüdiſche Einfluß ſich geltend macht, ſchwindet in der chriſtlichen Bevölkerung nicht blos der Wohlſtand, ſondern auch Glaube und Sittlichkeit. Man muß mit angeſehen haben, mit welcher Frechheit Juden an chriſtliche Mädchen ſich herandrängen und kein Opfer ſcheuen, um ſie zu Falle zu bringen. Bei ſolchem Ueberwuchern des Judenthums, dem die Loge ſchweſterlich zur Seite ſteht, iſt es nicht zu verwundern, wenn die Frivolität ſelbſt die äußerſten Grenzen des Anſtandes überſpringt. So heißt, um nur ein Beiſpiel anzuführen, im Circus Renz in Wien ein Paradepferd Eliſabeth. Selbſt der „Kikeriki", der ſonſt an jüdiſcher Frechheit nichts zu wünſchen übrig läßt, hielt ſich darüber auf, daß ein Gaul den Namen einer Heiligen und, hätte er hinzuſetzen dürfen, der Kaiſerin führt, die doch eine große Gönnerin des Circus iſt.

Das alte Lied. — Würzburg, 1. Juli. In der „Bavaria" leſen wir: Die Spenden zur Wittelsbacher Landesſtiftung ſind nun geſammelt, und werden wir bald leſen, welches Reſultat erzielt wurde. Einſender dieſes war auch unter den Sammlern, und will er hier ein Vorkommniß, das er dabei erlebte, der Oeffentlichkeit mittheilen. Ich kam zu einer Perſon, die als freigebig, wohlthätig bekannt iſt; beim Eintritt in's Zimmer ſagte der fragliche Mann: „Aus Liebe zu unſerem Fürſtenhaus gebe ich Etwas; ich glaube aber

Digitized by Google

im Voraus, daß mit dieſer Sammlung der Nothſtand der Handwerker nicht gehoben wird! So lange", ſetzte er hinzu, „die Juden in Würzburg und in anderen Städten die Herren fortſpielen, kann's nicht beſſer werden! Die Juden haben die Möbel-Magazine, die Kleider- und Schuhladen, ſie allein üben die Gewerbe aus, obſchon Keiner von ihnen ein Gewerbe gelernt hat; ihr Geld macht unſere Handwerker fertig, auch Jene noch, die ſich bisher gehalten haben, ſind in ihrer Exiſtenz gefährdet." Er fuhr fort: „So lange die Staatsregierungen nicht dadurch ſchützen, daß Keiner, der nicht ein Geſchäft erlernt und darin geprüft iſt, ein Geſchäft ausüben darf, inſolange iſt auch alle weitere Hülfe vergeblich!" Ich nahm meine Spende, ging weiter und dachte: Er hat recht! — Möchten es Jene merken, die helfen können; auch die Herren Land- und Reichstags-Abgeordneten!

Der „Wiener Preſſe" wird aus London vom 19. d. M. Folgendes gemeldet: „Das hieſige Bankhaus Rothſchild hat in offizieller Weiſe dem Finanzminiſterium in Petersburg erklären laſſen, daß es die Anlehens-Unterhandlungen mit Rußland abbrechen müßte, wenn die gegen die Juden in Angriff genommenen Maßregeln nicht ihr Ende nehmen ſollten." Hierzu bemerkt die „Kreuzzeitung": „Dieſe Nachricht würde, wenn ſie richtig iſt, ein neues Schlaglicht auf die Macht jüdiſcher Geldbarone und die Art und Weiſe, wie ſie dieſelbe zur Geltung zu bringen ſuchen, werfen. Es wäre von allgemeinem Intereſſe, wenn von unterrichteter Seite der Sachverhalt in authentiſcher Weiſe bald näher bekannt gemacht würde".

—•—

Redaktion und Verlag: Otto Henze, Berlin NO., 15. Friedenſtraße.
Druck von Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

In **Otto Henke's Verlag** in **Berlin NO.**, Friedenstr. 15 sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Ein Appell an das Deutsche Volk. Rede des Reichskanzlers Fürst von Bismarck bei Gelegenheit der Eröffnung der Zoll- und Steuerdebatten im Deutschen Reichstage am 2. Mai 1879. Preis eleg. brosch. 25 Pf.

Ein zweiter Appell an das Deutsche Volk, insbesondere an die Deutschen Landwirthe. Rede des Deutschen Reichskanzlers Fürst von Bismarck bei Gelegenheit der Berathung der Getreidezölle im Deutschen Reichstage am 21. Mai 1879. Preis eleg. broschirt 40 Pf.

Für die wirthschaftliche Entwickelung des Reiches sind diese Reden von höchster Bedeutung; jeder Deutsche, er möge den Zoll- und Steuerreformen des Reichskanzlers zustimmen oder ihnen widerstreben, hat die Pflicht, dieselben ihrem vollen Wortlaut nach kennen zu lernen.

Naudh, H., Israel im Heere. (Separat-Abdruck aus: Die Deutsche Wacht [Organ der antijüdischen Vereinigung.]) Preis eleg. brosch. 50 Pf.

Neu-Palästina oder **Das verjudete Deutschland.** Ein milder Beitrag zur Kenntniß der Judenherrschaft im sogenannten „Deutschen" Reiche. Von einem Konservativen. 2. Auflage. 3¼ Bog. gr. 8°. Preis eleg. brosch. 90 Pf.

Statut der Anti-Semiten-Liga zu Berlin. Preis 50 Pf.

Der Ertrag fließt in die Kasse der Liga für Agitationszwecke.

Waldegg, Egon, Judenhetze oder Nothwehr. Ein Mahnwort. 2. Aufl. 2 Bog. gr. 8°. Preis 60 Pf.

v. Wedell, R. A. C., Vorurtheil oder Berechtigter Haß. Eine vorurtheilslose Besprechung der Judenfrage. 3 Bog. gr. 8°. Preis eleg. brosch. 1 Mark.

Naudh, H., Minister Maybach und der „Giftbaum". 2⅛ Bog. 8°. Preis eleg. brosch. 50 Pf.

Marr, Wilh., Der Weg zum Siege des Germanenthums über das Judenthum. Ein Mahnwort an die Deutschen nichtjüdischen Stammes aller Confessionen. Mit Schlußwort: „An die Juden in Preußen." 4. Aufl. von: Wählet keinen Juden. 3 Bog. Preis eleg. brosch. 90 Pf.

In Otto Hentze's Verlag in Berlin, NO., erschienen soeben:

Arthur Schopenhauer

als

Philosoph und Schriftsteller.

Eine Skizze

von

Carl Peters,

phil. Dr.

Motto: In die Traum- und Zauberſphäre
Sind wir, ſcheint es, eingegangen.

36 Seiten 8°. Preis eleg. broch. 80 Pfg.

Der geiſtvolle Verfaſſer giebt kurz und treffend, mit ſcharfſinniger Kritik und in klarer, eleganter Sprache vom unbefangenen, rein wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus eine Zuſammenſtellung der Kernpunkte der Philoſophie Schopenhauers.

Allen Freunden des großen Philoſophen ſowie denen, welche ſich in leichter und angenehmer Weiſe über ihn Belehrung zu verſchaffen wünſchen, kann die obige Schrift, als das geeigneteſte Mittel dazu, beſtens empfohlen werden.

Oesterreich, ein Juwel
in jüdiſcher Faſſung!

Judenherrſchaft und Judenwirthſchaft in Oeſterreich-Ungarn

beleuchtet von

Austriacus.

3. Auflage.

3 Bogen. 8°. Preis eleg. broch. 75 Pfg.

Statuten-Entwurf

des

Central-Vereins des Nicht-Juden-Bundes von Ungarn

entworfen vom ungar. Reichstags-Abgeordneten

Victor Iſtoczy.

Preis 50 Pfg.

Allen Freunden und Mitkämpfern an der Emancipation vom Judenthum in Oeſterreich-Ungarn empfehlen wir dringend die weiteſte Verbreitung der beiden vorſtehend angekündigten Broſchüren.

Für Parthiebezug haben wir weſentlich ermäßigte Preiſe. Man wolle ſich dieſerhalb geneigteſt mit der Verlagshandlung in Verbindung ſetzen.

Max Boding, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Band I. Heft 11.

Die

Deutsche Wacht.

Monatsschrift für nationale Entwickelung.

Inhalts-Uebersicht:

Sociale Extreme.

Der jüdische Messias, Lord Beaconsfield, und seine Politik. (Schluß.)

Kleinere Aufsätze. Jüdischer Patriotismus. — Dr. Martin Luther und die Judenfrage. — Judendeutsch in Galizien. — Die Statistik der jüdischen Volksschule in Preußen. – Von Hopfen-, Wein- und anderen Juden.

Beiblatt: Judenspiegel. Nr. 4.

Berlin NO., 1880.

Otto Heinze's Verlag.

16 Friedenstraße.

Digitized by Google

Die Deutsche Wacht.

August 1880.

Sociale Extreme.

Wie forsch das klingt: Die Industrie marschirt mit dem Jahrhundert, während die Landwirthschaft, „als der schwächere Theil," von dem Jahrhundert überflügelt und bei Seite geschoben wird! Wann werden diese und ähnliche Phrasen „von Bamberger und Genossen" wohl das finden, was sie verdienen?

Während der ersten Entwickelungsstadien der mechanischen Industrie war die Rentabilität zweifellos, da viele Gebiete durch die Mechanik erst erschlossen und vermöge ihrer zwanzigfach überlegenen Production „gegen die lebende Menschenkraft" ein dankbares Feld eröffnete. Sie trug erst dazu bei, den Geschmack, äußere Anforderungen zu steigern, sich die Produktion der Form nach wie durch billigere Herstellung zu sichern; so manche Mängel der Handarbeit thaten das übrige.

Das Anlagekapital für Maschinen, Dampfkessel, Fabrikgebäude fand seine vortheilhafte Amortisation und regte zur Nacheiferung an. Die ersten Unternehmer eines bestimmten Umkreises, welche geraume Zeit ein glänzendes Geschäft machten, können es nun nicht erzwingen, daß Konkurrenz ausgeschlossen bleibt, und es erstehen theils mit Kenntniß, meist aber ganz in der Stille und in kurzer Zeit ebenbürtige, wenn nicht überlegene Rivalen, jeder mit dem schlauen Vorsatz: durch Vermeidung der Mängel in der Anlage, besseren Hülfsmaschinen ꝛc. die bestehenden Großbetriebe zu überbieten.

Hätten die nachfolgenden Unternehmer Kenntniß von anderen, gleichen Vorhaben und von deren bezweckter Einrichtung gehabt, sicher würden sie nicht so leichten Muthes die gewagte Ebene großer Grün-

dungen betreten haben. Da nun aber einmal vorhanden, das Kapital sich verzinsen soll, wird der Betrieb eröffnet.

Haben die ersten den Vorsprung der gut fundirten Basis, spricht für die letzteren eine rationell vortheilhaftere Anlage.

Alle diese Großbetriebe bezwecken ihre Existenz doch nur durch Massenproduktion, mag auch noch ein anderes Motiv auf Erweiterung der Industrie hinzielen.

Durch die anfängliche Nachfrage begünstigt, oder durch die Aussicht auf neue Absatzgebiete, die, wenn zur Zeit nicht vorhanden, noch gesucht werden, wird die Fabrikation „auf Vorrath" energisch betrieben. Derselbe Eifer zeigt sich nun aber in der gesammten Konkurrenz, und es stapeln sich auf jedem dieser einzelnen Lager Vorräthe auf, die den Bedarf auf Jahre, wenn nicht Jahrzehnte, versorgen könnten. Jeder einzelne der Fabrikanten hat nun zwar eine Uebersicht über *seine*, nicht aber über die Vorräthe aller anderen; „nach einem Centralpunkt, wie Börse, ist der Reiz gering" und wenngleich sich die Nachfrage bald erheblich verringert, hofft doch jeder auf baldige Belebung der Konjunktur oder sonstige Glücksumstände. — Der Voll- oder lavirende Betrieb wird so lange aufrecht erhalten, bis das verfügbare Kapital sich meist in „Waaren" verwandelt hat!

Vollzog sich der Prozeß der Rückverwandlung „in Kapital" bei den ersten Fabriken, oder auch noch anfänglich in der gesammten Konkurrenz, in einem gesunden Verhältniß, wird es, je nach dem Fortschreiten der Ueberproduktion, immer schwieriger, und, da der weitere Betrieb an einen entsprechenden Theil flüssiger Baarmittel gebunden ist, werden die Waaren zunächst mit geringem Nutzen — dann zu den Selbstkosten — schließlich mit Verlust — oder um jeden Preis losgeschlagen.

In diesem Stadium, ganz unmöglich, den Absatz derart zu vermitteln, ohne den Betrieb zu sistiren, werden die Wanderlager, Waaren-Auktionen, Hausirer mit ins Bereich des Vertriebes gezogen, und in welchem Mißverhältniß dann der Verkaufspreis zum reellen Werthe der Artikel steht, ist geradezu scandalös zu nennen!

Messer, Album, Geldbörsen, Brieftaschen, Garnituren Ohrringe und Brochen, Wirthschaftsgegenstände, Kleiderstoffe und sonstige Kinkerlitzchen, im reellen Werthe von 1 bis 3- und mehr Mark werden mit bombastischem Wortgeflunker zu 10 bis 50-, kaum 75 Pfennig losgeschlagen, und in der Regel giebts noch eine vielversprechende Zugabe.

Diese Verschleuderungen sind nun ebenso verschieden an der Tagesordnung, wie die Waarengattungen selbst. Das Publikum, durch die

Spottpreiſe angelockt, ſelbſt wenn der Bedarf zum Kauf nicht drängt, nimmt die „äußerſt günſtige Gelegenheit“ wahr und kauft auf Vorrath, ſo lange, bis die verfügbaren Gelder ein Veto einlegen.

Wenn dieſe Vorgänge nur mit Ausnahme ſtattfänden — doch mit nichten, in allen Stadttheilen und Außerhalb in allen Städten und kleinſten Orten wiederholt ſich dieſer Schwindel.

Nun gehe man die Straßen entlang: An vielen der zur Schau ausgeſtellten Waaren der Ladengeſchäfte ſind Preisnotizen, die auf die Kaufluſt ſehr verlockend wirken; doch dieſe ziehen nicht mehr, ſtereotyp heißt es: das kriege ich vielleicht noch billiger! Die Waaren-Ausverkäufe „wie ein Ball zwiſchen Kegel geworfen“, haben die ärmeren Käufer als ſtetige Kunden, und die reellen Geſchäftsinhaber unter dem Drucke hoher Miethen und Steuern zahlen dieſe — von ihren Erſparniſſen — ſofern ſie ſich in dieſer glücklichen Lage befinden.

Daß die Fabrik verſucht, ihre Waarenvorräthe wieder in Kapital zu verwandeln und zwar zu jedem Preiſe, iſt ja ſelbſtredend ein Gebot der Noth, hätte nur die freie Willkür: zu treiben und zu erreichen was Jedem beliebt, nicht die ganz nothwendige Folge, daß wieder davon ſonſt ganz unabhängige Betriebe in ihren Erwerbsbedingungen unverhältnißmäßig geſchädigt werden. Was will es ſagen, wenn das kaufende Publikum die Vortheile des billigen Einkaufs genießt und dieſe Vorgänge meiſt von der ſcherzhaften Seite auffaßt, der bittere Ernſt liegt doch darin, daß große Kapitalien, welche im Rohprodukt und im Arbeitslohn der fertigen Waaren ruhen, nun im Kleinen wieder ſtückweis verſchleudert, verwirthſchaftet werden, daß Kapitaliſten, welche ihr Geld zur Begründung der Fabrik gegeben — betrogen, das Kleingewerbe, welches ſich früher mit derſelben Fabrikation redlich ernährte, darauf an Staat und Kommune zur Zeit noch Steuern zahlt — nicht entfernt daran denken kann, zu ſolchen Schleuderpreiſen mit in Konkurrenz zu treten. — Liegt nun darin ein wirthſchaftlich berechtigtes Prinzip, wenn die gerühmte Freiheit zuerſt den Ruin der Großinduſtrie unter ſich — und dann das Kleingewerbe unvermeidlich mit in den Sturz hineinzieht? Werden die winzig kleinen, vereinzelt zerſtreuten, kaum bemerkten Vortheile ſeitens der Käufer aufgewogen gegen die Vernichtung ſo großer Kapitalien und Anlagewerthe, gegen den Ruin ſo vieler Exiſtenzen?

Allerdings, die eigentliche Folge lag ja nicht in der Abſicht der Begründer: dieſe ging, neben dem Streben nach Exiſtenz, dahin, den Abſatz nach anderen Gebieten durch möglichſt vortheilhafte, bezaubernd

ſchöne Herſtellung zu fördern, und ſie wurden wider Willen Opfer derſelben!

Warum ſind auch die Kapitaliſten ſo vertrauensſelig, ihre Erſparniſſe zu Unternehmungen herzugeben, deren Prosperität weſentlich von der Perſon des Begründers oder ſonſtiger Leitung abhängt, deren Befähigung, genauer erwogen, Zweifel keineswegs ausſchließt? — Nun, der ſchlechtere Charakterzug iſt es doch nicht, von Anderen das Beſte nur zu denken, ſei's auch vom Geſichtspunkte Bambergers: Es iſt das Geheimniß unſerer Zeit, keine Zinſen zu verlieren!

Nicht minder ſpricht es doch für die frühere Zeit, wenn nach alter Ueberlieferung ſich an den Kaufmann oder Induſtriellen der reell ſolide Begriff immer noch aufrecht zu erhalten ſuchte. Daß derſelbe ins Schwanken gerathen, „ſagt man", iſt Kulturfortſchritt, im Grunde genommen jedoch nur eine Folge des Alles unterwühlenden Judenthums mit ſeiner feilen Kupplerin „Preſſe" und wird Seitens der ehrlichen „alten Garde", welche ſich Juden und Verjudung vom Leibe zu halten weiß, großer Anſtrengung und Beiſpiele bedürfen, um den verſcherzten Nymbus des Handels und der Induſtrie wieder zu kräftigen.

Wäre anzunehmen, daß „wie früher" jeder Begründer eines induſtriellen Unternehmens daſſelbe vorzugsweiſe auf eigne Mittel, eignes Riſiko baſirte, hätte ſich derſelbe die Mittel durch eignen Fleiß und Einſchränkung beſchaffen müſſen, ſicher wäre die Werthſchätzung des eignen wie eventuell erborgten Beſitzes mehr gewürdigt worden und ſchon dadurch in geſunden Grenzen geblieben. Wie lax dieſes Verſtändniß, wie zweifelhaft der Rechtsſinn durch die Aktiengründerei geworden, beweiſen die vielen verkrachten Geſellſchaften, deren Gründung einer Anweiſung auf die weite Taſche der Gründer gleichkam. Tauſende derſelben ſind durch dieſes Motiv ihrem Geſchick bereits verfallen, und wenn der größere Reſt jetzt noch vegetirt, mögen auch wohl ehrliche Beſtrebungen ſowie günſtige Umſtände dabei mitwirken. Daß aber noch der größte Theil davon zu Grunde geht — gehen muß — iſt faſt mehr noch eine wirthſchaftliche Nothwendigkeit.

Abgeſehen von der durch ſie bis ins Maßloſe geförderten Ueberproduktion, liegt es in der Natur der Sache, daß ſich der Zerſetzungsprozeß dem Umfange angemeſſen ſchnell vollzieht; denn die Menſchheit iſt der Zahl wie ihres Konſumes nach eine begrenzte Größe, folglich kann auch die Produktion nur auf kurze Zeit grenzenlos ſein; der Ausgleich regelt ſich nach den rückſichtsloſen Geſetzen des allgemeinen Güterlebens.

Schon in der Doppelbehörde von Direktion und Aufsichtsrath wirken nur zu oft zwei sich gegenüberstehende Regenten, obschon der Aufsichtsrath die höchste Instanz darstellen soll.

Die Direktion, immer in engster Fühlung mit den Geschäftsvorfällen, hält die Rentabilität nur möglich, wenn Dies oder Jenes noch erweitert oder angeschafft wird; der Aufsichtsrath — dem Geschäftsbetriebe, den faktischen Verhältnissen meist sehr fremd, „theils auch aus Mitgliedern zusammengesetzt, die entweder von Interessenten vorgeschoben, oder auf exbeliebigen Vorschlag den vertrauensseligen Aktionären gegenüberstanden, oder vermöge besonderer Redegabe die Massen bezauberten, die Majorität erhielten, sich aus den Kreisen der Rentner, oder als persona grata ergänzen, also seltener praktische Betriebskenntniß besitzen," steht der Direktion als Aufsichtspartei gegenüber, und vertritt das nicht immer stichhaltige ökonomische Prinzip, oder es wiederholt sich, daß die Minorität der Sachkundigen in der Beschlußfassung über das Wohl und Wehe durch die Mehrzahl der Dilletanten überstimmt wird, und meist zum Schaden der Aktien-Gesellschaft als Unternehmen. Mag die Begründung der Direktionsanträge auch oft noch so sachlich und dringend sein, die Gespenster der Interessentenvertretung, wie sonst verschleierte Ziele Einer gegen den Anderen, wirken innerlich versteckt wie ein schleichendes Gift; die einheitliche, zweckbewußte Leitung eines festen Willens fehlt.

So kommt es, daß vor allem Versteckspiel und Nebenrücksichten die Hauptpunkte verloren gehen und umgangen werden, daß die besten Bemühungen der Direktion an der vielköpfigen Hydra scheitern, und letztere jede weitere Verantwortung von sich weist. Geht die Sache wirklich schief, so wirft sich jeder der Duodez-Regenten in die Brust: Ich hab' das Beste gewollt, die Schuld komme über Euch!

Was nun die Verlustkonsequenzen bei Mißerfolgen oder solchen Gesellschaften betrifft, wo es mit der Dividende jahrelang oder aussichtslos hapert, sind diese ungleicher Natur. Direktion und Aufsichtsraths-Mitglieder werden laut Statut meist verpflichtet, eine Kaution von so oder soviel Tausend Mark in Aktien derselben Gesellschaft zu deponiren; darin soll ein Sporn liegen, aus Eigeninteresse für Hebung des Unternehmens einzutreten, anderenfalls ja in der Entwerthung der Kautions-Aktien der eigene Verlust die Folge sei.

Haben nun die glücklich Gewählten hinter den Vorhang geschaut — „das Verhängniß", erlischt eben so schnell ihr Interesse, und so wechseln die Verwaltungsmitglieder wie im Taubenschlag. Gewöhnlich haben nur die ersten wirklich die Aktien der Gesellschaft gekauft, für die Folge macht

sich das sehr leicht, indem die Abgehenden Denen, welche ihr Amt übernehmen, die Kautionsaktien unter der Bedingung übergeben, daß sie für Coursverluste, ganz, zur Hälfte, oder sonst wie aufzukommen sich verpflichten. Der Vortheil ist so auf beiden Seiten und beschränken sich jene Verluste, als Folge ihrer Amtsthätigkeit neben diesen, meist auf den freilich unerfreulichen Verzicht lange fraglicher Dividenden.

Aber die geprellten Aktionäre? Ja, sie sind bedauernswerth, doch „Wie" ändern! Im Geist der Zeit liegt es, das Geschick Anderer „wie es das Verhängniß fügt" als unabänderlich zu betrachten; Skrupel über Mitverschuldung am Ruin, oder der Appell an menschenfreundliche Rücksichten sind veraltet!

Die Betheiligung der Aktionäre beruht auf freiem Willen und damit übernehmen diese selbstredend alle Konsequenzen: „Gewinn wie Verlust", während sich die Moral wie das redliche Bestreben der Verwaltung in keine statutarische Form pressen läßt; das ist Ehrensache — die Auffassung aber auch freiwillig.

Großes baut sich aus vielen kleinen Theilen auf, deßhalb: Wäre das redliche Bemühen der obersten Verwaltungsorgane wirklich zweifellos, das übrige Beamtenheer bildet doch den wesentlichen Factor der Mitwirkung. Mag auch die größere Mehrzahl der unteren Beamten in der Verwaltung gewissenhaft sein, im Grunde genommen sind sie nie in dem Maße geneigt, die Verantwortlichkeit aller ihrer Dispositionen zu übernehmen, als wenn sie unter der Direktive eines zweckbewußten Prinzipals stehen. Dieses Gefühl an sich ist erhebend — wirkt unternehmend, und wenn getroffene Dispositionen sich leider als verfehlt erweisen, bleibt ja immer noch ein weiter Spielraum, die Schuld auf unvorhergesehene Umstände oder auf die übrigen Mitwirkenden zu vertheilen, ergo: bin ich ein Gott?

Bei Anfang der Gründerblüthe und auch noch jetzt operirt die Doktrin daran, Handel und Industrie wissenschaftlich zu betreiben; statt der früheren natürlichen Entwickelung „aus sich heraus" wurden künstliche Formen „von vornherein großartig angelegt" geschaffen, sie sollten mit Hülfe der weit höheren Intelligenz, Chemie und Technik, das Vaterland retten, ähnlich: Man schnitt einen gesunden, dicken Stamm über den Wurzeln ab in der Ueberzeugung, daß die vorgeschrittene Zeit jenen althergebrachten natürlichen Ernährungsprozeß vermittelst der Wurzeln durch Kunst und Wissenschaft überflüssig mache.

Hat sich nun diese Annahme bestätigt — sind Industrie und Handel unter dauernder Voraussicht besser, blühender geworden? — an Intelligenz, Chemie und Technik hats doch sicher nicht gefehlt!

Recht bezeichnend auch für jetzt ist nachstehende Ansicht über die wirthschaftliche Krisis vor ca. 30 Jahren:

In der vierten Sitzung des zweiten vereinigten Landtages vom 10. April 1848, bei Gelegenheit der Bewilligung außerordentlicher Geldbedürfnisse für den Staat

a. 15 Millionen Thaler zum äußeren und inneren Schutz;

b. 25 „ „ für Handel, Gewerbe und Landwirthschaft,

äußerte der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen mit Bezug auf die Form der Befugniß:

> „Ich protestire umsomehr dagegen, als aus den neuesten Akten der Finanzverwaltung ich die Befürchtung schöpfe, daß das leitende System der Finanzen die Zustände unseres Vaterlandes mehr durch die Brille des Industrialismus auffaßt, als mit dem klaren Auge des Staatsmannes, der alle Interessen des Landes mit gleicher Unparteilichkeit überblickt ꝛc.

und weiter:

> In Betreff der ferneren Garantien für 25 Millionen stimme ich für entschiedene Ablehnung derselben, weil ich nicht glaube, daß durch eine derartige Unterstützung der Industrie, die schon an Ueberproduction wegen Mangels an Consum leidet, die Ruhe auf die Dauer im Lande gesichert werden kann, und daß damit nichts weiter geschehen würde, als diese oder eine geringe Summe dem Vermögen der Steuerpflichtigen zu entziehen, um sie in den bodenlosen Brunnen der Bedürfnisse einer wankenden Industrie zu schütten.

Trat schon vor dreißig Jahren das Gespenst der Ueberproduction so erkennbar hervor, wo die Industrie mit Dampf und Maschinen noch in den Windeln lag, um wieviel mehr jetzt!

Sehr treffende Bemerkungen giebt Wilmanns in seiner Goldenen Internationale, die wir, ihrer charakteristischen Situationstreue halber, dem Sinne nach in kurzem Auszuge hervorheben:

„Die unbeschränkte Zulassung industrieller Aktien-Gesellschaften ist der getreue Ausdruck unserer ganzen Gewerbegesetzgebung. Dieselbe regelt die Verhältnisse der Arbeit lediglich nach den Gesetzen von Angebot und Nachfrage und läßt unberücksichtigt, daß die Arbeitskraft, über welche der einzelne Mensch verfügt, von seiner Persönlichkeit untrennbar ist. Die sittliche Rücksichtnahme, welche die menschliche Natur erfordert, bleibt außer Betracht. Die Arbeiter werden den Gesetzen des Marktes unterworfen, und nach denselben Grundsätzen, wie Handelsartikel, wie

Waare behandelt. Der Schwächere ist der Ausbeutung durch den Stärkeren schonungslos preisgegeben. Der Kleinbetrieb kann dem Großbetriebe gegenüber nicht bestehen; das schöne mittelalterliche Sprüchwort: „Handwerk hat einen goldenen Boden" — hat dem neuen: „Geld regiert die Welt" — weichen müssen. An die Stelle des neidlosen, friedlichen Erwerbes tritt mehr und mehr die unlautere Konkurrenz, welche, ohne Prüfung der zu wählenden Mittel, sich auf Kosten der Gewerbsgenossen zu bereichern sucht, an die Stelle wechselseitiger Förderung der Interessen socialer Unfriede und Klassenhaß.

Zu der Organisation des Kapitals, tritt die Association der Aktien-Gesellschaft. Je weiter dieselbe fortschreitet, desto mehr führt die künstliche Verschiebung der Produktionsbedingungen zur Verschiebung der Lebensbedingungen ganzer Landestheile und Volksklassen, und je mehr diese Wirkungen eintreten, desto komplizirter werden die Konjunkturen des Marktes sowie der Einfluß, welchen die Speculation, d. h. die Berechnung und Benutzung jener Konjunkturen erlangt.

Das Ueberwuchern der Spekulation aber ist der Krebsschaden unserer staatlichen Entwickelung, denn bei derselben sind diejenigen in der günstigsten Lage, welche die größesten Mittel und verzweigtesten Verbindungen, und deßhalb sowohl den sichersten Ueberblick, als auch die beste Gelegenheit zur Ausnutzung der Konjunkturen haben.

Was den kleineren Konkurrenten an Ueberblick und Einfluß fehlt — muß Wagniß ersetzen, deßhalb nimmt die Spekulation, je weiter sie fortschreitet, um so mehr den Charakter des Spieles an.

Am schärfsten tritt dieses bei der Börse hervor, wo die Spekulationskapitalien unter einander im Kampfe liegen.

Millionen wandern aus einem Portefeuille in das andere, ohne etwas anderes bewirkt zu haben, als Hoffnungen und Enttäuschungen. Ganze Vermögen werden an einem Tage erworben, ohne Talent, ohne Arbeit, und vielleicht am nächsten Tage wieder verloren. Gewerbsmäßiges Hazardspiel und Bauernfängerei sind untrennbar. Die Konjunkturen werden künstlich erzeugt und Täuschung ist das Mittel zur Ausbeutung Anderer. Treue und Glauben verlieren ihre Bedeutung; kein Mittel ist zu schlecht für den Zweck des Verdienens. Die Ausbeutung wird systematisch betrieben.

Das Urtheil Proudhon's: Die Spekulation kümmert sich nicht um Vaterlandsliebe und Ruhm, sie kennt weder Ehre noch Mitleid — ist hart, aber wahr. Dem Landesverrath sei es gleich zu achten, wenn gegenwärtig reiche Banquiers um weniger Prozente willen durch den Export

unſerer Goldmünzen die ganze Münzreform in Frage ſtellen. Daſſelbe Ausbeutungsſyſtem, welches den Kapitalmarkt beherrſcht, macht ſich auf dem Waaren- und Arbeitsmarkt geltend. Ueberall daſſelbe Jagen nach Reichthum, ohne Rückſicht auf die angewendeten Mittel, ohne Scheu vor unerlaubten Gewinn.

Dem Beiſpiele des Millionärs an der Börſe folgend, ſieht der Krämer und Händler in der Brandſchatzung der Maſſen ein unverfängliches Mittel „zu verdienen".

Die Pfandleihen und Rückkaufsgeſchäfte in den Arbeitervierteln ſtehen als Pflanzſtätten des Wuchers den großen Lombardbanken — die ſog. Pfandſcheinſchieber den Agioteuren der Börſe würdig zur Seite. Die ganze Entwickelung bringt es mit ſich, daß die unredliche Konkurrenz überwuchert. Aber, wie ehedem das Handwerk, ſo geht auch die Großinduſtrie in der Entwickelung zurück, während andererſeits das Uebergewicht der großen Geldmächte, welche an der Börſe ihren Hauptſitz, in den Banken ihren Hauptſtützpunkt und in der Speculation ihre Haupterwerbsquelle haben, progreſſiv fortſchreitet.

Das kleine Kapital greift zur Koalition und wird in Form der Aktien-Geſellſchaften gleichfalls großes Kapital.

Bis zum Jahre 1867 waren in Preußen jährlich 2—3, von 1867—70 durchſchnittlich 18 Aktien-Geſellſchaften ins Leben getreten. Hingegen wurden nach Einführung des Geſetzes vom 11. Juni 1870, betreffend die Aktien-Geſellſchaften, in der zweiten Hälfte 1870 noch 34, im Jahre 1871 ſchon 259, 1872 gar 504 derartige Aktien-Geſellſchaften gegründet.*)

Jede Gründung erzeugte neues Börſenſpiel, neue Speculation, bis endlich in Form des Krachs der Tag der Vergeltung hereinbrach und unſägliches Elend über Hunderttauſende bereitete, deren Vermögen dem gewiſſenloſen Treiben der Speculation zum Opfer gefallen ſind.

Unter den Nachwirkungen des Krachs iſt die deutſche Induſtrie auf faſt allen Gebieten zurückgegangen und das im Auslande mühſam erworbene Terrain größtentheils wieder verloren.

Schon die Handelsbilanz vom Jahre 1873**) ſchließt mit einem

*) Nach Glagau wurden in Deutſchland von 1870—73 ca. 1300 neue Aktien-Geſellſchaften gegründet, davon in Preußen allein ca. 1100. Ebenſo ſollen an der Berliner Börſe von 1872—73 faſt 2000 verſchiedene Papiere gehandelt ſein (in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts kaum 50).

**) Nach Ausweis des Kaiſerlich ſtatiſtiſchen Amts beträgt das Defizit abgerundet 1873: 1768 Millionen Mark, 1874 nur 1213 Millionen Mark. Demnach hätte ſich im Gegenſatz zu oben das Defizit ſtatt erhöht — vermindert, was auch von anderer Seite beſtätigt wird, und mit dem allgemeinen Rückgange zuſammenhängt.

Defizit von mehr als 550 Millionen Thaler — die Hälfte der französischen Kriegskontribution — ab, der Abschluß von 1874 hat gar ein Defizit von mehr als 600 Millionen Thaler ergeben. —

Die Herrschaft des Kapitalismus auf wirthschaftlichem Gebiet hat sein Streben nach der Herrschaft im Staate zur nothwendigen Folge. Daher seine Feindschaft gegen eine starke Regierung, gegen alle obrigkeitlichen und historischen Rechte. Die Macht soll nach von Treitschke's treffender Bezeichnung — einem unverantwortlichen Parlament — die Verantwortlichkeit — einer machtlosen Regierung zustehen.

Dem Vordergrunde des Bildes entspricht sein Hintergrund.

Durch die Auflösung des Familienlebens und den häufigen Wechsel der Arbeitsstätten geht der Bevölkerung in fortschreitendem Maaße die Liebe zum häuslichen Heerde, die Anhänglichkeit an die Gemeinde und damit der Gemeinsinn — die Grundlage des Patriotismus — verloren."

Soweit Wilmann's treffendes Urtheil über unsere jetzigen Wirthschaftsverhältnisse.

Dieses gesetzliche Raubsystem, „wie Glagau es nennt", findet seine merkwürdig offenherzige Erklärung durch den jüdischen Banquier Ricardo in London, „eigentlich Levy geheißen", der zu dem Schlusse kam:

> daß alle Fortschritte der Wirthschaft den Besitzenden zu gute kommen müssen, daß es nur ein Ziel gelte — die Vermehrung des Kapitals und die Vermehrung des Reichthums der Reichen, daß dem gegenüber Hingebung an den Staat, humanes Handeln nur störende und schädliche Einbildung seien, daß es sinnlos sei, Selbstsucht und Spekulation zu beschränken und dem Wohle der Arbeiter etwas zu opfern, — da das Loos dieser zweibeinigen Werkzeuge ja doch ein für allemal feststehe.

Wir sehen jetzt, wohin uns die liberalen Phrasenhelden geführt, daß ihr Geschrei gegen Reaktion und verrottete Zünfte nur ein ganz praktisches Einschüchterungsmittel war, ihre Raubluft zu verschleiern, — unsere Interessen zu vernachlässigen und ist es ein hartes Geschick für den schwerfälligen deutschen Michel, daß erst solche Erfahrungen sein Verständniß für eine naturgemäße Selbstbeschränkung aufzufrischen vermögen. Unter diesem Gesichtspunkte treten jene vielgeschmähten Innungen und Zünfte, wo jedem der Mitglieder zwar eine gewisse Beschränkung, dafür aber Sicherung seiner Existenz in Aussicht stand, in's hellste Licht.

Die finstere Reaktion mit dem Polizeistaat flunkert man uns vor,

während wir auf Seite unſerer modernen Volksbeglücker mit der Kapitalsknute gegeißelt, alſo ausgehungert werden.

Auf Grund ſtatiſtiſcher Nachweiſe und der damit im Zuſammenhange ſtehenden Schätzungen läßt ſich berechnen, daß Deutſchland unter der Freihandels-Aera Delbrück-Camphauſen und ſeiner folgenſchweren Konſequenzen, innerhalb des verfloſſenen Jahrzehnts 25 Milliarden Mark an das Ausland verloren hat, ſofern wir neben den geſchätzten Werthen noch den Poſtpacketverkehr, wie ſonſtige Verluſte in Zuzug bringen. Vertheilt man dieſe gewaltige Summe auf die deutſche Bevölkerung, oder noch beſſer, auf die deutſchen Familien à 5 Perſonen, ſo iſt jede derſelben in dem letzten Jahrzehnt um ca. 3000 Mark ärmer geworden und man bekommt den Begriff, was ſolche Zahlen bedeuten; ganz abgeſehen von den Börſen-Coursverluſten, die für die Gründerjahre mindeſtens 6 Milliarden Mark betragen ſollen.

Der gerühmte Lehrſatz unſerer Wirthſchaftsreformer: „Eine Nation iſt um ſo reicher, je mehr ſie producirt und — abſetzt", geräth inſofern ſtark in's Schwanken, als z. B. alle umgebenden Nachbarvölker ihre Kultur gleich uns über das geſunde Maß künſtlich hinaufſchrauben. Sie ſtreben nicht allein danach, ihren eigenen Konſum ſelbſt zu produciren, ſondern auch noch möglichſt viel auszuführen. In dieſer allſeitig fieberhaft größten Anſpannung der Produktion liegen gerade die bedenklichſten Symptome eines gewaltſamen Umſturzes; denn die erſte Bedingung des menſchlichen Erwerbes beruht darin, daß Zeit und Arbeit ſo nutzbar gemacht werden, daß die Herſtellungskoſten nebſt Auslagen an Unterhaltung noch einen Ueberſchuß in Form des Gewinnes abgeben, nicht in dem gegenſeitigen Vernichtungskampfe der Exiſtenzen, wo der Aermere „als Zwerg" den Kampf mit dem Reichen „als Rieſen" aufzunehmen gezwungen iſt.

Was die Großinduſtrie an nationalen Vortheilen wirklich erzielt, iſt ganz verſchwindend gegen die dadurch herbeigeführte Erwerbszerrüttung derjenigen, die darauf angewieſen ſind, ihre Exiſtenz durch Arbeit zu friſten. Was wollen jene induſtriellen Erfolge bedeuten, gegen die nothwendige Verſtärkung der ſocialdemokratiſchen Elemente auf der anderen Seite? —

Proudhon ſagt in Bezug auf Nutz- und Tauſchwerth der Produkte: „Der Werth verliert den Schein der Launenhaftigkeit, ſobald man ſich von den relativen zu den abſoluten Werthen erhebt. Es giebt deshalb einen abſoluten Werth, weil es ein beſtimmt begrenztes Maß giebt, das alle Werthe der Welt nicht überſteigen können. Dies Maß iſt

das Bedürfniß der Menschheit, welches kein unbegrenztes sein kann, weil die Menschheit eine begrenzte Größe ist.

„Der Mensch ist ein Leib von bestimmter Größe und, um den Lebensproceß desselben zu unterhalten, verbraucht er ein bestimmtes Quantum der in der Natur vorhandenen Stoffe, aus denen er besteht. Ebenso kann eine Gesellschaft oder Staat von gewisser Größe und Zeit nur ein begrenztes Gewicht oder Zahl von Brod, Früchten, Ochsen, Schafen u. s. w. aufessen und nicht etwa das doppelte Quantum; denn äße sie auch eine Zeit lang im Uebermaß, so würden Krankheiten und Todesfälle die Folge sein und den Mehrverbrauch durch entsprechenden Minderverbrauch wieder ausgleichen."

Weiter sagt Proudhon:

„Wie groß auch die Fülle der geschaffenen Werthe und das Verhältniß sein mag, in dem sie sich umsetzen: Wenn wir unsere Produkte umtauschen sollen, muß dir, wenn du der Begehrende bist, mein Produkt anstehen, wenn du der Anbietende bist, mir das deinige genehm sein. Im ersteren Falle bist du, im zweiten bin ich der Schiedsrichter über die Tauglichkeit.

Schon dadurch, daß ich als freier Käufer über mein Bedürfniß, die Tauglichkeit und den Preis, den ich für den Gegenstand zahlen will, selbst zu urtheilen habe, und daß du andererseits als freier Producent zu gebieten hast über die Mittel der Ausführung, mithin die Macht hast, deine Kosten zu verringern, bringt mit Gewalt die Willkür ein in den Werth und bewirkt, daß er hin- und herschwankt zwischen der Nutzbarkeit und der Meinung. Die Wirkungen dieses Kampfes sind bekannt. Die Handels- und Ausfuhrkriege, die Ueberschwemmungen (durch Waaren), Stockungen, Verbote, die Morde der Konkurrenz, das Monopol, Herabsetzung der Löhne, Maximumgesetze, erdrückende Vermögens-Ungleichheit, das Elend, — sie entspringen aus der Antinomie (Gegensätzen) des Werthes." —

Soweit Proudhon. Diese Gegensätze des Werthes nehmen zur Zeit in Folge der Groß- resp. Maschinen-Industrie eine ganz erschreckende Gestalt an; hier schreibt nicht persönliche Parteilichkeit, sondern ein großes volkswirthschaftliches Gesetz unbedingte Abhülfe vor, und diese haben wir logisch nach der Richtung zu erstreben, wo die Korrumption ihren Ursprung hat, deßhalb:

Will man die sociale Siedehitze zwischen den Gegensätzen: Konsum und Produktion ausgleichen, läge zunächst das Mittel in der verhältnißmäßig hohen Besteuerung der Maschinen-Industrie.

Die Thatsache, daß letztere die menschlichen Arbeitskräfte um mehr als das zwanzigfache ersetzt und verdrängt, ist trotz allem Gezeter nicht wegzuleugnen.

Wenn sich nun die Gelegenheit — seinen Unterhalt durch Arbeit zu finden — verringert, die Menschen selbst aber, wie statistisch erwiesen, sich erheblich vermehren, so liegt darin ein volkswirthschaftlicher Rechenfehler, der — ob wir auch noch so sehr für die geniale Maschinen-Industrie zu schwärmen geneigt sind — abgeholfen werden muß.

Freilich, ohne durchgreifenden Schutz der nationalen Produktion, sind solche Reformen Phantome; denn wenn wir die Maschinen-Industrie auch mit einer hohen Steuer belasten — das Ausland aber nicht — so wäre das bei dem in volkswirthschaftlichen Dunst schillerndem Freihandelssystem erst recht ein grober Fehler; daß diese Taktik aber durchführbar ist und gesunde sociale Verhältnisse schafft, sehen wir vorzugsweise an Amerika.

Wer sind diese Freihandelsapostel überhaupt? Doch immer nur die großen Geldbarone nebst ihren gut honorirten Hülfsorganen, welche ohne Rücksicht auf Kleingewerbe und Landwirthschaft, „überhaupt auf nationale Produktion", den Wohlstand vernichtenden Groß-Schacher treibt. Denn wo fremde fertige Produkte auf unseren Markt gelangen, werden die Arbeiterkreise um die Herstellungskosten geprellt, wogegen jene Großhändler ohne Arbeit und große Mühe unverhältnißmäßig hohe Provisionen in die Tasche stecken.

Ueberdem ist das freie Walten der großen Geldmächte noch insofern ungerecht, als sie bereits in ihrem großen Kapitalbesitz alle Bedingungen zur Befriedigung ihrer irdischen Existenz haben, während diejenigen, welchen dieselben fehlen, erst darum zu ringen gezwungen sind; mithin ist dieser aussaugende Egoismus der krasseste Gegensatz von „Liberal", wovon die Lippen dieser Volksbeglücker doch stetig überfließen.

K. M.

Der jüdiſche Meſſias, Lord Beaconsfield, und ſeine Politik.

(Schluß.)

(Erſte Hälfte dieſer Arbeit ſ. in Heft 10.)

Noch ein anderer Haken, an dem das Luftſchiff hängen blieb, als es aufſteigen ſollte, war die Eigenmächtigkeit der Gehilfen, die Beaconsfield ſich erwählte oder die ihm aufgedrängt wurden, um Indien und Südafrika in den Dienſt ſeiner Idee zu zwingen. Er mußte, da er nicht überall ſein konnte, ſich durch Proconſule vertreten laſſen, die ihr Ehrgeiz willig machte, um im Allgemeinen nach ſeinem Schema zu arbeiten, aber ebenſo geneigt, über die Schnur zu hauen und nach dem Erfolg origineller Projecte zu ſtreben. Zum Theil waren dies vornehme Herren, die es nicht ſo ernſt meinten mit ihrer Verantwortlichkeit gegenüber dem neugebackenen Grafen ſemitiſchen Urſprungs, zum Theil ſolche, die vornehme Herren werden wollten, wie die Gehilfen in Südafrika, die Shepſtone, Lanyon, Frere Wolſeley, denen bei der weiten Entfernung von London ein gewiſſer Spielraum ſelbſtſtändiger Entſchließung gelaſſen werden mußte. Mit dieſen Gehilfen für Indien und Südafrika hatte das Beaconsfield'ſche Cabinet entſchieden Unglück. Sir Theophilus Shepſtone meinte vielleicht ſeinen Herrn und Meiſter richtig zu verſtehen, als er den etwas aus dem Leim gegangenen Freiſtaat der Boers in Transvaal für britiſches Eigenthum erklärte und in Reparatur nahm, um ihn den britiſchen Colonien daſelbſt zu aſſimiliren und für die Cooperation mit Großbritannien zu conſolidiren. Es ſtellte ſich aber bald heraus, daß dies annectirte — um nicht zu ſagen geſtohlene — Material zu ſpröde war, um ſich ſo leicht verarbeiten zu laſſen. Die Boers mußten durch reguläre Truppen in Botmäßigkeit erhalten werden, die man anderswo ſchmerzlich entbehrte.

Sir Theophilus, der weder adliger noch ſemitiſcher Abkunft, ſondern nur der Sohn eines Miſſionärs war, wurde, als die Sache ſchief ging, als ganz Südafrika in drohende Aufregung gerieth, bei Seite geſetzt, und er mag ſich jetzt wohl fragen, ob er nicht beſſer gethan hätte, bei ſeines Vaters Schafen zu bleiben. Durch die Unzufriedenheit der unterjochten Boers und ihre Bereitſchaft, das auferlegte Joch zu zerbrechen, wurde die Macht der Zulus ſo gefährlich, daß das andre Beaconsfield'ſche

Werkzeug, Sir Bartle Frere, der Gouverneur der Capcolonie, es für geboten erachtete, den Cetewayo zum Kriege zu zwingen, um der Macht der Zulus ein Ende zu machen. Damit war wieder ein beträchtlicher Theil des britiſchen Heeres engagirt und in Afrika feſtgenagelt, der in Indien beſſer dienen konnte. Die Niederlage von Iſandela, durch Zulus britiſchen Regulären beigebracht, erweckte das Hohngelächter von Europa; und die nach der Rache von Ulandi vorgenommene Zerſtückelung des Zulureichs ſicherte die Nordgrenze der britiſchen Beſitzungen durchaus nicht, da immer noch die Swaſis und die Malabeles frei auf dem Nacken derſelben ſitzen bleiben. Der britiſche Steuerzahler aber, dem dieſe verſchwenderiſchen Unternehmungen (5¼ Millionen Pfund allein für den Zulukrieg) durch neue Steuern fühlbar wurden, mußte ſich fragen, ob er wirklich Beruf zum Jingo habe und die Nerven und das Geld, um die aeronautiſchen Experimente ſeines Premier weiterhin zu unterſtützen.

Beſſer als die ſüdafrikaniſchen Händel iſt in Europa bekannt, wie dieſelben Fehler von dem indiſchen Vizekönige gemacht wurden, wie er ſich überall in einen Krieg ſtürzte, der zur Wahrung des britiſchen Preſtige in Mittelaſien und zur Deckung der nordweſtlichen Grenze des Exarchats Indien unumgänglich ſchien, wie damit die afghaniſche Nation, die bei freund-nachbarlicher Behandlung die beſte natürliche Deckung Indien's gewährt hätte, zur wüthenden Feindin der Briten gemacht worden iſt, wie damit der ruſſiſchen Macht in Turan ein Schritt nach Indien vorgegeben, mithin das zu vermeidende Zuſammentreffen mit denſelben gezeitigt iſt. Die Verfilzung der britiſchen Politik an dieſer Stelle von welthiſtoriſcher Bedeutung wäre ein Meiſterſtück des Torycabinets, wenn es ihm darauf angekommen wäre, der liberalen Regierung eine Erbſchaft zu hinterlaſſen, an der ſie möglicherweiſe zu Grunde gehen kann; in der That aber iſt ſie ein Schwabenſtreich, weil ſie nur die ruſſiſchen Abſichten befördert und die indiſchen Finanzen auf eine Reihe von Jahren ruinirt.

Da begreife, wer kann, daß dem Lord Lytton ſtatt der Anklage von dem Parlament wegen Mißregierung, Rechtsvergewaltigung und täuſchend aufgemachten Budgets die Erhebung in den Grafenſtand bevorſteht. Die Race der Warren Haſtings ſoll nicht ausgehen, ſcheint es.

In den bisher beleuchteten Unternehmungen ſehen wir alſo das Beaconsfield-Cabinet, das für die Correctur der auswärtigen Politik ſpeziellen Beruf zu haben vorgab, an allen entſcheidenden Punkten Fiasko machen, Indien gefährdet, Südafrika dem Abfall nahe gebracht, das türkiſche Aſien dem leichten Einmarſch der Ruſſen über Batum und

Kars geöffnet, alle Mächte mißtrauiſch gemacht, die Türken, dieſe natürlichen Verbündeten, ſelbſt beleidigt, widerwillig und grollend.

Die reellen Vortheile der mit ſo viel Pomp angekündigten aeronautiſchen Vorſtellung ſehen wir Oeſterreich und Deutſchland zugefallen, ſo daß die Oppoſition in ihrer Wahlcampagne nicht mit Unrecht behaupten konnte, daß das Beaconsfield-Cabinet gehandelt habe, als wenn es mehr im Dienſte jener beiden Mächte, als in britiſchem Dienſte geſtanden hätte. Die Verſchiebung der öſterreichiſchen Macht bis in das Centrum der Balkanhalbinſel und der damit geſicherte Einfluß des deutſchen Reichs auf die Geſtaltung der Dinge dort iſt ein Gewinn, der wohl ein Schmollistrinken mit Beaconsfield auf dem Berliner Congreß werth war.

Anlangend die Fehlſchläge der Beaconsfield'ſchen Regierung in der inneren Politik, ſo muß, um ihre Bedeutung für die Wahlen zu verſtehen, daran erinnert werden, daß 1874 die liberale Regierung nicht deshalb unterlag, weil ſie etwa die inneren Reformen vernachläſſigt hätte, ſondern weil dem britiſchen Löwen oder, wenn man lieber will, Eſel zu wohl war und weil er durchaus auf's Eis gehen wollte, zu tanzen. Der ordinäre Brite wächſt mit der Vorſtellung auf, daß bei jedem erheblichen Handel, der in der Welt ausgefochten wird, für ihn ein Profit abfallen muß. Es war noch nicht lange her, daß er für die Verwüſtungen der Alabama den negativen Gewinn hatte, Erſatz zahlen zu müſſen. Da kam mit dem deutſch-franzöſiſchen Kriege eine Gelegenheit, wo er ſeiner Meinung nach ſich Schadens erholen konnte. Es genügte ihm nicht, daß er den Inhalt ſeiner Rumpelkammer für ſchweres Geld an Frankreich verkaufte; da Deutſchland Elſaß-Lothringen gewann, ſo hätte für ihn wenigſtens ein Inſelchen abfallen müſſen, um ihn zu befriedigen. Mit Zähneknirſchen mußte er ſehen, wie ſogar ein gutes Stück von dem Gewinn des koſtſpieligen Krimkrieges verloren ging, um das gefürchtete Rußland zu begünſtigen. Daß ſein liberales Cabinet correct das Seinige gethan, um den Krieg einzuſchränken, indem es den beiden kriegführenden Mächten erklärte, daß eine Verletzung Belgiens für Großbritannien ein Kriegsfall wäre und daß es gegen den Verletzer blank ziehen werde, war für John Bull zu wenig. Bei der Schlägerei vor ſeiner Thüre unthätig dabei zu ſtehen, das ſchien ihm eine Feigheit und bedeutete den Verluſt des britiſchen Einfluſſes und der britiſchen Ehre. Und mit welcher ſtupiden Gläubigkeit wurde dieſer dumme Vorwurf nicht in Deutſchland nachgeſprochen und im Echo nach England zurückgeworfen, ſeitdem die jüdiſchen Zeitungsſchreiber das Loſungswort

gegeben hatten, für den ſchneidigen und genialen Disraeli Reklame zu machen! Gladſtone mußte abtreten, obgleich bei den Wahlen eine große Mehrheit ſämmtlicher abgegebenen Voten für ihn war; aber die corrupte Eintheilung der ländlichen Wahlkreiſe, ein Kniff Disraeli's von 1868, bewirkte, daß die Majorität der Wahlen für die Oppoſition war. Den Ausſchlag gaben die gemäßigten Liberalen, die ihrer Natur nach mit keiner Partei ganz ſympathiſiren und daher von links nach rechts und wieder von rechts nach links ſchaukeln und ſchwanken.

In dem Bewußtſein, eigentlich nur zur Herſtellung des britiſchen Preſtige, zur Gewinnung eines Inſelchens ans Ruder berufen zu ſein, vernachläſſigte das Beaconsfield-Kabinet die inneren Reformen, die es mehr anſtandshalber und gewohnheitsmäßig, als mit gewiſſenhafter Abſicht der Erfüllung verſprochen hatte. Dieſe Vernachläſſigung hat ſich ſchwer gerächt, und wenn die Nation in den Wahlen der auswärtigen Politik des Lord Premier ein Mißtrauensvotum gegeben hat, ſo ſcheinen doch die im Innern begangenen Fehler das Mißtrauen zuerſt erweckt zu haben. Als er ans Ruder kam, konnte er nicht umhin zu erklären, Finanzen, Heer und Flotte in ſchönſter Bereitſchaft vorgefunden zu haben, ſowie, daß die Verhältniſſe zu den auswärtigen Mächten durchaus gute wären. Erſt nachdem zwei Jahre ſeiner Staatsverwaltung ganz fruchtlos vergangen waren und als es nöthig ſchien, Rußland den Appetit auf Conſtantinopel zu verderben, wurden plötzlich ehrenkränkende Beſchuldigungen gegen die als weichlich und mattherzig bezeichnete Politik Gladſtones erhoben; durch ihn ſollte Großbritannien zu der Geltung einer Macht vierten Ranges heruntergebracht ſein. Hinter ſolcher Perfidität deckte ſich das Zögern und Schwanken, durch welche Beaconsfield den Türkenkrieg zum großen Theil verſchuldet hat; die bulgariſchen Schlächtereien würden die Türken bei einem Miniſterium Gladſtone ſchwerlich gewagt haben. Das Beaconsfieldſche Programm enthielt nicht, daß die Vernichtung der Chriſten in der Türkei, ſondern einzig, daß Rußlands Einzug in Conſtantinopel verhütet werden ſollte. Die liberale Oppoſition forderte aber, daß im Einvernehmen mit Rußland die chriſtlichen Nationen der Türkei in freien Staaten konſtituirt werden ſollten. Das Ende und der Schluß des britiſchen Belferes gegen Rußland war ſo compromittirend für die Ehre Englands, wie ſie nur ſein konnte; für die weitgehenden Konzeſſionen, die Rußland gemacht wurden, brachte Beaconsfield die Inſel Cypern, und dieſe nicht einmal als unbedingtes Eigenthum, nach Haus, und das gleich koſtſpielige Recht, nach Ordnung in Kleinaſien zu ſehen. Da er nun den Frieden, — und welchen! eigentlich nur eine Ausſaat

neuen Krieges — und die gerettete britische Ehre nach Hause brachte, so glaubte er es um so mehr übel vermerken zu müssen, daß seinem Kabinet die Unfruchtbarkeit für die innern Angelegenheiten vorgeworfen wurde. In der That war das Erheblichste, was auf diesem Felde geschah, nur eine Ausführung dessen, was das vorige Kabinet der Vollendung nahe geführt hatte, die Konstituirung der Union der nordamerikanischen Besitzungen. In Nachahmung derselben wollte er dann auch ebenso für die britischen Länder von Südafrika gesetzgebern; und das war wieder eine Thorheit à la Beaconsfield; denn was für Länder mit fast rein englischer Sprache passend ist, wie für die canadischen und die australischen, paßt nicht für ein Territorium, welches in eine englisch und eine holländisch redende Hälfte zerfällt, zumal wenn holländisch hier so viel wie antibritisch bedeutet. Wenn dieser Plan nicht von der Tagesordnung der britischen Politik abgesetzt werden sollte, so wird er vermuthlich durch Lachen erstickt werden. So wenigstens ist die Stimmung der Kapcolonie.

In Bezug auf innere Reformen war die Tory-Regierung vor Allen ihren Wählern, den Farmers der ländlichen Wahlkreise, etwas von den goldnen Bergen, die sie ihnen versprochen hatte, zu erfüllen schuldig.

Sie hielt sich aber auch hierin nicht an ihr Wort für gebunden und gewährte den ehrerbietig Harrenden einen leeren Schein, ein bloßes Blatt Papier, die Permissive Landholdings bill, worin den Landpächtern bessere Fristen und Ersatz für ihre auf das gepachtete Land gemachten Aufwendungen verstattet wurden, *wenn* es den Verpächtern beliebte, mit jenen Kontrakte darüber abzuschließen.

Es stellte sich bald heraus, daß das Beaconsfield-Kabinet für innere Reformen unfähig war, 50 bis 60 an sich werthlose Gesetzvorschläge, eilfertige und unreife Mache, wurden vor das Parlament gebracht und durch die Obstructionisten, — die Irländer, welche durch alle mögliche Chicane die Arbeit des Parlaments hinderten, um die Engländer zu zwingen, ihnen ihr besonderes irisches Parlament wieder zu geben, — zu Wasser gemacht.

Auf die Obstructionisten wurde nun mächtig gescholten; ob dies so ernst gemeint war, kann fraglich erscheinen; augenscheinlich lag der Mehrheit, die sich eine konservative nannte, mehr an der Konservirung alten Unrechts und Unraths, als an Neuerungen, die die Lage des arbeitenden Volkes verbesserten. Ueber die Obstruktion zu schimpfen, als wäre sie etwas Nagelneues und der liberalen Opposition Eigenthümliches, war aber aus dem doppelten Grunde unrecht, weil, wie den

Tories nachgewieſen wurde, ſie ſelbſt als Oppoſition der vorigen Regierung gegenüber das böſe Beiſpiel der Geſetzſperre gegeben hatten, und weil ſie da, wo ſie einmal recht nach ihrem Geſchmack geſetzgebern wollten, den Widerſtand der Irländiſchen Homerulers und Anderer mit Leichtigkeit überwanden. Dies war beſonders der Fall, als es ihnen im vorigen Jahre gefiel, die Anwendung der Knute in der Armee und Flotte geſetzlich zu regeln, anſtatt ſie nach dem Beiſpiel aller civiliſirten Staaten gänzlich zu verbannen. Gleichzeitig mit dieſen Debatten wurden in dem damaligen Zulukriege nicht ſelten Söhne Großbritanniens, die ſich in das Heer verirrt hatten, wegen disciplinariſcher Vergehen an die Kanonen gebunden und blutig gepeitſcht. Die Berichte darüber und die im Parlament geführten Debatten regten ſehr viel böſes Blut auf, die Zeitungen ſchämten ſich, dieſe Schande Englands in die Welt zu verbreiten; aber der verbiſſene Ingrimm, den mehr die Bilder an den Schaufenſtern ausſprachen, hat ſich ebenſo gut, wie die Verſtimmung der Pächter über die heuchleriſche Landholdingsbill in den Reſultaten der Wahlen manifeſtirt.

Mit dem Schluß der vorigjährigen Seſſion des Parlaments muß jedoch dem Lord Beaconsfield eine Ahnung aufgegangen ſein, daß es mit ſeinem Spiel zu Ende gehe. Solche animirende Umſtände, die ihn bis dahin in ſeinem Schwindel beſtärkt hatten, kamen nicht mehr vor, und die liberale Preſſe, insbeſondere und vor allen die „Daily News", thaten ihre Schuldigkeit, um ihm ein Licht über ſich ſelbſt und die wahre Bedeutung ſeiner Thaten und Worte aufzuſtecken. Manche ſeiner Aeußerungen beziehen ſich ſichtbar auf die ſchonungsloſe Kritik, die er in den Blättern erfuhr, während die Minorität des Unterhauſes ihn faſt zu glimpflich behandelte. Seine Aeußerungen fangen aber auch an, des pomphaften, theatraliſchen Schwunges zu ermangeln, der ſie früher gekennzeichnet hatte. Das letzte ſeiner großen Worte, die er öffentlich ausgab, war wohl die bei dem Lord-Mayors-Banket gemachte Andeutung ſeiner fixen Idee durch das Citat von imperium et libertas. Ob er den Baco, von dem dieſe Zuſammenſtellung herrührt, richtig verſtanden habe, mag dahingeſtellt bleiben. Da er bei einer anderen Gelegenheit äußerte, die Briten liebten es, ſich durch freie Leute vertreten zu laſſen, ſo ſcheint es, als ob er die Freiheit blos den Tories, dem Geburts- und Geldadel, vindicirt habe. Im Gegenſatz gegen dieſe myſtiſchen Baconismen, denen mehr Körper zu geben, er der Quarterly Review überließ, verbreitete er ſich bei einer anderen Gelegenheit in breitſpurigſter Geſchwätzigkeit über eine Frage, die er als Landeigenthümer und Staatsmann, wenn er beides

richtig wäre, ganz anders hätte behandeln müssen. — Er setzte nämlich seinen Wählern, den Landleuten in Backshire, auseinander, wie es für das Ganze des Staates und die Einzelnen das Beste sei, wenn der Landbau drei Erträge abwürfe; erstlich den, wodurch der Ackerbauer seine eigene Arbeit bezahlt, indem er aus ihr seine Bedürfnisse befriedigt; zweitens den, daß von der Pacht, die er bezahlt, sein Verpächter existirt und seine Bedürfnisse befriedigt; drittens den, der durch die Zinsen repräsentirt wird, die der, natürlich nicht schuldenfreie Verpächter für die ihm dargeliehenen Gelder bezahlt; an wen? man rathe. So sei es in England, und so sei es am Besten. Zur weiteren Illustration dieser immensen Weisheit bringt er allerhand Data bei, die unanfechtbar seien, unter anderen dieses, daß der ländliche Tagelöhner im britischen Nordamerika wöchentlich ungefähr dreimal so viel Tagelohn verdient, als der englische. Wenn man nicht annehmen will, daß er die Auswanderung seiner Wähler nach Canada in Schwung bringen. wollte, so muß man zugeben, daß sich Symptome geistiger Erlahmung bei ihm zeigen. Es fehlt nicht an anderen Anzeichen beginnender Altersschwäche, die ja bei dem Juden überhaupt weit früher eintritt, als bei dem Germanen. Die seltene Rüstigkeit seines bestgehaßten Gegners Gladstone ist ihm gewiß oft der Gegenstand bittern Neides gewesen.

Die Ueberzeugung mußte er, so sehr er Meister in Selbstverblendung sein mochte, am Ende des vorigen Sommers erlangt haben, daß sein Luftschiff nicht mehr steigen konnte: es kam in ein bedenkliches Schwanken, die Nähte des Ballons platzten in Afrika und Asien, und es trat das Stadium der Fahrt ein, wo der Lenker die Risse zu verkleistern versucht und es überall reißt, wo er nicht kleistert. Er kann des Schicksals, das über ihn hereinbricht, nicht mehr Herr werden; wäre er jung, so würde er in leidenschaftlicher Aufregung reagiren; alt und marode, wie er ist, ergiebt er sich in das Unvermeidliche, legt die Hände in den Schooß und sprüht nur stoßweise von giftiger Satire.

Solche unparirbare Hiebe für den „großen Staatsmann", den künftigen Messias, waren: 1) die Empörung der Afghanen gegen den britischen Residenten in Kabul, Major Cavaguari, und die Abschlachtung desselben nebst Gefolge, worauf der afghanische Feldzug mit größeren Kosten von Neuem beginnen mußte, und 2) eine fast beispiellose Mißernte in England, deren Ausfall auf ein Drittel sämmtlicher Staatseinnahmen berechnet werden konnte. Durch diese trat die Unsicherheit der Lage des kleinen Landmanns erst in volles Licht, und der Regierung wurden ihre Vergeudungen und ihre Wortbrüchigkeit vorgerechnet. Da sie sich ohn-

mächtig und abgeneigt gezeigt hatte, dem britiſchen Producenten einen höheren Preis ſeines Getreides durch Beſchränkung der Handelsfreiheit zu ſichern, ſo waren jene angewieſen, anderweitige Maßregeln zur Verbeſſerung ihrer Lage bei den Liberalen zu ſuchen. Keine Parlamentsopposition hätte eine ſolche allgemeine Entrüſtung des Landmanns zuſammenblaſen können, wie es die unbarmherzige Kritik der liberalen Preſſe jetzt that. Die Zeit des kindlichen Vertrauens zu ſeinem Gutsherrn, das den einfachen Landmann bisher zur Wahlurne begleitete, iſt für immer vorüber, und zu den erſten Reformen der kommenden Regierung werden ſolche Maßregeln gehören, die ihr die gewonnene Majorität der ländlichen Wähler ſichern.

Aeußerſt ſpaßhaft iſt es, das Benehmen der jüdiſchen und von Juden inſpirirten deutſchen Preſſe bei den Keulenſchlägen zu beobachten, die jetzt auf ihren irasciblen Bajazzo-Meſſias in der liberalen engliſchen Preſſe hageldicht fielen. Doch mit dem jämmerlichen Zuſtand der deutſchen jüdiſch-liberalen öffentlichen Meinung wird man, ſo ſehr man dieſes Irrlicht in anderer Beziehung beklagen muß, in etwas dadurch verſöhnt, daß die begünſtigenden Stimmen des Auslandes zu dem Fiasko des Tory-Kabinets ein Weſentliches beitrugen, indem ſie ſelbiges den Engländern verdächtigten. — Da, wo die Zeitungen der Oppoſition nicht hinwirkten, wurde nun durch den nach Schluß des Parlaments beginnenden Wahlfeldzug die Korrektur der Anſichten beſorgt. Es wurde erwartet, das erſchütterte Kabinet würde in nächſter Zeit an das Urtheil der Wähler appelliren, das Parlament auflöſen. Jenes hielt aber auf echte Torymanier an ſeinen Sitzen hartnäckig feſt und gab ſich das Anſehen, als hätte es die unter ſeinen Augen vorgehende feſtere Organiſation der liberalen Partei durchaus nicht zu fürchten und könnte deswegen den Briten und ihren Vertretern die Aufregung des Wahlkampfs und die Koſten deſſelben ſparen. Beaconsfield beſtand einſtweilen feſt „auf ſeinen Schein", auf die unverkennbare Majorität des Parlaments; vielleicht dachte er nicht, daß dieſe auf ſo ſchwachen Füßen ſtand, wie ſie that, wenigſtens ſprachen er ſowohl wie ſeine Kollegen wiederholt ſehr wegwerfend über die Unfähigkeit der Liberalen ſich zu einigen. Er gab damit jedoch, daß er es auf eine ſiebente Seſſion des Parlaments ankommen ließ, ſeinen Gegnern nur ſo viel mehr Gelegenheit, das Vermißte nachzuholen und ſeine Niederlage zu einer eklatanten zu machen, wie es ſelten eine in der parlamentariſchen Geſchichte von Großbritannien gegeben hat. Er hätte ſeine Geſundheit bedenken und ſich zeitiger den Kränkungen entziehen ſollen, die ihm der verlängerte Wahlkampf be-

reitete, die er tief empfand und die ihm Herz und Nieren erschütterte. Wie aber der brave Steuermann unbewegt in Sturm und Gewitter am Steuer aushielt, das hat die in seiner Bewunderung schwelgende Presse sattsam der Bewunderung der Welt hingegeben.

Für die, welche in die Zeichen der Zeit eingeweiht sind, war mit dem Beginn des herbstlichen Wahlfeldzugs der Sieg der Liberalen schon entschieden; das war aus der Kraft der einander entgegentönenden Stimmen schon zu weissagen, wie von den Schlachten der alten Germanen der Baritus ein sicheres Orakel über den Ausgang des bevorstehenden Kampfes war. Wenn auf liberaler Seite einige Bangigkeit bis zuletzt gehegt wurde, so ist das psychologisch leicht zu erklären; entferner stehende sehen überdies besser den Wald, daß er ein Wald ist und nicht blos Bäume. Die Campagne wurde mit ebenso viel Schneidigkeit als Vertrauen auf die gerechte Sache und auf den gesunden Verstand John Bull's geführt. Wegen Schottlands und Irlands konnten die Liberalen unbesorgt sein; es kam hauptsächlich darauf an, das Uebergewicht der Tories in den ländlichen Wahlbezirken zu brechen. Mit lobenswerther Kühnheit theilten sich die Feldherren in die schwersten Aufgaben, wurde von ihnen der Sturm gegen die festesten Burgen der Torywahlen unternommen. Der alte unermüdliche und unerschütterliche Marschall Vorwärts der Liberalen, Gladstone, nahm des Herzogs von Athlone erblichen Wahlsitz in Midlothian, der Marquis von Hartington, der Leiter der Opposition, ein Parlamentarier, vor dessen schneidender Logik dem Gegner alle Fechterkünste entfallen, nahm für sich und seinen Genossen zwei in Torysmus eingerostete Sitze von Ost-Lancashire auf's Korn. Den Tories mußte bald klar werden, daß sie nicht blos durch die gerechte Sache, sondern auch durch die wahrhaft Moltkesche Berechnung und Geschicklichkeit der Gegner dem Besiegtwerden entgegen gingen. Benjamin und sein Anhang schimpften, riefen über Verrath und beriefen sich auf die Sympathieen des Auslands. Weder aber besaßen sie diese Sympathieen an den maßgebenden Stellen des Auslands, mit Ausnahme vielleicht von Oesterreich und Spanien, noch war die Berufung auf dieselbe ihnen förderlich bei denen, auf deren Sympathie jetzt Alles ankam, bei den Briten und Iren. Nur die Judenpresse des Auslands schimpfte mit ihnen in die Wette auf die bösen, mitleidlosen, garstig dreinhauenden Liberalen, durch deren Streiche „der große Staasmann" verdusten sollte. Die grimmigste Feindseligkeit der Gläubigen des großen Staatsmannes offenbarte sich gegen Gladstone, da dieser mit seiner rastlosen Invektive und mit seiner gemeinverständlichen Satire

den meiſten Schaden zufügte, gerade wie der alte Napoleon den Marſchall Vorwärts von allen ſeinen Gegnern am liebſten geſpießt hätte. Gegen Gladſtone iſt auch heute noch, wo die Aufregung des Wahlkampf's ſich ſonſt beruhigt, der wüthendſte Ingrimm in vollem Zuge, und er wird es in der jüdiſchen Preſſe bleiben. Daß Gladſtone, der die Kraft dazu beſaß, in dem Handgemenge den Stier bei den Hörnern packte, wird auf anderer Seite von deutſchen Berichtsſchreibern ſehr mit Unrecht als plump bezeichnet. Die Menge jubelt der Herkuleskraft zu und weiß die feine Taktik nicht zu ſchätzen. Wenn ſeine Gegner von ihm ſagen, er ſei wie ein Bulle in einem Glasladen, ſo fragen wir: wer hat den Bullen in den Glasladen eingelaſſen? und wer hat das Schatzgewölbe der Nation ſeines goldenen Inhalts beraubt und dafür die elende Glaswaare untergeſchoben? Diejenigen, die ſeinen Berſerkerzorn tadeln, bedenken nicht, wie das Bewußtſein, von einem Poſſenreißer getäuſcht, mißachtet und regiert zu werden, jedem rechtſchaffenen Engländer die Röthe der Scham und des Zorns ins Geſicht treiben mußte. Um gegen Gladſtone gerecht zu werden, muß er vor allen Dingen als engliſcher Patriot betrachtet werden. Er hat manch Einen des Feſtlandes gekränkt, für den Dieſer und Jener Mitleid oder Sympathie fühlte. Was Italien ihm verdankt, haben wir Deutſche am wenigſten Recht ihm übel zu nehmen. In England aber nimmt er eine Stellung ein, die in der neueren Geſchichte ihres Gleichen ſucht; nur ähnlich iſt bei uns die des Fürſten Bismarck. Er hat das große Verdienſt, der klaren politiſchen Einſicht und der ehrlichen Abſicht im britiſchen Volk Bahn gemacht zu haben, der politiſchen Ueberzeugung und Energie den Sammelplatz angewieſen zu haben. Dazu taugte kein Anderer. Und er hat dieſe Arbeit mit ſchonungsloſer Anſpannung ſeiner Kräfte und dadurch verrichtet, daß er über die vollſtändigſte Kenntniß aller Dinge gebot, die auf ſeine große Aufgabe Bezug hatten, daß er ſie in klarſter Ordnung darzulegen verſtand und daß er von der glühenden Ueberzeugung aus handelte und ſprach, die vordem den großen Geſetzgebern und Propheten eigen war. Daher hat er über ſeine Nation dieſelbe fortreißende Gewalt und denſelben imponirenden Einfluß, den Olivier Cromwell beſaß, dem er auch in vielen anderen Stücken ähnlich iſt. Mögen diejenigen ſich in England in Acht nehmen, die ſich darum, weil er ihren Propheten und großen Mann abgeführt und unter die Küſter verwieſen hat, angelegen ſein laſſen, ſeinen Namen zu beſudeln.

Nachdem die moraliſche Niederlage des Theaterhelden Disraeli in in der herbſtlichen Wahlcampagne entſchieden war, war eigentlich nicht

abzusehen, worauf er noch hoffte, daß er die Neuwahlen anzuordnen zögerte. Sich mit den alten Listen und Kniffen hinzuhalten, war nicht mehr möglich, zumal der Hunger in Irland und die Verarmung in England die Zahl seiner Gegner täglich mehrte; nicht unwahrscheinlich ist, daß ihm der Muth zum Ausharren von oben her suppeditirt wurde, daß seine Leute noch einen Theil der in Aussicht genommenen Erndte draußen stehen hatten, die sie gerne vor seinem Abtreten einheimsen wollten. Er selbst fuhr dabei, wie Einer, der seiner Sinne nicht ganz mächtig ist, unentschlossen hin und her, bald z. B. streichelte er Irland, bald zeigte er ihm die Zähne; er gewährte in Voraussicht nachträglicher Genehmigung des Parlaments den Hungernden eine Geldhülfe aus dem irländischen Kirchenfonds, der dazu nicht bestimmt war, und ließ ein paar ganz unschädliche Agitatoren verhaften und auf Hochverrath anklagen. Als endlich das Parlament einige Wochen vor Ostern wieder eröffnet wurde, mußte dazu die für die Geldunterstützung der Irländer erforderte Sanktion den ostensiblen Grund hergeben. Dann wurden noch einige armselige Fechterstreiche versucht, um den Schein der Furchtlosigkeit zu retten, vielleicht auch in der Hoffnung, der Opposition etwas Anhang zu entreißen; es war nur ein Aufflackern des Lichts vor dem Erlöschen.

Durch die zur Verhütung künftiger Obstruktion vom Ministerium eingebrachte Bill sollte der Opposition die Schuld an der Unterlassung der versprochenen Reformen zugeschoben werden. Die Opposition ging aber mit Vergnügen auf das Gesetz ein und so blieb die imputirte Schuld auf den Homerulers allein hängen, welche sich jedoch auf das Vorbild beriefen, das ihnen die Konservativen vormals gegeben hatten. Eine Wasserbill, die den Ankauf der Londoner Wasserversorgungs-Anstalten seitens des Staates vorschlug, um die zwei und zwanzig Wahlkreise von London durch diese Wohlthat zu gewinnen, fiel in's Wasser, da sich herausstellte, daß den Wasserjuden ein unverantwortlich hoher Preis dafür zugebilligt wurde, daß sie einwilligten, die Wassersteuer von den Schultern der Londoner auf diejenigen sämmtlicher britischer Steuerzahler umzuwälzen. Da mit dem Durchfall dieses Gesetzes derjenige des Kabinets ausbündig entschieden war, so konnte Gladstone den Witz machen, daß das Wasser, wie allgemein bekannt, bisher die Kraft besessen, Salze und Zucker aufzulösen; etwas Neues sei es aber, daß es auch Parlamente auflösen könne. Der Witz lag nahe und würde kaum der Erwähnung verdienen, wenn nicht sein reizbarer besiegter Gegner mit Beziehung darauf im Oberhause gravitätisch versichert hätte, daß die Auflösung des Parlaments nicht wegen der fehlgeschlagenen Wasserbill erfolge.

Die Opposition hatte noch einen anderen kleinen Erfolg, dessen Natur dem Ministerium die längere Dauer der Session bedenklich erscheinen lassen mußte. Sie brachte eine Bill zur Revision der Wildschutzgesetze ein, welche letztere nicht wenig dazu beigetragen hatten, um die Pächter den Gutsherren abspenstig zu machen. Die Tories hatten nun Gelegenheit, durch williges Eingehen auf Reform dieses drakonischen Gesetzes, zu beweisen, daß sie die Freunde der Farmers seien, wofür sie sich bei jeder Gelegenheit ausgaben. Diese gingen richtig auf den Leim und beseitigten die Bill durch ein Amendement, daß es jetzt nicht die passende Zeit sei, die betreffenden Gesetze zu revidiren.

Aus diesen und anderen kleinen Scharmützeln ergab sich ein so drohendes Uebergewicht der Opposition, die ja mit vielen ähnlichen, die Tories diskreditirenden Vorschlägen hervorkommen konnte, daß die Nothwendigkeit vorlag, die Auflösung des Parlaments zu beschleunigen. Demnach kam diese Ankündigung, da das Kabinet so gethan hatte, als ob es noch Wichtiges in petto hätte, Allen überraschend, und so wenig konnten sich die Torymagnaten, die ihre Einrichtungen für längeren Aufenthalt in der Hauptstadt gemacht hatten, mit der abrupten Unterbrechung der Saison befreunden, daß der einzige und zwar recht grobe Tadel gegen die Minister von dem bestaccreditirten Toryblatte ausgesprochen wurde. Wie Mancher mußte nun mit seinen Damen und Equipagen auf's Land zurückkehren, um Beide dort in der bevorstehenden Wahlkampagne zu gebrauchen, der keine Aussicht hatte, als M. P. wieder nach London zurückgesandt zu werden.

Der edle Lord an der Spitze des Kabinets und die Seinigen fuhren fort, ein Mißtrauen in den Sieg der Opposition an den Tag zu legen; höchstens, das gaben sie zu, würde diese mit Hülfe der Homerulers eine knappe Majorität zu Stande bringen und dann durch die Verbindung mit diesen sich zur Regierung unfähig machen. Aber das Resultat der Wahlen übertraf selbst die kühnsten Hoffnungen der Liberalen; die Verurtheilung der inneren und äußeren Politik des großen Zauberkünstlers Beaconsfield war eine so gründliche, daß er am Wiederkommen verzagen muß. Noch zu guterletzt hatte dieser in einem, in Form eines Schreibens an den Statthalter von Irland, den Herzog von Marlborough, erlassenen Wahlmanifest, wie von Gott verlassen, die wunderlichsten Dinge aufgetischt, die das letzte Schwanken der Gemäßigten gegen ihn entscheiden mußten. Er erklärt darin sein Bleiben am Staatsruder für nothwendig, weil die Weltlage mit solchen Gefahren schwanger gehe, daß er allein eine Geburt des Friedens accouchiren könne; er allein könne die von

ihm wiederhergestellte Ascendenz Großbritanniens unter den Mächten der Erde aufrecht halten, während seine Gegner das Reich aufzulösen und der von ihm erstrebten Consolidation der Cooperation der Kolonien mit dem Mutterlande entgegenzuwirken entschlossen wären; er allein sei der Mann, um das feindselige Irland im Schach zu halten und ihm seine Tücken heimzutreiben. Das war der Allen verständliche Sinn seiner Worte, ein Gemenge von Selbstüberhebung, falscher Beschuldigung der Gegner und Aufhetzung, was seines Gleichen in der Geschichte sucht. Es war so weit mit ihm gekommen, daß auch Alles, was er nur immer thun mochte, so, als wäre es dazu von ihm selbst bestimmt, zu seinem Verderben ausschlagen mußte. Und wenn er an seinem Obenaufbleiben selbst verzweifelte, seine Gläubigen in der deutschen Presse verzweifelten wenigstens an seiner Größe und Befähigung nicht. Wahrlich, ein starker Beweis, was für ein intelligentes Volk die Juden sind! Das Berliner Tageblatt hatte die unendliche Naivetät, seinen Lesern zu versichern, daß Lord Beaconsfield nur dem Kniff der Liberalen unterlegen wäre, womit diese behauptet hätten, er sei mehr der Minister Deutschlands und Oesterreichs, als Großbritanniens. Das habe die stüpiden Engländer gegen ihn entschieden. Wollten doch die Juden fortfahren, auf diese Weise in Intelligenz zu machen. Der Kladderadatsch vom 11. April widmet dem zum Abgang gerüsteten Lord-Premier, den er nie ernstlich anzutasten gewagt hat, ein heroisch-elegisches Abschieds-Carmen und erholt sich dafür an dem Hofprediger Stöcker, als wenn dieser an der Gemüthsverwirrung, der Altersschwäche und dem Fiasko des in Ruhestand tretenden großen Staats- und Reichshistrionen schuld wäre, auf eine wahrhaft unfläthige Weise. Wenn dann die jüdisch-liberalen und ähnlich inspirirten deutschen Blätter versichern, daß die Kabinete des Festlandes, mit Ausnahme Rußlands, dem nächsten britischen Ministerium mit Argwohn entgegensehen, daß besonders Gladstone als Premier ihnen wie der Teufel aus der Hölle unwillkommen wäre, so sind solche Versicherungen, abgesehen von der beabsichtigten Irreführung des Publikums, ein Beweis, wie hoch die Aspirationen der Juden sich erstrecken, daß sie sich und ihre Interessen schon mit den Kabineten des Festlandes und deren Interessen identificiren. Solcher Abgeschmackheit muß mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werden; sie entbehren jeglicher geistigen Gesundheit und faktischen Grundlage. Einem Staatsmann von dem Charakter unseres Reichskanzlers kann es nur erwünscht sein, einen ihm ebenbürtigen, geraden, offenen und ehrlichen Charakter an der Spitze der britischen Regierung sich gegenüber zu sehen. Mit solchen Männern

kann man immer eine ſicher begründete Rechnung machen, während einem Farceur, der Napoleon III. kopirt und Bismarck parodirt, nie zu vertrauen iſt, daß er nicht einmal bei ſeinen Gedankenſprüngen der Vernunft ein Schnippchen ſchlägt. An eine Averſion des Fürſten Bismarck gegen den britiſchen Premierminiſter Gladſtone iſt nicht eher zu glauben, als bis jener dieſelbe unverholen bekannt hat.

Für Deutſchland aber, d. h. das nicht jüdiſche und judenfreundliche Deutſchland, bei dem die britiſche Nation durch die Beaconsfield'ſche Politik ſehr ſchlecht accreditirt worden iſt, ſo daß man in allen Schichten unſerer Geſellſchaft von dem perfiden England reden hörte, konnten die Briten ſich durch nichts ſo ſehr wieder achtbar machen, als durch den Beſcheid, den ſie dem Prahlhans gegeben haben, als er ſich ihnen zur weiteren Führung ihrer Staatsgeſchäfte aufdringen wollte: „Du haſt unſeren Karren in den Sumpf gefahren, aber Du biſt nicht der Mann, um ihn wieder herauszuziehen. Du haſt nicht engliſche Politik getrieben, ſondern die des auserleſenen Volks in Willfährigkeit gegen fremde Mächte.“ Vielleicht machen die Briten bald zu den angeführten Worten den folgenden Zuſatz: „des Volks, das uns die Verleihung des vollen Bürgerrechtes damit lohnt, daß es ſich anſchickt, uns auszuſaugen, wie es ſchon unſere Vettern auf dem Feſtlande auszuſaugen angefangen hat; das, ſo weit ſein Einfluß reicht, demoraliſirt und, wo es ungeſtraft kann, despotiſirt und ſich überall an die Gewaltigen der Erde anhängt, welches auch deren Gewerbe ſei.“ Implicite iſt dem auserwählten Volke dies Urtheil, welches bei uns lange ſpruchreif geworden iſt und in welchem wir auch ſelbſt durch kronprinzliche Interceſſion nicht irre gemacht werden können, durch die engliſchen Wahlen geſprochen, explicite iſt es durch Stimmen aus dem Publikum in Zeitungen verkündet. Es iſt kein Anzeichen vorhanden, daß ſie in ſich gehen und ſich beſſern werden; ſie verdienen daher das Mitleid nicht, das ſtellenweis für ſie angerufen wird, ſondern für unerhörte Attentate exemplariſche Strafe, und unſer Hohngelächter darüber, daß ihr Meſſias, den ſie für den wahren gehalten haben und für den ſie mit allen Mitteln und Kniffen ihrer Intelligenz Reklame machten, pleite gegangen iſt.

Kleinere Aufsätze.

Jüdischer Patriotismus.

In jener berühmten Abendsitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses vom 11. Februar d. J., in welcher der Jude Löwe und der verjüdelte ethische Fortschritts-Professor Hähnel sich durch widerwärtige Bekämpfung des Germanen- und Christenthums ein bleibendes Denkmal gesetzt haben, verbrach der Erstere, der berüchtigte Demokrat Ludwig Löwe, mit echt semitischer Zungenfertigkeit u. A. die nachfolgenden, hochtrabenden Phrasen:

> „Meine Herren, eine solche Insinuation weise ich mit aller Entschiedenheit und voller Entrüstung zurück. Wir stehen hier unter Ihnen nicht als Juden (wir schämen uns unseres Glaubensbekenntnisses nicht), sondern wir stehen hier unter Ihnen als Ihre deutschen Mitbürger. Unser Stolz ist es, daß wir geboren sind, wie Sie, auf unserem (!) deutschen Boden, an den unser Herz gewachsen ist; wir sind stolz darauf, meine Herren, daß unsere Väter, unsere Brüder, unsere Söhne in den Reihen der Ihrigen gefochten haben, für unseres Vaterlandes Unabhängigkeit die Schlachten mit geschlagen und ihr Blut vergossen haben. (Siehe in „Israel im Heere" den würdigen Rabbiner von Jastrow.) Das ist das Band, was das Volk aneinander kettet, das ist der große Rechtstitel, auf dem wir stehen, das ist die magna charta, mit der wir vor unser Volk treten und fordern, bleiben zu dürfen, was wir in unserem und den Herzen von ungezählten (?) Millionen unserer Christenmitglieder seit lange sind, wir Alle Brüder einer Nation. (Siehe: „Was heißt national?" in Heft 7 dieser Monatsschrift.) Dieses Bewußtsein, daß dieses unser Recht ist, ist so stark in uns, daß wir einen jeden Angriff auf dieses unser Recht zurückzuweisen entschlossen und auch Manns genug sind."

Sollte man hiernach nicht glauben, daß die lieben, braven Juden wahre Engel und leuchtende Vorbilder an Selbstverläugnung und edelster Vaterlandsliebe seien? Ja, man hat wirklich Unrecht gethan, dieser armen unter-

drückten Nation. Die Ueberzeugung bricht ſich täglich mehr Bahn und wird täglich durch die patriotiſchen Ergüſſe der Judenpreſſe beſtätigt, welche ſo ſtark in Vaterlandsliebe macht, daß bereits der Reichskanzler ihr ſeine Aufmerkſamkeit widmet und die offiziöſe Norddeutſche Allgemeine Zeitung die Erforſchung des Grundes und der Urſachen dieſer „auffälligen Vaterlandsliebe" für eine dankenswerthe wiſſenſchaftliche Preisaufgabe erklärt hat. Doch, damit unſere geehrten Leſer ſelbſt urtheilen können, geſtatten wir uns nachſtehende Leiſtung des von Bleichröderſchen Leiborgans, des Berliner Börſen-Couriers, zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Dieſes ehrenfeſte deutſche Preßorgan enthielt folgende Jeremiade wegen der von der Erſatzreſerve 1. Klaſſe zu leiſtenden Heeresplicht. Herr Dr. Dativſohn — NB. ſollte das Doctordiplom dieſes biederen Deutſchen vielleicht auch überſeeiſches Fabrikat ſein?? — ſchreibt darüber:

Der jugendlichen Bürger des modernen ſchwarz-weiß-rothen Sparta harrt eine wunderſame Ueberraſchung. Die Zeitungen haben davon ſchon berichtet, aber neun Zehntel haben über die kleine, kurze Notiz augenſcheinlich ſo dahingeleſen, wie man eben über eine Zeitungsnotiz dahinlieſt, die nicht gerade ein in's Auge ſpringendes, ein markantes und direktes Intereſſe zu haben ſcheint. Die Nachricht, ſchlicht, trocken, kurz, einfach, wie es ſich ziemt für Nachrichten, die auf Spartaniſche Heeresangelegenheiten Bezug haben, geht dahin: „im nächſten Frühjahre ſolle die Erſatzreſerve erſter Klaſſe zu einer zehnwöchentlichen Uebung einberufen werden."

Eine kurze, trockene, nicht ſehr intereſſante Nachricht nicht wahr? Aber weiß man auch, macht man ſich auch ein rechtes Bild davon, was in dieſer knappen Meldung für ein Inhalt ſteckt? Sie beſagt nichts weniger, als daß an die hunderttauſend Perſonen plötzlich ihrem bürgerlichen Beruf entriſſen werden, plötzlich, ohne daß ſie es auch nur geahnt haben, ohne daß ſie jemals Soldaten geweſen ſind, den zweifarbigen Rock anziehen, die Muskete über den Rücken nehmen, ein Vierteljahr hindurch exerziren und ſchießen lernen, ſich von einem Korporal drillen laſſen, einen Feldwebel als Halbgott anerkennen müſſen, — denn das wird die Konſequenz einer kriegsminiſteriellen Verordnung ſein, ſo da in Neu-Sparta demnächſt erſcheinen wird. An unſerer bisherigen Armee von 427,000 Mann haben wir bei Weitem nicht genug, es müſſen neue Cadres formirt, neue Erſatz-Truppentheile gebildet werden, wir müſſen etwas mehr „Volk in Waffen" werden, als wir es bisher geweſen ſind, — und wenn dadurch auch Carrièren zerſtört, Stellungen vernichtet, Exiſtenzen unheilbar geſchädigt werden.

Eigentlich haben wir keinen Grund uns zu beklagen. Wir haben ja vortreffliche Reichstags-Abgeordnete, die wir ſelbſt gewählt haben. Dieſe ſelben Reichstags-Abgeordneten haben im Frühjahr des Heilsjahres, das eben im Kalender ſteht, ein Geſetz, mit jenem Mannesmuth, der ihnen eigen iſt, genehmigt, in dem all' das, was uns heute mit Erſtaunen erfüllt, weil wir jetzt die Konſequenzen ſehen, beſtimmt wird. Unſere Reichstags-Abgeordneten haben einen Nachtrag zum Militärgeſetz bewilligt, der zwei Drittel von denjenigen Leuten unter einunddreißig Jahren, die bisher frei waren vom Militärdienſt, von Neuem zurückbringt unter die Herrſchaft des Korporalſtockes, dem ſie glücklich entgangen waren. Jetzt tritt das Geſetz in Kraft, jetzt kann man ſehen, welchen Einfluß es übt, — aber unſere Reichstags-

Abgeordneten haben es ja genehmigt, es ist eben Gesetz und eben darum dürfen wir uns nicht weiter darüber beklagen. Wir hätten eben andere Volksvertreter wählen müssen, hätten wir andere Gesetze haben wollen. Die mannesmuthigen Nationalliberalen haben geholfen dieses Gesetz schaffen, — möge man jetzt mit seinen Folgen auszukommen suchen.

Die „Ersatzreserve erster Klasse" umfaßt diejenigen Personen, die vom Militärdienst wegen nicht allzugroßer körperlicher Mängel befreit sind. Nur im Falle eines Krieges wurde dieselbe früher einberufen und sogar nur dann, wenn der Krieg so große Dimensionen annahm, daß alle Hülfsmittel herangezogen werden mußten. In Friedenszeiten aber wurden Diejenigen, die einmal in diese Ersatzreserve erster Klasse gestellt waren, vollkommen von weiteren Verpflichtungen frei. Sie konnten annehmen, daß sie ein für alle Mal fertig waren mit jener Pflicht, die in Preußen Jeder zu erfüllen hat, mit der Pflicht, stets bereit zu sein, Gesundheit, Stellung und Beruf während einer gewissen Zeit dem Kriegsdienste des Vaterlandes aufzuopfern.

Jetzt ist es anders geworden. Unser trefflicher Reichstag hat das Gesetz genehmigt, demzufolge die Ersatz-Reserve erster Klasse auf zehn, auf vier und auf zwei Wochen in verschiedenen Jahren einberufen werden kann. Jene Leute, die bisher befreit waren von der Militär-Dienstpflicht werden im nächsten Mai auf zehn Wochen dem Kommando „eins, zwei" „linken, rechten" Folge leisten, sich „einschießen" und sonstigen geistig anregenden Uebungen sich hingeben müssen. Vielleicht ist Mancher unter ihnen, der den Strapazen einer zehnwöchentlichen Uebung nicht gewachsen ist, — aber das Spartanische Gesetz existirt Dank unserem Reichstage und in Sparta war es ja eine alte Sitte, daß schon die Kinder, die man nicht kräftig genug befand, einfach vom Felsen hinabgestürzt wurden. Das neue Deutsche Gesetz nimmt seinerseits keine Rücksicht auf die Stärke und die Kraft der Betreffenden. Das Gesetz besteht, — und es darf Niemand wagen, gegen das Gesetz als solches etwas einzuwenden.

Allerdings hat es keine rückwirkende Kraft und Diejenigen, die in früherer Zeit, bis zum Frühjahr dieses Heilsjahres zur Ersatzreserve gekommen sind, sind davon noch befreit. In Zukunft werden aber Jene, die etwa ausgewandert sind, die sich im Auslande eine Position erworben haben, stets, wenn sie ihr Vaterland nicht verlieren wollen, gewärtigt sein müssen des Winks, heimzukommen, um auf zehn Wochen die Muskete zu tragen, um im nächsten Jahre auf vier, dann wieder auf zwei Wochen den doppelfarbigen Rock anzuziehen, und diese Verpflichtung dauert fort bis zum einunddreißigsten Jahr. Hat man sich inzwischen verheirathet, so muß man Frau und Kinder — obwohl man niemals vorher Soldat war — verlassen, um die soldatischen Uebungen mitzumachen. Hat man einen Beruf, so muß man diesem Beruf den Rücken kehren; leitet man ein Unternehmen, so muß man dieses Unternehmen sich selbst überlassen, — denn wir sind Spartaner und in Sparta giebt es nur ein Gesetz und das heißt: der Mensch ist geboren, um Soldat zu sein, und er erfüllt nur dann seine Bestimmung, wenn er die Muskete zu tragen versteht.

Das ist der wahre, hochgradige, jüdische Patriotismus Israels sans phrase! — Nun, Herr Ludwig Löwe, verräth das ein deutsches Herz, deutsche Bildung und deutsche Sitte? Ist das vielleicht das Band, welches Ihr verruchtes Volk an Deutschland kettet? Wir meinen, die Ketten, denen wir das Ver-

gnügen und die Ehre verdanken, mit Ihnen verbunden zu sein, sind wesentlich anderer und nicht ganz so harmloser Natur. Aber die Zeit naht, naht im Sturmschritt, wo diese fluchwürdigen Sklavenketten gebrochen werden dürften und dann — Herr Ludwig Löwe, möchten Sie leicht ein starkes Unbehagen empfinden. Lassen Sie sich daher bei Zeiten warnen, stecken Sie Ihre geehrte Nase nicht mehr in Sachen, für die Sie als Jude weder Gefühl, noch Verständniß haben. Die Zeit ist eine sehr ernste, denn das deutsche Volk ist zu dem Bewußtsein gelangt, daß Ihr Juden, die Ihr leider zu Unmassen unter uns lebt, keine Deutschen seid, sondern, der Mehrzahl nach, ein gemeines, freches und schurkisches Diebs- und Raubgesindel, welches weder hervorragende geistige, noch seelische Vorzüge besitzt, daß Ihr eine fremde, niedrige Raçe seid, die hinter allen Nationen der Welt, selbst den unciviliſirtesten, weit zurücksteht. Der Tag des Gerichts ist hoffentlich nicht mehr so fern und dann wird furchtbare Abrechnung gehalten werden.

Man sollte annehmen, daß Euch Juden die Situation endlich klar wird und Ihr zu der Erkenntniß kommt, wie groß die Gefahr für Euch ist, da die Erbitterung gegen jüdische Gemeinheit täglich wächst und selbst die Regierung sehr bald die Nothwendigkeit einsehen wird, dem Volkswillen gerecht zu werden und Euch zu knebeln. Fast hat es den Anschein, als ob Ihr die Katastrophe, denn eine solche ist auf die Dauer unvermeidlich und nur noch Frage der Zeit, mit den Haaren herbeiziehen wollt. Oder glaubt Ihr vielleicht, durch Schandartikel, wie den vorstehenden, die drohende Gährung zu ersticken.

Wohl uns, wenn das moderne schwarz-weiß-rothe Sparta dem antiken noch ähnlicher wird. Im antiken Sparta, Herr Davidsohn, gab es keine Judenlümmel, dem antiken gehörten nur **Ehrenmänner**, nicht **Ehrenräuber** an. Daß der „Börsenmauschel" und vermuthlich ebenso seine gesinnungstüchtigen Leser in der beabsichtigten nächstjährigen Uebung der Ersatz-Reserve I. Klasse eine „wundersame Ueberraschung" erblicken, ist in der That überraschend oder verräth, prägnanter ausgedrückt, einen ganz ungewöhnlichen Grad von Dummheit, denn das Gesetz über die Heerespflicht der Ersatz-Reserve I. Klasse ist seit Monaten bekannt und publizirt. Es kann mithin auch nicht davon die Rede sein, „daß an die hunderttausend Personen plötzlich ihrem bürgerlichen Beruf entrissen werden, plötzlich, ohne daß sie es auch nur geahnt haben". Wir haben es hier einfach wieder mit einer jener vielen frechen semitischen Lügen zu thun, welche dazu bestimmt sind, die Gimpel zu ködern. Jude Davidsohn befürchtet, daß durch die projectirten Uebungen „Carrieren zerstört, Stellungen vernichtet, Existenzen unheilbar geschädigt werden". Diese Befürchtung ist indeß, so weit sie Christen und Deutsche betrifft, vollständig grundlos und was die Herren Itzig's anbelangt, so können wir denen eine völlige Vernichtung nur von Herzen wünschen. Doch nicht diese Vernichtung ihrer Existenz besorgen die Semiten — das ist

nur frech-jüdiſche Lüge — ſondern vor Allem den Corporalsſtock. Dieſe Beſorgniß dürfte freilich nicht ganz ohne Grund ſein, denn der wackere Unteroffizier weiß ſehr wohl, was er von der Judengeſellſchaft zu halten hat und pflegt dieſe Herrſchaften, wie es ſich geziemt, etwas ſehr en canaille zu behandeln. Dies iſt aber nur in hohem Grade erfreulich, weil ſomit dem preußiſchen Unteroffizierſtand, auf dem nicht zum Mindeſten die Macht des Staates beruht, die Möglichkeit geboten wird, auch ſeinerſeits in hervorragender Weiſe an dem neuen und wahren Kulturkampf theil zu nehmen. Das echt deutſche Preßorgan findet dieſe Uebung der Erſatzreſerviſten um ſo beklagenswerther, als dieſelben (die Erſatzreſerviſten) „annehmen konnten, daß ſie ein für alle Mal fertig waren mit jener Pflicht, die in Preußen jeder zu erfüllen hat, mit der Pflicht, ſtets bereit zu ſein, Geſundheit, Stellung und Beruf während einer gewiſſen Zeit dem Kriegsdienſte des Vaterlandes aufzuopfern.“ Wer ſind aber dieſe Erſatz-Reſerviſten, welche eine ſolche nach der Anſicht des „Börſenmauſchel“ angenehme Hoffnung hegen durften und ſich nun in dieſer Hoffnung bitter enttäuſcht ſehen? Juden ſind es, faſt nur Juden, ſicherlich zu $^5/_8$ und warum? Krumme Beine, ſchief gewachſene Köpfe, angeborene Feigheit ſind für dieſe Leutchen ein ſicheres Präventiv vor dem Kriegsdienſt; denn abgeſehen, daß ſie durch dieſe militairiſchen Tugenden zum Militairdienſt untauglich ſind, wünſcht auch jeder Kommandeur, dieſes Gelichter möglichſt wenig in ſeinem Truppentheil vertreten zu ſehen, ſchon einfach um deswillen, weil mehrere ſolcher unangenehmen Judenbengel im Stande ſind, die ganze Front der Truppe zu verunzieren. Weil nun aber die Herren vom Stamme Nim hauptſächlich der Erſatzreſerve angehören, iſt das Geſetz über alle Maßen ungerecht, nicht wahr, Herr Davidſohn? Die Juden ſind eben dazu da, während des Krieges zu verdienen und ihre faulen Bäuche zu pflegen, während wir draußen im Kampfe gegen den Feind unſer Leben für das Vaterland laſſen. Selbſtverſtändlich, wir müſſen das zuſammengeſtohlene und geraubte Eigenthum der Semiten ſchützen. Und nun ſoll das mit einem Male anders werden? Die Armen! „Jene Leute, die bisher befreit waren von der Militair-Dienſtpflicht, werden im nächſten Mai auf 10 Wochen dem Kommando: „eins, zwei“ „linken, rechten“ Folge leiſten, ſich „einſchießen“ und ſonſtigen geiſtig anregenden Uebungen ſich hingeben müſſen. Vielleicht iſt Mancher unter ihnen, der den Strapazen einer 10wöchentlichen Uebung nicht gewachſen iſt.“ Mit ſolchen höhniſchen Worten ſucht ſich die ſemitiſche Vaterlandsliebe Luft zu machen! Freilich wird den „hoſenverkaufenden Jünglingen“ das Drillen wunderbar vorkommen und für ſie jedenfalls keine ſo leichte Arbeit, wie Schachern, Fixen und Jobbern ſein. Auch iſt ja Nichts dabei zu verdienen; da giebt es höchſtens Kniffe und Püffe, und ſtatt der gewohnten Anrede: „Herr Itzig, Herr Moſes“ ꝛc. wird ſich das Judenohr an etwas landläufigere Titulaturen, die aber der Race mehr entſprechen dürften,

gewöhnen müſſen. Wir wünſchen nur, Herr Davidſohn würde auch „eingeſchoſſen", damit er ein klareres Urtheil über das moderne Sparta gewönne. Dieſer Herr verdiente nicht nur ein- ſondern zuſammengeſchoſſen zu werden. — Und in Sparta war es ja eine alte Sitte, daß ſchon die Kinder, die man nicht für kräftig genug befand, einfach vom Felſen hinabgeſtürzt wurden". Ja, Herr Davidſohn, im alten Sparta würden ſolche Jammervögel, wie Ihr es ſeid, allerdings ſchon bei Zeiten ausgerottet ſein, bevor ſie ſich in ſo unverſchämter Weiſe entwickeln konnten. Auch König Pharao fand es bekanntlich angezeigt, alle Judenjungen, auch ſolche, die einſt feiſte Semiten zu werden verſprachen, ins Waſſer zu werfen. Der König wird wohl guten Grund dazu gehabt haben. Wenngleich wir modernen Spartaner nicht ſolche Mittel gegen Euch anwenden wollen, ſo ſind wir doch ſehr entſchieden gewillt, uns Euer endlich zu entledigen. Wir erfüllen ja damit nur die Pflicht der Selbſthülfe oder richtiger der Sauberkeit, denn Euch aus dem Lande zu jagen, iſt für Staat und Geſellſchaft ebenſo nothwendig, wie für den einzelnen Menſchen die Befreiung von Ungeziefer. Schon rührt man ſich zu einer Petition an den Deutſchen Reichstag, welche bezweckt, dem maſſenhaften Eindringen Eurer edlen, vor Schmutz ſtarrenden Stammes- und Glaubensgenoſſen die Thore des Deutſchen Oſtens zu verſchließen. Aber dieſe Maßregel allein genügt noch nicht. Das Geſetz vom 3. Juli 1869, durch welches das Deutſche Volk ſo ſchwer geſchädigt und uns die über alle Maßen beleidigende Zumuthung geſtellt iſt, Euch als gleichberechtigt anzuerkennen, muß und wird fallen. Ihr müßt hinaus aus Staat und Geſetzgebung, müßt, wie ihr es faktiſch ſeid, geſetzlich für unfähig erklärt werden zur Bekleidung irgend eines öffentlichen Amtes. Wir wollen es nicht länger dulden, daß Ihr Juden, als Angehörige einer niedrigen, untergeordneten Race, in unſeren Parlamenten und Gemeinde-Körperſchaften das große Wort führt, daß Ihr uns richtet und auf das Kreuz vereidigt. Wir wollen es abſolut nicht länger dulden, daß die verruchten Semiten ſich in die Kreiſe der höheren Geſellſchaft drängen. Die Pflegeſtätten deutſchen Geiſtes und deutſcher Wiſſenſchaft, Gymnaſium und Univerſität, ſollen Euch für immer verſchloſſen ſein. Euch ſoll das Recht entzogen werden, literariſch zu wirken, Eure Schandblätter, die geſammte Judenpreſſe ſoll aufgehoben, Eure ſogenannten Werke ſämmtlich dem wohlverdienten Flammentode übergeben werden. Ja, Herr Davidſohn, wir gehen noch viel weiter, wir wollen es mit aller Macht verhindern, daß Ihr fortfahrt, alle Reichthümer an Euch zu reißen und Land und Leute auszuſaugen durch Euer fluchwürdiges Geſchäft, wir halten es für ein himmelſchreiendes Unrecht, daß ſo elendes Volk, wie Ihr es ſeid, in Schlöſſern und Paläſten wohnt, daß Eure ekelhaften ſchmutzigen Kallen an Luxus Fürſtinnen zu übertreffen ſuchen. Wenn ihr unter uns leben wollt, ſollt ihr das nur als Knechte und Mägde!!! Wir die Herren in unſerem Lande — Ihr, wie es ſich gebührt, als Diener. Doch ſelbſt zu unſerer Bedienung ſeid Ihr noch zu ſchlecht.

Euer Anblick würde uns stets zum Ekel sein und uns keinen Augenblick unseres Lebens froh werden lassen. Wir wollen Eure widerwärtigen Galgenphysiognomien überhaupt nicht mehr sehen und Euren süßen Knoblauchsduft nicht länger einathmen. — Ihr sollt hinaus aus unserem deutschen Vaterlande, hinaus auf Nimmerwiederkehr. — Das sind unsere Forderungen und unsere Ziele, für deren Verwirklichung wir Gut und Blut einsetzen werden. Wir sind dazu fest entschlossen, Herr Ludwig Löwe, und auch Manns genug. Schon dämmert die Morgenröthe einer neuen Zeit, das Volk beginnt zu ahnen, instinktiv zu ahnen, wer und was Ihr seid. Wenn wir geordnete Zustände wiedererlangen, wenn wir der schon im verborgenen drohenden Revolution vorbeugen wollen, müssen wir jenes Ziel anstreben, müssen wir mit hintansetzung aller persönlichen Interessen für die Befreiung unseres Vaterlandes kämpfen. Hierzu ist vor Allem erforderlich die gänzliche Beseitigung des Kulturkampfes gegen Rom. Wenn es nicht mehr möglich ist, außerhalb des Schattens der Kirche zu leben und zu sterben, wenn Kaiser und Papst zusammengehen, wenn beide Confessionen unserer christlichen Kirche mit vereinten Kräften kämpfen, wenn das Kreuz das Zeichen des Kampfes ist, wird uns der Sieg gewiß sein. Dann wird es uns leicht gelingen, Deutschland von jenem Raubgesindel zu befreien, dann wird wieder Gottesfurcht, deutscher Geist und deutsche Treue herrschen. Darum, deutsche Mitbürger und Christen, folgt unserem Schlachtruf, rafft Euch zusammen, gleichviel welcher Partei und Confession Ihr auch angehört und tretet ein in den neuen Kreuzzug, in den Kampf für die höchsten Güter des Lebens, für Religion und Deutschthum!

Dr. Martin Luther und die Judenfrage.

Der Berliner Professor Lazarus hat in unglücklicher Stunde den großen Reformator Dr. Martin Luther als Zeugen dafür citirt, daß man mit den Juden „sänftiglich" umgehen solle. In der citirten Stelle habe Luther gesagt, daß, wenn er ehemals Jude gewesen wäre, so wäre er „lieber eine Sau worden, denn ein Christ" . . Wer Luther's Ansichten über die Juden nicht kennt, muß aus dem Citate des Professors Lazarus den Eindruck gewinnen, als ob er sich heute ganz auf Seiten der Juden stellen würde. Wir halten es deshalb wohl der Mühe werth, zu erörtern, was denn Luther über das bedrängte unschuldige Volk gedacht und geschrieben hat. Seine Aussprüche zeigen uns die Gesinnung eines „urdeutschen" Mannes, dessen „kräftige, kernige Sprache" ja auch von den Literaten des Volkes Israel oft gerühmt worden ist; man wird daher nach dem Citate des Professors Lazarus wohl

ſchon im Voraus mit Shylok dem Urtheil eines ſolchen Zeugen, wie Luther, mit großem Vertrauen entgegen kommen und ausrufen: „Ein zweiter Salomo, ein höchſt gerechter Richter!“

Bekanntlich widmete Luther gegen Ende ſeines Lebens, im Jahre 1543, der Bekämpfung der Juden zwei Schriften, deren erſte den Titel führt: „Von den Jüden und ihren Lügen,“ während die zweite „vom Schem Hamphoras,“ dem heiligen Namen Gottes, handelt. Dieſen zwei Schriften ſind, wenn nichts Anderes bemerkt iſt, die nachfolgenden Citate entnommen und die Seitenzahl nach der Ausgabe von Irmiſcher (Band 32) angeführt.

Die Juden „ſind die rechten Lügener und Bluthunde, die nicht allein die ganze Schrift mit ihren erlogenen Gloſſen von Anfang bis noch daher ohn Aufhören verkehret und verfälſcht haben. Und alle ihres Herzen ängſtlich Seufzen und Sehnen und Hoffen gehet dahin, daß ſie einmal möchten mit uns Helden umbgehen, wie ſie zur Zeit Eſther in Perſia mit den Heiden umbgingen. O wie lieb haben ſie das Buch Eſther, das ſo fein ſtimmet auf ihre blutdürſtige, rachgierige, mörderiſche Begier und Hoffnung! Kein blutdürſtigers und rachgierigers Volk hat die Sonnen je beſchieden, als die ſich dünken laſſen, ſie ſeien darumb Gottes Volk, daß ſie ſollen und müſſen die Heiden morden und würgen. Und iſt auch das furnehmeſte Stück, daß ſie an ihrem Meſſia gewarten, er ſolle die ganze Welt durch ihr Schwert ermorden und umbbringen; wie ſie denn im Anfang an uns Chriſten in aller Welt wohl beweiſeten, und noch gern thäten, wo ſie künnten, habens auch oft verſucht, und drüber auf die Schnauzen weidlich geſchlagen ſind.“ („Von den Jüden“ Seite 120.) „Aber wie die Jüden (ausgenommen wenig) ſolche Verheißung und Propheten gehalten haben, iſt droben geſagt, daß ſie noch nie keinen Propheten haben leiden können, und immer fur und fur Gottes Wort verfolget, und Gott nicht hören wollen; wie alle Propheten über ſie klagen und Zeter ſchreien. Und wie ihre Väter gethan, alſo thun ſie auch noch heutiges Tages immer fort, und werden auch nimmermehr anders thun.“ (128.) „Darnach, wenn ſie Gott in ſeinem Wort alſo zergeiſchelt, gekreuzigt, verſpeiet, geläſtert und verflucht haben, wie Eſaias 8, 21 weiſſagt, kommen ſie daher getrollet mit ihrer Beſchneidung und andern ledigen, läſterlichen, erdichteten, nichtigen Werken, und wollen Gottes Volk allein und eigen ſein, alle Welt verdammen, und ihr Hochmuth und Ruhm ſoll Gotte wohlgefallen, dafur einen Meſſiam geben, den ſie erwählen und ihm furmahlen. Drumb hüt dich, lieber Chriſt, für ſolchen verdampten verzweifelten Volk, bei welchem du nichts lernen kannſt, denn Gott und ſein Wort Lügen ſtrafen, läſtern, verkehren, Propheten morden, und alle Menſchen auf Erden ſtölziglich und hochmüthig verachten.“ (128 f.) „Hie kommen wir an den rechten Ort, hie muß ſich Gott laſſen recht martern, und hören, wie ſie ihn zuloben und zuſingen, daß er ſie mit ſeinem heiligen Geſetz geheiliget und ausgeſondert, und aus Aegypten geführet hat vor allen Völkern; hie ſtinken wir armen

Goiim recht; ah wie gar ſind wir nichts gegen dieſes heiliges, auserwähltes, edles und hochgelobtes Volk, das Gottes Wort hat." (129.) „Es iſt nicht zu ſagen, noch zu begreifen, welch ein ſtorriger, ungezähmter, verzweifelter Hochmuth in dem Volk ſteckt, durch dieſes Vortheil in ihnen erwachſen, daß Gott ſelbs mit ihnen geredet hat; kein Prophet hat dafur können aufkommen noch beſtehen wider ſie, Moſes ſelber nicht." (130.) „Strafet er oder ſchlug ſie mit ſeinem Wort durch die Propheten, ſo ſchlugen ſie ihn aufs Maul, und tödten ſeine Propheten, oder biſſen wie ein böſer Hund in den Stecken, damit ſie geſchlagen wurden." (131.) „Und je ärger ein Jüde iſt, je hoffärtiger iſt er, allein darumb, daß er ein Jude, das iſt, von Abrahams Samen, beſchnitten und unter dem Geſetz Moſi iſt! Denn David und andere fromme Jüden ſind nicht ſo ſtolz geweſt, als die itzigen verzweifelten Jüden; welche, wie böſe ſie ſind, wollen ſie gleichwohl die edelſten Herren gegen uns Heiden ſein." (131.) „Sie ſind aller Bosheit voll, voll Geizes, Neides, Haſſes unternander, Hohmuths, Wuchers, Stolzes, Fluchens wider uns Heiden, daß ein Jüde müßte ſehr ſcharfe Augen haben, ſo er ſollt einen frommen Jüden erkennen, ſchweige, daß ſie ſollten alleſampt Gottes Volk ſein, wie ſie rühmen. Denn ſie verbergen wahrlich ihre Frömmigkeit ſehr ſtark unter ihren öffentlichen Laſtern." (132.) „Sie ſind ſo blind, daß ſie nicht allein den Wucher (daß ich der andern Laſtern ſchweige) treiben, ſondern lehren denſelben als ein Recht, das ihnen Gott geboten habe durch Moſe; daran ſie, wie in allen andern Stücken, Gott ſchändlich anlügen, davon itzt nicht Zeit zu reden." (134.) „Nicht der ſoll ſich rühmen, der die Gebote hat, ſondern der ſie hält." „Aber dieß Stück iſt den blinden, verſtockten Jüden viel zu hoch, und wenn du mit ihnen ſollteſt davon reden, ſo wäre es eben, als wenn du fur einer Sau das Evangelium predigeteſt." (135.) „Möchteſt vielleicht fragen, warumb die Jüden ſolche Gloſſen hie machen? will ich dir ſagen: Der Odem ſtinkt ihnen nach der Heiden Gold und Silber, denn kein Volk unter der Sonnen geiziger, denn ſie ſind, geweſt iſt, noch ſind, und immerfort bleiben, wie man ſiehet, an ihrem verfluchten Wucher; und ſich auch tröſten, wenn ihr Meſſia kömpt, ſoll er aller Welt Gold und Silber nehmen und unter ſie theilen. Darumb wo ſie können die Schrift auf ihren unſättigen Geiz ziehen, das thun ſie mit allem Frevel. Du kannſt denken, daß Gott und ſeine Propheten ſonſt nichts zu weiſſagen gewußt haben, denn wie der grundloſe Geiz der verdampten Jüden mit der Heiden Gold und Silber zu ſättigen ſei." (176.) „Die Jüden ſinds, die heftiger begehren Gold und Silber, denn kein Volk auf Erden; daß es billiger ſollt heißen, Jüden-Begierd, denn Heiden-Begierd. Denn obgleich die Heiden Gold und Silber begehren, ſo ſind doch die Jüden da, die ſolch, der Heiden Begierd begehren und gewarten, daß mans ihnen bringen, und ſie verſchlingen, und den Heiden nichts laſſen ſolle. Warumb? Darumb, daß ſie das edle Blut, die beſchnitten Heiligen ſind, die Gottes Gebot haben und nicht halten,

ſondern halſtarrig, ungehorſam, Propheten-Mörder, hoffärtig, Wucherer und aller Untugend voll ſind, wie die ganze Schrift und noch ihr heutiges Weſen zeugen. Denn ſolchen Heiligen gehört billig der Heiden Gold und Silber, die es mit ſolchem Weſen ehrlich und redlich verdienen; wie der Teufel das Paradies und Himmelreich." (176) „Darumb, wo du einen rechten Jüden ſieheſt, magſt du mit gutem Gewiſſen ein Kreuz für dich ſchlagen, und frei und ſicher ſprechen: Da gehet ein leibhaftiger Teufel." (179.) „Sie wollens nicht, ſie könnens nicht leiden, daß wir Heiden ſollten ihnen fur Gott gleich ſein und der Meſſia ſollt ſowohl unſer, als ihrer Troſt und Freude ſein. Ehe ſie das litten, ſage ich, daß wir Heiden, die von ihnen ohne Unterlaß verſpeiet, vermaledeiet, verflucht, geläſtert, geſchändet werden, ſollten mit ihnen am Meſſia Theil haben, Miterben und ihre Brüder heißen: ſie kreuzigten ehe noch zehn Meſſia, und ſchlügen Gott (wo es möglich wäre) ſelber todt, mit allen Engeln und allen Creaturen, und ſollten ſie tauſend Hölle fur eine verdienen; ſogar ein unbegreiflicher, harter Stolz ſteckt in dem edlen Blut der Väter und beſchnittenen Heiligen. Sie wollen den Meſſia allein haben, und der Welt Herrn ſein; die verfluchten Goiim ſollen Knechte ſein, ihr Begierd, das iſt, ihr Gold und Silber, den Jüden geben, und ſich ſchlachten laſſen, wie das arme Viehe." (180 f.)

„Sie haben ſolchen giftigen Haß wider die Goiim von Jugend auf eingeſoffen von ihren Aeltern und Rabbinen, und ſaufen noch in ſich ohne Unterlaß, daß es ihnen, wie der 109. Pſalm ſagt, durch Blut und Fleiſch, durch Mark und Bein gangen, ganz und gar Natur und Leben worden iſt. Und ſo wenig ſie Fleiſch und Blut, Mark und Bein können ändern, ſo wenig können ſie ſolchen Stolz und Neid ändern, ſie müſſen ſo bleiben und verderben, wo Gott nicht ſonderlich hohe Wunder thut." (181.) „Darumb wiſſe du, lieber Chriſt, und zweifel nichts dran, daß du, näheſt nach dem Teufel, keinen bittern, giftigern, heftigern Feind habeſt, denn einen rechten Jüden, der mit Ernſt ein Jüde ſein will. Es mögen vielleicht unter ihnen ſein, die da gläuben, was die Kuhe oder Gans gläubet; doch hänget ihnen allen das Geblüt und Beſchneidung an. Daher gibt man ihnen oft in den Hiſtorien ſchuld, daß ſie die Brunnen vergift, Kinder geſtohlen und gepfriemet haben, wie zu Trent, Weiſſenſee ꝛc. Sie ſagen wohl nein dazu: aber es ſei oder nicht, ſo weiß ich wohl, daß am vollen, ganzen, bereitem Willen bei ihnen nicht feihlet, wo ſie mit der That dazu kommen könnten, heimlich oder offenbar. Deß verſiehe Dich gewißlich und richte Dich darnach. Thun ſie aber etwas Gutes, ſo wiſſe, daß es nicht aus Liebe, noch Dir zu gute geſchieht; ſondern, weil ſie Raum haben müſſen, bei uns zu wohnen, müſſen ſie aus Noth etwas thun, aber das Herz bleibt und iſt, wie ich geſagt habe." (182.) „Und möcht ein Menſch, der den Teufel nicht kennt, ſich wohl verwundern, warumb ſie den Chriſten für Andern ſo feind ſind, da ſie doch nicht Urſachen zu haben; denn wir ihnen

alles Gutes thun. Sie leben bei uns zu Hause, unter unserm Schutz und Schirm, brauchen Land und Straßen, Markt und Gassen: dazu sitzen die Fürsten und Oberkeit, schnarken und haben das Maul offen, lassen die Jüden aus ihrem offenem Beutel und Kasten nehmen, stehlen und rauben, was sie wollen, das ist, sie lassen sich selbs und ihr Unterthanen durch der Jüden Wucher schinden und aussaugen, und mit ihrem eigen Gelde sich zu Bettler machen. Denn die Jüden, als im Elende, sollten ja gewißlich nichts haben, und was sie haben, das muß gewißlich unser sein: so arbeiten sie nicht, verdienen uns nichts ab; so schenken oder geben wir's ihnen nicht; noch haben sie unser Geld und Gut, und sind damit unser Herrn in unserm eigen Lande und in ihrem Elende. Wenn ein Dieb zehen Gülden stiehlet, so muß er henken; raubet er auf der Straßen, so ist der Kopf verloren. Aber ein Jüde, wenn er zehen Tunne Goldes stiehlet und raubet durch seinen Wucher, so ist er lieber, denn Gott selbs." (182 f.) „Sie sprechen untereinander: Halt fest, siehe, wie Gott mit uns ist, und sein Volk auch im Elend nicht verläßt. Wir arbeiten nicht, haben gute, faule Tage, die verfluchten Goiim müssen uns furarbeiten, wir aber kriegen ihr Geld: damit sind wir ihre Herren, sie aber unser Knechte." (183.) „Schreiben doch ihre Talmud und Rabbinen, das Tödten sei nicht Sünde, so ein Jude einen Heiden tödtet, sondern, so er einen Bruder in Israel tödtet: und so er einem Heiden den Eid nicht hält, ist nicht Sünde. Item, stehlen und rauben (wie sie durch den Wucher thun) den Goiim, sei ein Gottesdienst; denn sie halten, weil sie das edle Blut und beschnittene Heiligen sind, wir aber verfluchte Goiim, so können sie es nicht zu grob mit uns machen, noch sich an uns versündigen, weil sie der Welt Herren, und wir ihre Knechte, ja ihre Viehe sind." (192.) „Auf solcher Lehre beharren auch noch heutigen Tages die Jüden, und thun wie ihre Väter, verkehren Gottes Wort, geizen, wuchern, stehlen, morden (wo sie können), und lehren solchs ihre Kinder immer fur und fur nachthun." (192.) „Sie fluchen uns Goiim und wunschen uns in ihren Schulen und Gebeten alles Unglück, sie rauben uns unser Geld und Gut durch Wucher, und, wo sie können, beweisen sie uns alle böse Tücke, wöllen (das noch das Aergest ist) hierin recht und wohl gethan, das ist, Gott gedienet haben, und lehren solchs zu thun. Solchs haben keine Heiden gethan, thuts auch niemand, denn der Teufel selbs, oder die er besessen hat, wie er die Jüden besessen hat." (193.)

„Unsere Bastarte und falsche Jüden meinen, sie müssen uns fluchen, hassen und allen Schaden thun, wo sie können, so sie doch keine Ursache haben; darumb sind sie gewißlich nicht mehr Gottes Volk." (294.) „Denn sie voller Zäuberei, Gäucherei, mit Zeichen, Figuren und des Namens Tetragrammaton stecken (das ist Abgötterei), voll Neides und Stolzes, dazu eitel Diebe und Räuber, die täglich nicht einen Bissen essen noch einen Faden antragen, den sie uns nicht gestohlen und geraubt haben durch ihren verdampten

Wucher; leben alſo täglich von eitel Diebſtahl und Raub mit Weib und Kind, als die Erz-Diebe und Landräuber, in aller unbußfertigen Sicherheit. Denn ein Wucherer iſt ein Erzdieb und Landräuber, der billig am Galgen ſiebenmal höher denn andere Dinge hängen ſollt." (208.) „Weil wir nu das Ebräiſch nicht verſtehen, uben ſie alſo ihren Grimm heimlich an uns, daß wir meinen, ſie reden freundlich mit uns, ſo fluchen ſie uns das hölliſch Feuer und alles Unglück. Sölche feine Gäſte haben wir arme fromme Chriſten an den Jüden in unſerm Lande, die wir doch mit allen Treuen meinen, und ihnen gern das beſte thäten beide an Leib und Seele, und ſehr viel grober Stück von ihnen leiden." (222 f.) „Denn die Macht ſtehet bei edlen, beſchnitten Herrn, die verfluchten Goiim zu belügen, ſchmähen, ſchänden, läſtern und fluchen, wie ſie wollen; wiederumb, ſich ſelbſt zu ſegenen, ehren, preiſen und loben, wenn's auch Gott anders wollte." (224.) „Die Juden bitten Gott: „Er ſolle uns Heiden durch ihren Meſſia alle todtſchlagen und vertilgen, damit ſie aller Welt Land, Güter und Herrſchaft kriegten. Und hie gehen die Wetter uber uns mit Fluchen, Läſtern, Speien, daß nicht zu ſagen iſt; wünſchen uns, daß Schwert und Kriege, Angſt und alles Unglück über uns verfluchten Goiim komme. Sölch Fluchen treiben ſie alle Sonnabend öffentlich in ihren Schulen, und täglich in ihren Häuſern, lehren, treiben und gewöhnen ihre Kinder dazu von Jugend auf, daß ſie ja ſollen bitter, giftig und böſe Feinde der Chriſten bleiben." (229 f.) „Sie klagen fur Gott uber uns, daß wir ſie im Elende gefangen halten, und bitten heftiglich, daß Gott wollt ſein heiliges Volk und lieben Kinder von unſer Gewalt und Gefängniß erlöſen, heißen uns Edom und Haman, damit ſie uns fur Gott wollen ſehr wehe gethan haben, welchs ſie ſehr bitter meinen, und hie erzählen zu lang." (229.) „Nu ſiehe, welch eine feine, dicke, fette Lügen das iſt, daß ſie klagen, ſie ſeien bei uns gefangen." (230.) „Denn wir wiſſen noch heutigen Tages nicht, welcher Teufel ſie her in unſer Land bracht hat, wir haben ſie zu Jeruſalem nicht geholet. Zudem hält ſie noch itzt Niemand, Land und Straſſen ſtehen ihnen offen, mügen ziehen in ihr Land, wenn ſie wollen; wir wollten gern Geſchenk dazu geben, daß wir ihr los wären. Denn ſie uns ein ſchwere Laſt, wie eine Plage, Peſtilenz und eitel Unglück in unſerm Lande ſind. Zu Wahrzeichen ſind ſie oft mit Gewalt vertrieben (ſchweige, daß wir ſie ſollten halten), aus Frankreich (das ſie Zarpath nennen aus Obadia), als einem feinen, ſonderlichen Neſt ſind ſie vertrieben. Itzt neulich ſind ſie von dem lieben Kaiſer Carolo aus Hiſpanien (welches ſie Sepharad auch aus Obadia nennen), dem allerbeſten Neſt, vertrieben. Alſo fein verſtehen ſie den Propheten Obadia, machen aus Zarpath Frankreich, und Sepharad Hiſpanien; das reimet ſich wie eine Kuh zur Windmühle; und dieß Jahr aus der ganzen Böhemiſchen Kron, da ſie doch zu Prag auch der beſten Neſt eines hatten; item aus Regensburg, Magdeburg und mehr Orten bei meinem Leben vertrieben. Heißt das gefangen

halten, wenn man einen nicht leiden kann im Lande oder Hause? Ja wohl, sie halten uns Christen in unserm eigen Lande gefangen; sie lassen uns arbeiten im Nasenschweiß, Geld und Gut gewinnen, sitzen sie dieweil hinter dem Ofen, faulenzen, pompen und braten Birn, fressen, saufen, leben sanft und wohl von unserm verarbeiteten Gut; haben uns und unsere Güter gefangen durch ihren verfluchten Wucher, spotten dazu und speien uns an, daß wir arbeiten, und sie faule Junker lassen sein von dem Unsern und in dem Unserm . . . . . Sie hätten zu Jerusalem unter David und Salomon nicht solche gute Tage können haben in ihrem eigen Gut, wie sie itzt haben in unserm Gut, das sie täglich stehlen und rauben." (231 f.) „So ist's auch unsere Schuld, daß wir das große, unschuldige Blut, so sie an unserm Herrn und den Christen bei dreihundert Jahren nach Zerstörung Jerusalem, und bis daher an Kindern vergossen (welches noch aus ihren Augen und Haut scheinet), nicht rächen, sie nicht todtschlagen, sondern für all' ihren Mord, Fluchen, Lästern, Lügen, Schänden frei bei uns sitzen lassen, ihre Schule, Häuser, Leib und Gut schützen und schirmen, damit wir sie faul und sicher machen und helfen, daß sie getrost unser Geld und Gut uns aussaugen, dazu unser spotten, uns anspeien, ob sie zuletzt künnten mächtig werden, und fur solche große Sünde uns alle todtschlagen, alles Gut nehmen, wie sie täglich bitten und hoffen. Sage nu du, ob sie nicht große Ursach haben, uns verfluchte Goiim feind zu sein, uns zu fluchen, und unser endlich, gründlich, ewig Verderben zu suchen." (232.)

„Was wollen wir Christen nu thun mit diesem verworfen, verdampten Volk der Jüden? Zu leiden ist's uns nicht, nachdem sie bei uns sind, und wir solch Lügen, Lästern und Fluchen von ihnen wissen, damit wir uns nicht theilhaftig machen aller Lügen, Flüche und Lästerung: so können wir das unlöschliche Feuer göttlichs Zorns (wie die Propheten sagen) nicht löschen, noch die Juden bekehren. Wir müssen mit Gebet und Gottesfurcht eine scharfe Barmherzigkeit üben, ob wir doch etliche aus der Flammen und Glut erretten künnten; rächen dürfen wir uns nicht, sie haben die Rache am Halse tausend ärger, denn wir ihnen wünschen mügen. Ich will meinen treuen Rath geben: Erstlich, daß man ihre Synagoga oder Schule mit Feuer anstecke, und was nicht verbrennen will, mit Erden überhäufe und beschütte, daß kein Mensch ein Stein oder Schlacke davon sehe ewiglich. Und solches soll man thun unserm Herrn und der Christenheit zu Ehren, damit Gott sehe, daß wir Christen seien, und solch öffentlich Lügen, Fluchen und Lästern seines Sohnes und seiner Christen wissentlich nicht geduldet noch gewilliget haben. Denn was wir bisher aus Unwissenheit geduldet (ich habs selbs nicht gewußt), wird uns Gott verzeihen; nu wirs aber wissen, und sollten darüber frei für unser Nasen den Jüden ein solch Haus schützen und schirmen, darin sie Christum und uns belügen, lästern, fluchen, anspeien und

ſchänden (wie droben gehöret), das wäre ebenſoviel, als thäten wirs ſelbs, und viel ärger, wie man wohl weiß." (233 f.) „Zum andern, daß man auch ihre Häuſer zerbreche und zerſtöre. Denn ſie treiben eben dasſelbige drinnen, was ſie in ihren Schulen treiben. Dafur mag man ſie etwa unter ein Dach oder Stall thun, wie die Zigeuner, auf daß ſie wiſſen, ſie ſeien nicht Herrn in unſerm Lande, wie ſie rühmen, ſondern im Elend und gefangen, wie ſie ohne Unterlaß fur Gott uber uns Zeter ſchreien und klagen. Zum dritten, daß man ihnen nehme alle ihre Betbüchlein und Talmudiſten, darin ſolche Abgötterei, Lügen, Fluch und Läſterung gelehret wird. Zum vierten, daß man ihren Rabbinen bei Leib und Leben verbiete, hinfurt zu lehren." (234 f.) „Zum fünften, daß man den Jüden das Geleit und Straße ganz und gar aufhebe, denn ſie haben nichts auf dem Lande zu ſchaffen, weil ſie nicht Herrn, noch Amptleute, noch Händeler oder desgleichen ſind; ſie ſollen daheime bleiben. Ich laſſe mir ſagen, es ſolle ein reicher Jüde itzt auf dem Lande reiten mit zwölf Pferden (der will ein Kochab werden), und wuchert Fürſten, Herrn, Land und Leute aus, daß große Herrn ſcheel dazu ſehen. Werdet ihr Fürſten und Herren ſolchen Wucherern nicht die Straße legen ordentlicher Weiſe, ſo möcht ſich etwa ein Reiterei ſammeln wider ſie, weil ſie aus dieſem Büchlein lernen werden, was die Jüden ſind, und wie man mit ihnen umbgehen, und ihr Weſen nicht ſchützen ſolle. Zum ſechſten, daß man ihnen den Wucher verbiete, der ihnen von Moſe verboten iſt, wo ſie nicht in ihrem Lande, Herrn uber frembde Lande, und nehme ihnen alle Baarſchaft und Kleinod an Silber und Gold, und legte es beiſeit, zu verwahren. Und iſt dieß die Urſache: Alles, was ſie haben (wie droben geſagt), haben ſie uns geſtohlen und geraubt durch ihren Wucher, weil ſie ſonſt kein ander Nahrung haben. Solch Geld ſollt man dazu brauchen (und nicht anders), wo ein Jüde ſich ernſtlich bekehret, daß man ihm davon fur die Hand gebe hundert, zwei, drei Flor., nach Gelegenheit der Perſon, damit er eine Nahrung fur ſein arm Weib und Kindlein anfahen müge, und die Alten oder Gebrechlichen damit unterhalte, denn ſolch böſe gewonnen Gut verflucht iſt, wo mans nicht mit Gottes Segen in guten, nöthigen Brauch wendet." (235 f.) „Zum ſiebenten, daß man den jungen, ſtarken Jüden und Jüdin in die Hand gebe Flegel, Axt, Karſt, Spaten, Rocken, Spindel, und laſſe ſie ihr Brod verdienen im Schweiß der Naſen, wie Adams Kindern aufgelegt iſt. (Geneſ. 3, 19.) Denn es taug nicht, daß ſie uns verfluchten Gojim wollten laſſen im Schweiß unſers Angeſichts arbeiten, und ſie, die heiligen Leute, wolltens hinter dem Ofen mit faulen Tagen, Feiſten und Pompen verzehren, und drauf ruhmen läſterlich, daß ſie der Chriſten Herrn wären, von unſerm Schweiß; ſondern man müßte ihnen das faule Schelmenbein aus dem Rücken vertreiben. Beſorgen wir uns aber, daß ſie uns möchten an Leib, Weib, Kind, Geſind, Viehe ꝛc. Schaden thun, wenn ſie uns dienen

oder arbeiten ſollten, weil es wohl zu vermuthen iſt, daß ſolch edle Herrn der Welt und giftige, bitter Würme, keiner Arbeit gewohnet, gar ungern ſich ſo hoch demüthigen würden unter die verpfluchten Gojim: ſo laßt uns bleiben bei gemeiner Klugheit der andern Nation, als Frankreich, Hiſpanien, Böhemen ꝛc. und mit ihnen rechen, was ſie uns abgewuchert; und darnach gütlich getheilet, ſie aber immer zum Land ausgetrieben. Denn, wie gehört, Gottes Zorn iſt ſo groß uber ſie, daß ſie durch ſanfte Barmherzigkeit nur ärger und ärger, durch Schärfe aber wenig beſſer werden. Drumb immer weg mit ihnen." (238) „Summa, lieben Fürſten und Herrn, ſo Jüden unter ſich haben, iſt euch ſolcher mein Rath nicht eben, ſo trefft einen beſſern, daß ihr und wir Alle der unleidlichen teufelſchen Laſt der Jüden entladen werden, und nicht fur Gott ſchüldig und theilhaftig werden alle der Lügen, des Läſterns, Speiens, Fluchens, ſo die raſenden Jüden wider die Perſon unſers Herrn Jeſu Chriſti, ſeiner lieben Mutter, aller Chriſten, aller Oberkeit und unſer ſelbs ſo frei und muthwillig treiben, keinen Schutz, noch Schirm, noch Geleit, noch Gemeinſchaft ſie haben laſſen, auch nicht eur und eur Unterthanen Geld und Güter, durch den Wucher, ihnen dazu dienen und helfen laſſen." (240.) „Inſonderheit, wo ihr Prediger ſeid, da Jüden ſind, da halt an mit Fleiß bei euern Herrn und Regenten, daß ſie ihr Ampt bedenken, wie ſie Gott ſchuldig ſind, und die Jüden zur Arbeit zwingen, den Wucher verbieten, und ſteuren ihrem Läſtern und Fluchen. Denke doch, wo kommen wir armen Chriſten dazu, daß wir ſolch faul, müſſig Volk, ſolch unnütz, böſe, ſchädlich Volk, ſolche läſterliche Feinde Gottes umbſonſt ſollen nähren und reich machen, dafur nichts kriegen, den ihr Fluchen, Läſtern und alles Unglück, das ſie uns thun und wünſchen können? Wollen aber die Herrn ſie nicht zwingen, noch ſolch ihrem teuflichen Muthwillen ſteuren, daß man ſie zum Lande austreibe, wie geſagt; und laſſen ihnen ſagen, daß ſie hinziehen in ihre Land und Güter gen Jeruſalem, und daſelbs lügen, fluchen, läſtern, ſpeien, morden, ſtehlen, rauben, wuchern, ſpotten, und alle ſolche läſterliche Greuel treiben, wie ſie bei uns thun, und laſſen uns unſer Herrſchaft, Land, Leib und Gut, vielmehr unſern Herrn Meſſiam, Glauben und Kirchen unbeſchweret und unbeſchmeißet mit ſolchen ihren teuflichen Tyranneien und Bosheiten." (242 f.)

„Ich hab viel Hiſtorien geleſen und gehört von den Jüden, ſo mit dieſem Urtheil Chriſti ſtimmen: nämlich, wie ſie die Brunnen vergiftet, heimlich gemordet, Kinder geſtohlen, wie droben gemeldet; item, daß ein Jüde dem andern über Feld einen Topf voll Bluts, auch durch einen Chriſten, zugeſchickt; item, ein Faß Wein, da das ausgetrunken, ein todter Jüde im Faſſe gefunden, und dergleichen viel; und das Kinderſtehlen hat ſie oft (wie droben geſagt) verbrennet und verjächt. Ich weiß wohl, daß ſie ſolches und Alles leugnen, es ſtimmet aber Alles mit dem Urtheil Chriſti, daß ſie giftige, bittere, rachgierige, hämiſche Schlangen, Meuchelmörder und Teufelskinder ſind, die

heimlich ſtechen und Schaden thun, weil ſie es öffentlich nicht vermögen. Darumb ich gern wollte, ſie wären, da keine Chriſten ſind. Der Türke und ander Heiden leiden ſolches nicht von ihnen, das wir Chriſten von den giftigen Schlangen und jungen Teufeln leiden; ſie thuns auch niemand, denn uns Chriſten. Das iſts, das ich droben geſagt habe, daß ein Chriſt näheſt dem Teufel keinen giftigern, bittern Feind habe, denn einen Jüden, ſo wir doch niemand ſo viel Guts thun, noch ſo viel von jemand leiden, als eben von ſolchen böſen Teufelskindern und Schlangengezücht. Wer nu Luſt hat, ſolche giftige Schlangen und junge Teufel, das iſt, die ärgeſte Feinde Chriſti unſers Herrn und unſer aller zu beherbergen, zu fretzen und zu ehren, und ſich zu ſchinden, rauben, plündern, ſchänden, zu ſpeien, zu fluchen und alles Uebels zu leiden begehrt, der laſſe ihm dieſe Jüden treulich befohlen ſein." (244.)

„Unſern Oberherrn, ſo Jüden unter ſich haben, wünſche ich und bitte, daß ſie eine ſcharfe Barmherzigkeit wollten gegen dieſe elenden Leute uben, wie droben geſagt, obs doch etwas (wiewohl es mißlich iſt) helfen wollte; wie die treuen Aerzte thun, wenn das heilige Feur in die Bein kommen iſt, fahren ſie mit Unbarmherzigkeit, und ſchneiden, ſägen, brennen Fleiſch, Adern, Bein und Mark ab. Alſo thu man hie auch, verbrenne ihr Synagogen, verbiete alles, was ich droben erzählet habe, zwinge ſie zur Arbeit, und gehe mit ihnen umb nach aller Unbarmherzigkeit; wie Moſe thät in der Wüſten, und ſchlug drei tauſend todt, daß nicht der ganze Haufe verderben mußte. Sie wiſſen wahrlich nicht, was ſie thun, wollens dazu, wie die beſeſſen Leute, nicht wiſſen, hören noch lernen. Darumb kann man hie keine Barmherzigkeit uben, ſie in ihrem Weſen zu ſtärken. Will das nicht helfen, ſo müſſen wir ſie, wie die tollen Hunde, ausjagen, damit wir nicht ihrer greulichen Läſterung und aller Laſter theilhaftig, mit ihnen Gottes Zorn verdienen, und verdampt werden. Ich habe das Meine gethan; ein Jeglicher ſehe, wie er das Seine thu. Ich bin entſchüldigt. Ich will zur Letzte für mich das ſagen, wenn mir Gott keinen andern Meſſia geben wollt, denn wie die Jüden begehren und hoffen, ſo wollt ich viel, viel lieber eine Sau, denn ein Menſch ſein." (259 f.) (Vergl. damit das Citat von Prof. Lazarus.) „Ich habe dieſes aber nicht geſchrieben, als hoffte ich, die Jüden zu bekehren, ſondern um „unſer Chriſten fur ihnen als fur den Teufeln ſelbs zu warnen, unſern Glauben zu ſtärken und zu ehren: nicht die Jüden zu bekehren, welchs eben ſo müglich iſt, als den Teufel zu bekehren." („Vom Schem Hamphoras" S. 276.) „Denn ein Jüde oder jüdiſch Herz iſt ſo ſtock-ſtein-eiſen-teufel-hart, daß mit keiner Weiſe zu bewegen iſt. Wenn Moſe käme mit allen Propheten, und thäten alle Wunderwerk fur ihren Augen, daß ſie ſollten ihren harten Sinn laſſen, wie Chriſtus und die Apoſteln fur ihnen gethan haben, ſo wäre es doch umbſonſt." (276) „Summa, es ſind junge Teufel, zur Höllen verdampt."

(276.) „Darumb hüt dich für den Juden, und wisse, wo sie ihr Schulen haben, daß daselbs nichts anders ist, denn ein Teufelsneſt, darin eitel Eigenruhm, Hohmuth, Lügen und Läſtern, Gott und Menſchen ſchänden, getrieben wird, auf's Allergiftigſt und Bitterſt, wie die Teufel ſelbs thun. Und wo du einen Jüden ſieheſt oder höreſt lehren, da denke nicht anderſt, denn daß du einen giftigen Baſilisken höreſt, der auch mit dem Geſicht die Leute vergiftet und tödtet. Sie ſind dahin gegeben durch Gottes Zorn, daß ſie meinen, ihr Ruhm, Hoffart, Gott anlügen, alle Menſchen verfluchen, ſei eitel rechter, großer Gottesdienſt, der ſolchem edlen Blut der Väter und beſchnittenen Heiligen (wie böſe ſie auch ſich ſelbſt fuhlen in greiflichen Laſtern) wohl gezieme und gebühre, und hiermit wollen wohlgethan haben. Hüt dich fur ihnen!“ (137.)

Mit dieſer Mahnung des theueren Gottesmannes wollen wir unſere Arbeit ſchließen. Leicht wäre es geweſen, dieſelbe durch weitere Citate (wir haben manche der ſtärkſten wegen ihrer allzu „kräftigen und kernigen Sprache“ weggelaſſen) noch bedeutend zu vermehren, allein die angeführten genügen Herrn Profeſſor Lazarus und ſeinen Anhängern wohl um den Werth ſeines Citates in's Klare zu ſtellen.

Judendeutſch in Galizien.

Eine jüngſt vor dem Reichsgerichte ſtattgehabte Verhandlung über eine Beſchwerde der „deutſch-“ (?) redenden Bewohner Brody's gegen eine Verfügung des galiziſchen Landesſchulrathes, beziehungsweiſe des Cultus- und Unterrichtsminiſteriums iſt in mehrfacher Hinſicht lehrreich.

Wir entnehmen aus derſelben erſtens, daß ſich in Brody unter 18,890 Einwohnern 15,038 Juden befinden. Dieſes ganz exorbitante Verhältniß wurde durch die dem Reichsgerichte durch den jüdiſchen Vertreter der Beſchwerde führenden Brodyer Juden „vorgelegten Urkunden“ dargethan; — das ſtatiſtiſche Material in dieſer Richtung wird uns ſonſt nicht leicht zugänglich gemacht, die Herrn Juden haben es nicht gerne, wenn man ihnen nachrechnet, und thun daher das Ihrige um dieſen ſo inſtruktiven Zweig der Statiſtik nicht allzuſehr in's Blühen gerathen zu laſſen, hier hören wir es aber einmal aus ihrem eigenen Munde, wie viele ihrer ſind — ſie ſelbſt werden es doch wiſſen!

Aus derſelben Verhandlung entnehmen wir aber auch noch ein Anderes.

Im vorliegenden Falle handelte es ſich um die Frage, ob eine deutſche Schule in Brody erforderlich ſei, und ob der Beſtand einer ſolchen daſelbſt mit Rückſicht auf die galiziſche Landesverfaſſung zuläſſig ſei — eine Frage

die zu erörtern hier nicht der Platz ist, die jedoch, falls es sich wirklich um „deutsche" Interessen handelte, jeder Deutsche gewiß nur zu Gunsten des Deutschthums entschieden wissen will.

Gerade gegenwärtig herrscht wieder in Oesterreich eine stärkere Reibung zwischen deutschen und slavischen Elementen, und gewiß in vielen Orten, nicht nur Galiziens, sondern auch Mährens und Böhmens sind ähnliche Conflicte zwischen Deutschen und Slaven in Schulfragen enstanden. Nur den 15,000 Juden Brody's ist es bisher gelungen mit ihrem Waih-Geschrei bis zu den Ohren des Reichsgerichts zu bringen und eine für sie günstige Entscheidung zu erwirken. Was ist hieran die Ursache, als unsere so oft gerügte Indolenz im Vergleiche zur zähen jüdischen Wühlerei!

Und gerade diese „Deutschen" haben sich als Vertreter deutscher Cultur und deutscher Sprache den Slaven entgegensetzen müssen! — „diese Deutschen?" — Wer, der je einen polnischen Juden in seinem entsetzlichen Gemauschel gehört, ließe sich beifallen, denselben einen „Deutschen" zu nennen? — Wer, frage ich, der je mit ihnen zu thun gehabt hat, — er sei denn selbst ihres Gleichen gewesen — hat ihre jüdische Gaunersprache verstanden, — in derselben etwa gar „deutsche" Laute erkannt? — Wiederholt (schreibt unser Correspondent) habe ich das zweifelhafte Vergnügen gehabt, amtlich mit Sprossen der so unselig gesegneten Stadt Brody verkehren zu müssen und mit Schaudern (abgesehen vom selbstverständlichen Ekel) erinnere ich mich an die langwierigen, vergeblichen Versuche, die ich gemacht, aus dem widerlich andauernden Genäsel und Gemengsel der abenteuerlichsten Wort- und Lautformen, die sie von sich geben — auch nur ein — ich sage nicht deutsches, ich sage nur — verständliches Wort herauszuhören! Das sollen Deutsche sein? Ob sich die Juden Brody's je vor ihrer Beschwerde als „Deutsche" gefühlt haben! Ob ihre Sprache von der der Polen nicht ebenso verschieden ist, als es die unsere glücklicherweise von ihrer ist!?

Ob diese Leute von irgend Jemanden für Deutsche, oder überhaupt für irgend etwas anderes als für Juden gehalten werden? Dieses „Deutsch" in der deutschen Schule Brody's möchte ich hören! Was ist diese „deutsche Schule" wohl anders als eine „Judenschule" in des Wortes scheußlichster Bedeutung, an der die Unterrichtssprache jenes gräuliche Juden-Kauderwälsch ist, das zwar die Umgangssprache der Herren Aeltern, Kinder und Lehrer in Brody ist, das aber einem christlich-deutschen Menschenkinde zwar ebenso unverständlich als das Polnische, dafür aber widerlich und ekelerregend ist.

Aber hier ließ sich aus der momentanen nationalen Strömung Kapital für die Stellung der Judenschule schlagen, und rasch erklären sich die 15,000 Juden Brody's als Vertreter des Deutschthums, die ganze Judenpresse tritt rasselnd in's Gewehr für die armen verfolgten „Deutschen" Galiziens, mit hebräischem Gelde wird ein dito Vertheidiger gedungen und nun, nachdem der ganze moderne jüdische Apparat gearbeitet, wird mit Genugthuung die wohl-

thätige Institution des Reichsgerichts geschildert, das so herrlich die Interessen der „Staatsbürger" wahrt.

Ob die „Schornale" auch so die Lärmtrommel gerührt hätten, wenn die 15,000 „Deutschen" Brody's wirkliche, ehrliche „Deutsche" gewesen wären, wenn es sich nur um „Deutsche" und nicht um specifisch „jüdische" Interessen gehandelt hätte? — Wir bezweifeln es.

Die Statistik der jüdischen Volksschule in Preußen.

Das „Centralblatt für die gesammte Unterrichts-Verwaltung in Preußen" bringt in seinem Juni- und Juliheste eine Statistik der vorhandenen öffentlichen Lehrer- und Lehrerinnenstellen an den preußischen Volksschulen, aus der wir die die Judenschaft betreffenden Zahlen unseren Lesern vorführen wollen. Neben diesen öffentlichen Schulen giebt es noch sehr viele jüdische, die, wohl wegen Mangel an Bildung ihrer Lehrkräfte, diesen Charakter nicht erlangt haben und hier nicht mitgezählt sind.

Keine jüdischen öffentlichen Schulen giebt es in den Provinzen Ostpreußen, Brandenburg (außer Berlin) Pommern, Schlesien (außer im Regier.-Bezirk Oppeln) und in der Provinz Sachsen. Dagegen sind im Regier.-Bez. Danzig 2 Lehrer und 1 Lehrerin, Regierungs-Bezirk Marienwerder 14 Lehrer, in der Stadt Berlin 2 Lehrer und 9 Lehrerinnen, im Regier.-Bezirk Posen 60 Lehrer, Bromberg 42 Lehrer, 1 Lehrerin, Oppeln 24 Lehrer, 3 Lehrerinnen, Schleswig 8 Lehrer, 4 Lehrerinnen, in der Provinz Hannover 47 Lehrer. Regier.-Bezirk Münster 4 Lehrer, Minden 3 Lehrer, Arnsberg 13 Lehrer, im Regier.-Bezirk Cassel 98 Lehrer, Koblenz 3 Lehrer, Düsseldorf 15 Lehrer, Köln 5 Lehrer, 1 Lehrerin, Trier 3 Lehrer, Aachen 5 Lehrer, Sigmaringen 3 Lehrer. Die Gesammtsumme ist demnach 351 Lehrer und 19 Lehrerinnen, zusammen 370 Lehrstellen. Merkwürdig und charakteristisch ist eine Vergleichung der am 1. Juni 1879 vorhandenen Lehrstellen mit denen vom 1. Juni 1877. Während nämlich die Zahl dieser Stellen bei den Evangelischen und Katholiken überall zugenommen hat, zeigt sich bei den Juden eine nicht unbeträchtliche Verminderung in diesen 2 Jahren. Es beziffert sich diese insgesammt auf 35 Lehrstellen, während sich diese an sich um 2260 vermehrt hatten.

Die Ursachen dieses Rückganges der jüdischen Schulen sowie der jüdischen Lehrkräfte sind mannigfach. Die erheblich gesteigerten Anforderungen an die Vorbildung und an die Fähigkeiten der Lehrkräfte in erster Linie kommen dabei in Betracht. Nächstdem sind die Besoldungen nicht derartig, daß sie den Juden befriedigen könnten; sein Talent für Schacher und Wucher bietet ihm, Dank unserer wirthschaftlichen Gesetzgebung, lohnendere Erwerbsarten. Ferner ist das Bestreben des verflossenen Ministers Falk, die Volksschule

zu ſimultaniſiren, die jüdiſchen Schüler in chriſtliche, bislang confeſſionelle Schulen zu ſtecken, auch in Betracht zu ziehen. Er glaubte damit den Ekel vor der Raſſe beſeitigen zu können, hat aber gerade das Gegentheil davon erreicht.

Bedauerlich iſt, daß, analog den Lehrkräften der Volksſchule, nicht auch eine ſolche der Gymnaſien und Realſchulen, ſowie der höheren Töchterſchulen mit publizirt iſt. Ebenſo wünſchenswerth wäre auch eine confeſſionelle Statiſtik der Schüler reſp. Schülerinnen. Ein ſolches Geſammtbild erſt würde einen ziemlich ſicheren Inhalt für einen Rückſchluß auf die ſociale Lage der Confeſſionen im preußiſchen Staate gewähren. Thatſache iſt, und es wird dies von den Juden ſelbſt zugeſtanden, daß die ſpezifiſch jüdiſchen Schulen ſehr ſchwach beſucht werden, was beweiſt, daß die Juden ſelbſt zu den Lehrkräften ihrer eigenen Confeſſion und deren Fähigkeiten ein geringes Vertrauen haben.

Von Hopfen-, Wein- und anderen Juden.

Dem „Bayer. Vaterland", das in höchſt anerkennenswerther Weiſe den Juden zu Leibe geht, entnehmen wir, was folgt:

Das ganze Hopfengeſchäft, höchſtens mit Ausnahme einiger Großbräuer, iſt in Niederbayern in den Händen der Juden, ebenſo der größte Theil des Wein- und Cigarrengeſchäfts. Und mit welcher Zudringlichkeit, Frechheit und Perfidie dieſe Geſchäfte von einer Unzahl die Provinz tagtäglich durchziehender jüdiſcher Handlungsreiſender, zumeiſt Geſchäftsinhaber und Reiſender in Einer Perſon, betrieben werden, darüber ließen ſich Bücher ſchreiben.

Daß bei einer oder der andern Gant in einer Landbrauerei eine Maſſe Hopfen ſich vorfindet, der den Bedarf auf 2—3 Jahre und länger noch gedeckt haben würde, kommt öfter vor und hat ſeinen Grund darin, daß der Brauer dem Hopfen-Juden Geld ſchuldete und die — wenn auch überflüſſigen Hopfenſendungen deshalb nicht zurückſenden konnte; kommt nun ſolcher Hopfen zur Verſteigerung, ſo zeigt ſich's, daß die zu 100 Mark pro Centner und darüber berechnete Waare keine 20 Mark pro Centner werth und höchſtens zur Streu für's Vieh verwendbar iſt. In dieſer Weiſe ſind ſchon Hopfenmengen, die einen Facturawerth von mehreren Tauſend Mark repräſentirten, um 100 und noch weniger Mark verſteigert worden.

Welch' elende Brühe die Weinjuden in den Land-Wirthshäuſern abſetzen, iſt bekannt, und beſtellt ein Wirth 30 Liter, ſo erhält er 60 und 100 Liter; verſäumt er aus Unkenntniß oder ſonſtwie die knappe Zeit der Zurdispoſition oder Rückſendung, ſo kann er das geſchmierte Zeug, das er als Wein bezahlen muß, behalten und zuſehen, wie er's an den Mann bringen kann.

Dutzende von Gerichtsscenen, in denen der geprellte und verklagte Wirth die elende Qualität der ihm als Wein aufgehängten Brühe durch Zeugen nachweist und der jüdische Kläger sich hinter allen erdenklichen Kniffen und Pfiffen verschanzt, beweisen die grenzenlose Unredlichkeit dieser Art von Geschäften.

Mit den Cigarren ist es ebenso. Solide, ansässige Geschäftsleute können das bestsortirte Lager halten und zu den billigsten Preisen anbieten, — da kommt so ein geschwätziger aufdringlicher Jude, beruft sich auf directe Bekanntschaft mit großen Herren und angesehenen Personen, welche bei ihm bestellen, was unter 100 Fällen 99mal erlogen ist, und verkauft dann elendes Kraut zu horrenden Preisen, namentlich wenn er einige Monate Credit verspricht; hat der Käufer die Schundwaare, dann wird das Creditversprechen abgeläugnet, und der Geprellte nach kurzer Zeit eingeklagt. Das ist so die Regel, die Ausnahmen sind selten!

Möge uns doch der liebe Himmel in Bälde von dieser Landplage, den jüdischen Händlern befreien!

Redaktion und Verlag: Otto Henze, Berlin N.O., 15 Friedensstraße.
Druck von Max Babing, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

1880. Nr. 4.

Judenspiegel.

Beiblatt
der
„Deutsche Wacht".

Erscheint monatlich und wird aparte nicht abgegeben.

Vom Judenkrieg.

Einen interessanten Einblick in die Bestrebungen der Juden im vorigen Jahre, der antisemitischen Bewegung ein Bein zu stellen, gewährt, zu unserer ganz besonderen Freude, eine Notiz der „Allgem. Ztg. des Judenthums" in ihrer Nr. 28. Es heißt daselbst:

„Der deutsch-israelitische Gemeindebund hat das in seiner Generalversammlung am 11. April vom Rechtsanwalt Emil Lehmann in Dresden erstattete Referat: „Ueber die judenfeindliche Bewegung" drucken lassen. Es ist ein ebenso licht- und maßvoller Vortrag, aus welchem wir die Stelle wiedergeben, die sich über den Umstand ausläßt, daß selbst die fanatischsten Hetzartikel von der Justiz unverfolgt geblieben, die doch bei anderen Preßerzeugnissen nicht immer eine solche Zurückhaltung beobachtet hat. Sie lautet:

„Alles das geschah unter der Herrschaft eines Gesetzbuches, das mit Strafen bedroht denjenigen, der

in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Klassen der Bevölkerung zu Gewaltthätigkeiten gegen einander öffentlich anreizt (§ 130, von Lasker eingeschmuggelt),

wie denjenigen, der öffentlich eine mit Corporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft (§ 166)."

„Alles das ist auch ohne Privatklage vom Staate direct zu bestrafen. Gleichwohl hat noch kein Staatsanwalt von Amtswegen die Verfasser, Verleger und Verbreiter jener judenfeindlichen Schriften angeklagt, hat keine Polizeibehörde Anstoß genommen an den verlockenden Aushängeschildern in Buchhändlerläden mit der Inschrift „Zur Judenfrage" und den zahllosen darunter hängenden Pamphleten. Als ob es der gesetzlich ausgesprochenen Gleichberechtigung gegenüber heutzutage noch eine Judenfrage geben könne!"

„Wir haben seit dem 21. October 1876 das bekannte Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie. Aber obschon ein guter Theil jener Schriften die Juden nur zum Anlaß und Ausgangspunkt nimmt, um socialdemokratische Angriffe und Verunglimpfungen gegen unsere deutschen Zustände zu richten, obwohl sie zumeist den Gegensatz zwischen den angeblich mühelos Erwerbenden und den angeblich Ausgebeuteten zu schüren bestimmt sind — das Socialistengesetz kam auf jene Schriften nicht zur Anwendung."

„Nur ein Staatsanwalt, der in Bremen, (Herr Kaim!!!!) hat unter Hinweis auf jene strafgesetzlichen Bestimmungen vor der Errichtung von Antisemitenvereinen gewarnt."

„Der Ausschuß des deutsch-israelitischen Gemeindebundes hat die Frage der strafgerichtlichen Verfolgung wiederholt zum Gegenstand seiner eingehenden Erwägungen gemacht. Ihr Referent hat sich stets gegen jeden Strafantrag ausgesprochen. Ich erachte es unter unserer Würde, im Wege der Privatanklage auf jene Hetzschriften hinzuweisen. Aufgabe der Regierungen ist es, von selbst dagegen einzuschreiten. (Wie anspruchslos!) Und wo dies nicht geschieht, da hilft auch eine Privatanklage blutwenig. Eine Freisprechung, ein matter Strafantrag seitens der von Privatklägern angerufenen Staatsanwaltschaft — und auch das wurde erlebt — wirkt schlimmer als eine Strafvollstreckung, die Märtyrer schafft."

„In den wenigen Fällen, in denen der Ausschuß des Gemeindebundes trotzdem Strafanträge gestellt, hat er theils — vor längerer Zeit — Bestrafung erzielt, theils — in neuester Zeit — staatsanwaltschaftliche Ablehnungen erlitten. Schriften, die in der Reichshauptstadt zur Zeit der Wahlen erschienen waren, und vor jüdischen Abgeordneten gewarnt hatten (Marr, Wählet keinen Juden!) enthielten nach Ansicht des Staatsanwalts keine Anreizung zu Gewaltthätigkeiten, in ihrem beschimpfenden Hinweis auf Juden in Galizien (Neu-Palästina oder das verjudete Deutschland) vermißte er den Thatbestand einer Aufreizung verschiedener Klassen deutscher Bevölkerung, obschon die betreffenden Schriften in Deutschland und offenbar nur für Deutsche geschrieben, offenbar nur gegen die Juden in Deutschland gerichtet sind. Die Juden, sagt er weiter, seien nicht als Religionsgesellschaft, sondern als Rasse und Volksstamm in's Auge gefaßt. Spöttische und sarkastische Bemerkungen seien nicht zu verwechseln mit beschimpfenden Aeußerungen." (Sehr richtig! Bravo!)

„Ein andrer Staatsanwalt versagte die Verfolgung eines Artikels, in welchem in schmählichster Weise die Juden angegriffen, der Fahneneid eines Juden als Geschäftsformel, das Reserveoffizierpatent als Gegenstand jüdischer Geschäftsspekulation dargestellt war (Israel im Heere, in Heft 1 der Deutschen Wacht), weil die Beleidigung des jüdischen Volksstammes nicht ohne Weiteres jedes einzelne Glied desselben treffe."

„Und dennoch! Wir Juden fühlen es am besten, daß mit judenfeind-

lichen Angriffen wir Alle bedroht, wir Alle berührt ſind. Und jeder (?) Chriſt, der befangene, wie der unbefangene, wird zugeben, daß in dieſen Schriften nicht der Jude Meyer, ſondern die Mehrzahl aller Juden gemeint iſt."

„Wenn irgendwo das Sprichwort: calmuniare audacter semper aliquid haeret, verleumde keck, es bleibt immer etwas hängen, ſich als Wahrwort zeigt, — ſo gegenüber den Juden. Die Wurzeln der Abneigung liegen tief. Sie hängen mit den früheſten Schulerinnerungen zuſammen, in den Gemüthern der Urtheilsloſen und Vorurtheilsvollen glimmt der Funke; durch derlei Hetzſchriften wird er genährt." (Und die täglichen Erfahrungen beſtätigen die Berechtigung der Abneigung, fügen wir hinzu. D. Red.)

„Und nicht blos in den Gemüthern der Urtheilsloſen. Wenn die Regierungen, wenn die Staatsanwälte nicht energiſch gegen Derartiges vorgehen — obwohl in ihnen Vorurtheilsfreiheit und Gerechtigkeitsſinn herrſcht, obſchon von allerhöchſter Stelle im deutſchen Reiche aus wiederholt in entſchiedenſter Weiſe die Mißbilligung jener Schmähſchriften zum Ausdruck gelangt iſt — ſo beweiſt das eben, daß man einem allzuſehr verbreiteten Vorurtheile gegenüber Bedenken trägt, die volle Schärfe des Geſetzes zur Anwendung zu bringen."

Wie ſchon geſagt, haben wir mit Freude und Stolz Kenntniß von dieſen Thatſachen genommen, da ſie in allen Punkten uns betreffen. Das „Wählet keine Juden!" wird Euch noch oft in die Ohren gellen, dafür werden wir ſchon ſorgen. Und nicht blos bei uns in Deutſchland! Wir ſind eben mit der Herausgabe einer neuen Broſchüre für Oeſterreich-Ungarn beſchäftigt, die als Titel dieſen unſeren Schlachtruf führen wird. Aus den Parlamenten, aus den Gerichtsſälen und den Communalvertretungen müßt Ihr hinaus — es iſt die Aufgabe unſeres Wirkens, unſeres Lebens. Wir haben die Urſachen der Corruption erkannt und werden das Uebel mit der Wurzel auszurotten bemüht ſein.

Rothſchild.

Nur einige flüchtige Bemerkungen über die Urgeſchichte dieſes erſten Bankhauſes der Welt ſeien uns geſtattet; etwas Zuſammenhängendes zu liefern, iſt bei der Lückenhaftigkeit und Unzuverläſſigkeit des in die Oeffentlichkeit dringenden Materials ſo gut wie unmöglich. „Von der Parteien Haß und Gunſt verwirrt, ſchwankt ihr Characterbild in der Geſchichte"; wir geben daher ſehr wenig auf die von Zeit zu Zeit in Umlauf geſetzten Rothſchild-Anekdötchen, meiſt jüdiſchen Urſprungs. Uns genügt vorläufig die Gewißheit, daß dieſes Haus unſeren Geldmarkt und damit zum guten Theile unſere

Politik beherrscht, und der Wunsch, diesem Zustande baldigst ein Ende zu machen. Was ist Bleichröder? 1/4 Prozent von Rothschild, seine Herrlichkeit nur ein schwacher Abglanz der fünffältigen Glorie des „regierenden Hauses". Herr Bleichröder ist zwar auch Generalkonsul der britischen, aber doch in erster Linie Generalagent der Rothschild'schen Majestät, wenn man will, „jüdischer Botschafter".

Aus dem Urschleim des Rabbinatsjüngerthums und der Geldwechselei erhob der alte Mayer Anselm Rothschild sich und sein Haus zu einer finanziellen Großmacht mit Hilfe der Huld des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen, der ihn zu seinem Hofjuden ernannte. Besagter Landesvater suchte der Uebervölkerung durch einen eigenthümlichen, für die Staatskasse äußerst ersprießlichen Modus der Colonisation vorzubeugen, indem er überschüssige Landeskinder nach Amerika als Soldaten an die Engländer verkaufte. Dieses Blutgeld hatte Rothschild zu verwalten, und er erlangte nach einiger Zeit die Vollmacht, die Fonds zu benutzen. Eine höchst ergötzliche Schilderung seines geschäftlichen Verkehrs mit dem fürstlichen Gönner liefert Immermann in seinem Münchhausen, welche wir hier einzuschalten nicht unterlassen wollen; es heißt dort: „— — Nur der Baron v. Rothschild verblieb noch bei dem Fürsten. Er war nach Cassel gekommen, um mit seinem erlauchten Geschäftsfreunde Abrechnung zu halten und hatte jetzt zu vernehmen, daß der Kurfürst die in des Barons Händen ruhenden Fonds ihm nicht länger zu sieben Prozent lassen könne, sondern auf dem achten fortan bestehen müsse.

Der Baron v. Rothschild war durch diese Nachricht und Eröffnung im Tiefsten erschüttert. Er schwor bei dem Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's, daß ihn eine solche Maßregel in's Verderben stürze; da aber sein hoher Gläubiger fest darauf bestand und ihn für den Fall des Weigerns mit der Kündigung bedrohte, so gab der Baron endlich mit blutendem Herzen nach und erwog zu seinem Troste im Stillen, daß in seiner Bank das Pfund mit zwanzig Procent wuchere, ihm sonach allerdings zwölf noch übrig verblieben.

„Der Fürst hatte bei der ganzen Verhandlung seine Haltung unerschütterlich bewahrt. Jetzt stieß er das Fenster auf, sah in die sternenklare Nacht und sagte: Wenn Ich konsiderire, daß ich wieder hier im Palais bin, und welche Interessen Mir die englischen Gelder, die Ich dazumal für das amerikanische Corps erhielt, in Seinen Händen getragen haben, Rothschild, so muß Ich sprechen: Der alte Gott lebet noch und lässet nicht zu Schanden werden."

„Der Baron erwiderte etwas verstimmt: Warum soll nicht leben der alte Gott, da noch leben Eur' Hoheit? Wie kann man werden zu Schanden mit acht Prozent?" —

Wir haben keine Veranlassung, daran zu zweifeln, daß der Gründer des Hauses Rothschild nicht nur ein orthodoxer Jude (hierdurch vortheilhaft unterschieden von den modernen Jobbern, welche keinen Gott außer ihrem

Geldbeutel mehr haben, wenn ſich auch eine Anzahl von ihnen aus weltlichen Rückſichten taufen ließ — und dies theilweiſe ſchon wieder lebhaft bedauert, da ein Ungetaufter jetzt beſſer durch die Welt kommt), ſondern auch (wiederum im Unterſchiede von ſeinen heutigen Collegen) ein ſtreng-rechtlicher, ehrlicher Geſchäftsmann war. Seinen Reichthum verdankte er nicht eigenem Schwindel, ſondern neben ſeinen Talenten den unſauberen Geldoperationen eines chriſtlichen Fürſten, welcher, ächt-mancherſterlich, die Menſchen als Waare behandelte. Dieſes Beiſpiel iſt, cum grano salis verſtanden, typiſch. Wir konſtatirten bereits, daß in jüdiſchen Geſchäftskreiſen die guten Eigenſchaften des alten Rothſchild jetzt kaum noch zu finden ſind. Dennoch bleibt es wahr, daß es vorzugsweiſe die, freilich im Intereſſe des Geſchäfts von den Juden beförderten, Laſter und Fehler der Chriſten ſind, welchen die Juden ihr Emporkommen in unſeren Tagen verdanken. Es iſt nicht nur „Noth, Leichtſinn und Unerfahrenheit“ nach der klaſſiſchen Definition des neuen Wuchergeſetzes, welche die großen und kleinen Halsabſchneider ausbeuten. Es iſt vor Allem der Mangel an chriſtlichem und nationalem Ehrgefühl, der uns verjüdeln läßt. Das Schimpfen thut's nicht; geht nicht neben geſetzlichen Maßregeln zur Beſeitigung der Uebermacht der Börſe und des Großkapitals eine religiöſe und nationale Erweckung unſeres Volkes nebenher, ſo wird uns die Löſung der Judenfrage nie gelingen, ja, ſo verdienen wir es gar nicht beſſer, als wir es jetzt haben. (Deutſche Landesztg.)

Die Gefahren der allgemeinen Wechſelfähigkeit

ſchildert Dr. Perrot in der „D. Reichspoſt“ in folgender Weiſe:

„Ueber die eigentliche Natur des Wechſels und ſeine heutige ungeheuere praktiſche Tragweite ſind die allerwenigſten Leute ganz im Klaren. Selbſt national-ökonomiſche Lehrbücher geben darüber meiſt nur ſo völlig ungenügende Aufklärungen, wie z. B. über das Aktien- und Börſenweſen. Die Erhebung des Wechſelſtempels in Deutſchland hat jetzt wenigſtens ſo viel zu Wege gebracht, daß man die ungeheuere Kapitalbewegung, welche in Wechſeln ſtattfindet, ziemlich annähernd ſchätzen kann. Vor 6 Jahren ſchon wurde dieſelbe auf 4—5 Milliarden jährlich in Deutſchland taxirt, und ſie iſt ſeitdem gewiß erheblich gewachſen. Wenn der „Wechſel“ weiter nichts wäre, als eine Einrichtung zur Ausgleichung von Schuldforderungen, ſo wäre er eine ſehr wohlthätige Einrichtung. Was den „Wechſel“ aber erſt zu Dem macht, was er heute iſt, das ſind hauptſächlich zwei Dinge:

1) Daß alle Diejenigen, durch deren Hände er geht, und welche ihren Namen darauf ſetzen, für die Wechſelſumme mit haften, und zwar nach Belieben des Gläubigers.

2) Daß bei Nichtbezahlung der Wechſelſumme zu beſtimmter Stunde ohne alle weitere Umſtände die ſofortige Execution eintritt.

„Namentlich in dem letzteren Punkte, auf welchem ſich ein eigenes und beſonderes Wechſelrecht aufbaut, beruht ſowohl eine ungeheure Bevorzugung der „Wechſelſchulden" vor allen anderen Arten der Schuldforderung, als auch die eigentlich gefährliche Natur des Wechſels. Wie unendlich oft hat ſich z. B. folgender Fall ereignet. Irgend ein Handwerker ꝛc. iſt etwas ſchuldig. Der Gläubiger drängt. Der Schuldner hat das Geld nicht vorräthig. „Stellen Sie mir einen Wechſel aus", ſagt der Gläubiger, und der Schuldner — erfreut, auf dieſe Weiſe eine Friſt gewonnen zu haben — ſchreibt den Wechſel. Der Gläubiger aber, welcher weiß, daß ſein Schuldner auch den Wechſel nicht wird honoriren können, ſagt, daß auf demſelben auch noch die Unterſchrift zweier zahlungsfähiger Freunde nöthig ſei. Der Schuldner ſagt zweien Freunden, ſie möchten „nur der Form halber" ihre Unterſchrift quer auf den Wechſel ſetzen. Am Verfalltage, wenn die beiden Freunde ihre Unterſchrift ſchon längſt vergeſſen haben, iſt der Schuldner zahlungsunfähig, und der Gläubiger fordert die Zahlung von den Freunden. Dieſe haben an nichts gedacht und werden, da ſie die Summe nicht vorräthig haben, einfach executirt. Dies iſt der urſprüngliche Mechanismus der ſogenannten Halsabſchneidekunſt, welche bis zu einem unglaublichen Grade noch weiter verfeinert und ausgebildet iſt."

„Wer genauere Kenntniß von den Verhältniſſen der kleinen Leute hat, der weiß, daß für ſie der Wechſel und der auf Grund deſſelben erhaltene „Kredit" eine ſo überwiegende Quelle des Unheils iſt, daß der allenfallſige Nutzen deſſelben für dieſe Kreiſe dagegen völlig verſchwindet. Es iſt dabei in Anſchlag zu bringen, daß der „Wechſel" den kleinen Leuten in der Regel als Raſirmeſſer erſt dann an den Hals geſetzt wird, wenn ſie in tiefſter Bedrängniß ſind. Um durch den „Wechſel" dann noch eine Friſt zu gewinnen, laſſen ſie ſich in der Regel drängen, eine viel höhere Summe hineinzuſetzen, als ſie wirklich ſchulden, und da zur Verfallzeit jede Prüfung der Schuldforderung beim Wechſel ausgeſchloſſen iſt, ſo bedienen ſich die Wucherer gerade dieſes Umſtandes wegen und weil ſie dann die ſofortige bedingungsloſe Execution in der Hand haben mit faſt ganz ausſchließlicher Vorliebe des Wechſels als Hauptwucherinſtrument."

„Wird ein ſolcher, über die urſprüngliche Schuldſumme ſchon weit hinaus geſchraubter Wechſel am Verfalltage nicht bezahlt, ſo handelt es ſich bei dem Wucherer um die weitere Frage, ob der Schuldner, welcher zwar augenblicklich nicht genug Geld vorräthig hat, ſo viel Eigenthum beſitzt, daß ſpäter eine noch höhere Summe herausgeſchlagen werden kann. Iſt letzteres der Fall, ſo wird der Wechſel gegen weitere erhebliche Erhöhung der Wechſelſumme „prolongirt", d. h. verlängert. Das Manöver wird dann ſo lange fortgeſetzt, bis der Wechſel den Werth der Summe erreicht hat, welche aus

der Zwangsversteigerung des gesammten Eigenthumes des Schuldners etwa gewonnen werden kann."

„Es ist dies die Methode, welche eine große Zahl kleinerer Kapitalisten im Anfang ihrer Laufbahn befolgen, um ihr kleines Kapital schnell zu vervielfachen und dann zu größeren „Geschäften", namentlich an der Börse, übergehen zu können."

„Für den Großkaufmann ist der „Wechsel", trotz allgemeiner Wechselfähigkeit, ein thatsächliches Privilegium, ein Vorrecht geblieben, welches er vor den übrigen Klassen voraus hat. — Wenn der Kaufmann seine Waaren absendet, so „zieht er auf den Empfänger einen Wechsel" und „begiebt" denselben, so hat er sein Geld mit einem gewissen Abzug (Zins und Diskont) für diese Vorauszahlung. — Kann nun etwa der Schuster, wenn er seine Stiefel abliefert, auf seinen Kunden dafür einen „Wechsel ziehen"? Für die kleinen Leute ist der Wechsel eben nur Halsabschneide-Instrument. Obgleich nun die moderne Rechtsanschauung allen Privilegirungen einzelner Bevölkerungsklassen widerstrebt, so könnte man doch die Frage aufwerfen, ob die Verleihung des Wechselprivilegiums an den Kaufmannsstand von überwiegendem öffentlichen Nutzen oder gar eine unerläßliche Nothwendigkeit sei. Da müßte denn auch noch jener Gebrauch erörtert werden, welcher von den Wechselprivilegien in ungeheurem Maßstabe in unseren Banquierkreisen und zwar namentlich im Anschluß an die Banknotenprivilegien und an den Mechanismus der sogenannten Reichsbank betrieben wird. Es schließt sich hier nämlich die Thatsache an, daß die hohen Finanzkreise sich mittelst des Wechsels millionenweise „billiges Geld" machen und sich dasselbe dann theurer von der übrigen Bevölkerung bezahlen lassen. — Daß der „Wechsel" ferner bei fast allen Bankerotten eine erste Rolle spielt, sei hier nur angedeutet.

Die „Grenzboten" zur Judenfrage.

In den „Grenzboten" erschien vor Kurzem eine Serie von „Beiträgen zur Beurtheilung der Judenfrage", welche bei der bekannten Fühlung, welche die genannte Wochenschrift mit Regierungskreisen hat, einige Beachtung verdienen (dieselben sind soeben — ergänzt und erweitert — unter dem Titel: „Israel und die Gojim" im Verlage von F. W. Grunow in Leipzig im Separatdruck erschienen). In dem letzten Artikel beschäftigt sich der (ungenannte) Verfasser mit der Frage: „Was ist in der Gegenwart in Betreff der Judenfrage zu thun?" Er führt zunächst aus, daß „das unter uns angesiedelte Semitenvolk wie vor so nach der Emancipation als Ganzes betrachtet ein Landschaden", und daß „dieser Charakter durch die Entfesselung von 1848 und die ihr

folgende Gesetzgebung, namentlich durch die wirthschaftliche, noch wesentlich erkennbarer und gefährlicher" geworden sei. Sie durch das Bürgerrecht zu Deutschen machen zu wollen, sei ein verfehlter Gedanke gewesen; in diesem Sinne habe schon Fichte Recht gehabt, wenn er gesagt habe: „Den Juden Bürgerrecht zu geben, dazu sehe ich kein anderes Mittel als das, ihnen in einer Nacht die Köpfe abzuschneiden und andere aufzusetzen, in denen auch nicht eine jüdische Idee ist." Es bleibe daher nur übrig, gegen das einmal erkannte Uebel mit aller Entschiedenheit aufzutreten. „Zunächst" heißt es weiter, „muß die Nation eine andere Stellung zum Judenthum einnehmen, und es ist Pflicht der Schriftsteller, welche diese Nothwendigkeit erkannt haben, nach Möglichkeit darauf hinzuwirken. Aber beharrlich, immer von Neuem, ihr Herren, nicht gleich die Flinte in's Korn werfen, wenn auch nicht sofort Erfolg sichtbar ist. Wir müssen uns auf uns selbst besinnen, so wie auf die Kluft, welche den Deutschen vom Durchschnitts-Semiten trennt, und auf die Gefahr, die uns von diesem droht." Dann sei auf die Bildung einer Partei ad hoc hinzuarbeiten, welche die Judenfrage im Auge behalte und sämmtliche übrige Fragen, kirchliche wie weltliche, bei Seite lasse, eine deutsche „Know-nothing-Partei", in welcher Jeder, sei er außerhalb dieses Kreises Unitarier oder Particularist, liberal oder konservativ, orthodox oder rationalistisch, ultramontan oder „Protestant gegen römische Uebergriffe in die staatliche Sphäre" (!) willkommen sein müsse, wenn er nur entschieden erkläre, „von einer vollen Gleichstellung des semitischen Elementes mit dem alteingeborenen nichts mehr wissen zu wollen", und wenn er daneben sich verpflichte, „bei den Wahlen für Gemeinde, Kreis, Provinz, Land und Reich keinem Juden seine Stimme zu geben, keine von jüdischen Händen redigirte oder jüdischen Interessen das Wort redende Zeitung zu halten. Andere nach Kräften zu gleicher Enthaltsamkeit zu bewegen und mit allen erlaubten Mitteln auf den Ausschluß der semitischen Eindringlinge aus den Vereinen und Versammlungen hinzuwirken." Dann werde der Staat, die Regierung und der Reichstag etwas thun müssen. Vor Allem sei hier zu denken an ein Wuchergesetz „mit draconischen Strafen, z. B. Ausweisung aus dem Reiche", an eine Reform des Aktiengesetzes, an an ein Börsengesetz und an Aufhebung der Wechselfähigkeit für Alle, welche nicht Kaufleute seien. Wenn diese Schranken den Juden nicht gefielen, so könnten sie ja auswandern; unser wirthschaftliches Leben könne nur dabei gewinnen. Ferner würden Maßregeln erwünscht sein, welche verhüteten, daß das semitische Element im Justizdienste und in der staatlichen Verwaltung stärker vertreten sei als im Verhältniß der Zahl der zu ihm Gehörigen zu derjenigen der Deutschen. Nicht minder sei ein Abschluß der Grenze nach Osten zu empfehlen, welcher dem Einströmen der Juden von dorther zu steuern und die weitere Ansiedelung dieses verderblichen Elementes in Deutschland unmöglich zu machen geeignet wäre. Endlich müsse eine Beschränkung der Freizügigkeit in einer Weise eintreten, daß man den Gemeinden die Befugniß

ertheile, die Aufnahme von Juden in ihrer Mitte zu verweigern. „Dies sind", schließt der Artikel, „einige Andeutungen. Von Rechtskundigen formulirt, würden sie unseres Erachtens vorläufig und vielleicht für längere Zeit genügen. . . . . Wenn man uns sagt, Zurücknahme der Emancipation werde den Gegensatz schärfen, so antworten wir: Vertuschung des vorhandenen und nicht zu beseitigenden Gegensatzes ist gefährlicher als Schärfung. . . . Wenn man aber „Reaktion" schreit, so sei entgegnet: Wir haben volkswirthschaftliche Neuerungen, welche sich als schädlich erwiesen, abgeändert, und wir werden das wieder thun, wo die Erfahrung die Doktrin der Unwahrheit zeiht, und andrerseits hat man früher wiederholt aufgehobene Beschränkungen der Juden wiederhergestellt, ohne daß die Welt von dem Geschrei, das darüber durch's Land fuhr, eingefallen wäre. Warum sollte es jetzt nicht gehen? Aber bald muß Hand an das Uebel gelegt werden. Sonst wird das, was heute noch Uebertreibung ist, der Sieg des Judenthums über das Germanenthum eine Wahrheit, und da ein dauernder Sieg derart eine Naturwidrigkeit wäre, so würde, wenn menschliche Gesetze nicht mehr helfen könnten, das Naturgesetz sich geltend machen, welches noch niemals die Herrschaft einer unedlen Minderheit über eine Mehrheit edel veranlagter Menschen länger als kurze Frist bestehen ließ."

So weit die „Grenzboten". Wir unserseits, schreibt die „Köln. Volksztg.", sind natürlich weit davon entfernt, ihnen in den reproducirten Ausführungen vollständig beizupflichten, jedenfalls aber müssen wir es als ein bedeutsames Symptom der Zeit bezeichnen, daß ein Blatt von der Richtung der „Grenzboten" in so überaus scharfer Weise wider die Juden auftritt.

Sehr interessant und durchaus wahrheitsgetreu sind die Schilderungen, welche wir in dem oben citirten Buche über den demoralisirenden Einfluß der jüdischen Presse finden. Der Verfasser betont zunächst, daß die österreichisch-ungarische Presse beinahe ausschließlich von Juden und nach jüdischen Grundsätzen geleitet wird, die deutsche wenigstens in den meisten ihrer großen Blätter, ihrer Wochen- oder Monatschriften, daß die einzelnen Correspondenten, die Besitzer der Correspondenzfabriken in Berlin, Paris und London mit kaum zählenswerthen Ausnahmen einem großen internationalen Judenklüngel angehören, der kein Vaterland und überhaupt nichts als das Geschäft kenne. Selbst auf nichtsemitische Redaktionen erstrecke sich zuweilen in recht merklicher Weise der Einfluß des Judenthums; sie seien von jenen Correspondenten abhängig, und wo ihr Blatt ein Aktienunternehmen sei, schrieben ihnen getaufte und ungetaufte Juden, welche eine erhebliche Anzahl von Antheilscheinen besaßen, vor, was sie zu thun und zu lassen hätten. Das Judenthum dürfe auch von diesen Zeitungen nicht angerührt, die Bewegung gegen dieselbe müsse, wo nicht bekämpft, doch todtgeschwiegen werden. Dagegen arbeite die eigentliche Judenpresse in jeder Hinsicht ohne Scheu und kaum verhüllt, für die

Zwecke und Ziele der Stammgenoſſen. Keines Deutſchen Verdienſt werde ehrlich hervorgehoben und anerkannt, keine jüdiſche Leiſtung dagegen, ſei ſie auch völlig bedeutungslos, bleibe unerwähnt und ungeprieſen. Die Kritik der Tagesblätter ſei durch die jüdiſchen Literaten rein zur Reklamenfabrikation für die in deutſcher Sprache auftretende ſemitiſche Literatur geworden. Mit vollen Backen werde auch für Künſtler orientaliſcher Abſtammung die Lobpoſaune geblaſen: für Muſiker und Schauſpieler, für Reiſende, für Romanſchriftſteller, Dramatiker und Gelehrte aller Art. Ein guter Theil dieſer künſtleriſch oder literariſch oder ſonſtwie thätigen Juden würde unbekannt geblieben ſein, wenn ſie nicht von der Gefälligkeit ihrer Vetterſchaft immer neu entdeckt würden, und ſelbſt die großen Leuchten verdankten die beſte Portion ihres Ruhmes, theils dieſer Gefälligkeit, theils der von ihnen ſelbſt rühriſt bethätigten Anſicht, daß man ſein Licht niemals unter den Scheffel ſtellen dürfe. Richte ein jüdiſcher Banquier ſeiner Tochter eine glänzende Hochzeit aus, feiere ein Verein von Berliner Semiten ein Feſt, ſo müſſe es das Land im Detail wiſſen, und die Judenpreſſe übernehme die Beſorgung dieſer wichtigen Botſchaft. Mache ein reicher Sohn Iſrael's eine wohlthätige Stiftung, indem er von den goldenen Früchten, die er zu Millionen von dem bekannten „Giftbaume" gepflückt Hundert oder gar ein paar Hundert zu einer wohlthätigen Sammlung ſpende, ſo werde die Sache ſofort von einem Dutzend Preßjuden an ihre journaliſtiſche Litfaßſäule geſchlagen. Sterbe ein jüdiſcher Journaliſt, ſo brächten jene Blätter ohne Verzug ſpaltenlange Nekrologe, in denen er, gleichviel, was er geleiſtet habe, als ein ſchwerer Verluſt für das Vaterland und als ein Talent dargeſtellt werde, von dem man annehmen ſolle, er ſei mindeſtens eines Wandmedaillons im Vorſaale des Reichstages würdig. Daneben ſei durch die Betriebſamkeit in unſere Preſſe ein Streben nach dem Senſationellen und Pikanten, nach Klatſch und Scandal gekommen, vor dem alles Andere zurücktrete, und das dem Zeitungspublikum jeden Sinn und Geſchmack an ernſten Dingen zu entfremden drohe. Unſere jüdiſchen Journaliſten arbeiteten endlich für die Börſe: ſie helfen Hauſſe und Baiſſe machen, theils direkt, theils durch politiſche Correſpondenzen, wobei man erfinde, was man nicht wiſſe. Bekannt ſeien die hierher gehörigen ſenſationellen Artikel, mit welchen Hr. Oppert aus Blowitz die „Times" von Zeit zu Zeit ſpeiſe, und die wiederholt ganz merkwürdig mit der Ultimo-Regulirung in London zuſammengetroffen wären; Dutzende von großen und kleinen Zeitungs-Berichterſtattern orientaliſcher Abkunft bedienten uns mit gleichen oder ähnlichen Nachrichten, die meiſt auf nichts anderes als auf Börſenmanöver hinausliefen. (Köln. Volksz.)

Jüdiſcher Schwindel und Wucher.

Wien, 15. Juli. Perſonen, die ein unehrenhaftes Gewerbe treiben, pflegen dieſes wohl ſelbſt niemals beim wahren Namen zu nennen, es wäre denn, daß der letzte Reſt von Ehrgefühl im vollſtändigſten Cynismus untergegangen wäre. Sie wählen, wenn ſie ſchon genöthigt ſind, ihren Stand anzugeben, eine ausweichende, unbeſtimmte Bezeichnung; ſie vermeiden das richtige Wort, welches ihrer korrupten Exiſtenz das ſoziale Gepräge giebt. Der Mann, welcher heute mit ſcharf lauerndem, funkelndem Blick, an den eines Raubvogels erinnernd, und ſchleichenden Schrittes, gleich dem einer Katze, in den Schwurgerichtsſaal ſich vorführen ließ, hat darauf verzichtet, für etwas Anderes zu ſcheinen, als er iſt, und auf die Frage des Präſidenten, „Was iſt Ihre Beſchäftigung?“ erwiderte er trocken: „Geldwucherer.“ Jawohl, ein Geldwucherer, und zwar einer der gefürchtetſten ſeiner Gilde. Der Wucher, den er betrieb, hatte es auf die Ausbeutung jugendlichen Leichtſinns abgeſehen, auf die Verführung hoffnungsvoller junger Leute, welche der militäriſchen Karrière ſich widmeten. An die emporſchießenden jungen Pflanzen klammerte ſich dieſer Wucherer als ein das innerſte Mark ausſaugendes Schmarotzergewächs, und wer kann es wiſſen, wie viel edles junges Reis verdorrt ſein mag unter dieſer vernichtenden Umſchlingung, wie viel zerſtörtes Elternglück, wie viel vernichtete Lebenshoffnung der Mann auf ſeinem Gewiſſen hat. Es iſt Thatſache, daß das Treiben dieſes Menſchen zu einer förmlichen Kalamität geworden war, von der das Reichs-Kriegsminiſterium und das Landesvertheidigungs-Miniſterium Kenntniß hatten, ohne daß dieſe Behörden Jahre hindurch in der Lage waren, die Armeeangehörigen vor dieſer Bewucherung zu ſchützen. Das Miniſterium hat zur Verhandlung einen Major-Auditor, Herrn Ignaz Broſchek, delegirt, welcher die Militärperſonen, welche ſich dem Strafverfahren angeſchloſſen haben, vertreten und die ihr Intereſſe wahrenden Anträge ſtellen wird. Unter den Zeugen ſind ein Major, mehrere Hauptleute, deren Bruſt mit Orden geſchmückt iſt, mehrere Oberlieutenants, Lieutenants, ein Oberwundarzt und auch mehrere Unteroffiziere. Hr. Iſidor Selinger (!) iſt ein kleiner, ſchwarzhaariger Mann mit ſpitziger Naſe, die wir kurzweg als Wuchernaſe zu bezeichnen wagen; ſeine ſchwarzen Augen fallen ſofort auf durch ihren unheimlichen Blick. Der Angeklagte iſt beſchuldigt, das Verbrechen der öffentlichen Gewaltthätigkeit durch Erpreſſung, das Verbrechen des Betruges und das Verbrechen der verſuchten Verleitung zum Betruge begangen zu haben. Der Anklageſchrift entnehmen wir folgende Schilderung ſeines Treibens: Iſidor Selinger, welcher in Lemberg ſich theilweiſe Realſchulbildung erworben hatte, früher als Diurniſt bei der Finanz-

Landesdirektion, dann als Wegmeister in Limanow, als Bahn-Aufseher bei der Karl-Ludwig-Bahn bedienstet war, im Jahre 1858 die vermögenslose Clotilde Schatzko heirathete, kam im Jahre 1860 nach Wien, wurde Kassirer einer Modezeitung, betrieb dann ein Jahr ein Delikatessengeschäft und begann im Jahre 1868 mit Darleihen von Geld und mit dem Einkaufe zweifelhafter Forderungen, die er rücksichtslos eintrieb. Zu seinen Kunden gehörten hauptsächlich Bahnbeamte, Offiziere und Schüler militärischer Erziehungsanstalten. Nach seiner eigenen Angabe lieh er regelmäßig Geld zu einem Jahreszinsfuße von hundertundzwanzig Prozent aus, welche Verzinsung jedoch nach den gepflogenen Erhebungen in einzelnen Fällen sogar die Höhe von zweitausendvierhundert Prozent erreichte. Auf solche Weise gelang es ihm, ein Vermögen zu erwerben, das er selbst auf 20,000 fl. in Werthpapieren und beiläufig 50,000 fl. in ausstehenden Forderungen beziffert, das jedoch nach Aufzeichnungen, die unter seinen Papieren gefunden wurden, ein bedeutend höheres sein dürfte. Selinger verkehrte mit besonderer Vorliebe anläßlich seiner Geldgeschäfte mit Kadetten und Offiziersaspiranten und vor allen Anderen mit Zöglingen der Artillerie-Kadettenschule zu Wien. Er gab denselben gerne kleine Darlehen, für die er sich höhere Kapitalsbeträge verschreiben ließ, prolongirte diese in der liebenswürdigsten Weise, wobei er sich wieder eine höhere Summe mittelst Schuldscheins sicherte, verlangte aber die Unterschrift der Bürgen, die nur zu häufig auf leere Papierbogen gesetzt wurden und richtete hierbei sein Augenmerk darauf, daß Schuldner und Bürgen gute Schüler waren und in kurzer Zeit hoffen konnten, die Offizierscharge zu erlangen. Standen nun dieselben unmittelbar vor der Prüfung, oder war deren Ernennung zu Offizieren in Aussicht, so verlangte Selinger von den Schuldnern und Bürgen die Zahlung seiner Forderung und stellte, wenn dieselben, was regelmäßig der Fall war, nicht in der Lage waren, der eingegangenen Verbindlichkeit nachzukommen, an sie die Aufforderung, ihm Schuldscheine über weit höhere Beträge, als er ihnen gegeben und sie ihm ursprünglich verschrieben hatten, zu unterschreiben, widrigenfalls er seine Forderung sofort einklagen und sie bei ihrem Schul- oder sonstigen vorgesetzten Kommando wegen der contrahirten Schulden anzeigen würde. Hierdurch nöthigte er dieselben, seinem Begehren nachzukommen und ihm Schuldurkunden zu unterfertigen, die ihm seine Schuldner, falls sie Offiziere wurden, für immer oder doch für lange Zeit in die Hände lieferten und für ihn eine langdauernde Erwerbsquelle bildeten, da er die zuletzt vorgeschriebenen Beträge mit 10 und 20 Prozent monatlich verzinsen ließ und das der Pfändung unterziehbare Gagedrittel seiner Opfer in Anspruch nahm, welches bei Einzelnen nicht einmal hinreichte, die Zinsen des verschriebenen Kapitals zu decken. In solcher Weise unterschrieben, laut ihrer eidlichen Aussage, Joseph Kallina und Johann Schartel für ein in Raten erhaltenes Darlehen von 500 fl. einen Betrag von 2500 fl., worauf Beide, laut einer Aufschreibung Selinger's bis

1. April 1879 2299 fl. 18 kr. zahlten und trotzdem noch an Kapital 2500 fl., an Zinsen hiervon 2547 fl. 4 kr., an Kosten 21 fl. 19 kr. schuldeten. Es unterschrieb Lumpe für ein Darlehen von 110 fl. zwei Schuldscheine à 300 fl., wofür er selbst 1700 fl., der Bürge Tofan 140 fl. zahlte, der Bürge Gruszecki einen mit 12 Prozent verzinslichen Schuldschein über 300 fl. ausstellen mußte. Es unterschrieb Engelberth für ein Gesammtdarlehen von höchstens 300 fl. einen Schuldschein über 1500 fl., worauf auch schon 1000 fl. gezahlt wurden. Konaniek für ein ratenweise erhaltenes Darlehen von 45 fl. einen Schuldschein über 130 fl. mit monatlich 20 Prozent verzinsbar, worauf demselben schon 336 fl. von seiner Gage abgezogen wurden; Göröly für ein in Raten erhaltenes Darlehen von 39 fl. und Berghammer, als dessen Bürge, einen Schuldschein über 250 fl., monatlich mit 10 Prozent verzinslich. Suberle und Schrenzl für ein erhaltenes Darlehen von 60 fl. einen Schuldschein über 300 fl. mit 10prozentigen monatlichen Zinsen; Roßhold und Kamarnicki für Darlehen von höchstens 200 fl., beziehungsweise 120 fl., Schuldscheine über 840 fl., worauf der Letztgenante 341 fl. bezahlte und noch ungefähr dreitausend Gulden schuldet und so fort. Die Höhe der in Folge der Drohungen Selinger's von den genannten Personen verschriebenen Geldbeträge würde allein schon beweisen, daß dieselben, als sie sich zu der folgenschweren Unterschrift der besagten Schuldscheine herbeiließen, unter einem Zwange standen. Sie mußten besorgen, daß sie, falls Selinger wegen seiner Forderungen eine Klage oder bei dem ihnen vorgesetzten Kommando eine Anzeige überreichen würde, aus der militärischen Schule oder Bildungsanstalt entlassen und nicht mehr Offizier würden; den Kadettenschülern war zudem bekannt, daß sie im Falle ihrer Entlassung aus der Schule für jedes in derselben zugebrachte Jahr ein Jahr hätten nachdienen müssen. Sie wären aus der Reihe ihrer Kameraden ausgestoßen und unfähig erklärt worden, jemals das Ehrenkleid eines Offiziers zu tragen, andererseits der Verwerthung ihrer ausschließlich für die militärische Laufbahn erworbenen Kenntnisse beraubt gewesen. Es ist auch eine Reihe solcher Unglücklichen, die Schulden halber angezeigt wurden, aus den verschiedenen militärischen Instituten entlassen worden; es sind einzelne derselben gänzlich verkommen und es ist nachweisbar, daß einzelne, um ihrem traurigen Schicksale zu entgehen, ihr Leben durch Selbstmord endeten. Selinger kannte das Schicksal seiner Schuldner, falls er sie klagen oder anzeigen würde, genau, und er hat daher, als er seinen Schuldnern das gedachte Schicksal in Aussicht stellte, denselben mit einer Verletzung an Ehre und Vermögen, und zwar in der Absicht gedroht, um sie zur Unterschrift der über enorm hohe Beträge auszustellenden Schuldscheine zu zwingen, und in dem Bewußtsein, daß sie auch diesem Zwange unterliegen würden. Selinger hat aber auch gegenüber den Verwandten einzelner Schuldner die Vernichtung der Karriere der Letzteren angedroht, und auch diese Handlungsweise des Isidor Selinger stellt sich als das Verbrechen der Erpressung dar.

Den Zeugenaussagen entnehmen wir einige charakteristische Momente: Lieutenant Karl Engelbert hat für kleine Darlehen von dem Angeklagten Selinger im Gesammtbetrage von höchstens 300 fl. im Ausgleichswege baare 1000 fl. bezahlt. Lieutenant Ladislaus Kampolit hat angegeben, daß für 30 fl. auf einen Monat 50 fl. verschrieben werden mußten, wofür aber zwei bis drei Kollegen gutstehen mußten. Immer, wenn die Zeit zur Prüfung kam, drängte Selinger energisch und drohte mit der Anzeige, wenn ihm nicht höhere Schuldscheine gegeben würden. Für kleine Beträge war der Kadett Anton Müller 415 fl. schuldig geworden; den diesbezüglichen Schuldschein unterfertigten die Kadetten Kampolit, Joseph Kohn und Engelbert als Bürgen. Lieutenant Kohn bezahlte für die Streichung seiner Unterschrift 300 fl., ebensoviel wie Lieutenant Engelbert. Trotzdem klagte Selinger den Lieutenant Kampolit auf Bezahlung des ganzen Betrages nebst Zinsen und wies das Ansinnen desselben, sich mit weiteren baaren 500 fl. für den Schuldschein zu begnügen, zurück. Selinger behebt ein Drittel der Gage des Lieutenants Kampolit mit monatlich 17 fl. und stellt derzeit einen Anspruch von 2300 fl. Da die monatlichen Abzüge von 17 fl. bei weitem nicht hinreichen, um die zuerkannten Zinsen zu bestreiten, so wächst seine Forderung stetig an. Trotz dieser Sachlage haben die in dieser Angelegenheit interessirten Zeugen erklärt, daß sie dem Isidor Selinger ein widerrechtliches Vorgehen nicht zur Last legen können; derselbe habe ihre Nothlage auf unmoralische Art ausgebeutet. Aus einer Anzahl von Zeugenaussagen ergiebt sich dagegen, daß Selinger den Kadetten nachdrücklich mit der Anzeige gedroht hatte, wenn sie nicht die ihnen vorgelegten Papiere unterschrieben. Einer der Beschädigten und Anzeiger hat für 45 fl. bis jetzt ungefähr 350 fl. bezahlt und weiß gar nicht anzugeben, wie viele Hunderte er noch wird bezahlen müssen. Das Vorgehen Selinger's sei eine offenkundige Erpressung. Der Staatsanwalt macht darauf aufmerksam, daß Selinger bei Einklagung seiner Schuldscheine immer erst die Bürgen packte, und, wenn er diesen Ausgleichssummen abgepreßt hatte, sich erst daran machte, die Schuldner zu malträtiren. Es sei kein Fall vorgekommen, daß Selinger das von einem Bürgen bezahlte Geld auf dem Schuldscheine abgeschrieben hätte. — Angekl.: Das ist mir gesetzlich gestattet, den Bürgen aus dem Obligo zu lassen. — Vorsitzender: Sie haben auf einzelne Schuldscheine vierzehn Bürgen unterschreiben lassen. — Zeuge Zugführer Karl Hammerschlag giebt an, von Selinger ein Darlehen von 10 fl. erhalten zu haben. Es wurde ein Schuldschein auf 20 fl. ausgestellt, schließlich hätte Hammerschlag 400 fl. zahlen sollen. Auf Anzeige Selinger's wurde er aus der Kadettenschule entfernt und muß gegenwärtig die in der Kadettenschule zugebrachte Zeit bei der Truppe nachdienen, ohne Aussicht, je zum Offizier befördert zu werden. Hammerschlag war im Momente der Kontrahirung der Schuld nicht großjährig, mußte jedoch auf Drängen Selinger's seiner Unterschrift „mit Haftung der Großjährigkeit" beifügen. Aus der zur Verlesung

gebrachten Zeugenaussage des Stellvertreters im 9. Festungsartilleriebataillone geht hervor, daß er den Selinger seit längerer Zeit kenne und von ihm ein Darlehen von 45 fl. erhalten habe. Derselbe will seinen im Besitze Selinger's befindlichen Schuldschein per 125 fl. zurückgestellt erhalten haben. Nachträglich entspinnt sich zwischen dem Zeugen Hammerschlag und dem Angeklagten eine lebhafte Kontroverse, weil Zeuge behauptet, Selinger habe von dem Umstande der vorhandenen Minderjährigkeit Kenntniß gehabt. Der Angeklagte verwahrte sich energisch gegen diese Aussage und sagte zum Schlusse: „Herr Präsident, es ist doch nicht meine Sache gewesen, die jungen Leut' zu Grunde zu richten. Mir ist ja auch an meiner Ehre gelegen, ich hab' ja auch dem Staate gedient, und in Ehren gedient." Der zweite Verhandlungstag begann mit einer Szene von tief erschütternder Wirkung. Es wurde als Zeuge der Vater eines jener Offiziere vernommen, welche ihrem Leben durch Selbstmord ein Ende gemacht, um den Verfolgungen Selinger's und der hierdurch geschaffenen Nothlage zu entgehen. Der bedauernswerthe Vater dieses Dahingeschiedenen sprach dem Tone nach ruhig und leidenschaftslos und suchte der durch Thränen sich äußernden Ueberwallung des Schmerzes Herr zu werden. Um so stärker war aber der Eindruck seiner Worte, als er dem Angeklagten in's Gesicht sagte: „Daß Sie der unmittelbare Mörder meines Sohnes waren, das ist gewiß." Der angeklagte Wucherer erbleichte bei diesen Worten und senkte den Blick zu Boden. Im Saale gab sich allgemeine Bewegung kund. Der ganze Auftritt war, in so ruhigen Grenzen er sich abspielte, einer der ergreifendsten, denen wir jemals im Gerichtssaale anwohnten. Herr Joseph Schrenzel, aus Lemberg gebürtig, seit sechs Jahren in Wien wohnhaft, giebt an, daß sein Sohn Israel Schrenzel im November 1876 zum Lieutenant ernannt worden sei. — Vorsitzender: War Ihnen bekannt, daß er Schulden gehabt hat? — Es ist mir erst in der letzteren Zeit bekannt geworden, bevor er sich erschossen hat. Er hat sich nur das Leben genommen wegen des Angeklagten. Ich habe die Briefe meines Sohnes aufbewahrt. . . . . (Der Zeuge weint, bekämpft aber gewaltsam die sich hervordrängenden Thränen und sagt, auf den Angeklagten zeigend): Der hat meinen Sohn zu Grunde gerichtet. (Bewegung.) Der Zeuge fährt fort: Ich war nicht in der Lage, meinen Sohn ausgiebig zu unterstützen, aber ich habe ihm doch monatlich ungefähr 10 fl. bis 15 fl. geschickt. Er war in Jägerndorf stationirt und hat mir geschrieben, daß er 300 fl. Schulden hat, ich solle hingehen und solle mit dem Wucherer reden, aber ich habe erfahren, daß mit diesem Menschen nichts zu machen ist. Im Jahre 1877 ist er dann auf Urlaub nach Wien gekommen. Von seiner Absicht, sich das Leben zu nehmen, habe ich nichts gewußt, sonst hätte ich Alles aufgeboten, um ihn zu retten. Er hat sich hier im Prater erschossen. — Vors.: Hatte er auch andere Schulden? — Zeuge: Von anderen Schulden weiß ich nichts. — Zeuge Schrenzel (zum Angeklagten): Daß Sie der unmittelbare Mörder meines Sohnes waren, das ist gewiß.

(Große Bewegung.) — Vors. (abwehrend): Ich bitte, die Vernehmung ist beendet. — Zeuge Schrenzel (zum Angeklagten): Daß Sie gewuchert haben, das kommt alle Tage vor, aber Sie haben sich an minderjährige Kinder herangeschlichen, Sie haben sie verdorben und zu Grunde gerichtet. — Zeuge Herr Karl Schartel, Grundbesitzer in Zöptau, kennt Herrn Selinger nicht persönlich. Er ist nur auf Ansuchen seines Bruders, Oberlieutenant Schartel, mit Selinger in Verkehr getreten, und hat diesem einen Ausgleich proponirt, welchen Selinger jedoch nicht annahm. Herr Schartel glaubt, daß es dem Selinger nur darum zu thun gewesen sei, Geld von ihm zu erpressen. An Herrn Karl Schartel hat Selinger zahlreiche Briefe geschrieben, von welchen wir die interessantesten in Nachstehendem wiedergeben. Einer lautet: „Für Ihr werthes Schreiben vom 16. d. M. und den Ausgleichsantrag daselbst meinen verbindlichsten Dank sagend, beeile ich mich mit der abverlangten Antwort im Nachstehenden. Obwohl der Umstand wie viel ich meinem Schuldner wirklich Baares gegeben habe, auf das Rechtsverhältniß selbst gar keinen Einfluß hat, indem ich doch genau so viel zu fordern habe, als mir verschrieben wurde, so nehme ich doch nicht den mindesten Anstand, Ihnen bekanntzugeben, daß ich dem Herrn Bruder zu verschiedenen Malen im Ganzen wirklich und Baares circa 900 fl. gab; hierfür erhielt ich von ihm einen Schuldschein, dessen Auszug ich zur Einsicht beischließe. Hiernach wollen Sie entnehmen, daß ich an Herrn Bruder den Betrag von 1250 fl. aufrecht zu fordern habe, und kommen hierzu noch die verschriebenen 20 Prozent Interessen von diesem Kapitale, und zwar seit 20. Januar 1869. Bei dem Umstande, daß ich, falls das Geld rechtzeitig bei seiner Fälligkeit in meinen Händen gewesen wäre, bei der jetzigen Geldnoth brillante Geschäfte, die mir einen ungleich höheren Gewinn eingetragen haben würden, hätte unternehmen können, glaube ich einen gewiß generösen und annehmbaren Ausgleichsantrag zu stellen, wenn ich blos die mir verschriebene Kapitalssumme per 1250 fl. beanspruche und auf die gesammten 20 prozentigen Zinsen durch die ganze Zeit, somit auf einen Zinsenbetrag von 625 fl. verzichte, so daß durch den ganzen bedeutenden Zeitraum mein Geld gänzlich unverzinst ausgestanden sein wird, für mich sonst mittellosen, mit zahlreicher Familie gesegneten Familienvater gewiß eine empfindliche Strafe für mein Vertrauen, mit welchem ich, auf die Ehrenhaftigkeit meines Herrn Schuldners bauend, mit demselben das Darlehensgeschäft mit eigenen harten Opfern kontrahirte. Eben diese häuslichen mißlichen Verhältnisse würden mir eine weitere Schonung des Herrn Schuldners nicht gestatten, daher ich um Annahme meines Vorschlages und eheste Beantwortung im eigensten Interesse des Herrn Bruders ersuche. Hierbei kann ich nicht umhin, Sie zu ersuchen, Ihren vielvermögenden Einfluß und Ihre aus meinen früheren Auskünften geschöpfte genaue Kenntniß des ganzen kritischen Falles bei dem zusammentretenden Familienrathe geltend zu machen und denselben aufzuklären, wie bei dem Umstande, daß eine betrügerischer Weise bereits ver-

kaufte Realität verpfändet wurde, die Ehre und ganze Zukunft meines Herrn Schuldners auf dem Spiele ſteht, eben vorzüglich im Intereſſe des Herrn Bruders mein gewiß billiger Vorſchlag angenommen werde. Dieſer eheſten, wie ich hoffe, günſtigen Antwort entgegenſehend, zeichne ich mich achtungsvoll Selinger."

Unter den Briefen, mit welchen Selinger den Bruder des Oberlieutenant Schartel bedrängte, verdient noch Nachſtehender hervorgehoben zu werden: „Wenn Sie mich beſchuldigen, mit meiner Forderung im Unrechten zu ſein, weil ich durch das Darlehen den Herrn Bruder dem Verderben nahe gebracht hätte, ſo iſt dies, einfach geſagt, eine ſonderbare Auffaſſung von Rechtsbegriffen. Ich habe nie gedacht, daß Ihr Bruder ein Verſchwender ſei; daß der Militärſtand mehr braucht, iſt wohl richtig; da ſich aber der Herr Bruder als vermögend gerirte, ſo nahm ich keinen Anſtand, ſeiner Bitte zu willfahren. Was er übrigens mit dem Gelde gethan, ging mich nichts an. Ich kann mich nicht weiter einlaſſen, da ich einſehe, daß Sie entgegengeſetzter Anſichten ſind, nur ſo viel ſei mir zu bemerken erlaubt, daß es heutzutage im Allgemeinen keinen Wucher giebt, daß ferner, wenn es einen Wucher gäbe, der Bauer mit ſeinen Produkten-Spekulationen u. dgl. den Städter planmäßig ſchraubenden Manipulationen der erſte Wucherer genannt werden müßte. Ich habe dem Herrn Bruder baares Geld gegeben, weil ich wußte, daß er großjährig iſt, ich ihn für einen Mann und nicht für einen leichtſinnigen Buben hielt, um mich bei ihm bereichern zu können, ſondern für einen redlichen Mann, der die Wahrheit ſpricht, daher keine Realität als Eigenthum bezeichnen wird, die nicht mehr ihm gehört. Wie es den Anſchein hat, werde ich um mein Geld einfach betrogen und ich ſoll dazu ſchweigen, etwa bis Ihr Herr Bruder General wird; ſoll etwas ſchenken, damit Ihr Herr Bruder, aufgemuntert durch dieſen gelungenen Streich, auch noch andere Leute betrügen kann; das iſt wohl zu viel verlangt. Nicht feige Rache, wie es Ihnen Ihr Herr Schwager, der Herr Schullehrer, eingeſagt hat, wird es von mir ſein, aber ein Beiſpiel muß vor der Welt gegeben werden, damit ſich andere Leute vor ſolchen Subjekten hüten können. Strenge genommen, iſt jedes Menſchen Pflicht, ein verübtes Verbrechen dem Strafgerichte anzuzeigen, und Betrug iſt ein Verbrechen ärger als Diebſtahl, denn vor dieſem kann man ſich ſchützen, vor einem ſchlauen Betrüger nicht. Wenn nun in der Angelegenheit des Herrn Bruders nicht in allerkürzeſter Zeit, ſei es von ſeiner eigenen Seite oder von ſeinen Angehörigen ein annehmbarer Ausgleich angebahnt wird, erfolgt unnachſichtlich die Uebergabe an einen Rechtsfreund, ich habe dann perſönlich nichts mehr zu ſchaffen und muß der Gerechtigkeit ihren vollen Raum laſſen." Intereſſant iſt, daß der Präſident überhaupt den vorliegenden Schuldſchein des Schartel als vom Angeklagten gefälſcht erklärt. Mit dieſer Affaire hängt zuſammen die Ausſage des Oberlieutenant im Ruheſtand Joſef Kallina. Im Jahre 1868 war Zeuge aus Preßburg in Wien eingerückt und

gleich nach dem Eintreffen in der Kaserne waren den Offiziers-Aspiranten von Sensalen die Adressen von Geldgebern bekannt gegeben worden. Er machte später Geschäfte mit Selinger, erhielt kleine Beträge, oft auch Waaren, Kaffee, Rum 2c., stellte kleine Schuldscheine aus, erhielt mit Schartel im Ganzen nicht mehr als 500 fl. zahlte 100 fl. baar ab und mußte noch einen Schuldschein über 2500 fl. ausstellen, mit 20 Prozent Zinsen per Jahr. Später erhielt der damalige Aspirant noch 15 fl., mußte aber hierfür einen speziellen Schuldschein ausstellen. Selinger gebrauchte, um die Unterzeichnung des hohen Schuldscheines zu erzwingen, die Drohung, er werde sonst das Kapital einklagen. Nachdem der Zeuge im Jahre 1871 Offizier geworden war, behob Selinger bis heute stets ein Drittel der Gage desselben, ohne daß die Schuld sich verminderte. — Präs. (zum Zeugen): Zeit Ihres Lebens wird so der Abzug fortdauern und das Schuldkapital wird sich nie vermindern. — Zeuge: Ich war im Jahre 1877 in Wien und fragte Selinger, ob er denn nicht schon genug habe für das, was er mir und Schartel gegeben. Darauf antwortete er: „Ich werde Ihnen bestätigen, daß ich mit Ihnen ein sehr gutes Geschäft gemacht habe, aber so lange Sie Offizier sind, werden Sie zahlen!" (Sensation.) Angekl.: Wenn die Herren zu Grunde gegangen wären, wäre ja ich das Opfer geworden! Uebrigens hat der Zeuge nicht in Allem richtig ausgesagt. Ich habe den Herrn drei Jahre lang ausgehalten. — Präs.: Ja, so lange, bis die Herren Offiziere wurden, dann haben Sie sogleich auf Gagenabzug geklagt. — Angekl.: O nein. — Zeuge: Wir haben ihm obendrein leere Bogen unterschreiben müssen. — Großes Interesse bot die Vernehmung des Zeugen Major v. Kropaczek, Kommandanten der Artilleriekadettenschule; derselbe schildert in klarer und präziser Weise die hinterlistigen Manipulationen des Angeklagten, wie er zumeist nur kurze Termine gab, die Schuldscheine dann verdoppeln ließ, die er nicht während des Aufenthalts in der Kadettenschule einklagte, sondern erst dann, als die Kadetten schon Offiziere waren und ihre Gage gepfändet werden konnte. Solche Offiziere waren dann nicht einmal im Stande, die Zinsen der Schulden mit ihrer Gage zu bezahlen, und so wurden viele hoffnungsvolle Offiziere dem Verderben anheimgegeben, und zwar nicht nur die leichtsinnigen Schuldner, sondern auch andere, ganz schuldenfreie, die aus falsch verstandener Kameradschaft sich als Bürgen und Zahler verpflichteten. Der Zeuge führt einen der eklatantesten Fälle als Beispiel an, wo eine Schuld von 45 fl. in kurzer Zeit durch Prolongationsmanipulationen, gelegentlich welcher wieder kleine Beträge entlehnt wurden, zu der Höhe von 6000 fl. mit einer Verzinsung von 5 Prozent pro Monat anwuchs. Ich ließ einmal, erzählt der Zeuge, Selinger zu mir rufen und machte ihm Vorwürfe, wie er minderjährigen Personen so große Beträge leihen könne. Darauf gab er mir die cynische Antwort: Die Eltern haben ja Vermögen; bezüglich eines Andern wieder, daß seine Anverwandten eine hohe Stellung einnehmen; ja mit Rücksicht auf einen seiner Schuldner sagte er zu

mir, daß deſſen Onkel ein reiches Mädchen zu heirathen im Begriffe ſtehe. (Bewegung.) Um nun dieſes Schuldenmachen zu verhüten, wurde auf die Folgen dieſes Laſters aufmerkſam gemacht. FML. Miller ließ das ganze Bataillon vernehmen und eröffnete ihnen, daß Jeder, der Schulden macht, unnachſichtlich ausgeſchloſſen werden würde. Dieſes ſtrenge Verbot, welches dem über die Verhältniſſe in der Schule allezeit wohl orientirten Selinger bekannt war, war weit entfernt, dem Uebel zu ſteuern, denn nun drohte Herr Selinger erſt recht ſeinen unglücklichen Opfern mit der Anzeige. Bei der großen Zahl der Verſchuldeten war eine Rangirung der Verhältniſſe ein Ding der Unmöglichkeit, und ſie mußten daher unnachſichtlich entfernt werden. Ein großes Unglück traf auch die Kadetten, die zumeiſt eine gute Konduite hatten und, ſelbſt ohne Schulden, nur durch Bürgſchaft in die Netze Selinger's gerathen waren. So beutete Selinger die Unerfahrenheit junger, hoffnungsvoller Menſchen aus, um auf deren Ruin das Gebäude ſeines Reichthums zu errichten. — Präſ.: Glauben Sie, Herr Zeuge, daß Selinger dieſe jungen Leute wirklich in Furcht und Unruhe verſetzt habe, um ſie zur Ausſtellung dieſer Schuldſcheine zu zwingen? — Zeuge: Gewiß, da ja Selinger die Strenge, die gegen die Schuldenmacher geübt wurde, bekannt war. — Präſ.: Wurden die Entfernungen auch wirklich durchgeführt? — Zeuge: Ja, es wurden 39 Zöglinge, welche die Ernennung ſozuſagen ſchon in der Taſche hatten, einige Tage früher entfernt — Präſ. (zum Angeklagten): Was haben Sie hierzu zu bemerken? — Angekl.: Ich habe nie eine Anzeige gemacht. — Präſ.: Das wird ja auch nicht behauptet, es wird Ihnen zur Laſt gelegt, daß Sie gedroht haben. Warum haben Sie als Bürgen nicht auch ſchlechte Schüler angenommen? Angekl.: Das war ja vor der Prüfung. — Präſ.: Sie waren ja ſehr gut mit den Verhältniſſen vertraut? — Angekl.: Der Herr Major hat mir das Wort gegeben, daß er die Zöglinge nicht entfernen wird. — Major Kropaczek: Das iſt zum Theil wahr, ich wollte nämlich Diejenigen retten, die keine Schulden gemacht und ſich nur als Bürgen verpflichtet hatten. Leider waren meine Beſtrebungen erfolglos, weil es in Folge der Höhe der Schulden nicht mehr möglich war. — Staatsanwalt: Iſt Ihnen, Herr Zeuge, bekannt, daß Selinger den Kadetten auch Soiréen gegeben hat? — Zeuge: Ja. — Staatsanwalt: Es kam vor, daß Selinger dort die jungen Leute berauſchte, um ſie ſeinen Zwecken zugänglicher zu machen. — Zeuge: Mir wurde dies auch mitgetheilt. — Angekl.: Ich bitte, ich hab' keine Soirée gegeben, ſie hab'n nur um mir geſchickt und mir erzählt, daß ſie auf mein Wohlſein an Heurig'n getrunken haben. (Heiterkeit.) — Zeuge Joſef Ritter v. Krajnicki iſt ebenfalls Selinger ins Netz gerathen. „Für einen polniſchen Edelmann iſt ein Darlehen von 60 fl. gar nichts!" meinte der Landsmann-Wucherer, und darum ließ er ſich einen Schuldſchein über 800 fl. ausſtellen, wie es ſich für einen echten „Schlachtzizen" ziemt. Daß Krajnicki ſich für beſchädigt erachtet, kann Selinger gar nicht glauben. Er hat, giebt er an, dieſe Einklagung nur

in freundlichſter Abſicht vorgenommen. „Habe ich Sie denn gezwungen, zu mir zu kommen, ruft Selinger, ich möchte einem ſolchen Menſchen, wie ich bin, aus dem Wege gehen!“ Ein Zeuge, Oberkanonier Jeſſor, hat 500 fl. erhalten und dafür nach und nach in Folge von Drohungen Schuldſcheine im Betrage von 1600 fl. ausgeſtellt, wobei ſiebzehn Kollegen Jeſſor's als Bürgen unterſchreiben mußten. Es wurde eine Zuſchrift verleſen, welche Selinger an den Vater Jeſſor's, der Verkehrschef der orientaliſchen Eiſenbahnen in Konſtantinopel iſt, gerichtet hat. Er appellirt darin wiederholt an die Gewiſſenhaftigkeit des Vaters, ſpricht ſehr bieder von ſich als Geſchäftsmann und Familienvater und drückt die Hoffnung aus, daß er nicht genöthigt werde, gegen den Sohn zu klagen und mit einer Kataſtrophe zu überraſchen. „Sollte ich zu einer Klage gezwungen werden“, ſchreibt er weiter, „ſo ſteht die Zukunft Ihres Sohnes und ſiebenzehn braver Kollegen auf dem Spiele.“ Endlich ſchlägt er weiche Töne an, indem er hinzufügt: „Da ich ſelbſt Vater von ſieben Kindern bin und von Herzen an ihnen hänge, ſo weiß ich, welche Opfer ich in ſolchem Falle für ſie bringen würde.“ Selinger weint bei Verleſung dieſer Stelle. — Einer der Zeugen, deſſen Ausſage verleſen wird, giebt zur Illuſtration des brüsken Benehmens Selinger's an, daß er einem Offizier, der in ſeinem Vorzimmer rauchte, die Cigarre aus dem Munde ſchlug, mit dem Rufe: „Glauben Sie hier in einer Kneipe zu ſein?“ — Er habe ſich auch geäußert, daß die Offiziere insgeſammt nur ſeine Trabanten ſeien.

Ein Zeuge, der Hauptmann Romuald Hofberger, der aus Mitleid für einen unglücklichen Schuldner die Vermittlerrolle übernommen, führt uns in das Interieur der Wohnung des Angeklagten und zeigt uns, wie Selinger ſich als Hausherr geberdet. Auch der Verdruß des Auditoriums, welches es gewiß übel aufnahm, in Folge der Entſcheidung des Gerichtshofes die Bekanntſchaft mit Frau Selinger nicht machen zu können, wird durch die Depoſitionen des Zeugen einigermaßen gelindert, der eine kleine markante Skizze der Frau Clotilde Selinger entwirft. „Wie ich da den Ausgleich bei Herrn Selinger erwirken wollte, benahm er ſich in höchſt unmanierlicher Weiſe. Er kehrte mir beim Sprechen den Rücken, behandelte mich ganz bagatellmäßig, indem er mich einfach per „Sie“ anredete. Ich machte ihn höflichſt auf die Ungebührlichkeit dieſes Benehmens aufmerkſam, und darauf antwortete er, ohne jeden weitern Anlaß, mit einem Hohn, der auch mich — den Militär — frappirte: „Am beſten wär's natürlich, alle Wucherer zu erſchlagen?! Hm?“ — Ich war trotzdem noch naiv genug, an die Menſchlichkeit Selinger's zu appelliren. Ich ſchilderte die mißliche Lage Wanitzky's, die Gage mit Beſchlag belegt, das Heirathsgut der Frau gepfändet. — Um Gotteswillen! Ein Menſch muß doch etwas zum Leben haben! Nehmen Sie doch mit noch weiteren 1000 fl., die ich Ihnen ſofort bezahle, fürlieb. Und noch hat Selinger ſeine entſchiedene Ablehnung des Antrages nicht beendet, da kommt

ſeine Gattin in's Zimmer getreten und ruft mit kreiſchender Stimme: „Nicht nachgeben, kein Haar breit! Hinaus mit ſolchen Leuten! Nur kein Erbarmen!" Tiefe, langanhaltende Bewegung folgte dieſen Worten. Die Herren Geſchwornen neigen ſich zueinander und flüſtern ſich einige Bemerkungen zu. Die Richter blicken ſich erſtaunt an und es dauert eine Weile, bis der Herr Vorſitzende die nächſte Frage an den Zeugen richtet. Nur Einer ſchmunzelt wohlgefällig über dieſe Aeußerung, es iſt dies der Angeklagte, der ſich freut, wenigſtens bei einem Weſen Anerkennung — Nachahmung gefunden zu haben. Am Schluſſe der Verhandlungen nahm der Vertheidiger, Dr. Neuda, das Wort, um eine Erklärung abzugeben. Iſidor Selinger hat erklärt, daß er hinſichtlich derjenigen Schuldner, welche ſich dem Strafverfahren wegen Verbrechens der Erpreſſung angeſchloſſen haben, die von ihnen ausgeſtellten Schuldanerkennungen auf jene Beträge reſtringire, welche dieſe Herren in ihrer Vernehmung als vor Ausſtellung dieſer Schuldſcheine aufrecht beſtehend anerkannt haben. Selinger erkläre „freiwillig", auf jeden darüber hinausgehenden Anſpruch zu verzichten. — Vorſitzender: Was iſt's bezüglich der Zinſen? — Dr. Neuda: Herr Selinger beanſprucht nur hinſichtlich der von den Schuldnern ſelbſt vor Ausſtellung der Schuldſcheine zu Recht beſtandenen Forderungen die geſetzlichen ſechsprozentigen Intereſſen. Der Vertreter der Beſchädigten, Herr Majorauditor Proſchek, erklärt ſich damit einverſtanden und ſchließt ſich demgemäß dem Strafverfahren nicht mehr an. — Vorſitzender: Wie verhält es ſich mit den ſeither geſchehenen Gageabzügen? — Dr. Neuda: Dieſe werden vom Kapitalsbetrage abgezogen. — Vorſitzender: Herr Selinger, ſind Sie damit einverſtanden? — Angeklagter (weinerlich): Ja. — Es werden, conform der Anklage, fünf Fragen formulirt, die erſte und zweite lautend auf Erpreſſung an den Schuldnern und deren Angehörigen, die weiteren drei Fragen auf Betrug. Nach einſtündiger Berathung verkündet der Obmann der Geſchworenen das Verdikt. Vier Fragen werden einſtimmig mit Ja beantwortet, die letzte Frage zehn Ja, zwei Nein. Der Staatsanwalt bezeichnet als erſchwerend die Concurrenz von Verbrechen, die reifliche Ueberlegung, die längere Fortſetzung, den großen Schaden. Mildernd könne er nichts finden, da die Schadensgutmachung nur unter der anerkennenswerthen Einwirkung durch den Vertheidiger erfolgte. Der Gerichtshof verurtheilte Iſidor Selinger zu ſechs Jahren ſchweren Kerkers wegen ſämmtlicher Fakten und lebenslänglicher Polizeiaufſicht.

Hieran ſchließen wir folgende Notiz: „Heute Nachmittag trug man den Lieutenant Franz Neugebauer des 12. Artillerieregiments, welcher ſich geſtern Morgen durch einen Revolverſchuß ins Herz entleibte, zu Grabe. Lieutenant Neugebauer war einer der beſten Schüler der Artilleriekadettenſchule in Wien und ein tapferer, tüchtiger Offizier, er hatte ſich im bosniſchen Okkupationsfeldzuge die ſilberne Tapferkeitsmedaille verdient. Als Kadett kontrahirte er bei Selinger in kleinen Beträgen ein Darlehen von kaum 300 fl., welches bis

Digitized by Google

heute schon über 3500 fl. angewachsen war. Neugebauer suchte Selinger stets nach Kräften von seiner Gage zu befriedigen und suchte dafür bei den nicht minder gnädigen Laibacher Wucherern Ersatz. Durch die von ihm im Prozeß Selinger verlesene protokollarische Aussage sah er sich der Oeffentlichkeit, in erster Linie dem Offizierkorps gegenüber, kompromittirt. Er suchte noch am Tage vor seinem Ableben bei dem Kantineur der Artillerie-Kaserne und bei einem Trödler ein Darlehen von 300 fl., welches aber Beide ablehnten. Gestern früh sollte Lieutenant Neugebauer zum Scheibenschießen nach Pettau ausmarschiren, erschoß sich jedoch knapp vor dem Ausmarsche. In seinem Besitze fand man nur 1 fl., die besseren Monturs- und Goldborten hatte er alle früher bei Trödlern versetzt und verkauft." Laibach, 20. Juli.

Sechs Jahre Kerker für den Wucherer! — Ist das eine Sühne für mehrfache Selbstmorde, vernichtete Existenzen, Elend, Kummer und Thränen?

Nimmermehr! Nach Ablauf seiner Strafzeit genießt Selinger die Früchte seiner verbrecherischen Thätigkeit und, Dank der humanen Gefängnißgesetze, wird er auch im Kerker sich das Leben angenehm machen können. Er hat's ja dazu.

Sollte eine Sühne für seine raffinirte, verbrecherische Thätigkeit geschehen, so mußte, neben längerer Kerkerhaft, Confiskation seines Vermögens und civilrechtliche Ungültigkeit aller seiner wucherischen Geschäfte ausgesprochen werden. Das würde der „Zunft" den Geschmack am Wucher verleiden und geeignet sein, die „Dummen" zu schützen.

Vom Konkurs Sachs & Co. in Frankfurt a. M. haben wir noch Folgendes aus der Gläubiger-Versammlung der falliten Firma nachzutragen. Wir folgen dabei dem Berichte der „Frankfurter Nachrichten":

Nach dem Vortrage, welchen der provisorische Massencurator, Herr Dr. jur. Cnyrim, an die Versammelten hielt, betragen die Passiven, welche bis heute angemeldet, deren Abschluß jedoch noch nicht erreicht ist, 1,200,000 Mk. Die Aktiven bestehen in 8700 Mk. Kasse, wozu noch einige Ausstände kommen, so daß sich dieselben auf 12,000, wenn es gut kommt, auf 15,000 Mk. belaufen werden. Die beiden Sachs, so lautete der Bericht, haben ihr Unwesen zuerst in Wien unter der Firma Benjamin Sachs & Comp. betrieben. Am 5. Juni 1872, also noch vor dem Krach, wurde Konkurs gemacht mit nahezu 1 Million Passiva. Im Oktober 1873 tauchten Sachs & Comp. hier auf, damals aber mit einem Herrn David Sachs in Berlin und dem jetzt hier noch wohnhaften Vater Salomon Sachs als Inhaber. Der Berliner Sachs trat im Januar 1874 aus; im April 1877 hatten die Söhne die Handlung mit Aktiven und Passiven übernommen und seit dieser Zeit betrieben. Das von dem hiesigen Syndikat der Wechsel-Sensale an den Untersuchungs-Richter abgegebene Gut-

achten beſagt unter Anderem, ſie hätten an der Börſe keinerlei Kredit genoſſen und ihre Geſchäfte nur durch Vermittelung einiger weniger Makler beſorgen können. Das Hauptgeſchäft gegenüber dem Publikum beſtand darin, zunächſt durch Coulanz bei Coupon-Einlöſungen und Gratisbeſorgung bei Convertirungen oder bei Einholung von Coupon-Bögen die Leute heranzuziehen; dann ſie nach ihrem Effectenbeſitz auszufragen, darüber genaue Aufzeichnungen zu führen und die Leute dazu zu bringen, daß ſie die Papiere zur Beſorgung von Börſen-Operationen hergaben; ebenſo hatten ſie den Effektenbeſitz der kleineren Leute an ſich zu ziehen geſucht durch kleine Darlehen, die ſie leicht auf die Effekten verabreichen konnten. Den ſo angeſammelten Effektenbeſitz verwendeten ſie zu eigenen erlaubten und unerlaubten Zwecken, namentlich benutzten ſie die in Händen habenden Papiere zu Operationen der verſchiedenſten Art, insbeſondere dazu, ſie auf 4 oder 6 Monate mit Prämie zu verkaufen, ſo daß ſie die Verfügung in der Zwiſchenzeit über die Stücke behielten. Die Krone ſetzten ſie ihren Schwindeleien durch die berühmten Empfangsſcheine auf, die in Wirklichkeit weiter nichts waren, als Handſcheine über empfangene Darlehen. In der raffinirteſten Weiſe war hier das Ausſehen eines Effekts mit Couponbogen, Controle und dgl. nachgeahmt. Alſo auf der einen Seite war Aufſaugung der Effekten und baaren Geldes beim Publikum ihre Loſung, andererſeits hatten ſie ſich in die wildeſten eigenen Spekulationen eingelaſſen. Eine kleine Probe davon entnahm der Vortragende aus dem Conto eines Maklers, wonach zu Laſten von Sachs ultimo Februar in London 75,132 Mk., in Paris 6140 Mk., alſo 81,272 Mk. erſchienen, andrerſeits zu Gunſten von Sachs Differenzen von Frankfurt 12,240, in Berlin 26,273 Mk., ſo daß alſo zu Ungunſten von Sachs ſich eine Differenz über 35,000 Mk. vorfand. Ultimo März erſchien wieder in London eine Differenz von ca. 33,000 Mk.; außerdem hatten die beiden Sachs in Produkten, Oel, Spiritus, Petroleum die wildeſten Spekulationen gemacht, allein bei einer Firma in Berlin hatten ſie zu dieſer Zeit für 64,000 Mk. Roggen und Weizen laufen mit einer Differenz von über 45,000 Mk.; ferner hatten ſie in Lyon bei einem einzigen Haus, mit dem ſie ſpekulirten, ein Kapital von ca. 2 Millionen Frcs. franzöſiſcher Rente laufen. Entſprechend dieſem Charakter all ihrer Operationen waren auch die Anmeldungen; ſo mußten allein 82 Ausſonderungen geſchehen. Aus Börſengeſchäften und Differenzen wurden über $^1/_4$ Million bis jetzt ſchon verlangt und was die betrogenen Kunden anlangt, ſo ſind darunter alle Stände vertreten, Bureaubeamte, Pfarrer, Aſſeſſoren, Eiſenbahn-Sekretäre, Uhrmacher, Gärtner, Kaufleute, Aerzte, auch Grafen; von Frauenzimmern hatten allein Wittwen und dergleichen für ſich angemeldet den Betrag von 118,000 Mk., ein einziger Landwirth hat 96,495 Mk. angemeldet, ein auswärtiger Arzt 137,561 Mk. Der Vater Salomon Sachs meldet 142,586 Mk. an, alſo ungefähr $^1/_{10}$ der Geſammtſumme deſſen, was angefordert wird, außerdem macht derſelbe noch ein Abſonderungsrecht geltend

an dem Privat-Mobiliar in der Wohnung. Was nun die Aktiven anlangt, so hinterließen die Schwindler einen wohlverschlossenen Kassenschrank im Comptoir. Derselbe wurde unter amtlicher Assistenz geöffnet. Es befanden sich darin eine Masse leerer Geldkistchen, ein Kistchen mit Einpfennigstücke im Betrage von 20 Mark, eine österreichische Banknote über einen Gulden, eine englische Pfundnote, ein Paar Schnitzel amerikanischen und italienischen Papiergeldes, ein Stoß von den berühmten vorhin erwähnten Empfangsscheinen, ein unverhältnißmäßig großer Vorrath von Postmarken, aus welchen beim Verkauf 140 Mk. erlöst wurden, von Effekten etwa 600 Stück Interventions-Aktien ohne jeden Werth, einige ungestempelte ausländische Loose und ein einziges gestempeltes Mailänder Loos; wohl aber hatten sie bedeutenden Effektenbestand in Depot bei einigen Geschäftsleuten. Ferner fand sich vor: ein Pack Loose, auf welche bis jetzt 627 Mk. Gewinne fielen, darunter 6 Hamburger Loose, worauf die betreffenden Agenten Einspruch erheben und bei denen die Hamburger Lotterie-Direktion Auszahlungs-Schwierigkeiten macht. Soll der Gewinn erhoben werden, so kann dies nur auf dem Prozeßweg geschehen; ferner waren vorhanden zwei Wechsel von Grünberg in Sachsen, die seit langer Zeit verfallen sind. Redner trug nun vor, was aus der Miethe in den Häusern eingegangen. Salomon Sachs behaupte, die Miethe vom Oktober 1879 bis 1880 im voraus bezahlt zu haben. Bis jetzt seien erst 1800 Mk. für Miethe eingegangen. Die Bücher wurden nach Ausständen gründlich durchforscht; in kleinen Beträgen sind etwa 1100 Mk. eingebracht, ferner 3400 Mk. auf einen Posten von einer offenbar langjährigen Clientin der Sachs & Comp. Im Ganzen sind 45,000 Mk. ausgezogen; wie wenig auf diese Ausstände zu geben ist, erhellt daraus, das auf einen Jakob Meyer 12,112 Mk. gebucht sind, eine Adresse, die gar nicht zu ermitteln ist; sämmtliche Briefe kamen als unbestellbar zurück. Ein erfolgloser Versuch wurde bei dem Commis Rosenthal gemacht; wie in der ganzen Untersuchung sagte er auch hier, er wisse es nicht. Auch befand sich unter den Ausständen ein renommirter Gärtner mit 8315 Mk. Er beantwortete das desfallsige Schreiben damit, daß er seit Jahren mit Sachs & Comp. kein Geschäft gemacht habe; dagegen wiesen die Copirbücher aus, daß bei jeder Liquidation, die in diesem Jahre vorgekommen, ihm über bedeutende Umsätze berichtet wurde. Auch Theaterplätze haben sich vorgefunden, 2 Samstags, 2 Mittwochs und ein Montagsplatz, den Verkauf derselben hat Frau Lina Schott übernommen. Was die Activen anlangt, so figurirt unter denselben auch ein Börsenplatz. Alle Vermiethungsversuche blieben erfolglos. Die drei vorhandenen Häuser an der Bockenheimer Landstraße sind sämmtlich auf Sachs u. Comp. überschrieben, dieselben seien jedoch eine hohle Nuß. Die beiden Häuser an der Bockenheimer- und Ginnheimer Landstraße sind mit 327,000 Mk. belastet, nämlich auf dem ersten eine erste Hypothek von 126,000 Mk., eine zweite von 51,000 Mk., eine Realkaution von 30,000 Mk., eine weitere Hypothek die

nichts als ein Differenzgeſchäft von 60,000 Mk. iſt; ähnliche Verhältniſſe kehren beim andern Haus wieder. Das kleine, fürſtlich eingerichtete Palais, wo Salomon Sachs, der Vater und die beiden Schwindler gewohnt haben, iſt mit einer erſten Hypothek von 60,000 Mk. belaſtet, die erſte Ueberbeſſerungshypothek von 60,000 Mk., ſteht als Realkaution einem hieſigen Makler zu, ſo daß die aus liquiden Forderungen laufenden Rechnungen von 112,000 Mk. aus den Häuſern eine Deckung von 96,000 Mk. beanſpruchen. Die beiden erſtgenannten Häuſer wurden ſeinerzeit von Herrn J. Dörr sen. auf 308,000 Mk. geſchätzt, ſo daß nach dieſer Schätzung immerhin gegen die 327,000 Mk., die darauf ſtehen, keine Ueberbeſſerung bleibt; dagegen ſchätzte er das Sachs'ſche Wohnhaus Nr. 61 auf 167,000 Mk. Zu den Anmeldungen von 1,200,000 Mk. ſtehen noch Hunderttauſende aus. Was die Activen anlangt, ſo ſind es die Brutto-Einnahmen von 8700 Mk., die Comptoireinrichtung von 700 Mk., Miethe 2000 Mk., Coupons, ſoweit ſie nicht ausgeſondert werden, 400 Mk., ferner die in den Privatconcurs gezogenen Mobilien, Brillanten, incl. einiger zerſtreut im Haus gefundenen 4000 Mk. Der Maſſeverwalter bemerkte, daß nach ſeiner Anſicht das Privatmobiliar in den Geſellſchafts-Concurs zu ziehen ſei, weil, ausweislich der Kaſſenbücher, daſſelbe von Sachs u. Comp. bezahlt worden ſei, ebenſogut wie das Wohnhaus auf Sachs u. Comp. ſtehe, ſo daß in der Privatmaſſe weiter nichts ſein werde, als 9 Mk. Netto-Einnahme für das Windſpiel, die Theaterplätze bei Lina Schott und die wenigen vergeſſenen Hemdenknöpfe, die ſich in einigen Commodenſchubladen zerſtreut fanden. Was die übrigen Ausſtände anlange, ſo wiſſe er nicht, was man für Hoffnungen darauf ſetzen ſolle, nochmals müſſe er darauf aufmerkſam machen, daß er hoffe, daß die Ueberreſte aus den Depots der Maſſe entgehen und an die betreffenden Eigenthümer ausgeliefert würden. Noch einige weiteren Hoffnungsſchimmer ſeien vorhanden, über die jedoch jetzt Auskunft zu ertheilen vielleicht nachtheilig ſein könnte. Es ſei denkbar, daß die Maſſe ſich noch vermehre; ſo habe ſich kürzlich nach Eröffnung des Concurſes in Berlin ein Herr Hartſtein mit der Mittheilung gemeldet, er ſei im Beſitz von zwei verſiegelten Kiſtchen, 6000 Mk. preußiſcher Conſols und eines Accepts auf Stern u. Meyer, domicilirt in Bielefeld, über 3000 Mk.; auf dieſem Accepte erſchienen Sachs u. Comp. mit keiner Silbe, ſondern er ſei gezogen von Jacob Roſenthal, dem mehrerwähnten Commis und Bruder der Stiefmutter der Herren Sachs u. Comp. Herr Hartſtein ſagte aus, daß ihm dieſe ſämmtlichen Gegenſtände im Laufe des Mai, namentlich die verſiegelten Kiſtchen, von Jacob Roſenthal gebracht worden, und ſtelle ſie zur Verfügung und geeigneter weiterer Nachforſchung. In den Kiſtchen haben ſich eine große Zahl von Juwelen gefunden, von welchen anzunehmen ſei, daß allerdings ein Theil davon der Mutter Sachs gehöre, von dem anderen Theile ſtehe aber ſchon jetzt feſt, daß er urſprünglich Eigenthum der Schwindler geweſen ſei, denn dieſelben hätten auch in Juwelen,

Gold- und Silbersachen Geschäfte gemacht; so hätten sie unter Anderm bei einem Geschäftsmann vor einer Reihe von Jahren eine große Partie Silbersachen in Depot gegeben und wieder ausgelöst; sie hatten ferner die in Frage stehenden Juwelen hier im Pfandhaus für ca. 9000 Mk. versetzt. Die Pfandscheine hierüber will Salomon Sachs Vater von seinen Söhnen, die ihn überhaupt ausgeplündert hätten, wie er sagt, für 10,000 Mk. abgenommen und hernach die Sachen ausgelöst haben; er will dann die Sachen schenkweise der Mutter Sachs gegeben haben. Also in wie weit eine Aussicht besteht, von diesen Hartstein'schen Sachen etwas zu bekommen, ist mit Bestimmtheit noch nicht zu sagen. Nach dem Dafürhalten des Massenkurators sind sicher 12,000 Mk. und wenn die Mobilien mit hereingezogen werden 15,000 Mk. Dieser Concurs, bemerkte er schließlich, müßte in der Weise nach seiner Ansicht geführt werden, daß man vor allen Dingen die Chancen der Activa möglichst zu verfolgen suche, während man andererseits der Anmeldung der Passiva und der Prüfung derselben möglichst lang Ausstand gebe. So viel sei sicher, daß nicht leicht ein scandalöserer Concurs ausgebrochen sei als dieser und daß nicht leicht ein ähnlicher Fall existire, wo man absolut gar keinen Anhalt habe, wohin diese kolossalen Summen verschwunden seien.

Eine neue Art jüdischen Betruges. Neuestens spielt der „Kauf auf Ratenzahlungen" bekanntlich eine große Rolle; ebenso bekannt ist es, daß man bei dieser Art von Kauf die gekauften Gegenstände doppelt und dreifach bezahlt. Neuestens wird sowohl die Hauptstadt, als auch die Provinz von Agenten überschwemmt, welche den Kauflustigen Bestellungsbogen vorlegen, die nach unten in ein Wechselblanket enden. Während nun der Käufer der Ansicht ist, er habe nur einen Bestellungsbogen unterschrieben, hat er thatsächlich einen Wechsel unterfertigt, der oft auch in dem Falle eingeklagt wird, wenn die Betreffenden die Raten pünktlich zahlen. Wir halten es für unsere Pflicht, das Publikum vor solchen Agenten und Bestellungsbogen zu warnen.

Eine interessante Strafverhandlung hat am 3. d. M. in Czernowitz stattgefunden, gleichsam als Präludium der am 5. Juli begonnenen Strafverhandlung gegen Grauer und Genossen wegen Wahlagitationen anläßlich der Wahl Ofenheim's. Während der vorjährigen Wahlagitation in Radautz hatten sich drei dortige Wähler telegraphisch beim Ober-Landesgerichte gegen den Bezirksvorsteher Miskolczy, den Gegenkandidaten Ofenheim's, heftig darüber beschwert, daß derselbe für sich agitire, selbst in seinem Gerichtshause. Miskolczy, zur Aeußerung über die telegraphische Beschwerde aufgefordert, überreichte eine Ehrenbeleidigungsklage gegen die Unterzeichner des Telegramms.

Hierüber fand am erstgedachten Tage vor dem delegirten Landesgerichtsrath Zotta die Verhandlung statt. Zwei Angeklagte hatten um Entschuldigung gebeten und blieben straflos; der dritte beharrte bei der Behauptung; die Verhandlung wurde daher durchgeführt. Das Ergebniß war, daß der Angeklagte zu 10 Tagen Arrest verurtheilt wurde. In der nun am 5. d. M. begonnenen Hauptverhandlung erhebt die Staatsanwaltschaft in Czernowitz folgende Anklage: 1. Heinrich Grauer, Repräsentant der Firma M. Zucker in Itzkany habe den k. k. Bezirkshauptmann Anton Keschmann in Suczawa bei Entscheidung öffentlicher Angelegenheiten durch Geschenke zu einer Parteilichkeit und zur Verletzung der Amtspflicht zu verleiten gesucht und habe hierdurch das im § 105 St.-G.-B. normirte, mit Kerker von sechs Monaten bis zu einem Jahre und dem Erlage des angetragenen Geschenkes zum Armenfonds zu ahndende Verbrechen der Verleitung zum Mißbrauche der Amtsgewalt begangen. 2. Moses Reichenberg, Fruchthändler in Radautz, habe aus Anlaß der Wahl des Victor Ritter v. Ofenheim zum Reichstags-Abgeordneten kurze Zeit vor der Wahl den Anton Harasymczuk, Damian Morad und Leon Rawski in Radautz, 3. Eisig Grabscheid, Kaufmann in Radautz, aus demselben Anlasse und zu derselben Zeit den Lorenz Robel, 4. Baruch Schätz und 5. Berl Kohn-Hart haben aus demselben Anlasse und zu der obigen Zeit den Georgi Makowej, 6. Jakob Braunstein endlich habe aus derselben Veranlassung in der oben angedeuteten Zeit den Joseph Kohlruß bei Wahlen zur Ausübung politischer Rechte zum Verkaufe ihrer Wahlstimmen durch Anbietung von Geldbeträgen aufgefordert und dieselben hierzu zu verleiten gesucht, und haben alle fünf Letztgenannten hierdurch im Sinne der §§ 9 und 239 St.-G.-B. und Art. 6 des Gesetzes vom 17. Dezember 1862 das mit strengem Arreste von einem bis sechs Monaten zu ahndende Vergehen der versuchten Verleitung zu dem Vergehen des Wahlstimmenkaufes oder Verkaufes begangen.

Dresden. Der Oberst des in Zittau garnisonirenden Infanterie-Regiments, von Welck, hat freiwillig seinem Leben ein Ende gemacht. Vor Kurzem noch hatte die Bevölkerung den wackeren Kriegsmann an der Spitze des Regiments bei den Rettungsmaßregeln in der Ueberschwemmung gesehen und gerade diese Thätigkeit hatte die große Beliebtheit des Herrn Obersten noch mehr gesteigert. Niemand konnte ahnen, daß dieser so lebensfrohe Mann sich mit Todesgedanken trage. Er hatte sich am Nachmittage seines Todestages noch anscheinend äußerst heiter mit seiner Familie unterhalten, er scherzte vom Fenster heraus mit seinen Töchtern, die einen Ausflug unternahmen, dann trat er in sein Zimmer zurück, und während Jene unbefangen davonfuhren, setzte er eine Pistole an die Schläfe und zerschmetterte sich den Kopf. Man

fand ihn in voller Uniform auf dem Sopha ausgestreckt liegen. Auch über den Grund, der ihn zu dem unseligen Entschlusse führte, ist Niemand mehr im Zweifel. Es waren zerrüttete Vermögensverhältnisse. Seit Jahren hatte Herr v. Welck mit der bittersten Noth zu kämpfen, da alle Einkünfte aus Gehalt und Lebensstellung von den Wucherzinsen verschlungen wurden. Eine Erleichterung wurde ihm einmal durch die Intervention eines hohen Gönners, aber er stak zu tief darinnen. Herr v. Welck hat weder flott gelebt, noch ein großes Haus geführt, aber wer ohne Vermögen einmal in die Hände von Wucherern fällt und durch seine Lebensstellung zu einem gewissen Aufwande genöthigt ist, kann ohne Glücksumstände nur selten sich wieder arrangiren. Die Beerdigung des Herrn Oberst v. Welck in Zittau hat unter allgemeiner Theilnahme stattgefunden. Die Tragik dieses Todes hat tief erschüttert: kein gedämpfter Trommelwirbel, keine verhüllte Fahne, keine Ehrensalve über das Grab — und doch, welche ergreifende Feierlichkeit. Das Regiment begleitete seinen todten Obersten — aber ohne Gewehr. Es fehlte kein Soldat. Die Regimentskapelle blies den Chopin'schen Trauermarsch, Generalmajor v. Einsiedeln rief in bewegten Worten dem todten Kameraden, von dessen militärischer Laufbahn und Soldatentugenden er ein ergreifendes Bild entwarf, ein letztes Lebewohl zu. Dann folgte die übliche „Hand voll Erde", die jeder Theilnehmer, vom General bis zum letzten Soldaten, dem unglücklichen Oberst in's Grab nachwarf. Der Name des Wucherers ist Pietrowsky; — möge ihm die verdiente Verachtung allgemein zutheil werden.

Aus New-York wird gemeldet: Der diesseitige Generalkonsul Dr. Schuhmacher erhielt eine Kabeldepesche von der deutschen Regierung, welche ihn benachrichtigte, daß die Familie Ibach aus Preußen Wechsel im Betrage von 30,000 Mark gefälscht und das Weite gesucht habe. Frau Wilhelmine Ibach, eine Wittwe, habe sich mit fünf erwachsenen Kindern in Antwerpen nach Amerika eingeschifft und werde in den nächsten Tagen mit dem Dampfer „Rynland" in Philadelphia eintreffen. Salomon, der Anwalt des Generalkonsuls, erwirkte sich einen Haftbefehl, der Hülfsmarschall Bernhard zur Vollziehung übergeben wurde. Als der Dampfer in Philadelphia landete, ging Bernhard sofort an Bord und brachte die ganze Familie durch eine List in die Kajüte. Unter den Hunderten von Passagieren fiel ihm ein junger Mann auf, dessen Aeußeres auf die Personalbeschreibung des einen Ibach paßte. Er näherte sich ihm, reichte ihm, sich hocherfreut stellend, die Hand und sagte: „Wie geht es Ihnen, lieber Herr Ibach?" Der Angeredete blickte ihm forschend an und antwortete endlich: „Sie irren sich, ich heiße nicht Ibach?" Bernhard ließ sich nicht verblüffen, sondern fuhr auf gut Glück fort: „Können Sie sich denn meiner nicht mehr erinnern? Wir trafen uns einmal in Wolfhagen, und dort steht ja auch Ihr älterer Bruder." Er nickte

bei den Worten einem Fremden zu, der wirklich auch ein Sohn der Frau Ibach war. Die beiden Brüder gaben nun auch ihre Zurückhaltung auf und ließen ſich mit dem zuvorkommenden Landsmann in ein Geſpräch ein. „Wie befindet ſich Ihre Mutter, die ich ſchon ſeit Jahren nicht mehr geſehen habe?“ fragte letzterer unter Anderem. „Sie iſt in der Kajüte“, lautete die Antwort. „Da muß ich doch gleich hingehen. Wollen Sie mich begleiten?“ fuhr der Beamte fort und begab ſich auch ſofort dahin in Geſellſchaft der nichts Böſes ahnenden zwei Brüder. In der Kajüte angelangt, bemerkte Herr Bernhard den Reſt der Familie getrennt von einander ſitzen und rief erſtaunt aus: „Was ſehe ich! Ihre ganze Familie iſt ja hier — warum theilten Sie mir dies nicht gleich mit?“ In einigen Augenblicken hatte er ſie Alle beiſammen und erklärte ihnen, daß ſie ſeine Gefangenen ſeien. Die Brüder behaupteten, daß ſie nicht die in dem Haftbefehl genannten Leute ſeien und daß der Name Ibach ſehr häufig vorkomme. Der Beamte hörte ruhig den Proteſt an und bedeutete der Familie, daß ihre Entlaſſung, im Fall eine bedauerliche Verwechſelung vorläge, unverzüglich angeordnet werden würde. Er nahm ihnen hierauf ihre Baarſchaft, beſtehend aus 2890 Francs ab und ließ ſich, um ihre Unterſchriften zu bekommen, eine Beſcheinigung über die Beſchlagnahme ausſtellen. Frau Ibach hat auch beim Generalkonſul ihre Bereitwilligkeit ausgeſprochen, aus freien Stücken nach Deutſchland zurückzukehren. Dadurch erſpart ſie ſich hier ungefähr vier Monat Unterſuchungshaft. Der Anwalt der Angeklagten hatte den Kommiſſär erſucht, Frau Ibach auf freien Fuß zu ſetzen, da dieſelbe nicht fortlaufe, ſondern ſo lange bei ihren zwei Jüngſten bleiben werde, bis der Fall entſchieden ſei. Der Kommiſſär erklärte, daß er nicht die Macht habe, Frau Ibach und Kinder gegen Bürgſchaft zu entlaſſen. Die Verhandlungen wurden alsdann auf 2 Wochen vertagt; iſt der Auslieferungsbefehl bis dahin nicht angelangt, ſo wird der Fall nochmals vertagt werden. (Augsb. Abdztg.)

Betrügeriſche Uſancen — ſtraffrei. Eine intereſſante Unterſuchungsſache, die auch für das mit Bankierfirmen verkehrende Publikum eine bedeutſame Seite hat, führte die Bankiers Hermann und Salomon Kayſer auf die Anklagebank der I. Strafkammer des hieſigen Landgerichts I. Beide Angeklagte, die Zwillingsbrüder ſind, waren früher Eigenthümer eines hieſigen alten, vor 5 Jahren fallit gewordenen Bankiergeſchäfts und verwalteten als ſolche auch ein ziemlich umfangreiches Depot. So hatte u. A. auch ein Herr Dr. Virnich aus Bonn der Firma amerikaniſche gezogene Papiere und Koupons eingeſandt mit dem Auftrage, dafür andere Papiere anzukaufen und ins Depot zu nehmen. Die Angeklagten hatten auch den Ankauf beſorgt und ihrem Kommittenten denſelben angezeigt, ohne die Nummern der betreffenden

Digitized by Google

Depotpapiere beizufügen. Am 10. November ſtellte die Firma ihre Zahlungen ein, es kam ein Akkord von ca. 42 pCt. zu Stande, und Dr. Virnich verlor ca. 2000 Mark. Da ſich nun bei Regelung des Konkurſes herausſtellte, daß die Virnich'ſchen Papiere von der Firma lombardirt worden waren, ſo denunzirte der Geſchädigte gegen die beiden Angeklagten wegen Unterſchlagung, indem er der Anſicht war, daß ein Bankier nicht befugt ſei, Depotpapiere zu lombardiren und mit dem Gelde für ſein eigenes Geſchäft zu arbeiten. Aus der Verhandlung ging nun einerſeits hervor, daß über die Frage, wer rechtmäßiger Beſitzer ſolcher Depotwerthe ſei, ob der Bankier oder der Kommittent, die Anſichten der Gerichtshöfe auseinandergehen, da Kammergericht und Reichsgericht in dieſer Beziehung ſich gegenüberſtehende Verdikte gefällt haben. Andererſeits bekunden die vernommenen Sachverſtändigen, daß es bei der Mehrzahl der Bankiers Uſance iſt, bei augenblicklichem Geldbedürfniß, welches ſich in Folge irgend welcher Abmachungen an der Tagesbörſe herausſtellen kann, ſolche Depotpapiere zu lombardiren, ſobald ſie ſich nur in der Lage glauben, jederzeit anderweitige Papiere dafür anzukaufen, wenn der Kommittent die Ueberſendung ſeines Eigenthums verlangt. Die Bankiers betrachten ſich ſo lange als Eigenthümer der betreffenden Papiere, als nicht der Kommittent irgend welche Dispoſitionen darüber trifft. In dem vorliegenden konkreten Falle gelang den Angeklagten der Nachweis, daß ſich noch am Tage der Zahlungseinſtellung über 100,000 Mark baar in der Geſchäftskaſſe befanden, daß ſie jederzeit in der Lage geweſen ſeien, für den Dr. Virnich andere Papiere zu kaufen, ſobald dieſer die Ueberſendung verlangt hätte und dann ohne jedweden Dolus nur der allgemeinen Bankier-Uſance gefolgt ſeien. Ganz ebenſo war die Sachlage in einem zweiten, gleichfalls zur Anklage geſtellten Fall. Der Gerichtshof erkannte dem Antrage des Rechts-Anwalts Munckel gemäß auf Freiſprechung.

Es geht doch nichts über eine elaſtiſche Geſetzgebung!

Moral: Sei vorſichtig, traue keinem Juden, meide ihn conſequent, nur ſo wirſt Du vor „uſancemäßiger" Ausraubung bewahrt bleiben.

Ein humoriſtiſcher jüdiſcher Rechtsanwalt! Ein Wunder der Induſtrie!! Für den wirklich fabelhaften Preis von 1 Mark 20 Pf. liefere ich eine gehende Taſchenuhr ſammt eleganter Uhrkette. Die Uhr iſt oben beim Ring — ohne Schlüſſel — aufzuziehen. NB. Man wolle die Uhr nicht etwa mit ſogenannter Bieruhr verwechſeln, dieſelbe iſt wirklich gangbar und iſt der koloſſale Abſatz der ſprechendſte Beweis für die fabelhafte Billigkeit. Bei Beſtellungen auf fünf Uhren wird eine gratis gegeben. H. Schönfeld, Berlin, Gitſchinerſtraße 5. — So lautet die reclamenhaft aufgebauſchte Anzeige, welche ſeit Wochen in hieſigen und auswärtigen Blättern erſcheint und

Digitized by Google

das Kopfſchütteln aller Verſtändigen, die Begierde aller leichtgläubigen Leute hervorruft. Zu der letzteren Kategorie gehörte Gretchen, ein kaum 13jähriger Backfiſch, der die verführeriſche Annonce ſchon ſo oft durchgeleſen hatte, daß er den Inhalt ſchon wörtlich auswendig kannte. Ei, ei! für 12 Sgr. eine Uhr nebſt Kette, das imponirte dem kleinen Mädchenköpfchen dermaßen, daß das eitle Backfiſchchen heimlich, ganz heimlich von dem geringen Taſchengelde einige Sparpfennige zurücklegte und endlich ebenſo heimlich ſich den ſo lang erſehnten Chronometer verſchaffte. Aber das Kartenhaus der ſchönen Hoffnungen war im Nu umgeworfen, denn das arme Ding erhielt eine Uhr, die allerdings durch eine mechaniſche Vorrichtung kurze Zeit eine tickende Gangart annahm, im Uebrigen aber keine der Eigenſchaften beſaß, welche die richtigen Uhren vor den Spielzeug-Uhren auszuzeichnen pflegen. Weinend klagte Gretchen nun ihr Mißgeſchick dem Herrn Papa, der in voller Würdigung des Unrechts, welches ſeinem Liebling widerfahren, etwas von „Schwindelannoncen" in den Bart brummte und dann den „Wunder-Induſtriellen" denuncirte. Der Staats-Anwalt hat auch das Verfahren richtig eingeleitet, und hatte ſich Herr Schönfeld wegen Betruges vor den Schöffen zu verantworten. Die ganze Verhandlung hatte einen überwiegend komiſchen Character, namentlich wußte ihr der Vertheidiger, Rechtsanwalt Dr. Sello, mehr als eine humoriſtiſche Seite abzugewinnen und in feiner und geiſtreicher (!) Weiſe die Frage zu erörtern, ob ein Sattler, welcher „bewegliche Pferde" ankündigt, wohl wegen Betruges unter Anklage geſtellt werden würde, wenn durch ſeine Annoncen irgend ein Dreikäſehoch zu der lächerlichen Meinung käme, daß er für einige Mark ein lebendiges „Hottepferd" erhalten ſolle. Der Gerichtshof ſprach denn auch den Angeklagten frei.

Es iſt doch hübſch, wenn ein jüdiſcher Advokat die ernſteſten wirthſchaftlichen Symptome mit Humor zu behandeln weiß. (Staats-Soc.)

Zweierlei Maß. Der „Bayeriſche Kurier" ſchreibt: „Aus Anlaß der jüngſt im „Kladderadatſch" wiederholt erſchienenen Ankündigung von „Intereſſanten Büchern und Photographien, welche ein hieſiger, bereits wegen Vergehen gegen die Sittlichkeit. (§ 184 St.-G.-B.) beſtrafter Photograph veröffentlichen ließ, wurde in deſſen Wohnung eine Durchſuchung mit dem Erfolge vorgenommen, daß mehrere Platten mit unzüchtigen Darſtellungen beſchlagnahmt und der Staatsanwaltſchaft zur Einleitung ſtrafrechtlicher Unterſuchung übergeben werden konnten."

Daß gegen „Kladderadatſch" und andere Blätter, die „Inſerate der Speculation auf Gemeinheit und Frivolität" cultiviren, eingeſchritten ſei — darüber verlautet noch immer nichts. „Sie haben's Privilegium, der Photograph hat's nicht!" kann man nach dem bekannten Gaſſenhauer ſagen.

Vermiſchtes.

Die Berliner Zeitung! Dieſes ſchon oft von uns hinreichend charakteriſirte ſemitiſch-demokratiſche Schandblatt bringt in ſeiner Nummer vom 21. Juli hintereinander nachfolgende Lügen und Unverſchämtheiten, die über die Tendenz des Blattes, wenn dieſelbe nicht ſchon hinlänglich bekannt wäre, einen recht intereſſanten Aufſchluß geben:

Wie wenig entgegenkommend die Staatsverwaltung ſich unter dem Regime des Herrn v. Puttkamer gegen die Lehrer erweiſt, ergiebt neuerdings die Thatſache, daß für die Ende dieſes Monats in Allenſtein ſtattfindende oſtpreußiſche Provinziallehrerverſammlung die Privatbahnen (Oſtpreußiſche Südbahn und Tilſit-Inſterburger Bahn) freie Rückfahrt oder billige Tagesbillets gewähren, die königliche Oſtbahn dagegen alle erbetenen Erleichterungen abgelehnt hat. Auch ein Zeichen der Zeit!

Handelsminiſter Hofmann hatte in Königsberg Gelegenheit, ſich von den Wirkungen des alleinſeligmachenden Zolltarifs durch den Augenſchein zu überzeugen. Bei ſeiner Ankunft in der oſtpreußiſchen Hauptſtadt fand er den dortigen Hafen von Schiffen gänzlich leer!

„Um eine beſſere Ueberſicht über die einzelnen Medizinalperſonen des Regierungsbezirks zu beſitzen", hat die Regierung in Münſter beſchloſſen, Conduitenliſten — pardon Perſonalakten über dieſelben anzulegen. Die Regierung erſucht, ihr mitzutheilen, welche Privatärzte ſich weigern ſollten, die Fragezettel auszufüllen. Wir dürfen vermuthen, daß das die große Mehrzahl ſein wird. Vielleicht legt eine Regierung ſich auch noch Perſonalakten über Schneidermeiſter oder Rentiers an, um eine „beſſere Ueberſicht" zu beſitzen.

Im Kultusminiſterium ſind zwei Veränderungen eingetreten. Der Decernent für Unterrichtsweſen, Geheimrath de la Croix, iſt zum Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrath ernannt worden. Der Geheime Ober-Regierungsrath Dr. Hübler dagegen iſt unter Belaſſung ſeines Titels und Rangs (Rath II. Klaſſe) zum ordentlichen Profeſſor der juriſtiſchen Fakultät der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Univerſität Berlin ernannt worden. Der Termin ſeines Austritts aus dem Kultus-Miniſterium iſt nach officiöſer Verſicherung vorbehalten. Herr Hübler hat bekanntlich die Verhandlungen mit Rom geführt und die kirchenpolitiſchen Vorlagen vertreten. Wenn der Geheimrath fällt, ſollte ihm der Miniſter nicht bald folgen?

Wie die „Deutſche Landeszeitung", das Organ der Agrarier, erfährt, ſoll in Berliner Kreiſen eine Petition an den Reichstag, den Bundesrath und den Reichskanzler circuliren, welche Maßregeln zur Inhibirung der Einwanderung von Juden in Deutſchland erbittet. Wie wir unſererſeits hören, rüſtet man ſich in ärztlichen Kreiſen zur Unterſuchung des Geiſteszuſtandes der Petenten.

Was zunächſt die erſte Notiz anbelangt, ſo können wir, bei der erfahrungsmäßigen Verlogenheit der „Berliner Zeitung", bis zum Antritt des Gegenbeweiſes die Mittheilung über das Verfahren der Königlichen Direktion der Oſtbahn nur für eine ſemitiſche Ente erklären. Was dann das Regime

des Herrn von Puttkamer mit der Eisenbahn-Verwaltung zu thun hat, darüber kann wohl nur der ungarische Preßjude Adolf Kohut Aufschluß geben. So viel wir wissen, ist Excellenz von Puttkamer nicht Eisenbahnminister, sondern Minister für Geistliche, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Im Uebrigen würden wir es dem Herrn Eisenbahnminister durchaus nicht verargen, wenn er den Herren Lehrern, diesen ganz unberufenen Volksbeglückern, keine freie Fahrt gewähren würde. Denn die sogenannten „Lehrertage" sind im Großen und Ganzen nichts Anderes, als Versammlungen und Conspirationen des Fortschrittsklüngels. Nach unserer Ansicht thäten die Herren Lehrer sehr gut, die Ferien nur dazu zu benutzen, sich zu erholen und ihre oft sehr mangelhaften politischen Kenntnisse und Anschauungen etwas zu klären und zu erweitern und sich — an mehr Logik zu gewöhnen! —

Und dann der „alleinseligmachende Zolltarif" hat es verschuldet, daß Staatsminister Hofmann im Hafen von Königsberg keine Schiffe gesehen hat? O, Du jüdischer Schwachkopf! Wer einmal in seinem Leben in einer Hafenstadt gewesen oder wer auch nur im Vollbesitze seiner Sinne ist, weiß, daß um diese Zeit die Schiffe auf der Reise und nicht im Hafen sind. Außerdem hat Rußland bekanntlich eine sehr schlechte Ernte gehabt und ist daher außer Stande, wie in den Vorjahren, große Kornladungen nach Königsberg zu exportiren, worunter selbstredend der Schiffsverkehr in den Preußischen Häfen zu leiden hat. Aber der Zolltarif? O Ullstein!

Auch die Verfügung der Kgl. Regierung zu Münster betreffs der Anlegung von Personal-Akten über Medizinalbeamte hat die Preß-Piraten der „Berl. Zeitung" in Harnisch gesetzt. Aber warum denn, Ihr Preßrabbiner, so viel Lärm um Nichts? Man will den vielen jüdischen Aerzten vermuthlich etwas auf die Finger sehen und das dürfte doch recht zweckentsprechend und zeitgemäß sein. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr so fern, wo man auch über die unverschämten Preßjakobiner solche Akten anlegt, denn hier dürfte die „bessere Uebersicht" am Allernothwendigsten sein.

„Wenn der Geheimrath fällt, sollte ihm der Minister nicht bald folgen?" Auch diese Gewissensfrage wollen wir Ihnen gerne beantworten. Wir sind zu unserem Bedauern in der Lage, Ihnen ziemlich sicher mittheilen zu können, daß dieser Wunsch der löblichen Redaktion leider ein frommer bleiben wird und daß jedenfalls eher die jüdische Redaktionsbude Ihres traurigen Wurstblattes geschlossen werden wird, soll heißen, daß jedenfalls die semitischen Scribifaxe der „Berl. Zeitung" eher ihren gesinnungsverwandten Collegen Hasselmann, Rackow und Consorten folgen werden, als der Herr Minister seinem Geheimen Rath.

Wenn Sie endlich meinen, daß man in ärztlichen Kreisen sich rüste, den Geisteszustand der Ehrenmänner zu untersuchen, welche das Bestreben haben, ein weiter massenhaftes Eindringen Ihrer schmutzigen, ekelhaften Stammesgenossen in unser armes Vaterland zu inhibiren, gehören Sie einfach auf die

Anklagebank wegen Landesverraths. Haben wir noch nicht genug knoblauchduftende Spitzbuben und Ehrenabschneider in Deutschland, oder sollen wir uns etwa durch eine noch größere Anzahl jüdischer Verbrecherphysiognomien mehr an Ihre elegante Race gewöhnen?

Horwitz, Mauthner u. Co.! Obige Judenfirma ist auf Reisen gegangen. Herr Horwitz nach Amerika, Herr Mauthner, der „nach berühmten Mustern" macht, nach Brüssel, Herr Buchholz gar um die Welt. Wer es nicht glauben will, der lese den nachstehenden, dem „Berliner Tageblatt" entnommenen Aufruf!

An unsere Leser.

Es gereicht uns zur besonderen Freude, unseren Freunden und Lesern die Mittheilung machen zu können, daß wir binnen Kurzem den Inhalt des „Berliner Tageblattes" in bemerkenswerther Weise zu erweitern in der Lage sein werden.

Die große Wahlschlacht, welche sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika abspielt, hat uns veranlaßt, ein Mitglied unserer Redaktion, Herrn Max Horwitz, mit dem besonderen Auftrage über den Ozean zu senden, uns durch eingehende Berichte, die an Ort und Stelle aufgenommen worden, über die interessanten Zwischenfälle der großen Wahlkampagne auf dem Laufenden zu erhalten. Herr Horwitz, der mit den amerikanischen Zuständen durch langjährigen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten auf das Innigste vertraut ist, wird auch die Verhältnisse der deutschen Auswanderung, ihre Aussichten und ihre Erfordernisse, in den Kreis seiner Beobachtungen ziehen und sich überhaupt angelegen sein lassen, das Leben der Deutschen in Amerika uns in prägnanter Darstellung nahe zu führen.

Ein zweites Mitglied unserer Redaktion, Herr Fritz Mauthner, begiebt sich Anfangs August nach Brüssel, um in Folge der uns gewordenen Einladung seitens der belgischen Behörden dort als Repräsentant des „Berliner Tageblattes" den Festen beizuwohnen, welche in der Hauptstadt des Landes, wie in den anderen Mittelpunkten volksthümlichen Lebens, zur Feier der fünfzigjährigen Unabhängigkeit des Königreichs Belgien veranstaltet werden. Unsere Leser dürfen sicherlich farbenreiche Bilder aus der so schnell beliebt gewordenen Feder des jungen Autors erwarten, für welchen das prächtige Schauspiel eines friedlichen Kulturvolkes, das sich der errungenen Unabhängigkeit ehrenvoll freut, einen erhebenden Vorwurf bildet.

Schließlich ist es uns gelungen, in Herrn Georg Buchholz einen muthigen Weltreisenden derart für das „Berliner Tageblatt" zu gewinnen, daß er uns von seiner Reise um die Welt Spezialberichte liefert, die voraussichtlich eine Fülle des Bedeutenden und Interessanten enthalten werden. Herr Buchholz

ſchifft ſich am 19. d. M. in Hamburg ein und gedenkt ſich über Portugal, die Weſtküſte Afrikas (Neger-Republik Liberia), das Kap der guten Hoffnung (Diamantfelder), Nubien, Egypten, Arabien, Perſien, Indien, China, Japan, die Inſeln des ſtillen Ozeans und Kalifornien u. ſ. w. nach Europa zurückzubegeben. Herr Buchholz, bekannt durch ſeine früheren Reiſen in Spanien und Amerika, ſcheint uns durch ſeine friſche Feder und ſeine ſcharfe Beobachtungsgabe als ganz beſonders berufen, die ihm übertragene Miſſion in anziehender Weiſe zu löſen.

Die Deutſche Reichsregierung hat in freundlichſtem Entgegenkommen Herrn Buchholz ihres beſonderen Schutzes verſichert. Indem wir dieſes dankbar anerkennen, erlauben wir uns auch an alle unſere auswärtigen Freunde die Bitte zu richten, unſeren Spezialberichterſtattern vorkommenden Falls mit Rath und That an die Hand gehen zu wollen.

Redaktion und Verlag des „Berliner Tageblattes."

Das Blatt des Moſes Cohn (alias Moſſe) ſcheint doch für ſeine Exiſtenz und Zukunft ſehr beſorgt zu ſein und ſich krampfhaft zu bemühen, die abgefallenen 20,000 — ſage Zwanzig Tauſend — Abonnenten wieder zu gewinnen. Wozu ſonſt dieſer große Auszug aus Aegypten? Bei der nur allzubekannten Neigung und Anlage des „Berl. Tagebl." zur Entenzucht iſt dieſe Nachricht ſelbſtverſtändlich mit größter Reſerve aufzunehmen, da die Annahme gar nicht ausgeſchloſſen iſt, daß jene 3 Commis-voyageurs ſtatt nach Amerika, Brüſſel und um die Welt eine kleine Beſuchsreiſe zu Freund Wippchen nach der Huſſitenſtadt angetreten haben.

Wunderbar iſt es nur, daß Herr Moſſe nicht noch mehr Juden auf die Wanderſchaft geſandt hat?

Wo iſt z. B. unſer Freund, der „große Dichter und Kritiker", Oskar Blumenthal, geblieben? Dieſer „jüdiſche Mann" würde ſich vermöge ſeiner repräſentablen Erſcheinung recht gut als Vertreter des Moſſeleben'ſchen „Weltblattes" qualifiziren. Wir hätten den „blutigen Oskar" dem Collegen Horwitz, obwohl wir nicht ſo glücklich ſind, den letzteren zu kennen und auf dieſen Genuß auch gerne verzichten, entſchieden vorgezogen. Denn Oskar Blumenthal und Eduard Lasker, der ja wohl auch Amerika beglücken will, vermuthlich um „Sprechſtudien" zu machen, dieſes reizende jüdiſche Doppelgeſpann würde und müßte die Herzen der Amerikaner im Sturm erobern. Doch was will Herr Horwitz in Amerika? Man lache nicht: die Wahlkampagne ſtudiren und nebenbei die deutſche Auswanderung und das Leben der Deutſchen in Amerika. Das „Tageblatt", ſonſt immer an der Spitze des Fortſchritts, treibt noch ſo veraltete Studien? Denn die deutſche Auswanderung ſteht durchaus nicht mehr auf der Tagesordnung; es iſt eine ganz andere Auswanderung, mein lieber Moſſe, die wir heute in's Auge faſſen. Deutſche ſind nun nachgerade genug aus- und an ihre Stelle polniſche Juden eingewandert.

Wie wäre es, wenn wir die Auswanderung der letzteren, ja überhaupt aller Semiten, votiren würden? Gieb Dich darüber nur gar keinen Täuschungen hin, Du dreister Semit, und sende Horwitz lieber nach Palästina, um dort Quartier zu machen.

Herr Mauthner, jener „große Schriftsteller" und — wenn das Konterfei in der „Wahrheit" neulich getroffen war — auch ein recht schöner Mann mit sehr edlen Zügen, studirt die Brüsseler Festlichkeiten an der Quelle. Recht schmeichelhaft für die deutsche Presse, von diesem Biedermann in Brüssel vertreten zu werden. Aber er vertritt ja auch wohl nur die schlechte oder Judenpresse? Also Euch, den Preßpiraten des „Tageblatts", ist seitens der Belgischen Behörden eine Einladung geworden? Wenn sich diese „Behörden" nur nicht in der Adresse geirrt haben. Oder ist etwa unter „Belgischen Behörden" die Synagoge zu verstehen? Um Auskunft wird gebeten!

Buchholz endlich reist um die Welt? Wohl als chargé d'affaires des Judenbundes? Oder was ist Buchholz für ein Christ?

Wir wünschen den drei Wanderjuden eine recht glückliche Reise auf Nimmerwiederkehr und würden auch für Mosseleben selber, wenn auch dieser mit dem Rest seiner Complicen sich auf's Wandern legte, von denselben freundschaftlichen Gefühlen beseelt sein.

Herr Bamberger! Berlin hat das tiefbeklagenswerthe Unglück, Herrn Bamberger, den man auch Dr. Bamberger nennt, für längere Zeit extra muros zu sehen. Das „Berliner Tageblatt" oder richtiger „Berliner Judenblatt" bringt darüber folgende Mittheilung:

„Wie man uns mittheilt, haben sich bei dem Abgeordneten Dr. Bamberger, der jetzt auf seiner Villa in Interlaken weilt, vor seiner Abreise dorthin Symptome eines ernsten Brustleidens gezeigt. Herr Dr. Bamberger bedarf längere Zeit dringend der Ruhe, doch geben sich seine Freunde der Hoffnung hin, daß er zum Winter genesen nach Berlin wieder zurückkehren werde."

Obwohl dieses „Weltblatt" meistentheils Lügen auftischt und am folgenden Tage gewöhnlich in der unangenehmen Lage ist, mittheilen zu müssen, daß diese oder jene Nachricht des vorhergehenden Tages eine semitische Ente war, haben wir keine Veranlassung, an der Richtigkeit obiger Zeilen zu zweifeln, da das offizielle Organ des Judenbundes jedenfalls in Hinsicht der Personalien solcher Judenführer, wie Bamberger es ist, richtig informirt sein wird. Uns Christen und Deutschen kann jene Nachricht, soweit sie die längere Abwesenheit dieses Oberjuden betrifft, nur angenehm sein, weil sie uns zu der Hoffnung berechtigt, den gefährlichsten und frechsten aller Semiten nicht wieder im Parlament zu sehen. Freilich hätten wir gewünscht, daß der Schwätzer, statt sich auf seine durch Nickelgeld „sauer erworbene" Villa zu

begeben, ein noch südlicheres Klima aufgesucht und sich gleich nach Jerusalem selbst begeben hätte, oder auch in das Land, wo der Pfeffer wächst.

Möge uns ein gütiges Geschick davor bewahren, daß dieser Mensch, der zum Fluch des deutschen Vaterlandes geworden, jemals wiederkehrt, und hoffen wir, daß für die Folge das Deutsche und Preußische Parlament nie wieder durch die Mitgliedschaft dieses Dunkelmannes geschändet werden.

Herr Lasker. „An Stelle des Herrn v. Sybel, welcher bekanntlich sein Mandat niedergelegt hat, soll Herr Dr. Lasker als Kandidat für das Abgeordnetenhaus in Magdeburg aufgestellt werden. Obgleich wir oft genug Gelegenheit hatten, Herrn Lasker wegen seiner politischen Haltung anzugreifen, so würden wir doch sehr gern sehen, wenn Laskers eminente Kraft dem preußischen Abgeordnetenhause wiedergewonnen würde; ganz besonders, wenn Herr Lasker die Lücke ausfüllte, die Herr von Sybel allezeit gelassen hat, selbst als er noch im Abgeordnetenhause saß. Wenn die politisch-einflußreichen Männer aus Magdeburg die Kandidatur Lasker's hinreichend unterstützen, so ist an dessen Wahl nicht zu zweifeln. Sollte jedoch in Magdeburg die Strömung Oberhand behalten, welche immer mehr und mehr nach rechts gedrängt hat, so würde das nach unserer Ueberzeugung für die Nationalliberalen verhängnißvoll sein, weil dann bei den nächsten allgemeinen Wahlen die Mißstimmung in viel schärferer Weise sich geltend machen würde, als es bei einem vorsichtigen Einlenken der Fall wäre. Bei diesem Anlaß wollen wir der vielverbreiteten Annahme entgegentreten, als ob Herr Lasker der nationalliberalen Partei nicht mehr angehöre. Herr Lasker ist nur aus der nationalliberalen Fraktion ausgeschieden oder richtiger, er ist der Fraktion bei Beginn der letzten Reichstagssession nicht wieder beigetreten, weil er mit der Führung der Fraktion nicht einverstanden war und weil er allein den Muth hatte, das offen zu erklären. Thatsächlich stimmt ein nicht unerheblicher Theil der nationalliberalen Abgeordneten mit Herrn Lasker überein. Dazu kommt, daß der nationalliberale Fraktionsverband allmälig so locker geworden ist, daß in demselben Alles Raum hat; denn noch bei jeder Abstimmung sind die Herren auseinandergegangen, und niemals hat es in der nationalliberalen Fraktion an Männern gefehlt, welche mit Lasker zusammenstimmten, und zwar aus ganz denselben Gründen, welche Herrn Lasker bei seinen Abstimmungen leiteten" schreibt das „Berliner Tageblatt". Dieses Judenblatt erdreistet sich also wiederum, für die Kandidatur Laskers Propaganda zu machen, obwohl schon bei der letzten Landtagswahl für diesen kurzbeinigen Prahler, trotz aller erdenklichen Mühe der Alliance, in ganz Preußen kein Wahlkreis aufzutreiben war und selbst notorisch verjudete Städte, wie Breslau, Stettin und Magdeburg für die sehr zweifel-

haſte Ehre dankten, durch die „Leuchte Israels“ im Landtage vertreten zu ſein. Der deutſche Michel war endlich erwacht, nachdem er durch Stöcker und andere tapfere Ehrenmänner mühſam aus langem Schlafe wachgerüttelt war. Held Lasker, einſt von der geſammten liberalen Judenmeute als ein Muſter deutſcher Geſinnung, Gerechtigkeit und Gelehrſamkeit geprieſen, iſt gründlich entlarvt. Man hat endlich eingeſehen, daß er nicht mehr und nicht weniger als ein dreiſter, unwiſſender, ſemitiſcher Schwätzer iſt, deſſen Dichten und Trachten lediglich auf die Förderung jüdiſcher Intereſſen und die Unterdrückung des germaniſch-chriſtlichen Volkscharakters hinausging. Es war eine Epoche, deren wir uns vor uns ſelbſt und unſeren Nachkommen im Grunde unſeres Herzens ſchämen müſſen, in der dieſer Maulheld des deutſchen Volkes Führer und Berather war. War es nicht geradezu widerlich, dieſen polniſchen Juden bei jeder Gelegenheit und über jedes nur denkbare Thema das große Wort führen zu ſehen? Und doch iſt es ein ſo unbedeutender Menſch, der das Volk der Denker über ein Decennium an der Naſe herumführte, der nicht durch glänzende Geiſtesgaben, ſondern durch das ſeinem Stamme eigene wiſſentliche Entſtellen und Verſchweigen von Thatſachen, durch den heuchleriſchen Schein von Patriotismus und durch ſeine Zungenfertigkeit den größten Theil unſerer Mitbürger geiſtig beherrſchte. Es waren nur wenige, intelligentere Leute, die den Wolf im Schafskleide erkannten und dem Juden nicht trauten. Auch ſeine wiſſenſchaftlichen Elaborate, mit denen er zuweilen die Welt zu erleuchten ſuchte, haben ſich als klägliches Gewäſch erwieſen. Wir wollen nur jenen berühmten Vortrag der Mannesſeele über Sprachforſchung erwähnen, durch der der „große Gelehrte“ ſich unſterblich blamirt hat, da er eine ſo koloſſale Unwiſſenheit darin zu Tage gefördert, daß ſich ein leidlicher Quintaner derſelben hätte ſchämen müſſen.

Das iſt die „eminente Kraft“ Laskerlebens, von der uns das Tageblatt in obiger Nachricht, wenn auch nur andeutungsweiſe, erzählt! Wir erlauben uns, der Anſicht zu ſein, daß unſer Deutſches und Preußiſches Vaterland ſehr wohl ohne dieſe „eminente Kraft“ beſtehen wird und vermuthen ſogar, daß uns Deutſchen viel wohler ſein wird, wenn dieſer politiſche Gaukler fortfährt, ſich Sprach- und ſonſtigen Studien zu widmen. Wie geſagt, wir können Laskerleben nur dringend empfehlen, ſich möglichſt ruhig zu verhalten und dafür Sorge zu tragen, daß der ſehr üble Klang ſeines Namens nicht ferner unſer Ohr beleidigt. Sollte Herr Lasker indeß ohne zu reden nicht leben können — und es ſcheint in der That, als ob das Reden bei ihm eine Krankheit iſt — würde er vielleicht als „billiger Mann“ in irgend einer jüdiſchen Marktbude ſehr paſſende Verwendung finden.

Es iſt kaum zu glauben, daß Magdeburg, jene alte, deutſche Stadt, die erſt vor Kurzem durch einen feſtlichen Beſuch des Deutſchen Kaiſers geehrt iſt und die das Glück hat, einen ehrenwerthen, nicht verjüdelten Oberbürger-

meiſter zu beſitzen, den Deutſchen Namen und ſeine reiche, hiſtoriſche Vergangenheit durch die ebenſo thörichte, wie ſchmachvolle Wahl des Juden Lasker beflecken ſollte. Wir hoffen vielmehr, daß „die Strömung, welche immer mehr und mehr nach rechts gedrängt hat, die Oberhand behalten" und jenen „politiſch-einflußreichen Männern" — ſoll wohl heißen, „der Judenſchaft" — in gebührender Weiſe auf die Finger klopfen wird.

Von unſerem Freunde Lasker indeß wollen wir uns mit den Worten Uhlands verabſchieden:

„Sein Name ſei vergeſſen,
In ewige Nacht getaucht,
Sei wie ein letztes Röcheln
In leere Luft gehaucht."

Die deutſche Reichsbank — eine privilegirte Aktiengeſellſchaft von und für Juden! Wer noch die vorſtehende Thatſache bezweifelte, dem können wir heute durch ein neues Faktum beweiſen, daß Perrot's Urtheil die volle reine Wahrheit und es hohe, ja die höchſte Zeit iſt, daß unſer „eiſerner Kanzler" der Sache näher tritt und Abhülfe ſchafft.

In Laupheim in Württemberg — bekanntlich ein bedeutender Judenort, in den fünfziger Jahren die zahlreichſte Judengemeinde Württembergs — befindet ſich eine größere Anzahl von Juden wegen Kapitalſteuerdefraudation in Unterſuchung, darunter diejenigen, die für die Reichſten gelten. Verſchiedene derſelben haben Werthe bei der Reichsbanknebenſtelle in Ulm deponirt und ſtehen mit derſelben in Kontocorrent-Verhältniß. Als der Unterſuchungsbeamte, Reviſor Raff in L. die Reichsbanknebenſtelle Ulm um Mittheilung von beglaubigten Buchauszügen erſuchte, erklärte ihm der Vorſteher derſelben — natürlich Jude, Namens Guſtav Maier — er ſei hierzu nicht befugt, da er Reichsbeamter ſei und als ſolcher die Verpflichtung habe, das Amtsgeheimniß zu wahren, wenn er nicht hiervon von ſeiner vorgeſetzten Behörde, dem Reichsbank-Direktorium in Berlin, entbunden werde. Hierin hatte pp. Maier ganz recht. Der Unterſuchungskommiſſär wandte ſich deshalb an das Reichsbank-Direktorium und bat, die Nebenſtelle von ihrer Verpflichtung zu entbinden, unter Hinweis auf § 53 Abſ. 2 der R.-Strafproz.-Ordn., wonach das Geſuch um Entbindung nur in dringenden Fällen abgewieſen werden dürfe.*)

*) Derſelbe lautet: „Die Genehmigung (nämlich zur Zeugnißleiſtung) darf nur verſagt werden, wenn die Ablegung des Zeugniſſes dem Wohle des Reichs oder eines Bundesſtaates Nachtheil bereiten würde."

Digitized by Google

Was war die Antwort der „Rebbichsbank“ (nach der „Wahrheit“)? — Das Direktorium sehe sich nicht veranlaßt auf das Gesuch des Untersuchungskommissärs einzugehen! — ohne weitere Begründung und ohne auf § 53 Abs. 2 der R.=Str.=O. sich einzulassen.

Die Folge ist nun die, — falls nicht durch eine etwaige Beschwerde bei dem Reichskanzleramt die Reichsbank noch gezwungen wird, Zeugniß zu leisten, wie jede andere Bank und Firma auch, — daß jeder Jude vollkommen davor sicher ist, wegen Jahre langen Betrugs zum Nachtheil des Staats gestraft zu werden, wenn er seine Werthpapiere bei der Reichsbank deponirt; jeder Jude kann so bequem alle Staatslasten ruhig auf den unter der Steuerlast schon genug seufzenden, von ihm (dem Juden) ohnehin gedrückten und gepreßten Mitbürger, den Christen, abwälzen. Der Jude kann auf diese Weise auch in anderen Untersuchungen, wo es sich um Jahre langes Zuchthaus handelt, namentlich bei betrügerischem Bankerott — ein nicht außergewöhnlicher Fall bei jener Race — sich bequem der Strafe entziehen. Ein hübsches Institut, diese Reichsbank, das ächte Judeninstitut!

Der im vorliegenden speciellen Falle in Frage kommende Jude ist ein Geldprotze ersten Ranges, der mittelst seines Geldes die ganze Stadt, von den ersten Behörden bis herunter zum Nachtwächter in seiner Hand hat, Namens Simon Josef Steiner, Hopfenhändler, oder richtiger Bummler, bester Sorte, daneben „Stadtrath“. Es wäre um so mehr Schade, wenn er ungestraft durchkäme.

Waldeck und die Juden. In der Berliner Zeitung, diesem würdigen Judenblatte, finden wir folgendes Inserat:

Durch die Expedition der **Berliner Zeitung**, Berlin W., Charlottenstraße 24, ist gegen Einsendung von 60 Pfg. in Postmarken franco zu beziehen: **Waldeck.** Eine politische Skizze von Dr. jur. J. Levy.

Der selige Waldeck ist unser Freund wahrhaftig nicht gewesen, wir haben, obwohl wir seinen ehrenwerthen Charakter nie bezweifelt haben, für diesen Demagogen nie geschwärmt und sind stets der Ansicht gewesen, daß sich eine so ausgeprägt demokratische Gesinnung für einen Mann in hoher Staatsstellung, für einen Königlichen Ober=Tribunals=Rath sehr wenig gezieme. Aber dessenungeachtet können wir nicht umhin, ein inniges Mitleid mit ihm zu empfinden und ihn zu bedauern um des Geschickes willen, welches ihn nach seinem Tode ereilte. Das hat er wahrlich nicht verdient — von den Juden gepriesen zu werden; die Schande, von einem Juden biographirt und zu einer politischen Skizze verarbeitet zu werden, kann selbst ein ganzes Leben voller Glück und Ehre nicht aufwiegen. Also das, Du immerhin edler Todter, war Dein Lohn nach dem Tode für alle Deine unfruchtbare Mühe und Arbeit! Dafür hast Du gekämpft und gerungen im Leben, daß einst die

Judenſchaft Dich als den Ihrigen verherrlicht. — Grauſame Ironie des Schickſals! —

Du, trotz aller Deiner verdammenswerthen Freiheitsſchwärmerei, ein frommer, gläubiger Katholik biſt herabgeſunken zu einem Sturmbock des Judenthums, für deſſen Emanzipation Du ſicherlich nie eingetreten biſt!

— Armer, verblendeter Mann! —

Das „Organ von und für Bummler", alias Kladderadatſch, erweiſt in ſeiner Nummer 34 vom 25. Juli d. J. die ganze Afterweisheit ſeiner Gelehrten. In dem leitartikelnden Eingangsgedicht wird der deutſche Michel heruntergemacht, denn heute paßt den Juden die National-Idee nicht mehr, die früher die Blendwand abgab, hinter welcher die deutſchen Schaafe geſchoren wurden. Es heißt daſelbſt:

„Und geh' ans Werk und rüſte
Ein neues Narrenſchiff ſogleich,
Du ſeliger Thomas Murner."

Das Narrenſchiff iſt aber gar nicht von Thomas Murner, ſondern von Sebaſtian Brant verfaßt; von Erſterem ſtammt vielmehr, die um 1512 geſchriebene Narrenbeſchwörung. Es zeigt dieſe ſchülerhafte Unwiſſenheit wiederum, mit welcher Leichtfertigkeit ſogenannte Gebildete den Leſern Unwahrheiten und Falſches auftiſchen. Zu den Kladderadatſch-Gelehrten gehört auch jener Dr. Rudolph Löwenſtein, der im Verein mit Kletke nicht weniger als ein Viertelhundertmal durch Gedichte in dem Berliniſchen Leſebuch von Bohm vertreten iſt, welches Sichbreitmachen mit Recht der Hof-Prediger Stöcker im Abgeordnetenhauſe rügte.

Zur Emancipation vom Judenthum. Von gut unterrichteter Seite wird uns die Mittheilung, daß der in Graz (Steiermark) lebende Graf Leopold Palffy-Daun, Fürſt von Trano das Präſidium der vom Abgeordneten Victor Iſtóczy ins Leben gerufenen Ungariſchen Antiſemiten-Liga übernommen hat. Es iſt das hocherfreulich und ein Zeugniß von Muth und Hochherzigkeit, dem gewiß alle Freunde unſerer Sache ihre Anerkennung nicht verſagen werden. Bei uns in Deutſchland hat die Antiſemiten-Liga eine ähnliche offene Unterſtützung ihrer Beſtrebungen nicht gefunden, vielmehr waren ſuperkluge Literaten bemüht, derſelben Steine in den Weg zu werfen, die Männer, die den Muth hatten, zur That zu ſchreiten, als „ziemlich obſcure Perſonen" hinzuſtellen. Und warum geſchah es?

Der bekannte Herr war durch Kauf der Statuten der Antisemiten-Liga um 50 Pf. „gekränkt“ worden, was derselbe als „buchhändlerische Beutelschneiderei“ hinstellte.

Wo sollte die Liga Mittel hernehmen, um durch solche für die Sache wirken zu können? Es war ein ausgezeichneter Gedanke des Vorstandes der Liga, die Statuten der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wesentlich bestimmend dafür war: die Juden würden nichts Eiligeres zu thun haben, sich für 50 Pf. die Statuten zu kaufen, um hinter die Geheimnisse der gefürchteten Liga zu kommen. Gefürchtet war sie; Herr Rudolph Mosse zahlte dem Verräther für die Namensliste der Mitglieder und Mittheilung sonstiger Interna 500 Mark, dem „Börsen-Courier“ war sie vorher für 1000 Mark angeboten. Letzterer lehnte ab, sei es, daß er nicht bei Kasse war oder daß er der Ueberzeugung lebte, es werde sich schon ein jüdischer Biedermann finden, der das Geld dem Verräther zahlen würde. Da hatte er zwar das Nachtreten, aber: „für umsonst“.

Thatsache ist: die Kasse der Liga hat bis jetzt aus dem Verkauf der Statuten ca. 1000 Mark gelöst und eine nennenswerthe Summe wird sie noch erhalten, sobald die langwierigen Buchhändler-Abrechnungen beendet sind.

Freilich: schreiben und sich als „Macher“ der antijüdischen Bewegung hinstellen, das ist Kleinigkeit und — einträglich. So ist uns persönlich passirt, daß einer dieser Federhelden, als er — abwesend von Berlin — Kenntniß von der Gründung der Liga erhielt, voller Freude schrieb: man möchte ihn als thätiges Mitglied betrachten. Als aber der Tageblatt-Artikel in die Welt ging, die bekannt gegebenen Mitglieder im Feuer der Oeffentlichkeit auf die Probe gestellt wurden und — mit zwei Ausnahmen — dieselbe bestanden, da wollte unser „Literat“ um's Himmelswillen sich nicht mit der Sache befassen.

Es ist die alte Geschichte: zur That schreiten, das thun Wenige; werden Fehler begangen, so sind hunderte, die es besser gemacht hätten! —

Alle diese Angriffe, selbst von Leuten der eigenen Partei, haben der Liga nicht den Tod bereitet. In ihrer Entwickelung freilich — und das kann nicht Wunder nehmen — ist sie dadurch aufgehalten worden. Es ist eine Zeit der Sammlung eingetreten, und wird die Liga mit dem im Herbste neu erwachenden öffentlichen Leben auch mit neuen Kräften wieder in die Arena treten.

Ein neues Zeugniß der Macht und des Einflusses der Judenschaft können wir uns nicht versagen unseren Lesern mitzutheilen.

In Magdeburg erscheint im Verlage von Carl Friese's Hofbuchdruckerei ein Inseratenblatt „Landwirthschaftliches Central-Organ“ das, wie eine dem

Titel beigedruckte Notiz besagt, in bedeutender Auflage den Gutsbesitzern im Reiche gratis zugesandt wird. Die genannte Hofbuchdruckerei überschickte uns dasselbe regelmäßig mit der Anregung zur Insertion. Um unser Organ in diese durch die Judenfrage doch besonders interessirten Kreise zu bringen, beabsichtigten wir die Beilage einer Subscriptions-Einladung. Unter Beifügung eines Probeblattes ersuchten wir die genannte Firma um Mittheilung der benöthigten Exemplare und des Kostenpreises, um das Erforderliche sofort veranlassen zu können. Und die Antwort des Christen und Hofbuchdruckereibesitzers! — „Bedauere sehr, Ihre Beilage ist zu tendenziös! Ergebenst Carl Friese." —

Das Landwirthschaftliche Central-Organ will „ein Organ für die Interessen der Landwirthschaft" sein, wenigstens nennt es sich so. Wir sind der Ansicht, daß die „Wacht" voll und ganz diesem Interesse dient, da sie es sich angelegen sein läßt, dem Christenvolke über die Schädlichkeit der Juden und ihrer Geschäftspraktiken die Augen zu öffnen. Aber — das scheint das Motiv des Christen und Hofbuchdruckereibesitzers zu sein — es könnten seine jüdischen Inserenten ihm ihre Inserate entziehen und dadurch sein Geldbeutel Schaden erleiden. So weit sind wir bereits durch das Judenthum in Neu-Palästina corrumpirt:

„der Geldbeutel schreibt die Gesinnung vor!"

Gott und die Selbsthülfe der Christenheit bessere es.

Der Mährisch-schlesische Volksbote (Freiwaldau) vom 16. d. Mts. bespricht in dem Leitartikel „Verarmung des Bauernstandes" wohlwollend den patriotischen Antrag des Abgeordneten Ptr. Greuter, welcher im Tiroler Landtage eingebracht wurde, um die Verarmung des Bauernstandes rechtzeitig hintanzuhalten.

Monsignore Greuter sprach:

„daß die Gesetzgebung geändert werden müsse, daß der Bauernstand zu einen seßhaften gemacht werde und nicht durch einen Geldjuden von Haus und Hof vertrieben werden könne, wie in Galizien, wo in einem Jahre 17,000 Bauern vor die Thüre gesetzt wurden. —

Es werde die Zeit kommen, wo auch die sogenannten Hypothekarschulden werden abgelöst werden müssen, wenn nicht der sociale Krach hereinbrechen und die angehäuften Besitzthümer der christlichen und unchristlichen Geldjuden auseinander reißen soll."

Ist dies nicht, bemerkt dazu unser Korrespondent, eine prächtige Erläuterung zu dem Wahrworte „Juristen schlechte Christen." Der Jurist verdient mehr, je mehr sich die Zahl der Exekutionen vergrößert. Es wäre

also sein Schade, wenn er zum Wohle des Volkes endlich ein Existenz-Minimum gesetzlich exekutionsfrei machen würde.

Dem aktiven Bahnbeamten wurde ein solches Minimum mit 600 fl. zugestanden, dem Staatsbeamten in Pension die Hälfte seiner Pension z. B. mit 115 fl. 66 kr.

Was ist exekutionsfrei von den Habseligkeiten der Armen? Nichts! Nicht einmal das Bettuch des Kranken.

Mir wurde einmal die Mittheilung von dem Verkaufe eines Wechsels gemacht und dazu beigefügt: der wird es schon eintreiben, denn der zieht ihm das Leintuch unter dem . . . . . hervor.

Man wird nun zugeben müssen, daß wir noch trostloseren Zeiten entgegen gehen, wenn sich die Herren Juristen zu zwei Drittel aus den Juden ergänzen.

Drastisch zwar, aber treffend. Das „Bayer. Vaterland" brachte kürzlich folgende Notiz:

Aus dem Chiemgau. Wir haben auch einen Kunstgewerbe-Palast. Sollte auch an diesem genörgelt werden?

Kunstgewerbe-Palast — wir meinen, die Sache sei etwas verfrüht, diplomatisch gesprochen: „inopportun". Recht schöne Sachen, aber — Käufer! wo sind die Käufer? Und warum eine „Kunstgewerbe-Lotterie?" Und warum neben den Kunstgewerbe-Producten ein — Weinhaus?

Als am Ausgang des „finsteren Mittelalters" in Nürnberg der Rothgießer unsern Herrn v. Miller überragte und der Goldschmied ein Künstler ersten Ranges war und der Holzschnitzer ein Bildhauer, da gab es dort kein Kunstgewerbehaus, keine Akademie. Aber reiche Leute gab es, reiche Bürgersleute, die Sinn für die Kunst hatten und ihr Haus mit Kunstwerken zu schmücken liebten. Wo sind diese Leute heutzutage? — Statt den Leuten auf liberale Manier den letzten Nickel aus dem Beutel zu holen, macht die Beutel von Gold strotzen, und ein fruchtbarer Boden für Kunst und Kunstgewerbe wird gewonnen sein!

Wohl! hier und da findet sich auch heutzutage Einer, der nicht all' sein Geld in Bankactien anlegt, sondern auch einiges der Kunst und dem Kunstgewerbe zuwendet — es giebt auch hier und da Einen, der besser thäte, sein Geld für eine gewitterschwangere Zukunft zu Rathe zu halten, als von seiner prachtliebenden Natur sich allein leiten zu lassen — und wieder giebt es den Einen oder Andern, so einen kleinen Rothschild, der seine Saugrüssel in alle Staatsgebilde eingebohrt hat, dem das Geld in Massen zuströmt, der heute 100,000 Mark leicht hinwirft, weil er sie morgen mit einem Schlage wieder gewinnt. Allein einzelne Schwalben machen keinen Sommer.

Oder ſollen etwa gar die Leute aus dem Bezirksamt Jeruſalem aufhelfen? Geld haben ſie, viel Geld, aber — wie heißt Kunſt? Sind ſie nicht Nachkommen jener, die um das goldene Kalb tanzten? „Füchſe, goldene Füchſe! aber Kunſtſachen — ei, was thun mer damit?“ Schaut ſie Euch nur an, dieſe Leute! Wenn ſie in Sammt und Seide, in Silber und Gold prunken, könnt Ihr auch nur ein wenig Geſchmack entdecken? Und — ein Exempel!

War mal in Starnberg, wo jetzt hauptſächlich Juden Luft zu ſchnappen lieben, ſo daß andere Leute gern ſich fern halten von wegen des Knoblauchduftes. Nun — im Bahnhof dort ſteht ein aus Brettern künſtlich conſtruirtes Häuschen, zum Theil enthaltend ſeparirte Appartements, die unter der Obſorge eines alten Weibleins ſtehen, welcher jede ein ſolches Appartement beſuchende Dame einen kleinen Backfiſch zu entrichten hat und gern entrichtet. Kamen da zwei daher, traten ſtolz auf, in ſchwere Seide gekleidet, Finger und Ohren maſſiv golden beringt, an der Bruſt Brochen faſt ſo groß wie dereinſt Aarons Bruſtſchild, auf dem Kopf koſtbarer Hut mit nickender Feder — und das Weiblein! wie beeilte es ſich, den zwei Damen zwei Zellen aufzuſchließen! Doch — beiden war eine Zelle genug, und als ſie gar herausſtolzirten — nun, Frau, doppeltes Trinkgeld, nicht? Die Alte öffnete traurig lächelnd ihre Hand — es lag — ein Pfennig darin. „Es ſind halt Juden!“ meinte das Weiblein.

So ändern ſich die Zeiten. Die „Allg. Ztg. des Judenth.“ berichtet:

„Lübeck, 14. Juni. Am 10. d. wurde die neue Synagoge unter großer Betheiligung der Bevölkerung eingeweiht und nahmen die höchſten Spitzen der Behörden daran Theil. Die Feier verlief in der gewohnten Weiſe erhebend und das Intereſſe aller Anweſenden nachhaltig anſpannend. Der Akt hat für Lübeck eine, man kann ſagen, geſchichtliche Bedeutung. Lübeck hat bis 1848 das Verbot der Niederlaſſung für die Juden mit eiſerner Strenge aufrecht erhalten, ſo daß ſich dieſelben nur in benachbarten Dörfern anſiedeln konnten. Man wird ſich erinnern, daß unter der Herrſchaft der Franzoſen ſich eine Anzahl Iſraeliten in Lübeck niederließen, die jedoch — unter ihnen befand ſich auch der Vater Gabriel Rießers mit ſeiner Familie — gleich nach der Befreiung Lübecks vom fremdländiſchen Joche wieder ausgetrieben wurden. Damals richtete der Staatskanzler von Hardenberg das bekannte, ziemlich drohende Schreiben an den Senat von Lübeck zu Gunſten der Juden, in dem nicht undeutlich auf eine preußiſche Exekution hingewieſen wurde. Der Senat blieb beharrlich bei ſeiner Verfügung der Austreibung, und der Staatskanzler ſchwieg. Jetzt hat der Senat von Lübeck zum Bau dieſes Gotteshauſes

20,000 Mark auf 30 Jahre unverzinslich hergegeben. Dieser Umstand allein bezeugt eine so große Umwälzung der Ansicht, eine so bestimmte Herrschaft der Grundsätze der Toleranz und Gerechtigkeit, daß dadurch der Akt seinen speziellen Charakter verliert und wir mit Recht sagen können, daß er einen allgemeinen geschichtlichen Werth enthält. Trösten wir uns vor solchen Thatsachen über die Angriffe der Judenhetzer, die doch nur die letzten Ausläufe mittelalterlicher Vorurtheile, den Groll überwundener Gehässigkeiten bedeuten!"

Ja, ja! auch in Lübeck, der alten Hansastadt, ist das Judenthum zu Kraft und Macht gelangt, wie aus Vorstehendem ersichtlich. Des Reiches Hauptstadt, „Neu-Jerusalem ehemals Berlin" geht ja mit glänzendem Beispiele voran. So fällt nach und nach in immer beschleunigterem Tempo, eine Hochburg der Christenheit nach der anderen, bis — *ja bis die Christen und Germanen zum Bewußtsein ihrer Jämmerlichkeit gekommen, sich bemühen, das Judenthum in die Schranken zu weisen, in die es gehört.*

In der Zeitschrift: „*Im neuen Reich*" 1880 Nr. 18 sagt A. Rhamm in dem Aufsatze: Die Juden in der deutschen Rechtsgeschichte S. 708:

„Handel und Wandel erwiesen von jeher die widerwärtigen Eigenheiten des semitischen Stammes. Wenn noch in neuester Zeit von jüdischer Seite (Herzfeld, Handelsgeschichte der Juden des Alterthums 1879, S. 8) behauptet wird, daß „unbeirrt von den Lästerungen des gelehrten und ungelehrten Trosses der unparteiische Forscher auch im Handelsverkehre die Juden eher über als unter dem Niveau der allgemeinen Moral, im Judenthume aber durchweg die lauterste und zuweilen eine ideale Rechtlichkeit auf jedem Gebiete gefordert finden werde", — so ist für die hochtönende Phrase der Beweis nicht erbracht. Urkunden und Chroniken der verschiedensten Zeiten wissen nicht genug zu berichten, wie die Juden für die Bedrückungen der Großen (z. B. im Mittelalter) am niedern Volke sich schadlos halten, wie sie die Unwissenheit, den Irrthum der leichtgläubigen Menge auszubeuten verstehen, wie sie, „mit dem gräulichen, von Gott verdammten Wucher und anderen Betrüglichkeiten das christliche Volk ganz und gar ausmergeln und verderben", und judenfreundliche, selbst jüdische Schriftsteller können nicht umhin, zu beklagen, daß die unselige Gewinnsucht und der unvertilgbare Schachergeist des israelischen Volkes wohlgesinnten Fürsten es so schwer machen, Duldung und Milde zu üben. Sind doch schon jene alttestamentlichen Mythen von den Erzvätern, auf welche das gläubige Israel mit andächtiger Verehrung hinblickt, nichts als eine Reihe von Lug und Trug, von treulosen Praktiken, von abgefeimten Betrügereien zwischen Blutsfreunden, Anverwandten, Geschwistern! Und erscheint es doch nur als eine Consequenz der hochmüthigen

Tradition von der Auserleſenheit des Volkes Iſrael unter anderen Nationen, wenn die Moraltheologie der Talmudiſten es geſtattet, den Irrthum der Gojim im Geſchäftsverkehr ſich zu Nutze zu machen. Eben der Hinblick darauf, wie der Charakter des jüdiſchen Stammes bereits in der Kindheit des letzteren all' die hervorſtechenden Züge der Gegenwart trägt, widerlegt die immer wiederkehrende Meinung, als ob jene nationalen Untugenden, unter denen nach dem ſchroffen Verdikt Schopenhauer's die Abweſenheit alles deſſen, was der Deutſche mit dem Worte „Scham" bezeichne, die hervorragendſte, aber auch die im Leben förderlichſte ſein ſoll — als ob all' jene Schwächen lediglich durch den Jahrhunderte lang währenden Druck erzeugt oder doch weſentlich geſteigert ſeien. Das geflügelte Wort von Karl Emil Franzos, jedes Land habe diejenigen Juden, die es verdiene, iſt vielleicht in einem ganz anderen Sinne wahr, als ſein Urheber es meinte.

Dem deutſchen Volke iſt der Jude bis auf den heutigen Tag ein Fremdling geblieben; den Glaubenseifer hat der nationale Widerwille überdauert. Von Neuem treten feindliche Strömungen zu Tage, verſchiedenartig in ihren Motiven, unklar bislang in ihren Zielen, rathlos in ihren Mitteln. Freilich, wie ſchon Luther es gemeint hatte, ſo ſpricht noch Fichte (Beiträge zur Berichtigung der Urtheile über die franzöſiſche Revolution in ſämmtlichen Werken 1845, VI, S. 149 fg.) es aus: „den Juden Bürgerrecht zu geben, dazu ſehe ich kein anderes Mittel, als das, ihnen in der Nacht die Köpfe abzuſchneiden und andere aufzuſetzen, in denen auch nicht eine einzige jüdiſche Idee iſt, und um uns vor ihnen zu ſchützen, dazu weiß ich wieder kein ander Mittel, als ihnen ihr gelobtes Land wieder zu erobern und ſie alle dorthin zu ſchicken." Ob zu ſolchem Gewaltſtreiche der aufgeklärte Staat des neunzehnten Jahrhunderts ſich verſtehen werde, bleibt füglich abzuwarten.

Aus deutſchen Bädern. Von einem unſerer geſchätzten Abonnenten erhalten wir aus Kiſſingen nachſtehende kurze Skizze, die zeigt, daß heuer auch dort den Germanen durch die Semiten-Saiſon, Kur und Erholung verdorben werden. Vielleicht giebt die Veröffentlichung Veranlaſſung, einen oder den anderen unſerer Abonnenten und Leſer vom Beſuch Kiſſingen's abzuhalten. Es wird uns berichtet:

Wer Kiſſingen früher gekannt, wird in nichts weniger als angenehmer Weiſe überraſcht ſein über die auffallend veränderte Phyſiognomie, welche das Bad in dieſem Jahre darbietet.

Noch im vergangenen Jahre ſah man hier viel Eleganz — viel wahrhaft diſtinguirte, ariſtokratiſche Erſcheinungen; — heut — prävalirt, wie in ſo vielen anderen Bädern, auch hier der ſemitiſche Parvenu. Ueberall krumme Naſen — ſchwarze bebartete Geſichter mit ſtechenden Augen, beim weiblichen Theil

ein Hervorpreſſen und zur Schauſtellen der meiſtens ſehr fetten Reize, welches an's Unanſtändige grenzt; — Jung-Iſrael in blauen Strümpfen mit rothen Schärpen, lärmend und ſchreiend und ſo phantaſtiſch angethan, daß es oft ſchwer hält zu unterſcheiden, ob der junge iſraelitiſche Weltbürger dem Geſchlechte der „Bocher oder der Schickſen" angehört. Je ungezogener und ungenirter die Range, deſto mehr glänzt das Geſicht des Tateleben von Vaterſtolz — mit deſto mehr mütterlicher Zärtlichkeit ſpricht Mammeleben:

„Gott — was unſer Joſephche für ä geiſtreiches Kind."

Vor dem Kurhauſe, wo ſonſt zur Kaffeezeit ſich die gute Geſellſchaft zu verſammeln pflegte, ſpielt heuer Iſrael die erſte Flöte, während die gute Geſellſchaft, aus Furcht durch die bekannte jüdiſche Rückſichtsloſigkeit und Unverſchämtheit inkommodirt zu werden, faſt ganz verſchwunden und ſich anders wohin gezogen hat.

Auf der Reunion beherrſcht Plattfuß und O-Bein die Situation; an Stelle der früher dort geübten Courtoiſie — ein ſchwunghaftes Gebahren, welches erkennen läßt, daß der jugendliche Galan ſeine erſten geſelligen Studien im Orpheum oder der Muſenhalle gemacht hat. In der That! — wenn das noch ein Jahr ſo fortgeht, ſo verfällt das hieſige Weltbad demſelben Schickſal, wie ſchon ſo viele andere Bäder, d. h. es verjudet gänzlich, zum großen Nachtheil aller wahrhaft Heilbedürftigen, deren Geruchsorgan nicht ſo kräftig organiſirt iſt, daß es den gegenwärtig hier vorherrſchenden Knoblauchsduft vertragen kann.

Berchtesgaden iſt, wie wir in Erfahrung bringen, in dieſer Saiſon mit Fremden überfüllt. Seit Jahren ſah man keinen derartigen Zudrang von Sommerfriſchlern und Touriſten. Das Gros bilden Süddeutſche. Das Haus Israel iſt, im Gegenſatz zu Reichenhall, nur durch wenige Exemplare repräſentirt.

Wir ſagen den Herren Einſendern von Material, das uns überreich in letzter Zeit zufließt, an dieſer Stelle unſeren verbindlichſten Dank. Wir bitten damit fortzufahren und uns in unſeren Beſtrebungen freundlichſt zu unterſtützen.

Redaction und Verlagshandlung.

Redaktion und Verlag: Otto Henze, Berlin NO., 15. Friedenſtraße.
Druck von Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

In **Otto Hentze's Verlag** in **Berlin NO.**, Friedenstr. 15 ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes zu beziehen:

Das Judenthum

in seiner

Vergangenheit und Gegenwart.

Mit besonderem Hinblick auf Ungarn.

Von

Prof. Dr. Jul. Lażár.

8 Bogen gr. 8. Preis hochelegant broschirt 2 Mark.

Diese Schrift, ausgezeichnet durch Objektivität, Leidenschaftslosigkeit, historische Treue und eleganten Styl, wird nicht verfehlen bei allen Parteien, Freund und Feind, Aufsehen zu machen und Anerkennung zu finden und möge zur Orientirung über die mannigfaltige Beleuchtung der „Judenfrage" nachstehendes Inhaltsverzeichniß dienen:

Erstes Kapitel. Die ursprünglichen Begriffe über Religion und Gottheit. — Die Idee des Monotheismus. — Die beiden Grundprincipien in der Natur. — Religions- und Rechtsbegriffe bei den verschiedenen Völkern. — Der Polytheismus. — Das erste Erscheinen der Juden in der Geschichte.

Zweites Kapitel. Die Juden in Egypten. — Ihre Stellung daselbst. — Ihre eigentliche Religion. — Juden und Egypter. — Mosis. — Seine wahre Bedeutung. — Der Auszug aus Egypten. — Die Reformen Mosis. — Der Gott der Juden. — Ihr Charakter und ihre Unbeständigkeit.

Drittes Kapitel. Die Juden in Palästina. — Ihre Zahl. — Die Gesetzgebung Mosis' und der Talmud. — Gesundheitspflege, Beschäftigung und Lebensweise. — Die Nahrung und Kleidung. — Die Frau. — Die Ueberwachung der diätetischen Vorschriften. — Arzneikunde. — Der mosaische und der egyptische Gott. — Der Gottesdienst.

Viertes Kapitel. Der Tempelbau. — König Salomo. — Feste und Ceremonien. — Das Kriegswesen. — Die Fremden in Palästina. — Folgen der Gefangenschaft in Babylon. — Befreiung. — Charakterzüge. — Die Familie. — Die Erziehung. — Der Luxus. — Die Ehe. — Das Weib.

Fünftes Kapitel. Beschäftigung. — Der Ackerbau. — Kunst und Gewerbe. — Zunahme des Reichthums und Verfall der Sitten. — Handel. — Der Wucher. — Weiterer Verfall. — Der Prozeß Christi. — Die Anklage, Vertheidigung und Verurtheilung.

Sechstes Kapitel. Der Fall von Jerusalem. — Auswanderung der Juden. — Die Ausbreitung des Judenthums in den verschiedenen Ländern. — Judenverfolgungen. — Das Ghetto. — Der Handel im Mittelalter. — Die Lage der Juden in Europa. — Die Sitten der Juden im Mittelalter. — Der Geldhandel und der Wucher.

Siebentes Kapitel. Das Christenthum und der Mosaismus. — Die Rabbiner und der Talmud. — Der Talmud. — Die Karaïten. — Der Talmud über Gott und über die Einrichtungen der Gesellschaft. — Die Moral im Lichte des Talmud. — Die Schule der Rabbiner. — Talmudistische Grundsätze. — Die Frau im Talmud.

Achtes Kapitel. Das Judenthum der Neuzeit. — Die Juden in Frankreich und England. — Characteristik. — Die Juden in Italien und einigen

anderen Staaten. — Die Juden in Deutschland und Oesterreich. — Die Stellung der Juden in Oesterreich. — Characteristik.

Neuntes Kapitel. Das Judenthum in Rußland. — Die Toleranz. — Beschäftigung der Juden in Rußland. — Der Wucher. — Der Talmud und seine Grundsätze. — Die Schädlichkeit der talmudistischen Lehre. — Die Emancipation der Juden. — Das Judenthum des Westens und Ostens. — Der Wucher als Beigeschäft. — Die Principien des modernen Judenthums. — Seine Ziele. — Characteristik des neuen Judenthums. — Die Kritik des Judenthums.

Zehntes Kapitel. Fortsetzung der Kritik des Judenthums. — Der Philantropismus. — Das Großjudenthum. — Die Bestrebungen des Judenthums. — Vereinswesen. — Die Presse und das Judenthum. — Die Corruption. — Wieder der Wucher. — Statistisches. — Rumänien und die Juden. — Die Prostitution und die Juden.

Eilftes Kapitel. Der Einfluß und Character des Judenthums. — Das Judenthum und die Revolution. — Das Judenthum und die Juden in Ungarn. — Die Stellung der Juden unter den arpadischen Königen. — Die Kreuzzüge und ihre Folgen. — Der wachsende Einfluß des Judenthums in Ungarn. — Die Juden in Ungarn während und nach der Türkenherrschaft. — Das Aufblühen des Wuchers.

Zwölftes Kapitel. Die Toleranz und das Judenthum. — Das Judenthum während der Reaction. — Fortblühen des Wuchers. — Halbe Maßregel. — Die Emancipation der Juden in Ungarn. — Mangelhaftigkeit der Gesetzgebung. — Irrthümer. — Die Bedingungen der Freiheit. — Jüdisches Literatenthum in Ungarn. — Die allgemeine Corruption und das Judenthum. — Der Wucher in Ungarn. — Characteristik der Juden in Ungarn. — Schluß.

In **Otto Henke's Verlag** in **Berlin NO.**, Friedenstr. 15 sind ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Neu-Palästina oder **Das verjudete Deutschland.** Ein milder Beitrag zur Kenntniß der Judenherrschaft im sogenannten „Deutschen" Reiche. Von einem Konservativen. 2. Auflage. 3¼ Bog. gr. 8°. Preis eleg. brosch. 90 Pf.

Statut der Anti-Semiten-Liga zu Berlin. Preis 50 Pf.

Der Ertrag fließt in die Kasse der Liga für Agitationszwecke.

Naudh, H., Israel im Heere. (Separat-Abdruck aus: Die Deutsche Wacht [Organ der antijüdischen Vereinigung.]) Preis eleg. brosch. 50 Pf.

Marr, Wilh., Der Weg zum Siege des Germanenthums über das Judenthum. Ein Mahnwort an die Deutschen nichtjüdischen Stammes aller Confessionen. Mit Schlußwort: „An die Juden in Preußen." 4. Aufl. von: Wählet keinen Juden. 3 Bog. Preis eleg. brosch. 90 Pf.

v. Wedell, R. A. C., Vorurtheil oder Berechtigter Haß. Eine vorurtheilslose Besprechung der Judenfrage. 3 Bog. gr. 8°. Preis eleg. brosch. 90 Pf.

Naudh, H., Minister Maybach und der „Giftbaum". 2⅛ Bog. 8°. Preis eleg. brosch. 50 Pf.

Max Badung, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

Band I.

Deutsche [illegible]

Monatsschrift für nationale Entwickelung.

Verbrecherstatistik des Judenthums.
Jüdisches Heil.
Die Doppelwährung.
Das Recht auf Bildung.
Kleinere Aufsätze. Jüdische Convertiten und die englische Kirche in Berlin. Von der Asterbildung bis zur Gehirnerweichung.
Beiblatt: Judenspiegel. Nr. 5.

Berlin NO., 1880.

[illegible]

15 Friedenstraße.

Die Rückseiten des Umschlages bitte zu beachten!

Nachdruck ist nur mit Erlaubniß der Verlagshandlung gestattet.

Wir machen unsere Leser auf die, diesem Hefte beigefügte Probenummer der „Wahrheit“ ganz besonders aufmerksam und halten dieselbe zum Abonnement bestens empfohlen.

Digitized by Google

Die Deutſche Wacht.

September 1880.

Verbrecherſtatiſtik des Judenthums.

Wie wichtig und unſchätzbar die confeſſionelle Statiſtik für die Beurtheilung des Weſens des Judenthums iſt, zeigt ſich in heutiger Zeit zur Evidenz, wo es demſelben durch Macht und Einfluß gelungen iſt, ſie in ihrer Anwendung auf ſich zu unterdrücken und wir dieſelbe zur Begründung unſerer Angriffe oft vermiſſen.

Die moderne Staatsweisheit glaubte ſie als unnütze Spielerei fallen laſſen zu müſſen — ſehr zum Schaden der chriſtlichen Angehörigen des Reiches. Wir wiſſen aus den Ergebniſſen der Volkszählung von 1875 bis in's kleinſte Detail die vorhandenen Betriebe der verſchiedenſten Gewerbe und Induſtrien, ja ſogar die Zahl der Ochſen, Pferde, Schafe ꝛc. Dieſe Kenntniß hielt man für nothwendig und nützlich — die der vorhandenen Juden für überflüſſig.

Wir wiſſen zur Zeit nicht, ob dieſe Unterlaſſungsſünde bei der Ende dieſes Jahres ſtattfindenden Volkszählung wieder platzgreifen wird, fürchten es aber. Es wäre das ſehr zu bedauern und dürfte jedem Patrioten die Ueberzeugung aufdrängen, daß — wir mögen wollen oder nicht — der Sieg des Judenthums über das Germanenthum eine vollendete Thatſache iſt.

Dem einſichtigen Beobachter der Literatur der Judenfrage wird es nicht entgangen ſein, daß die jüdiſchen Skribenten wieder und immer wieder darauf hinwieſen, wie gering, wie nichtsſagend der Antheil des Judenthums am Verbrechen ſei. Mit Zahlen wurde das freilich nicht bewieſen; die Behauptung geſchah mit verblüffender Sicherheit, und da

Digitized by Google

die große Mehrzahl unserer Deutschen leider noch denkfaul ist und ihre politische und sonstige Weisheit aus den jüdischen Tagesblättern holt, so fand diese keinen öffentlichen, mit Zahlen widerlegten Widerspruch.

Unsere Bemühungen waren lange dahin gerichtet, der Sache auf den Grund zu kommen; wir freuen uns, im Nachstehenden unseren Lesern das Resultat derselben unterbreiten zu können.

Die preußische Justizverwaltung veröffentlicht alle zwei Jahre eine statistische Uebersicht der Thätigkeit der Schwurgerichte, welche den werthvollsten Beitrag zur Verbrechensstatistik in Preußen bildet. Dieselbe bringt auch eine solche der Confessionen, wohl in der durchaus richtigen Voraussetzung, daß durch das Religionsbekenntniß sich ein gewisser Schluß auf die in ihm zur Geltung kommende Moral ziehen lasse.

Es kann bei der Verjudung unserer Tagespresse nicht Wunder nehmen, daß diese interessante confessionelle Verbrechensstatistik todtgeschwiegen wurde. Das paßte nicht in den Kram und wäre vielleicht geeignet gewesen, die Aufmerksamkeit auf das Judenthum schon früher zu lenken, bei Zeiten der goldenen Internationale ein „bis hierher und nicht weiter" zuzurufen.

Nach einer auf Grund des Ergebnisses der Volkszählung von 1871 aufgestellten Berechnung (Heft 39 der Preuß. Statistik) befanden sich am 1. December 1875 in Preußen:

16,636,990 Evangelische,
8,625,840 Katholiken,
339,790 Juden,

zusammen 25,742,404 Einwohner, einschließlich der Dissidenten und Angehörigen anderer Confessionen. Von diesen 25 Millionen wurden im Jahre 1878 wegen Verbrechen, d. h. derjenigen strafbaren Handlungen, welche mit dem Tode, mit Zuchthaus und Festungshaft von mehr als 5 Jahren bedroht sind, 8192 Personen angeklagt. Hiervon waren 4853 Evangelische, 3137 Katholiken, 193 Juden. Ein Vergleich dieser Zahlen mit den correspondirenden der Bevölkerung überhaupt ergiebt, daß die Juden einen relativ wesentlich größeren Procentsatz zum Verbrecherthum stellen, als die christlichen Confessionen.

Daß dies kein zufälliges, nur für ein Jahr besonders ungünstiges Verhältniß ist, ergiebt folgende Uebersicht. —

Es waren angeklagt:

1870	in Summa	6063,	davon	3903	Evang.,	2072	Kathol.,	82 Juden.
1871	=	4398,	=	2737	=	1577	=	76 =
1872	=	5522,	=	3457	=	1977	=	85 =

1873	in Summa	5787,	davon	3573	Evang.,	2106	Kathol.	96 Juden.
1874	=	6537,	=	4043	=	2351	=	130 =
1875	-	6340,	=	3770	=	2420	=	138 =
1876	=	7078,	=	4129	=	2800	=	135 =
1877	=	7837,	=	4749	=	2922	=	155 =

Es kommt also ein Angeklagter

1870	auf	4001	Evang.,	3837	Kathol.,	3819 Juden.
1871	=	5843	=	5243	=	4283 =
1872	=	4626	=	4182	=	3829 =
1873	=	4475	=	3926	=	3391 =
1874	=	3955	=	3517	=	2504 =
1875	=	4241	=	3416	=	2559 =
1876	=	4029	=	3081	=	2517 =
1877	=	3503	=	2952	=	2192 =
1878	=	3428	=	2750	=	1760 =

Zu bemerken ist, daß bei der vorstehenden Berechnung für das Jahr 1870 die Volkszählung von 1867 (15,614,890 Evangelische, 7,950,697 Katholiken, 313,156 Juden), für die Jahre 1871—75 die Volkszählung von 1871 (15,991,350 Evangelische, 8,268,438 Katholiken, 325,544 Juden), für die übrigen Jahre die oben angegebene Wahrscheinlichkeitsrechnung (Heft 39 der Preuß. Statist.) zu Grunde gelegt ist.

Läßt schon diese allgemeine Uebersicht die Betheiligung des Judenthums am Verbrechen in keinem günstigen Lichte erscheinen, so gestaltet sich die Sache für das Judenthum noch schlimmer, sobald man die Betheiligung an den einzelnen Verbrechen noch genauer prüft. Wir geben zunächst die vollständige Uebersicht für das Jahr 1878. Hiernach waren angeklagt:

wegen	überhaupt		Evang.	Kathol.	Juden*)
1. Aufruhr (§§ 115² 116²) .	49	davon	20	27	1
2. Meuterei	3	=	3	—	—
3. Münzverbrechen	120	=	48	66	5
4. Wissentlicher Meineid und Verleitung dazu . . .	1024	=	660	328	33
5. Verbrechen gegen die Sittlichkeit	1093	=	703	372	18
6. Mord	222	=	132	89	1
7. Todtschlag	83	=	40	43	—

*) Die Dissidenten und Angehörige anderer Konfessionen sind weggelassen.

wegen	überhaupt		Evang.	Kathol.	Juden
8. Kindesmord	121	davon	87	33	1
9. Abtreibung (§§ 218. 220)	65	=	54	11	—
10. Körperverletzung (§§ 224 bis 228)	484	=	258	226	—
11. Vergiftung	9	=	3	6	—
12. Schwerer Diebstahl (§§ 243. 244)	1900	=	1059	832	8
13. Raub	331	=	179	151	1
14. Betrug (§§ 264. 265) . .	218	=	152	60	5
15. Urkundenfälschung (§§ 268. 272)	928	=	578	292	57
16. Betrügerischer Bankerott .	217	=	129	35	53
17. Brandstiftung	394	=	260	129	4
18. Amtsverbrechen	145	=	105	40	—
19. Andere, vorstehend nicht aufgeführte Verbrechen . .	786	=	383	397	6

Wir ersehen hieraus, daß die Juden bei denjenigen Verbrechen, welche Anwendung körperlicher Gewalt erfordern und immerhin einen gewissen persönlichen Muth voraussetzen, wie Mord, Todtschlag, Körperverletzung, in einem verschwindend geringen Maße betheiligt sind, daß aber ihre Betheiligung wächst bei allen Verbrechen, welche eine gewisse Hinterlist voraussetzen und welche, wie jeder Praktiker weiß, am Schwierigsten zu beweisen sind. Hierher gehören Meineid, Urkundenfälschung und betrügerischer Bankerott, welch' letzterer die eigentliche Domäne des jüdischen Verbrecherthums zu sein scheint.

Dieselbe Beobachtung läßt sich auch für alle früheren Jahre machen. Es würde selbstredend zu weit führen, die vollständigen Tabellen sämmtlich hier wiederzugeben; für den Nachweis, daß die Angaben für das das Jahr 1878 nicht etwa besonders ungünstig für die Juden sprechen, wird die Wiedergabe ihrer Betheiligung am Meineid, Urkundenfälschung und betrügerischen Bankerott für eine Reihe von Jahren genügen. Diese Nachweise lassen erkennen, daß die Prozentsätze durchschnittlich auf gleicher Höhe bleiben.

Wegen Meineides waren angeklagt:

	überhaupt		Evang.	Kathol.	Juden	In Prozentsätzen*)		
1870	618	davon	441	161	16	14	8	19
1871	475	=	334	117	23	13	8	30

*) nach der Gesammtzahl der Angeklagten einer jeden Konfession im betreffenden Jahr.

	überhaupt		Evang.	Kathol.	Juden	In Prozentsätzen		
1872	593	davon	422	149	20	12	7	23
1873	620	=	419	185	14	12	9	15
1874	718	=	475	218	23	12	9	18
1875	711	=	450	233	26	11	9	19
1876	838	=	537	260	39	13	9	24
1877	833	=	565	243	25	13	10	16

Wegen Urkundenfälschung:

	überhaupt		Evang.	Kathol.	Juden	In Prozentsätzen		
1870	657	davon	434	195	25	11	9	30
1871	503	=	339	141	22	12	9	29
1872	620	=	436	161	23	12	8	27
1873	564	=	339	198	25	9	9	26
1874	647	=	432	186	25	10	7	19
1875	694	=	463	200	29	12	9	21
1876	812	=	500	276	33	12	9	24
1877	953	=	586	313	50	12	10	32

Wegen betrügerischen Bankerott:

	überhaupt		Evang.	Kathol.	Juden	In Prozentsätzen		
1870	79	davon	56	11	12	1,5	0,5	15
1871	63	=	38	12	13	1,4	0,8	18
1872	72	=	47	7	18	1,4	0,4	21
1873	104	=	53	15	36	1,5	0,7	38
1874	130	=	76	13	41	1,9	0,5	32
1875	184	=	82	50	49	2,2	2,1	36
1876	152	=	98	31	23	2,4	1,1	18
1877	128	=	67	38	23	1,4	1,8	15

Sind diese Ergebnisse nicht eine furchtbare Anklage gegen den jüdischen Geist der Habsucht, dem jedes Mittel zur Erlangung von Reichthum recht ist? Umstände, die eine mildere Beurtheilung zulassen könnten, sind nicht vorhanden, im Gegentheil: die unbestreitbar größere Wohlhabenheit bei den Juden müßte sie vom Verbrechen fernhalten.

Wohlgemerkt: wir haben vorliegend nur die Statistik der Verbrechen, die mit mindestens 5 Jahren Zuchthaus geahndet werden. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß auf dem weiteren Gebiete des Strafrechts das Judenthum in noch wesentlich verstärktem Maße zur Geltung kommt.

Ob wohl für die Jahre 1879/80 unter Leitung des Justizministers Friedberg (!) auch die konfessionelle Statistik der Verbrechen angefertigt werden wird? Die Zeit wird's lehren! —

Jüdiſches Heil.

In der Adventszeit des verfloſſenen Jahres lief ein Schriftchen unter dem Aushängeſchild „Wider Heinrich von Treitſchke für die Juden“ vom Stapel, worin dem chriſtlichen Deutſchthum in merkwürdiger Unverfrorenheit die Leviten geleſen werden. Warum die chriſtliche Weihnachtszeit zu den phariſäiſchen Angriffen verwendet wurde, mag der Eingangsſatz des Apologiſten für das Judenthum darthun: „Ein politiſcher Mann wird die rechte Zeit ſuchen, um eine Meinung geltend zu machen.“ Alſo das fröhliche Weihnachtsfeſt mußte durch die Vergötterung jenes Volkes, das den Heiland kreuzigte, verbittert werden. Jene Schrift würde nicht aus dem Lethe gefiſcht worden ſein, wenn nicht der Verdacht berechtigt erſchiene, wie die Mußeſtunden der diesjährigen Adventstage noch einmal entwürdigt werden könnten, um Irrthum zu ſäen. Die Schrift ladet uns ein: „Treten wir näher an die Skizze des Semiten-Kindes in Bethlehem. Mann und Weib ſind Semiten, die Hirten desgleichen. Die Engel ſingen ſemitiſche Laute und den Königen des Morgenlandes ſteht ſo ſchön — ihre Gaben und Huldigungen dem heiligen Semitenkinde aus der Ferne darzubringen.“

„Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen,
Steht aber doch immer ſchief darum;
Denn du haſt kein Chriſtenthum.“

Richtig iſt es, daß Joſeph Semit war, denn nach den Beurkundungen des Neuen Teſtaments ſtammte er aus dem Hauſe Davids. (Ev. Matth. K. I. V. 6—16.) Von Maria, der Mutter Gottes, wird nicht erzählt, ob ſie Semitin ſei und über eine Vermuthung geht es kaum hinaus, die Hirten für Semiten anzuſprechen und gar zu meinen, die Engel hätten ſemitiſche Laute geſungen. Chriſtliche Glaubenswilligkeit darf von Jemand nicht beanſprucht werden, der das Kind von Bethlehem als ſemitiſch, d. h. von ſemitiſcher Abſtammung bezeichnet. Der evangeliſch-ſemitiſche Herold (Paulus Caſſel) ſah den Wald vor Bäumen nicht, da er ſchrieb: „Chriſtus iſt ein Semit.“ Eine grundfalſche, ungläubige und unchriſtliche Behauptung, denn im Evangelio St. Matthäi K. 1 V. 18 heißt es: „Die Geburt Chriſti war aber alſo gethan. Als Maria, ſeine Mutter, dem Joſeph vertrauet war, ehe er ſie heimholete, erfand ſich's, daß ſie

ſchwanger war von dem heiligen Geiſt.“ Vers 19: „Joſeph aber, ihr Mann, war fromm und wollte ſie nicht rügen, gedachte aber ſie heimlich zu verlaſſen.“

Wie demnach geredet werden darf, ohne ſich einer Blasphemie ſchuldig zu machen, der Heiland ſei Semit und damit nicht Gottes Sohn, bleibt erſtaunlich. Da nach dem Zeugniß des Neuen Teſtaments der Herr Chriſtus kein Sohn des Joſeph, der von David ſtammte, war, kann auch füglich nicht der Gottesſohn für einen Semiten gehalten werden, weshalb die damaligen Juden den Heiland nicht als den wahren Meſſias anerkennen wollten. Wer lehrt: „Chriſtus ſei ein Semit“, leugnet ſeine Gottheit, denn, weder Semit noch Arier, ſteht Gottes Sohn über den Menſchen. Wer das nicht erkennt, nicht *glaubt*, iſt eben kein Chriſt, ſondern Jude oder Heide. Gleichfalls ſcheint es unrichtig, zu behaupten, das Chriſtenthum ſei nur die Krönung des Judenthums. Beide ſind ethiſche Gegenſätze. „Die Liebe thut dem Nächſten nichts Böſes“, heißt es in den Römer-Briefen, und im fünften Buch Moſe 19. 21 ſteht geſchrieben: „Seele um Seele, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß.“

Wenn die göttliche Gnade in dem jüdiſchen Volke Propheten erweckte, die den Meſſias verkündeten, begründet das nicht, ihre heutigen, entarteten Abkömmlinge, die durch des Höchſten Willen zur Strafe ihrer Verbrechen in alle Welt zerſtreut wurden, beſonders zu verehren oder ihnen gar Rechte einzuräumen, die ſie zur Unterdrückung ihrer Wohlthäter mißbrauchen. Zu billigen bleibt nur ein Bedauern über ſolche Thatſachen, wie einer Familie nicht das Mitgefühl vorenthalten wird, deren Nachkommen im Zuchthauſe enden. In dieſem Sinne ſagt Schiller: „Als ein unreines und gemeines Gefäß, worin aber etwas ſehr koſtbares aufbewahrt worden, müſſen wir ſie (die Nation der Juden) ſchätzen, wir müſſen in ihr den Kanal verehren, den, ſo unrein er auch war, die Vorſicht erwählte, uns das edelſte aller Güter, die Wahrheit zuzuführen, den ſie aber auch zerbrach, ſobald er geleiſtet hatte, was er ſollte. Auf dieſe Art werden wir gleich weit entfernt ſein, dem hebräiſchen Volke einen Werth aufzudringen, den es *nie* gehabt hat, und ihm ein Verdienſt zu rauben, das ihm nicht ſtreitig gemacht werden kann.“

In den Tagesdiskuſſionen berufen ſich in eigenartigſter Dreiſtigkeit Juden und ihre Freunde auf das Gebot der chriſtlichen Nächſtenliebe, indem ſie dadurch erweiſen wollen, wie es den chriſtlichen Satzungen nicht entſpricht, das Uebelthun ſeiner Nächſten zu rügen oder ſich gegen ihre Schädigung zu wehren. Welche Verblendung und Sophiſtik! Es

ist moralisch unmöglich, die Urheber unseres Elends zu lieben, daher auch der Heiland sprach: „Ich bin nicht kommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.“ Ungezogene Kinder werden zu Recht von den Eltern gestraft. Mitglieder eines Gemeinwesens, einer Nation, welche ihrer sittlichen, ererbten, wie eigenthümlichen Ordnung sich entgegenstemmen, sind abzuthun, denn: „Aergert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir. Es ist dir besser, daß eins deiner Glieder verderbe und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.“ Oder:

„Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringet, wird abgehauen und in's Feuer geworfen.“

Jene Schrift eines christlichen Predigers schreibt ferner: „Und mit Recht mußte es für ungerecht und barbarisch gehalten werden, eine Minorität, die man Jahrhunderte lang mit Füßen getreten, an ihre Wunden zu erinnern“. In eigenem Lichte erscheint die Wahrheit dieses Satzes und läßt nicht unberechtigte Zweifel an die Gründlichkeit geschichtlicher Forschungen auftauchen. Der Rabbinats-Assessor Dr. Fränkl zu Berlin erzählt in einem Vortrag: „Um diese Zeit gründeten sich auch die Juden in Egypten ihren eigenen Tempel und ihr Ansehen war so hoch gestiegen, daß sie in diesem Bezirk eine wirkliche Herrschaft übten, die Alabarchie, mit der eine für Egypten besonders wichtige Function, die Aufsicht über den Nil, verbunden war“. In dem Zeitbuche des Pfarrers Los Palacios, etwa um 1478, findet sich verzeichnet: „Die Juden in Spanien waren ein außerordentlich kluges und ehrgeiziges Volk, das sich die einträglichsten, städtischen Aemter anzueignen wußte, und zogen es vor, ihren Unterhalt durch den Handel zu erwerben, der ihnen ungeheuer viel einbrachte, als durch Händearbeit und Handwerkskünste. Sie betrachteten sich als in den Händen der Egypter, die zu betrügen und zu bestehlen ein Verdienst war. Durch ihre schändlichen Kunstgriffe sammelten sie sich große Reichthümer, und durch diese gelang es ihnen, oft in adelige, christliche Familien zu heirathen“. Der Rabbi Benjamin Ben Jonä oder Benjamin von Tudela rühmt in der Beschreibung seiner 1160 angetretenen Reise durch Frankreich, Italien, Griechenland, Asien, Aethiopien, Arabien, Sicilien und Deutschland, daß an wenigen Orten die Juden eine so unbeschränkte Duldung genießen, wie in Koblenz. Wurden die Schutzjuden der deutschen Kaiser mit Füßen getreten? Oder etwa die Heurteloups, Lippold in Brandenburg, Süß, Seligmann, Seibel (letztere unter Carl Eugen) in Württemberg, Nathan und Ischerlein unter dem wilden Carl in Ansbach, Baruch unter Graf Königsegg in Köln, Malchus unter Jerome in Kassel, Biedermann und Hirsch Beer

in Frankreich, die mit Erlaubniß des Konvents Stiefel mit Pappſohlen für die Armee Dumouriez' lieferten, Ephraim und Itzig unter Friedrich den Großen? Von dieſen Juden berichtet Carlyle: „Ephraim und Itzig, die Münzmeiſter jenes Kupfergeldes, die ſich in ſchmutzigem, durch den Ruin ihrer Nachbarn gewonnenen Wohlſtand wälzen, ſollten ſie nicht bluten? Allerdings — ſie, wenn überhaupt einer; und zwar tüchtig, wenn ihr wollt! Ich würde daſſelbe geſagt haben; aber der großmüthige Gotzkowsky ſagte in ſeinem Herzen „Nein" und verwendete ſich wieder und gewann die Oberhand. Ephraim und Itzig, die ſchmutzigen, aufgebunſenen Creaturen, wurden gar nicht angezapft und ihr Dank dafür war, daß ſie an einem zukünftigen Tage, dem Tage von Gotzkowsky's Banquerott, am härteſten von allen gegen Gotzkowsky verfuhren". Jüdiſcher Edelmuth!

Und in der Gegenwart? Iſt das Wirken des früheren Eiſenbahnkönigs Straußberg, des Bankier Nathan in Berlin, der Gebrüder Sachs in Frankfurt a. M., des Ritter von Pont Euxin, alias Offenbach, in Wien und die angenehme Geſchäftspraxis des jüdiſchen Käſehändlers Valentin gänzlich vergeſſen? Oder will man ſich nicht mehr des Nihiliſten-Proceſſes vom Mai dieſes Jahres erinnern, wo die Juden Löwenthal, Weymar und die Nathanſon wegen einer Ausleſe von Kabinetsverbrechen verurtheilt wurden? Iſt das Programm der ruſſiſch-jüdiſchen Anarchiſten vom 27. Mai 1880 kein warnendes Mene-Tekel? Heißt es nicht, daß der Königsmörder Nobiling von jüdiſcher Abſtammung geweſen ſei? „Ach mein lieber Sulzer, Er kennt nicht dieſe verdammte Race, wie ich ſie kenne"*). Schon Aaron mußte zu Moſe ſprechen: „Mein Herr laſſe ſeinen Zorn nicht ergrimmen. Du weißt, daß dies Volk böſe iſt".

In obengenannter Schrift wird auch darüber Klage erhoben, daß in Deutſchland wenig gelehrte Bücher gekauft und geleſen würden. In Deutſchland giebt es aber nicht weniger als 1815 Profeſſoren und Privatdocenten an den Univerſitäten; muß dadurch nicht die Gelehrſamkeit zum Ekel und Ueberdruß werden? Denn dieſe verträgt ein Volk nur in homöopathiſchen Doſen, wenn es nicht geſchwächt werden ſoll. Ferner verbietet die deutſche Armuth, ſich die theuren Werke von Ritter, Ranke, Humboldt u. ſ. w. anzuſchaffen und der Jude kauft: Laurahütte.

„Je mehr die Race ſich geltend macht, deſto mehr tritt das Heidenthum vor", ferner: „Und dieſe moderne Racenweisheit iſt das Unglück

*) Je vois bien, mon cher Sulzer, que vous ne connaissez pas, comme moi cette race maudite à laquelle nous appartenons. Friedrich der Große.

der Zeit geworden, denn aus ihr stammt die internationale, sociale Frage", behauptet man in „Wider Heinrich von Treitschke." Solche Behauptungen sind aber schimmernde Redensarten ohne Inhalt und nur in so fern von Belang, als die Judenschaft die goldene Internationale bildet und wie ein immer weiter um sich fressender Krebsschaden an der Gesundheit der Völker nagt.

Am 25. Mai 1865 sagte Crémieux, beiläufig bemerkt, ein Jude von scheußlicher Gesichtsbildung: „Wir gehen mit großen Schritten vorwärts. Die Alliance wird eine wahrhafte Macht. Wenn der Jude sich erhebt, erhebt er sich tüchtig." Endlich am 19. September 1866: „Lassen Sie mich nun sagen, wie unsere Alliance wächst und gedeiht. Sie ist jetzt nicht mehr nur eine Vereinigung einiger ergebener, aber isolirter und nur mit ihrem Muth ausgestatteter Männer; sie ist eine zahlreiche und mächtige Verbindung; sie erstreckt sich über alle Punkte des Erdkreises." Heißt das nicht international?

Es ist sicherlich an der Zeit, die jüdische Feuersbrunst, bevor die Völker verzehrt werden, zu löschen, mögen hierbei auch die Feuereimer danaidisch lecken, — die Hauptsache bleibt das Löschen. Ohne besondere Gewissensskrupel werden aus dem freiheitsbeglückten Frankreich die Priester des Jesuiten-Ordens vertrieben, damit das katholische Frankreich aus den Händen der Freimaurer den Juden Gambetta (Sohn eines gewissen Beinchen aus Nakel) zum Oberhaupte erhält.

Von dem Dichter und Komponisten Richard Wagner heißt es in jener Schrift, welche als Motto eine Stelle aus den Episteln Pauli an die Römer führt: — „Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses" — „Fand Wagner, daß manche Juden ihn weniger als Mendelssohn huldigten, wurde er ein Judenfeind und schrieb: „Das Judenthum in der Musik." Richard Wagner ist zweifelsohne einer der bedeutendsten, jetzt lebenden Komponisten; ferner Dichter und Denker. Sein großes Verdienst bleibt es, deutsche Stoffe, deutsche Sagen aus dem Schutt der Jahrhunderte gegraben zu haben, damit sie durch die Macht der Töne wiederum Eigenthum des Volkes wurden. Heute wird über Lohengrin und Tannhäuser, über die Nibelungen von Leuten gesprochen, die früher diese Schätze wenig oder überhaupt nicht kannten. Das Forschen, welches solchem Schaffen vorausging, mußte aus sich selbst den Gegensatz von Deutschthum zum Judenthum dem Komponisten aufdrängen und seine Schrift „Das Judenthum in der Musik" die logische Folge der gekommenen Erkenntniß sein. Einem Manne von der Bedeutung Wagner's das kleinliche Motiv gekränkter Eitelkeit, weil ein jüdischer Kritikaster

ihn weniger wie einen Juden gelobt habe, als Veranlaſſung jener einſichtigen Schrift unterzuſchieben, iſt weder chriſtlich noch gerechtfertigt. Hingegen, was charakteriſtiſch iſt, wird für den „bleichen Juden" Börne eine Lanze gebrochen. Es wird beliebt, ihn als einen Mann von edlem und tiefem Geiſte darzuſtellen, der nur in gerechtem Zorne über widerfahrene Unbill Deutſchland beſchimpft habe. Von Edelmuth, Anſtand oder gar Patriotismus zeugt es gewiß nicht, gleich einem Rohrſperling von einem ſicheren Orte auf ſein Geburtsland zu ſchmähen. Der deutſche Bauer wendet auf einen ſolchen Herrn das draſtiſche Sprichwort an: „Ein ſchlechter Vogel, der ſein Neſt beſchmutzt." „Wahrhaft erſchreckend" fanden es Juden und ihre Genoſſen, wenn Heinrich von Treitſchke ſchrieb: „Ueber unſere Oſtgrenze aber dringt Jahr für Jahr aus der unerſchöpflichen polniſchen Wiege eine Schaar ſtrebſamer, hoſenverkaufender Jünglinge herein, deren Kinder und Kindeskinder dereinſt Deutſchlands Börſen und Zeitungen beherrſchen ſollen." Herr Profeſſor von Treitſchke irrt inſofern, als nicht die Nachkommen, ſondern dieſe Judenjungen ſchon ſelbſt zur Schädigung der Eingeborenen emporwuchern. Folgende amtliche Bekanntmachung bietet hierfür einen bedeutſamen Belag:

„Gegen den unten beſchriebenen Kaufmann Jacob Jacobowitz, geboren am 5. Mai 1850 zu Bielitz in Oeſterreich-Schleſien, moſaiſcher Konfeſſion, welcher flüchtig iſt, iſt in den Akten die Unterſuchungshaft wegen betrügeriſchen Bankerutts verhängt. Es wird erſucht, denſelben zu verhaften.

Berlin, 19. Juli 1880.

Der Unterſuchungsrichter bei dem Königlichen Landgerichte.

gez. Dr. Wilke.

„Wie ſchnell gehen wir, Kinder Iſrael! Wir machen Rieſenſchritte," prophezeihete Crémieux am 19. Dezember 1867.

Jener Herr von Bielitz, ein Landsmann des Herrn aus Blowitz, gehört ſicher zu jenen Tauſenden, wie man behauptete, die zu tüchtigen Männern jeder Branche in Deutſchland und Europa überhaupt geworden. Wie es bei einer ſo aufrichtigen, chriſtlichen Judenliebe angebracht erſcheint, nimmt man ſich auch mitleidig der „armen Wucherer und Halsabſchneider" an und ſagt wörtlich: „Es iſt wahrlich kein Vergnügen, in dieſen Tagen ein Leihhaus zu haben oder Geld auszuleihen." Nach Angabe des Berliner Adreßkalenders betreiben das Geſchäft eines Tröblers etwa 88 Perſonen, wovon 26 Juden ſind, und 124 Perſonen beſchäftigen ſich mit Pfandleihen und Rückkauf, wovon 44 Juden ſein dürften. In beiden Fällen neigt ſich das Verhältniß von Chriſten zu Juden be-

züglich ihrer Anzahl in Berlin zu Ungunsten der Letzteren. Ganz nebenher sei bemerkt, wie von den 27 ausländischen Generalkonsuls in Berlin etwa 17 Juden oder jüdischer Abstammung sind. Wenn auch die genannten Zahlen nicht genau der Wirklichkeit entsprechen, denn es giebt unendlich viel mehr Pfandleih- und Rückkaufsgeschäfte in Berlin, so gewähren sie dennoch ein Bild von dem Ueberwiegen der Juden in nicht segenbringenden Beschäftigungen.

Das Organ des Berliner Fortschritts, die Vossische Zeitung, vom 20. Juli d. J. berichtet: „Vor dem Schwurgericht in Wien wurde gegen einen gewerbsmäßigen Wucherer, Isidor Selinger mit Namen, ein Prozeß verhandelt, der wahrhaft Erstaunliches zu Tage brachte, einmal über die rohe Brutalität, mit welcher der Geschäftsmann seine Opfer ausgesogen, sodann über den Leichtsinn, mit welchem die letzteren, durchweg Kadetten und junge Offiziere, sich dem Gauner in die Hände geliefert hatten. Selinger hatte für hergegebene Darlehne ganz ungeheure Zinsen genommen, in einigen Fällen bis 2400 pCt., so daß die Unglücklichen, welche bei ihm in Schuld gerathen waren, für immer seine Zinssklaven blieben. Aber nicht nur seine Schuldner bedrückte der gewissenlose Wucherer auf das Härteste, sondern auch deren Eltern und Verwandte. Die Gerichtsverhandlungen enthüllten ein wahrhaft erschreckendes Bild von dem verderblichen Treiben des Mannes, von welchem durch Zeugenaussagen festgestellt wurde, daß er durch seine stets wiederholten Bedrohungen und Erpressungen mehrere junge Männer direkt in den Tod getrieben hat. Der Gerichtshof verurtheilte den Angeklagten, der während der ganzen Verhandlungen den größten Cynismus zur Schau trug, zu sechsjähriger schwerer Kerkerstrafe und nach ihrer Verbüßung zur Stellung unter Polizei-Aufsicht.

Börne's Schmähen der Deutschen fand Sympathie, und es darf daher nicht verwundern, wenn ein evangelischer Prediger sich zu der Aeußerung verirrt: „Die Lust der Germanen, nicht zu bezahlen, ist oft viel stärker, als die Neigung, Zinsen zu erhalten". Es stellt sich dieses ebenbürtig dem an die Seite, was H. B. Oppenheim in der Wochenschrift „Die Gegenwart" vom Januar d. J. sich herausnahm: „Die Juden haben gar keinen starken Cliquengeist, sie vermögen schon aus dem einfachen Grunde nicht viel in dieser Form, weil ihnen das germanische Kneipleben fern liegt. Selbst die Unverheiratheten bringen ihre meisten Abende im Familienkreise zu. Die Romantik der Stammkneipe ist ihnen nicht aufgegangen". So viel Worte, so viel Unwahrheiten. Wenn die hebräischen Jünglinge wirklich in Familien verkehrten,

woher kämen alsdann die vielen Inſerate in den Zeitungen, die ein Schabchen ſuchen? Die jüdiſchen Familien lieben durchaus nicht den Beſuch ihrer Glaubensgenoſſen, da deren Eßluſt in keinem vortheilhaften Verhältniß zu dem Genuß ihrer Geſellſchaft ſteht. Es iſt bekannt, wie der reichſte jüdiſche Banquier in Berlin in ſeinen Geſellſchaften keine Glaubensgenoſſen liebt, und jeder ehrliche deutſche Speiſewirth ſteht nicht an, zu erklären, wie viele jüdiſche Gäſte geſchäftsnachtheilig ſind, da ſie zu viel eſſen und zu wenig trinken. Wie eine Flur, die ein Heuſchreckenſchwarm verwüſtete, ſieht der Tiſch aus, an welchem eine jüdiſche Geſellſchaft tafelte. Nichts iſt übrig geblieben, als das Unkaubare. Dagegen finden die Stätten der Unſittlichkeit in den Juden ihre beſte Kundſchaft; wo irgend ein Mädchen der Verführung erliegt, iſt faſt immer die Annahme gerechtfertigt, daß ein Jude ſeine Hand dabei im Spiele hatte. Auch hier mag ein Beiſpiel aus den letzten Monaten unſere Behauptung begründen: Der Courier d'Orient ſchreibt: „Vor einigen Tagen erwartete eine Dame mit ſichtlicher Ungeduld auf dem Hauptlandungsplatze in Prinkipo (am Marmara-Meer) die Ankunft des Dampfſchiffes aus Conſtantinopel. Als dies geſchah, ſtürzte ſie auf einen ſehr reichen und in Conſtantinopel ſehr bekannten jüdiſchen Geſchäftsmann zu und verſetzte ihm ſo viele Ohrfeigen, daß der Berichterſtatter auf das Zählen verzichtete. Da der Angegriffene ſich zu vertheidigen ſuchte, benutzte ſie den Sonnenſchirm als Waffe und zerſchlug ihn auf den Kopf und die Schultern des Gegners. Sie brach dabei in die Worte aus: „Elender, ich bin eigens aus der Schweiz gekommen, um Dir dieſe Lection zu ertheilen, und werde jeden Tag, wo ich Dir begegne, ſie wiederholen". Die Veranlaſſung zu dem auffallenden Vorgange war folgende: die junge und ſchöne Unglückliche war als Gouvernante in die Dienſte des Juden getreten und hatte ſich ein Liebesverhältniß zwiſchen ihnen angeſponnen. Aus erſichtlichen Gründen wurde ſie ſpäter nach der Schweiz geſchickt und gerieth daſelbſt in großes Elend. Sie wendete ſich umſonſt um Unterſtützung an ihren früheren Geliebten und Herrn, der aber hartnäckig jede Antwort ſchuldig blieb.

Die Trinkluſt der Deutſchen iſt eine Nationaleigenſchaft, die ſchon in der Edda beſungen wird und: Wer niemals einen Rauſch gehabt, der iſt kein braver Mann! H. B. Oppenheim hat kein Recht, ſich darüber luſtig zu machen, und es ſtände ihm beſſer, von den Fehlern ſeiner Landsleute zu reden, die geil wie die Affen und ſchmutzig wie die S... ſind. Den Deutſchen ihre Armuth vorzuwerfen iſt nicht ſchön, indeſſen, Armuth ſchändet bekanntlich nicht und iſt ein chriſtliches Erforderniß zur

Seligkeit. In jener Schrift wider Heinrich von Treitschke wird endlich die Beschuldigung erhoben, wie die Deutschen die unschuldigen Juden zum Materialismus verführt haben. Wenn diese Anschuldigung nicht einen schlechten Witz vorstellt, so darf sie wenigstens als neu und dreist angesehen werden. Im Evangelio St. Matthäi Cap. 21, V. 12 steht geschrieben: „Und Jesus ging zum Tempel Gottes hinein und trieb heraus alle Verkäufer und Käufer im Tempel und stieß um der Wechsler Tische und die Stühle der Taubenkrämer." Das Alte Testament strotzt von Beispielen, wo die Juden um das goldene Kalb tanzen und von Gott abfallen. War das nicht Materialismus? Der bekannte Philosoph Schopenhauer sagt im zweiten Bande seiner Parerga und Paralipomena: „Auch ersehen wir aus den römischen Classikern (Tacitus hist. l. V. c. 2 und Justinus l. XXXVI. c. 2) wie sehr zu allen Zeiten und bei allen Völkern die Juden verabscheut und verachtet gewesen sind; zum Theil mag dies daher stammen, daß sie das einzige Volk auf Erden waren, welches dem Menschen kein Dasein über dieses Leben hinaus zuschrieb, daher als Vieh betrachtet wurde, Auswurf der Menschheit, — aber große Meister im Lügen." Christenthum und Judenthum, Ordmuzd und Arihman, sind nicht zu vereinigen, ebenso wenig wie man zwei Herren dienen kann. Weder die Einsicht noch der Geschmack mag beneidet werden, sein Heil bei den Juden zu suchen, doch: chacun à son goût.

In den evangelischen Kirchen wird sonntäglich gefleht, Gott möge segnen die Ausbreitung des Christenthums unter Juden und Heiden, — und dessen ungeachtet sollen die Deutschen ihr Heil von den Juden erwarten? Welche Verirrung und welcher Widerspruch! Das Heil kommt von Christo allein. „Und ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir selig werden." (Apostelgeschichte Cap. 4, V. 12).

Die Doppelwährung.

Wem es ſchlecht geht, der ſucht nach einem Grunde ſeines Uebelbefindens und iſt geneigt, daſſelbe allem Möglichen und Unmöglichen zuzuſchreiben, ſo daß er zuletzt eine neue Wohnung oder einen neuen Rock dafür verantwortlich macht, daß er kein Glück mehr habe. Wenn auf der See Sturm entſteht, ſo hat Jemand auf dem Schiffe gepfiffen, und wenn das Letztere ſcheitert, ſo liegt es daran, daß es am Freitag in See gegangen iſt. In gleicher Weiſe ſchiebt man in Deutſchland den 1873 eingetretenen und ſeitdem fortſchreitenden wirthſchaftlichen Niedergang unter Anderem auch auf die Goldwährung, und hofft, durch die Wiederherſtellung der Silberwährung oder mindeſtens doch durch Annahme der Doppelwährung von allem Uebel erlöſt zu werden. Auch uns iſt der durch die Einführung der Goldwährung angerichtete Schaden nicht zweifelhaft, aber wir glauben nicht, daß er durch Aufhebung derſelben wieder erſetzt werden könne, ſondern fürchten vielmehr, daß bei einer neuen Aenderung der Währung neue Verluſte entſtehen würden.

Weil die wirthſchaftliche Nothlage ſich nicht allein auf Deutſchland beſchränkt, ſondern auch in England zu Tage getreten iſt, ſo führt man auch dies als Beweis gegen die Goldwährung an, und es ſind ſelbſt dort Stimmen laut geworden, welche den Rückgang des engliſchen Handels und der engliſchen Induſtrie ebenfalls auf die 1816 geſchehene Annahme der Goldwährung zurückführen wollten. In Amerika aber, wo die Intereſſenpolitik herrſcht, hat der Nevada-Ring die Wiederaufnahme von Silberausprägungen in der famoſen Bland'ſchen Bill durchgeſetzt und da Niemand das unterwerthige Silbergeld nehmen will, ſo geht daſſelbe einſtweilen auf Lager und die darauf ausgeſtellten Lagerſcheine, „Silbercertificate", ſind ein Spielball der Speculation geworden. Weil man zu Hauſe keine Liebhaberei für Silbermünze findet, hat der Silberring den Mr. Kelley als „uneigennützigen" Silberapoſtel mit einem Mundvoll Weisheit nach Europa geſchickt, um dieſem den jüngſten Tag zu prophezeihen, wenn es das Nevada-Silber nicht nehme — und dieſer hat zwar in England, wo man Bruder Jonathan kennt, bei den Eingeweihten nur kühles Lächeln, bei den Deutſchen aber, welche ſich auch den Nickel aufſchwatzen ließen, „tiefes Verſtändniß" gefunden. Da Eng-

land ein gutes Beispiel zur unbefangenen Prüfung der Währungsfrage bietet, so wollen wir dasselbe zu einigen Betrachtungen benutzen und dabei zugleich nachweisen, welch' großen Schwankungen das Werthverhältniß von Silber zu Gold im Laufe der Zeit unterlegen hat und wie wünschenswerth es deshalb sein muß, von diesen Schwankungen unabhängig zu werden, indem man nur das eine dieser Metalle als Werthmesser verwendet.

England hatte bis zum Jahre 1344 nur Silbermünzen und erst dann wurde unter Eduard III. gleichzeitige Goldausprägung eingeführt mit einem angenommenen Werthverhältniß zwischen Gold und Silber von 1 zu $12_{,091}$. Durch den Goldzufluß nach der Entdeckung von Amerika, denn bis 1525 kam nur wenig Silber von dort nach Europa, änderte sich dies Verhältniß allmälig zum Vortheil des Silbers, bis es endlich im Jahre 1546 unter Heinrich VIII. wie 1 zu 5 ausgeprägt wurde. Aber 1545 waren, außer den mexicanischen, die reichen Silberminen von Potosi in Peru entdeckt worden, 1557 wurde das Amalgamationsverfahren eingeführt und 1571 die große Queckſilbermine von Hnaucevalica in Betrieb gesetzt, in Folge dessen die Silberzufuhr aus Amerika große Dimensionen annahm und ein allmäliges aber stetiges Sinken des Silberwerthes in Europa veranlaßte. Unter dem Eindruck dieser Erscheinung wurde 1717 unter Georg I. das Verhältniß des Goldes und Silbers bei der Ausmünzung auf 1 zu $15_{,209}$ angenommen, was sich aber in der Folge für das erstere als zu hoch herausstellte, da der vermehrte Silberbedarf und die Silberausfuhr nach dem Osten die ferneren, nach und nach schwächer werdenden Silberzufuhren absorbirte. Die natürliche Folge der zu hohen Ausprägungen der englischen Goldmünzen war nun das Zuströmen des Goldes nach England und das Abfließen der Silbermünzen, welche anderwärts einen höheren Werth hatten, und so bildete sich schon im vorigen Jahrhundert thatsächlich eine ausschließliche Goldwährung in England aus, welche 1816 unter Georg III. nur gesetzlich fixirt wurde durch die Bestimmung, daß Zahlungen über 40 Schilling in Gold zu geschehen hätten. Der Uebergang erforderte also nicht, wie bei uns, eine Einziehung der bestehenden Münze und einen Ersatz derselben durch eine andere, sondern vollzog sich um so unmerklicher, als die Bank von England 1797 ihre Baarzahlungen eingestellt hatte und es sich nun im Wesentlichen nur darum handelte, ihre in großen Mengen umlaufenden Noten endlich mit Gold, anstatt mit Silber einzulösen, was in Folge der Peel'schen Acte von 1819 allmälig geschah, so daß sie 1821 ihre Baarzahlungen wieder aufnehmen konnte.

Wie wenig die ganze Operation den Verkehr gestört hatte, ersieht man am Besten daraus, daß unmittelbar nach 1821 eine Zeit unerhörten industriellen und commerziellen Aufschwunges eintrat, welcher dann freilich die schlimme Krisis von 1826 herbeiführte, die aber mit der Währungsfrage Nichts zu thun hatte. Die Goldwährung hatte England nicht gehindert, nach und nach sich fast gänzlich des Welthandels zu bemächtigen, und das widerlegt wohl am Besten die wunderbare Behauptung, daß Goldwährung den Verkehr mit Ländern der Silberwährung erschwere. Die Engländer, welche doch die praktische Erfahrung für sich hatten und sich einigermaßen auf den Handel verstehen, huldigten dieser Ansicht so wenig, daß sie selbst es waren, die in Ostindien 1835 die bis dahin bestandene Doppelwährung aufhoben und die ausschließliche Silberwährung einführten. Ganz Asien rechnet nach Silber, sei es in Münze oder, wie China, auch nach dem Gewicht (Taels, Schuhe, von der Form der üblichen Barren) und doch hat keine Silberwährungsmacht nur annähernd einen gleichen Theil von dem asiatischen Handel als das goldrechnende England. Gerade dieser asiatische Handel zeigt schlagend, wie wenig die Währung beim Handel in Betracht kommt. Er geht, so zu sagen, zum Theil im Dreieck vor sich. Amerika bezieht aus China jährlich eine große Menge Thee und auch Seide, für welche es nicht hinreichende Waaren an China liefert. Dagegen exportirt es nach England große Mengen von Produkten und macht nach China Remessen auf London, indem es auf diese Weise seinen chinesischen Thee mit Rindfleisch und Käse oder Getreide in England bezahlt. Aehnlich erledigt sich die Rechnung zwischen Ostindien und China, wohin das Erstere Opium und Baumwolle liefert und dafür Rembours auf England erhält, welches den Chinesen für Thee und Seide schuldet. Es ist eine sehr kindliche Vorstellung, daß der Indier mit seinem Sack Rupien nach London und der Engländer mit geprägten Sovereigns nach Calcutta kommen müsse, um die gegenseitige Rechnung auszugleichen. Die Verschiedenheit der Währung erledigt sich durch den Cours des Sterlingwechsels in Calcutta und den des Rupienwechsels in London. Wäre es anders, so müßte ein Handel mit Ländern, welche weder Gold noch Silber, sondern nur Papier haben, überhaupt unmöglich sein, und doch hat Rußland einen großen internationalen Verkehr, der durch die eigenthümliche Valuta, in welcher er rechnet, nicht gehindert wird und nicht einmal unter den Schwankungen dieser Valuta zu leiden haben würde, wäre der Segen der russischen Rubelscheine nicht etwas zu reichlich ausgefallen, so daß mehr „nationale" Münze vorhanden ist, als im Lande

zur Vermittelung des Tauſches der inländiſchen Werthe gebraucht werden kann, und deshalb die vorhandene Menge, je nach dieſem Bedürfniſſe, mehr oder minder unterwerthig wird. Aber das an ſich werthloſe Stück Papier, welches einen ruſſiſchen Rubel bedeutet, wird im Auslande überall dem Werthe entſprechend bezahlt, welchen man in Rußland ſelbſt dafür kaufen kann. — Wir haben ja früher in Preußen, welches reine Silberwährung hatte, ſelbſt die Erfahrung gemacht, daß zeitweiſe große Mengen fremden Goldes bei uns in Umlauf kamen und zu entſprechendem Curſe allgemeines Zahlungsmittel waren.

Wie wenig England durch ſeine Währung im Handel behindert worden, erſieht man auch daraus, daß der Letztere im Stande war, die großen Goldmaſſen aufzunehmen und zu verwenden, welche ſeit den 1848 in Californien und 1850 in Auſtralien ſtattgefundenen Goldentdeckungen nach Europa kamen, wobei es freilich durch den Umſtand unterſtützt wurde, daß bei dem gleichzeitigen ſtarken Silberexport nach Aſien Frankreich einen Theil ſeiner Silbermünzen durch Goldausprägungen erſetzte. Bis 1851 hatte ſich der Preis des Silbers in London ziemlich beſtändig zwiſchen 60 und 61 Pence Sterling für die Unze Troy gehalten, alſo annähernd auf dem unſerer Münzconverſion zu Grunde gelegten Werthe ($60^{7}/_{8}$). Der große neue Goldzufluß aber, welcher bis 1856 rund 148 Millionen Pfund Sterling, alſo 3000 Millionen Mark, betrug, veranlaßte nun, im Verein mit dem aſiatiſchen Silberbedarf, anfänglich eine Goldentwerthung und die Unze Silber ſtieg, während im Jahre 1857 allein von England nach Indien in Folge des Aufſtandes für 17 Millionen Pfund Sterling, gleich 340 Millionen Mark, Silber exportirt wurden, allmälig auf 63 Pence, bis die Goldfluth ſich verlaufen hatte und nun unter Schwankungen ein langſames Sinken des Silbers wieder eintrat. England hat ſeitdem eine Periode früher ungekannten Wohlſtandes durchlebt und wenn jetzt, 60 Jahre nach Einführung der Goldwährung, ein Rückgang eingetreten iſt, ſo muß man wohl nach anderen Gründen für denſelben ſuchen. Und dieſe liegen nicht fern. Die Blüthe Englands beruhte auf dem Vorſprunge vor anderen Ländern, welchen es in der Induſtrie durch ſeine Steinkohlen und ſein Eiſen, und im Handel durch ſeine geographiſche Lage, ſein überlegenes Kapital und ſeine Seemacht hatte. Die Engländer waren die Spinner und Weber und die Maſchinenfabrikanten für die ganze Welt und England der Stapelplatz für den Welthandel. Dieſe bevorzugte Stellung hat es mehr und mehr eingebüßt, jemehr die bisher von ihm abhängigen Länder ihre eigenen Hilfsquellen entwickelten und je mehr die verbeſſerten Kommunikationen

Bedarf und Angebot einander näherten und den Zwischenhändler überflüssig machten. Der Continent braucht jetzt nicht mehr seine Baumwolle und Wolle in Liverpool aus zweiter Hand zu kaufen, sondern bezieht sie direkt über Havre, Antwerpen, Bremen oder Hamburg. Amerika, dem es in Folge seiner günstigen Bilanz nicht mehr an Kapital fehlt, schickt nicht mehr seine Baumwolle zum Verspinnen nach England, um sie in verarbeitetem Zustande von dort zurückzukaufen, sondern es bringt sie selbst in Industrieprodukten auf den Weltmarkt und England hat also an Amerika nicht allein einen seiner besten Kunden verloren, sondern auch dagegen einen gefährlichen Concurrenten erhalten. Aehnlich ergeht es ihm Deutschland und anderen Ländern gegenüber, und je mehr die Industrie im Allgemeinen fortschreitet, je mehr wird sich die Ueberlegenheit Englands beschränken und dieser Uebergang reicht vollständig aus zur Erklärung seines jetzigen Mißbehagens. Nordamerika, welches 1834 das Verhältniß von Gold und Silber bei der Ausmünzung auf 1 zu 16 festsetzte, und dadurch in Folge der damaligen Ueberschätzung des Goldes die Doppelwährung allmälig ebenfalls in eine Goldwährung umwandelte, ist durch die Letztere in seiner fabelhaften Entwickelung nicht unterbrochen oder gehemmt worden, aber bei ihm fehlten die Umstände, welche jetzt auf England so ungünstig wirken.

Man hat der Goldwährung den Vorwurf gemacht, daß sie eine theure Münze an Stelle einer wohlfeileren setze. Freilich liegt der Werth der Münze, wenn nicht durch unterwerthige Ausprägung eine Zwangsanleihe im eigenen Lande erhoben werden soll, in dem Werthe ihres Materials, wie denn die englischen Goldmünzen sogar ohne den sogenannten Schlagschatz zum vollen Goldwerthe ausgeprägt werden. Gold und Silber haben einen selbstständigen, nicht blos von ihrer Verwendung zur Münze abhängigen Werth, theils wegen ihrer Verarbeitung zu wirthschaftlichen Zwecken, die viel bedeutender ist, als man gewöhnlich annimmt, theils als Luxusartikel, wie denn auch der Diamant nur als letzterer seinen hohen Preis behauptet. Den jährlichen Verbrauch von Gold und Silber zu diesen Zwecken in Europa und Amerika schätzte man schon 1830 auf jährlich über 6 Millionen Pfund Sterling und heute auf weit über das Doppelte.

Die Bezahlung einer Waare ist das Eintauschen derselben gegen eine andere Waare — die Münze — deren Werth als allgemeiner Maßstab für alle Werthe gilt. Besteht die Münze aus einer an und für sich werthlosen Substanz, wie z. B. Papier, ohne das Versprechen der Einlösung durch Metall, wie bei den Banknoten, so liegt ihr Werth in ihrer Un-

entbehrlichkeit als Tauschmittel und so lange innerhalb eines bestimmten Kreises dieses Bedürfniß nicht überschritten wird, gilt sie den vollen Preis des Metalls, nach welchem sie benannt ist. Schon dies beweist gegen den Einfluß des eigentlichen Werthes der Münze — wenigstens bis zu einem gewissen Grade und für abgegrenzte Gebiete. Für weitere Kreise aber, wo der Münzwerth nach dem Metallwerth berechnet wird, ist es ganz gleich, ob man einen größeren oder kleineren Werth als Maß anwendet, sowie ein Stück Zeug dadurch nicht kürzer wird, daß man es mit einer längeren Elle mißt. Ebenso wenig ändert sich der Werth einer Waare, ob man dieselbe mit wenigen Goldstücken oder mit vielen Silbermünzen bezahle.

Scheinbarer, obgleich eigentlich auf dasselbe hinauslaufend, wäre ein anderer Vorwurf, wenn er mit Recht gemacht werden könnte, nämlich der, daß durch die Demonetisirung des deutschen Silbers ein Mangel an Münzen entstanden sei, welcher den Verkehr schädlich beeinflusse. Diese Ansicht erfreut sich einer ziemlichen Verbreitung, weil für die meisten Menschen die Welt mit ihrem Horizonte aufhört. Eine weitere Uebersicht läßt sich mit derselben nicht vereinigen. Es sind in Deutschland eingezogen worden in runden Zahlen bis Ende März 1879:

In Goldmünzen	91	Millionen Mark,
„ große Silbermünzen . .	996	„ „
„ kleine „ . .	79	„ „
„ Kupfermünzen	$3^1/_2$	„ „

im April und Mai 1879:

An Thalerstücken	$4^1/_2$	„ „
Im Ganzen:	1174	Millionen Mark.

Dagegen ausgeprägt in dem gleichen Zeitraume:

Goldmünzen	1689	Millionen Mark,
große Silbermünzen . . .	391	„ „
kleine „ . . .	36	„ „
Nickel- und Kupfermünzen .	45	„ „
Im Ganzen:	2161	Millionen Mark,

also mehr 987 Millionen Mark.

In Deutschland wäre demnach kein Mangel an Münzen durch die Operation entstanden. Aber wir müssen die nöthige Korrektur für die Fehler der Ausführung machen. Man hat in den beiden ersten Jahren 1872 und 1873 rund 1016 Millionen Mark Goldmünzen ausgeprägt, ohne mehr als 149 Millionen Silbermünzen und 91 Millionen Mark alter Goldmünzen einzuziehen. Für die ersten vier Jahre, von 1872 bis

1875, beſchränkt ſich das Einziehen von alten Silber- und Goldmünzen auf 366 Millionen, während man gleichzeitig 1276 Millionen Gold und 164 Millionen neues Silber, im Ganzen 1440 Millionen Mark ausgeprägt hatte. Man hätte wiſſen können, daß der Verkehr eines beſtimmten Landes nur eine verhältnißmäßige Menge von Münzen halten kann, und daß das Uebrige abfließt und deshalb mag der größte Theil des Ueberſchuſſes dieſer Ausprägung, im Betrage von 1074 Millionen, befördert durch die große Menge Banknoten und durch das Einſchrumpfen des Verkehrs im Allgemeinen, ſofort die Flucht nach dem Auslande ergriffen und unſeren Münzbeſtand nicht weſentlich verändert haben. Es käme aber der Betrag als Münzverminderung im Allgemeinen in Frage, um welchen die Silbermünzen verringert und eingeſchmolzen worden ſind, alſo $652^1/_2$ Millionen Mark. Wir wiſſen nicht, wie viel von dieſer Summe in Thalerſtücken inzwiſchen wieder in Umlauf geſetzt, wie viel eingeſchmolzen, wie viel von dem Eingeſchmolzenen verkauft und wie viel von dem Verkauften in anderen Ländern, wie z. B. Oeſterreich und Oſtindien, wieder ausgeprägt iſt; aber wir glauben weſentlich zu hoch zu greifen, wenn wir das dem Umlauf wirklich entzogene Quantum auf 400 Millionen Mark veranſchlagen.

Auf ſo hoch ſchätzt man die jährliche Goldproduktion von Europa, Amerika und Auſtralien im Durchſchnitt ſeit 1872 und da der europäiſche Handel ſeit jener Zeit ſich in einem fortwährenden Rückgange befindet, alſo einer außerordentlichen Vermehrung der Zahlungsmittel nicht bedurft hat, ſo würde das neue Gold mehr als hingereicht haben, die durch die Einſchmelzung unſeres Silbers entſtandene Münzlücke auszufüllen. Daß eine Gefahr des Mangels an Golde nicht drohe, kann man leicht überſehen. Man nimmt die geſammte Goldproduktion von Amerika, Europa, Afrika und Auſtralien bis 1880 höchſtens und wohl ſehr übertrieben auf rund 30,000 Millionen Mark an. Wäre dieſes ganze Produkt noch als Beſtand vorhanden, was nicht entfernt wahrſcheinlich iſt, ſo würde dieſer bei einer Abnützung von $^1/_4$ Prozent jährlich, wie ſie bei Gold höchſtens angenommen wird, 75 Millonen Mark neues Gold zu ſeiner Erhaltung erfordern, während, wie geſagt, in den bezeichneten Ländern ungefähr noch 400 Millionen Mark Gold jährlich gewonnen werden. Und wer kann ſagen, welche neuen Goldquellen noch entdeckt werden, da uns das Innere von Neuholland und Afrika und große Theile von Amerika und Aſien noch faſt ganz unbekannt ſind? Ein Mangel an Zahlungsmitteln drückt ſich auch zunächſt in einem Steigen des Zinsfußes aus und in einer vermehrten Nachfrage nach Banknoten,

welche die nächste Aushülfe gewähren; bei uns ist das Gegentheil eingetreten, der Diskonto ist fortwährend gesunken und der Umlauf von Noten stetig zurückgegangen, was nicht einen Mangel an Geld, sondern einen Mangel an Werthen, an Umsätzen derselben und an nützlichen Unternehmungen zeigt. Dem Bettler fehlt es an Geld, auch wenn er neben der Münze wohnt. Geradezu abenteuerlich ist deshalb die Idee, durch vermehrte Ausprägungen von Silber den relativen Werth desselben wieder heben zu wollen; denn eine überflüssige Anhäufung von Silbermünzen würde denselben entwerthenden Einfluß auf diese üben, als eine zu starke Ausgabe auf das Papiergeld. Das Gepräge allein giebt jenseits eines gewissen Maßes keinen Werth und der russische Papierrubel, weil er in zu großer Menge erschaffen worden, gilt lange nicht das Stück Metall, welches er vertreten soll.

Man hat endlich unseren Silberverkäufen die angebliche Entwerthung des Silbers zur Last gelegt und aus dieser Entwerthung eine Abnahme des Vermögens und der Kaufkraft der Silberländer abgeleitet. Es ist richtig, daß das Vermögen eines Landes sich um soviel vermindert, als sein Münzbestand an Werth verliert; aber dieser Münzbestand ist ein verschwindend kleiner Theil des allgemeinen Vermögens und wenn in Deutschland die Münze 20 Prozent ihres Werthes einbüßte, so würde das kaum 300 Millionen Mark ausmachen und uns nicht wesentlich anfechten. Der Centner Baumwolle in Indien verändert seinen Werth nicht mit dem Curse der Rupie: um so viel die Letztere an Werth verliert, um so viel mehr Rupien erhält der Verkäufer von dem kaufenden Engländer. Viel wirksamere Umstände, als unsere Münzumwandlung, hat man denn auch ganz außer Acht gelassen. Rußland hat seit dem türkischen Kriege sein Papiergeld wohl um 6—700 Millionen Rubel vermehrt und diese haben einen entsprechenden Betrag an Metallmünzen aus dem Lande getrieben, welches jetzt mit Papiergeld überfüllt ist. Zum großen Theil hat dies Metallgeld aus Silber bestanden und rechnet man dasselbe nur dem niedrigsten Courswerthe des Papierrubels entsprechend, so würden sich mehr als 400 Millionen Mark Silber ergeben; aber wenn Rußland nur die neu ausgegebenen Papierrubel wieder vollwerthig einziehen könnte, so würde nicht allein dieser Betrag, sondern auch das ganze noch übrige deutsche Silber wieder als Münze untergebracht sein. Ein ähnlicher Vorgang fand auf der anderen Seite der Erdkugel statt. Japan führte mit der europäischen Cultur auch die europäischen Zettelbanken ein und diese bedeckten das Land mit Geldzetteln im Wetteifer mit dem Staate. Den Betrag dieses Papiergeldes

ſchätzt man auf 700 Millionen Mark und ſie haben natürlich ebenfalls eine entſprechende Menge Metall aus dem Lande getrieben und dadurch die aſiatiſche Silbernachfrage in Europa vorübergehend geſchwächt.

Was wollen 400 Millionen Mark Silber gegenüber der jährlichen Produktion an Edelmetallen und auf dem Silbermarkte der Welt bedeuten? Für die Produktion an Edelmetallen in Aſien, welche wahrſcheinlich, namentlich in China, ſehr bedeutend iſt, fehlt es an jeder Rechnung. Für Europa, Amerika und Auſtralien ſchätzt man dieſelbe in dem Zeitraum von 1851 bis 1875 auf 4,756,365 Kilo, alſo 13,270 Millionen Mark an Gold und 31,003,575 Kilo, gleich 5580 Millionen Mark Silber, das ergiebt jährlich im Durchſchnitt 531 Millionen von dem erſteren und 223 Millionen Mark von dem letzteren Metall. Man kann die in Europa umlaufenden Silbermünzen allerdings nur auf vier- bis fünftauſend Millionen Mark annehmen, aber die in Oſtindien, China und den übrigen aſiatiſchen Ländern im Verkehr befindlichen großen Silbermaſſen müſſen auf 30 bis 40 Tauſend Millionen Mark geſchätzt werden. Dort fehlen Banken, Eiſenbahnen und Telegraphen, welche das Münzbedürfniß des Handels verkleinern, jedes Geſchäft muß mit Metall beglichen werden und die mangelhaften Communicationen verlangſamen den Umlauf deſſelben. Sehr viel Silber aber mag in Aſien außerdem noch in der Form von Schmuck- und Luxusgegenſtänden vorhanden ſein, was ſich freilich jeder Schätzung entzieht. Unſer entmünztes Silber würde davon nicht ein Prozent betragen und da man bei der aſiatiſchen Silberverwendung eine jährliche Verminderung von ein Prozent durch Abnützung und Verluſt ermittelt zu haben glaubt, dieſen Abgang in Aſien nur auf ein Jahr decken. Man kann doch nicht glauben, daß ein ſo winziger Ueberfluß eine dauernde Werthsſtörung herbeiführen könnte.

Der regelmäßige Verkehr zwiſchen Europa und Aſien ſchwankt um nicht viel kleinere Beträge, je nach den Handelsconjuncturen. Im Jahre 1875 wurden für 180, im Jahre 1877 für 400 Millionen Mark Silber nach Aſien exportirt. Gute Ernten in Indien, welche eine ſtarke Ausfuhr von Indigo, Baumwolle, Reis, Getreide, Oelſaaten erlauben, dortige Anlage von Eiſenbahnen für engliſche Rechnung, ſtarke Ausfuhr von Thee und Seide aus China oder hohe Preiſe der aſiatiſchen Waaren, vergrößern die Silberbezüge aus Europa, während ſie durch entgegengeſetzte Umſtände verkleinert werden. Man hat aus einer genauen Berechnung der Preisſchwankungen anderer Waaren ermittelt, daß in den 140 Jahren von 1500 bis 1640 der Beſtand an Gold und Silber in Europa ſich auf das Sechsfache vermehrt, der Werth deſſelben aber nur

auf die Hälfte vermindert hatte und so scheint auch der Werth des Silbers jetzt überhaupt nicht absolut gesunken zu sein, wofür es einen schlagenden, wenn auch nur indirekten Beweis giebt. Es ist in Europa eine stetige Erfahrung, daß eine Erhöhung der Getreidepreise eine verstärkte Nachfrage nach Geld mit sich führe, weil zur Beschaffung des täglichen Brodbedarfs eine vermehrte Menge Münze erfordert wird, da bei steigenden Getreidepreisen die Kaufkraft des Geldes in Bezug auf das Brod sich vermindert. Ein Land bedarf im Ganzen zur Bewirkung seiner laufenden Werthsumsätze einer gewissen Werthsmenge an Zahlmitteln und die Menge der Zahlmittel muß sich in demselben Verhältniß vergrößern, in welchem das Zahlmittel an Werth (Kaufkraft) verliert. Wäre das Silber auch nur um 10 pCt. entwerthet worden — und die wirkliche Entfernung von dem Goldwerthe seit acht Jahren beträgt viel mehr — so müßte Asien um so viel seinen Bestand an Silber vermehren, also nach der niedrigsten Schätzung um 3000 Millionen Mark, und das würde, statt des Ueberflusses, einen Mangel an Silber in Europa veranlaßt haben. Es ergiebt sich aber auch aus den asiatischen Silberpreisen für Thee, Seide, Baumwolle ꝛc., daß dort der Silberwerth während jener Zeit sich nicht verändert und das Silber an Kaufkraft Nichts eingebüßt habe und selbst während des tiefsten Standes des Londoner Goldpreises für Silber kaufte man in Asien für weniger Silber mehr Seide und Baumwolle, als früher. Aehnliches scheint auch bei uns der Fall zu sein, denn unsere Preise für Waaren und andere Werthe sind seit Einführung der Goldwährung ganz allgemein mindestens in demselben Maße gefallen, als das Silber, so daß das letztere nicht eine innere Entwerthung erlitten hat, sondern nur eine relative gegenüber dem Golde. Es ist eben eine Goldtheuerung eingetreten in Folge des plötzlichen deutschen Bedarfs bei abnehmender Production und abnehmenden Zufuhren, eine Abnahme, welche in Bezug auf letztere zum Theil in der allmäligen Wiederherstellung der nordamerikanischen Valuta und in dem Umschwunge der Bilanz Nordamerika's ihren Grund hat, nach welchem das letztere jetzt sogar Gold von Europa bezieht, statt es dahin zu liefern. Wenn man von einer absoluten Silberentwerthung spricht, so hat man diese Umstände ganz übersehen, und die Controverse bewegt sich daher auf ganz falschem Boden.

Der große Schaden, den wir an der Goldwährung erlitten, ist nicht dadurch entstanden, daß wir jetzt in kleinen Goldmünzen bezahlen, statt früher in großen Silberstücken, sondern durch die unzweckmäßige Ausführung der Umwandlung. Das Einfachste wäre gewesen, den Weg

zu betreten, welcher unmerklich zum Ziele geführt hätte und den England und Amerika vorausgegangen waren, nämlich Goldstücke genau im Werthe des Englischen Sovereigns — der ja nur um annähernd zwei Prozent von unserem Zwanzigmarkstück abweicht — auszuprägen, den englischen Sovereign selbst, die Münze des großen Goldmarktes, als Zahlungsmittel bei uns zuzulassen und die Silbermünzen zu demselben in ein ungünstiges Verhältniß, etwa 1 zu $16^1/_2$, zu setzen. Ganz von selbst würde allmälig das Gold zu uns gekommen und das Silber, ohne gewaltsame Störung des Marktes, ausgewandert sein, und wir würden dann zu einem bestimmten Zeitpunkt diesen Zustand haben festhalten können. Die Operation würde uns nur ca. 6 pCt. gekostet haben, während wir jetzt das Dreifache einbüßen. Wünschte man eine größere Beschleunigung, so konnte man ein ähnliches Verhältniß herbeiführen, wie es in England zwischen 1816 und 1821 bestand, indem man das überflüssige Silber gegen ein auf Gold lautendes Papiergeld einzog und dieses Papiergeld dann allmälig einlöste. Das letztere würde bei dieser Fundirung im Verkehr seinen vollen Werth inzwischen behauptet und in seiner Abnutzung die Zinsen ersetzt haben. Wir sind aber jetzt gewöhnt, den Anschluß an Bestehendes zu vermeiden, und versuchen gern, aus freier Hand eine neue Welt zu schaffen, die weit besser sein soll, als diejenige, mit welcher der liebe Gott sich nun so lange abmüht — und die dann so kläglich ausfällt. —

Man machte also einen ganz neuen Münzfuß und wollte denselben sofort einführen. Als der Beschluß gefaßt wurde, war schon ein Rückgang des relativen Silberwerthes aus allgemeinen Gründen wahrscheinlich, denn die starke Silberausbeute der Nevada-Bergwerke traf zusammen mit einer Abnahme der Goldproduction und mit Verhältnissen des indischen Handels, welche bereits den Rupiencurs in bedenkliches Schwanken versetzten. Der amerikanische Secessionskrieg hatte die Preise der Baumwolle enorm erhöht und zu großen Beziehungen der letzteren aus Ostindien veranlaßt, die verstärkten Silberbedarf zur Folge hatten. Aber allmälig kamen die Verhältnisse wieder in ihr altes Geleise. Dem gegenüber freute man sich, daß sich vorübergehend glücklicherweise ein günstiges Verhältniß in dem Silberpreise von $59^3/_4$ Pence wieder eingestellt hatte und beeilte sich, dasselbe noch um 1 Penny höher, auf $60^7/_8$ Pence, zu fixiren. Man muß billig darüber erstaunen. Man war nicht im Klaren über den wirklichen Bestand der deutschen Silbermünzen, bei deren Einziehung sich schließlich ein Minus von 20 pCt. an Stücken (der Ausfall an den Goldmünzen betrug 82 pCt.) und eine Abnutzung von ca. $3^1/_2$ pCt.

ergaben und schlug denselben höher an, als er sich später herausstellte, nämlich auf 1500—1800 Millionen Mark. Wenn man eine solche Menge plötzlich auf den schon wankenden Silbermarkt werfen und einen gleichen Betrag dem steigenden Goldmarkt gleichzeitig entnehmen wollte und, daß man dies thun werde, durch die Gesetzsammlung bekannt machen mußte, so bedurfte man keiner großen Voraussicht, um ein plötzliches Auseinanderschnellen der Werthe von Silber und Gold zu prophezeihen, was um so weniger ausbleiben konnte, als man mit der ganzen Operation auf den einzigen Londoner Platz angewiesen war. Diese Nebenumstände machten die Wirkung viel stärker, als sie sonst gewesen sein würde: über dem Londoner Goldmarkt schwebte fortwährend das Damoklesschwert des deutschen Silberangebotes und des deutschen Goldbedürfnisses, und man hielt dasselbe auch so lange in der Schwebe, bis man glücklich den äußersten Punkt erreicht hatte, während es auf der Hand lag, daß der schnellste Silberverkauf der beste gewesen wäre.

Der bis jetzt bei der Umwandlung entstandene Verlust von rund 90 Millionen Mark wäre noch zu verschmerzen, auch wenn er sich bei vollständiger Durchführung auf das Doppelte des angegebenen Betrages belaufen sollte, denn bei diesem bezahlt der Staat die Zeche, welcher zu viel Gold ausmünzt gegen zu wenig Silber, und das Publikum, welches die Goldmünze eintauscht, hat den Gewinn, soweit nicht die Hälfte der theuren Goldmünzen wegen unterlassener rechtzeitiger Einziehung der Silbermünzen wieder ausgewandert ist. Wir bedauern, daß man diesen Verlust so groß hat werden lassen, glauben aber, daß man ihm zu viele Bedeutung beilegt und würden es jedenfalls für noch viel schädlicher halten, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Aber die Werthe von Gold und Silber gingen um mehr als 20 pCt. gegen die Annahme auseinander, und davon muß man beinahe das Ganze auf das Steigen des Goldes anschlagen, denn aus den bereits erörterten Umständen scheint hervorzugehen, daß eine absolute Entwerthung des Silbers überhaupt nicht stattgefunden habe. Dieses Steigen des Goldes rechnete nun gegen alle Schulden, welche in Silber verschrieben waren und jetzt in Gold bezahlt werden müssen, während naturgemäß der Gläubiger, welcher nur Silber zu fordern hatte, die ganze etwaige Entwerthung dieses Metalls zu tragen gehabt hätte und statt dessen nun den Vortheil aus dem Steigen des Goldes zieht.

Wir wollen von den Papieren au porteur absehen, obgleich dieselben auch colossale Summen betragen, weil wir bei diesen weniger Sympathie mit dem Schuldner fühlen. Aber für Hypotheken- und sonstige Schuldner, deren Verbindlichkeiten sich mit dem steigenden Goldwerthe erhöhten, be-

deutete dies Verfahren faſt den Ruin. Die Stadt Berlin hatte annähernd 2000 Millionen Mark Hypothekenſchulden und verliert alſo nun, die Golderhöhung durchſchnittlich nur zu 10 pCt. angenommen, 200 Millionen. Für ganz Deutſchland ſchlägt man den entſprechenden Verluſt mit 4000 Millionen Mark gewiß viel zu niedrig an. Das iſt doch Schaden genug an der Goldwährung, und man darf ſich nicht wundern, wenn Alles Ach und Weh ſchreit, und braucht nicht nach anderen, nicht aus klaren Vorſtellungen abgeleiteten Erklärungen der Noth zu ſuchen. Man täuſche ſich auch nicht mit dem Gedanken, daß durch den Umtauſch der Silbermünzen gegen Goldmünzen der Schuldner ja ohne Schaden in den Beſitz des neuen Zahlungsmittels gekommen ſei. Das Zahlungsmittel iſt nur der Ausdruck des Tauſchwerthes und wenige Millionen Münze dienen zur Abwickelung von vielen Millionen Verbindlichkeiten. Der Schuldner tauſcht ſich das Zahlungsmittel erſt bei Bedarf ein: er war Silberwerth ſchuldig und muß nun Goldwerth anſchaffen, Man werfe auch nicht ein, daß bei uns vorläufig noch mit Silberthalern gezahlt werden könne. Dieſe Silberthaler erhalten ſich im Verkehr, weil jede überflüſſige Goldmünze wegen des unrichtigen Werthsverhältniſſes von 1 zu $15^1/_2$ aus dem Lande geht und unſer Münzbeſtand ſich daher auf das Nothwendigſte reduzirt hat. Die Silberthaler gelten deshalb wegen des Gepräges drei Goldmark, wie ſie auch gelten würden, wenn ſie aus Papier beſtänden.

Bei dieſem ungeheuren Verluſte kann man ſich nicht damit tröſten, daß der Schaden des Schuldners der Vortheil des Gläubigers ſei. Die Schuldner ſind im vorliegenden Falle der werbende Theil der Bevölkerung, welchem die Mittel zu ſeinem Betriebe genommen werden, die Gläubiger aber ſind die Drohnen, welche müßige Zinſen genießen. Und es gab naheliegende Mittel, dieſen Schaden ſelbſt bei dem eingeſchlagenen Verfahren zu vermeiden.

Das eine wäre geweſen, einen Theil der nicht gleich abzuſetzenden Silberbarren zur Gründung einer Girobank zu benutzen, nach Art der früheren Hamburger Bank, bei welcher alle in Silber verſchriebenen Zahlungen durch Umſchreibung ausgeglichen werden konnten. Der Werth dieſer Bancoumſchreibungen würde ſich dann nach dem Silbercurſe regulirt haben und Niemand zu Schaden gekommen ſein, ohne daß doch Silbermünzen in Umlauf geſetzt worden wären. Oder man hätte auch die jetzt in Amerika für die unabſetzbaren Silberdollars beliebte Form der Silbercertificate wählen können.

Ein anderes Mittel zur Vermeidung der jetzt herrſchenden Unbillig-

keit wäre die gesetzliche Bestimmung gewesen, daß alle Silberschulden innerhalb eines nicht zu kurz bemessenen Zeitraums zu einem wöchentlich festzusetzenden Silbercurse bei der Bezahlung in Gold umgerechnet werden müßten und daß bei unkündbaren Schulden dem Schuldner das Recht zustehe, innerhalb dieses Zeitraumes zu kündigen.

Nun will man das Heil in der Doppelwährung suchen, welche bei der überwiegenden Menge an Silber sich doch nur auf den Silberwerth stellen würde und die auch nur möglich wäre in Gemeinschaft mit sämmtlichen Handelsstaaten und mit Asien, dessen ungeheure Silbermassen sonst eine beständige Drohung sein würden. Daß sie nicht in einzelnen, selbst großen Ländern einzuführen ist, zeigt sich in Nordamerika und in Frankreich. Im ersteren Lande will es nicht gelingen, die Silberdollars in Umlauf zu bringen und wer sich auf sein Recht stützen wollte, um seine Wechsel in Silberdollars zu bezahlen, dem würde sofort von sämmtlichen Banken, welche deshalb in Cartell stehen, der Credit entzogen werden. Das Bundesschatzamt hat nach dem letzten Ausweise für 400 Millionen Mark Silberdollars liegen, welche es nicht zu verwenden weiß. Sollte der Silber-Ring aber seinen Willen durchsetzen, so würde natürlich das Gold aus dem Lande getrieben werden, wie in Frankreich, wo trotz der Einstellung der Silberausprägungen die Bank fast all ihr Gold losgeworden ist und die nothwendige Goldmenge nur mit Opfern erhalten kann. Wenn es nun aber wirklich gelänge, die allgemeine Doppelwährung, und damit eine Entwerthung des Goldes herbeizuführen, so würde jetzt den Gläubigern, welche inzwischen Goldverschreibungen erworben haben, ein ähnlicher Schaden zugefügt werden, als früher den Silberschuldnern, was sich doch nicht rechtfertigen ließe; das Opfer für die frühere Münzumwandelung wäre ferner vergeblich gewesen und ein neues mit den unvermeidlichen Verkehrsstörungen stände bevor, während wir den wirklichen und so theuer erkauften Vortheil der Goldwährung, einen bestimmten und unabänderlichen Werthmaßstab zu besitzen, wieder aufgeben. Den Schaden haben wir einmal erlitten und dem Gehängten nützt kein nachträgliches Durchschneiden des Strickes.

Wem aber der vorstehend nachgewiesene Schaden noch nicht zur Erklärung unseres jetzigen Mißbehagens genügt, der werfe einen Blick auf die Bilanz unserer Ein- und Ausfuhr.

In den sieben Jahren 1872 bis 1878 hat unsere Einfuhr betragen rund 26,489 Millionen Mark, unsere Ausfuhr 18,356 Millionen, so daß wir also in diesem Zeitraume 8133 Millionen, oder im Durchschnitt jährlich 1162 Millionen Mark an das Ausland bezahlt haben oder

ſchuldig geworden ſind. Dieſe Mehrausgabe iſt nicht vorzugsweiſe zu dauernden Anlagen verwendet worden, welche uns um den entſprechenden Werth bereichert hätten, ſondern war erforderlich zum weitaus größten Theile für Gegenſtände des täglichen Verbrauchs. Sie betrug in den drei letzten Jahren z. B.:

Für Getreide und Mühlenfabrikate . . .	1038	Millionen,
„ Colonialwaaren und Confitüren . .	540	„
„ Tabak	223	„
„ Sämereien, Obſt, Südfrüchte . . .	178	„
„ Thiere und animaliſche Nahrungsmittel	180	„
„ Droguen und Chemikalien	272	„
„ Harze, Fette, Oele ꝛc.	397	„
„ Filzſtoffe, Haare, Leder, Häute . . .	247	„
„ Spinnſtoffe, Wolle, Baumwolle, Seide, Flachs und Hanf	1131	„
„ Garne	269	„

Die Mehrausfuhr an Seiler-, Weber- und Wirkwaaren und Kleidern, welche den letzten drei Artikeln abzurechnen iſt, beträgt nur 755 Millionen.

Man hat an dieſen ſtatiſtiſchen Zuſammenſtellungen getadelt, daß die Ausfuhr wahrſcheinlich zu klein angegeben ſei, weil ſie ſich leicht der Controlle entziehe. Aber das muß ſchon ſtillſchweigend als nothwendige Correctur der ermittelten Werthsziffern vorausgeſetzt werden, welche ſonſt zu hoch ſein würden. Denn die Ausfuhrwerthe werden berechnet nach den Facturen oder nach den Verſicherungen und dieſe geben die höheren Preiſe der Beſtimmungsorte an, auf welche bei Verſicherungen in der Regel noch 10 pCt. muthmaßlicher Gewinn aufgeſchlagen werden.

Ein Land, welches ſeit ſieben Jahren jährlich beinahe 1200 Millionen Mark mehr ausgegeben hat, als eingenommen, braucht die Urſache ſeiner Verarmung nicht in der Farbe ſeiner Münze zu ſuchen.

Ganz Europa leidet ſeit längerer Zeit an einer paſſiven Bilanz und das Uebel verſchlimmert ſich von Jahr zu Jahr. Nach den Aufſtellungen des nordamerikaniſchen Handelsminiſters Evarts beträgt die europäiſche Unterbilanz für 1879 im Ganzen rund 4250 Millionen Mark und den Vereinigten Staaten gegenüber 1900 Millionen. Ein Theil dieſer jährlich entſtehenden Schuld iſt bisher durch amerikaniſche Papiere bezahlt worden, welche ſich in europäiſchen Händen befanden. Da dieſe aber zu Ende gehen, muß baares Geld aushelfen und die Amerikaner ziehen Gold dem Silber vor, welches letztere bei ihnen zwar auch loyale Münze iſt, aber

von Niemand genommen wird, während die außerordentliche Zunahme der Bevölkerung und des Verkehrs eine wachsende Menge Goldmünzen erheischt.

Aus diesen Gründen tritt nicht nur in Berlin, sondern auch in London und Paris jetzt eine wachsende Goldfrage auf; aber während die englische Bank ohne besondere Maßregeln ihren Goldbestand erhält und die französische nur die kleine Abwehr braucht, die Goldzahlungen in den unbeliebten Zehnfrankenstücken zu leisten, war die Reichsbank genöthigt, ihren Zinsfuß auf $5^1/_2$ und 6% — also um 3% über den Pariser und Londoner — zu erhöhen, ohne den gehofften Schutz zu finden. Es ist dies der Segen der literarischen Thätigkeit des Bankpräsidenten, welcher eine Denkschrift zu Gunsten der Doppelwährung ausarbeitet, dies dem Publikum verkünden läßt und dadurch die Meinung hervorruft, daß es der Regierung mit der Einführung derselben Ernst sei. Die Doppelwährung würde nämlich jetzt in Wirklichkeit eine Silberwährung und Silber das eigentliche, weil billigere und einzig vorhandene Zahlmittel werden. Denn unser so theuer beschaffter Goldvorrath scheint inzwischen bereits wieder ausgewandert zu sein, weil man das überflüssige Silber im Lande behalten hat. Der Metallvorrath der Reichsbank soll aus 185 Millionen Mark Gold und 350 Millionen Silber bestehen und dieser winzige Goldbestand würde sich zwar sofort ganz verflüchtigen, nicht aber im Stande sein, den Preis des Goldes im Auslande wesentlich zu drücken. Die französische Bank würde auch nicht mehr zu einer Ermäßigung des Goldwerthes beitragen können, denn ihr Goldbestand ist von 1530 Millionen Frcs. am 31. December 1876 auf 765 Millionen am 21. Juli 1880 gesunken, während der Silbervorrath von 638 Millionen auf 1250 Millionen gewachsen ist, weil Niemand das Silber haben will. Sie darf von ihrem gesetzlichen Rechte, in Silber zu zahlen, keinen Gebrauch machen, ohne die französische Valuta, welche jetzt noch nach Gold berechnet wird, auf den Silberwerth herabzusetzen und muß daher ihren Goldvorrath selbst mit Opfern erhalten.

Nordamerika wird dagegen sehr bereit sein, seine neugeprägten Silberdollars, welche dem Schatzamt als Ladenhüter zur Last liegen, uns zu dem jetzigen Silberpreise von $52^1/_2$—53 Pence abzulassen, und was uns sonst noch fehlen sollte, werden wir leicht anderweitig zu gleichem Werthe beschaffen können. Wenn dann also die sogenannte Doppelwährung thatsächlich eine Silberwährung sein wird, dann wird unsere Mark statt $60^7/_8$ nur 53 Pence Sterling — also ungefähr 13 pCt. weniger werth sein.

Hat man ſich wohl die Folgen überlegt? — Alle unſere Schuldverſchreibungen, alle unſere zinstragenden Papiere, alle Forderungen würden mit dieſer Münzänderung um 13 pCt. an Werth verlieren und die nothwendige Folge wäre, daß jedes Papier an den Markt gebracht und jede Forderung beigetrieben würde, ſo lange ſie noch in der Goldmark bezahlt werden müſſen. Jedes deutſche Papier wird aus dem Auslande nach Hauſe kommen und es wird ein Sturm nach Gold eintreten, gegen welchen keine Discontoerhöhung ſchützen kann. Der Bankpräſident hat ſchon den Anfang vor Augen in der beſonderen Nothlage der Reichsbank als Reſultat der weiſen Discuſſionen über die Münzänderung, und wenn dieſe ernſthafte Geſtalt annehmen ſollte, ſo wird das in allen unſeren gewerblichen und Handelsverhältniſſen eine Kataſtrophe herbeiführen, wie ſie Deutſchland noch kaum erlebt hat. Eine leiſe Ahnung von dieſer Gefahr zeigt die Reichsbank ſchon in dem ängſtlichen Abſtreiten der Hinderniſſe, welche ſie den Goldforderungen in den Weg gelegt haben ſoll, während ſie doch geſetzlich noch berechtigt geweſen wäre, nur in Silberthalern zu zahlen — was ſie aus guten Gründen nicht wagt. Und daß die goldene Internationale auch bereits den Braten riecht, beweiſt der Beſuch Rothſchild's in Friedrichsruhe, denn für dieſe würde natürlich wieder Etwas abfallen.

Das drohende Unheil bei Einführung der Doppelwährung ließe ſich nur verhüten durch gänzliche Umänderung unſeres ganzen Münzſyſtems und Ausprägung der Silbermark nach ihrem wirklichen Werthsverhältniß zu Gold: aber das würde ganz andere Opfer koſten, als die endliche Durchführung der angefangenen Goldwährung. Oder man hätte den Muth haben müſſen, die Währungsänderung über Nacht auf dem Wege des Staatsſtreiches zu bewirken. Am anderen Morgen würden eben alle in- und ausländiſchen Gläubiger ihren Schaden erlitten haben und wir wieder ſo ehrlich geweſen ſein als zuvor.

Das Recht auf Bildung.

„Arm und geiſtlos oder reich und geiſtvoll“
„Schmiede für das Leben zuſammen!“
(Der Dämon des Geldes.)

Die konſervative Partei vermißt mit tiefem Bedauern den Beifall und Anhang der Wähler des Mittel- und Arbeiterſtandes und iſt aufrichtig bemüht, die hindernden Gründe zu beſeitigen, um eine breite und geſicherte Grundlage im geſammten Volksleben zu finden. Auch die liberalen Parteien haben ebenſo aufrichtig zu beklagen, daß ihre Domäne durch Ablöſung der ſocialdemokratiſchen Elemente nicht unerheblich verringert und geſchädigt worden iſt.

Die große Reihe von Erörterungen, welche von Seiten der konſervativen und liberalen Partei bisher darüber gepflogen ſind, kann wegen der darin herrſchenden Einſeitigkeit unmöglich zum Ziele führen. Keine Macht der Welt kann dem Auf- und Niedergange eines Kulturlebens Halt gebieten, weil er, wie der Lauf der Geſtirne, natürlich iſt. Auf gewaltſame und unnatürliche Bahnen wird aber jedes keimende Leben, auch das Volksleben gedrängt, wenn ihm der Raum und die Richtung zur Entwickelung beſchränkt werden ſoll. Jedermann weiß, daß auch das ſtärkſte mit Korn gefüllte Faß berſten muß, ſobald die Keime durch Anweſenheit von Waſſer getrieben werden. Wenn ſolche gewaltſame Zerſprengung aller Bande in dem Volksleben ſtattfindet, ſo hat man das Bild der Revolution vor Augen, und jeder Unbefangene muß zugeben, — wir leben in dem Zeitalter ſolcher ſocialen Umwälzungen. Darum heißt die warnende Forderung der Natur: „Gieb Raum und Richtung, damit kein Schade geſchieht!“

Selbſtverſtändlich ſcheint Derjenige zu verlieren, der Raum und Richtung gewähren ſoll, denn um es zu geben, muß er es zuvor beſitzen. Der Verluſt, welcher die vermeintlichen Beſitzer durch dieſes Opfer trifft, iſt nur eingebildet; der Raum iſt unbegrenzt und unzählig ſind die Richtungen in demſelben. Es handelt ſich alſo durchaus nicht um die Preisgabe eines wohlerworbenen Eigenthums oder eines wohlbegründeten Rechtes, ſondern um Raum und Richtung in Gefilden, die überhaupt noch Niemand in Beſitz genommen hat. Wer hat vor unſerm Zeitalter

das Gebiet des Dampfes gepachtet, wer das unendliche Feld der Maschinenthätigkeit zu eigen gehabt, und wer war Lehnsherr der Millionen Erfindungen und Erfahrungen in Wirthschaft und Handwerk, welche in den letzten Jahrzehnten gemacht worden sind? Die Erschließung dieser Gebiete hat den Erwerb vermehrt, die Wehrkraft bewährt, die Steuerkraft gehoben und möglich gemacht, daß auch ohne fühlbare Auswanderung eine so große Menschenmenge — auf einem so mäßig fruchtbaren und reichen und an Ausdehnung nur geringen Boden wie Deutschland ihn besitzt — friedlich bei einander wohnen und selbst ein hoch ausgebildetes Wucherpersonal mit ernähren konnte.

Der „Kampf um's Dasein" heißt die ewige Fermentation des Kulturstaates und der „Sieg des menschlichen Geistes" zeigt und vermittelt die Schätze, welche jener gewinnen muß. Aus dem beschaulichen Hütten- und Hirtenleben sind wir längst herausgetreten, und es handelt sich nicht mehr um Anspannung und Ausnützung rein physischer Kräfte, es müssen vor Allen die intellektuellen in Thätigkeit treten. Auch das niedere Volk hat nachgerade begriffen, daß in unserer Zeit zum Kampf um's Dasein mehr gehört als physische Kraft und darum macht es sein „Recht auf Bildung" geltend.

Der Staat, die Gesellschaft, erhebt bereits eine so stattliche Reihe von Ansprüchen an jeden einzelnen Staatsbürger, daß für Alle eine gute Bildung eintreten muß, wenn jenen genügt werden soll. Ist es denn die kleinste Dummheit, wenn sich die Massen durch staatsgefährliche Agitatoren verführen, durch goldgierige Geier ausbeuten oder aus Unkenntniß zur Verletzung der Landesgesetze hinreißen lassen? Millionen und aber Millionen von Thatsachen sprechen dafür, daß der Uebel größtes „der Mangel an einer verständigen Erziehung" ist; Erziehung ist aber nur durch Unterricht möglich. — Gegen die Dummheit kämpfen auch Götter ganz vergeblich. —

Die Massen wünschen Bildung und der Staat verlangt Bildung. Hier fallen also die Ansprüche der Einzelnen mit denjenigen der Gesellschaft zusammen. Trotzdem ist darin bis jetzt keine Einigung erzielt worden, weil der Geldsack nicht den Brodbeutel und der Egoismus nicht die Gleichberechtigung anerkennen wollen. Die Bildung stellt ein Kapital dar, welches in einem gewissen Umfange Allen eigenthümlich sein soll, weil der Einzelne seinen Unterhalt dadurch gewinnen, und durch das die Gesellschaft im Allgemeinen nur gefördert werden kann.

Dem Alterthum und Mittelalter waren so erheblich verschiedene

Bildungsgrade, wie wir sie heute für die einzelnen Gesellschaftsklassen zugestehen müssen, fremd, und nur die Natur hatte eine Scheidewand aufgestellt zwischen Geistlosen und Geistvollen. Diese natürliche Unterscheidung ist in dem modernen Zeitalter einer anderen gewichen, — „Arm und Reich“. So wie früher die Natur Einzelne durch Gaben ausgezeichnet hat, so sucht jetzt der Egoismus die Bildung nur auf bestimmte Familien auszudehnen, so lange sie im Wohlstande leben. Wehe deshalb den späteren Generationen der Reichen, wenn sie ihre materiellen Güter nicht zu hüten verstanden, — sie verfallen jenem Proletariat, aus dem es keine andere Erhebung giebt als durch Zufall, aber niemals durch herrliche Naturanlagen.

In Deutschland ist die Bildungsfrage aber eine Frage des Geldbeutels, denn nur der an irdischen Gütern Bemittelte vermag sich eine gute Bildung anzueignen, auch wenn er geistig nur recht mittelmäßig beanlagt ist. Rationell kann man diese Methode durchaus nicht nennen, denn die natürliche Befähigung des Geistes ist von dem Besitze irdischer Güter ganz unabhängig. Will man die Sache auf die Spitze treiben, so kann man nicht mit Unrecht von unserem Jahrhundert sagen, es bildet nicht die Geister, — sondern die Geldbeutel. Wieviel Kapital an geistigen Kräften muß deshalb verloren gehen und wie winzig erscheint dagegen die Sicherung eines angeerbten Vermögens oder Standes?

Die Ueberhebungen und Verarmungen wachsen bedrohlich mit jedem Jahrzehnt und der fürchterliche Dämon in unserm Kulturleben, welcher arm und geistlos, reich und geistvoll zusammenschmieden darf, ist noch immer nicht gebannt.

Die allgemeine Schulpflicht, eine würdige Schwester der allgemeinen Wehr- und Steuerpflicht, soll erwerben helfen, was diese bedürfen; darum ist jene die Grundlage unseres Kulturlebens. Wie ist es nun mit der Ausbildung dieser Grundlage bestellt? Von einem Jahrzehnt zum andern, von einem Jahrhundert zum andern wird sie verschleppt, während wir eine blühende Entwickelung der beiden andern Schwestern konstatiren müssen. Die Unterrichts-Ministerien mußten zu aller Zeit nothgedrungen auf dem Wege der Verordnungen zu allerlei Aushülfen greifen, die unserm Schulorganismus das Ansehen eines zerrissenen, mit vielem verschiedenfarbigen Flickwerk besetzten Mantels verleihen. Der Liberalismus drängt im wohlverstandenen Vortheil zu schlecht verstandenen Schuleinrichtungen, wodurch die Bedeutung der Schule nur zu sehr verwässert und vernichtet wird. Zu einer wirklichen Prüfung und Reorganisation des gesammten Schulwesens hat sich auch der Liberalismus noch nicht

aufgerafft, aber das ewige Rühren in der Frage ſichert ihm einen bedeutenden Anhang, in welchem die Lehrer recht wirkſame Faktoren darſtellen. Sollte nicht jede andere Partei auch das Recht haben, ſich dieſer Lärmtrommel zu bedienen? Für die Schule ſelbſt würde dabei allerdings nicht viel herauskommen, aber ſchließlich bricht ſich das Gute und Nothwendige ganz von ſelbſt Bahn. Die Konſervativen können bei den Maſſen aber nur dann populair werden, wenn ſie ſo tief eingreifenden Fragen, wie z. B. der öffentlichen Bildungsfrage, näher treten und dem Volke zunächſt zeigen, daß auch ſie bemüht ſind, das Loos der niedern und großen Volksmaſſe zu mildern; der bloße Wille wird ſchon Wunder wirken.

Doch ſehen wir von ſolchem Intriguenſpiel gänzlich ab und üben Treu und Redlichkeit; aus der Beſſerung der Schulen droht uns keine Gefahr. Das Harlekinskoſtüm, was wir deutſche Schulorganiſation nennen, muß zunächſt verſchwinden. Der Reichsbote fragt: „Wofür giebt es noch keine Schulen?“ Selbſt dem Einſichtigſten muß dieſe Frage ſchwierig erſcheinen. Da ſind Gymnaſien, die treiben das Abc in den Vorſchulen klaſſiſch, ferner Realſchulen, welche das $2 \times 2 = 4$ daſelbſt realiſtiſch betreiben, ferner Gewerbeſchulen, in welchen alte Geſchichte gewerblich, landwirthſchaftliche Schulen, in welchen Zeichnen landwirthſchaftlich und Handwerkerſchulen, in welchen Singen handwerksmäßig gelehrt wird und endlich Mittelſchulen, welche zwiſchen Allen die Mitte zu halten ſich beſtreben. Höhere, mittlere und niedere Privat-Inſtitute, Mädchenſchulen, Fortbildungsſchulen, Abendſchulen, Sonntagsſchulen und wie ſonſt noch das Heer der Winkelſchulen heißen mag, vollenden das wirre Bild unſerer jetzigen Schuleinrichtung.

Ein großes Unglück für die Bedeutung der Schule iſt das Zuſammenfließen der verſchiedenſten Intereſſen in das große Faß, ſo man Schule nennt. Das einzige Mittel, welches Ordnung in dieſe Wirrſale bringen kann, läßt ſich aus der Beziehung der Schule zum bürgerlichen und beruflichen Leben gewinnen. An den Bürger macht die Geſellſchaft nur gleiche Anſprüche, an den Beruf dagegen ſehr verſchiedene. Die Wahl des Berufs iſt in erſter Linie von dem Individuum abhängig, als Bürger muß ſich das Individuum dagegen unter die Geſetze der Geſellſchaft beugen. Die Glieder der Geſellſchaft fühlen ſich nur verbunden durch die Gleichartigkeit ihres Denkens und Wollens, ohne eine ſolche zerlegt und zerſetzt ſich die Geſellſchaft. Dieſes Wollen hervorzurufen, iſt Aufgabe der bürgerlichen Erziehung, welche vor dem Eintritt der beruflichen Bildung zu einem Abſchluß gekommen ſein muß. Ohne eine

ſolche bürgerliche Erziehung wird die berufliche Erziehung dem Egoismus überantwortet, von welchem die Geſellſchaft nicht als Zweck, ſondern als Mittel angeſehen wird. Das Hereinziehen rein beruflicher Bildungsſtoffe in die bürgerliche Erziehung iſt ſehr erheblich für die Pflege des unberechtigten und zerſetzenden Egoismus wirkſam geweſen. Wollen wir z. E. ein ganzes Volk zu Zeichnern, Sängern oder Künſtlern ausbilden, wenn die Anlagen dazu keine nationalen ſind? Scheint es nicht vielmehr geboten, die natürlichen Anlagen des Volkes zu entwickeln und zu beleben? Kein Landwirth baut Weizen, wo nur Hafer erhalten werden kann.

Dieſe Gegenüberſtellung des Menſchen nach ſeiner Beſtimmung als Bürger und als Arbeiter, welche in allen Kulturverhältniſſen ihre Berechtigung hat, macht es uns leicht, die verſchiedenen Schulen in zwei Arten zu trennen und die Aufgaben der einzelnen ſchärfer aufzufaſſen.

Es bleiben nur zu unterſcheiden:

1. Schule zur Erziehung für das bürgerliche Leben und
2. Schule zur Bildung für den zukünftigen Beruf.

Die erſtere Gattung könnten wir mit unſern Elementar- oder Volksſchulen vergleichen, wenn dieſe nicht in einer Beziehung zu viel und nach der andern zu wenig leiſteten. Der Maßſtab für die Leiſtung der bürgerlichen Schule ſollte billigerweiſe nach den Anforderungen gerichtet werden, welche die Geſellſchaft an ihre Mitglieder macht. Wird ein Richter als Bürger darum zu tadeln ſein, weil er die Pflanzen unſerer Flora nicht kennt, oder ein Arzt, weil er keine ſchöne Bogenlinie zeichnen kann, oder ein Kaufmann, welcher die Quellen des Nil nicht kennt, oder endlich ein Fleiſcher, weil er nicht zu ſingen weiß: „Bei einem Wirthe wundermild, da war ich jüngſt zu Gaſte“? Es erſcheint demnach ſelbſtverſtändlich, daß die bürgerliche Schule nur diejenigen Fähigkeiten anzueignen hat, welche ein bewußtes Mitglied der Geſellſchaft aus dem Schüler machen, das befähigt iſt, ſeine bürgerlichen Pflichten und Rechte im Staate zu vertreten. Nach dieſem Grundſatze ſind die einzelnen Unterrichtsgegenſtände für die bürgerliche Schule nach Art und Umfang auszuwählen.

Der Unterricht im Chriſtenthum, in der Mutterſprache, der Heimathskunde und im bürgerlichen Rechnen kann von der bürgerlichen Schule nur gefordert werden.

Von vielen Seiten wird heute der Unterricht in den chriſtlichen Heilswahrheiten als überflüſſig erachtet; man glaubt ein heilſameres Princip in den verwäſſerten Morallehren gefunden zu haben. Der Phi-

lantropinismus hat in unſerm Jahrhundert ſeine Auferſtehung gefeiert, und die Poſſen Leſſing's gegen die Pfaffen haben einen neuen Sieg zu verzeichnen. Leſſing hat den unreifen Köpfen das Unmögliche weiß zu machen verſtanden, daß man nämlich über daſſelbe Objekt drei verſchiedene, ſich widerſtrebende Urtheile haben könne, ohne befürchten zu müſſen — eins derſelben ſei falſch oder geringer als das andere. Der Sophismus liegt ſo offen zu Tage, daß nur der wirkliche Irrſinn ſich davon gefangen nehmen laſſen kann. Es giebt nur einen wahren und echten Glauben, oder alle Glaubensformen ſind falſch, weil die Wahrheit dafür noch nicht gefunden iſt. Scheinbar erhält jener Sophismus Leſſing's eine nicht unweſentliche Unterſtützung durch die kosmopolitiſche Bedeutung, welche man dem weltverſöhnenden Mittlertode Chriſti zu geben hat, ſowie durch die kosmopolitiſchen Ideen, welche von vaterlandsloſen Geiſtern ausgeheckt worden ſind. Das Chriſtenthum macht ſeine Bekenner ebenſowenig zu Kosmopoliten, als die tauſendfach vermehrten Handelswege und Handelsbeziehungen das nationale Gepräge eines Volkes vernichten können. Bei den verſchiedenen Volksſtämmen iſt das Angeborene oder Nationale das einzige Unterſcheidende und die verſchiedenen Grade phyſiſcher und pſychiſcher Anlagen liefern dafür einen ausreichenden Maßſtab. Die Kulturgeſchichte liefert uns aber den Beweis, daß die Erblichkeit gewiſſer Anlagen unbeſtritten feſtſteht und das Chriſtenthum wohl veredelnd, — aber nicht verändernd auf die Nationalität eingewirkt hat. Die Gemüthstiefe des deutſchen Weſens war der Aufnahme des Chriſtenthums äußerſt günſtig und deutſche Elemente ſind bis zur Zeit die vornehmſten Träger deſſelben geblieben. Wenn ein jüdiſcher Semit zum Chriſtenthum übertritt, ſo wird ihm damit die Gemüthstiefe des Deutſchen doch nicht verliehen, er bleibt — ein Semit.

Von den vermehrten Handelswegen und Handelsbeziehungen iſt aber noch viel weniger eine Veränderung des Angeborenen oder der Nationalität zu befürchten, es käme denn zu Miſchehen und deren Produkt iſt — Keins von Beiden.

Es ſind hier viel Worte verſchwendet worden, um die Berechtigung des Unterrichtes im Chriſtenthum und einer chriſtlichen Erziehung für die deutſchen Bürgerſchulen klar zu legen, aber wir haben ein wohl begründetes Recht, von der Zukunft zu fordern, daß „ſie das tauſendjährige Salz, welches deutſche Kultur treibt und veredelt, nicht dumm werden laſſe".

Viel weniger bedarf es einer Begründung des Unterrichtes in der

Digitized by Google

Mutterſprache, in Heimathskunde ſowie deren Geſchichte und im bürgerlichen Rechnen. Es ſind durchaus alle jene Unterrichtsgegenſtände fernzuhalten, welche ſich im Hinblick auf das Berufsleben einen Platz zwiſchen den Unterrichtsfächern erobert haben, trotz des oft gehörten Rufes: „Die Schule ſoll für das Leben vorbereiten.“ Man kann nicht zweien Herren dienen und das Leben ſtellt uns auch nur einen Bürger, als ein gleichwerthiges Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft und einen Arbeiter, als einen Diener der Geſellſchaft dar; alſo Herr und Knecht in einer Perſon, — kein zwiefacher Knecht. Das vorzeitige Auftreten der Realien in den vorhin genannten Schulen trägt mit daran die Schuld, daß der Geiſt des Materialismus bereits in den jungen Gemüthern Wurzel faßt und ſpäter mit einer Ueppigkeit wuchert, die alle edlen Gefühle erſtickt.

Für dieſe Schulen hat der Staat in jeder Beziehung zu ſorgen, um ſie dem Einfluß der verſchiedenen Tagesſtrömungen gänzlich zu entrücken, denn letztere ſind es vornehmlich, welche das Intereſſengezänk bis in die unterſten Volksſchichten tragen und fort und fort anfachen. Einen ewig ſchwankenden Boden wird aber doch Niemand als ein Fundament betrachten, auf welchem ſich der Staat erheben kann.

Welcher Zeitraum für den bürgerlichen Schulbeſuch feſtgeſtellt werden ſoll, wird lediglich von dem Umfange des Unterrichtsſtoffes abhängen; jedenfalls muß die Möglichkeit gegeben ſein, ihn ſpäteſtens mit dem 12. Jahre, alſo nach einem höchſtens 6jährigen Schulbeſuch, abzuſchließen. Von begabten Schülern wird das Penſum der bürgerlichen Schule auf jeden Fall in einer viel kürzeren Zeit abſolvirt werden können. Der Beſuch der bürgerlichen Schule muß für Alle ohne Unterſchied obligatoriſch und der Unterricht in allen Bildungsanſtalten unentgeltlich ſein.

Dieſe Organiſation wird im 10.—12. Jahre eine Entſcheidung für den zukünftigen Beruf, ob praktiſch oder theoretiſch, herbeiführen. Mehr als drei Viertheile, welche höheren Schulen von vornherein zugeführt worden ſind, erreichen etwa die Mittelklaſſe und kaum 2 pCt. ſcheiden aus der Oberklaſſe. Warum geht es mit unſeren höheren Schulen nicht vorwärts? Daran iſt der Ballaſt ſchuld, welcher mitgeſchleppt werden muß, um endlich — nach vielen vergeblichen Anſtrengungen von Seiten der Anſtalten — dennoch an einer öden Küſte abgeſetzt zu werden. Bedauernswerthe Individuen aber ſind es, welche den Lehrplan einer Schule zum Viertel, zur Hälfte oder zu drei Viertel durchgemacht haben. Ohne einen Bildungsabſchluß zu gewinnen, erweiſt ſich ihre ganze Lehrzeit als ein vergebliches Opfer an Zeit und an Geld. Wer wird einen Lehrburſchen, der nach ein- oder zweijähriger Lehrzeit den erwählten Beruf

wegen **Schwäche** aufgeben muß, jemals einem guten Gehülfen gleichſtellen? Kein Vater und keine Mutter kann beſtimmen, ob das ſechsjährige Söhnchen dereinſt zum Studium befähigt ſein wird, und dennoch wird es zum Gymnaſium geſchickt, um nachher ein Schuſter, Schneider oder Tiſchler zu werden. Es fehlt uns an jener einheitlichen Organiſation, welche

1. den Uebergang aus einer niedern Schulanſtalt in eine höhere leicht vermittelt, ſowie
2. an Gelegenheit und Zeit, die Anlage der Kinder ſicher zu erkennen.

Dieſem Mangel iſt vorherrſchend der geringe Erfolg der höheren Schulen, ſowie die Miß- und Halbbildung einer großen Mehrzahl zuzuſchreiben. Die Grundmauern einer vernünftigen Schulorganiſation können nur in der vorhin gezeichneten Bürgerſchule als Nationalſchule gefunden werden, und ihr müſſen ſich praktiſche und wiſſenſchaftliche Berufsſchulen organiſch anſchließen.

Für diejenigen, welche ein Handwerk zu erlernen fähig ſind, tritt ein 2—3jähriger Kurſus als Handwerksſchule ein.

Für diejenigen, welche ſich Handelsgeſchäften widmen werden, folgt die Handelsſchule mit 5jährigem Kurſus.

Diejenigen, welche ſich für das höhere Gewerbe entſchließen, treten in die Gewerbeſchule mit 6jährigem Kurſus.

Endlich ſchließt ſich für diejenigen, welche ſich zum höheren Beamten oder wiſſenſchaftlichen Beruf auszubilden fähig ſind, das Gymnaſium mit 7jährigem Kurſus an.

Handels-, Gewerbe- und Kunſt-Akademien bilden, wie die Univerſität, die Schlußſteine der Bildung.

Dieſe Organiſation läßt ſich empfehlen und auch ausführen; ſie bietet das einzige Mittel, um aus dem todten Gleiſe herauszukommen, auf das unſere Bildungsanſtalten leider gerathen ſind. Was die einzelnen Berufsſchulen in ihr Penſum aufzunehmen haben, entzieht ſich dieſen allgemeinen Betrachtungen und bleibt der Umſicht der Pädagogen, Techniker und Sozial-Politiker überlaſſen.

Nach der Darlegung des Organiſationsplanes handelt es ſich zunächſt um die Unterhaltungspflicht der Bildungsanſtalten. — Die Bildung iſt einem unerläßlichen aber auch unveräußerlichen Kapitale gleich zu achten, und darum hat Niemand oder Alle haben das Recht, daſſelbe aus öffentlichen Mitteln zu entnehmen. Aus den Staats- und Kommunalkaſſen fließen zur Unterſtützung höherer Bildungsanſtalten erheblich größere Summen als zu den niederen, obwohl ſich die Schülerzahl der höheren Schulen zu derjenigen der niederen umgekehrt, etwa wie 3 : 97

Digitized by Google

verhält. Der Jude, welcher so gerne mit seiner höchsten Prozentziffer wissenschaftlich gebildeter Glaubensgenossen prunkt, weist zugleich auf den praktischen Sinn des Juden, aber auch auf das Verschulden unseres gesetzgebenden Körpers hin, der, biblisch ausgedrückt, „den Kindern das Brot versagt, um es den Hunden vorzuwerfen!“

Ist aber keinem Bürger das Recht zuzusprechen, seine Bildung durch öffentliche materielle Mittel zu gewinnen, so wird dasselbe Recht im entgegengesetzten Falle auch Keinem abgesprochen werden dürfen. Auf dem halben Wege, auf welchem wir uns jetzt befinden, können wir unmöglich stehen bleiben; entweder wird die Bildung ganz und gar eine öffentliche Angelegenheit, oder sie macht den gewaltigen Rückschritt zur privaten Angelegenheit. So wie das Letztere im 19. Jahrhundert ganz unmöglich erscheint, so ist das Erstere in mehr als einer Hinsicht geboten, weil der Staat endlich zu seinem Rechte kommt, — die Grundstütze des Kulturstaates, die Bildung, selbstlos zu pflegen und zu seiner Pflicht geleitet wird, — die Erwerbsfähigkeit der Gesellschaft auf das höchste Maß zu steigern.

An den Segnungen einer besseren allgemeinen Bildung nehmen alle Stände theil, und des größten Genusses werden sich Diejenigen zu erfreuen haben, welche zugleich im Besitz materieller Mittel sind. Letztere genießen den Vortheil gleichsam doppelt, denn sie können sich an dem Wettlauf um höhere Güter im gleichen Maße betheiligen, während ihr Besitz um so werthvoller wird, als die Nachfrage darnach nothwendig steigen muß. Dem kinderlosen Millionär fällt der Gewinn aus einer höheren Bildung tausendfach in den Schoß, und wieviel trägt er zu derselben bei? Weniger als der arme Leinenweber in Schlesien, welcher während vieler Jahre das Schulgeld für seine sieben Söhne monatlich mit je 25—30 Pf. bezahlte. Drei dieser Söhne ließen zur Vertheidigung des Vaterlandes, also auch des Millionärs, ihr Leben auf den Schlachtfeldern in Frankreich und die übrigen haben sich dem Handwerk des Vaters zugewendet. So hat der arme Weber für Bildung, Unterhaltung und Erhaltung des Kulturstaates vielmal mehr gethan, als der kinderlose Millionär, welcher nicht im Stande ist, seine Einkünfte zu verzehren, während jener sich die Pfennige, welche er geopfert hat, mühselig abdarbte.

Die Repräsentanten aller politischen Parteien kennen diese Uebelstände nur zu gut aus den vielseitigen Einblicken, welche ihnen durch ihre Situation so leicht vermittelt wird. Alle Parteien müssen sich längst davon überzeugt haben, daß es ohne progressive Einkommensteuer

nicht mehr gehen will, und durch sie werden nicht nur die Mittel für die Bildungsanstalten hinreichend gewonnen werden, sondern es wird auch mit einem Schlage auf der ganzen Linie das Suchen nach neuen Steuerobjekten aufhören. Das geringe Opfer kehrt mit tausendfachem Segen zurück.

Mit solcher durchschlagenden Veränderung sind auch die socialdemokratischen Elemente, besonders aber das Partei- und Cliquenwesen beseitigt, denn nichts fördert und hebt gemeinsames Gefühl und einheitliches Wollen mehr, als das Bewußtsein des gleichen Rechts neben **gleicher** Pflicht.

Es kann bei dem überall zur Herrschaft gelangten Egoismus kaum Wunder nehmen, wenn die Vertreter höherer Schulen im Allgemeinen gegen ein solches Bildungssystem sprechen, weil sie dadurch aufhören, die Diener bevorzugter Gesellschaftsklassen zu sein. Sie opfern lieber den organischen Zusammenhang des Systems, sowie eine blühende Zukunft ihrer Institute, ja, selbst das allgemeine Menschenrecht, ehe sie sich bequemen, von dem klassischen Olymp herabzusteigen und zu werden, was Alle sein sollen, nämlich dienende Glieder für ihre ganze Nation, und nicht allein für den Geldbeutel einer Minderzahl. Leider muß auf diese immer mehr zusammenschmelzenden, hyperklassischen Geister, welche die Bedürfnisse des alten Griechen- und Römervolkes besser kennen als diejenigen des eignen Volkes, ein um so herberer Tadel fallen. — Niemand kann der griechischen und römischen Bildung jenen hochwichtigen Ammendienst für die Entwickelung des deutschen Geistes absprechen; doch darum für die ganze Lebensdauer an der Schürze der Amme hängen zu bleiben, ist — wenn nicht gar kindisch — so doch mindestens ein großer Mangel an Selbstgefühl und Selbstständigkeit.

Die liberale Partei hat der Menge stets den guten Willen gezeigt, sich der Reorganisation des Schulwesens anzunehmen. Leider ist die rettende That noch immer ausgeblieben, und der gute Wille allein hat genügen müssen. An begründeten Entschuldigungen für solche Mißerfolge hat es die Partei nicht fehlen lassen.

Das Widerstreben der konservativen Partei gegen eine vernünftige Schulgesetzgebung muß die Abneigung des Volks noch vergrößern. Der übertriebenen Besorgniß, „es könnten die Bäume in den Himmel wachsen", kann sich auch der konservativste Mann ruhig entschlagen. Die Natur sorgt schon dafür, daß die Gaben des Geistes mit rechter Weisheit vertheilt werden und Viele mit dem Körper dienen müssen, weil sie es mit dem Geiste nicht können.

Die Schulgesetzgebung muß endlich bei dem rechten Ende angefaßt werden, weil wir nimmer auf ihr endliches Gelingen verzichten wollen und können. In unserm modernen Zeitalter ist die Bildung zum Selbstzweck geworden; man hat mehr und mehr übersehen, daß sie als Mittel für die Anbahnung des bürgerlichen und beruflichen Lebens einzutreten hat. Die Gegensätze, Ueberbildung und Bildungsnoth, sind die natürlichen Folgen solcher wirren Verhältnisse; Vielen fehlt das Wissen, was ihnen nothwendig ist, und wiederum Andere können im Leben nicht gebrauchen, was sie gelernt haben.

Die Reform der Bildungsanstalten ist keineswegs eine Geldfrage für den Staat, wozu man sie irrthümlich gestempelt hat. Vielmehr ist sie — der friedliche Versuch, die Verbrechen der Social-Demokratie zu sühnen, sie ist — die Wiedereinordnung natürlicher Verhältnisse für die Unnatur materialistischer Principien, sie ist — die absichtliche Arbeitstheilung zu bewußten und praktischen Zielen, an Stelle des doktrinären Unfugs, sie ist endlich — **die Wiedereinsetzung des gleichen Rechts für gleiche Pflicht.**

Die Mittheilung dieser allgemeinen Betrachtung hat ihren Zweck erfüllt, wenn sie die Einsicht für die Nothwendigkeit einer vernünftigen Reorganisation unseres Schulwesens in sämmtlichen politischen Kreisen begründen und verbreiten hilft. Der Wiederbelebung des deutschen Nationalgeistes ist ein wirksames Opfer zu bringen, so lange Partikularismus und Kosmopolitismus noch nicht das gemeinsame Fühlen und Wollen der deutschen Nation vollständig vernichtet haben, denn dann — kommt auch ein größeres Opfer viel zu spät.

Kleinere Aufsätze.

Jüdische Convertiten und die englische Kirche zu Berlin.

Am 11. Mai d. J. gab Herr Madden, engl. Lehrer am Polytechnikum und vereidigter Dolmetscher, eine Schrift heraus unter dem Titel: „The case of the English Church at Berlin", die, in englischer Sprache geschrieben, wohl bis jetzt nicht die Beachtung gefunden hat, die sie verdient. Verf. hat es hauptsächlich mit Herrn Bellson zu thun, der seit 33 Jahren Geistlicher der englischen Kirche hier gewesen ist. Der Umstand, daß dieser Herr, ein geborener Jude von Kassel, es verstanden hat, Jahre lang sich den Schein und Ruf eines Engländers zu geben, daß er, nach Herrn Madden's Angaben, dem jüdischen Convertiten, Herrn Dr. Strousberg, durch Verbindungen mit der britischen Gesandtschaft die Wege zu Spekulationen geebnet; der Zweck der Schrift, die englische Kirche, die (nach Seite 25) lange Zeit hindurch in die Hände einer Clique deutscher Juden gerathen war, zu schützen, daß sie nicht ein Raub gewissenloser Fremdlinge werde, lassen es angezeigt erscheinen, aus dieser Schrift das, was ein größeres Publikum interessirt, hier mitzutheilen.

Herr Madden wurde durch Herrn Bellson zum Kirchenvorsteher ernannt neben Herrn Gill und hatte als solcher Gelegenheit, Herrn Bellson's Anschauungen vom Kirchenrechte kennen zu lernen. Die Gemeindeversammlung, in welcher berathen werden sollte, wie eine Pension für Herrn Bellson beschafft werden könne, wurde auf eine Stunde verlegt, trotz Widerspruches, in welcher die meisten Glieder der Leichenfeier zu Ehren des Herrn Thompson, eines in weiten Kreisen bekannten und beliebten englischen Geistlichen, beiwohnten. Unter Anwesenheit von 5 oder 6 Personen, von denen zwei nicht einmal Glieder der Gemeinde waren, wurde beschlossen: den Kirchenvorstand zu beauftragen, mit der Londoner Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums in Verbindung zu treten, dem scheidenden Herrn Bellson eine Pension auszuwirken, event. unter der Bedingung, daß die Besetzung der Pfarrstelle

durch die engliſche Geſellſchaft zur Beförderung des Chriſtenthumes unter den Juden geſchehe. Am 17. December 1879 ward Herrn Madden ein Brief zur Unterſchrift vorgelegt, worin geſagt iſt, daß Bellſon eine Penſion in Höhe von 2000 Mark aus den Reineinnahmen der Pfründe bewilligt und die Stelle durch die Geſellſchaft beſetzt werden ſoll, alſo ganz anders als auf dem Meeting beſchloſſen. Herr Madden wendete ſich an jene Geſellſchaft und führte aus, daß, wenn jener Betrag der Pfründe genommen werde, keine genügende Beſoldung für einen engl. Geiſtlichen mehr da ſei, daß alſo, da die Glieder der Gemeinde nicht im Stande, mehr zu leiſten, die Gemeinde des Geiſtlichen und des öffentlichen Gottesdienſtes entbehren müſſe. Ferner (S. 24) beziehe ja Herr Bellſon ſchon eine Penſion von der Geſellſchaft als früherer Haupt-Agent, im Betrage von 2000 Mark, lebe in einem Style, der auf eine Einnahme von wenigſtens dem dreifachen Betrage als die Geſammteinnahmen der Stelle ſchließen laſſe; er beabſichtige, nach ſeiner Abdikation nach England zu gehen und dort in einem noch viel luxuriöſeren Cirkel zu leben, wahrſcheinlich als Schützling eines hervorragenden Gliedes der engliſchen Ariſtokratie (Lord Beaconsfield? Der Verf.) Herr Madden bat um Abſtellung des Verfahrens, wandte ſich auch, da jene Geſellſchaft nicht einſchritt, an den Biſchof von London, an den Erzbiſchof von Canterbury, zu deſſen Jurisdiktion jene Gemeinde gehört; aber ohne Erfolg. Daher beſchloß er, der öffentlichen Meinung die Sache vorzutragen und ließ der genannten erſten Schrift am 5. Juli d. J. noch eine zweite: „Additional Statements to the Case of the English Episcopal Church at Berlin", folgen, mit neuen Aktenſtücken und neuen Anklagen gegen den jüdiſchen Convertiten und ſeine Freunde.

Wir müſſen es Herrn Madden überlaſſen, ſeine Anſchuldigungen zu beweiſen. Aber der Mann muß Material genug in Händen haben, wenn er S. 25 gegen Herrn Bellſon ſchreibt: „Ich proteſtire gegen ſeine kriechende Willfährigkeit gegenüber Perſonen von Rang und Reichthum, gegen ſeine anmaßende Kälte gegenüber den Geringen, nicht Begünſtigten und Gedrückten. Ich beſchuldige ihn der Immoralität, der Habgier, Unfähigkeit, grober und gewohnheitsmäßiger Unwahrhaftigkeit, der Verbrüderung mit gewiſſenloſen Spekulanten und bin verſehen mit Beweiſen für meine Anſchuldigungen." Wer Studien über den jüdiſchen Volkscharakter gemacht hat, wird in dieſem Bilde altjüdiſche Züge genug finden, die uns die Anſicht H. Naudh's (Pſeudonym) in ſeiner ſehr beachtenswerthen kleinen Schrift: „Profeſſoren über Iſrael" (Berlin 1880 bei O. Hentze), S. 25, daß auch reinblütigen getauften Juden gewiſſe Beſchränkungen im öffentlichen Leben aufzuerlegen ſeien, bis auf Weiteres in einem neuen Lichte erſcheinen laſſen.

Folgendes erzählt uns Herr Madden, S. 17 ff, über die Vergangenheit Hrn. Bellſon's: Moſes Bellſon, Sohn des Raphael Bellſon in Kaſſel, geboren um 1808, wurde einem Sattler in die Lehre gegeben und arbeitete als Geſelle in ſeiner Vaterſtadt bis 1828, wo er zu Verwandten ſeiner Mutter nach

Amſterdam reiſte. Bald nachher finden wir ihn in dem Arbeitshauſe für jüdiſche Convertiten in London, wo er mit offenen Armen aufgenommen ward. Er ließ ſich dort taufen und weiter ausbilden und hieß fortan nicht mehr Moſes, ſondern Robert Bellſon. Er wurde mit der Tochter eines Convertitenmitgliedes bekannt, die, obwohl viel älter als er, Neigung zu ihm faßte und gegen den Willen ihrer Eltern ihn heirathete. Wir hören dann längere Zeit nichts von ihm, bis er 1839 in Bromberg als Judenmiſſionar erſcheint. Hier bekehrte er zwei äußerſt heruntergekommene Juden: einen Mann, Namens Wolf Pferdner, 40 Jahre alt, von grundſchlechtem Charakter, und ein Mädchen, Pauline Noa, von gutem Rufe, nur entzweit mit ihrer Familie. Einmal getauft, aus ihrer Gemeinſchaft verſtoßen, war ſie ganz in Bellſon's Gewalt, welcher ſie zur Ehe mit dem erwähnten Wolf, alias Wilhelm Pferdner, nöthigte. Pferdner hatte ſeine erſte Frau und Kinder verlaſſen, da durch ſeinen Uebertritt ſeine Ehe legaliter aufgelöſt war (nach jüdiſchem Ritus beſtand ſie jedoch noch). Dies Paar blieb Bellſon treu verbunden. Bellſon wurde Colporteur für die Londoner Geſellſchaft und ſeine Frau Kirchendienerin in der Kapelle zu Berlin, als welche ſie 1879 ſtarb.

1841 zog Bellſon nach Poſen, 1844 nach Berlin, wo er in der Magazinſtraße wohnte. In den nächſten 10 Jahren diente er noch der Londoner Geſellſchaft zur Beförderung des Chriſtenthums unter den Juden, von Zeit zu Zeit ſeine Wohnung immer mehr in den Weſttheil Berlins verlegend, bis wir ihn 1855 in der Köthenerſtraße finden.

Inzwiſchen hatte ſeine Frau ſich eifrig bemüht, ſeine Kenntniſſe im Engliſchen ſo zu fördern, daß er den Charakter eines geborenen Engländers annehmen konnte. Bald nachher kam er mit Profeſſor Paulus Caſſel zuſammen, welchem er — wörtlich — ſagte: „Unter uns geſagt, bin ich ein Jude von Kaſſel, aber für Berlin im Großen und Ganzen bin ich ein geborener Engländer.“ Nach Madden hat Herr B. noch zwei Brüder und vier oder fünf Schweſtern in Kaſſel und Hannover, ſämmtlich Juden, denen er unter Verſprechung großer Belohnungen, wenn er durch ſeine Frau zu großem Beſitz gekommen ſei, verbot, ſein Haus zu betreten: „Euer Beſuch kommt nicht in Frage; nur Geiſtliche und fromme Leute betreten mein Haus.“

Als Herr Madden ihn zum erſten Male beſuchte, warnte er ihn ernſtlichſt, ſich mit Juden abzugeben, beſonders nicht mit deutſchen Juden.

Als Lord Bloomfield, Chef der engliſchen Geſandtſchaft, um 1855 einen engliſchen Gottesdienſt einrichtete, erbot ſich Herr Bellſon, der auf irgend eine Weiſe ſich die Ordination zum engliſchen Geiſtlichen erworben, den Gottesdienſt gratis in einem Hotel zu halten. „Nur“ die wöchentlichen freien Gaben bildeten ſeine Entſchädigung. Als König Friedrich Wilhelm IV. der engliſchen Gemeinde die Monbijou-Kapelle gewährte, ſetzte Herr Bellſon ſeine Dienſte fort, wenn auch die Gemeinde zu verſtehen gab, daß ſie anderweitige, ihr mehr zuſagende Hilfe ſuche. Als J. K. H. die Frau Kronprinzeſſin nach

Berlin kam, ergriff die engliſche Gemeinde, im Hinblick auf die allgemeine, ſelbſt in höchſten Kreiſen bekundete Antipathie gegen Herrn Bellſon, Maßregeln, eine Aenderung zu bewirken. Eine Stelle in England wurde Herrn B. angeboten, aber dieſer war nicht Willens, ſeine lukrative Freundſchaft mit dem „Geldkönige" Strousberg, der ihm (S. 20, 22) von ſeinem Geſchäftsgewinn hatte viele Tauſend Pfund Sterling zukommen laſſen, mit dem Looſe eines einfachen engliſchen Unterthanen zu vertauſchen.

„Zu dieſer Zeit", fährt Madden fort, „fiel die Leitung der engliſchen Kirche in Berlin in die Hände einer Clique deutſcher Juden, welche eine Zeit lang in England gelebt hatten und nach ihrer Rückkehr nach Berlin es für zweckmäßig hielten, ſich zur engliſchen Kirche zu halten oder vielmehr ihre Familien dahin zu ſchicken." (S. 20)

Das Auswärtige Amt hatte keinen Anlaß einzuſchreiten, da, wie Lord Brabazon einmal zu konſtatiren für nöthig erachtete, Herr Bellſon keine officielle Beziehung zur engliſchen Geſandtſchaft habe, wenn auch dieſer, wo er es für zweckmäßig hielt, ſich als Prediger der engliſchen Geſandtſchaft ausgab. In dieſer „Eigenſchaft" wurde er auch zum Mitgliede des Offizier-Kaſino's, Unter den Linden, ernannt, des excluſivſten Clubs von Berlin.

Die deutſchen Behörden weigerten ſich, einzuſchreiten, da ein Privilegium ganz beſonderer Art von dem hochſeligen Könige gewährt worden war.

Von unſchätzbarem Werthe in der ganzen Angelegenheit erwieſen ſich die Bemühungen ſeines Faktotums und Kirchenvorſtandes Strousberg, der ſich wohl zu beſonderem Danke für Herrn Bellſon's Dienſte verpflichtet fühlte, deren Charakter ein humoriſtiſches Blatt aus dem Jahre 1864 folgenden Inhaltes klar macht:

„Der engliſche Geſandtſchaftsprediger, ein geborener Israelit, gewährt dem Ritter Strousberg bereitwilligſt ſeine blutsverwandte Protektion, führt ihn in die Geſandtſchaft und in die Clubbs ein und macht den ehemals polniſchen Juden zum Vorſtande der engliſchen Kirche auf Schloß Meinſchmuck (d. i. Monbijou). Macht Credit 10,000 Pfund."

Auf S. 29 der zweiten Schrift findet ſich ein Brief eines Hrn. A. Mackay, der 20 Jahre hindurch der engliſchen Kirche angehörte, abgedruckt, in welchem folgende Stelle vorkommt: „Ich ſetzte Herrn Bellſon in Kenntniß, daß ich, ſo lange Herr Strousberg als Kirchenvorſteher fungirte, nicht die Kapelle beſuchen würde; durch meine Intervention hat Strousberg ſein Amt niedergelegt. Da Herr Bellſon meine Anklagen gegen Herrn Strousberg nicht beachtete, ſo fühlte ich mich verpflichtet, die Kapelle nicht zu beſuchen." (7. Juni 1880. An den Times-Correſpondenten zu Berlin.)

Eine Reihe noch anderer Mittheilungen enthalten die Schriften über Herrn Bellſon's wochenlange Abweſenheit von Berlin, wo er ſeine Kirche einfach ſchließen ließ und auf dem Schloſſe Zbiro bei Dr. Strousberg lebte, über ſeine Reitverſuche auf Strousberg'ſchen Ponys u. ſ. w., über ſeine

„Rettung" durch Strousberg, da die Gemeinde andere Geiſtliche anſtellen wollte. Auch wird uns hinſichtlich ſeiner Verdienſte um die engliſche Kirche noch die Thatſache mitgetheilt (add. st., S. 30), daß der Gemeinde ein Grundſtück in einer der beſten Gegenden Berlins zum Bau einer anglikaniſchen Kirche angeboten wurde, daß aber Strousberg und Comp. Alles vereitelte, da man Herrn B. nicht mit hinübernehmen wollte in die neue Kapelle.

Aus einer Controverſe Madden's mit dem Berliner Times-Correſpondenten, Herrn Lowe, erfahren wir S. 22, daß Herr Lowe das Berliner Tageblatt als eine „Zeitung erſten Ranges" anſieht, daß der Herr alſo wohl, wenn es wahr iſt, was Herr Madden ihm vorwirft: es ſei ſeine Gewohnheit, ſich mit fremden Talenten zu ſchmücken, um eigene Mängel zu verdecken — die Gerüchte des Tageblattes ſeinen engliſchen Leſern auftiſcht. (S. 21.) Dies und Herrn Lowe's auf S. 21 von Madden mitgetheilter Ausſpruch: „Ich glaube an keine, ich gehöre zu keiner verd . . . .*) Religion; die Hauptſache, Madden, iſt, in der Welt gut fortzukommen", ſtimmen uns doch mitleidig gegen die Times wie ihr Publikum, das aus ſolchen Quellen ſeine Anſicht über Deutſchland ſchöpfen muß.

Wir überlaſſen es unſeren der engliſchen Sprache kundigen Leſern, die obigen Mittheilungen in den durch intereſſante Aufklärungen hervorragenden Schriften ausführlich nachzuleſen und Aktenſtücke und andere Belege ſelbſt dort kennen zu lernen.

Jemehr wir aus den Schriften Herrn Madden als einen für die Ehre des engliſchen Namens wie für das Wohl ſeiner Kirche redlich und eifrig thätigen Mann kennen lernen, der ſogar ſich nicht ſcheute, für ſeine Ueberzeugung ſchwere Opfer zu bringen**), umſomehr bedauern wir, daß er auf S. 27 ſeiner zweiten Schrift einen Brief abgedruckt hat, in welchem ein Verfaſſer, der ſich nicht nennt, ſeine Zuſtimmung zu Herrn Madden's Beſtrebungen zu erkennen giebt, in welchem wir aus dieſen und andern Gründen einen Juden glauben erkennen zu müſſen, gegen deſſen, bei dieſer Gelegenheit über das Chriſtenthum ausgeſprochenes Urtheil wir energiſch proteſtiren. Es heißt darin wörtlich: „Laſſen Sie es mich ausſprechen — aber vielleicht iſt's Ihnen ebenſo gewiß wie mir, daß es für einen ehrlichen, aufrichtigen und gebildeten (learned) Juden durchaus unmöglich iſt, ein überzeugter Chriſt zu werden. Nur Verräther ohne Grundſätze, Narren, Unwiſſende und Schwindler können dieſe Rolle ſpielen. Natürlichen, ungebildeten Juden kann man Alles glauben machen, ebenſowie unwiſſenden Negern, Zulus, Indianern etc., aber die ſogen. geiſtlichen (Reverend) Convertiten, tutti quanti (!), Bellſon u. ſ. w. können nicht als unwiſſend angeſehen werden, aber ſie ſind einmal auf jenem

*) Orginal: d—d.

**) Nach S. 3 ſeiner zweiten Schrift ſucht man ihn ſeiner Schrift wegen außer Stellung zu bringen.

(sic!) Wege und ihre ſchwarzen Seelen oder ihr Schamgefühl erlauben es ihnen nicht, öffentlich zu widerrufen und ſie leben und ſterben als perſonificirte Lügen ....." „Natürlich emancipirte Juden*), wie ſie zu Tauſenden hier leben, welche Alles abgethan haben, was im Judenthum als edel (virtuous) und wirklich heilig gilt, ſind fähig, irgend eine ſogen. (sic!) Religion anzunehmen, um irgend Gewinn oder eine Anſtellung zu erhalten, aber ſie glauben an nichts und verdienen kein Vertrauen. Ich hoffe, Sie werden ausgedehnten Gebrauch von dieſen Zeilen machen. Da ich nur wenige Tage hier bin und zufällig in den Zeitungen von Ihrem Streite las, kann es von keinem Intereſſe für Sie ſein, (ſchöne Gründe!) mich perſönlich oder meinen Namen kennen zu lernen."

Wir bedauern ſehr, daß Herr Madden ſich durch den anonymen Autor hat täuſchen laſſen. Seine Ueberzeugung iſt es doch gewiß nicht, daß das Chriſtenthum nur für die Dummen iſt, Neger, Zulukaffern und Indianer! Sonſt würde Herr Madden nicht ſolche Opfer bringen, um ſeine Kirche zu retten; nicht ausſprechen, was am Schluſſe ſeiner zweiten Schrift ſteht: „Es würde zu weit führen, zu zeigen, wie ſehr der jetzige Caplan und ſeine Confrères in einem Theil der engl. Colonie das moraliſche Gefühl abgeſtumpft haben. Aber noch eine große Zahl iſt übrig, die, wie der Verfaſſer, aufgewachſen ſind unter dem ſegensreichen Einfluß der Wahrheit, welche oft den Mangel eines gläubigen und liebenswürdigen Geiſtlichen fühlen, von deſſen Lippen das Wort, von welchem wir ewiges Leben haben, das Wort, an welches wir uns anklammern im Tode, kommt mit der unwiderſtehlichen Kraft der Ueberzeugung."

Das Chriſtenthum, d. h. die durch Chriſtum wiederhergeſtellte Gotteskindſchaft aller Menſchen, iſt weniger eine Sache des bloßen Wiſſens als des Willens. Nicht der iſt ein wahrer Jünger Chriſti, der von Chriſto etwas weiß, oder der dies und jenes glaubt, was Chriſtus geſagt oder gethan, ſondern nur der, welcher an ihn glaubt, d. h. nach der Wurzel dieſes Wortes: der ſich ihm hingiebt, ergiebt zum Dienſte im Reiche Gottes. Daß zur Ueberwindung der Selbſtſucht, zur Nachfolge Chriſti in der rechten Bruderliebe, zu dem freimüthigen Bekenntniß zu dieſem Glauben und zu dieſer Liebe, beſonders in unſeren Tagen, mehr Wille, höherer Sinn und Geiſt gehört, als zur äußeren, gewohnheitsmäßigen Befolgung von Satzungen und Gebräuchen, die dem Juden vom alten Glauben „edel und wahrhaft heilig" ſind, wer wüßte das nicht? Je höher jenes Ziel iſt, das jedem Menſchen in Chriſto gezeigt iſt und beſtimmt, je höher Alle ſtehen, die in ihrem Berufe ihm zuſtreben aus voller Kraft, und je weiter davon entfernt wir Alle bei ernſter Prüfung uns erkennen müſſen, um ſo weniger ſollte man die abgedroſchenen Redensarten reform-jüdiſcher Blätter von einem Chriſtenthum, das nur für Neger, Zulus

*) Warum nur dieſe?

und Indianer sei, zu welchem höchstens unwissende Juden aus „Geschäftsrücksichten" sich halten könnten in hohlem Schein, nicht aber die „ehrlichen und aufrichtigen und gelehrten Juden", noch dazu in solcher Schrift wiederholen. Wenn es freilich so steht um die Juden, die „ehrlichen, aufrichtigen und gebildeten" — was wir jedoch noch nicht glauben, annehmen zu können in dieser Allgemeinheit — daß sie nur aus Gewinnsucht und Stellenjagd eine andere Religion annehmen, so ist's Zeit, daß wir deutsche Christen privatim und öffentlich aus diesem Zeugniß ihres anonymen Stammesgenossen, die praktischen Consequenzen ziehen und zu diesem Zwecke bei H. Naudh, „Professoren über Israel", in die Schule gehen.

Von der Afterbildung bis zur Gehirnerweichung ist nur ein Schritt. In der Vossischen Zeitung vom 29. August dieses Jahres, einer Zeitung für „Staats- und gelehrte Sachen", heißt es: „Jedenfalls wird der Pokal zu den besten Werken dieser Art zu zählen sein, die in der Neuzeit entstanden, und den Beweis liefern, welch' ein segensreiches Ferment in der Pflege der Kunstindustrie begraben liegt." — Das ist also die pomphafte Aufklärung von Schriftgelehrten des neunzehnten Jahrhunderts, die mit solcher Unwissenheit sich breit zu machen wagt. Ferment kommt bekanntlich von fermentum (fervère — aufbrausen, gähren) Gährungsmittel, Gährungsstoff u. s. w. und wird allgemein unter Gebildeten in dem Sinne des Zerstörens und Auflösens gebraucht. „Ein segensreiches Ferment in der Pflege der Kunstindustrie" erscheint deshalb als Blödsinn. Hierbei fällt uns eine Anekdote eines sagenumwebten Kommandanten von Spandow ein. Derselbe befahl einst: „Bis ultimo 15 dieses Monats sind die Verpflegungslisten bei der Kommandantur einzureichen." Da sein Platzmajor darauf hinwies, wie ultimo am Letzten des Monats bedeute, erwiderte der General: „Schadet nichts, ultimo ist ein so forsches Wort und bleibt stehen." Einem General mag dergleichen nachgesehen werden, denn seine Sache ist nicht Gelehrsamkeit, sondern Thatkraft. Unverzeihlich hingegen bleibt es, wenn eine „gelehrte" Zeitung, ohne später das Falsche richtig zu stellen, solchen Unsinn ihren Lesern auftischt.

Leider glauben zu ihrem Verderben, entgegen dem Sprichwort „Lügt wie gedruckt — viele Menschen buchstäblich das, was sie gedruckt sehen; weshalb schon Heinrich Wuttke, jener „treu gebliebene 48er", klagt: „Ach, die Lesewelt ist so gutmüthig, so urtheilslos, so gläubig! — ein Kind noch."

Doch „Ferment" — ist ein forsches Wort! Wenn genannte Zeitung einige Wochen vorher einen Rector ertrinken läßt, weil er beim Baden auf eine „Untiefe" gerathen, fällt das nicht weiter auf, obwohl „Untiefe" eine flache Stelle bezeichnet. Dafür entdeckt der Herr Dr. Max Barthel in Berlin fünf verschiedene Arten von Menschenschwänzen embryonaler Natur. Ferner

aber wurde, um einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen, im August 1880 eine Schneider-Akademie eingeweiht, wobei deren Director, Herr Kuhn, wie die Vossische Zeitung ohne Commentar berichtet, äußerte:

„Das Handwerk kann und wird nur dann eine positive Grundlage haben, wenn es mehr und mehr durchgeistigt wird und sich die Wissenschaft dienstbar zu machen weiß. Eine solche Grundlage für das Schneidergewerbe zu schaffen, sei speziell die Aufgabe der Berliner Schneider-Akademie." — Die Akademie für Wissenschaften in Peking führt nur die bescheidene Bezeichnung „Pinselwald", und der neu eröffneten Schneiderschule hätte es daher, anstatt der Blasphemie „Schneider-Akademie" besser zu Gesicht gestanden, wenn sie sich „Nadelwald" oder „Scheerenheim" genannt hätte, denn eine Schneider-Akademie wird immer den Stempel der Lächerlichkeit wie eine „Schuhmacher-Universität" an der Stirne tragen.

Was für eine Vergeistigung soll dem Gesellen aufgehen, wenn er, sit venia verbo, einen Hosenboden flickt? Ikarus flog zur Sonne, um recht tief zu stürzen. Der Lehrer, Herr Aßmann, hielt bei erwähnter Veranlassung in dem Saal der neuen Schneiderschule einen Vortrag: Ueber die Bedeutung der Mathematik für das Schneidergewerbe. Nach Zeitungsnachrichten soll er in demselben erwiesen haben, daß „unentbehrlich die wissenschaftliche Arbeit für die praktische ist. Namentlich die Mathematik sei für das Schneidergewerbe von eminenter Bedeutung; leider sei diese Wissenschaft fast ganz unbekannt unter den Schneidern, und was denen bekannt sei, das wäre so entsetzlich corrumpirt, daß es mit der Wissenschaft nichts mehr gemein habe." Schöne Worte ohne innere Wahrheit! Was hilft dem Schneiderlein die Kenntniß von dem Parallelepipedon, wenn er kein Knopfloch säumen kann? Was nützt ihm das Aufschlagen logarithmischer Zahlen, wenn er das Aermelloch zu eng macht? Ein Herr Stadtrath, Dr. Stort, soll bei Einweihung des Instituts über Gesehenes und Gehörtes seine volle Anerkennung ausgesprochen haben und das Berliner Tageblatt meinte, man befände sich auf richtiger Fährte. Armer Nadelwald! —

Redaktion und Verlag: Otto Henze, Berlin NO., 15. Friedenstraße.
Druck von Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

1880. Nr. 5.

Judenspiegel.

Beiblatt
der
„Deutsche Wacht".

Erscheint monatlich und wird aparte nicht abgegeben.

Jüdische Gefechtsweise!

Einer platzenden Bombe gleich hat die Kunde von der beabsichtigten Petition an den Fürsten Reichskanzler in „Juda" gewirkt. So viel Energie hatte man doch dem deutschen Michel nicht zugetraut und mit starkem Bangen sieht man in die Zukunft. Sämmtliche Judenblätter, verschämte, wie unverschämte, stießen in die Jammerposaune und erfüllten mit lautem „Waihgeschrei" die Luft. Den Reigen begann das „grauße deutsche" Weltblatt, die „Cöln. Ztg.", und ihr folgten in buntem Durcheinander die gesammten Kläffer der liberalen Judenmeute. Sie sind alle darüber einig, daß die Einbringung jener „Malefiz-Petition" ein „unerhörter Act mittelalterlicher Roheit sei".

Die Cölnische schreibt:

Die antisemitischen Bestrebungen.

(Von einem aktiven preußischen Offizier.)

Wenn man hört, daß sich selbst in unsern Tagen Antisemiten-Ligen bilden, ja, daß sogar Zeitschriften entstehen, welche lediglich derartigen Tendenzen dienen, so muß man sich doch zunächst fragen, was hat denn dieses arme verfolgte Volk der Juden eigentlich verschuldet, daß sogar das aufgeklärte neunzehnte Jahrhundert sich nicht von einem mittelalterlichen Vorurtheil freizumachen im Stande ist?

Der Vorwurf, der vor Jahrhunderten manche Judenverfolgung hervorrief, daß sie das Volk seien, welches den Heiland der Welt getödtet habe, läßt sich wohl heute von gebildeten Menschen nicht mehr als Grund derartiger Ausschreitungen aufrecht erhalten; auch ließe sich ja dagegen anführen, daß dasselbe Volk den Heiland hat erstehen lassen.

Was wirft man den Juden dann aber vor?

Daß sie einen Staat im Staate bilden und daß sie sich eines großen Theils des Handels bemächtigt hätten, daß sie vor allen Dingen den Geldmarkt beherrschen. Beide Vorwürfe enthalten allerdings viel Wahrheit, aber wer anders als die Christen selbst hat die Juden zu dem gemacht, was sie heute sind?

Wenn sie durch Fleiß und Sparsamkeit, durch Intelligenz und Unternehmungsgeist in der Lage sind, den Handel zu beherrschen, so ist der Grund davon lediglich darin zu suchen, daß die Juden früher einzig und allein auf den Handel und die Industrie als einzige Erwerbsquellen beschränkt waren zu einer Zeit, als man die Beschäftigung hiermit für wenig ehrenvoll hielt. Die Folge davon war natürlich, daß sie den Christen, als das Vorurtheil gegen Handel und Industrie schwand, in diesen Erwerbszweigen an Kenntnissen und Praxis weit überlegen waren, welche Ueberlegenheit sie bis auf den heutigen Tag sich zu erhalten bemüht sind.

Was nun den Staat im Staate anlangt, den die Juden bilden sollen, so ist in ihrer Gemeindeordnung und in ihrem Zusammenleben wohl keine größere Abgeschlossenheit und Selbstständigkeit zu erblicken, als sie jeder andern nicht der allgemeinen Landeskirche angehörigen Religionsgenossenschaft auch zugestanden ist, und zu politischen Zwecken nutzen die Juden ihre enge Vereinigung und ihren großen Zusammenhang nicht aus, wenigstens hat man bis jetzt noch nie etwas von einer jüdischen Fraktion gehört.

Daß die Juden noch heute abgeschlossen für sich sind und daß man einem Theile von ihnen mit Recht vorwerfen kann, sie seien Kosmopoliten ohne Liebe zu ihrem Vaterlande, die sich überall da wohl fühlten, wo es ihnen gut gehe, dafür sind die Gründe und Ursachen ebenfalls wieder bei den Christen zu suchen: denn wenn ein Volk ausgestoßen aus aller andern Gesellschaft in enge Quartiere zusammengepfercht wird, ohne jedes Recht im Staat oder in der Bürgerschaft, nur mit Pflichten beladen, so kann man sich wohl nicht wundern, daß dieses Volk streng abgeschlossen blieb und daß es zu einem Lande, welches ihm nur Pflichten, keine Rechte auferlegte, keine Liebe fassen konnte.

Welche Stellung die Juden aber in allen christlichen Staaten durch das ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit hinein eingenommen haben, was für Verfolgungen sie erduldet haben, wie oft sie vertrieben und ihrer Habe beraubt worden sind, dafür ist es wohl nicht nöthig, Beispiele anzuführen, da solche als bekannt vorausgesetzt werden dürfen; nur das soll noch erwähnt werden, daß in den meisten Fällen die Gier nach dem Gelde der Juden die eigentliche Triebfeder dieser Verfolgungen gewesen ist, welche sich unter dem Deckmantel fanatischen Religionseifers so schön verstecken konnte.

In demselben Maße aber, wie die Rechte der Juden zugenommen haben, hat auch ihre Abgeschlossenheit, sowie ihr Kosmopolitismus nachgelassen, und wenn beide noch bestehen, so muß man nur bedenken, wie kurze Zeit man überhaupt den Juden eine Existenzberechtigung eingeräumt hat. Man lasse ihnen vor allen Dingen Zeit, sich in die neuen Verhältnisse hineinzuleben, und die Erfolge werden sicher nicht ausbleiben; aber was in Jahrhunderten an einem Volke gefehlt ist, läßt sich in ein paar Dezennien nicht ungeschehen machen. Man wolle nur berücksichtigen, daß das jetzt handeltreibende Volk der Juden ohne Vaterlandsliebe früher lediglich ein ackerbautreibendes gewesen ist, welches, vom höchsten Patriotismus beseelt, wie kein anderes Volk für seine Freiheit und sein Vaterland todesmuthig gestritten und die größten Drangsale und Unbilden ertragen hat. So haben die Jahrhunderte und die Mißgunst der Mitmenschen die Juden von ihren früheren Existenzbedingungen und daraus hervorgehenden Charakter-Eigenthümlichkeiten fortgetrieben und auf ganz entgegengesetzte Bahnen der Entwickelung gelenkt.

Andererſeits aber hat dieſer enge Zuſammenhang bei den Juden auch ſchöne Früchte gezeitigt. Hierhin gehört vor allen Dingen die gewiſſenhafte Auffaſſung des vierten Gebotes, von welcher das ganze jüdiſche Familienleben durchdrungen iſt. „Ehre Vater und Mutter" iſt der Grundſtein des jüdiſchen Familienlebens, auf dem ſich auch das weitere Gemeindeleben aufgebaut hat. Ferner hat ſich durch dieſes enge Abgeſchloſſenſein das Gefühl der Zuſammengehörigkeit ſehr ſtark entwickelt, was ſich namentlich durch Wohlthaten und Unterſtützungen gegen ihre Glaubensgenoſſen bethätigt. Ein bettelnder Jude iſt heute noch eine Seltenheit.

In den beiden zuletzt aufgeführten Punkten, in der Befolgung des vierten Gebotes ſowie im Wohlthun, leuchtet das jüdiſche Volk allen anderen Völkern als nachahmungswerthes Beiſpiel voran.

Wenn ſo gezeigt iſt, daß die Vorwürfe, welche dem Volke der Juden gemacht werden, eigentlich auf die zurückfallen, welche ſie ihm machen, ſo ſoll ſchließlich noch ein Punkt näher erörtert werden, welcher vielleicht weniger allgemein gewürdigt wird, das ſind die Verdienſte, welche ſich die Semiten — insbeſondere Juden und Araber — um die ganze Menſchheit erworben haben und die nicht hoch genug angeſchlagen werden können, da ſie zum Theil die Grundlage unſerer heutigen Kultur bilden.

Die Kultur der Semiten iſt ſehr alt, älter als die Griechenlands, denn nach der Sage iſt die Buchſtabenſchrift den Griechen von den Semiten gebracht. Was ſpeziell die Juden unter den Semiten anlangt, ſo haben ſie von den Aegyptern, dem älteſten Kulturvolke, während ihrer dortigen Sklavenjahre ſicher deren Bildung theilweiſe ſich angeeignet, wenigſtens wird erzählt, daß ihr Führer Moſes zur Zeit des Auszuges in die ägyptiſchen Myſterien eingeweiht geweſen ſei, was wohl für jene Zeit als der Inbegriff alles Wiſſens aufzufaſſen iſt. Nachdem die Juden ſchon zu den Zeiten der Pharaonen Aegypten verlaſſen hatten, haben ſie auf der von dort mitgenommenen Kultur fleißig und raſtlos weiter gebaut und es zu einer hohen Stufe der Bildung gebracht, wofür die beſten Beweiſe in dem alten Teſtament und in der Ausbildung der monotheiſtiſchen Idee vorliegen; in der Auffaſſung und Ausbildung religiöſer Ideen ſind die Semiten überhaupt allen anderen Kulturvölkern überlegen geweſen, da ſie die erſten und im Alterthum einzigen geweſen ſind, die den Glauben an einen einzigen Gott entwickelt und aufrecht erhalten und ſo dem Chriſtenthum, welches zunächſt auch von ihnen ausgegangen iſt, eine Stätte bereitet haben. In dieſem letzteren Sinne hat namentlich der in Alexandrien lebende Jude Philo ſich große Verdienſte erworben, in deſſen Schriften, welche die jüdiſche Religion in Verbindung mit den Lehren und Syſtemen der griechiſchen Philoſophen bringen, wir einen Uebergang vom Judenthum zur chriſtlichen Lehre erblicken können. Dieſe hohe geiſtige Bildung haben ſich die Juden auch zu erhalten gewußt, ſo daß ihre Schulen weit und breit berühmt waren ſelbſt noch nach der Zerſtörung von Jeruſalem in den ſchweren Zeiten der nun folgenden Verfolgungen, als ſie aufhörten, ein Volk zu ſein.

Als ſpäter das Chriſtenthum anfing, ſich über die engeren Grenzen ſeines Geburtslandes auszudehnen, mußte es, um ſich den neuen Verhältniſſen anzupaſſen, nothwendigerweiſe eine Wandlung erfahren. Die reine einfache Lehre vom Reiche Gottes auf Erden, wie Chriſtus und die Apoſtel ſie gepredigt hatten, war nicht geeignet, Eingang weder bei den entarteten Griechen und Römern, noch bei den rohen Barbaren zu finden. Die erſteren bedurften eines Erſatzes der alten Mythen ſowie einer ſtreng hierarchiſchen Zucht, die letztern konnten nur durch äußern Pomp und

Prunk des Gottesdienstes und durch eine unbeschränkte Gewalt des Priesterstandes für die neue Religion gewonnen werden.

Diesen Forderungen wurde man gerecht in der Verehrung der Heiligen, der Einführung eines herrschenden, streng geschiedenen und gegliederten Priesterstandes, sowie in der Ausschmückung der Kirchen, in welchen bald auch eine äußerlich prunkhafte Gottesverehrung Platz griff. Eine der wichtigsten Folgen dieses veränderten Christenthums ist die bis dahin unbekannte Verfolgung anderer Meinungen, welche bald mit einer Härte und Grausamkeit ausgeübt wurde, daß das römische Reich darunter mehr zu leiden hatte, als durch die fortwährenden Kriege; vor Allem zerrissen das Reich die Streitigkeiten zwischen den Arianern und Athanasianern. Selbstverständlich richtete sich dieser Verfolgungsgeist auch gegen das Heidenthum und zerstörte in seinem Fanatismus auch alles Schöne und Große, was mit demselben in Verbindung stand; so gingen viele Erzeugnisse der antiken Kunst und Wissenschaft zu Grunde, überhaupt wurde Alles, was nicht dem unmittelbaren Dienst der Kirche nutzbar gemacht werden konnte, als unnöthig und überflüssig über Bord geworfen. In dieser Zeit tiefer geistiger Versunkenheit waren es die Semiten, Araber und die bei ihnen Schutz findenden Juden, welche das geistige Erbtheil der Griechen und Römer antraten und würdig verwalteten. Ihre Schulen, welche besonders in Asien und später in Spanien zur höchsten Blüthe gelangt sind, pflegten und erweiterten die Errungenschaften griechischer und römischer Philosophen, sowie ägyptischer und griechischer Mathematiker und Astronomen.

Von ihnen wurde zuerst die Länge des Jahres bis auf wenige Sekunden genau berechnet, sowie die Tafeln der Bewegungen der Himmelskörper festgestellt, ohne welche Kepler und Newton nicht hätten die neuere Astronomie begründen können, ferner wurde die Heilkunde und Medicin von ihnen auf eine solche Höhe gebracht, daß die Schriften jüdischer und arabischer Aerzte bis ins 16. Jahrhundert hinein als die besten Quellen eifrig studirt wurden. Ebenso berühmt waren sie Lehrer der pragmatischen Gelehrsamkeit und der Philosophie, welche die Lehren des Aristoteles und des Neuplatonismus mit denen des Islams und Judenthums verband. Vor allen andern alten Schriftstellern übte Aristoteles eine große Anziehungskraft auf die semitischen Gelehrten aus und wurde von ihnen viele Male übersetzt, bearbeitet und erklärt; so ist auch die Kenntniß des Aristoteles dem Abendland zuerst durch diese arabischen Uebersetzungen gekommen. Einen Begriff von der hohen Stufe semitischer Bildung erhält man, wenn man erfährt, daß zur Zeit, als in den Ländern lateinischer Zunge kaum zwei Universitäten bestanden, und zwar ohne Bibliothek, in Spanien allein 70 Bibliotheken und 17 glänzende Lehranstalten der Wissenschaft dienten. Von diesen Schulen ist dann die Pflege der Wissenschaften auf die Geistlichen und Klöster übergegangen, die von da ab die Träger der Bildung wurden, während die Juden den nun kommenden Verfolgungen fast erlagen, ohne ihre Liebe zum Lernen zu verlieren.

Man kann daher wohl mit einigem Rechte behaupten, daß die Semiten für unsere jetzige Kultur und Bildung wesentlich mitgewirkt haben, und daß gerade durch ihre Hülfe mancher von den antiken Schriftstellern von dem Untergange gerettet ist. Durch diese Verdienste haben die Juden sich aber die Dankbarkeit, mindestens die Achtung und Anerkennung der ganzen Menschheit erworben, und wenn in andern Ländern diese Ansicht anfängt sich Bahn zu brechen, so sollte Deutschland darin nicht

nachſtehen, wo ſchon im vorigen Jahrhundert unſer großer König ſagen konnte: „In meinem Staate kann Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden.“

Dieſe Auffaſſung ſollte in unſerm Jahrhundert, welches ſich mit Vorliebe das aufgeklärte und fortgeſchrittene nennt, Gemeingut aller Gebildeten und auch des Volkes werden und uns vor finſterem, mittelalterlichem Verfolgungsfanatismus bewahren.

Wahrhaftig, mehr Lügen, alberne Behauptungen und ſeichte Faſeleien haben wohl ſelten jüdiſche Abhandlungen geziert, plumper iſt der „Angeklagte Sem“ wohl noch nie vertheidigt worden! Das ganze elende Machwerk athmet ſo ſehr den Geiſt jüdiſcher Verlogenheit, duftet ſo unverkennbar nach Knoblauch, daß es keinem Leſer zweifelhaft ſein kann, wer dieſe große Vertheidigungsſchrift verbrochen hat. Natürlich ein obſcurer ſemitiſcher Preßbengel.

Um nun aber Micheln dieſes traurige Zeug etwas verdaulicher zu machen, erſcheint im Hintergrunde der Bildfläche ein „activer preußiſcher Offizier“. Leider hält ſich derſelbe in ſo vornehmer Zurückgezogenheit, daß wir weder ſeinen Namen, noch das Regiment, dem er angehört, erfahren haben. Dieſe Art der Reclame verräth wieder einmal die beiſpielloſe Dreiſtigkeit, mit der es „die ſchlechte Preſſe“ wagt, ihre Leſer anzulügen. Es weiß wohl Niemand beſſer, als der jüdiſche Preßkoſak, der hier als „activer, preußiſcher Offizier“ fungirt, wie das Preuß. Offizier-Corps über die Juden denkt. Militairiſche Standesehre und Judenfreundſchaft ſind zwei durchaus unverſöhnliche Gegenſätze. Aber abgeſehen davon zeigt der ganze Artikel eine ſo geradezu bodenloſe Unwiſſenheit in der Geſchichte, daß ſich ſelbſt „Carlchen Mieſnick“ der Autorſchaft ſchämen würde. Wir hoffen, daß das Preußiſche Kriegsminiſterium dieſe dem geſammten Preuß. Offizier-Corps zugefügte Beleidigung nicht hingehen laſſen, ſondern eine Unterſuchung zur Feſtſtellung des Autors herbeiführen wird. Das Reſultat wird ſicher ergeben, daß irgend ein beliebiger Itzigſohn oder Freudenthal der „geiſtreiche Verfaſſer“ iſt.

Die Frage, was dieſes arme verfolgte Volk der Juden verſchuldet hat? iſt ſo einfältig, daß ſie überhaupt keine Antwort verdient und die Phraſe vom „aufgeklärten 19. Jahrhundert“ und von „mittelalterlichen Vorurtheilen“ ſo verbraucht, daß ſie nur ein Jude wieder aufwärmen kann. „Fleiß, Sparſamkeit, Intelligenz und Unternehmungsgeiſt haben den Juden die Herrſchaft auf dem Geldmarkt verſchafft?“ Warum ſo viel Worte machen. Sagen Sie doch kurz und bündig: „Lug und Trug“. „Die Fähigkeit, das Zuchthaus nur mit dem Aermel zu ſtreifen“, iſt das Geheimniß des jüdiſchen Welthandels. „Zu politiſchen Zwecken nutzen die Juden ihre enge Vereinigung nicht aus, da man“, folgert der Scribifax, „bis jetzt noch nie etwas von einer jüdiſchen Fraction gehört hat.“ Heißt das nicht die Frechheit weit getrieben? Hat der würdige Artikelfabrikant noch nie von der Alliance israélite, zu deutſch: „Mauſchelbund“, gehört, ſind ihm Crémieux und andere Dunkelmänner unbe-

kannte Größen? Eine jüdiſche Fraction beſteht allerdings in deutſchen Parlamenten dem Namen nach noch nicht, in der That aber beſitzen wir deren zwei, denn die Fortſchrittspartei und die ſelig entſchlafene nationalliberale ſind reſp. waren Judenfractionen in des Wortes kühnſter Bedeutung. „Dr. Sem" geſteht dann zu, „daß ein Theil der Juden noch heute abgeſchloſſen und Kosmopoliten ſind, erklärt indeß dieſelben dazu berechtigt, weil die Juden erſt in neuerer Zeit die bürgerliche Gleichberechtigung erlangt hätten." Wie zum Hohn fährt er fort: „Man laſſe ihnen vor allen Dingen Zeit, ſich in die neuen Verhältniſſe einzuleben und die Erfolge werden ſicher nicht ausbleiben." Alſo 30 Jahre haben den Juden noch nicht genügt, ſich bei uns einzuleben, und da ſollen wir ihnen noch länger Friſt gewähren? Welch eine beſcheidene Zumuthung! Wir ſollen wohl ſo lange warten, bis die Beſchneidung Reichsgeſetz und der jüdiſche Cultus Reichsreligion geworden! Aber unſere Geduld iſt erſchöpft, die 30 Jahre jüdiſcher Emancipation haben nur von Neuem die jahrtauſend alte Erfahrung beſtätigt, daß, wie Dr. Martin Luther ſagt, „die Jüden junge Teufel ſind zur Höllen verdampt". Es zeugt von einem außerordentlich geringen Auffaſſungsgrade oder von einer ihres Gleichen ſuchenden Verlogenheit, wenn der Verfaſſer zu behaupten wagt, „daß in den meiſten Fällen die Gier nach dem Gelde der Juden, die eigentliche Triebfeder der Judenverfolgungen geweſen ſei, welche ſich unter dem Deckmantel fanatiſchen Religionseifers ſo ſchön zu verſtecken wußte". Nicht „die Gier nach jüdiſchem Gelde", ſondern die „jüdiſche Geldgier" iſt der Grund der Judenverfolgungen geweſen. Sagt doch auch Luther: „Die Jüden ſind's, die heftiger begehren Gold und Silber, denn kein Volk auf Erden; daß es billiger ſollt heißen Jüden-Begierd, denn Heiden-Begierd". Wie albern, zu behaupten, „daß die Jahrhunderte und die Mißgunſt der Mitmenſchen die Juden von ihren früheren Exiſtenzbedingungen und daraus hervorgehenden Charakter-Eigenthümlichkeiten fortgetrieben und auf ganz entgegengeſetzte Bahnen der Entwicklung gelenkt hätten"!

Die Charaktereigenthümlichkeiten der modernen Juden und ihrer älteſten Urväter ſind genau dieſelben, ſie waren und ſind noch heute ein freches, gottloſes, habgieriges Volk, welches zu allen Zeiten nur Ekel und Verachtung erregt hat. Nicht „die Mißgunſt der Mitmenſchen", ſondern ihre eigene moraliſche Verkommenheit hat die Juden zu dem gemacht, was ſie ſtets waren und noch heute ſind. Wie kann hier überhaupt von „Mißgunſt" die Rede ſein? Oder nennt man das Gefühl, welches ein Menſch gegen den empfindet, der ihn beſtohlen und ausgeplündert hat, Mißgunſt? Wir ſollten meinen, das iſt nicht „Mißgunſt", ſondern „berechtigter Haß". Nachdem der Verfaſſer dann auch dem „jüdiſchen Familienleben" eine Lobhymne geſungen, verſucht er aus dem Umſtande Kapital zu ſchlagen, „daß ein jüdiſcher Bettler noch heute eine Seltenheit iſt". Freilich wenn die deutſchen, chriſtlichen Bettler auch ſo große Hallunken wären, wie in ihrer Mehrzahl die Herren Juden, würden ſie viel-

leicht gleichfalls auf Gummirädern fahren und Aktiengesellschaften gründen. Aber, wie gesagt, diese besondere Fertigkeit in der Begaunerungskunst erfordert eben „specifisch jüdische Intelligenz". „Im Wohlthun leuchtet das jüdische Volk allen anderen Völkern als nachahmungswerthes Beispiel voran?" Unser jüdischer Lobredner meint wohl jene großen Börsenfürsten, die das Geld im Handumdrehen auf nicht immer geraden Wegen verdienen und in recht demonstrativer Weise 1000 oder 10,000 Mk. zu wohlthätigen Zwecken spenden, um dann ihren Ruhm durch die Judenpresse in alle Welt ausposaunen zu lassen. Diese Art der Wohlthätigkeit ist indeß keine „nachahmungswerthe", sie ist ein Hohn gegen Kaiser und Fürsten, die trotz Bethätigung des denkbar größten Wohlthätigkeitssinnes nicht immer in der Lage sind, so enorme Summen zu zahlen; diese Wohlthätigkeit ist nichts Anderes, als ein jüdisch-freches: „Wie haißt?"

Soweit der erste Theil des Artikels, welcher mit den kühnen Worten schließt: „Wenn so gezeigt ist, daß die Vorwürfe, welche dem Volk der Juden gemacht werden, eigentlich auf die zurückfallen, welche sie ihm machen."

Im zweiten Theile wird dann versucht, die sogenannten „Verdienste" der Herren vom Stamme „Nimm" in helles Licht zu setzen. Der Herr „Offizier" nimmt hierbei in sehr plumper Weise die Verdienste eines großen, gleichfalls zu den Semiten gehörigen Kulturvolkes, der Araber, für die Juden in Anspruch. Er bewirkt dies wieder durch seinen echt jüdischen Betrug, indem er, wo es ihm angebracht erscheint, die Worte „Semiten" in „Juden" verwechselt. Wir wollen hierbei auf die bekannte Thatsache hinweisen, daß die Juden sich bei den übrigen semitischen Völkerschaften einer ebenso außerordentlichen Verachtung erfreuen, wie bei allen anderen Völkern der Welt. Die übrigen semitischen Nationen haben auch wahrlich keinen Grund, auf die Stammverwandtschaft mit „Bruder Itzig" stolz zu sein. — Richtig ist die Behauptung, daß die Buchstabenschrift von den Semiten erfunden ist, d. h. nicht von den Juden, sondern von den Phöniziern. Die Letzteren hatten übrigens, abgesehen von einer bedeutend höheren Intelligenz, eine dem jüdischen Volk sehr ähnliche Charakterbildung. Ein namhafter Geschichtsschreiber der neueren Zeit fällt über sie nachstehendes Urtheil: „Diese sinnlich ausschweifenden und ascetisch blutigen Dienste geben ein treues Abbild der semitischen Sinnesart, welche zwischen üppigem Genuß und fanatischer Zerstörung, zwischen sklavischer Kriecherei und hartherzigem Trotz, zwischen weibischem Versinken in den Harem und kühnen Kriegsthaten umherschwankt." Welch eine wohlgetroffene Photographie unserer modernen Juden! Nur mit den kühnen Kriegsthaten sieht es bei ihnen traurig aus, denn persönlicher und moralischer Muth sind dem Juden unbekannte Begriffe. — Die wissenschaftliche Bedeutung des Juden Philo hat noch Niemand in Abrede gestellt; Philo's Verdienst kann doch aber unmöglich die Ruchlosigkeit der heutigen jüdischen Preßhelden auch nur im Mindesten entschuldigen! Nach Philo hat

Iſrael keinen bedeutenden Philoſophen hervorgebracht, oder will ihm der Verfaſſer etwa die „Philoſophen“ Blumenthal und Laskerleben zur Seite ſtellen. — Von den „Judenſchulen“ iſt uns wenig Rühmliches bekannt. Luther z. B. ſagt darüber: „Darumb hüte Dich für den Juden und wiſſe, wo ſie ihr Schulen haben, daß daſelbs nichts anders iſt, denn ein Teufelsneſt, darin eitel Eigenruhm, Hochmuth, Lügen und Läſtern, Gott- und Menſchenſchänden getrieben wird, auf's Allergiftigſt und Bitterſt, wie die Teufel ſelbs thun“. Heute zu Tage gebraucht man das Wort „Judenſchule“ als Bezeichnung eines wüſten Lärms, in welchem Sinne es auch im verfloſſenen Jahre der Abgeordnete Stroſſer im Preuß. Landtage angewendet hat.

Die nun folgenden Beſchimpfungen der chriſtlichen Kirche verrathen einen ſo hohen Grad ſittlicher Rohheit, daß dem ſemitiſchen Preßpiraten die Antwort darauf mit der „Peitſche“ ertheilt werden müßte. Unſere chriſtliche Religion ſteht uns zu hoch, um darüber mit ſo einem Juden zu disputiren. Auch jene Zeit, von der Ulrich von Hutten begeiſtert ausrief: „Die Wiſſenſchaften blühen, die Künſte leben auf, o Jahrhundert, es iſt eine Luſt, in Dir zu leben“, verdanken wir den Juden, wie uns der Artikelſchreiber belehrt, der die neue, epochemachende Behauptung aufſtellt: „Die humaniſtiſchen Studien ſeien von den Juden gepflegt und verbreitet worden, die Juden hätten das geiſtige Erbtheil der Griechen und Römer angetreten“. Für dieſen Genieſtreich verdiente der große Unbekannte den Orden pour le mérite für Künſte und Wiſſenſchaften!

Die Mittheilung, daß die Schriften jüdiſcher Aerzte bis in das 16. Jahrhundert hinein die beſten Quellen für mediciniſches Studium geweſen ſeien, hat gleichfalls den Reiz der Neuheit für ſich und ſoll wohl das heutige maſſenhafte Eindringen der Juden in den ärztlichen Beruf als berechtigt motiviren? Nun, die heutige mediciniſche Wiſſenſchaft hat, wie auch ſchon Hofprediger Stöcker in einem ſeiner Vorträge hervorgehoben, nach dem Urtheil namhafter mediciniſcher Kapacitäten durch den Juden-Doctor nicht ſehr gewonnen. Man müßte denn die große Zahl jüdiſcher Spezialärzte für gewiſſe Krankheiten als einen beſonderen Kulturfortſchritt anſehen.

„Man kann wohl mit einigem Rechte behaupten, daß die Semiten für unſere jetzige Kultur und Bildung weſentlich mitgewirkt haben, durch dieſe Verdienſte aber haben die Juden ſich die Dankbarkeit ꝛc. erworben.“ Man höre wohl, die Semiten haben jenes Verdienſt — das iſt unbeſtritten —; eine freche Lüge aber iſt es, daß wir den Juden dafür Dank ſchuldig ſind und noch dazu welchen Dank? „Mindeſtens die Achtung und Anerkennung der ganzen Menſchheit.“

Das Wort Friedrich's des Großen: „In meinem Staate kann Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden“, gilt noch heute bei uns, wie der Umſtand beweiſt, daß wir in Preußen noch heute Synagogen und Judenſchulen dulden,

die wir nach Luther's Ansicht am Besten mit „Feuer und Erde zerstören" würden.

Der Schluß des kühnen Geschreibsels ist wieder tönendes Wortgeklingel. Das aufgeklärte 19. Jahrhundert erhält noch die schöne Beibenennung „fortgeschrittenes". Verfasser hat wohl an Freund Virchow gedacht, dem Letzteren aber doch zuviel Ehre angethan, wenn er ein ganzes Jahrhundert nach dem „Geheimsecretair der Natur" benennen will. Was „die mittelalterlichen Vorurtheile" anbelangt, so dürfte sich Dr. Sem doch sehr trügerischen Hoffnungen hingeben. Die Bewegung gegen die Juden, welche gleichzeitig in allen Ländern der Erde, selbst in dem freien Amerika, sich Bahn bricht, wird durch so jammervolle Vertheidigungsversuche nicht aufgehalten. Israel wird über kurz oder lang ernten, was es gesäet hat, denn

„die Weltgeschichte ist das Weltgericht".

Jüdischer Schwindel und Wucher.

Schweinfurt. Ein Bild schnöder Gewinnsucht, verknüpft mit einer geradezu empörenden Gewissenlosigkeit, hat die am verflossenen Donnerstag vor der Ferienkammer des kgl. Landgerichtes dahier gepflogene Verhandlung gegen die Handelseheleute Salomon und Sophia Reis von Oberwaldbehrungen entrollt. Ein Bauer aus der Gegend von Mellrichstadt, der sich in den günstigsten Vermögensverhältnissen befunden hatte, war aus irgend einem Grunde genöthigt, ein kleines Darlehen aufzunehmen. Statt sich an einen vermögenden Nachbarn, der ihm wohl bei vollständig hypothekfreiem Anwesen die begehrte Hilfe bereitwilligst gewährt hätte, zu wenden, richtete der Bauer seine Schritte zu Salomon Reis. Nach gepflogener Abrechnung wurde eine Urkunde über den Empfang von 340 M. ausgestellt und dem Bauern vorgelesen. Vor der Unterzeichnung dieses Schuldscheines wurde jedoch die Aufmerksamkeit des Bauern von dieser Urkunde abgelenkt und in der Zwischenzeit ein von der Sophia Reis vorher schon geschriebener Schuldschein von 3400 M. an die Stelle jenes geschoben und auch von dem Bauern ohne nochmalige Prüfung unterschrieben. Ein halbes Jahr darnach war derselbe wiederum genöthigt, eine Schuld von 250 M. aufzunehmen. Was lag näher, als daß er sich an Salomon Reis, der ihm ja schon den ersten Betrag gegen eine Zinsentschädigung von nur 4 pCt. vorgeschossen hatte, zu wenden. Hier fand er dasselbe freundliche Entgegenkommen, wie das erste Mal. Aber auch hier wurde dieselbe Manipulation, wie bei der ersten Schuldurkunde, in's Werk gesetzt. Als es nämlich bis zum Unterschreiben der Schuldurkunde über 250 M. gekommen war, wandte sich der Bauer, von der Sophia Reis am

Rockärmel gezupft, um, besprach mit derselben einige gleichgiltige Dinge, wobei er natürlich nicht bemerkte, daß an Stelle der früheren Urkunde über 250 M. eine solche über 6554 M. auf den Tisch gelegt worden war, die er dann ohne nochmaliges Durchlesen unterschrieb. Der Bauer, dankerfüllten Herzens über die Noblesse des Salomon Reis, der ihm, obwohl er ihn kaum kannte, zwei Darlehen zu 4 pCt. gegeben hatte, wanderte getrosten Muthes heimwärts mit der festen Ueberzeugung, daß Treue und Glauben, eine der Cardinalstugenden des deutschen Volkes, doch noch nicht so ganz, wie oft behauptet, aus der Welt verschwunden seien. Aber welch jähes Ende mußte dieser Wahn erfahren, als dem Bauern eines Tages eine gerichtliche Klage zugestellt wurde, worin er auf Zahlung von 6554 M. baar erhaltenes Darlehen belangt wurde. Sofort wurde ihm klar, daß er das Opfer eines schändlichen Betruges geworden, allein bei der den Bauern ja leider eigenthümlichen Scheu, irgend Jemandem von seiner Bedrängniß auch nur das Geringste mitzutheilen, hatte er es unterlassen, bei Unterschreibung seiner beiden Schuldurkunden Instrumentszeugen beizuziehen, während sich andererseits im Dienste des Salomon Reis stehende Personen leicht fanden, welche die Richtigkeit der Schuldurkunden und den wirklichen Geldempfang Seitens des Bauern unterschriftlich bezeugten. Die Folge war natürlich, daß der Bauer, der die Richtigkeit seiner Unterschrift ja nicht in Abrede stellen konnte, in zwei Instanzen zur Zahlung des eingeklagten Betrages von 6554 M., sowie zur Tragung der sehr bedeutenden Prozeßkosten verurtheilt wurde. So war der Mann, der bisher in einer nicht ungünstigen Vermögenslage sich befunden hatte, mit einem Schlage mit seiner zahlreichen Familie an den Rand des gänzlichen Vermögensruines gebracht worden, aus keinem anderen Grunde, als, weil unersättliche Habgier die bäuerliche Leichtgläubigkeit und wir dürfen wohl auch sagen Dummheit auszunützen verstand. Doch es sollte die Sache noch nicht zur Ruhe kommen. Trotz der beiden den Bauern zur Zahlung verurtheilenden civilrechtlichen Erkenntnisse, welche die von dem Bauer geltend gemachte Einrede des Betruges Mangels Beweises selbstverständlich nicht berücksichtigen konnten, ist es endlich doch der eingeleiteten strafrechtlichen Untersuchung gelungen, so viel Beweismaterial zu schaffen, um die verbrecherische, gewissenlose Handlungsweise der Reis'schen Eheleute vor das Forum des Strafrichters ziehen zu können. Die Verhandlung vom vorigen Donnerstag hat nun in ihrem Verlaufe ein ebenso grelles als leider auch wahres Bild von der Geschäftsführung gewisser Leute uns vor Augen geführt, daß wir uns nun keineswegs mehr über die überaus ungünstige Lage, in welcher sich unsere Landbevölkerung befindet, wundern können. Wenn sich z. B. Salomon Reis nicht scheuen darf, einzugestehen, daß er in 2 Fällen für Darlehen im Betrage von je 1800 M. sich eine Provision von je 1100 M., also mehr als 60 pCt., hat versprechen lassen und es auch Leute giebt, die sich zu einem solchen Versprechen herbeilassen, so kann wohl mit Recht behauptet

werden, daß unsere gegenwärtigen socialen Verhältnisse bis zu einem so hohen Grade ungesund und verderbt sind, daß eine Reaktion zum Bessern ein dringendes Gebot der Nothwendigkeit ist. Dieses Ziel kann aber nur dadurch erreicht werden, wenn einmüthig einerseits das Thun und Treiben der Geschäftsleute gewisser Art schonungslos an den Tag gelegt wird, andererseits aber der Bauer in seinen Geldnöthen, in die ja Jeder irgend einmal verwickelt werden kann, sich nicht mehr scheut, sich, sei es an seinen vermögenden Nachbarn, sei es an Hilfskassen irgend welcher Gattung, zu wenden und so dem erbarmungslosen Wucher jeder Boden für seine Thätigkeit entzogen wird. Reis hat sich aber auch nicht entblödet, zur Realisirung seiner habgierigen Manipulationen sich noch eines anderen Mittels zu bedienen, dessen moralische Verwerflichkeit schon um deswillen eine so hohe ist, weil dadurch das Rechtsbewußtsein des Volkes eben so sehr geschädigt werden muß, als es den Richter nicht in die Lage setzt, ein materiell richtiges Urtheil zu sprechen. Reis suchte nämlich seine Dienstmagd in einem Bagatellprozesse zur Abgabe einer falschen Aussage, somit zur wissentlich falschen Versicherung an Eidesstatt zu verleiten. Salomon Reis hat in seiner Ehefrau Sophia eine würdige Gehilfin gefunden, die es verstanden hat, ihren Ehegatten bei allen seinen wucherischen und betrügerischen Manipulationen kräftig zu unterstützen. Die Vertheidiger suchten die Unschuld ihrer Clienten an der Hand eines mißglückten Entlastungsbeweises darzuthun und beantragten für beide Angeklagte Freisprechung, während die Anklage durch den Staatsanwalt ihrem ganzen Umfange nach — Salomon Reis war außer der vorerwähnten Reate auch noch eines Diebstahls bezichtigt — aufrecht erhalten wurde. Das schließlich verkündete Urtheil dürfte einerseits vielen Persönlichkeiten, deren Geschäftsthätigkeit sich nicht durchweg als eine reelle bezeichnen läßt, zur Warnung dienen, um sich vor einer unangenehmen Collision mit dem Strafgesetze zu hüten, andererseits ist es aber auch geeignet, dem Unwillen, welche das schamlose, betrügerische Gebahren dieser Leute erregt, einigermaßen Satisfaction zu geben. Salomon Reis wurde zweier Vergehen des Betruges und eines Vergehens des Versuches zur Verleitung zur Abgabe eines falschen Handgelübdes schuldig erkannt und hierwegen in eine Gefängnißstrafe von drei Jahren, sowie in eine Geldstrafe von 1200 M. verurtheilt; zugleich wurden demselben die bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von fünf Jahren aberkannt. Das Urtheil gegen Maria Reis lautete wegen zwei Vergehen des Betruges auf sechs Monate Gefängniß. Den beiden Verurtheilten fallen auch die sämmtlichen Kosten zur Last. Von einem Vergehen des Diebstahls wurde Salomon Reis freigesprochen. (Mannh. Tagebl.)

Im Münſterlande iſt folgender raffinirte Wucherſtreich verübt worden. Der Händler Iſaak S. hatte einem Bauern wegen angelaufener Wechſelverzugszinſen Hab und Gut verſteigern laſſen. Die letzte Kuh, ein prächtiges Thier, hatte dem Gepfändeten nicht genommen werden können. Dies ärgerte den Gläubiger. Er kam zurück und offerirte dem Kötter, den er ſeinen Freund nannte, eine ſchöne Ziege zum Preiſe von 3 Thalern zum Ankauf und der Bauer ging in die Falle. In die Falle, denn eine ſolche war es, indem der Händler bald darauf zurückkam in Begleitung des Exekutors und nunmehr dem betrogenen Bauer die Kuh, welche nicht mehr das letzte Thier im Stalle war, wegnahm.

Pilſen, 7. September 1880. In die Falle gerathen. Vor einigen Jahren überſiedelte der jüdiſche Krämer Klein aus Malesic nach Pilſen und wußte ſich durch ſeine „kaufmänniſche" Routine in einer verhältnißmäßig ſehr kurzen Zeit ein ſolches Vermögen zu erwerben, daß er kurz nacheinander drei brauberechtigte Häuſer kaufte. Zwei dieſer Häuſer gab er ſeiner Tochter, die den „Handelsmann" Hermann heirathete, als Mitgift. Letzterer trat nach der Heirath als Aſſocié in das Geſchäft ſeines Schwiegervaters ein. Von der Solidität der Firma Klein-Hermann, welche, nebenbei geſagt, zu den Hauptſtützen der hieſigen Verfaſſungspartei gehörte, erzählte man ſich in der Stadt ſo Manches, der wahre Charakter dieſes Geſchäftes wurde aber erſt dieſer Tage allgemein bekannt. Vor einigen Wochen kaufte die Gattin eines Müllers aus der Umgegend von Preſtic im Geſchäfte der Klein-Hermann etwa um 40 fl. diverſe Schnittwaare. Herman ſelbſt packte die gekauften Sachen in ein Papier ein, wußte aber geſchickt zwiſchen die Waare auch noch 3 Seidentüchel im Werthe von etwa 8 fl. zu ſtecken. Die Müllerin nahm das Packet von Hermann in Empfang und entfernte ſich. Kaum hatte ſie jedoch den Laden verlaſſen, eilte ihr Hermann nach, hielt ſie mit den Worten: „Frau, Sie haben mir drei Tüchel geſtohlen", an und nöthigte ſie in den Laden zurückzukehren. Hier wurde das Packet aufgemacht und in demſelben ſelbſtverſtändlich jene drei Tüchel aufgefunden. „Es bleibt nichts Anderes übrig, als einen Wachmann zu rufen und Sie als Diebin verhaften zu laſſen", ſchrie der freche Jude die arme Frau an. — Ihre Betheuerungen, es ſei ihr gar nicht in den Sinn gekommen, etwas zu entwenden und es müſſe hier ein Irrthum obwalten, fanden kein Gehör. Hermann beſtand darauf, daß ſie die Tüchel ſtehlen wollte, ja er ging noch weiter und verlangte unter der Angabe, er ſei auf ähnliche Weiſe ſchon mehrmals beſtohlen worden, ſie müſſe ihm den ganzen Schaden erſetzen und verlangte nicht weniger als 400 fl. Schadenerſatz. Mit der ſeinen Glaubensgenoſſen eigenthümlichen „kaufmänniſchen Routine" machte er ihr gleich den Vorſchlag, ſie könne, wenn ſie

vielleicht nicht gerade so viel Geld bei sich habe, auf diesen Betrag einen Wechsel ausstellen. Aus Furcht vor der ihr angedrohten Verhaftung übergab die geängstigte Frau alles Geld, das sie zufällig bei sich hatte, dem Handelsmann als Ersatz für den Diebstahl, den sie gar nicht begangen und nebstdem unterschrieb sie noch einen in 3 Monaten zahlbaren Wechsel per 300 Gulden. Als die Verfallszeit herankam, gestand sie den Vorfall ihrem Manne, welcher sogleich nach Prag reiste, um mit dem Herrn Professor Dr. Zucker hierüber Rücksprache zu pflegen. — Das Resultat war eine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft. Als H. hörte, daß man gegen ihn gerichtliche Schritte eingeleitet habe, soll er im Bewußsein seiner „Unschuld" 500 fl. geboten haben, wenn man die Affaire todtschweige. Das ist allerdings nicht geschehen, sondern Hermann wurde nach einem längeren Verhöre in Haft genommen und wurde gegen ihn die Untersuchung wegen Erpressung eingeleitet. Auch eine Kaution von 15,000 fl., die von seinem Schwiegervater geboten wurde, wenn man ihn wenigstens über die hohen jüdischen Feiertage auf freiem Fuße belasse, wurde vom k. k. Kreisgerichte nicht angenommen. Wie ich nun höre, haben sich bereits auch andere Beschädigte gemeldet und dürfte somit diese Affaire sich zu einer cause célèbre gestalten.

Vermischtes.

Wien, 27. August. (Aron Hintergedanken's Brautschau.) „Wanen konnt mer, Herr Richter, ä ganze blaue Donau könnt mer wanen über das, was iach hob erlebt." Mit diesen Worten tritt der ehrenwerthe Herr Aron Hintergedanken vor den Bagatellrichter hin, der sein Erscheinen in der Klagesache Israel Lemberger contra Aron Hintergedanken punkto Zahlung von 25 fl. sammt Verzugszinsen und Gerichtskosten veranlaßt hat. „Ihre Erlebnisse", entgegnete der Richter, „kümmern mich nur insoferne, als Sie daraus Einwendungen gegen die vorliegende Klage ableiten, und ich muß Sie daher bitten, nichts vorzubringen, was nicht zur Sache gehört. „Hoher Herr Richter, wollen Sie mich nur gnädigst anhören", replicirte der Geklagte, „dann werden Se begreifen, daß Alles, was ich sag', gehört so zur Sache, wie das Cafe Abeles zum Salzgries. Die ganze Geschicht' handelt sich nämlich um ä zurückgegangenen Schidach ...." — „Reden Sie nur deutsch, das Wort Schidach verstehe ich nicht." — „Se wollen wissen, hohes Gericht, was ä Schidach is? Hätt' ich es mei Leben nicht gewußt, so mecht ich steh'n heut' nicht hier. Daß ich es hab' erfahren müssen, das is eben mei Unglück." — „Damit haben Sie den Ausdruck noch immer nicht erklärt."

— „Wenn Se sich denken, Schidach is, was mer beim Christen sagt, ä Heirat, so haben Se die ganze Erklärung. Der Herr Lemberger da, der jetzt als öffentlicher Ankläger auftritt, hat mich wollen machen mit Gewalt zu sei' Schwiegersohn, und als es ihm nicht is gelungen, will er jetzt haben sei Nekome an mir." — „Nekome? Was ist das schon wieder für ein Wort? Reden Sie doch endlich einmal verständlich!" — „Was ä Nekome is? Ae Nekome is, als er sich will rächen an mir, weil ich hab' nix genümmen sei Sarah züm Weib. Hoher Herr Richter, ich bin ä armer Jud, was mer sagt ä Hosirer, aber ich hab' se nix genummen, und wenn Se se sehen möchten, de Sarah, Se nemmeten Se ach nix." — „Lassen Sie meine Person da ganz aus dem Spiele, und sagen Sie mir endlich, wie das Alles mit der Klage des Herrn Lemberger zusammenhängt." — „Gleich sollen Se Alles wissen. Erlauben Se nur gütigst, daß ich erzähl', wie die Geschichte eigentlich von Anfang war." — „Also sind Sie jetzt erst beim Anfang. Da werden wir wohl das Ende gar nie erfahren?" — „Nur Geduld, hochgnädiger Herr Richter, Sie werden Alles erfahren. Also, daß ich sag'. Ich geh' amol spazieren und war ganz traurig, weil ich hätt' gesollt zahlen am nächsten Tag 25 Gulden für Waaren, was hab' ich gekauft auf Borg, und weil ich hab' nix gehabt die 25 Gulden. Da begegn' ich mei' Freund Itzig Karfunkelstein, und er frogt mich, worüm ich bin so traurig. Itzig Karfunkelstein ist a Schadchen, was mer haßt a Heiratsvermittler, und wie ich ihm hab' erzählt meine Leiden, was thut er? Er tragt mir a Schidach an. „Waßt de was", sagt er, „der Herr Lemberger wird Dir leihen die 25 Gulden und Du wirst hingehen und wirst Dir ansehen sei' Tochter. Als sie Dir gefallt, wirst Du sie heiraten und die 25 Gulden werden abgezogen von der Nedan, der Mitgift; gefallt se Dir aber nix, wirst Du ihm zurückbezahlen die 25 Gulden." Güt, sag' ich, und das Geschäft war gemacht." „Nun und sind Sie denn hingegangen zur Brautschau?" „Wie heißt, ob ich bin hingegangen? Hingerannt bin ich, hingeloffen nebbich in mei schönsten Jontewgewandl und wie ich bin hingekümmen, is mir der Herr Lemberger um den Hals gefallen und hat mich glei begrüßt als sei' Schwiegersohn. Als ich aber gesehen hab' die Sarah, is mir großartig mieß geworden. Nemm' ich den Itzig Karfunkelstein auf die Seit' und sag: „Wie kennst Du mir antragen so a Frauenzimmer? A Kopp hat se wie a Wasserschaff, a Leib wie a Kachelofen, Füß wie a Elephant und a Nos' wie a Salzgork." Ich bin weiß geworden wie a abgestaubte Gypsfigur, wie ich se hab' bekommen zu sehen. Nicht im Schlaf soll se mir erscheinen. Mit so a Mad' soll mer zu thun haben. Haßt, war ich gewesen a geschlagener Mensch. Als ich da noch red' mit dem Karfunkelstein, is auf amol hereinzustürzen gekommen de ganze Verwandtschaft, Alles hat geschrien „Masel Toff", und zum Zeichen, daß die Verlobung hat stattgefunden, hat mer zerbrecht ä klan Porzellanschalerl. Alle haben mich umringt und beglückwünscht und de Braut hat herbeigeschleppt

ä Paar geſtickte Pantoffel und hat ſe mer gegeben als Präſent. Ich bin ganz erſchrocken geweſen und hab' geſagt, es is mir nicht gut, ich muß hinausgehen ä Augenblick. Im Vorzimmer hab' ich genümmen mei Hut und bin gerennt, als ſo ſchnell ich hab' können. Natürlich is der Schidach zurückgegangen und Herr Lemberger hat jetzt verlangt von mir ſeine 25 Gulden." — „Nun, und hat er ſie bekommen?" fiel hier der Richter ein. — Statt des Geklagten ergreift nun der Kläger, Herr Lemberger, das Wort: „Nit a Kreuzer hab ich bekommen", ſchreit er, „und der Menſch hat noch gehabt die Keckheit, mich zu frozzeln. Wie ich hab verlangt mei Geld, hat er geſagt er hat's noch nicht beiſammen, aber in a Monat werd er auf mich denken. Vierzehn Tag ſpäter treff ich ihm auf der Gaſſ' und frag ihm, ob er mich werd bezahlen? Sagt er darauf: „Hab ich denn geſagt ich werd ſe bezahlen. Ich hab geſagt, ich werd auf Ihnen denken in ä Monat. Wenn ſe mer Kaſſakonto geben, denk ich meinetwegen gleich auf Ihnen, aber zahlen thu ich nix" — „Haßt a Keckheit. Als ich hab geſehen, es is nix zu machen mit dem Menſchen, bin ich gegangen zu Gericht." — Der Geklagte wollte nun in längerer Auseinanderſetzung darthun, daß dieſe ganze Geſchichte erfunden ſei, der Richter ſchnitt ihm jedoch das Wort ab und ſtellte ihm vor, daß er doch verpflichtet ſei, den Beitrag zu bezahlen. Nach längerem Zureden erklärte ſich Aron Hintergedanken endlich bereit, ſeine Schuld in Raten zu 5 Gulden abzutragen, womit ſich der Kläger einverſtanden erklärte. — „Ueberlegen Se ſich's noch emol, Herr Hintergedanken", ſagte Herr Lemberger im Abgehen zu ſeinem Schuldner, „vielleicht nemmen Se doch mei Sarah, ſo brauchen Se nix zu bezahlen." — „Auf amal is ſie mer zu viel, aber in Raten, wenn Sie wollen, nemm ich ſe", erwiderte dieſer höhniſch und lief wie beſeſſen davon. —

Ueber einen Vorfall, der ſich jüngſt im Kurſaal in Kiſſingen zutrug, und die nachfolgende Gerichtsverhandlung bringt die „N. W. Ztg." aus Kiſſingen, 1. September, einen Bericht, den wir wiedergeben, wie wir ihn in dem genannten Blatte finden: „Am 18. v. M. war, wie dies ſeit Jahren der Fall iſt, der ſogenannte Muſikſalon an eine kleine Geſellſchaft vergeben, die ſich dem Tanze hingeben wollte. Bei ſolchen Gelegenheiten war immer die Muſik auf dem Empor plazirt, weil in dem ohnedies kleinen Raum die Unterbringung der Muſik faſt unmöglich iſt. Zu gleicher Zeit hatte ſich unten eine Anzahl von Gäſten im großen Saale eingefunden, die nun glaubte, es ſei eine ſog. adelige Reunion. Gegen dieſe iſt im Publikum eine Mißſtimmung vorhanden, die benützt werden ſollte, zudem man unten glaubte, der k. Badekommiſſär ſei oben als Einladender. Dieſer ſollte nun auf alle Fälle hinausgeklopft werden; denn als die Muſik oben mit den Tanzweiſen beginnen wollte, wurde unten ſchnell ein Klaviervortrag improviſirt und man

verbat ſich die Tanzmuſik der kleinen Geſellſchaft, weil die große im Konverſationsſaale in ihren Vorträgen nicht geſtört ſein wollte. Um dieſes Verlangen zu erzwingen, fingen nun Verſchiedene an zu johlen, zu ſchreien und mit Stöcken aufzuſchlagen, ſo daß der Lärm dieſes provozirten Skandals bis zum ruſſiſchen Hof gehört wurde. Der k. Badekommiſſär, der gerade einen Spaziergang machte, wurde unterwegs von dem Vorfall in Kenntniß geſetzt und eilte nach dem Konverſationsſaale, woſelbſt er mit Schreien empfangen wurde, ſo daß es ihm erſt nach längerer Zeit gelang, die Ruhe wiederherzuſtellen. Für dieſen Vorgang hatten die Hauptanführer ſich am 30. September vor dem königlichen Amtsgerichte zu verantworten wegen groben Unfugs. Die Herren Agent Hofſtätt, Kaufmann Schiff, Kandidat Meyer, Kommerzienrath Meyer und Kaufmann Meyer, ſämmtlich aus Berlin, hatten ſich wegen dieſes Reates zu verantworten. Der Staatsanwalt beantragte das höchſte Strafmaß für den Angeklagten Hofſtätt zu 50 M., für die übrigen niedrigere Strafmaße. Das Schöffengericht verurtheilte den Hofſtätt zu 18 M. Strafe, den Schiff zu 5 M., die übrigen zu 3 M. Strafe und in ſämmtliche Koſten. Kaufmann Meyer wurde freigeſprochen. Wie das „Schw. Tagebl." mittheilt, werden die Verurtheilten Appellation an das königl. Landgericht Schweinfurt ergreifen. Lauter „gebildete" Juden.

Rabbi Philippſon, der Redakteur der „Allg. Ztg. d. Judenthums", verſteigt ſich gegenüber den Angriffen der hochoffiziöſen „Grenzboten" zu folgender Dialektik:

Was nun?

Wir wurden von einigen Seiten interpellirt, warum wir die judengehäſſigen Artikel der „Grenzboten" unberückſichtigt und ohne Antwort gelaſſen? Wir könnten uns mit der Bemerkung begnügen, daß in der Fluth der deutſchen Judenhetzereien es unmöglich ſei, jede trübe Welle aufzufangen und zu analyſiren. Wir wollen aber lieber unſere Schwäche bekennen und eingeſtehen, daß wir die „Grenzboten" überhaupt nicht leſen und ſeit ihren beiden erſten Artikeln über die Juden nicht zu Geſicht bekommen haben. (Jetzt kimmt's!) In einigen Gegenden nennt man, den Grenzwächtern gegenüber, die Schmuggler „Grenzboten". (!) Wir wollen nun nicht ſagen, daß die „Grenzboten", wir meinen die Zeitſchrift, zu den Schmugglern gehören. Denn die Schmuggler geben ſich nur mit werthvoller Waare ab, und der Inhalt jener Zeitſchrift berechtigt nicht, ſie zu den werthvollen literariſchen Erzeugniſſen zu zählen. Und dann ſind judenfeindliche Artikel in Deutſchland keine ausländiſche Waare, ſondern gerade das Gegentheil; ſie können alſo gar nicht importirt werden; noch weniger gehören ſie zu den verbotenen Waaren: man kann ſie im deutſchen Vaterlande unge-

hindert fabriziren und ungestraft verbreiten, und von dieser Licenz wird ein umfänglicher Gebrauch gemacht. Diejenigen, welche hierbei als „Grenzwächter" fungiren sollen (Rabbi Philippson natürlich) haben eine schwierige Aufgabe, und zwar darum, weil sie nur zur Defensive verurtheilt sind, weil ihnen jede Agression, z. B. das Schießgewehr, (!) (graußer Gott, 's knallt!) untersagt ist. Wir Juden sind in die Stellung gebracht, unsere Gegner im eigenen Lager nicht aufsuchen und angreifen zu können. (Wir würden Euch Juden auch gehörig zeigen, „wo Bartel den Most holt", so daß Euch die Lust, wiederzukommen, sicher vergehen würde.) Bürdet man uns Fehler und Laster auf, so dürfen wir nur die Unwahrheit nachweisen oder die Rechtfertigung aufstellen; aber wir dürfen die Fehler und Laster in dem uns gegenüber aufgeschlagenen Lager nicht als Gegenbild aufstellen — daran verhindert uns unser Patriotismus und der Sturm, den wir auf uns heraufbeschwören würden und dem wir unterliegen müßten. Bekanntlich sind diejenigen am empfindlichsten, welche auf alle Welt zu raisonniren sich berechtigt halten.

Die Denunciationen der Judenpresse gegen die Versöhnungspolitik des Statthalters Manteuffel in Elsaß-Lothringen dauern fort. Insbesondere ist es das liberale Logen- und Judenblatt in Köln, welches einerseits gegen Manteuffel hetzt, andererseits aber verrätherisch mit dem Logenbruder Gambetta liebäugelt. — Gleich wüthig thun die Judenblätter gegen den Antrag Schorlemer's, der die Zertrümmerung der Bauerngüter verhindern will. Die Wuth der Judenblätter ist die beste Empfehlung für den Antrag, der gewissen jüdischen Blutegeln allerdings eine ihnen bisher nur zu oft gebotene Gelegenheit entzieht, den Christen, namentlich auf dem Lande, das Blut abzuzapfen.

Graußе Fraid herrscht in Israel! Graußer Sieg der Jüden ist Veranlassung dazu. Vom K. Württembergischen Ministerium der Justiz wurden in den letzten Monaten vier Referendäre jüdischen Glaubens angestellt, nämlich die Herren Rosengart und Maier in Ulm, Hirsch in Tübingen und Kallmann in Heilbronn, so daß, wie der Moniteur der deutschen Juden, die „Allg. Ztg. d. Judenth.", mit Stolz berichtet, in Württemberg mit dem schon länger angestellten Amtsrichter Dr. Löwenstein in Weinsberg nun fünf Richter jüdischen Glaubens richterliche Aemter bekleiden. Haißt ä Fraid! Wieder ä graußer Schritt zu de Herrschaft über de Chammer von Gojims!

In der Neuen Evangeliſchen Kirchenzeitung Nr. 28 (10. Juli 1880), Seite 447 ſteht Folgendes:

„In Norwegen ſind nach einer Mittheilung der „K. Z." jetzt Juden und überhaupt alle, die nicht der Staatskirche angehüren, zu gewiſſen Aemtern zuzulaſſen. Mit Bekennern der lutheriſchen Staatsreligion ſind indeſſen zu beſetzen: Miniſter- und Richterämter, alle Aemter des Volksſchulweſens und höherer allgemeiner Bildungsanſtalten, die bürgerlichen Behörden, die Stellen geiſtlicher Lehrer."

Solch eine Beſtimmung müßte nothwendig auch in unſere deutſche Reichsverfaſſung in Bezug auf die Juden aufgenommen werden, bemerkt unſer Correſpondent. Zweifelsohne! es iſt nur zu bedauern, daß unſere maßgebenden Factoren noch nicht auf den Standpunkt der Erkenntniß angelangt ſind, den die norwepiſchen Staatslenker bereits innehaben. Hoffentlich bringt auch die nächſte Zeit uns derartige „Chriſtenſchutzgeſetze".

Beſtrafte Neugier. Die „Wiener Neue freie Preſſe" bringt folgende Judenklage:

Herr Redakteur!

Erlauben Sie mir, über einen Akt von Polizeijuſtiz zu berichten, deſſen Opfer ich heute wurde. Ich befand mich Vormittags 11 Uhr unter vielen anderen Zuſchauern ungefähr 40 Schritte von der Stelle am Fahnenweihplatze entfernt, wo die Meſſe geleſen wurde. Volle drei Viertelſtunden ſtand ich mit entblößtem Kopfe da, um ja Niemandem Anlaß zu einem Aergerniß zu geben, während um mich herum mehrere Herren wegen der unerträglichen Sonnengluth ihre Hüte aufbehielten. Endlich wurden auch mir die verſengenden Sonnenſtrahlen ſo quälend, daß ich für einen Moment meinen Kopf bedeckte. Das war mein Unglück. Denn in dieſem Augenblicke ſtürzte ein uniformirter Herr, den man mir ſpäter als Polizeirath Landſteiner bezeichnete, auf mich los und fuhr mich vor allen Leuten mit den Worten an: „Augenblicklich fort. Das iſt eine Infamie von Ihnen, hier den Hut aufzuſetzen." Ich erwiderte dieſem wüthenden Polizeiorgane, daß ich nahezu eine Stunde mit entblößtem Haupte dageſtanden ſei, daß ich meinen Hut nur für einen Moment aufgeſetzt habe, um mich der glühenden Hitze zu erwehren, daß andere Herren und insbeſondere das unterhalb der Eſtrade*) poſtirte Comité während der ganzen Meſſe anſtandslos den Kopf bedeckt hielten, und fügte mit aller Ruhe hinzu, daß ich den Platz verlaſſen wolle, daß ich aber für das Wort „Infamie" Rechenſchaft verlangen werde. Die Antwort des Herrn Polizeirath beſtand darin, daß er mich durch einen Detektiv vom Fleck weg

*) Ganz bei Seite geweſen.

arretiren ließ. Ich mußte aufs Inſpectionszimmer und von dort unter Eskorte eines zweiten Detektivs auf die Polizeidirektion, von wo ich nach erfolgter Legitimirung vorläufig entlaſſen wurde. Von Seiten der beiden mich eskortirenden Detektivs hatte ich die denkbar roheſte Behandlung zu erdulden. „Unverſchämter Kerl", „jetzt ſchweigen Sie oder ich ſteck' Sie augenblicklich in Arreſt" — mit ſolchen Inſulten wurde ich überſchüttet, weil ich augenblicklich vor den journalführenden Kommiſſär geführt ſein wollte. Ein Kommentar zu dem Benehmen dieſer „Sicherheitsorgane" iſt überflüſſig. Was den Herrn Polizeirath Landſteiner betrifft, ſo werde ich vor der kompetenten Gerichtsſtelle gegen denſelben die Ehrenbeleidigungsklage erheben.

So geſchehen Anno 1880, im 13. Jahre des Beſtehens der Staatsgrundgeſetze. Diejenigen Herren, welche Zeugen dieſer Szene waren, ſind dringend gebeten, ihren Namen und Wohnort an die untenangegebene Adreſſe bekannt geben zu wollen.

Wien, 18. Juli.

Leopold Löbl,
Mitredakteur der „Preſſe",
II., Thereſiengaſſe 1.

Ja, lieber Löbl! Wer muß auch ſeine Naſe in Sachen ſtecken, wo ſie nicht hingehört. Wer den Schaden hat, braucht für Spott nicht zu ſorgen. Ihr Zweck war doch, Gloſſen in Ihrer Zeitung über die Gojims zu machen, andere Veranlaſſung hatten Sie doch nicht, durch Ihre Anweſenheit zu glänzen, das chriſtliche Gefühl durch Ihre Viſage zu beleidigen. Ihnen iſt recht geſchehen und ſind Sie hoffentlich kurirt.

Erfurt, 15. September. (Privatmitth.) Von dem Rabbiner Dr. Caro in Erfurt wird beabſichtigt, gleichzeitig mit der bekannten „Malefiz-Petition" der chriſtlichen Heloten nachfolgendes ſaubere Elaborat dem deutſchen Reichskanzler Fürſten Bismarck zugehen zu laſſen:

„Durchlauchtigſter Fürſt, hochgebietender Herr Reichskanzler und Miniſterpräſident.

Seit längerer Zeit ſchon ſind die Gemüther ernſter vaterlandsliebender Männer aller Stände und Parteien durch das Ueberwuchern der unwürdigſten Judenhetze in tiefe Beſorgniß verſetzt. Die früher von Vielen gehegte Erwartung, daß die Aufklärung des 19. Jahrhunderts auch in den Köpfen ultramontaner und jeſuitiſch-proteſtantiſcher Finſterlinge etwas Licht verbreiten würde, hat ſich trotz der geſetzlichen Gleichſtellung aller deutſchen Bürger als eine trügeriſche erwieſen. Es handelt ſich jetzt nicht mehr darum, jene Gleichſtellung zu ſchützen, vielmehr um die Schändung des deutſchen Namens durch das kulturfeindliche Gebahren jener Männer zu verhüten, die ſich der Stiftung des deutſchen Reiches bis zum heutigen Tage feindſelig entgegengeſtellt und die

kein Mittel ſcheuen, die Machtſtellung deſſelben und den nationalen Ruhm Deutſchlands im Auslande zu untergraben. Die durch jene Finſterlinge heraufbeſchworene Gefahr iſt deutlich erkennbar. Schon beginnt das deutſche Mittelalter mit ſeinen Glaubenskämpfen, Hexenprozeſſen, Ketzerverbrennungen, Judenverfolgungen, Raubritterthum in den Vorſtellungen der Gegenwart wieder aufzuleben und wenn hiſtoriſch nachgewieſen iſt, daß zu keiner Zeit gewaltigere Schandthaten, grauſamere Rechtsverletzungen vorkamen, zu keiner Zeit mehr Mord, Todtſchlag, Unzucht, Raub und Gewaltthat ungeſtraft verübt wurde, als in jenen von den modernen Judenfeinden geprieſenen Jahrhunderten, ſo finden wir das Ideale der Gegenwart, die echte und wahrhafte Menſchenliebe, in ernſteſter Weiſe bedroht. Wenngleich wir nun vertrauen, daß dieſe Schäden Ew. Durchlaucht ſcharfem ſtaatsmänniſchen Blicke nicht entgangen ſind, wenngleich wir aus Ew. Durchlaucht bisherigem ſegensreichen Wirken erfahren haben, daß jene jeſuitiſche, um kirchliche Vortheile ſchachernde, um Regierungsgunſt buhlende und die verwerflichſten Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke nicht ſcheuende Vereinigung ultramontaner und pietiſtiſcher Volksaufwiegler von Ew. Durchlaucht lange ſchon erkannt und mit gebührender Verachtung gewürdigt wird, ſo glauben wir doch auch unſererſeits noch ausdrücklich Zeugniß ablegen zu müſſen, daß die deutſche Nation das Wachſen dieſes, den innern Frieden ſchwer bedrohenden und den deutſchen Namen in aller Welt ſchändenden Treibens mit ſteigender Beſchämung von hochſtehenden Gelehrten und Hofpredigern gefördert ſieht und von einer erleuchteten Regierung Schutz und Abhilfe in dieſer Nothlage erwartet. Fußend auf theils gänzlich erlogene, theils abſichtlich entſtellte und tauſendmal gründlich widerlegte Angaben haben jene Männer die Frechheit, die Geſetze des deutſchen Reiches als unter jüdiſchem Einfluß entſtanden zu bezeichnen. Trotz der Betheiligung faſt aller Kreiſe der Bevölkerung an dem Taumel vergangener Jahre mit ihrem Wucher- und Börſenſpiel, trotz jener betrügeriſchen Gründungen, die von kirchlichen Organen beſchützt wurden, trotz der bis auf den heutigen Tag fortgeſetzten Ausbeutung der Menge durch Wunderthaten und Etablirung von Wallfahrtsorten, entblöden ſich jene vaterlandsloſen Zeloten nicht, ihre eigenen Vergehen den Juden zur Laſt zu legen. Vermittelſt einer Preſſe, deren Schamloſigkeit bis zur Verleugnung aller glorreichen Errungenſchaften der Jahre 1870—71 ging, ſuchen ſie die verderblichſten Leidenſchaften zu entfeſſeln, um im Umſturz alles Beſtehenden für ihre eigenen Intereſſen Vortheile zu erringen; der Wohlſtand des deutſchen Volkes, ſeine Kultur und ſeine echte Religioſität, ſie gelten ihnen Nichts, wo das Intereſſe ihres ausländiſchen Oberen und ihrer Herrſchſucht in Betracht kommt. Die Gefahren für das ſittliche Bewußtſein der deutſchen Nation müſſen ſich naturgemäß ſteigern, je mehr der Staat ſolchen zerſtörenden Elementen Einfluß auf die Geſetzgebung einräumt, je mehr er geſtattet, daß die Auktorität der Geſetze durch die gehäſſigſten Umtriebe in ihren Fundamenten untergraben wird. Mit proteſtirenden Klagen jedoch iſt

es ſo finſteren Mächten gegenüber nicht gethan. Von jeher mußte die Macht der Finſterlinge und Ketzerrichter mit reellen Machtmitteln bekämpft werden. Hierzu gehört vor Allem, daß die ſtaatlichen Organe angewieſen werden, von confeſſionellen Rückſichten abzuſehen und gegen die Friedensſtörer, gegen die Erreger von Haß und Zwietracht zwiſchen den verſchiedenen Klaſſen der Bevölkerung nach dem Buchſtaben und dem Geiſte der Geſetze mit unerbittlicher Strenge vorzugehen. Deutſche Juden ſind nichts anderes als Deutſche, ſie haben für Kaiſer und Reich geblutet, ſie tragen alle Laſten des Staates und betrachten den Genuß aller Rechte eines Staatsbürgers nicht als ein Gnadengeſchenk, ſondern als ein unveräußerliches Recht, das ihnen die rohe Gewalt vergangener Zeiten verkümmert hat, das ihnen auch nur die rohe Gewalt verkümmern kann. Fremdlinge ſind nicht wir, ſondern Jene, die dem Befehl fremder ausländiſcher Oberen gehorchen und die ihrer Feindſchaft gegen das deutſche Reich lange Zeit offenen unverhüllten Ausdruck gegeben haben. Es iſt Gefahr im Verzuge; deshalb geſtatten wir uns, Ew. Durchlaucht mit der ehrfurchtsvollen Bitte zu nahen: daß Hochdieſelben zur Verhinderung weiterer Vergiftung der öffentlichen Moral und zur Verhinderung der revolutionären Aufhetzung der verſchiedenen Bevölkerungsklaſſen gegen einander, dem hohen Reichstage eine Vorlage machen wollen, durch welches das Vorgehen der ultramontanen und pietiſtiſchen Judenhetzer dem ſtaatszerſtörenden Treiben der Socialdemokratie gleichgeſtellt wird und die geſetzlichen Schutzmittel gegen dieſe auch auf dieſe Störer des confeſſionellen und bürgerlichen Friedens ausgedehnt werden. Genehmigen Ew. Durchlaucht."

Die Sprache läßt gewiß Nichts zu wünſchen übrig! — — —

Was den Juden großmüthig gewährt wurde: der Genuß aller Rechte eines Staatsbürgers, nehmen ſie nicht als ein Gnadengeſchenk, ſondern als ein unveräußerliches Recht in Anſpruch.

Herrſchen will der Jude im Staate und er will, daß man gegen ſeine Herrſchaft nicht muckſe. Er verlangt, daß die Männer, die ihr Vaterland vom unwürdigen Judenjoche befreien wollen, unter das Socialiſtengeſetz geſtellt, d. i. ausgewieſen werden.

Wir ſind beſcheidener: wir wollen nur Aufhebung der Gleichberechtigung der Confeſſionen und der ſich daran knüpfenden ſtaatlichen Rechte.

Jedenfalls werden Viele, die bisher noch zauderten der „Malefiz-Petition" durch Unterſchrift beizutreten, dies nunmehr thun im Hinblick auf dieſe dreiſte Zumuthung.

Verwirklichen die Juden ihr Vorhaben, ſo thun ſie uns damit den größten Gefallen: die Sache wird damit eheſtens klargeſtellt werden und Se. Durchlaucht der Fürſt Reichskanzler unzweifelhaft Farbe bekennen.

Wien. Der galante Hofmeiſter. Der Mediciner Ferdinand Mayer war vier Monate hindurch Hofmeiſter der Kinder des Exporteur Elias Mandl. Er wurde, während Herr Mandl auf einer Orientreiſe begriffen war, von der Gattin deſſelben engagirt und hatte es im Hauſe recht gut. Die Kinder hingen mit Liebe und Verehrung an ihrem neuen Lehrer, und Frau Mandl bemühte ſich, deſſen Stellung, ſoweit dies nur thunlich war, zu einer recht behaglichen zu geſtalten. Wenn gleichwohl Herr Mayer nur vier Monate im Hauſe des Herrn Mandel verbleiben konnte und plötzlich und ohne das rückſtändige Gehalt von 30 Gulden zu erhalten, entlaſſen wurde, ſo iſt die Urſache davon in dem Umſtande gelegen, daß in Herrn Mandl die Ueberzeugung ſich feſtgewurzelt hatte, der von ſeiner Gattin engagirte Hofmeiſter ſei total unfähig, einem Schüler der zweiten Gymnaſialklaſſe Unterricht angedeihen zu laſſen. Wieſo Herr Mandl zu dieſer Ueberzeugung gelangte, darüber gab er dem Bagatellrichter in der Sitzung vom 15. d. M. Aufſchluß. Herr Mayer hatte nämlich, weil er in Güte die Zahlung des Honorars von 30 Gulden nicht erlangen konnte, die richterliche Hilfe in Anſpruch genommen, und ſo wurde denn gegen Herrn Mandl verhandelt. Richter: Welche Einwendungen haben Sie der Klage des Herrn Mayer entgegenzuſetzen? — Mandl: Herr Richter! Wenn ich mer hab' genommen e Billet in der Burg zu „Uriel Acoſta" und ma wird geben „Lumpacivagabundus", wer ich zurückbekommen mei Geld? Der Herr Mayer hat ſich gelaßt engagiren als e Hofmeiſter und hat bekommen drei Monat zu 30 Gulden, macht zuſammen 90 Gulden aus, die is er mir ſchuldig; denn ich wer beweiſen, daß er nie is geweſen e Hofmeiſter. — Richter: Er hat doch Ihren Kindern Unterricht ertheilt. — Mandl: Unterricht? Ich dank' ſchön für ſo e Unterricht; Algebra hat er gelernt mei Maxl; hab' ich mer e mal hergenommen mei Maxl und hab' ihn examinirt und hab' ihn gefragt: Maxl, wenn fünf Eier koſten e Sechſerl, was koſt' e Schock? hat Maxl geantwortet: „Papa, das lern' ich nicht, ich lern' Algebra." (Heiterkeit) — Richter: Aus dieſem Umſtande allein können Sie ja doch nicht beweiſen, daß Herr Mayer ſeine Pflichten vernachläſſigt hat. — Mandl: So, da is noch ka Beweis; nu wer ich Ihnen wos ſagen: mei Frau hat ſich engagirt Herrn Mayer, ſoll ſie ihn bezahlen. — Richter: Sie hat ihn nicht für ſich, ſondern für die Kinder engagirt. — Mandl: Das is nit wahr, ſie hat ihn nix für die Kinder engagirt, ſondern für ſich; denn Herr Mayer is gar ka Hofmeiſter, (ſchreiend) er is e Courmeiſter, aber ka Hofmeiſter, ja, ja, e Meiſter is er im Courmachen, is das e Lehrer, Herr Richter, in den ſich verliebt mei Stubenmädl? is das e Lehrer, was thut aufknöpfeln die Schuh meiner Frau? is das e Lehrer, was thut küſſen in an fort die Hand meiner Frau? is das e Lehrer, was thut ſprechen in an fort, wenn ich bin dabei, franzöſiſch mit meiner Frau? — Das im Saale anweſende Publikum bricht bei dieſen Exclamationen des Herrn Mandl in eine Lachſalve aus, und auch der Richter kann nur mit Mühe den Ernſt

beibehalten; er bittet Herrn Mandl, denn doch keine ſolch vagen Einwen- Einwendungen zu erheben; Mandl aber fährt fort: „Ja, gefunden hab' ich im Zimmer von Herrn Hofmeiſter mei Stubenmädl, nachhaus bin ich gekommen a mal, kniet der Hofmeiſter vor dem Sopha und am Sopha liegt meine Frau, und wie ich ganz entſetzt ſchrei, aber Herr Mayer, was machen Sie da, antwort' er ganz ruhig: die Schuh' thu' ich aufknöpfeln der Gnädigen; da bin ich geworden wüthend und hab' geſagt: Hinaus, Sie ſind a Hofmeiſter? E Courmeiſter ſind Sie, jetzt weiß ich, warum Sie in an fort küſſen die Hand meiner Frau, warum thun Sie nix küſſen mir die Hand? Jetzt weiß ich, warum Sie in an fort ſprechen franzöſiſch vor mir. Hinaus, Sie abſcheulicher Menſch (Heiterkeit.) — Richter: Aber, Herr, ſehen Sie denn nicht ein, daß Sie durch Anführung ſolcher Thatſachen ſich nur lächerlich machen? — Mandl: Ich mach mich garnix lächerlich, Herr Mayer ſoll mir zurückzahlen meine 90 Gulden und ſoll klagen meine Frau, die hat ihn aufgenommen, ſie ſoll ihn bezahlen, aber von ihr Geld, nix von mein Geld. — Richter: Meine Geduld hat jetzt ein Ende genommen, wollen Sie Herrn Mayer bezahlen, ja oder nein? — Mandl: Nein, ich bin Herrn Mayer nix ſchuldig, ich hab' ihn nix aufgenommen, ich weiß von nix. — Richter: Auf Grundlage dieſer Einwendung vertage ich die Verhandlung und werde zur nächſten Verhandlung Ihre Frau als Zeugin vorladen. — Mandl: Thun Sie das, Herr Richter, und laden Sie gleich das Stubenmädl auch vor, daß er hat e Freud', der Herr Hofmeiſter. — Richter: Wir ſind fertig, entfernen Sie ſich. — Mandl: Nu, ſo ſchreien brauchen Se grad nix mit mir, heben Se ſich das auf für meine Frau. Adieu, Herr Richter.

Literariſches.

Seit Beginn dieſes Jahres erſcheint in Berlin eine neue Zeitſchrift, welche wir der Aufmerkſamkeit unſerer Freunde und Geſinnungs-Genoſſen dringend und wiederholt empfehlen. Es iſt dies das illuſtrirte, humoriſtiſch-ſatiriſche Witzblatt „Die Wahrheit",*) welches unter der Leitung des durch ſein unerſchrockenes Auftreten bekannten Antiſemiten H. de Grouſilliers ſteht und ſich die Aufgabe geſtellt hat, in dem heißen Kampfe unſerer Tage gegen Liberalismus und Judenthum die leichten und doch tief ſitzenden Waffen der Satire und den humoriſtiſchen Griffel des Künſtlers zu gebrauchen. Unparteiiſch

*) Wöchentlich 1 Nummer von 1½—2 Bogen Folio mit zahlreichen Illuſtrationen. Preis pro Quartal 2 Mark. Verlag von A. Werckenthin, Berlin S.W., Jedemannſtraße 11. Mit 1. Oktober beginnt ein neues Abonnement.

Digitized by Google

können wir das Zeugniß abgeben, daß die „Wahrheit“ in der kurzen Zeit ihres Bestehens Treffliches geleistet hat, daß sie uns ein willkommener und unentbehrlicher Bundesgenosse geworden ist, der in weite Kreise unseres Volkes den zündenden Blitz von der unerhörten Schmach, welche Judenthum und liberale Phrasenwirthschaft über uns gebracht haben, geworfen hat. — Besonders auch der illustrative Theil des Blattes verdient die höchste Anerkennung, noch nie sahen wir so gelungene Bilder des Semitenthums aus allen gesellschaftlichen Stadien, so treffliche stets die Grenzen der Aesthetik wahrende Karrikaturen unserer politischen und socialen Gegner; soviel ist gewiß, die **jüdische Witzpresse** (Kladderadatsch, Ulk, Wespen) ist **durch die „Wahrheit“ weit überflügelt**, und die Fabel, nur die liberale Partei könne Witzblätter haben, und nur dem Judenthum sei der kaustische und schlagende politische Witz eigen, durch die **„Wahrheit“ glänzend zu Schanden geworden.** Sache unserer Parteigenossen muß es sein, für die Verbreitung dieses Blattes zu wirken und darauf zu halten, daß es in allen von ihnen besuchten Lokalen aufliegt.

Redaktion und Verlag: Otto Henze, Berlin N.O., 15 Friedenstraße.
Druck von Max Bading, Berlin, Neu-Kölln a. W. 14.

An unsere geehrten Abonnenten!

Mit dem vorliegenden Hefte schließt der Jahrgang 1880 unserer Monatsschrift. Es ist uns Bedürfniß, allen unseren Lesern und Freunden an dieser Stelle aufrichtigen und herzlichen Dank zu sagen für das Interesse, das uns dieselben während dieses Jahres entgegengebracht haben.

Wir sind stolz darauf, die Ersten gewesen zu sein, die ein Organ zu dem ausgesprochenen Zwecke: „Bekämpfung des Judenthums" gründeten.

Mannigfaltig war die Aufnahme, die unserem Unternehmen bei seinem ersten Erscheinen zu Theil wurde. Es fehlte nicht an erfreulichen Aufmunterungen, Anerkennungen — sowie an gehässigen Verdächtigungen, Anfeindungen und Verläumdungen. — Wir waren uns voll und ganz unserer schweren Aufgabe bewußt und gingen unbeirrt unseren vorgezeichneten Weg.

Unsere Freunde und Leser wissen, daß wir bestrebt gewesen sind, nach allen Seiten hin **der Sache** zu dienen und geben wir die Versicherung, daß auch in Zukunft **dies** unsere höchste und erste Aufgabe sein wird. Wir sind weiter der Ueberzeugung, daß dieselben auch fernerhin nicht unterlassen werden, treu zu uns zu stehen und unsere Bestrebungen thatkräftig zu unterstützen, sei es durch Einsendung von Beiträgen oder Werbung neuer Abonnenten.

Der neue Jahrgang der „Wacht" bringt schätzenswerthe Neuerungen. **Vom 1. October ab erscheint alle 14 Tage ein Heft im Umfange von 3 Bogen, in gleicher Ausstattung, wie bisher. Der Abonnementspreis bleibt 3 Mark pro Vierteljahr.**

W. s. g. u.

Wir haben es für angezeigt gehalten, den ausschließlich **konservativen** Standpunkt aufzugeben. Es war dies unbedingt nothwendig, da Anhänger und erprobte Freunde unserer Tendenz in **allen** politischen Parteien vorhanden sind **und es dem Judenthum gegenüber nur eine Partei geben darf:**

die der Antisemiten!

Zu dieser bekennen wir uns voll und ganz, diese vertreten und vertheidigen wir, ihr gehört unser Wirken und Leben.

Wir wollen die nationalen Güter unseres deutschen Vaterlandes fördern und pflegen, Kirche und Vaterland hochhalten, den Kosmopolitismus, wo wir ihn finden, bekämpfen. Auf socialem Gebiete werden wir bemüht sein, mitzuarbeiten an der Ausgleichung der Klassengegensätze und allen Bestrebungen, die darauf gerichtet sind, das Loos der arbeitenden Klassen zu verbessern, unsere Unterstützung angedeihen lassen.

Nennt man dennoch diesen Standpunkt konservativ, so machen wir uns eine Ehre daraus, konservativ zu sein. Es ist nach unserer Ansicht der Standpunkt, den jeder Deutsche, der sein Vaterland liebt, einnehmen muß.

Die Ausgabe des 1. Heftes des neuen Jahrgangs erfolgt bereits am 27. September und bitten wir deshalb, wo noch nicht geschehen, um schleunige Aufgabe der Bestellung für das 1. Quartal.

Wir stellen unseren Kampfgenossen, die im Interesse der Bewegung für Gewinnung neuer Abonnenten thätig sein wollen, Gratis-Exemplare des 1. Heftes portofrei zur Verfügung und bitten uns davon, wo dies beabsichtigt wird, in Kenntniß setzen zu wollen.

Mit antisemitischem Gruße

Redaction und Verlagshandlung
der „Deutsche Wacht."

Digitized by Google

Digitized by Google